Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Ernst Leyden, Francesco Crispi, Julius Andrássy.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 53. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1890.

Mit den Portraits von:
Ernst Leyden und Francesco Crispi, radirt von Wilh. Krauskopf in München und Julius Andrássy, radirt von L. Kühn in Nürnberg.



Dreiundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1890.



Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

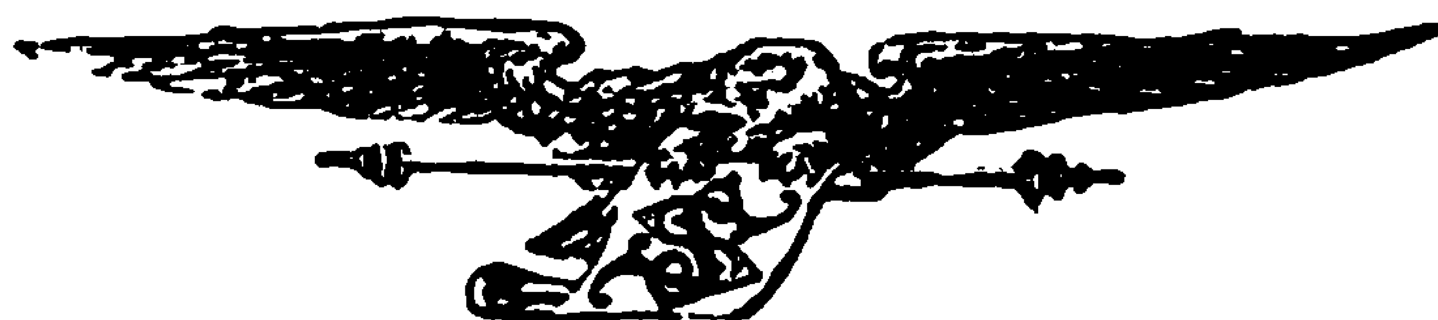
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIII. Band. — April 1890. — Heft 157.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Leyden.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

April 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ernst Leyden.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

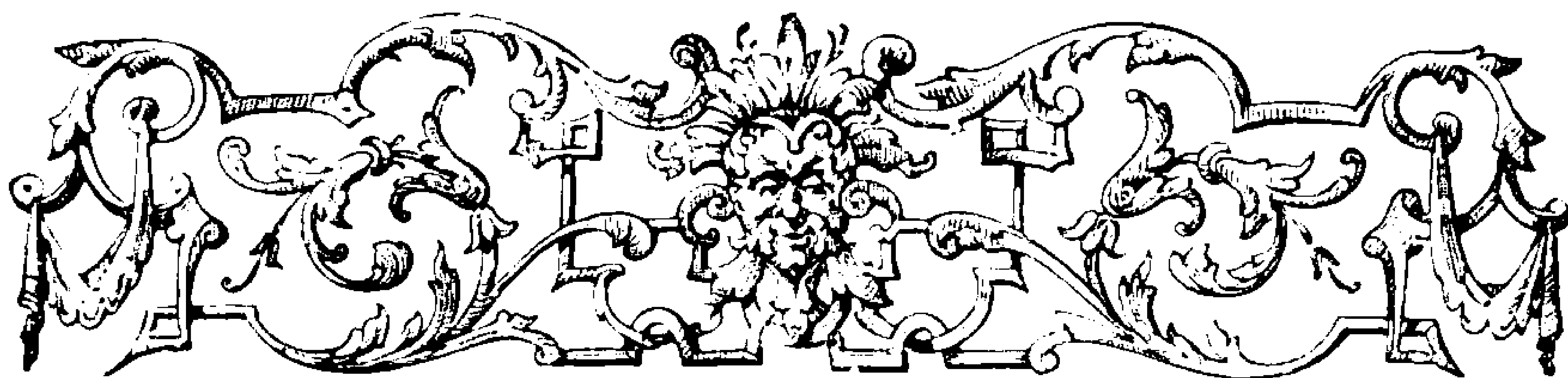
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



E. Leyden



Munks Madonna.

Novelle.

Von

Hans Hoffmann.

— Freiburg i. B. —

Auf Schloß Vogelsang bei Stolpenburg in Hinterpommern saß in Ehren und Wohlstand der Baron Henning von Schindelwick, noch jung, seit wenigen Jahren verheirathet. Die Ehe war nach Aussage aller Zeugen die glücklichste; die junge Baronin Wiltrud, geborene Freiin von Damnitz, galt als ein Muster von Sanftmuth, und man sagte scherzend von ihr, sie habe nur den einen Fehler, keinen Fehler zu haben.

Der Baron hatte seine Jugend genossen, wie es einem ritterlichen Manne geziemt; sobald ihn die Pflichten eigenen Hausstandes heimberiefen, ward er unverzüglich das vollendete Bild eines gesetzten Hausvaters und Staatsbürgers. Er wirkte untadelig als Verwalter seiner ererbten und erheiratheten Güter, als Mitglied wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine, als Meister edlerer Sitten in der guten Gesellschaft. Standesvorurtheilen unterlag er wenig; er war gleicherweise beliebt unter dem Adel der Umgegend, unter den Offizieren der Garnison und in den bürgerlichen Kreisen, mit denen Geschäfte oder Geselligkeit ihn zusammenführten. Unter seinen Standesgenossen besaß er den festen Ruf eines ungewöhnlich, ja unnatürlich geistreichen Mannes, eines glänzenden und unglaublich unterrichteten Plauderers; in wissenschaftlichen Kreisen wußte man ihm die seltenere Kunst eines liebenswürdigen Zuhörens nachzurühmen. Kurz, ein Mann, der überall auf seinem Posten war und sich mit Anstand auf seinem Posten zu zeigen wußte.

Daß er etwelche sogenannte Jugendsünden auf dem Kerbholz hatte, mühte er sich niemals heuchlerisch zu verbergen; im Gegentheil, er benutzte freiwillig manche Gelegenheit, in geeigneter Gesellschaft einen weise bedauernden Rückblick in allgemeinen und andeutenden Ausdrücken darauf fallen zu lassen; mehr verlangte Niemand, und er blieb dafür von flüsterndem Nachzischen fast völlig verschont. Er liebte die Wahrheit, Heucheln und Lügen erachtete er für unschön, für würdelos, ja sogar für nicht standesgemäß.

Einzig vor seiner Gemahlin war er nicht glücklich mit seiner Aufrichtigkeit: er fand schlechthin keinen Glauben. Wenn er je in aller Schüchternheit auch nur von einem Champagnerräuschchen, einer Begrüßung des Morgenroths beim Kartenspiel, einem abendlichen Ständchen und ähnlichen Abirrungen leichteren Kalibers schüchtern zu erzählen versuchte, dann lächelte sie ebenso sanft als ungläubig, indeß ihre runden Taubenaugen den Ausdruck einer leisen persönlichen Kränkung zeigten, und sagte mit einer gewissen kirchlichen Klangfarbe in der Stimme:

„Scherze nicht mit solchen Dingen, lieber Henning: es berührt mich peinlich, Dich auch nur im Spaß auf gleicher Linie denken zu sollen etwa mit Deinem wüsten Vetter Otto, der vor vier Jahren sich durch einen förmlichen Rausch geschändet haben soll, oder mit dem erbärmlichen Lieutenant von Braunstein, der einer gemeinen Kunstreiterin den Hof gemacht hat. Das ist unwürdig."

„Liebes Weibchen," bemerkte dann wohl der Baron bescheiden, „das ist ein bischen sehr hart geurtheilt, ein bischen einseitig; man muß berücksichtigen —"

„Unwürdig und erbärmlich," betonte sie nur desto nachdrücklicher, „und Ernst von Saling hat Schulden gemacht. Das ist ehrlos."

„Er hat sie pünktlich bis auf den letzten Heller bezahlt," wandte der Baron hier ernsthaft ein.

„Damit wirst Du den Flecken auf seiner Ehre nicht auslöschen wollen," entgegnete die Gemahlin sanft, „Du darfst auch nicht den Schein erwecken, als ob Du die Frivolität solcher Gesinnung theiltest. Traurig genug, daß es überhaupt so entartete Menschen in unserem Stande giebt. Ich bitte Dich, lieber Henning, nenne Dich nicht in einem Athem mit so niedrigen Schwächlingen."

Vor der vernichtenden Kraft so ernster Urtheile pflegte der Baron aufseufzend das Haupt zu neigen und tiefere Beichtergüsse einstweilen noch zu verschieben. Nur zu verschieben: sie wird einst tiefer sehen, gerechter richten lernen; es würde ein schwerer Mangel an Lebensklugheit sein, in den Augen der Geliebten sich selbst als einen niedrigen Schwächling, als unwürdig, frivol, erbärmlich darzustellen.

Dies seltsame Hemmniß auf der reinlichen Bahn seiner Wahrheitsliebe verdroß ihn lebhaft; ja noch mehr: die ungebeichteten Jugendsünden

begannen in seiner Brust den unbegrabenen friedlosen Seelen gleich gespensterhaft so lange nach ihrem Tode noch heimlich umzugehen.

Baronin Wiltrud, geborene von Damnitz, war nicht allein eine treue Gattin, sondern auch eine liebevolle Tochter. Alle vierzehn Tage fuhr sie in gewissenhafter Stetigkeit auf einen Tag zu Besuch bei ihren Eltern, deren Gut eine Eisenbahnstunde von der nächsten Station entfernt lag. Sie fuhr regelmäßig Sonnabends mit dem Mittagszuge ab und kehrte Sonntag gegen Abend zurück. Der Baron hätte sie jedesmal für sein Leben gern begleitet; zum Unglück traf fast jedesmal ein unvorhergesehenes Ereigniß ein, das ihn im letzten Augenblicke zwang, der schönen Hoffnung zu entsagen und den Mantel wieder auszuziehen. Der Viehhändler erschien plötzlich mit der Behauptung, grade auf diese Stunde bestellt zu sein: ein seltsamer Irrthum; oder die Dreschmaschine zeigte eine Unordnung: da war das Auge des Herrn selber nöthig; oder ein Wölkchen stieg eben drohend am Himmelsrande auf: die Heuernte mußte beschleunigt werden; oder das kostbare Reitpferd zeigte Symptome von Unwohlsein — oder was sonst ein tückischer Kobold mit nimmer müder Erfindungskraft ihm in den Weg zu werfen wußte.

Das Aergerlichste war, daß stets sehr bald nach der Abfahrt der Baronin die Hindernisse sich als nur scheinbare oder flüchtige zu erweisen pflegten. Der Viehhändler hatte es nur auf ein einziges Ferkelchen abgesehen, der Fehler an der Dreschmaschine war nichts als eine Dummheit des Knechtes, das Wölkchen verschwamm hinduftend im reinen Azur, das Pferdchen hub an vor stürmischem Lebensmuth im Stalle zu schnauben und zu tänzeln. Der Baron würde seine Gemahlin ganz gut haben begleiten können, wenn sie nur ein klein wenig hätte warten wollen. Freilich, der Zug wartet ja auch nicht.

In der unthätigen Einsamkeit verfiel der Baron alsbald in eine unbestimmte Schwermuth, darnach in eine Sehnsucht nach Menschen; zuletzt in ein gewisses friedloses Heimweh nach leisen Jugendsünden. Verzweifelnd fuhr er endlich in die Stadt.

Wann er heimkam, erfuhr Niemand, denn er hatte den Ehrgeiz, das Pferd grade diesmal eigenhändig wieder in den Stall zu bringen, um zu zeigen, daß er dergleichen kleine Verrichtungen noch nicht verlernt habe, und übrigens auch aus humaner Rücksicht auf das starke Schlafbedürfniß des Stallknechts. Dieser Letztere hatte jedoch am andern Morgen nicht selten schwere Arbeit mit dem Putzen des Thieres.

An diesen Sonntagen pflegte der Baron bis gegen Mittag in seinen inneren Gemächern zu verweilen; auf dem Hofe verbreitete sich dann mit dunklem Raunen das Gerücht: „Der Herr Baron arbeitet geistig." Er bestätigte dasselbe nachher durch ein abgespanntes Aussehen, unsicheres Schreiten und ein häufiges Streichen oder Pressen der Stirn mit der flachen Hand.

Abends, wenn die Baronin heimkam, empfand er dann jedesmal ein erneutes und besonders starkes Bedürfniß, seinem wahrheitsliebenden Herzen durch eine volle Beichte endlich Luft zu machen; allein sie vereitelte das stets: nicht einmal die harmlosesten und heitersten Seitensprünge vom Pfade conventioneller Sitten glaubte sie ihm; sie lächelte sanft und versicherte, so Unwürdiges vermöge sie sich von ihrem Gatten nicht einmal vorzustellen.

Unwürdig — erbärmlich — ehrlos — ein Schwächling — — nein! Das doch nicht. Der Baron ergab sich in Schweigen, und die Gespenster in seinem Busen spukten unbegraben weiter. — —

Es lebten um eben diese Zeit zu Stolpenburg und wirkten an seinem Gymnasium zwei jüngere Lehrer, welche in ihrem außerdienstlichen Lebenswandel von so eigenthümlichen Sitten waren, daß ihr College Munk, der Religionslehrer der Anstalt, sie einst in herber Mißbilligung mit Hophni und Pinehas verglichen hatte: und diese Beinamen, die sie selbst mit lockerer Freudigkeit auf sich nahmen, waren im Volksmunde an ihnen haften geblieben. Es sind das, wie jeder Christ weiß, die beiden Söhne Eli, des Hohenpriesters, welche nicht in des Vaters Wegen wandelten, sondern von denen geschrieben steht: „Sie waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn noch nach dem Recht der Priester an das Volk." Der Vergleich war schlagend; auch diese neuen Söhne Eli stammten beide aus ehrbaren Pfarrhäusern; und wenn das Sprichwort sagt:

Pastors Kind und Müllers Vieh
Gedeihen selten oder nie,

so bildeten sie keine Ausnahme von der düsteren Regel; doch wenn es leise tröstend hinzufügt:

Wenn's geräth, wird's gutes Vieh,

so konnte dies auf sie ganz gewißlich keine Anwendung finden.

Sie hatten sich, obgleich untereinander nicht verwandt, zusammengefunden durch eine gemeinsame Tante, die sie um ihrer Wohlhabenheit willen ungemein verehrten und der sie ihre letzten Lebenstage durch ihr scherzhaftes Wesen zu vergolden wußten. Die daraus sich ergebende Erbschaft, die ihnen gemeinsam zufiel, hatte verwunderlicherweise ihr einträchtiges Verhältniß nicht erschüttert, sondern im Gegentheil erst eine dauerhafte Freundschaft begründet: fast der einzige nachweisbare Zug in ihrem Charakter, der ganz zu ihren Gunsten spricht. Ursprünglich hatten sie, und zwar vierzehn Semester hindurch, mit mehr Glanz als Erfolg Medicin studirt; als sie auf dieser Bahn zu keinem Ziele kamen, gaben sie vor, sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt zu haben (woran schließlich ein Fünkchen Wahrheit war, soweit es sich um allerhand experimentelle Schnurrpfeifereien und Kunststückchen handelte), machten schleunigst in dieser Disciplin ein kleines Examen für das höhere Lehrfach, empfingen laut Zeugniß die Lehrbefähigung bis Untertertia einschließlich und hatten

durch dieses Kunstmittel nach einigem Suchen zu Stolpenburg ein pädagogisches Aemtchen erlangt. Merkwürdigerweise erwiesen sie sich in ihren Grenzen als recht brauchbare Lehrer, indem sie mit der beweglichen Schülerschaar besser als mancher gelehrte und sittenstrenge College umzuspringen verstanden.

Desto trübseliger stand es um ihr Privatleben. In der Kette ihrer Laster stach eines besonders hervor, welches der Religionslehrer dahin ausdrückte, daß ihre beiderseitigen Eltern bei der Geburt eines Jeden von ihnen versäumt hätten, das Gelübde zu thun: „Kein Scheermesser soll über sein Haupt kommen. Und soll keinen Wein noch starke Getränke trinken.“ Jedenfalls, wenn dies Gelübde etwa doch für sie gethan war, so brachen sie es auf eigene Hand in seinem ersten Theile monatlich einmal, in seinem zweiten dreißig bis sechzigmal. Und weil ihr Einkommen trotz der fetten Erbschaft zu solchen Neigungen und ihrer Leistungsfähigkeit doch nicht im glücklichsten Verhältniß stand, so hatten sie die Sitte angenommen, sehr häufige Sonntagsausflüge in die Städtchen und Dörfer der Umgegend zu machen und die dortige Geistlichkeit in so nachdrücklicher Weise zu besuchen, daß im Lande die Rede ging, ein dreimaliger Besuch der Söhne Eli sei einem einmaligen Abbrennen gleich zu achten. Auch das getreu dem Worte der Schrift: „Sie fragten nicht nach dem Herrn noch nach dem Recht der Priester an das Volk.“ Sie selbst aber pflegten von solcher Brandschatzung heimkehrend in der Redeweise des Collegen Munk zu sagen: „Wir haben Tribut erhoben von den Städten der Ammoniter.“

So war ihr Ruf denn nach allen Richtungen der schlechteste und wäre ganz für sie vernichtend gewesen, wenn sie nicht selbst ein Mittel gefunden hätten, dem gerechten Tadel durch eine geschickte Machenschaft ein Schnippchen zu schlagen. Sie erzählten nämlich von Zeit zu Zeit irgend einem züchtigen und glaubensreichen Bürger ein Märchen von einer ganz ausschweifenden Schlechtigkeit, die sie verübt haben wollten, und wenn die Kunde dann wie ein Lauffeuer die Stadt durchbraust und erschüttert hatte, lachten sie alle Welt aus und bewiesen zugleich ihre Unschuld und die Quelle des Gerüchtes. So brachten sie es zu Wege, daß bald Niemand mehr recht wagte, auch an ihre wirkich begangenen Streiche zu glauben, aus Furcht, sich durch eine derartige unvermuthete Aufklärung der Lächerlichkeit ausgesetzt zu sehen.

Auf die Weise machten sie es möglich, sich trotz alledem in ihrer Stellung zu behaupten, an der ihnen übrigens in Wahrheit schon nicht einmal viel gelegen war. Sie hatten nur den sonderbaren Ehrgeiz, ihren Posten nicht freiwillig zu verlassen, als ob sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten: wurden sie jedoch um außeramtlicher Vorgänge willen von demselben entfernt, so meinten sie ihre Ehre gewahrt zu haben; denn der Uebermacht zu weichen, sei keine Schmach. Auch hatten sie für alle Fälle

schon vorgesorgt, sich ein Hinterthürchen zu anderen Berufsarten zu öffnen. So hatten sie sich im Stillen mit ziemlich reichen Vorkenntnissen für die Ausübung des Brauereigewerbes versehen; oder sie dachten daran eine belletristische Zeitschrift zu gründen, oder sich auf das Schankgeschäft, die Kunstkritik, oder den Cigarrenhandel zu verlegen. Ganz neuerlich aber hatten sie begonnen, sich mit der Photographie zu befassen, und diese Kunst ist später wirklich ihr Beruf geworden; ihre Firma gehört heute zu den angesehenen der Reichshauptstadt, aus welchem Grunde es richtig erscheint, ihre bürgerlichen Namen zu verschweigen und sich mit den wohlklingenden und schriftgemäßen Hophni und Pinehas zu begnügen.

Einstweilen betrieben sie damals die neue Kunst, unbeschadet des ernsteren Hintergedankens, mit eben der Possenhaftigkeit, Spielerei und Nichtsnutzigkeit, wie alle anderen Dinge auch. Ihr Hauptspaß war, ihre Mitmenschen aus dem Hinterhalt zu photographiren, wobei sie eine abscheuliche Gewandtheit entwickelten, sie in den ungünstigsten und lächerlichsten Stellungen oder Mienenspielen zu belauern. Das thaten sie theils von ihren Fenstern aus, wo sie einen großen und trefflich arbeitenden Apparat geschickt hinter Vorhängen zu verbergen wußten und lange Stunden täglich schußbereit auf dem Anstand lagen, theils auch auf ambulantem oder peripatetischem Wege, wie sie sich ausdrückten, mittels eines kleinen teuflischen Maschinchens, das unter dem Rocke verborgen durch das Knopfloch seine tückischen Wirkungen übte.

So hatten sie bald eine höchst merkwürdige Sammlung von Stolpenburger Charaktertypen erbeutet. Sie begnügten sich jedoch keineswegs mit solcher Ansammlung von rohem Stoff, sondern pflegten denselben in einem eigenartig satirischen Sinne künstlerisch zu verarbeiten. So setzten sie einmal den stattlichen Oberleib der Frau Gymnasialdirectorin auf die Beine und Hosen des Herrn Directors, den Uebergang mit Geschicklichkeit zurechtschneidend und vermittelnd; das so gewonnene Ganze übertrugen sie auf eine neue Platte, retouchirten es fleißig und brachten solcher Art ein einiges und untheilbares Bildniß zu Stande: Kenner der häuslichen Verhältnisse des Gymnasiums konnten nicht umhin, darin eine Andeutung zu erblicken, daß die Frau Directorin in irdischen Dingen die weitaus größere Willenskraft zu offenbaren pflege. Oder sie hatten einmal den Bürgermeister der Stadt bei einem Schlummerchen erwischt, das ihn nicht selten beim Glase Grog befiel: sie setzten das ehrwürdige Haupt auf die Schultern eines Seydlitz, der bei Roßbach vor dem Angriff die Tabakspfeife in die Luft wirft. Der Bürgermeister wurde von seinem Volke mehr um seines schlafliebenden Charakters als um irgendwelcher persönlichen Tapferkeit willen geschätzt. Einen jungen Husarenoffizier, der ein schneidiger Reiter, aber sonst auch garnichts war, versetzten sie mit einem Gesichtsausdruck hülfloser Verworrenheit, der bei ihm leicht zu erlangen war, zu Pferde mitten in den geweihten Raum der Gymnasialbibliothek. Auch

Gruppen verstanden sie zu componiren: so ließen sie den Schuldiener Eichler, einen energischen und pflichttreuen Menschen, mit dem Rohrstabe auf dem Lehrstuhl sitzen, vor ihm aber auf dem Bänkchen den gelehrten Professor Röper, der mit den Schülern, wie Jeder wußte, nicht fertig zu werden vermochte. Und so fort ins Unendliche. Kurz, sie übten eine Kunst, welche hart an der Grenze des strafgesetzlich noch Unverbotenen hinlief, diejenige des sittlich Schönen aber auf der ganzen Linie überschritt.

Einzig die hübscheren Mädchen und Frauen des Ortes kamen gelinder fort, und in deren Auswahl zeigten sie allerdings einen ebenso sicheren Geschmack wie in ihrer sinnbildlichen Zurichtung nicht selten die feinsten Griffe der Schmeichelei, indem sie die Eine als Jungfrau von Orleans ausstaffirten, die Andere als Aschenbrödel mit dem zierlichen Schuh, die Dritte als Sappho, die Vierte, welche den beispiellosen Ruhm hatte, nicht Clavier zu spielen, als heilige Cäcilie, alle irdischen Instrumente von sich werfend; noch eine Andere ward durch die Begleitung eines Mohren (eines herrschaftlichen Dieners: so etwas gab es in Stolpenburg!) als Desdemona gekennzeichnet, und Eine endlich als Titania neben einem Eselskopf: man versteht, die letzten Beiden waren verheirathet. So wußten sie das weite Gebiet der Sage, Geschichte und Dichtung für ihre wunderlichen Zwecke zu verwerthen.

So waren Hophni und Pinehas.

Daß diese zwei Abenteurer so ziemlich in allen Kneipen der Stadt, deren nicht zu wenige sind, bewandert und gleichsam zu Hause waren, ist fast selbstverständlich; sie fühlten jedoch bisweilen auch den Trieb, sich auf sich selbst zu ernsterer Beschauung zurückzuziehen, und da ihnen hierfür ihre eigene Häuslichkeit als ein sehr ungeeigneter Ort erschien, so hatten sie sich in einem Hinterzimmer eines sonst anständigen Gasthofes ein eigenes Kneipchen eingerichtet und mit Schlägern, Säbeln, zahllosen Trinkgefäßen und einer Auswahl ihrer besten photographischen Aufnahmen genügend bunt und lustig ausgeschmückt. In dieser Klause verbrachten sie selbander geruhsam zechend viele Stunden, indem sie in stiller Gedankenarbeit einander anblickten und schwiegen. Denn ihre Vertraulichkeit war durch das langjährige Beisammenleben eine so große geworden, wie sie vielleicht unter besseren Menschen überhaupt nicht möglich ist; es war längst schon etwas Ueberflüssiges für sie, ihre Gedanken vor einander bis zu Ende auszusprechen oder gar breiter zu begründen und zu entwickeln; vielmehr begnügte sich Jeder von Beiden mit einer flüchtigen Andeutung dessen, was er zu sagen hatte, und der Andere setzte den abgebrochenen Satz entweder stillschweigend oder bei sehr redseliger Stimmung auch in ausdrücklicher Rede fort. Wenn zum Beispiel Hophni einen Blick aus dem Fenster that und anfing: „Heute —“, so genügte das vollkommen; Pinehas verstand und fuhr stumm oder hörbar fort: „— ist recht leidliches Wetter, wir können daher unseren Vesperschoppen im Freien trinken,“ oder so etwas. Ja selbst wenn sie stunden-

lang geschwiegen hatten, wußte Jeder ziemlich genau an welchem Punkte die Gedanken des Anderen in jedem Augenblick gerade angelangt waren.

In diese Art Unterhaltung vertieft, saßen sie am Sonnabend dem 15. October Abends 11 Uhr 30 Minuten einander gegenüber, als sich die Thür aufthat und der Baron Henning von Schindelwick hereintrat; er trug bereits leichte Spuren von innerer Erheiterung im Gesicht.

„Bravo, meine Herren!" rief er fröhlich, „immer bei der Denkarbeit! Jetzt aber gönnen Sie sich ein Stündchen der Erholung und erzählen Sie mir das Neueste aus dem Reiche des Witzes."

Er schüttelte ihnen die Hände, setzte sich zu ihnen und ließ sich willig einen umfangreichen Humpen mit Rheinwein füllen. Hophni und Pinehas begannen ohne weitere Umstände zu erzählen, städtische Klatschgeschichten, Dummheiten Anderer und tolle Streiche, die sie selbst im Laufe der letzten Wochen verübt hatten. Der Baron lauschte mit der sehnsuchtsvollen Theilnahme eines Verbannten, der von seinem fernen Vaterlande erzählen hört.

Nachdem die wichtigsten Fälle so erledigt waren, nahm Hophni aus einer großen verschließbaren Mappe, die sie dort stehen hatten, ein ansehnliches Blatt heraus, befestigte es mittels einiger Stiftchen an der Wand und sagte:

„Und nun, Baron, betrachten Sie unser neuestes Werk — Sie sehen, wir sind auf dem Wege zum höchsten Kunststile: Heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten. Was sagen Sie dazu?"

Der Baron stieß in der That einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Sie erkennen hier," erklärte Pinehas mit Würde, „in dem weiten Hintergrunde ohne Schwierigkeit die große syrische Wüste. Todmüde hat die reisende Familie Joseph um die Mittagszeit in dieser greulichen Sandöde Rast gemacht; was geschah? Eine reizende Weinlaube ist unverzüglich auf höheren Befehl aus dem starren Boden emporgesproßt. Papa Joseph hält sich natürlich bescheiden außerhalb derselben; vorsichtig lehnt er sich an einen ihrer Seitenpfosten, vielleicht, daß er ihrer photographischen Realität nicht völlig traut; doch darin würde er Unrecht haben. Die jungfräuliche Mutter aber —"

„ — ist im Innern der Laube sogleich in tiefen Schlaf versunken," nahm Hophni in gleichem Tone die Erklärung auf, „vor ihr auf dem Tische liegt das Jesuskind, auch von der Schlummernden noch mit ausgestreckten Armen sorglich festgehalten. Das Kindchen selber ist jedoch inzwischen erwacht und guckt halb aufgerichtet mit großen Augen in die Runde; und hast du nicht gesehn, da ist schon ein viertel Dutzend Engel vom Himmel herabgeschwirrt und bemüht sich, den göttlichen Kronprinzen anständig zu unterhalten. Sehen Sie wohl, der Eine spielt mit seinen Händchen, der Zweite zupft ihm die Strümpfe glatt, und der Dritte riskirt es sogar, ihm gemüthlich auf den Speckhals zu klopfen. So etwas dürfte natürlich vor irdischen Augen nicht vorkommen, auch nicht vor denen der Madonna höchstselbst; doch da sie schläft, braucht sich ein Engel nicht zu geniren, denn Joseph

ist natürlich wie wir anderen Sterblichen von Hause aus überhaupt vollkommen engelblind. — Nun, was sagen Sie? Wie finden Sie die Composition? Hübsch, originell, geistreich — nicht? Und Alles Stück für Stück getreu nach der Natur photographirt!"

„Reizend! Ganz reizend!" rief der Baron schnell, „ja, mehr als das — Sie sehen mich wahrhaft verblüfft —"

In seinem Gesicht lag wirklich etwas Verblüfftes, ja, ein Zug von Schrecken und ernstlicher Verwirrung; und er that jetzt einen hastig forschenden, fast scheuen Blick nach den Augen der seltsamen Künstler, doch da hier keine absonderliche Arglist zu entdecken war, so fragte er ein wenig beruhigt und doch noch mit Zeichen einer unterdrückten Aufregung:

„Aber sagen Sie, meine Herren, wie ist das möglich? Woher haben Sie diese Modelle? Ich begreife nicht — ganz und gar nicht — — ich meine vor Allem diese Wüste; wie kommen Sie zu dieser großartigen Wüstenlandschaft?"

„Sehr einfach, Baron, mit der Post kommt man dahin. Man fährt vier Stunden von hier, dann noch ein paar Stündchen zu Fuß und dann hat man's. Nach Afrika oder Asien brauchen Sie sich nicht zu bemühen."

Pinehas nahm ein neues Blatt aus der Mappe und nagelte es an die Wand.

„Sehen Sie," sagte er, „da haben Sie unsern Hintergrund im Naturzustande, noch ohne Staffage. Nicht wahr? Die prachtvollste Wüstenlandschaft von der Welt; kein Baum, kein Strauch, kaum ein ärmlichster Grashalm; aufgethürmte hohe Hügel, mächtig von Formen, groß geschwungen, wild hingeworfen, gezackt und zerfließend, zart und gewaltig, furchtbar und schön. Und von Hügel zu Hügel durch die tiefe Mulde des stummen Thales gelagert der ewige Sand, nichts als Sand, schwerer, gelber Sand und immer nur Sand, über breite Gehänge hingesprengt, zu Kegeln zusammengewirbelt, in langen Wogen hinrollend. Ein wildes Meer von Sand, mitten im Sturmaufruhr urplötzlich erstarrt, nun glühend in mächtigem Sonnenglanz unter dem lastend blauen, wolkenlosen Himmel — so sieht es wirklich aus da hinten in den Dünen! Sie merken, Baron, daß die Natur auch in Hinterpommern Effectstücke vollbringen kann."

„Sie sind wahrhaftig Tausendkünstler!" rief der Baron erstaunt und bewundernd, „so etwas zu entdecken, wovon wir andern Eingebornen keine Ahnung haben!"

„Sie werden sich noch zu weiterem Verwundern rüsten müssen," meinte Hophni gelassen. „Wir gehen jetzt zur Erklärung der Staffage über. Sie wissen, wir sind ehrliche Taschenspieler und keine Spiritisten, wir gönnen dem Publicum gern den Einblick in unsere Technik. — Hier ist zuvörderst noch ein kleiner Seitensprung; es war ein erster Versuch, unsere leere Wüste zu bevölkern."

Der überraschte Beschauer erblickte im Vordergrunde eines dritten

Wüstenbildes einen mächtigen Löwen, welcher auf dem Körper eines Menschen lag, dessen Kopf die wohlgetroffenen Züge Hophnis zeigte. Neben dem Thiere aber stand Pinehas in äußerst wirkungsvoller Stellung, eben im Begriff, dem Ungethüm ein langes Dolchmesser in die Seite zu bohren.

Der Baron brach in ein helles Gelächter aus.

„Köstlich!" rief er, „ganz köstlich! Pinehas, der Löwentödter!"

„Natürlich," sprach dieser mit der ernsthaftesten Miene, „was wollen Sie? In den Hundstagsferien haben wir bekanntlich einen Ausflug in die Sahara gemacht und erlebten dies Abenteuer außer vielen andern. Welcher Stolpenburger Philister darf zu zweifeln wagen vor solchem Beweise?"

„Und wenn nun der Philister fragt," bemerkte der Baron noch immer lachend, „wer von Ihnen beiden die vorliegende Momentaufnahme gemacht hat?"

Hophni maß ihn mit einem überlegenen Blicke.

„Sehen Sie her," sagte er, ein neues Blatt hervorziehend, „wir haben natürlich einen Neger abgerichtet, der uns mit dem Apparat begleiten und unsere bedeutsamsten Thaten auf die Platte werfen mußte. Damit nun die Stolpenburger erkennen, wie es zugegangen, haben wir auf diesem Abzuge den photographirenden Mohren mit auf dem Bilde behalten — sehen Sie, da!"

„Halt," rief Pinehas, „der Baron merkt, daß da irgend etwas nicht in Ordnung ist; dieses dritte Bild erst giebt Ihnen die volle Erklärung des Herganges. Da sehen Sie zu jeder Seite unserer Gruppe einen photographirenden Neger; es ist ganz klar: Jeder von ihnen nimmt außer uns auch seinen Collegen auf, und bei dieser Gegenseitigkeit der Fixirung müssen selbstverständlich auch Beide auf dem Bilde zu sehen sein. Ja, ja, auch die Kunst des Photographen hat ihre Logik."

„Und wo haben Sie diesen ausgezeichnet schönen Löwen aufgestöbert?" fragte der Baron, sich schüttelnd vor Lachen.

„In einer Danziger Menagerie erlegten wir ihn," berichtete Hophni, „doch halten wir uns nicht länger mit Nebendingen und Vorstudien auf. — Also die Wüste haben wir; folgt die Weinlaube mit Inhalt als Vordergrund. Vernehmen Sie ihre Geschichte. Vor etwa vierzehn Tagen kommen wir von einer Studienfahrt zurück, den Apparat auf dem Rücken. Wir haben Durst; doch das ist selbstverständlich, ich meine aber, gemeinen, bürgerlichen Durst; im Garten hinter Köhlers Gasthaus giebt es eine schattige Laube; wir wollen eintreten, und entdecken — das hier."

Ein neues Blatt, das sie hervorlangten, zeigte dieselbe Gruppe wie das zuerst betrachtete, nur ohne den heiligen Joseph, und alle anderen Figuren in sehr profaner Gewandung: die Engel, durchaus flügellos, waren drei kleine Mädchen, die wohl nicht einmal auf Erden den höheren Töchtern zuzurechnen wären, hübsche Dinger allerdings, der Jesusknabe ein munterer Säugling im gewöhnlichen Tragekleidchen; am auffallendsten

unterschied sich das Urbild der früheren Madonna von dieser: ein kokettes Strohhütchen, das Haar in lockeren Fransen darunter hervorquellend, ein lustiges, so elegantes wie modernes Kleid mit einer graziös herausfordernden Schulterschleife, sogar ein Paar reizvoller Halbstiefelchen sichtbar werdend und darüber ein sich andeutendes Stück eines durchbrochenen Strumpfes; das Alles war wirklich nicht von sehr madonnenmäßigem Zuschnitt. Dagegen das liebliche, zarte, mädchenhafte Gesicht der jungen Schläferin war ohne Abzug und Zusatz eben das der Madonna.

„Sehen Sie, so war es," fuhr Pinehas fort, „so fanden wir die Situation: die junge Dame, dilettantische Kinderfreundin wie alle jungen Damen, hat das jüngste Wurm der Frau Wirthin in ihre Obhut genommen, ist jedoch über der ungewohnten Arbeit ein wenig eingenickt; die scheuen Schwestern des Kleinen benutzten die Gelegenheit, sich heranzuschleichen und in lautloser Heiterkeit mit dem zappelnden Dinge zu spielen; so war's, und so haben wir's eingefangen — die Stilisirung der Gewänder hat reichliche Mühe gemacht, doch immer setzten vor das Gelingen die Götter den Schweiß — ein genialer Wurf, nicht wahr? Und doch nichts Wunderbares; denn es ist eine alte Sache: in jeder Straßenrange steckt ein regelrechter Engel mit Flügeln und allem Zubehör, nur oft ein bischen sehr tief drinnen, aber wer den Blick hat und vor Allem den erfüllten Augenblick zu fassen weiß, der spürt es schon aus und holt es herauf, daß dann auch die Kurzsichtigen und Blinden es sehen können. Es giebt zwar auch Leute, die glauben, was ein Engel sein soll, das müßte aus der Luft gegriffen werden; aber das hat nur einen kleinen Haken: herumflattern mögen sie ja wohl da oben, aber greifen lassen sie sich nicht. Und mit den Madonnen ist's gerade so: in jedem Weibe sitzt eine Madonna verborgen, da freilich meist entsetzlich schwer zu finden, aber der verstorbene Rafael fand sie sogar in der unangenehmen Fornarina und wir in der Soubrette einer kleinstädtischen Schmiere. — Was haben Sie, verehrter Baron? Es scheint fast, unsere Sanctissima erweckt Ihnen besondere Gefühle — oder Sie kennen unsere Fornarina?"

Hophni und Pinehas warfen einander einen kurzen Blick der Ueberraschung zu, in welchem ein condensirtes Aha! zu lesen stand.

„Tiens! Tiens!" sagte der Baron, indem er einer Erregung Herr zu werden suchte, die sich dennoch in einer gewissen Hast und dem nervösen Klange seiner Stimme noch geltend machte. „Jetzt kommt mir's! Wußte erst garnicht, wo ich das Persönchen hinbringen sollte. Wer kann alle hübschen Schauspielerinnen gleich wieder so beim Namen fassen? Aber kenne sie, kenne sie, natürlich. Nun entsinne ich mich: bei Wallner habe ich sie gesehen. Valeska — Valeska — Zarnikow, richtig. Ganz kleine Rollen. Erregte seiner Zeit ein gewisses Aufsehen weniger in kunstkritischen als in militärischen Kreisen; viel Reiz, wenig Talent; aber bis auf Stolpenburg zu sinken, das ist hart."

„Sie scheint nicht allzuschwer an ihrem Schicksal zu tragen," bemerkte Pinehas, „Wissen Sie, wie ihr erster Ausspruch lautete, als sie plötzlich erwachte und ihre etwas pflichtvergessene Lebenslage erkannte? ‚Ach Gott,' rief sie, ‚wie ungeschickt von mir! Ich habe Kinder so gern; und nun schlafe ich hier ein. Aber das macht, wir haben vorige Nacht ein bischen viel gekneipt.'"

„Wir auch," konnten wir wahrheitsgetreu erwidern, und damit war die gegenseitige Vorstellung vollbracht und eine sichere Basis der Freundschaft gegeben. War das nicht reizend?"

„Echt!" sagte der Baron heftig lachend.

„Natürlich haben wir die neue Bekanntschaft eifrig gepflegt," fuhr Hophni fort, „nicht am wenigsten, um unsere Stolpenburger Gönner zu ärgern. Denken Sie doch, zwei Lehrer ihres hochehrbaren Gymnasiums verkehren und zeigen sich auf öffentlicher Promenade mit einer lästerlich hübschen Schauspielerin; welcher Skandal! Uebrigens läßt sich in Wahrheit nicht leicht etwas Ehrbareres ausdenken als unsere Freundschaft mit Fräulein Valeska: beschämend ehrbar, muß ich sagen."

„Gebührt das Verdienst der Dame oder Ihnen?" fragte der Baron mit einem etwas lauernden Lächeln.

„Zur Beantwortung dieser berechtigten Frage," entgegnete Pinehas, „diene folgende Thatsache: Die sichersten Zeugen für den Ruf einer Dame sind allerorten die Aristokratie und das Militär; die himmlischen Heerschaaren aber jubiliren dann, wenn die irdischen trauern. Die Thatsache nun ist, daß seit dem ersten Auftreten unserer Freundin am hiesigen Platze das gesammte Offiziercorps in Linie, Reserve und Landwehr, besonders auch soweit es unverehelicht ist, in die tiefste Bestürzung, Trauer, Verzweiflung versetzt wurde. Was bedürfen wir weiter Zeugniß?"

In den aufmerksamen Blicken des Barons zeigte sich der schnell unterdrückte Ausdruck einer innern Befriedigung. Dann vertiefte er sich nachdrücklich in die Betrachtung des Madonnenbildes; doch blieb seinen stark gespannten Zügen ein unruhiges und aufgeregtes Nachdenken anzusehen.

Hophni und Pinehas wechselten ein zweites stummes: Aha!

Endlich nach längerem Schweigen und Sinnen begann der Baron in einem bemüht nachlässigen Ton, ohne den Blick von dem Blatte zu erheben:

„Man sollte aufhören, von jeder Schauspielerin gleich Besonderes zu denken oder doch Zweifel zu hegen. Die meisten von ihnen sind zehnmal reiner, als der Ruf ihres Standes. — Der Ausdruck dieser schlummernden Züge zum Beispiel scheint mir die feinste Bürgschaft für den Charakter der Dame zu geben: in diesem lieblichen Kopfe liegt Frauensinn und geahnte Mütterlichkeit — wissen Sie was? Einer von Ihnen sollte sie heirathen; er würde nicht mit ihr betrogen sein."

Hophni und Pinehas lachten laut.

„Wir hätten sogar alle Aussicht, von ihr genommen zu werden," versicherte Dieser. „Wissen Sie, was sie gesagt hat? Prediger und Lehrer seien ihr furchtbar interessant. Sehr begreiflich allerdings: die interessantesten sind uns allemal die Menschen, die wir am wenigsten kennen. Aus diesem Grunde fand Fräulein Valeska sogar sich selber hochinteressant — in der Verkleidung als Madonna. Sie betrachtete sich lange verwundert und entzückt, als wir das fertige Bild ihr vorlegten, und brach zuletzt in den seltsamen Klageruf aus: „O Gott, wenn ich noch so wäre!" Aber wahrhaftig, das kam so treuherzig heraus wie bei einem Kinde, es war ordentlich rührend, und ich behaupte, eine wirkliche Thräne schimmerte in ihrem großen Auge — und das soll keine gute Schauspielerin sein?"

„Nein!" rief der Baron sehr lebhaft, sich dann erst mit sichtlicher Absicht zur Ruhe zwingend, „aber Sie sind schlechte Kritiker, die nicht Natur und Kunst zu sondern wissen. Glauben Sie mir, dieser Ausruf war so naturecht wie der andere, daß sie ein bischen viel gekneipt habe — ich entnehme das Vertrauen einzig der beredten Aussage dieses Bildes."

„Wahrhaftig — einzig?" fragte Hophni mit einem unmerklichen Lächeln, „nun ja, das Bild scheint allerdings eine starke natürliche Anlage zur Tugend und Madonnenhaftigkeit zu verrathen, keineswegs aber, wieweit diese Anlage auch praktisch entwickelt ist. Wollen Sie sich übrigens gefälligst erinnern, daß wir lange vor Ihnen für den Ruf unserer Dame Stimmung machten. Und selbst bei anderer Sachlage — Sie werden uns nicht für Moralprediger halten. Allein wir sagten schon, wir nennen Valeska unsere Freundin, und das im süßesten, in schwärmerischem Sinne; wie sollten wir nun so thöricht sein, den Duft dieses holden Namens mit dem grundprosaischen Titel Ehefrau zu vertauschen und unseren zart hinschwebenden Gefühlen in dem Sumpfboden der Ehe ein unwürdiges Grab zu graben? Die alte Garde liebt, doch sie verliebt sich nicht."

„Ein reinlicher Grundsatz," lachte der Baron, „eines antiken Philosophen würdig. Nur eines wundert mich, daß Sie sich die Gelegenheit entgehen lassen, so Bürgerschaft als Gymnasium in eine wahrhaft lebensgefährliche Aufregung zu versetzen: stellen Sie sich das verklärte Antlitz Ihres Herrn Directors vor, wenn Sie ihm eine Komödiantin in den unbefleckten Kreis seines Collegiums einführten! — Nun, ich sehe, Sie wollen nicht; man soll Niemanden zu seinem Glücke zwingen. — Dafür dürfen Sie mir eine andere Bitte nicht versagen: schenken Sie mir einen Abzug dieses Bildes. Denn ich weiß ja, käuflich sind Ihre Werke nicht zu haben; sonst säßen Sie vielleicht schon längst im Schooße der Millionen."

„Wenn wir das Recht der Vernichtung unserer Platten verkauften, ganz gewiß," versicherte Pinehas, „Ihr Wunsch aber ist uns natürlich Befehl. Sie können den vorliegenden Abzug gleich behalten. Sie scheinen Freude an dem Gegenstande zu haben," fügte er mit einem eigenthümlichen Blinzeln hinzu.

„Ein Kunstwerk! Ein volles Kunstwerk!“ bestätigte der Baron sehr eifrig, „und dabei doch der kecke Reiz des unmittelbaren Lebens! Es ist einzig. Ja, der Wahrheit die Ehre, ich leugne es nicht: wenn ich noch ledig wäre und ich sähe mich selbst als heiligen Joseph mit dieser Madonna so auf einem Bilde vereinigt, es würde mich eine eigenthümlich warme Empfindung durchströmen — fürchte ich -- fürchte ich. Man könnte diesen Joseph wahrhaftig um seine Stelle beneiden. Uebrigens gleichfalls ein vorzügliches Modell; Sie sind und bleiben Tausendkünstler. Wo haben Sie das wieder aufgefischt? Wirklich, wie geschaffen für seine Rolle: kein schönes Gesicht, gewiß nicht; ziemlich grob geschnittene Züge vielmehr, doch sehr eigenthümlich im Ausdruck — wie soll man sagen? Treuherzig und doch nicht einfältig, unglaublich ehrlich, klug zugleich und rein. Und wie picant das schneeweiße Haar über dem männlich jungen Gesicht: ich muß bekennen, ein äußerst merkwürdiges Gesicht. Man möchte ordentlich Respect haben vor solchem Heiligen.“

„Vielleicht darf man sogar vor dem lebenden Urbilde einen gewissen Respect haben, wenn man nicht zufällig Hophni oder Pinehas heißt. Jedenfalls ist es keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß selbst seine eigenen Schüler veritabeln Respect vor ihm haben; und das will mehr sagen, als Sie wahrscheinlich ahnen, Herr Baron. Ich wundere mich nur, daß Sie ihn nicht kennen; als Mitglied des hohen Curatorii unserer Anstalt wären Sie eigentlich fast zu dieser Kenntniß verpflichtet. Es ist unser Religionslehrer, Nathanael Munk; er wohnt unserm Fenster gerade gegenüber; so haben wir ihn auf die denkbar bequemste Weise aufgegriffen und in diesen angenehmen Käfig versetzt. Und übrigens ist nachzutragen, daß wir vielleicht erst durch den Gedanken an ihn auf unsere Composition gekommen sind; er ist nämlich ein schwärmerischer Madonnenanbeter; er besitzt eine ganz hübsche Kupferstichsammlung —“

„Wie, ein Kunstkenner?“ rief der Baron. „Das ist ein Naturwunder. Ein Kunstkenner in Hinterpommern!“

„Nichts weniger als das,“ entgegnete Pinehas, „denn er denkt in Mußestunden über die Kunst, ein sicheres Zeichen, daß er nichts davon versteht.“

„Dann also ein Kryptokatholik?“

„Auch das nicht. Sein Madonnencultus ist sehr menschlicher, ich möchte sagen, heidnischer Natur, wenn das bei unserm frommen Nathanael Munk im Geringsten erlaubt wäre. Es ist eine Art platonischer Vielweiberei; ein Surrogat für das, was anderen Menschenkindern die Liebe ist. Denn er ist im Uebrigen entschlossener Junggeselle, freilich nicht aus Weisheit und Grundsatz wie wir, sondern aus bitterer Thorheit, da doch sein innerstes Herz nichts in der Welt so heiß ersehnt, wie die Freuden des christlichen Ehestandes. Doch weil er nicht eben schön ist, hält er sich für häßlich und darum auch für schlechthin unfähig, einem Mädchen zu gefallen.

Auch sein vorzeitig ergrautes Haar bestärkt ihn in dieser Meinung; er betrachtet sich als einen Jubelgreis, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreicht hat. Sie sehen, der wunderliche Heilige, wie er im Buche steht."

„Er hat also nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das ihn vom Gegentheil zu überzeugen wußte?" fragte der Baron.

„Er kennt überhaupt kein weibliches Wesen," sagte Hophni, „Beweis dessen: er hält sie alle in Bausch und Bogen für eingeborne Engel und Heiligenbilder."

„Ich hörte vor Kurzem," bemerkte der Baron ein wenig spöttisch, „zwei grimmige Skeptiker so ziemlich denselben holden Glauben bekennen. In jedem Weibe steckt eine Madonna, behauptete Jemand."

„Oho, Verehrtester," rief Pinehas laut, „machen Sie gefälligst keine Kartenkunststücke! Ein Anderes ist es, in einer Gans eine Göttin sehen, wie es ein Optimist und ein Verliebter thut, und ein Anderes, den Tropfen Götterblutes, der auch in jedem Gänschen fließt, zum Kunstgebrauch herauszuzapfen wissen, wie das wir gottbegnadeten Künstler leisten. Munk aber geht sogar noch um Vieles weiter in der Verblendung: er hält seine eigenen Schüler von Hause aus für unschuldsfromme Lämmerseelen, für lauter ausgepichte junge Heilige und pflegt uns mit ernsten Worten zu strafen, wenn wir sie im allerbesten Falle für lauter junge Affen erklären."

„Da scheint mir freilich seiner Art," meinte der Baron, „nur jener denkfaule Idealismus zu Grunde zu liegen, der sich nicht erst die Mühe giebt, die Menschen zu kennen — wie aber will ein Solcher Menschen erziehen? Mir scheint, er muß nothwendig ein spottschlechter Lehrer sein. Ich möchte wohl einmal sehen, wie die munteren Jungen mit dem umspringen, der sie unbesehen für fleckenlose Englein hält und den sie gar nicht erst zu betrügen brauchen, weil er dies freiwillig schon selbst besorgt."

„Ja, sehen Sie, Baron," sagte Pinehas trocken, „das ist eben ganz unsere Meinung auch, ganz unsere Weisheit. Das Nichtswürdige ist bloß, daß diese unsere schöne, klare, festgefugte Theorie von der brutalen Praxis rücksichtslos auf den Sand gesetzt wird. Es ist leider eine traurige Thatsache, daß Munk besonders im Punkt der Disciplin der glücklichste Lehrer unserer Anstalt ist; kein Neid der Collegen wagt ihm das zu bestreiten. Nie ist während seines Unterrichts ein ernstes Vergehen gegen die Schulzucht vorgekommen; Ungehorsam, Trotz oder gar Widersetzlichkeit, ja selbst der sonst so beliebte Kleinbetrug sind fast unbekannte Dinge. Für keinen Lehrer auch wird so redlich gearbeitet wie für ihn. Kurzum, seine Macht über die wüste Rotte ist unbeschränkt; die hoffnungslosesten Rüpel werden unter seinen Augen zu Musterknaben: es ist, als wenn da hundert unentdeckte Tugenden in ihnen plötzlich zum Licht empordrängten, wie die Spargel im Mistbeet. Und das Merkwürdigste: er bringt das alles zu Wege ohne die geringste Strafe, ja ohne Scheltwort, selbst tadelnde Zeugnisse kennt er nicht; wo wir urtheilen: ‚Unter aller Kanone‘, da schreibt

er: ‚Ziemlich gut‘. Es ist eigentlich eine unerlaubte Methode; und läßt sich Einer verleiten, sie nachzuahmen, so stürzt er in den Abgrund; die Jungen lachen ihn aus und tanzen auf Tischen und Bänken.“

„Da wird man schließlich an Wunder glauben müssen, um so mehr als er ein Schriftgelehrter ist,“ rief der Baron.“

„Ja, es hilft nichts,“ sagte Hophni achselzuckend, „es gehen wirklich Zeichen und Wunder von ihm aus; man wird sich an diesen Uebelstand gewöhnen müssen. Vernehmen Sie ein abenteuerliches Exempel. Kennen Sie Frau Duhr, die alte Waschfrau? Ohne Zweifel nicht. ‚Du siehst geschäftig bei den Linnen‘ u. s. w. Besondere Kennzeichen: keine; denn sie gleicht allen anderen Waschfrauen darin vollkommen, daß sie es nie übers Herz bringen kann, ihren Clienten von einem Dutzend Hemden mehr als elf Stück zurückzugeben, außer wenn eine ordnungswüthige Hausfrau ihr das kleine Andenken mißgönnt. Was aber geschieht der Aermsten mit unserem Nathanael Munk? Eines Tages erscheint sie in großer Verlegenheit bei dessen Zimmerwirthin und liefert ihr aus freien Stücken das zwölfte Hemde aus, das in Gedanken bei ihr liegen geblieben sei. Die Wirthin, eine weise und tapfere Frau, wittert erst recht Unrath bei einer so naturvergessenen Ehrlichkeit und nimmt die verdächtige Person in ein scharfes Kreuzverhör, bis die in den bekennenden Jammerruf ausbricht: ‚Ja, wer kann denn so'n neugeborenes Kind was nehmen? Wenn das Einen so ankiekt mit seine unschuldige Augen, das ist ja wohl beinah, als wenn uns' Herrgott selbst das sieht.‘ So läuft sie heulend ab, und Munks Wäsche ist vollzählig geblieben bis auf den heutigen Tag. Ein andermal hat ihm ein Bettler einen silbernen Leuchter gestohlen und gleich darauf freiwillig zurückgebracht mit der denkwürdigen Begründung, er sei ihm im Hutfutter hängen geblieben. Und solcher stadtkundiger Geschichten giebt es viele.“

„Sehr merkwürdig,“ sagte der Baron nachdenklich, „doch wohl zu begreifen: das unbedingte Vertrauen hat eine still beschämende Kraft. Und Sie meinen, daß seine pädagogischen Erfolge auf diesem selben Grunde ruhen?“

„Zu einem Theile, ja,“ erklärte Pinehas, „und das geht ungefähr so zu: er kommt also zutraulich wie ein junger Hund auf die sündige Rotte zugesprungen und seine munteren Augen scheinen Jedem einzeln zuzurufen: Du bist ein reiner, treuer, grundehrlicher, edler, engelguter Junge! Das glaubt ihm natürlich Jeder gern von sich in aller Treuherzigkeit, und weil er es glaubt, bemüht er sich in der That mit unbewußtem Drange, auch wirklich ein bischen so zu sein, so gut es geht — vielleicht auch vorläufig nur zu scheinen.“

„Heißt das aber nicht Scheinheilige und Heuchler erziehen?“ warf der Baron mit einem etwas salbungsvollen Ton dazwischen.

Pinehas kniff ein wenig die Augen ein und erwiderte gelassen:

„Was wollen Sie? Die Heuchelei ist eben die wahre Mutter der Tugend. Wer wenig heuchelt, wie Hophni und Pinehas, der ist wahrhaftig auch der Tugendhafteste nicht. Bei aller Erziehung der Kinder und der Menschheit kommt es zuletzt doch einzig darauf an, die Gewissen kitzlich zu machen; ist das im Gange, so reden wir uns vor, wir seien so ungefähr der Art, wie dies frisch geschliffene Gewissen uns haben will; diesen Schwindel können wir aber nicht lange aufrecht erhalten, weder vor uns selbst noch gar vor Anderen, wenn wir nicht wirklich mehr und mehr so werden. So gewöhnt man sich langsam die Tugend an, und Mancher ist am Ende, was er am Anfang scheinen wollte. Das ist Freund Munks Methode, erster Theil: je unbewußter, desto consequenter. In diesem Sinne gleicht er dem Propheten, der künftige Dinge dadurch schafft, daß er im Geiste sie als fertig voraussah und verkündete. Oder auch dem Künstler, der im schwachen Keim die volle Blume sieht und durch sein Sehen selbst sie schafft. Seine gläubigen Augen erschaffen in den struppigen Seelen das Gute, das er vorahnend in ihnen sieht."

Der Baron machte ganz verwunderte Augen. „Hophni und Pinehas," sagte er langsam, „ich fange an zu glauben, Sie könnten um Einiges besser sein als Ihr Ruf, wenn Sie wollten."

„Das heißt, wenn wir Anlage zum Heucheln hätten," bemerkte Hophni trocken. „Wir kommen nun zu seiner Methode zweitem Theil. Sein Glaube hat natürlich gewisse Grenzen, denn schlechthin blödsinnig ist Nathanael nicht. Die Gemeinheit und Verlogenheit tritt ihm denn doch einmal so plump entgegen, daß er sie sich beim besten Willen nicht mehr leugnen kann. Dann sieht er dies Böse, dies Unreine mit großen, verwunderten Augen an wie etwas Fremdes, Unbegreifliches, und er wendet sich still davon ab als von einer Sache, zu der er keine Beziehung findet, die er nicht versteht. Er bekämpft es nicht, er lehnt es ab, er schweigt es todt. Diejenigen, die sich so von ihm ertappen ließen, haben für ihn aufgehört zu leben. Er straft sie nicht, er verleugnet sie. Er vermag es nicht über sich, mit den Sündern noch eine persönliche Gemeinschaft zu pflegen. Es ist eine Art von Verlegenheit, die er solchem Unreinen gegenüber zu empfinden scheint, er weiß nicht mehr mit ihm umzugehen, da er ihm nicht mehr vertrauend ins Auge blicken kann; seiner frohen Sicherheit ist hier der Boden unter den Füßen weggezogen. Er scheut sich vor ihm wie vor einem fremdartigen Geschöpfe, dessen Denken und Fühlen von dem seinen so verschieden ist, daß es keine gegenseitige Mittheilung ermöglicht. Sieht er sich doch genöthigt, zu ihm zu sprechen, so thut er es mit abgewandten Augen und allen Ernstes erröthend. Die so gezeichneten Schüler bleiben im Winkel straflos sitzen und werden von ihm nicht mehr beunruhigt weder durch Fragen noch durch Forderungen. Sie sind moralisch hingerichtet."

„Aber das ist grausam!" rief der Baron lebhaft. „Das ist auch

ungerecht und unchristlich; unser Herr Christus richtete die Sünder auf, und dieser stößt sie von sich."

„Es ist noch schlimmer als das alles," nickte Pinehas ruhig, „es ist einfach dumm. Es ist psychologischer Unsinn. Als ob es von Hause aus gute und schlechte Menschen gäbe, Engel und Teufel. Als ob der gesunde Baum nicht hundert kranke und faule Früchte trüge; als ob der kränkste Stamm nicht gesunden könnte. Er ist ein Schwärmer und ein Narr. Doch siehe da, diese eine ungeheure Dummheit ist's, die dem Manne die Seelen unterwirft, sie zum Zittern zwingt, zur Besserung und — zur Liebe. Keine Strafe wird je so gefürchtet, wie jener unausgesprochene Bannstrahl; kein Lob oder Lohn vergleicht sich an Macht dem stolz treuherzigen Blick dieser glaubensvollen Augen. So groß ist die Gewalt des Unsinns auf unserm armen Planeten."

Der Baron blickte sinnend vor sich hin.

„Ich habe wohl Aehnliches schon kennen gelernt," sagte er nach einer Pause ein wenig zögernd, „doch nur bei Frauen, und nicht von gleicher Wirkung: es zwingt nicht zur Liebe und zur Besserung, sondern zum Achselzucken, zum Trotzen, zur Lüge."

„Das mag wohl davon kommen," warf Hophni hin, „daß man dieselbe Gesinnung haben kann aus Hochmuth, Beschränktheit und Froschnatur, oder aber aus Reinlichkeit. Die letztere Art ist Munks."

„Und doch ist's bei Frauen erklärlich, die das Leben nicht kennen," fuhr der Baron fort, ohne der Zwischenrede zu achten, „wie aber kann die Schwärmerei sich behaupten bei einem Manne, der mit täglicher Erfahrung mitten im Leben steht?"

„Das mag wohl ebenso zu Stande kommen," meinte Pinehas, „wie er und zahllose andere Leute es machen, die aller neuen Wissenschaft ein furchtloses Ohr leihen und dennoch fest am strengen Christenglauben hangen. Ganz einfach: sie halten ihren Geist als ein offenes Land mit freien Wegen und Stegen, darin sie alle fremden Gedanken als willkommene Gäste sich munter tummeln lassen; mitten drinnen aber steht eine Festung, die Keiner betreten darf, der nicht nach Landesart uniformirt ist; diese Festung ist ihnen ihr Glaube; auch sie ist bevölkert mit schönen Gedanken, aber sie tragen alle Uniform, und wer sich in Civil auf der Straße betreten läßt, wird als Spion erschossen. — So wird auch Munk seine Festung haben, in der er sicher wohnt vor allen feindlichen Gedanken und Erfahrungen."

„Wenn es nun aber geschähe," sagte der Baron, „daß einmal eine gewaltige Mine spränge und eine Bresche in den Wall seiner Festung legte?"

„Dann wäre sie eben verloren," antwortete Hophni, „und höchst wahrscheinlich der Herr der Festung auch. Gott schütze ihn vor so einer überwältigenden Erfahrung, die ihm den Glauben an die ganze Reinheit der Reinen in die Luft sprengte. Kein Zweifel, der ganze Kerl würde aus den Fugen gehen und nicht mehr zu gebrauchen sein. Er ist ein Nacht-

wandler; wird er aufgeweckt, so bricht er das Genick. Mit Engeln versteht er umzugehen, mit sündigen Menschen aber nicht. Die Schüler zumal werden ihn nicht mehr fürchten und nicht mehr lieben, sondern ihm wie manchem anderen armen Wicht vergnüglich auf der Nase herumspielen. Für diesen wunderlichen Gesellen ist's nicht anders:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Der Baron versenkte sich mit erneuter Theilnahme in das merkwürdige Madonnenbild.

„In der That," bemerkte er, „es liegt in den Augen dieses Joseph etwas, davor man sich fürchten könnte wie vor einer unbekannten schlummernden Naturgewalt. — Aber sagen Sie, welchen Eindruck hat auf ihn dies Bild gemacht?"

„Gar keinen," erwiderte Pinehas, „denn er hat es nicht gesehen."

„Was Sie sagen!" rief der Baron verwundert. „Aber warum zeigten Sie es ihm denn nicht? Ich dächte, seine Ueberraschung müßte Ihr Hauptvergnügen an dem ganzen Spaße sein."

„Das sollte es auch; allein wir wagen es nicht," bekannte Hophni beinahe kleinlaut, „er könnte so etwas wie eine Lästerung darin erblicken. Sein armes Selbst auf frech photographischem Wege zum thätigen Mitgliede der heiligen Familie befördert zu sehen, das wird er nicht vertragen. Und in solchen Fällen kann er unangenehme Augen machen."

„Ei, ei!" lachte der Baron, „Hophni und Pinehas in ihren kühnsten Launen von furchtsamem Zartsinn gebändigt, das ist keine alltägliche Naturerscheinung. Aber hören Sie — der Mann muß dies Kunstwerk kennen lernen, ganz unbedingt; es wäre sündhaft, es ihm vorzuenthalten. Ich meine aber auch, da er gewissermaßen doch ein Heiliger ist, wird es ihn garnicht wundern, sich als solcher photographisch erkannt und festgehalten zu sehen. Thun Sie's mir zu Liebe, ich habe meine besonderen Gedanken dabei. Ich wiederhole, es muß ein eigenes — wie soll ich sagen? molliges, bestrickendes, durchwärmendes Gefühl sein, so unvorbereitet den Joseph dieser Madonna vorzustellen. Glauben Sie mir, Sie machen einen Menschen glücklich, wenn Sie es thun. Und Sie gewinnen ein Schauspiel, wie Sie selten eins erlebt haben. Wagen Sie's; versprechen Sie es mir."

„Wenn Sie uns versprechen, uns am nächsten Sonnabend wieder in dieser unserer Klause aufzusuchen," sagte Hophni schnell mit einem kaum merklichen, aber sehr boshaften Blinzeln.

Ein verdrießliches Zucken ging über die Züge des Barons. „Ich verspreche es," sagte er endlich mit ungemein fester Stimme.

Hiermit war die Unterredung über diesen Gegenstand abgeschlossen; man ging zu leichteren Gesprächsstoffen und schwereren Getränken über. Nach vielen Stunden gelang es dem Baron sich loszureißen, den Wagen zu besteigen und die ungefähre Wegrichtung nach seinem Gute hin zu

seiner tiefen Beruhigung endlich doch noch wiederaufzufinden. Hophni und Pinehas verweilten noch bei ihrer Thätigkeit.

„Du, er hat etwas —" sagte Hophni.

„— Mit der Valeska," sagte Pinehas.

„Siehe in seinem Lebenslexikon —"

„ — unter: Jugendsünden."

„Und er hatte etwas vor mit ihr und mit —"

„Nathanael Munk. Er wurde so dringend. Doch es hat keine Gefahr, denn Munk —"

„— ist und bleibt nur Fernliebhaber; wir können es darauf wagen ohne moralische Bedenken. Und jedenfalls —"

„— wird es ein Hauptspaß. Neugierig bin ich nur, ob unser Baron —"

„— sich loskämpfen wird. Gott schütze jeden Ehrenmann vor —"

„— einer tugendhaften Frau."

„Amen."

„Es lebe Valeska!"

„Prosit!"

„Wir trinken — ?"

„Immer noch eins."

„Immer noch."

„Prosit."

* * *

Acht Tage nach diesem saßen Hophni und Pinehas mit Zweifeln den Baron erwartend. Sie hatten eine neue photographische Teufelei ersonnen: der sanfte Kopf der Baronin Wiltrud von Schindelwick saß auf dem stattlichen Rumpfe des Stolpenburger Superintendenten in Talar und Bäffchen; neben ihm stand, demüthig seinen Befehlen lauschend, der dürre Küster Hulewenz mit dem wohlfrisirten Haupte des Barons geschmückt. Es waren die Früchte ihres jüngsten officiellen Kirchenbesuchs. An diesem Bilde ergötzten sie sich eine Weile bei verschlossenen Thüren, dann versteckten sie es sorgsam in ihrem Kasten.

Der Baron kam wirklich. Seine Züge hatten einen abgespannten Ausdruck wie nach einer starken Erregung.

„Verwundeter Krieger nach der Schlacht," bemerkte Hophni laut zu seinem Kumpan hinüber.

„Wer?" fragte der Baron stutzend.

„Munk," sagte Pinehas schnell.

„Ei, ei," rief der Baron sogleich beruhigt und neugierig, „erzählen Sie. Wie hat sich's gemacht?"

„Wie zu erwarten war," meldete Hophni ruhig.

„Wie war's zu erwarten?" fragte der Baron.

„Was haben Sie erwartet?"

„Daß er Feuer finge."

„Hat er. Zunächst vergaß er uns wegen der Blasphemie zu rüffeln. Schien sich vielmehr auf seinem Posten ehrlich zu gefallen. Im Uebrigen schwieg er sich aus. Doch seine Augen redeten in eigener Tonart."

„Und weiter —"

„Wir beobachteten ihn dann von unserem Fenster aus. Es ist richtig, alle seine Madonnen von Fra Angelico bis van Dyk sind abgesetzt, verstoßen, zu Kebsweibern erniedrigt. Sancta Valeska ist Alleinherrscherin. Er steht stundenlang verzückt und starrt sie an. Ob auch sich selber, war nicht zu unterscheiden."

„Und hat er nicht nach dem Modell gefragt?"

„Mit keinem Wort. Er schien ihre himmlische Abkunft nicht einen Augenblick anzuzweifeln."

„Oder vielmehr," ergänzte Pinehas, „um genau bei der Wahrheit zu bleiben, es war ihm nur zu deutlich anzusehen, wie ihm die Frage auf der Zunge brannte. Doch er verbiß sie sich dauernd: und das Naturspiel war sehr drollig zu beobachten."

„Nach etlichen Tagen aber schmolz unser Herz," fuhr Hophni fort, „und wir beschlossen, uns seiner Leiden zu erbarmen. Wir lockten ihn ins Theater. Nicht ohne List und Mühe; doch es gelang."

„Das war sehr unvorsichtig von Ihnen," meinte der Baron, „der Sprung von der Madonna zur Soubrette ist ein bischen weit auch für seine stark geflügelte Seele; und überdies präsentirt sich grade Fräulein Valeska nach meinem Erinnern niemals schlechter, als in der Ausübung ihrer sogenannten Kunst. Sie mußten so den Aermsten mit einem Schlage aus allen Himmeln reißen."

„Das war freilich sehr genau unsere Absicht," bemerkte Pinehas trocken, „doch leider mißlang sie vollkommen und schlug in ihr traurigstes Gegentheil zurück. Vielleicht war die Wahl des Stückes von uns nicht minder verfehlt — wie sie es vom Herrn Theaterdirector war. Doch es ließ sich nicht anders einrichten: in eine ehrliche Posse war Munk mit voller Anstrengung nicht zu verschleppen. Vernehmen Sie und staunen Sie: man gab Emilia Galotti. Es war schauderhaft, ein literarischer Königsmord. Die Titelrolle aber gab —"

„Doch nicht Valeska?"

„Grade sie. Die erste Liebhaberin war plötzlich krank geworden. Valeska mußte eintreten."

„Entsetzlich! Armer Herr Munk!"

„Ja, armer Munk! Diese Emilia nämlich war — entzückend."

„Das Unmöglichste des Unmöglichen. Man kann die Emilia doch nicht wohl als munteres Kammerkätzchen spielen."

„That man auch nicht. Man stand auf der Höhe tragischen Empfindens."

„Dann um so mehr zum Lachen."

„Um so mehr zum Entzücken. Im Anfang zwar fürchteten — hofften vielmehr auch wir das Schlimmste. Doch es ließ sich aushalten; was sie in der ersten Scene zu sagen hat, ist allenfalls unschädlich; ihre Haltung war harmlos und niedlich; das wohlerzogene Schäfchen, wie es im Buche steht. Sie hatte aber Zeit, sich umzusehen und uns nebst Munk zu entdecken; wir saßen in den vordersten Reihen. Nathanael war unbeschreiblich sehenswerth: ganz Auge, ganz Andacht, ganz Anbetung. Kein Zweifel, er sah kein Schauspiel, sondern eine lebenswirkliche Emilia Galotti; und diese Emilia war seine Madonna. Es gab für ihn keinen Sprung von der Allheiligen zur Komödiantin, sondern diese Beiden schwebten sich auf einer goldenen Brücke entgegen und flossen ineinander. Madonna Valeska Galotti. Ein solches Quantum schwärmerischer Hingebung in einem einzigen Gesichte werden Sie sich kaum vorstellen können. Oder denken Sie an die verzücktesten Heiligen eines Murillo. So sieht sich Valeska nun angehimmelt: eine stumme Huldigung, derengleichen die kleine Soubrette wohl schwerlich schon erlebt haben kann. Und ihren Joseph natürlich erkennt sie. Und siehe da, die Neuheit eines solchen Triumphes über ein Mannesherz verwirrt sie vollkommen, sie verliert jede künstlerische und künstliche Haltung, sie ist nichts mehr als ein schüchternes, zartes, ahnungsvoll bangendes, selig erröthendes junges Mädchen, das die Augen nicht losbringen kann von einer gewissen gefürchteten Stelle, das die vorgeschriebenen Worte nur mühsam und ohne Betonung hervorstottert; kurzum, die denkbar schlechteste Darstellerin der Emilia und die denkbar reizendste Emilia selber. Dies war das ungeahnte Ergebniß dieses denkwürdigen Theaterabends. Wir waren ernstlich erschrocken."

„Aber worüber erschrocken?" fragte der Baron, „Sie sollten stolz sein auf Ihren Erfolg. Allein ich merke — Sie sind eifersüchtig!"

Hophni und Pinehas blickten ihn von der Seite her mitleidig an, ohne ihn einer Zurückweisung solchen Verdachtes zu würdigen.

„Was soll daraus werden?" fragte Hophni statt dessen, „so etwas von Hülflosigkeit einer armen Seele kennen Sie ja gar nicht, Baron! Die einsame Schwärmerei war ungefährlich: das frißt keinen Menschen auf. Wir hätten es dabei lassen sollen. Wo aber das Feuer auch von der anderen Seite kommt — das einsame Schwärmen dürfte kaum nach Fräulein Valeskas Geschmack sein. Was soll er nun aber mit ihr machen? Verführen kann er sie nicht, das ist nicht sein Fach. Weder als Mensch noch als Schriftgelehrter. Er müßte sie also gradezu heirathen."

„Nun, und warum wollen Sie ihm das Glück mißgönnen?" fragte der Baron.

Hophni und Pinehas zuckten die Achseln.

„Ein köstlicher Spaß wäre es, nämlich für uns, aber ein häßlicher

Ernst, nämlich für unseren Collegen. Hand aufs Herz, Baron, halten Sie es für möglich, daß dies eine glückliche Ehe gäbe?"

Der Baron lächelte. „Sie reden wie der blaue Idealismus. Junggesellenträume. Was nennen Sie eine glückliche Ehe?

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag —

es sind doch nicht Hophni und Pinehas, die solche Verse machen. Jede Ehe kann glücklich werden."

„Valeska und Nathanael — Nathanael und Valeska — nein."

„Was giebt Ihnen das Recht, von dem Fräulein so niedrig zu denken?"

„Niedrig? Wir werden Sie vor die Klinge fordern müssen, Baron, wenn Sie das wiederholen. Sie wissen doch, wir sind bis über die Ohren verliebt in die Dame. Aber das kann uns nicht hindern, uns klar zu machen, daß sie jedenfalls keine Madonna ist."

„Zugegeben; und vielleicht auch keine Emilia Galotti. Aber welcher Thor verlangt das?"

„Nathanael Munk."

„Gestatten Sie mir, den Herrn für vernünftiger zu halten. Fräulein Valeska ist — nach Ihrer Schilderung — eine gutgeartete Person; giebt sich mit Wickelkindern ab, die sie garnichts angehen; interessirt sich nach eigener Aussage mehr für Prediger und Schullehrer als für Seiner Majestät Offiziere; geräth in Verwirrung, wenn sie übermäßig angeschwärmt wird; ist übrigens heiter, aufrichtig und liebenswürdig; das ist so grade der Teig, aus dem der liebe Gott die guten Hausfrauen bäckt."

„Und obendrein," bemerkte Pinehas mit Seelenruhe, „wird sie selbst nicht müde zu versichern, daß sie keine tiefere Sehnsucht, keinen schöneren Ehrgeiz kenne, als eine gute Hausfrau und Mutter zu werden. Und das ist ihr vollkommener Ernst, sie hat in aller Ehrlichkeit die Ueberzeugung."

„Nun also, was wollen Sie mehr?"

„Sie tanzt zu gut," versetzte Hophni kurz.

„Ist Ihr Herr Munk ein Puritaner von dieser Sorte?"

„Durchaus nicht," sagte Hophni, „aber ich habe neulich einen Traum gehabt."

„Hatte Pinehas ihn auch?" fragte lachend der Baron.

„In Träumen müssen wir uns nothgedrungen von einander emancipiren," erklärte Hophni, ohne sich stören zu lassen. „Wir hatten an dem Abend eine kleine Kneiperei mit den Schauspielern gehabt, die zuletzt in einen Ball ausartete. Unter anderm Unsinn gab Valeska einen ungarischen Czardas zum Besten. — In dieser Nacht also träumte ich von unserer berühmten Dünenwüste; aber sie war nicht photographirt, sondern aus freiem Handgelenk gemalt — Colorit unglaublich, sage ich Ihnen! Dies Gelb des Sandes und Blau des Himmels, dies Blau des Meeres und

Gelb des Sandes — ich hätte Tizians Neid nicht sehen mögen. Dazu eine nagelneue Staffage. Mitten im weltvergessenen Sandmeer saß ein einsames schönes Weib in glühenden Purpur gekleidet, mit Epheu umkränzt und blühenden Orangenzweigen; aber sie saß nicht mehr, sie war aufgesprungen, sie tanzte in jauchzendem Wirbel über die gelbe Fläche hin, den Sand aufwühlend, daß er in heißen Wolken um sie stob; sie tanzte, die purpurne Schleppe wie eine rothe Schlange nach sich schleifend oder wie einen Lavastrom, sie ganz allein in eigener Wildheit, einer sonnbeglänzten Sturmwolke gleichend, in heißer Verzückung, dem süßesten Taumel hingegeben, in sich selbst berauscht, trunken von Einsamkeit und wirr beseligt vom dumpfen Selbstgenusse ihrer ungesehenen Schönheit — und diese brillante Person trug ganz zum Photographiren deutlich die Züge unserer neuentdeckten Madonna Valeska."

„Nun, und — Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baron kopfschüttelnd. „Mit der Wissenschaft der Traumdeutung habe ich mich bisher noch nicht befaßt; und auch bei Ihnen ist mir dies neu, und ich gestehe, ein wenig überraschend; ich habe Sie immer für einen klaren Kopf gehalten."

„Ich mich auch, und gedenke diese Ansicht gegen Jedermann zu vertheidigen. Aus jenem Traume aber habe ich für meinen Privatgebrauch die folgenden vier Streitsätze abgeleitet, welche ich hiermit in Auslage stelle. Erstens: Der geistreichste Photograph (Sie verstehen, auf wen ich anspiele) ist noch lange kein Künstler. Denn das geschilderte Traumgemälde hätte ich niemals auf photographischem Wege herstellen können, auch wenn die Wiedergabe der Farben zehnmal erfunden wäre. Zweitens: Unter der Dauer dieses Traumes war ich, Hophni, in Firma Hophni & Pinehas, ein regelrechter Künstler von Gottes Gnaden. Drittens: Ein Künstler von Gottes Gnaden sieht aus den Dingen niemals etwas heraus, das nicht von Hause aus in ihnen steckt. Viertens: Eine junge Dame, von der ein Künstler solche Abenteuer träumt, ist zur Ehegattin eines christlichen Religionslehrers nur sehr vorübergehend geeignet. Ihrem Wissen, Baron, will ich gern die genauere Schätzung überlassen, binnen welcher Frist die Langeweile in ihr die Sehnsucht nach der verderbten Welt wieder aufwecken wird."

„Große Götter!" rief der Baron, die Hände zusammenschlagend „verehrter Hophni, in Firma Hophni & Pinehas, wer hätte so viel weise Voraussicht hinter Ihrem weltberühmten Leichtsinn gesucht! Wie kommt Saul unter die Propheten? Ich war allenfalls darauf gefaßt, Sie etwa die Vergangenheit der Dame mit unberechtigten Ahnungen durchleuchten zu sehen — aber die Zukunft! Das heißt doch fast noch mehr, als Gras wachsen hören! Mir scheint, es wäre klüger, weniger klug zu sein und diesen Dingen ihren Lauf zu lassen. Und übrigens, was geht Sie's an? Sie werfen spielend einen Traubenkern durch die Luft: ein zufälliger Wind trägt ihn in ein gutes Erdreich, der Keim geht auf, der Weinstock

wächst, die Trauben reifen, werden gekeltert — Ihr Bruder betrinkt sich an dem Wein und fällt im Rausch ins Wasser; sind Sie darum ein Brudermörder? Geben Sie es auf, Vorsehung zu spielen, Verehrtester, Sie gerathen in ein falsches Rollenfach.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ sagte Pinehas sanftmüthig. „Man spielte auf einem Heuboden mit brennenden Streichhölzern, man ist doch darum noch kein Mordbrenner. Und jedenfalls, da nun das Haus in Flammen steht, wäre es kindlich, mit Wassergläsern löschen zu wollen. — Die Dinge sind nämlich bereits sogar noch weiter gediehen. Hören Sie zu und jauchzen Sie, Verführer! Am Tage nach der Galotti-Vorstellung holen wir Valeska zu einem Spaziergange ab; man muß doch etwas thun für das Vergnügen der Einwohner und des Gymnasialdirectors. Da ertheilt das gute Geschöpf nach einigem Zögern uns ernsthaft folgenden Auftrag: ‚Bitten Sie doch Ihren Herrn Collegen,‘ sagte sie, ‚er solle nicht wieder ins Schauspiel kommen, wenn ich auftrete.‘ — Und warum das nicht? fragen wir verwundert. — ‚Ich kann es nicht aushalten, vor ihm zu spielen,‘ erklärt sie mit einem Thränchen im Auge, ‚mir ist da grade so, als ob ich ihm etwas vorlöge. O Gott, ich bin doch keine solche Emilia Galotti! Und er — er macht so sonderbare, sonderbare Augen, so ganz als ob er Alles glaubte, was ich spiele. Sie können sich nicht vorstellen, wie mich das quält. Er darf wirklich nicht wieder ins Theater kommen. Bitte, sagen Sie ihm das. Wenn er mich sehen will, kann er mich ja in meiner Wohnung besuchen, wie Sie es thun.‘ — — Aha! — — Was blieb uns übrig, als den Auftrag ehrlich auszurichten? Den letzten Satz allerdings erlaubten wir uns wegzulassen, der Sicherheit wegen; vielleicht daß er sie dann gar nicht mehr wiedersähe, die Leidenschaft doch noch in Madonnenschwärmerei verpuffte. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Am andern Tage, als wir zum Appell bei Valeska antraten, finden wir in ihrem Empfangszimmer höchst feierlich in bitterernstem Gespräch ihr gegenübersitzend — Nathanael Munk. Ich will darauf schwören, er hat in seinem Leben noch nie mit einem andern Mädchen so Auge in Auge allein gesessen. — Nun war er da und das Gespräch in flottem Gange, allerdings in Form einer Predigt oder Vorlesung von seiner Seite. Aesthetische Briefe an eine Jungfrau, in mündlichem Vortrage. Er war bemüht, ihr langen Athems klar zu machen, daß die Schauspielkunst so wenig Lüge sei wie jede andere Kunst. ‚Nicht einmal schöner Schein ist sie und jede Kunst,‘ offenbarte er, ‚sondern ganze Wahrheit. Indem Sie die Emilia darstellen, stellen Sie einen Theil von sich selber dar, einen wirklichen Theil Ihres lebendigen Wesens. Kein Künstler kann eine andere Rolle spielen als sich selbst; versucht er es dennoch, so scheitert er und spielt schlecht, denn dann versucht er zu lügen, und die Lüge ist häßlich. Es giebt keinen schönen Schein, sondern nur schöne Wahrheit. Ein Künstler schafft Schönes, so lange er das giebt, was er

in Wahrheit ist. Sie könnten niemals eine rechte Emilia weder dichten noch spielen, wenn Sie nicht eines Wesens mit ihr wären, wenn nicht ein Theil Ihrer Seele sich mit Emilias Seele deckte. Allerdings nur ein Theil. Sie müßten hundert Rollen spielen, um uns den hundertsten Theil Ihrer ganzen Seele aufzudecken. Die Kunst kann immer nur einen Theil der Wirklichkeit eines Dinges herausheben und mit einem Rahmen umschließen; den winzigsten Grashalm kann der Maler nur von einer Seite, in einer Beleuchtung, in einer Stellung wiedergeben, und Shakespeares Gestalten in all ihrer Fülle sind ja nur der hundertste oder tausendste Theil eines wirklichen Menschen; aber dieser Theil genau so wie die Natur ihn schuf — als sie Shakespeare erschuf. Alle Kunst ist wahr, die uns einen Theil des Künstlers giebt. Also, fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein, Sie sind nie wahrer, als wenn Sie eine rechte Rolle spielen.' — Sie begreifen, Baron, daß Valeska zu dieser Predigt ein ziemlich dummliches und wir ein ziemlich schlaues Gesicht machten. Wobei bemerkt werden soll, daß Ersteres unendlich reizend anzusehen war: ein Kind, das sich abquält, das Dogma von der Dreieinigkeit in seinen Tiefen zu verstehen, kann nicht lieblicher aussehen und nicht drolliger. Kein Zweifel aber: durch eben diese Predigt ist Nathanael Munk für sie zum Range eines Halbgottes emporgestiegen. Es dauerte eine gute Zeit, bis sie selbst ein Wort der Erwiderung wagte, das dann aber recht nachdenklich und geheimnißvoll klang. ‚Dann kann man also,' fragte sie, ‚in einem Augenblicke Alles vergessen, was man sonst ist und gewesen ist, und braucht nur zu sagen, was man in diesem Augenblicke fühlt — und das ist dann keine Lüge? Und wenn man in diesem Augenblicke sich gut und rein fühlte und hätte doch früher einmal eine Sünde begangen: darf man denn die vergessen und verschweigen?' Ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz bei dieser Frage wie von einer scheuen und unsicheren Freude, wie wenn sie ein plötzliches Glück heranschweben sähe, dem sie noch nicht zu trauen wagte, eine Freude mit stiller Angst vermischt — Sie haben mehr Erfahrung mit weiblichen Personen, Baron, als wir; vielleicht wissen Sie das besser zu erklären als wir."

Der Baron lächelte etwas gezwungen.

„Vielleicht sahen Sie zur Abwechslung einmal das Gras wachsen," meinte er ausweichend. „Doch was erwiderte Ihr Herr Munk auf die spitzfindige Nutzanwendung seiner Weisheit?"

„Er that einen Rückzug, der sehr bezeichnend für ihn ist," entgegnete Pinehas, „er wich unversehens hinter die Mauern seiner Festung. ‚Emilia — diese Emilia, die Sie spielen,' erklärte er tiefsinnig, ‚hat keine Sünde begangen, die sie nicht vergessen und verschweigen dürfte. Diese Emilia kann garnicht sündigen, und wenn sie sich vor sich selber fürchtet, so irrt sie; sie kann nicht sündigen, weil ihre Seele nicht bloß gut ist, sondern schön. Das Weib, welches schön ist in diesem Sinne, kennt keine Sünde,

kennt nicht einmal eine Versuchung; wie schlafwandelnd geht es seinen selbstverständlichen Weg, den sein Verstand nicht kennt; es thut immer das Rechte und Reine, indem es einzig seinem Herzen folgt. Diese Ruhe, diese unbekümmerte Sicherheit ist es, die ihr die Charis giebt, den besten Theil aller weiblichen Schönheit, die duftende Blume, die kampflos der Wurzel des reinen Naturtriebes entspringt. Dieses Weib kann nicht Recht oder Unrecht thun, es kann ewig nur schön sein, weiter nichts. Ein anderes Weib kann sündigen und bereuen, und es wird ihr siebenundsiebenzig Mal vergeben werden, und man wird sie wieder gut und trefflich nennen; aber schön wie Emilia und schön wie die Madonna ist sie nicht und kann sie auch niemals werden. Die Charis der Reinheit kann nicht gegeben und nicht genommen werden.' — Was sagen Sie zu einer so ausbündigen Menschenkenntniß, Herr Baron? Möchten Sie so eine Wolkenschönheit nicht auch einmal mit Ihren sündigen Augen erblicken? Nathanael Munk aber, der Beglückte — er sah solch Wunderwesen vor sich in vollster Leibhaftigkeit, nicht über Wolken wandelnd, sondern ganz vernünftig auf einem etwas verblichenen Sopha sitzend. Was nicht geniale Augen Alles sehen können!"

„Und Fräulein Valeska?" fragte der Baron lebhaft. „Wie ertrug sie diesen Ueberschwang verliebter Huldigung?"

„Wie Sterbliche überhaupt den Duft des Weihrauchs zu ertragen pflegen. Im Anfang wehren sie den heißen Dunst mit beiden Händen ab, erröthen mit beschämtem Blick oder lachen wohl gar — bis allmählich, allmählich — — nun, der Proceß des Rausches ist uns Dreien ja geläufig. Und man kann sich bekanntlich auch in wenigen Minuten betrinken, wenn der Wein nur stark genug ist und man das nöthige Quantum einnimmt. So hat das gute Ding bald wirklich berauscht eine kurze Weile mit ganzer Seele über Wolken gethront; und Sie können glauben, sie ist nie so schön gewesen wie während dieser Weile. Nur ein klein wenig länger noch, und sie hätte zwei Gläubige mehr gewonnen. Zum Glück oder Unglück aber brach sie ganz plötzlich in schwer erklärbare Thränen aus und war nun — immer noch sehr niedlich, doch nicht mehr madonnenmäßig anzusehen. So wurden wir des drohenden Zaubers ledig und schickten uns an, durch weise Flucht uns ganz in Sicherheit zu bringen, als Munk uns zuvorkam und mit stiller Feierlichkeit seinen Abschied nahm. Möglich, daß er die ansteckende Kraft der Thränen fürchtete; denn ein guter Mensch weint immer am leichtesten, wenn er gar keinen vernünftigen Grund dazu hat. Wie er jene ihre Thränen sich gedeutet haben mag, nun, das ist seine Sache: auf jeden Fall wohl unrichtig. Und Sie, Baron, welche Deutung würden Sie für die wahrscheinliche halten?"

„Ich deute weder Träume noch Thränen," sagte dieser kurz abweisend, „das aber steht mir jetzt fest: diesen Herrn Munk muß ich kennen lernen. Das ist eine positive Bereicherung meiner Menschenkenntniß;

solche Käuze findet man nicht alle Tage. Sagen Sie, meine Herren, könnten Sie den Mann nicht einmal hierher verlocken?"

„Er ist zu schade für unsere Gesellschaft," sprach Hophni trocken.

„Das ist etwas Anderes," sagte der Baron mit einem kurzen Lachen, „dann werde ich freilich auf Ihre Vermittlung verzichten müssen und ihn allein genießen, um ihn in besserer Gesellschaft zu haben. Richtig, ich habe einen Neffen auf dem Gymnasium; ich werde Gelegenheit nehmen, mich nach dessen theologischen Kenntnissen und moralischen Eigenthümlichkeiten im Namen seines Vaters zu erkundigen. Ich muß zwar fürchten, ein mehrstündiges Sündenregister verlesen zu hören, doch ich werde meiner eigenen Jugend denken und auch das ertragen um einer guten Sache willen. — Meine Herren," fügte er sich schnell erhebend hinzu, „Sie haben Grund zu der Besorgniß, ich könnte Sie in wenigen Tagen schon wieder hier belästigen. Ich spüre den Drang, Ihnen Rechenschaft abzulegen über meine Eindrücke; und überdies, der Fortgang dieser Liebesgeschichte interessirt mich. Für heute leben Sie wohl."

Er ging. Hophni und Pinehas blickten einander an.

„Das ist aber —" sagte Hophni.

Pinehas nickte.

So verweilten sie noch etliche Stunden schweigend und trinkbar.

* * *

Es folgte wirklich in einigen Tagen der dritte Kneipabend. Der Baron erschien auffallend ernst gestimmt.

„Es ist ganz gewiß die seltsamste Erfahrung meines Lebens," sagte er nachdenklich in sein Glas blickend, „ich kam zu ihm mit einem gewissen leichten Spott im Herzen — er war ja nicht boshaft, dieser Spott: Sie begreifen, ein mildes Lächeln behaglicher Ueberlegenheit. Unsere Unterredung dauerte ein kurzes Stündchen oder höchstens deren zwei, sie drehte sich garnicht um der Menschheit große Gegenstände, sondern meist um harmlose Fragen des nächsten praktischen Lebens. Und als ich von ihm ging, beherrschte mich ein seltsam freudiges und dennoch — ich muß beinahe sagen demüthiges Gefühl. Mir war — ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, da ich den Mann doch nie zuvor im Leben gesehen — mir war, als hätte ich einen alten vertrauten Kameraden zufällig wiedergefunden, der es im Leben viel weiter gebracht als ich und doch mir redlich treu geblieben ist. Ganz wunderbar, diese Empfindung, ganz räthselhaft. Sie haben ihn gut geschildert, meine Herren, und haben doch Manches vergessen, das nicht das Schlechteste an ihm ist, so die heitere Unbefangenheit seines Wesens, die weder Hoch noch Niedrig kennt, die mit dem lieben Gott auf vertrautestem Fuße steht und mit der alten Waschfrau auch — Meine Herren, was hat der Mensch für fröhliche, siegreiche Augen!"

„Da sind Sie ganz anderer Meinung als Fräulein Valeska," bemerkte

Hophni in gewohnter Gelassenheit, „wollen Sie hören, was die gesagt hat? ‚Was hat der Mensch für schreckliche, grausame Augen!‘ rief sie aus, ‚Ueberhaupt, er gefällt mir schon garnicht; man muß sich ja fürchten vor dem. Und was er alles für Unsinn redet!‘ So hat sie gesagt, buchstäblich; aber was sie für ein Gesicht dazu gemacht hat — ich möchte wirklich einmal von einem Mädel so gefürchtet werden!“

Der Baron erwiderte nichts darauf, sondern versank noch tiefer in Nachdenken. Endlich begann er wieder mit dem gleichen Ernst:

„Ich habe noch etwas Anderes mit Ihnen zu besprechen, meine Herren, einen Rath zu erbitten. Es betrifft einen Vorfall, der mir seinerzeit schmerzlich zu schaffen machte und neuerdings auf eigenthümliche Weise wieder in meinen Gesichtskreis gerückt ist. Betrachten wir es als eine rein theoretische Frage, die Sie mir beantworten sollen. Sie sind durch Vorurtheile weniger beengt als Unsereiner und kennen doch die Verhältnisse genügend, um urtheilsfähig zu sein. Sie sind Reserveoffiziere und wissen also, was uns Ehre bedeutet, und Sie haben doch zugleich den Blick in ein anderes Leben frei, das weniger gebunden, einfacher und von klarerer Menschlichkeit ist.“

Hophni und Pinehas vernahmen mit einiger Ueberraschung den ungewohnten Ton und lauschten mit gespannterer Aufmerksamkeit.

„Es handelt sich um zwei ehemalige Kameraden, Hugo von B. und Kurt von der M. Die Namen mag ich nicht nennen, obgleich die Sache viel besprochen ist und Beide verstorben sind. Hugo von B., ein gutherziger, aber leichtsinniger Junge, lernte in einer kleinen rheinischen Stadt eine junge Dame aus leidlich guter bürgerlicher Familie kennen; beide Theile unvermögend, an eine Heirath nicht zu denken. Nun, Jugend hat keine Tugend; Noth bricht Eisen; kein Feuer, keine Kohle . . . kurz, man findet sich und weiß seine Gluthen zu kühlen. Leider kennt aber Jugend auch nicht die gebotene Vorsicht: das stille Glück des Paares ward ruchbar in dem Krähenwinkel, sehr laut ruchbar; der Ruf der Familie ist schwer bedroht — schon mehr als das; sie ist klug genug, vor einem öffentlichen Ausbruch den Platz zu räumen, nach Berlin überzusiedeln und hier in der schützenden Masse unterzutauchen. Das gelang vollkommen, weitere Folgen hatte die Sache nicht, die Reinlichkeit der Familie und des jungen Mädchens war unbezweifelt wie ehedem.

„Hugo athmete auf; was er an Vorwürfen verdiente, hatte er sich zur Genüge selbst gemacht. Auch er kam bald darauf nach Berlin; er that, was er thun mußte, vermied die alte Flamme hier aufs Strengste trotz starker Zuckungen im Gemüthe und wurde überhaupt fortan vernünftiger; gebranntes Kind scheut's Feuer. Zwei Jahre danach ging er auf correcteren Freiersfüßen; die neue Erkorene war reich und überaus verliebt in ihn; er hatte also jetzt die richtige Weichenstellung.

„Eines Tages führte ihn der Zufall oder der Teufel auf der Eisbahn

mit der verlassenen Rheinländerin zusammen, vielmehr wirft sie zusammen im buchstäblichem Sinne; sie erkennen einander erst beim gemeinsamen Sturze. In verlegener Freundlichkeit begrüßen sie sich als alte Bekannte, ein kurzes Gespräch ist nicht zu vermeiden: im Verlauf desselben empfinden Beide mit leiser Genugthuung die zwischen ihnen eingetretene Kühle; die Vergangenheit ist unter dem Eise oder sonstwo begraben.

Zum Unglück nun hatte Kamerad Kurt von der M. den kleinen Auftritt mit angesehen; entzückt von dem Liebreiz der jungen Dame, entschloß er sich kurz, trat zu den Beiden heran und bat ihn bekannt zu machen. Widerwillig und erschrocken that Hugo, was nicht mehr zu vermeiden war.

Die Sache entwickelte sich mit größter Schnelligkeit. Kurt war einziger Sohn aus sehr wohlhabendem Hause, ganz frei in seinen Entschlüssen. Nicht sehr viele Wochen nach jener Eistragikomödie erhielt Hugo einen Brief von Kamerad Kurt, worin dieser ihm seine bevorstehende Verlobung unter der Hand mittheilte — ihm als dem Ersten, da er doch gewissermaßen der Anstifter und Vermittler des neuen Glückes sei. Die Veröffentlichung sollte aus diesem und jenem Grunde erst in einigen Wochen erfolgen.

Hugo war außer sich vor Schrecken. Was thun? Das arme Mädchen verrathen, zum zweitenmale unglücklich machen? Er selbst der Schuldige? Abscheulich. Unmöglich. Und gegen die Manneseehre. — Also schweigend zugeben, daß der Kamerad mit falscher Waare betrogen werde — wiederum durch seine Schuld, der ihn ungewarnt sich hat verstricken lassen? Und wenn nun vielleicht dereinst einmal die Lästerungen aus der rheinischen Heimat doch bis hier herüberzischen und die Hausehre eines Offiziers und Edelmanns beflecken?

So stand der Fall. Meine Herren, wie würden Sie ihn entschieden haben?"

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold," antwortete Hophni nach kurzem Bedenken.

„Manneseehre geht über Standesehre," fügte Pinehas hinzu.

„Sie entscheiden sich kurz und leicht," sagte der Baron, „dem armen Hugo wurde die Wahl schwerer, wie es denn wohl im Ernstfalle zu gehen pflegt. Und man muß sagen: die Folgen scheinen anders zu reden. Hätte Hugo das Mädchen geopfert, was wäre geschehen? Das Glück eines Herzens zerstört, das schließlich kein reines Herz mehr war, wenn es sein Glück mit einem Betruge zu erkaufen vermochte — vielleicht auch nicht zerstört, nur aufgeschoben, bis zu einer dritten Liebe. So aber, was geschah? Hugo schwankte, und schwankend schwieg er wirklich so lange, bis es zu spät war. Die Verlobung ward gefeiert, die Ehe vollzogen; das Pärchen verlebte ein ungetrübtes Jahr in allem Glücke.

Da ward Kurt von der M. urplötzlich veranlaßt, um seinen Abschied einzukommen. Man konnte ihm auf seine Anfrage nicht verschweigen, daß

es der Ruf seiner Gemahlin sei, der seine Stellung innerhalb des Offiziercorps unmöglich mache. Entrüstet forschte er weiter nach — und das Ende vom Liede war selbstverständlich das Duell mit Hugo von B. Kurt fiel, ins Herz getroffen. Der Arzt constatirte eine sonderbare Richtung des Wundkanals: schräg von oben nach unten. Es gab nur eine Erklärung — doch Hugo erfuhr sie nicht mehr; er jagte sich selbst auf dem Platze eine Kugel durch den Kopf. Sie sehen, meine Herren, der Fall war doch so einfach nicht."

„Vielmehr ein neuer Beweis für die oft beobachtete Thatsache, daß jedes Ding zwei Seiten hat," bemerkte Hophni bedächtig, „Tretbriefe gewöhnlich ausgenommen."

„Der einzige sichere Rath, den man Herrn Hugo geben kann," fügte Pinehas hinzu, „ist also der, sich künftig so gearteter Jugendsünden zu enthalten und seinen Bedarf an Lastern auf andere Weise zu decken. Er könnte sich an uns ein Beispiel nehmen. Es ist ja wahr, das viele Weintrinken ist auch ein Laster, aber erstens ein schönes, und zweitens hinterläßt es keine Folgen, als etwas Katzenjammer und später etwas Zipperlein. Doch Beides nur zum Privatgebrauch; die Mitmenschheit bleibt unbelästigt. Doch ist die beste Moral der Geschichte — von Ihnen freilich, Baron, sollten wir noch eine andere erwarten. Oder war Ihr Streben bloß, Ihr Erzählertalent leuchten zu lassen?"

„Die Geschichte ist typisch," versetzte der Gefragte, „derartige Fälle wiederholen sich leider. Ein junger Kamerad befindet sich in ähnlichem Falle, nur nicht zu gleicher Schärfe zugespitzt, der Gegenspieler hat nicht Offiziersrang und ist nicht von Adel. Doch der Kamerad, wie gesagt ist jung und noch sehr weichmäulig; sein Gewissen rumort. Er wendet sich an mich um Rath; welchen soll ich geben? Sie rathen zu schweigen und mein Gefühl im Anfang auch; und doch ist mir unheimlich dabei zu Muthe. So leicht vergißt man nicht, was man erlebte."

In diesem Augenblicke hörte man draußen den Namen des Barons nennen; Jemand fragte nach ihm. Ein Postbote ward hereingeführt und übergab einen Brief, den der Baron mit großer Verwunderung empfing; er warf einen vorwurfsvollen Blick auf die beiden Genossen. Doch sobald er die Aufschrift betrachtet hatte, besann er sich schnell und zwang sich zur Ruhe, ohne doch eine starke Aufregung ganz verbergen zu können.

„Meine Frau vermeldet plötzlichen Besuch in meinem Hause," sagte er mit erkünstelter Nachlässigkeit, nachdem er den Brief gelesen, „ich kann mich den Pflichten des Hausherrn nicht entziehen. Leben Sie wohl für heute und erfreuen Sie sich weiter Ihres sündlosen Lebenswandels."

Mit diesem Versuche zu scherzen, der an dem zornigen Ausdruck seiner Züge scheiterte, entfernte er sich.

„Glaubst Du, daß die Baronin —?" fragte Hophni.

„— seine hiesige Adresse kennt?" nahm Pinehas die Rede auf.

„Weder sie noch irgend ein Anderer. So unvorsichtig geht er mit seinem Rufe nicht um. Und uns war Discretion noch immer Ehrensache — eine zufällige Ausnahme ohne Bedeutung nur grade heute —“

„Valeska!“

„Also!“

„Also!“

Nach einem längeren Schweigen fragte Hophni:

„Scheint Dir der Kopf des Barons geeignet für eine Darstellung des Theseus?“

So dunkel diese Rede war, sein Pinehas verstand sie doch.

„Ariadne auf Naxos,“ sprach er mit ruhigem Kopfnicken.

„Und Bacchus?“

„Munk.“

„Es soll die glücklichste Ehe von der Welt geworden sein.“

„Nun also.“

„Also.“

* * *

Der Baron begab sich zu Fuß, mit hochgeschlagenem Rockkragen in den Gasthof, in welchem der bessere Theil der Schauspielertruppe sich einquartiert hatte. Er fragte nach Fräulein Valeska und ward in ihr Empfangszimmer geführt.

Sie stand auf und ging ihm langsam entgegen. Sie war sehr einfach gekleidet; doch ihre jugendliche Anmuth schien nur um so frischer hervorzutreten.

Der Baron stand steif und zurückhaltend, vielleicht verlegen.

„Baron Schindelwick,“ sagte er mit einer kühlen Verbeugung, „Sie haben befohlen, mein Fräulein —“

Der Ernst in ihren Zügen ward verdrängt durch ein fast übermüthiges Lächeln.

„Aber ich will Sie ja nicht anpumpen, Herr Baron,“ sagte sie mit einem neckischen Knix, „die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, ist wirklich vollkommen anderer Art. Auch sonst haben Sie keinerlei Anspruch oder Forderung zu fürchten; Sie sind in jeder Hinsicht außer Gefahr. — Und übrigens,“ setzte sie, seine steife Verbeugung nachahmend hinzu, „ist mein Name immer noch Valeska.“

Er lachte gezwungen. „Nun also?“ fragte er kurz.

„Wie sonderbare Arten von Wiedersehen es doch in der Welt giebt!“ rief sie aufrecht vor ihm stehend, und ihre Heiterkeit schien noch zuzunehmen: „Wir hatten gehofft, einander im Leben nicht mehr zu begegnen, — und hatten gefürchtet, es würde sonst eine bewegliche Scene geben; wirklich, Herr Baron, Sie haben das von mir gefürchtet! Und nun sehen wir uns doch und sind ganz vergnügt dabei. Sie wenigstens hätten allen

Grund dazu, während ich allerdings nebenbei sehr ernste Sorgen habe — — nein, nein, Geldsorgen sind es nicht, ich schwöre es Ihnen."

„Fräulein Valeska, ich weiß nicht, was ich von diesem spaßhaften Tone halten soll. Ich war gefaßt, von einem ernsten Anlaß zu hören, denn nur ein solcher vermag Ihre auffallende Maßregel zu rechtfertigen."

„Aber warum zwingen Sie mich denn mit Ihrer Angst dazu, Sie auszulachen, Herr Baron? Sie sollten mich wirklich besser kennen; Gelegenheit hierzu habe ich Ihnen ja leider gegeben. — Es ist freilich wahr, meine Maßregel, Sie so nachdrücklich herzubitten, sieht fast wie ein Vertragsbruch aus; das dient zu Ihrer Entschuldigung. Wir hatten feierlich mit einander ausgemacht, das Stück unserer Vergangenheit, das uns gemeinsam ist, in einer tiefen, tiefen Versenkung für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Und nun komme ich doch und will Sie wieder in meine Netze locken, ganz wie ich damals gethan —"

„Valeska!" rief der Baron heftig, „Noch einmal, was sollen die Späße? — Nein, wenn ich es denn immer wieder sagen soll, das haben Sie nicht gethan, Sie haben mich nicht mit Künsten gelockt — im Gegentheil, Sie haben sich tapfer gegen mich und sich selbst gewehrt; nie werde ich Ihnen diese Wahrheit verleugnen. Allein auch Sie haben mir keinen Vorwurf zu machen, auch ich habe Sie nie betrogen, Ihnen niemals Vorspiegelungen gemacht —"

„Nein," sagte sie freundlich, „die machen wir dummen Mädchen uns leider selbst. Auch ich werde Ihnen nie das Zeugniß No. Ia verweigern, daß Sie sich durchaus correct benommen haben im Kommen und Gehen, immer Gentleman. Zum Lohn für unsere beiderseitige Tugend konnten wir denn auch in Frieden und Freundschaft von einander scheiden. Nun ist da aber bloß die dumme Geschichte mit der Versenkung — Ihr Männer habt gut reden, für Euch ist so ein Zwischenfall ein Zwischenfall, den todtzuschweigen wenig Gewissensmurren kostet; keine kluge Gemahlin verlangt alle die Dummheiten zu erfahren, die der ehrbare Gatte vielleicht einmal gemacht hat; sein Werth wird durch solche Vergangenheiten nicht verringert. Doch mit einem Mädchen ist das ganz etwas Anderes. Da ist nicht zu murren, das ist so. Wir bringen falsche Waare auf den Markt, wenn wir so etwas verschweigen. Wir betrügen. Wir verkaufen uns zu einem Kurse, den wir hatten und nicht mehr haben. — — Lieber Freund, Sie müssen mich dieses Vertrages entbinden. Das ist meine Bitte. — Und noch mehr: Sie müssen selbst reden. — Da ist ein Herr Munk, ein Lehrer vom hiesigen Gymnasium; dem müssen Sie Alles erzählen, was zwischen uns einst vorgegangen ist!"

Hastig, ruckweise stieß sie die letzten Sätze heraus; in ihren Blicken flackerte es wie eine schmerzliche Angst.

„Valeska!" rief der Baron im Tone der äußersten Ueberraschung, „Valeska, Du! — Sie selbst —?"

„Nein, Sie, Herr Baron, Sie sollen es thun," sprach sie, sich noch zu einem halben Lächeln zwingend; aber dann brach sie in Thränen aus. „Ich kann es ja nicht! Ich kann es ja nicht!"

Der Baron trat hastig ans Fenster und blickte eine Minute lang stumm in die Dunkelheit hinaus. Dann kam er zurück, bot der Schluchzenden ritterlich den Arm und führte sie zu einem Sessel; er selbst nahm ihr gegenüber Platz.

„Liebe Freundin", sagte er mit ernstlich bewegter Stimme, „lassen Sie uns diese Frage mit Ruhe und Sammlung besprechen. Sie haben mich völlig überrascht. In der That, das erwartete ich nicht, das konnte ich nicht erwarten. Das Gegentheil vielleicht — oder etwas Aehnliches. Ich sehe beschämt, ich habe Sie immer noch nicht hoch genug geschätzt. Sie sind eine wahrhaft vornehme Natur. — Und nun will ich Ihnen meinerseits ein Bekenntniß machen. Es wird Ihnen das vielleicht angenehm sein. Sie brauchen mir nichts mehr von Ihren Beziehungen zu Herrn Munk zu erzählen. Sie machen ein verwundertes Gesicht; bedenken Sie, daß wir uns in einer kleiner Stadt befinden; in einer solchen giebt es keine Herzensgeheimnisse. Ich will sogar noch das gestehen, daß ich vielleicht ein klein wenig mitschuldig bin an der Entstehung dieser Bekanntschaft — kein Erschrecken, liebe Valeska, und keine Entrüstung! Ich habe nichts Verwerfliches und nichts Verdienstliches gethan, sondern nur in halbem Spiele einem glücklichen Zufall ein wenig Richtung gegeben."

„Und was bewog Sie zu diesem Spiele, Herr Baron?" fragte Valeska etwas befremdet. „Wer gab Ihnen das Recht, in mein Leben und das eines Andern ungebeten eingreifen zu wollen?"

„Ein Recht auf Theilnahme an Ihrem Geschick und auf herzliches Wohlwollen werden Sie mir nicht bestreiten können, liebe Freundin," versetzte er ruhig. „Wir haben eine kurze glückliche Zeit mit einander verlebt; halten Sie uns Männer für so ganz leichtfertig, daß wir das völlig vergessen sollten, daß uns gar keine Dankbarkeit zurückbliebe? Sehen Sie, es sollte mir eine freundliche Genugthuung sein, Ihnen als heimlicher Freund zu neuem Glücke unerkannt den Weg gebahnt zu haben. Ich wußte ja, daß Sie sich ein anderes Ziel ersehnten, als die meisten Ihrer Colleginnen. Ich hoffte Ihnen Gutes zu bereiten, Valeska."

„Indem Sie einen Mann mit mir — betrogen, Herr Baron? Es soll Sie nicht beleidigen; aber das war doch wohl mehr gutmüthig als vornehm gedacht."

„Und wenn es nun mein Ehrgeiz wäre, einmal mehr gutmüthig als vornehm zu denken? Vielleicht daß ich überhaupt die Vornehmheit so hoch nicht schätze. Auf jeden Fall soll mich Ihr Vorwurf nicht beleidigen. Was ging der fremde Mann mich an, mit dem ich nichts gemein hatte, nicht Stand, nicht Kameradschaft? Von dem ich nichts wußte als nur von Hörensagen, daß er wahrscheinlich geeignet sei —"

„Von uns betrogen zu werden,“ fiel Valeska bitter ein.

„Ich will nicht ganz widersprechen,“ versetzte der Baron nach einer kurzen Pause. „Ich möchte mit Ihnen heute völlig wahrhaft sein. Ich glaubte, einen harmlosen, vertrauensvollen, herzensguten Menschen gefunden zu haben, der recht dazu geschaffen sei, nicht bloß Sie glücklich zu machen, sondern auch im unzerstörbarem Glauben an Sie von Herzen glücklich zu werden. So war meine Rechnung — bis ich ihn kennen lernte. Ich suchte ihn auf, Valeska, um Ihretwillen; ich ging selbst zu ihm mit dieser einzigen Absicht: ich wollte doch sehen, wie der Mann beschaffen war, der Ihr Herz so eilig hatte gewinnen können. So sah ich ihn und sprach ihn — und begriff das nur zu genau. Von dieser Stunde an ward ich von Reue und Zweifel gequält. Es war mir abscheulich fortan, diesen Mann betrügen zu sollen; es gab Stunden, wo es mir unerträglich schien. Mir kam der Gedanke, ihm Alles zu offenbaren, Sie zu opfern, zu verrathen, Valeska — aber es war nur ein Gedanke: die Pflicht gegen Sie war dennoch älter und stärker. Und nun kommen Sie selbst und lösen diesen Zwiespalt. Sie begreifen meine Ueberraschung.“

Valeskas Augen leuchteten. „Sie kennen ihn!“ rief sie freudig, „und haben das auch empfunden, daß man ihn nicht betrügen kann! Sehen Sie, Henning, als Sie hier eintraten, waren Sie mir so bitter fremd, als hätten unsere Wege sich nie getroffen, wären nie so nahe neben einander gelaufen; und jetzt auf einmal sind Sie mir wie ein vertrauter Freund aus Kindertagen, dem man gerne Alles beichten mag, was man auf dem Herzen hat. Zwar ich habe weiter nichts zu beichten, weil ich Ihnen nichts mehr zu erklären brauche. Ich habe diesen Mann geliebt — ich kann sagen, ehe ich ihn sah. Und so — Henning, so habe ich auch Sie niemals geliebt; ich lache Sie aus, wenn Sie mir's übel nehmen! Und seit ich ihn dann kennen gelernt, dachte ich an nichts mehr, als daß ich ihn liebte, und vielleicht er mich — und nichts darüber. Und er konnte verlangen von mir, was er wollte — Alles — Alles — gegen ihn war ich widerstandslos; Henning, und gegen Sie — Sie wissen, wie ich gegen Sie einst zu kämpfen vermochte. Diesmal wäre es anders gewesen. Denn er ist anders als Ihr alle. Von allen Männern ist er der Einzige, der ganz fest in sich selber ist, der einzige Mann, der kein Schwanken und Fragen kennt, der Einzige mit vollem Glauben, mit stolzer, unverbogener Seele. Ihr anderen seid alle Schwankende und Zauderer, Euer Herz ist voll Mißtrauen und Zweifel an Euch selber, Ihr trauet sogar Euch selbst nichts Gutes zu — und uns noch weniger. Es giebt Keinen sonst, der lieben könnte mit solchem Glauben. Ihr anderen kommt mit kalter Klugheit an uns heran, Ihr tastet und fragt — o, Jeden von Euch könnte ich betrügen mit lachendem Gewissen: Klugheit gegen Klugheit, List gegen List. Nur ihn nicht. Ihm sich zu verheimlichen ist unmöglich. Sobald ich zur Besinnung kam und den Gedanken faßte, daß er entschlossen sei,

mich zum Weibe zu begehren — denn ein Kind könnte es in seinen Augen lesen — da wußte ich auch, daß es für mich keine Rettung gab vor der furchtbaren Nothwendigkeit, ihm Alles zu sagen. Aber ich fand die Kraft noch nicht in mir zu dem grausamen Bekenntniß; ich wich ihm zitternd aus; ich vermied es, je mit dem geliebten Manne allein zu sein; es waren qualvolle Tage — und endlich erkannte ich: ich werde niemals die übermenschliche Kraft zu dieser Beichte gewinnen. Doch ich würde auch niemals ertragen, mit dieser erstickenden Lüge nur einen Tag lang unter seinen Augen zu leben. Und darum, Henning, in dieser Noth und Wirrniß, in dieser Verzweiflung habe ich Sie mir zur Hülfe gerufen als den Einzigen, der diesen Knoten mir lösen kann."

„Oder wohl auch nur ihn zerhauen kann," antwortete der Baron, nachdem er eine Weile bewegt und nachdenklich zur Erde geblickt. „Valeska — sonderbar — Ihre Worte grade haben eine wunderliche Verwandlung in mir bewirkt. Als ich hierher kam, hätte ich mir kaum etwas Besseres gewünscht, als eben diese Worte von Ihnen zu vernehmen, mein Gewissen durch Sie von dieser Unklarheit befreien zu lassen. Und nun auf einmal, da Sie mehr thun, als bloß mir diese Freiheit zu geben, da Sie selbst es fordern und mich drängen — nun auf einmal erscheint mir Alles von einer anderen Seite und in einem anderen Lichte. Sehen Sie, liebe Freundin, wir beide haben bisher nur immer an das Eine gedacht, unser eigenes Gewissen zu entlasten, uns von einem häßlichen Drucke zu erlösen; aber daran haben wir noch nicht gedacht, uns zu fragen: Welchen Eindruck wird auf diesen Mann unsere unerwartete Eröffnung machen? Und wie wird er sich verhalten nach dieser neuen Erkenntniß? — Valeska, sagen Sie ehrlich: wie, glauben Sie, wird er gegen Sie handeln, wenn er Alles weiß?"

„Verstoßen wird er mich," entgegnete sie tonlos, „er kann ja nicht anders. Und ich — wohl mir, wenn ich dann sterben kann."

„Valeska," fragte der Baron mit einem scharfen und ernsten Blicke, „ist das wirklich Ihre ganze und ehrliche Ueberzeugung? Haben Sie gar keine bessere Hoffnung?"

Sie sah ihn starr an und rief dann plötzlich mit wild ausbrechender Leidenschaft:

„Nein, nein, ich habe gelogen — ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben. Auch dann nicht, wenn er mich verstoßen hat. Ich dürste nach Leben, ich habe ja erst angefangen zu leben, es war Alles erst Vorspiel, es zuckt und brennt in mir nach einem volleren Dasein, nach einem überfließenden Glück, meine Sehnsucht zu ersättigen. Das hätte ich hier gefunden, hier allein — und wenn ich hier zurückgestoßen werde — Henning, ich muß noch leben, ich muß, ich muß! Nein, nein, nur nicht sterben! Ich bin keine Emilia Galotti — aber ich bin ganz verloren, wie Emilia es wäre, wenn sie nicht stürbe — Herr Baron, wenn Sie wollen, dürfen Sie mir lieber den Tod wünschen."

Sie legte die Hände über die Augen und zitterte.

„Liebe Valeska,“ sagte der Baron, „ich meinte etwas Anderes, wenn ich Ihre ganze Ehrlichkeit anrief. Ich weiß es ja doch, Sie haben geheim im Herzen eine bessere Hoffnung; und diese theile ich mit Ihnen. Ich hege den festen Glauben, dieser Mann wird, wenn er Alles weiß, sich in Alles finden und Ihnen in duldsamer Großmuth die Arme öffnen: hat doch sein Meister Jesus von Nazareth auch den Ehebrecherinnen und Magdalenen verziehen.“

„Aber er hat sie doch nicht geheirathet!“ rief Valeska leidenschaftlich aus, „und o mein Gott, ich wünsche mir ja auch nichts Besseres, als mit meinen Haaren seine Füße trocknen zu dürfen; und diese Magdalena war doch viel, viel schlimmer als ich!“

Der Baron mußte lächeln und fuhr doch gleich wieder ernsthaft fort:

„Glauben Sie mir, grade Ihre hochsinnige Redlichkeit wird ihn zwingen, Sie dem Allen zum Trotz, sich selbst zum Trotz zu heirathen. Ihr Glück verlieren Sie nicht durch Ihr Bekenntniß, und Sie werden es behaglicher genießen, von dem Druck des Geheimnisses endlich erlöst. — Und dennoch, ehe Sie dies lockende Glück ergreifen, bedenken Sie sich noch einmal und fragen Sie prüfend: Wie wird die keusche Seele dieses Mannes eine solche Wahrheit ertragen? Oder wie wird sie durch so schroffe Erkenntniß verwandelt werden? Sie preisen selbst als das Besondere, das Einzige an ihm seinen stolzen Glauben, den festen Tritt seines unbesorgten Vertrauens — Sie kennen den seltsamen Begriff, den er kühn sich erträumt hat, von dem reinen, dem vollkommenen, dem schönen Weibe: Sie sind ihm dies schöne Weib, das nicht sündigen kann, Sie sind ihm die Madonna, in der sein Traum sich erfüllt: — und nun auf einmal wird er durch den grellsten Lichtschein aufgeweckt, der festeste Stern seines Glaubens ist ein flatternder Dunst gewesen, das Heiligste, das er verehrte, sieht er befleckt, entstellt, tief im irdischen Staube haftend — Valeska, ich fürchte, dieser eine vernichtend helle Blitzstrahl zerreißt ihm allen andern Glauben auch, zerwühlt ihm auf immer den starken Grund, auf dem er stand: wem soll er noch glauben, was für rein und heilig halten, wenn dies ein Trugbild war? Seine Welt bricht um ihn zusammen, und er steht haltlos da in einem fremden, wirren, unverständlichen Leben. Und begreifen Sie, Valeska, er ist dann auch der Mann nicht mehr, der Sie zur Liebe gezwungen hat. Sie zertrümmern zugleich den Grund, auf dem Sie selber stehen mit Ihrer Liebe. Statt des glaubensvollen Helden finden Sie einen schwankenden Grübler, ein schwächeres Menschenkind als wir alle sind, die wir statt des Glaubens die rechnende Klugheit haben, einen Menschen, den alle die vielleicht verlachen werden, die ihn jetzt verehren — Valeska prüfen Sie sich —“

Er schwieg einige Secunden lang; sein Blick fiel auf das ihm wohlbekannte Madonnenbild, das gegen die Wand gelehnt auf einem Tischchen

stand wie auf einem Altare; er führte sie an der Hand dorthin und sagte mit tieferem Nachdruck:

„Sehen Sie diese Madonna an, Ihr Ebenbild: — Valeska retten Sie dieses Bild in seiner Seele."

Sie rang erschüttert die Hände.

„Aber die Wahrheit," rief sie verwirrten Blickes, „wie kann man ihm etwas Anderes sagen als die Wahrheit? Wie könnte man denn seine Augen ertragen mit solcher Lüge?"

„Was ist Wahrheit?" versetzte der Baron eifrig. „Die Wahrheit ist ein vielgestaltiges Ding, das jedem Sterblichen in anderem Gewande erscheint. Oder was meinen Sie, wenn ich einem frommen Kinde, einem gläubigen Volke, das mit einfältiger Inbrunst seinen Gott anbetet in der Gestalt eines gekreuzigten Menschenkindes oder eines schönen alten Mannes mit ehrwürdigem Bart und segnenden Händen, — wenn ich diesem treuen Volke mit unerbittlicher Ehrlichkeit das predigte, was ich für Wahrheit halte: ‚Was Ihr da anbetet, ist nichts als ein Gebilde Eurer kindlichen Phantasie; der wahre Gott kann nicht die Gestalt eines Menschen tragen, sondern er ist reiner Geist, Alles umfassend, Alles durchdringend, nicht über der Welt und nicht neben ihr, sondern in ihr und mit ihr, der Geist des Weltalls selber, und jeder Einzelne von uns ein Theil dieses gestaltlosen Gottes und eins mit ihm; laßt darum ab, zu Bildern und Götzen zu beten!' Wenn ich das den Leuten verkündigte, was mir Wahrheit ist: würden sie Wahrheit von mir empfangen? Nein, wirbelnden Unsinn, der ihr Gehirn zerrüttete; ihre Wahrheit aber würde ich mit plumpem Fuße zertreten. Was ist Wahrheit? Die Worte gehen anders aus meinem Munde und dringen anders zum Ohr dessen, zu dem ich rede. Nicht was wir sprechen ist Wahrheit oder Unwahrheit, nur was gehört wird, kann die eine oder die andere sein. Das, liebe Freundin, bedenken Sie, ehe Sie Ihre Beichte ablegen. Sie werden zu sagen glauben: ‚Ich habe einst eine Sünde begangen, erklärlich aus meinen Lebensverhältnissen, aus meiner Umgebung, verzeihlich, weil liebende Schwäche mich dazu trieb; ich fühle die Kraft in mir, hinfort an Deiner Seite so reinen Sinnes wie je das edelste Weib zu leben.' Aber das ist es nicht, was er hören wird, sondern in seinem Ohr wird es anders klingen: ‚Ich bin ein unreines Geschöpf, gefallen, verworfen, der Frauenwürde baar, unwerth der Liebe, unfähig je wieder rein und schönen Herzens zu werden.' Das wird er hören und Sie wissen genau, es ist die schnödeste Unwahrheit. Darum müssen Sie schweigen, um wahrhaft wahr zu bleiben. Die Vergangenheit ist todt und nur Lebendiges kann eine Wahrheit sein. Begraben Sie das Todte in Ihrer Seele, wie ich es begraben habe, und es ist nicht mehr. In wahrhaft gegenwärtigem Leben aber seien Sie ihm das, was er in Ihnen sieht, seine Madonna, das vollkommene, reine, das schöne Weib; so allein vermögen, Sie vor ihm und vor sich selbst die herrlichste Wahrheit zu

reden. Valeska, hören Sie auf meine Warnung: zerstören Sie das Bild in seiner Seele nicht!"

Sie stand mit herabhängenden Armen starrblickend vor dem Madonnenbilde. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte mit einem sonderbaren Ausdruck schmerzlicher Schalkheit im Gesicht:

„Sie müssen wohl Recht haben mit Ihrer Lehre; denn sehen Sie, Alles, was Sie da Schönes sagen, klingt in meinen Ohren doch immer ganz anders, als Sie es sagen. Es klingt immer ganz genau wie: lügen, betrügen — lügen, betrügen. Und das haben Sie doch gewiß nicht sagen wollen. Nein, lieber Freund, ich würde es nicht ertragen können, solche Art von Wahrheit zu ihm zu reden; ich würde seine Augen nicht ertragen können. Aber das Andere auch nicht; es klingt zu süß, zu wunderbar, ‚das schöne Weib — das schöne Weib'; es wäre schrecklich, wenn er dies Bild verlieren müßte. Was soll ich thun? Wie soll ich es ihm retten? Ich muß verzweifeln, ganz verzweifeln. Wenn ich sterben könnte — aber Sterben ist gräßlich, Sterben ist unsagbar schauderhaft. Lieber Freund, nun bitte ich Sie, lassen Sie mich allein; das Schwerste muß Jeder allemal doch in sich selber auskämpfen. Wir haben uns wider Erwarten noch einmal im Leben getroffen; vielleicht nicht zum letztenmal; immer ist es mir tröstlich, einen Menschen zu wissen, der im Geheimen versteht, was meinem Handeln die Richtung gab. Leben Sie wohl. Ich weiß nicht, was ich thun soll — ich muß versuchen, ihm das schöne Weib zu bleiben. Es klingt zu süß, zu wunderbar."

Der Baron küßte ihr die Hand und ging. Von der Schwelle noch einmal zurückblickend, sah er sie andächtig, mit gefalteten Händen vor dem Madonnenbilde stehen. Ein sonderbares Lächeln glitt schnell über seine Lippen.

„Das schöne Weib!" murmelte er und nickte befriedigt.

* * *

Wenige Tage nach diesem erhielt der Baron einen Brief des folgenden Inhalts:

„Hochedler Freiherr, Gönner und Spießgeselle!

Es würde mir ungewöhnlich lieb sein, Sie zu sprechen — leider kann es nur auf meiner Bude geschehen, woselbst ich krumm geschlossen liege. Zwar sind noch ziemlich viele meiner Knochen ganz, doch nicht genug, um mich zum Tempel des Bacchus zu schleppen. Für Speisen und Getränke ist gesorgt. Auch lagert hier für Sie ein rosa Briefchen von unbekannter Hand; was man durch den Umschlag entziffern kann, ist gänzlich ungenügend für das Verständniß. Also erlösen Sie mich bald von dieser Tantalusqual. Zur Belohnung lese ich Ihnen auch einen und den anderen schönen Spruch des Jesus Sirach vor, z. B.:

‚Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?

Nämlich, wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist.

Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein.

Aber darnach beißet er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter.

So werden Deine Augen nach anderen Weibern sehen, und Dein Herz wird verkehrte Dinge reden . . .‘

Und weiter:

‚Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsband . . .‘

Von dieser meiner Schriftgelehrsamkeit dürfen Sie aber beileibe Nathanael Munk nichts sagen. Oder meinetwegen, thun Sie's: er versteht ja doch nichts von der Schrift. Wozu hätte er sie denn studirt?

Es grüßt Sie harrend

Ihr ergebener

Pinehas (Sic! — Ohne Hophni).

Der Baron ließ unverzüglich anspannen.

„Du bist jetzt so unruhig,“ sagte seine Gemahlin, „Du fährst so viel in die Stadt.“

„Immer wieder Gymnasialangelegenheiten,“ entgegnete er freundlich, „man muß den Herren auf die Finger sehen. Wozu sind wir Curatorium.“

„Ich weiß, Du sagst mir die Wahrheit?“ sprach sie sanft mit einem leise fragenden Ton.

„Was ist Wahrheit?“ versetzte er mit einem munteren Lächeln, küßte sie auf die Stirne und ging.

Er fand Pinehas in einem großen Ohrenlehnstuhl am Fenster sitzend, den Kopf und die linke Schulter stark verbunden, einen Eimer Eis zu seiner Seite.

„Was ist denn das?“ rief der Baron, „Sie sind verwundet? Und wo ist Ihr Hophni?“

„Abcommandirt,“ antwortete Pinehas gemächlich. „Setzen Sie sich, Baron. Die Schmisse sind natürlich unbedenklich. Hophni wird mir doch nicht ernstlich ans Leder gehen.“

„Alle guten Geister!“ rief der Baron in höchstem Erstaunen, „Sie haben sich doch nicht mit Hophni geschlagen?“

„Mit wem denn sonst?“ entgegnete Pinehas. „Ich schrieb es Ihnen ja doch schon. Ich schlage mich immer nur mit dem anständigsten Menschen, den ich am Ort grade auftreiben kann. Natürlich in voller Freundschaft. Bestimmungsmensur.“

Der Baron schüttelte den Kopf. „Sie werden mir kaum einreden wollen, daß da nicht etwas Ernsteres im Spiele wäre."

„Wie Sie es nennen wollen; ich finde es nur scherzhaft. — Es ist Ihnen doch bekannt geworden, daß Fräulein Valeska Zarnikow heimlich dieser verderbten Stadt den Rücken gekehrt hat? Contractbruch selbstverständlich."

„Nicht möglich!" rief der Baron erschrocken. „Keine Ahnung habe ich — Und wie ist das denkbar — grade jetzt —"

„Und Hophni auch," setzte Pinehas gelassen hinzu.

„Lieber Freund, ich wollte, Sie entschlössen sich, vernünftig mit mir zu reden. Oder wenn Sie Wundfieber haben —"

„Ganz ohne Bedeutung, theurer Freund. Und regen Sie sich nicht auf. Lassen Sie mich nur zu Worte kommen. Die Geschichte ist ja so unendlich einfach. Nichts weiter als dies: Fräulein Valeska erklärt uns vor drei Tagen feierlich, sie sei gesonnen, durchzubrennen. Grund: übermäßige Langeweile am hiesigen Platze. Sie sehen: äußerst plausibel. — ‚Ganz mutterseelenallein?' fragen wir mitleidsvoll. Da platzt sie heraus: ‚Wenn Einer von Ihnen mein Reisemarschall sein will, habe ich nichts dagegen.' — Aber Sie hätten sie dabei sehen müssen. Denn eine Sehenswürdigkeit war's. Wenn sie mit demselben Tonfall und Gesichtsausdruck declamirt hätte ‚Den Kopf ihm ab', das verwöhnteste Publicum hätte stürmischen Beifall geklatscht. Aber daneben flackerte in ihren Augen etwas ganz Anderes, Wildes, Tolles, Ueppiges, Zigeunerhaftes, etwas, das mich immer wieder an Hophnis verrückten Wüstentraum denken ließ — ich habe mal irgendwo eine Geschichte gelesen von einer buhlerischen Königin, die ihre Liebhaber je nach einmaligem Gebrauche köpfen ließ: so etwas hätte man ihr auch zutrauen mögen. Die Kerlchen sollen übrigens alle einverstanden gewesen sein, daß dies bischen Köpfen gar nicht in Betracht käme gegen das genossene Vergnügen. Ich will es glauben, wenn die Person annähernd so verführerisch ausgesehen hat, wie unsere Valeska in jenem Augenblicke; so etwas sollte in einem geordneten Polizeistaate gar nicht erlaubt sein. Neugierig bin ich in der That, ob Hophni mit oder ohne Kopf zurückkommt; wundern will ich mich über garnichts. Doch ehe ich's vergesse, es war noch eine geheime Clausel bei dem Vertrage, die auch Sie angeht: ein feierlicher Schwur; kein Mensch außer uns und Ihnen, am allerwenigsten aber College Munk, dürfe je von der Sache etwas erfahren, nämlich von der Begleitung; das Durchbrennen war natürlich nicht geheim zu halten, brauchte es auch gar nicht. Natürlich begriffen wir nun ungefähr. Entweder hat sie sich mit Munk gezankt, oder dies alte Kameel hat einfach wider Erwarten nicht anbeißen wollen. Duobus litigantibus tertius gaudet. Aber das Gaudium hatte seinen Haken; ein derartiges Durchbrennen war in firma nicht gut zu machen. Also Trennung von Tisch und Bett. Und da ergab sich das Ungeheure, Himmelschreiende,

Lächerliche, ja vollkommen Dumme: Hophni und Pinehas waren beide zur gleichen Stunde ergriffen von der gleichen Kinderkrankheit. Solche Ansteckungsfälle sind bekanntlich festgestellt bei den erwachsensten Männern, Masern, Scharlach, Croup, Alles was sonst bei unseren Kleinen gebräuchlich ist. Diesmal war's eine Art Drehkrankheit, scheint mir, erotische Tuberkeln im Gehirn oder Aehnliches. Solche Anfälle muß man hinnehmen als ein unverschuldetes Schicksal. Natürlich verständigten wir uns mit einem Blicke. Die Partie stand völlig gleich, also Würfel oder Waffen. Aber Würfel waren uns zuwider; die Sache saß tiefer. Pistolen sind feige und heimtückisch, Schläger kindisch, also krumme Säbel. Bis zur Entführungsunfähigkeit. Fertig. Hophni hat mich noch mit aller Sorgfalt hier eingepackt und ist dann auf Reisen gegangen. Heil ihm! Die Schulmeisterei ist er los. Sie sind nach dem Süden. Wir haben ein Viertel unserer Erbschaft an die Sache gewandt; das giebt ein Jahr lang ein Götterleben für sie. Länger kann ich Hophni nicht entbehren. Bis dahin muß ich mich so behelfen. Vorläufig geht es auch ganz gut; so ein Krankenlager hat sein Behagliches, man kommt endlich einmal zur Ruhe und inneren Sammlung. Und dann habe ich drüben den Munk; ein vortreffliches Beobachtungsobject. Leider jedoch muß ich von ihm höchst Ungünstiges aussagen: der Kerl ist herzlos im Grunde; diese Idealisten sind alle herzlos. Man sollte doch meinen, anständigerweise müßte er in Schmerz und Gram ob der entschwundenen Liebsten vergehen, müßte wüthen und toben, Selbstmordversuche anstellen und dergleichen. Aber nichts von dem Allen, keine Spur von einem reell gebrochenen Herzen. Im Gegentheil; er sitzt und schwärmt mit weit entzückterem Angesicht als je zuvor seine Madonna an. Stundenlang, sage ich Ihnen. Einmal habe ich ihn sogar auf den Knieen rutschen sehen. Ein Bild vollkommenster Glückseligkeit. Hie und da einmal wischt er sich die Augen, das ist wahr. Aber das ist auch Alles und geht im Handumdrehen vorüber. Da bin ich doch eine tiefere Natur, mir ist in diesem Punkte hundserbärmlich ums Herz. Es geht allerdings auch vorüber, kommt aber in ungleich kürzeren Intervallen wieder als bei ihm. Er ist in Wahrheit mehr in das Bild verliebt als in sie selber: da liegt's. So sind die Idealisten. Und das muß man ihm freilich lassen: der Vernünftigste unter uns ist er. Hophni verthut sein Geld in der sinnlosesten Weise; ich hocke hier und blase Trübsal; Nathanael aber denkt vermuthlich: ‚Wenn sie schwindsüchtig ist, hätte sie mir ja doch nicht viel genützt.

Laß fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns doch bleiben.'

Und so ist er getröstet."

„Schwindsüchtig?" unterbrach ihn der Baron, „Wer? Fräulein Valeska doch nicht? Das war ihr wahrhaftig nicht anzusehen."

Pinehas lachte.

„Sie sind doch sonst ein heller Kopf, Baron! Das hat sie ihm als Grund ihrer Flucht geschrieben: unheilbare Krankheit, erblich — verstehen Sie Baron, erblich! Gewissenhafte Menschen heirathen nicht mit solcher Krankheit im Leibe. — Uns hat sie zur Bestätigung dieser Aussage eidlich verpflichtet; und Sie, Baron, gehören als Dritter zu den Verschworenen. So werden die begeistertsten Wahrheitsfreunde zu Lügnern gemacht, bloß damit das eitle Ding in den Augen eines verliebten Schwärmers eine Heilige bleibe. — Sie hätten uns übrigens nicht zu verschweigen brauchen, Herr Baron, daß Sie mit der Dame in Briefwechsel stehen; wir hätten wahrhaftig nichts dabei gefunden. Es ist etwas so sehr Unschuldiges. In dem rosa Briefe für Sie wird wohl jene treuherzige Aufforderung zum Lügen stehen; er liegt dahinten auf dem Schreibtisch."

Der Baron trat hastig dorthin, erbrach den Brief und las:

„Es ist unmöglich, ich kann an seiner Seite nicht leben. Aber das Bild soll ihm bleiben. Sterben kann ich nicht, ich kann nicht; ich dürste wie im Fieber nach Leben. Es soll in ewigem Taumel sein, aber leben muß ich. Denken Sie von mir, was Sie wollen — nur Ihn lassen Sie Gutes denken!

Ihre ergebene

Valeska."

Der Baron faltete den Brief zusammen und steckte ihn schweigend in die Tasche. Pinehas beobachtete ihn scharf und sagte lächelnd:

„Nach dem Ausdruck Ihrer frommen Augen zu schließen, muß etwas sehr Rührendes in dem Briefe stehen. Ich merke, auch Sie sind so gemüthlos nicht wie dieser Munk. Wie denken Sie im Allgemeinen über diese neueste Form seiner Heiligenverehrung?"

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich denke, daß Munks Madonna eine äußerst wunderliche Heilige ist."

„Ein räthselhaftes Geschöpf," bekräftigte Pinehas, „im Schlaf eine Madonna, im Wachen eine Bacchantin. Wer will entscheiden, welches von beiden Gesichtern die Wahrheit spricht?"

„Glücklich der Glaubende," sagte der Baron, „was ist Wahrheit?"

Er trat ans Fenster und starrte lange schweigend über die Straße nach dem stillen Hause hinüber, das Nathanael Munk bewohnte.





Ernst Leyden.

Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Professoren-Jubiläum am 6. April 1890.

Von

Martin Mendelsohn.

— Berlin. —

„Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein.“

Zu dem großen Sydenham kam eines Tages ein lernfreudiger Schüler mit der Bitte, er möchte ihm den medicinischen Schriftsteller, das bedeutende Werk nennen, das er lesen und studiren müßte, um die beste Belehrung für seinen künftigen Beruf als Arzt daraus zu schöpfen. Der Meister antwortete ihm: „Lies den Don Quixote!“ Heute sind allerdings die Aerzte, welche das Leben und die Thaten des sinnreichen Junkers von la Mancha studiren, um daraus zu lernen, an den Fingern Einer Hand zu zählen; aber Andere sind an die Stelle des spanischen Klassikers getreten, und auch heute noch kann der Komödiant den Pfarrer lehren. Und in erster Linie der erstaunliche Emile Zola.

In seiner „Joie de vivre“ kommt eine Episode vor, welche für die weitverbreitete Art der Auffassung des ärztlichen Berufs in unserer Zeit recht charakteristisch erscheint. Ein junges Mädchen erkrankt heftig und plötzlich, und die Angehörigen, besonders der Bräutigam, befürchten Diphtherie und schweben in Todesangst. Das Mädchen leidet sehr unter hohem Fieber und starken Schmerzen und droht, wenigstens für ihre Umgebung, zu ersticken. Nach langen, bangen Stunden erscheint der brave Landarzt

Cazenove, sieht ihr in den Hals, meint, es hätte nichts zu bedeuten, und geht wieder.

— Je reviendrai demain vers midi, dit-il à Lazare dans le corridor. Tranquillisez-vous ... Il n'y a que de la souffrance.

— N'est-ce donc rien, la souffrance! cria le jeune homme. On ne devrait pas souffrir.

Cazenove le regarda, puis leva les bras au ciel, devant une prétention si extraordinaire, et partit. —

Daß dem Arzte die Forderung, die Kranke solle nicht leiden, als prétention extraordinaire erscheint, hat seinen tiefen Grund in der heutigen Ausbildung der Aerzte und in dem augenblicklichen Stande der medicinischen Wissenschaft. Der Arzt früherer Tage wirkte mehr durch sich selbst, als durch seine Wissenschaft. Die Medicin war subjectiv und der Arzt mußte, wenn er Geltung haben wollte, ein „denkender Arzt" sein. Denn es war ihm in jedem einzelnen Falle überlassen, bei der mangelnden positiven Grundlage des Wissens, die zerstreuten Erscheinungen der Krankheit durch Deutungen über Entstehung und Zusammenhang zu einem Ganzen, zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, ob er nach diesem oder jenem Systeme curirte oder ob als Eklektiker nach seiner eigenen hippokratischen Beobachtung und Erfahrung. Was ihm an möglicher Erkennung der Krankheit abging, was seine Mittel nicht leisten konnten, mußte er durch eine auf die Person berechnete vertrauenerweckende Sicherheit und Menschenkenntniß ausführen. Seine Aufgabe war vielleicht schwieriger als jetzt, denn er hatte es nicht mit dem Objecte einer Krankheit, sondern mehr mit der Person des Kranken zu thun, aber dafür auch um Vieles erfreulicher und befriedigender. Alles hing an seiner Persönlichkeit, und er genoß das Vertrauen, welches nur der persönliche Eindruck hervorruft. Um die Ursachen zu erforschen, mußte er Psychologe sein und Menschen und Verhältnisse beurtheilen, um mit Rücksicht darauf den Heilplan zu entwerfen; der alte Arzt kam seinen Kranken näher, er mußte und durfte in Haus und Familie sich eindrängen, er sollte und wollte zum Hausarzt auch Hausfreund sein. Den „alten Heim" kannte jedes Kind in Berlin; die Wissenschaft kennt ihn nicht.

Tempi passati. Heute ist es gleichgültig, wer am Bett steht, aber er muß verstehen, zu untersuchen, zu erkennen, zu diagnosticiren. Der Arzt tritt vor ein Object, welches er betrachtet, beobachtet, befragt, befühlt, behorcht, beklopft, gleichgültig wo er es findet, in welchen Verhältnissen, unter welchen Bedingungen. Der Kranke wird zum Gegenstand. Die Medicin ist eben zu solchem Umfange angewachsen, hat so viele Hülfswissenschaften, so viele früher getrennte Zweige in sich aufgenommen und mit ihrem Wissen durchdrungen, daß unmöglich der Einzelne sie in allen ihren Theilen noch mit gleicher Gründlichkeit studiren und ausüben kann; die Wissenschaft bleibt zwar eine einheitliche, aber der Beruf des Arztes scheidet sich nach

ihren Zweigen. Die Folge davon ist, daß sich die früheren persönlichen Beziehungen lockern und ganz aufhören, denn man gewöhnt sich den Arzt zu wechseln und wählt ihn je nach der Krankheit; und andererseits verlieren sich beim Arzt gewisse Rücksichten, welche der frühere intime Umgang veranlaßt hatte. Der allverehrte Arzt, den früher jede Stadt aufzuweisen hatte, ist verschwunden, und die berühmten Namen in der Medicin giebt es nur noch bei den Specialisten.

Ob für das Publicum dieser Wechsel, dieser „Fortschritt" wirklich ersprießlich ist, oder ob nicht vielmehr in praxi der Gewinn an größerer Wissenschaftlichkeit bei weitem durch den Verlust an eben jener liebevollen Berücksichtigung der Individualität des Kranken und seiner speciellen Verhältnisse aufgewogen wird, ist wohl kaum zweifelhaft; zumal da die Therapie, die eigentliche Heilung der Krankheiten, in erster Linie der inneren Krankheiten, aus diesem Fortschreiten der wissenschaftlichen Medicin gerade den geringsten Gewinn gezogen hat. Denn der Specialist vergißt über der Krankheit nur allzu leicht den Kranken.

Doch trotzdem giebt es noch Specialisten, welche dabei auch Aerzte geblieben sind, welche, bei aller Sachkenntniß in ihrem eigensten Gebiete, die große Zahl der neben der directen Einwirkung auf das gerade erkrankte Organ für einen vollkommenen Heilzweck unbedingt nothwendigen Factoren — die „Sorge um den Kranken" im weitesten Sinne des Wortes — anzuwenden wissen und gern anwenden; für die nicht bloß, wie es leider andernorts häufig der Fall ist, das einzelne kranke Organ existirt, sondern die sich um ihren Kranken „kümmern", für die er ein leidender Mensch ist, der in all seinem Empfinden, in seinem ganzen Sein durch die Krankheit gestört und gequält ist, und der demgemäß auch behandelt werden muß. Curiren kommt von curare, sich sorgen, sich kümmern. Ein jeder dieser Specialisten im besten Sinne des Wortes wirkt unendlich segensreich, wo immer und in welchem Kreise er seinen Beruf ausüben mag; hat ihn jedoch hervorragendes Können und ein gütiges Geschick auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur durch die That, sondern auch durch Lehre wirken kann, wo er einer ganzen Generation von Aerzten „durch seine That und sein Kunstwerk" ein Beispiel bieten kann, das für ihr ganzes Leben vorherrschend bleiben und Anschauung wie Ausübung des Berufs dauernd beeinflussen kann, so sind die wohlthätigen Folgen seiner Lebensthätigkeit so unabsehbare, daß sicher weite Kreise ein mehr oder minder directes Interesse an einer solchen Persönlichkeit haben müssen und sich bei passender Gelegenheit immer wieder aufs Neue gern auf sie hinweisen lassen. —

Ernst Leyden feiert in diesen Tagen das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Ernennung zum ordentlichen Professor. Gern folge ich der Aufforderung der Redaction dieser Blätter, zu dem Bilde meines verehrten Lehrers einige begleitende Worte zu schreiben; bei der Würdigung seiner Persönlichkeit, als Forscher und Lehrer, als Arzt und Mensch müssen

naturgemäß in dieser Zeitschrift die Verdienste des Gelehrten um den Ausbau seiner Wissenschaft, welche einem größeren Publikum im Detail vorzuführen nicht angebracht ist, zurücktreten und den Erfolgen des Lehrers und des Arztes, sowie den Qualitäten des Menschen den Vorrang lassen. Es bleibt auch so noch genug des Bemerkenwerthen übrig.

* * *

Der Regierungsrath Ferdinand Leyden in Danzig besaß unter seinen vier Kindern, neben drei Töchtern, in Ernst Leyden den einzigen Sohn, der ihm am 20. April 1832 geboren wurde. Der Vater sowohl wie dessen Gemahlin zeichneten sich durch reiche geistige Begabung aus, und besonders der Regierungsrath Leyden, der sich einer reizenden dichterischen Gabe erfreute, schien im Besitze jenes Ringes zu sein, der die geheimnißvolle Kraft hatte, den, der ihn trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; dazu war er einer der liebenswürdigsten Gesellschafter und gütigsten Menschen und liebte es, bei Tafel und in heiterem Kreise mit Erfolg zu improvisiren. Im Jahre 1840 verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Marienwerder, wohin der Vater auf seinen Antrag aus Gesundheitsrücksichten versetzt worden war.

Doch dieser Wechsel sollte die Katastrophe nicht abwenden können: als der kleine Ernst kaum zwölf Jahr alt geworden war, besaß er keinen Vater mehr. Ein Herzleiden hatte dessen Leben auf dem Rückwege vom Bade Nenndorf, wo er vergeblich Heilung zu finden gehofft hatte, ganz plötzlich ein Ziel gesetzt; in Helmstedt verstarb er am 6. August 1844, und sein letzter Gedanke hatte sich, wie der dortige Geistliche später der Familie mittheilte, mit Sorge dem Sohne zugewandt, den er in so frühen Jahren zurücklassen mußte.

Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser. War der Verstorbene edel gewesen, hülfreich und gut gegen Jedermann, so war man es nun wiederum auch allseitig gegen seine Familie, die ihres Schützers und Ernährers so plötzlich beraubt war. Besonders des Knaben nahm man sich sorgsam an, und der treffliche, liebenswürdige Director des dortigen Gymnasiums, Lehmann, stellte ihn unter seinen persönlichen Schutz, überwachte seinen Umgang und seine Arbeiten, und sorgte für ihn, bis er mit siebenzehn Jahren das Gymnasium absolvirt hatte. Es war eine enge, beschränkte Kindheit, doch keine unglückliche, und wenn auch den vier Kindern nur ein gemeinsames Arbeitszimmer zur Verfügung stand, in dem „Lernen“ der einzige Gedanke war, der Alle beschäftigte, so haben sie doch sicherlich in späteren, schönen Tagen sich gern der kleinen Oellampe mit grünem Schirme erinnert, um welche sie herum saßen, still in ihre Arbeiten vertieft, daß keins das andere störte; bis dann plötzlich der Bruder mit dem Rechte des Stärkeren die unsäglichen Leiden des Dulders Odysseus oder Achills göttlichen Zorn mit Emphase zu declamiren begann, und

nur dadurch zum Schweigen gebracht werden konnte, daß die drei Schwestern in zielbewußter Coalition Gleiches mit Gleichem vergalten. Doch die Frau Rath wußte immer den Frieden bald wieder herzustellten. Und als Ernst Primaner wurde, da machte sie ihm die Freude eines eigenen Zimmers, in welchem in wöchentlichen Versammlungen eine Anzahl Freunde zusammenkam, um sich gegenseitig ihre — Gedichte vorzulesen; Ernst Leyden galt bald als das anerkannte Haupt dieses Jugendbundes, und es wurde mit solcher Begeisterung declamirt, daß die Schwestern mit ihren Freundinnen unter den Fenstern des Zimmers auf und ab gingen und lauschten. Eine von ihnen, die jüngste, welche später die Gemahlin des Professors Boetticher in Berlin wurde, hat sich weiterhin selber mit Erfolg der Dichtkunst zugewendet und ist, unter einem Pseudonym, eine angesehene und anerkannte Schriftstellerin geworden.

Doch nun mußte ein Beruf gewählt werden, und die Musen wurden verabschiedet. „Das Genie, es will gleich oben aus": der junge Mann wollte durchaus Jurist werden, weniger aus einer besonders tiefgehenden Neigung als aus dem Grunde, daß alle seine Schulfreunde Juristen wurden und in Marienwerder überhaupt das Jus als das vornehmste Studium galt. Das ging aus äußeren Gründen nicht an. Der Vormund und Hausarzt der Familie, Doctor Burkhardt, schlug der Mutter vor, sich für den Sohn um einen Platz in der Pepinière zu bewerben, auf welchen sie Aussicht und Anwartschaft hatte, nicht allein, weil der Vormund das Gesuch befürworten wollte, sondern auch weil der Vater ein intimer Freund des berühmten Dieffenbach gewesen war, der maßgebenden Einfluß in der Pepinière hatte. Auf diese Weise konnte der Sohn, dessen frühzeitig zu Tage tretende außergewöhnliche Begabung und Veranlagung unter allen Umständen auf das Studium wies, am ehesten auf eigene Füße gestellt werden: dat Galenus opes — wenigstens that er dies noch zu jener Zeit. Ernst war unglücklich. Unter Thränen erklärte er: „Lieber Schuster werden als Arzt!" und fügte sich nur der Nothwendigkeit und der Hoffnung, seiner Familie sich nützlich zu erweisen. Er hat es nicht zu bereuen gehabt.

So reiste er denn schweren Herzens nach Berlin, um Militärarzt zu werden, und nun, wo der Entschluß einmal gefaßt war, führte er ihn auch mit der groß angelegten Naturen eigenen Willensstärke und eisernen Consequenz durch. Freilich war für einen jungen Mann das Leben in jenem großen, grauen, ein wenig kasernenmäßig angehauchten Hause an der Weidendammerbrücke, wo der Geist fest dressirt wurde, kein gerade übermäßig heiteres, zumal nicht bei einem jährlichen Zuschuß von sechzig Thalern; doch fand er in der Familie eines entfernten Verwandten, des Justizraths Klebs, freundliche Aufnahme und in dessen beiden Söhnen Freunde mit künstlerischer Begabung und künstlerischen Kenntnissen, welche ihm gleichfalls Interesse für die Kunst einzuflößen wußten und auch seine nicht unbe-

deutende poetische Veranlagung nicht ruhen ließen. Besonders eifrig las er Shakespeare, den er bei seinem außergewöhnlichen Gedächtnisse noch heute großentheils auswendig kennt, und neben diesem Giganten war Heine sein Liebling, den er in einer vollständigen Ausgabe besaß, von welcher er sich jedoch, bezeichnend für seine stete Anhänglichkeit an die Seinen, trennte, um sie seiner jüngsten Schwester zum Geburtstage zu schenken. Gerade bei einem Arzte, bei dem die allgemein menschlichen Eigenschaften seiner Persönlichkeit auch für seine Berufsthätigkeit ganz besonders maßgebend sind, verdienen derartige kleine Züge hervorgehoben zu werden.

Tout passe, tout casse, tout lasse. Die Studentenzeit ging vorüber und mit ihr Shakespeare und Heine. Mit einem Fleiße, welcher die unverhohlene Bewunderung seiner Kameraden stets von Neuem erregte, hatte Leyden Alles, was ein Schüler in seinem ihm schnell lieb gewordenen Berufe zu lernen vermag, sich zu eigen gemacht, und schon erwachte in ihm der Forscher. „Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen; zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen." Doch zunächst hieß es, des Königs Rock anziehen und das Leben nach des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr regeln. Als 1854 das letzte Examen mit Auszeichnun bestanden war, trat Leyden als Militärarzt in die preußische Armee ein und avancirte in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Stabsarzt. Wie es das Soldatenleben mit sich bringt, ging es im raschen Wechsel von einem Orte zum anderen; zuerst nach Düsseldorf, dann nach Danzig und Gumbinnen, und schließlich nach Königsberg. Hier, am Sitze der Universität, hatte der junge Militärarzt endlich die ersehnte Gelegenheit, wieder mit der Wissenschaft und deren Vertretern in engste Berührung zu kommen, und die eifrige Bethätigung dieses Strebens, sowie die immer deutlicher zu Tage tretende hervorragende Begabung und wissenschaftliche Veranlagung Leydens hatten zur Folge, daß er von seinen Vorgesetzten zur Ueberweisung an das Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, eben die Pepinière, jene Akademie, in welcher er noch vor Kurzem selbst als Schüler gewesen und in der er nun die Lehrer bei der Ausbildung neuer Schüler unterstützen sollte, vorgeschlagen und auch im Jahre 1859 in der That dorthin abcommandirt wurde.

Dies war entscheidend für seine ganze spätere Entwicklung. Das größte Krankenhaus in Deutschland, die königliche Charité, war zu jener Zeit in noch weit höherem Maße als dies heute der Fall ist, eine fast ausschließliche Domäne der Militärärzte, wenigstens was die Stellen der Ober-, Assistenz- und Unterärzte anbetraf. Die dirigirenden Aerzte dagegen werden mit gutem Bedacht fast ausnahmslos aus den Reihen der ersten Kliniker der Berliner Universität ernannt, und nur die unbedeutenderen Abtheilungen haben auch ein militärisches Oberhaupt. Es liegt auf der Hand, von welch enormem Werthe es für einen jungen Arzt sein mußte, zumal wenn er sich der sogenannten wissenschaftlichen Laufbahn widmen wollte, an diesem Krankenhause, mit seinem überreichen Kranken-

materiale, unter Leitung der ersten Autorität auf dem betreffenden Specialgebiete, zu welchem die einzelne Abtheilung gehörte, arbeiten zu können; aber wie gesagt, mit wenigen Ausnahmen wurden nur die Militärärzte der großen Vortheile dieser Stellungen theilhaftig. Auch heute ist es beinahe noch ebenso; wenn auch langsam, so doch, wie es scheint, unaufhaltsam bröckelt eine dieser einseitig besetzten Positionen nach der anderen ab, und das größte Krankenhaus Deutschlands wird nicht mehr zu Gunsten einer einzelnen Klasse von Aerzten der Allgemeinheit derselben vorenthalten. Freilich bedurfte es seinerzeit keines geringeren Eingriffes als der Revolution, um diese Erschließung möglich zu machen, und auch da noch mußte ein Ludwig Traube kommen, um im Jahre 1848 als erster Civilassistent an der Lateinischen Klinik der Charité — wenn auch ohne Gehalt — angestellt zu werden.

Was demnach Anderen die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bot, gereichte Leyden zum Glück. Nachdem er kurze Zeit in der Pepinière selbst als Instructor thätig gewesen, wurde er schon im Jahre 1860 als Assistenzarzt an die unter Leitung des nunmehrigen Geheimen Medicinalrathes und Professors Traube stehende propaedeutische Klinik commandirt, und damit begann aufs Neue das Lernen und bald auch das selbständige Forschen. Welch großes Gewicht übrigens Leyden selbst auf diese Stellung an der Charité legte, und wie wenig er geneigt war, deren hohe Bedeutung für eine weitere Carrière zu unterschätzen, hat er später selber ausgesprochen, als er am 11. December 1876 in der Universität, von der Kanzel der Aula herab, seinem verstorbenen Lehrer, dessen Nachfolger er nun geworden war, die Gedächtnißrede hielt und dessen Entwicklungsgang schilderte: „Somit war Traube nach langen, harten Kämpfen und Drangsalen in einen Hafen eingelaufen, nicht den Hafen der Ruhe, wohl aber gedeckt vor Stürmen und Unwettern. Er hatte nunmehr die Bedingungen für seine fernere Fortentwicklung gefunden, er war auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur die Möglichkeit, sondern die Aufgabe hatte, wissenschaftlich zu wirken, wo er seine volle Energie und Fruchtbarkeit entwickeln konnte. Nicht ohne Grund hat Traube bei Gelegenheit seines 25jährigen Charité-Jubiläums seinen Eintritt in dies Krankenhaus als das größte Glück seines Lebens bezeichnet. Denn erst hierdurch war ihm die Möglichkeit gegeben, das zu werden, was er geworden ist; ohne dies hätte sein Talent wie eine Pflanze ohne Luft und Licht verkümmern müssen."

Doch damals lebte Traube nicht nur noch, sondern stand auf der Höhe seiner Leistungen und seines Ruhmes, und die Gelegenheit zu ärztlicher Thätigkeit und wissenschaftlicher Forschung war gerade zu jener Zeit und in jener Klinik eine schier überreichliche. Traube war der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland geworden. Vor ihm ragte in den medicinischen Fächern allein die Physiologie hervor, in welcher das Experiment durch Johannes Müller auf deutschen Boden verpflanzt, gepflegt

und vervollkommnet war, während in den speciell medicinischen, den klinischen Wissenschaften überall sonst ein Ringen, ein Dämmern, vielfach jedoch tiefe Dunkelheit herrschten. Hierin war Wien allen anderen medicinischen Facultäten voraus; die pathologische Anatomie hatte sich unter Rokitansky zu einer allgemeinen Pathologie erhoben, und durch Skoda war die Entdeckung der Auscultation, die Wiederentdeckung der schon früher in Oesterreich geübten Percussion nicht nur eingebürgert, sondern auf einer wissenschaftlichen, physikalischen Basis neu errichtet worden, und die Möglichkeit war nun gegeben, exacte pathologisch-anatomische Diagnosen zu stellen. Traube, der theils durch den Gang seiner Studien, theils in Folge der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche man sich allseitig bemühte, ihm in den Weg zu legen, mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe auf das Experiment hingeführt worden war, fügte mit glücklicher Hand dieses und die vervollkommneten Berliner physiologischen Methoden zu den klinischen Untersuchungsmethoden der Wiener Schule, und seit dem Erscheinen der „Beiträge zur experimentellen Pathologie" mit der epochemachenden Vorrede des ersten Heftes, das unter Anderem auch die berühmte Arbeit Virchows „über die Verstopfung der Lungenarterien und ihre Folgen" enthielt, datirt die Bildung der jungen Berliner Schule, welche alsbald zu hellem Ruhmesglanze emporgedieh.

Als nun Leyden im Jahre 1860 Traubes eigenster Schüler und Helfer wurde, gehörte dieser unbedingt zu den beliebtesten und berühmtesten Klinikern, und nicht allein der Berliner Universität. Schönlein hatte sich im Jahre 1859 zurückgezogen und Traube gleichzeitig einen an ihn ergangenen Ruf nach Breslau abgelehnt. Der Zudrang zu seiner Klinik war ein außerordentlicher; Einheimische und Fremde, Studenten und Aerzte suchten dieselbe auf, und gerade seit dem Eintritte Leydens betheiligte sich auch das Friedrich-Wilhelms-Institut officiell an der propädeutischen Klinik. Und dabei blieb Traubes Einfluß als Lehrer weder auf die wenigen Lehrstunden noch auf die gemeinsamen Krankenvisiten beschränkt; er liebte es von jeher, sich mit jüngeren Männern zu umgeben und mit ihnen wissenschaftliche Gespräche zu führen, er war mittheilsam und belehrend auf Spaziergängen und im eignen Hause, und wenn er so weit über den Kreis seiner Schüler hinaus belehrend und belebend wirkte, so war für diese der persönliche Verkehr mit ihm von unberechenbarem Nutzen. Daß er seine ärztliche Umgebung auch zur Beihülfe an seiner nie rastenden Thätigkeit im Laboratorium zuzog, ist selbstverständlich; und für diese wieder war es wichtig, daß er, was nicht Jedermanns Sache ist, zu selbständigen Arbeiten anregte und diese jeder Zeit durch Rath und That förderte.

Und grade in jenen Jahren, wo Leyden Traube zur Seite stand, schien es, als ob ein glückliches Geschick es hätte fügen wollen, daß der Schüler und dereinstige Nachfolger des Meisters Zeuge und Mithelfer der bedeutendsten und für die Wissenschaft nachhaltigsten Arbeiten des Lehrers

werden sollte. In dieser Zeit brachte Traube seine Fiebertheorie, welche er seit dem Jahre 1851, wo in den Charité-Analen seine berühmte Arbeit „über Krisen und kritische Tage“ erschienen war, in bewundernswerther Weise durchdacht und ausgebildet hatte, zum Abschluß; setzte er seine Untersuchungen über die Digitalis fort, welche ihn zur Erkenntniß der Thätigkeit der vitalen Nerven-Centra führten; wandte er sich der Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Ursache der Erstickungserscheinungen zu, welche die Wirkung des Sauerstoffs und der Kohlensäure im Körper klarstellten und auf die Lehre von der Athmung ein neues Licht warfen; und — the last not least — veröffentlichte er, wie zu jeder Zeit, seine klinischen Arbeiten, welche klassisch waren durch die scharfe objective Beobachtung und ihre präcise Kürze, und von denen hier nur der Aufsatz über das Eindringen feiner Kohlentheilchen in das Innere der Luftwege und der Lunge erwähnt werden mag.

Eine Natur wie diejenige Leydens, die nur darauf gewartet hatte, Gelegenheit und Möglichkeit zu selbständigem Forschen zu finden, mußte in dieser Sphäre schnell Wurzel fassen und sich kräftig entwickeln. Und so war er denn zielbewußt alsbald mit Untersuchungen, Beobachtungen und Experimenten auf demjenigen Gebiete beschäftigt, welchem er auf Jahre hinaus treu bleiben und dem sein Hauptwerk angehören sollte: dem Gebiete der Rückenmarkskrankheiten. Nicht daß er etwa einseitig sich ausschließlich diesem zugewandt hätte — die erste wissenschaftliche Arbeit, die er publicirte, betraf vielmehr ein anderes Gebiet, das der Nierenkrankheiten bei Vergiftungen, und war gemeinschaftlich mit Ph. Munk, dem nachmals so berühmten Physiologen, abgefaßt, und auch andere klinische Gebiete streifte er — aber seine Hauptthätigkeit war doch schon unverwandt dem Studium und der Erforschung der Rückenmarkskrankheiten zugewandt. Besonders war es die Rückenmarcksschwindsucht, die Tabes dorsalis, welche er eingehend studirte und über welche er mehrfach Abhandlungen veröffentlichte, bis er das Ergebniß seiner Untersuchungen in einer Monographie, welcher alsbald nach ihrem Erscheinen allgemeine Aufmerksamkeit und berechtigte Anerkennung zu Theil wurde, im Jahre 1863 zusammenfaßte. In dieser erschöpfenden Bearbeitung und mustergültigen Darstellung einer schweren und weit verbreiteten Krankheitsform, welche den Titel „Die graue Degeneration der hinteren Rückenmarksstränge“ führt, legte er dar, daß diese furchtbare Erkrankung ihrem Wesen nach nicht, wie die Annahme war, als bloße Neurose aufgefaßt werden dürfe, so daß alle körperlichen Veränderungen nur auf secundäre Ernährungsstörungen in Folge gehemmter Functionen zurückzuführen wären, sondern daß vielmehr die Tabes einen reinen Entzündungsproceß darstellt, welcher in bestimmten Bezirken des Rückenmarks vor sich geht und dort durch sein Ablaufen gewisse Partien des Centralorgans mehr oder weniger zerstört, und mit diesen naturgemäß auch die von ihnen abhängigen Functionen.

Während Leyden so mit eifrigen und bedeutenden Arbeiten beschäftigt war und der Dienst in der Charité, zumal unter Traubes nicht gerade anspruchsloser Oberleitung, für andere Dinge kaum freie Zeit übrig ließ, blieb dennoch während seines Aufenthaltes in dem Krankenhause seine Kunstliebe und seine dichterische Begabung noch immer lebendig. Besonders hatte er auch eine ausgesprochene Vorliebe für Kanarienvögel und er wußte denen, die ihn besuchten, stets allerhand Hübsches von seinen Lieblingen zu erzählen. Noch heute spricht seine Schwester mit Rührung von jener kleinen Scene, da er, als ihm eines seiner Thierchen starb, an einer selbstgeschnitzten Bahre von Holz der von ihm mit einer Freundin Eingeladenen ein „wirklich sehr anmuthiges" Gedicht „auf den Tod des Kanarienvogels" vorlas. Als er dann die Charité verließ, ohne jedoch von der Stellung am Friedrich-Wilhelms-Institut abberufen zu werden, gründete er sich ein eigenes Heim, indem er nun seine Braut, die Tochter seines Collegen und Vorgesetzten aus der Zeit seines Garnisonaufenthaltes in Gumbinnen, heimführte. Doch das Glück der jungen Ehe sollte nicht von langer Dauer sein. Noch war kein Jahr seit der Vermählung verflossen, als der Dänische Krieg ausbrach und der Stabsarzt mit ins Feld mußte; und als er plötzlich, mit besonders gestattetem Urlaube, zurückgerufen wurde und vom Kriegsschauplatze fort nach Hause eilte, fand er nur ein anmuthiges Töchterchen vor, seine junge Frau war nicht mehr am Leben. Der rastlose Mann warf sich aufs Neue, als der Krieg beendet war, in eine umfassende wissenschaftliche und ärztliche Thätigkeit und suchte Trost in der Arbeit, die wenigstens der Stunde einen Zweck giebt, hat auch das Leben keinen. —

Es ist beschwerlich, kleine Stufen zu steigen. Waren es die hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten, welche er bereits geliefert, waren es die mannigfachen Vorzüge seiner Persönlichkeit, welche an dem Orte seiner künftigen Wirksamkeit noch von seinem nicht allzufernen Aufenthalte daselbst her in vortheilhaftester Erinnerung sein mochten, genug, aus seiner Stellung als preußischer Stabsarzt wurde Leyden unter dem Datum des 6. April 1865 zum ordentlichen Professor an der Universität Königsberg und zum Director der inneren Klinik ernannt. So war er mit einem Schlage am Ziele seiner Wünsche: in unabhängiger Position ärztliche Beobachtung mit wissenschaftlicher Forschung verbinden und vor Allem, den ihm innewohnenden Drang und das ungewöhnliche Talent, als Lehrer zu wirken, endlich an bedeutender Stelle bethätigen zu können.

Und das that er denn auch rechtschaffen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß Leyden in Königsberg, gemeinsam mit v. Recklinghausen und Spiegelberg, der Reformator des dortigen klinischen Unterrichts und der Stifter einer neuen Aera wurde. Sein leutseliges Wesen und seine stete Bereitwilligkeit, den Schülern mit Rath und That beizustehen und selbst persönliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, verschafften

ihm, der zu jener Zeit nicht viel älter war, als mancher seiner Studenten gewesen sein mag, in überraschend kurzer Zeit eine ungewöhnliche Beliebtheit und Popularität, nicht nur bei seinen Hörern, sondern bei allen Mitgliedern der Universität, bei allen Bürgern der Stadt. Die Zahl der Hörer an der inneren Klinik wuchs von Jahr zu Jahr, von Semester zu Semester, und mancher von Leydens Schülern aus der Königsberger Zeit ist heute „ein Mann von vielen Graden."

Neben dieser erfreulichen und, weil sie mit Liebe betrieben wurde, auch in hohem Maße erfolgreichen Lehrthätigkeit wurde die selbständige wissenschaftliche Forschung nicht außer Acht gelassen. Auch hier war es wieder das große Gebiet der Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, welches Leyden fesselte und in Anspruch nahm. Es erschien in rascher Folge eine große Reihe von diesbezüglichen Abhandlungen, von denen fast eine jede für die Beurtheilung und die Auffassung der in ihr beschriebenen Erkrankung neue Gesichtspunkte beibrachte. Ueber Sensibilität und Wirbelkrebs, über Paraplegie und Hirndruck, über Aphasie und Anarthrie, über Muskelsinn und Ataxie schrieb der unermüdliche Forscher; besonderes Interesse jedoch wandte er der progressiven Bulbärparalyse zu, die er in einer größeren Serien von Aufsätzen im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten behandelte. Doch auch hier wieder verstand er es, sich von Einseitigkeit fernzuhalten; wie es überhaupt ein hervorstechendes Charakteristikum Leydens ist, daß er auf nahezu allen Gebieten der klinischen Forschung zu Hause ist. Die acute Phosphorvergiftung und die Pathologie des Icterus erfuhren monographische Darstellungen; Untersuchungen über die Respiration im Fieber und über andere Cardinalfragen der Fieberlehre wurden angestellt; mit einer Abhandlung über Lungenbrand die berühmte Serie der von Volkmann herausgegebenen Sammlung klinischer Vorträge eröffnet. Von besonders weitgehendem Interesse und geeignet, Leydens Namen zu noch allgemeinerer Bekanntschaft zu verhelfen, war alsdann die von ihm in Virchows Archiv publicirte Arbeit „Zur Kenntniß des Bronchial-Asthma", in welcher er die Theorie aufstellte, daß der asthmatische Anfall in einem Krampfe der Muskulatur in den Luftwegen und hierdurch bedingten, theilweisen Verschlusse derselben bestehe. Dieser Krampf werde ausgelöst durch die Reizung zierlicher, regelmäßig geformter, überaus spitzer, von ihm entdeckter Krystalle, welche zur Zeit des Anfalles im Auswurfe der Asthmatiker, oft in überaus reichlicher Menge, sich vorfinden und unter dem Namen „Leyden'scher Krystalle" bekannt sind. —

Es kam der große Krieg und mit ihm der Zuwachs an bisher französischem Lande. Der Unterwerfung der Einwohner desselben durch das Schwert sollte nun deren moralische Eroberung durch die Waffen deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft folgen. Die kaiserliche Universität Straßburg wurde zu diesem Zwecke neubegründet, und der Regierung lag daran, derselben durch eine möglichst glänzende Auswahl des Lehrkörpers die größte

Anziehungskraft zu verleihen. Wurde doch sogar der berühmte Meister der vergleichenden Sprachwissenschaft, Max Müller, veranlaßt, seine Thätigkeit in Oxford auf ein Jahr zu unterbrechen, um während desselben an der Kaiser-Wilhelm-Universität Vorträge zu halten. Als erster der deutschen Professoren, an welche der Ruf erging, fortan an der neuen Universität des Deutschen Reiches zu wirken, wurde Leyden zum Mitgliede des Straßburger Professorencollegiums ernannt, und er zögerte nicht, der ehrenvollen Berufung Folge zu leisten. Noch im Jahre 1872 siedelte er nach Straßburg über, seine Gemahlin, mit der er seit vier Jahren vermählt war, aus ihrer preußischen Heimat in die Hauptstadt der deutschen Reichslande mit sich führend.

War die Auswahl der Straßburger Lehrer unter dem Gesichtspunkte geschehen, daß sie der neuen Universität Hörer und Schüler zahlreich zuführen sollten, so täuschte Leyden diese Erwartung nicht. Wie in Königsberg versammelte er auch hier alsbald trotz der erheblich schwierigeren, durch die Verschiedenheit der feindlichen Nationalitäten bedingten Verhältnisse einen großen Kreis begeisterter, ihm treu anhängender Schüler um sich. Und es ist bezeichnend für seine Persönlichkeit, deren gewinnendem Zauber sich auch die Widerwilligen nicht zu entziehen vermochten, daß er von den Unannehmlichkeiten und selbst Anfeindungen, welche, zumal in der ersten Zeit, die deutsche Bevölkerung über sich ergehen lassen mußte, wenig oder gar nichts zu erfahren hatte.

Der vierjährige Aufenthalt Leydens in Straßburg wird fast ganz ausgefüllt durch die Herausgabe des Werkes, welches epochemachend wirken und seinen Ruhm dauernd begründen sollte, und zu welchem der größte Theil seiner bisherigen Forschungen und Studien eigentlich nur Vorarbeiten gewesen waren: der großen „Klinik der Rückenmarkskrankheiten," welche in drei umfangreichen Bänden in den Jahren 1874 bis 1876 in Berlin erschien. Seit der Monographie des französischen Arztes Ollivier d'Angers „Traité des maladies de la moëlle épinière", deren letzte Auflage 1837 in Paris herausgekommen war, hatte das Gesammtgebiet der Erkrankungen des Rückenmarks keine vollständige Darstellung mehr gefunden. Es erscheint das nicht wunderbar, denn die Schwierigkeiten der Bearbeitung gerade dieses Gebietes, so wissenschaftlich interessant und höchst anziehend dasselbe auch ist, waren enorme. Auch mochte wohl der Umstand, daß die Therapie der Rückenmarkskrankheiten in vieler Beziehung auch heute noch eine trostlose ist, Manchen veranlaßt haben, sich lieber der Bearbeitung anderer Gebiete zuzuwenden. Leyden unternahm das kühne Wagniß und führte es glänzend durch. Seit der letzten französischen Gesammtdarstellung hatte die experimentelle Physiologie des Rückenmarks höchst merkwürdige und wichtige Resultate über diesen Theil des Centralnervensystems ergeben, und wenn auch das anscheinend einfache Object oft unerwartete und nicht selten unübersteigliche Schwierigkeiten darbot, so reizten

diese doch gerade zu immer mehr vertiefter und vervollkommneter Forschung an. Ebenso hatte die pathologisch-anatomische Untersuchung eine große Reihe verbesserter Methoden kennen gelernt, welche nur darauf harrten, auch für die Untersuchung der Erkrankungen des Rückenmarks verwendet zu werden. Schließlich war die Elektrotherapie so weit vorgeschritten, daß sie nicht nur in der Heilung der verschiedensten Rückenmarksaffectionen erfreuliche Resultate gab, sondern sich auch ganz besonders als Hülfsmittel in der Erkenntniß des Wesens einzelner Krankheiten verwerthen ließ. In glücklicher Vereinigung dieser drei Disciplinen, der Physiologie, der pathologischen Anatomie und der Therapie, mit absolutester Beherrschung ihrer gesammten Resultate bis in die kleinsten Details hinein, mit einer außergewöhnlich reichen Erfahrung an klinischer Beobachtung, mit scharfer und objectiver Kritik des bereits Vorgearbeiteten, unternahm und vollendete Leyden sein Werk. Dasselbe enthält fast auf jedem Blatte neue Thatsachen und Beobachtungen und führt in formvollendeter Weise die einzelnen Krankheitsformen des großen Gesammtgebietes in plastisch-anschaulichen Bildern vor Augen. Die klinische Darstellung steht dabei stets in erster Linie, und wenn auch ihre möglichst sorgfältige Begründung durch die pathologische Physiologie und die pathologische Anatomie durchaus zu ihrem Rechte kommt und die ihr gebührende Berücksichtigung erfährt, so liegt doch der Hauptwerth des Werkes in der Einheit und Klarheit der klinischen Krankheitsbilder.

Am 11. April 1876 starb Traube in Berlin, gebrochen durch die mannigfachen Kränkungen, die man ihm zugefügt hatte. Leyden wurde sein Nachfolger. Als Geheimer Medicinalrath kam er, vierundvierzig Jahre alt, zum dritten Mal nach Berlin und betrat nun die Charité und die propädeutische Klinik, an der er zuerst als Unterarzt, dann als Oberarzt gewirkt hatte, als dirigirender Arzt und Director zum dritten Male. Auch in Berlin hatte er die gleichen Erfolge, welche er an den früheren Stätten seiner Lehrthätigkeit aufzuweisen gehabt hatte, zu verzeichnen, und die propädeutische Klinik, welche bald als „zweite medicinische Klinik" der von Frerichs geleiteten „ersten" gleichgestellt wurde, zeigte trotz der frühen Morgenstunde, in der die Vorlesungen stattfanden, stets eine Fülle aufmerksamer und eifriger Hörer. Als dann im Jahre 1885 Frerichs starb, wurde Leyden zum Director der ersten medicinischen Klinik ernannt und wirkt seither auf diesem ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands, unter einem solchen Andrange von Aerzten und Studenten, daß häufig Krankensäle und Auditorium nicht ausreichen, die Menge seiner Hörer zu fassen.

Man sagt allgemein, daß die Berliner Luft Gelehrten nicht zuträglich sei, daß diese mit dem Momente, wo sie nach der Hauptstadt kämen, mit deren Verpflichtungen und Zerstreuungen, ihren Weitläufigkeiten und Ermüdungen, nicht mehr Zeit fänden zu wissenschaftlicher Arbeit und eigener Forschung; und Mancher schon, und nicht der Geringste, hat es an sich

selber erfahren müssen. Bei Leyden ist dies nicht der Fall. Obwohl er weniger als irgend ein Anderer sich von der großen Welt fern hält oder gar ein zurückgezogenes Gelehrten-Dasein führt, vielmehr mit Fug und Recht von sich sagen kann: humani nil a me alienum puto, ist seine Arbeitsfreudigkeit und seine Arbeitskraft doch unvermindert. Dem Gebiete der Nerven- und Rückenmarkskrankheiten hat er sich, seitdem dasselbe durch ihn die umfassendste und erschöpfendste Darlegung gefunden hat, mehr und mehr abgewandt; es findet nur noch ausnahmsweise bei außergewöhnlichem Anlaß und in besonders interessanten Fragen Bearbeitung. Dafür hat er mit außerordentlicher Fruchtbarkeit in einer großen Anzahl höchst werthvoller Monographien, welche fast ausschließlich in der von ihm gemeinsam mit Frerichs begründeten „Zeitschrift für klinische Medicin" zur Veröffentlichung gelangt sind, die verschiedensten Gebiete der klinischen Beobachtung behandelt. Die Lungenkrankheiten, besonders die Lungenentzündung und ihre Folgeerscheinungen, sowie die Lungenschwindsucht sind wiederholt Gegenstand seiner Publicationen gewesen; auf dem schwierigen Gebiete der Nierenkrankheiten, das viele Verwirrung darbot, hat er maßgebenden Einfluß geübt und zur Klärung und Vereinfachung der Anschauung beigetragen; mit besonderer Liebe jedoch hat er die Herzkrankheiten beobachtet und erforscht, und die Kenntniß derselben in wesentlichen Stücken bereichert. Allen diesen Arbeiten seiner letzten Berliner Zeit ist aber jetzt das gemeinsam, daß sie einzig und allein auf klinischer Beobachtung beruhen, daß sie von einem großen Arzte für Aerzte geschrieben sind, und noch heute vergeht kein Monat, ohne daß nicht Leyden aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen die Aerzte belehrt, wie man Krankheiten erkennt und wie man sie heilt.

* * *

Der vorherrschende Zug in Leydens Persönlichkeit ist seine außerordentliche Liebenswürdigkeit, deren wohlthuendem Einflusse sich kaum Jemand verschließen kann, der mit ihm, es sei aus welchem Grunde auch immer, in Berührung kommt. Dieser charme — vergeblich suche ich eine deutsche Bezeichnung dafür — der von ihm ausgeht, gewinnt ihm täglich aufs Neue die Herzen seiner Freunde und Schüler, und nicht zum Mindesten die seiner Kranken, welche oft nicht nur in seiner Wissenschaft und Erfahrung, sondern in gleichem Maße auch in seiner herzerquickenden und leutseligen Art Trost und Heilung finden. Geselligen Freuden nicht abhold, von feinster Urbanität, Weltmann durch und durch, pflegt er in seiner glänzenden Häuslichkeit an der Seite seiner ihm geistig ebenbürtigen Gattin den ausgebreitetsten Verkehr mit den ersten Intelligenzen, welche die Hauptstadt in so reicher Zahl aufzuweisen hat. Dem freundlichen und gewinnenden äußeren Eindrucke entspricht als Grundzug seines Charakters eine tiefe Herzensgüte, welche sich nicht nur seiner Familie und seinen Freunden zu-

wendet, sondern einem Jeden, der ihrer bedarf und der sie in Anspruch nimmt. Bei der regsten Theilnahme für Alles, was in der Welt vorgeht und sie bewegt, weil er trotz aller Gelehrsamkeit mit beiden Füßen in ihr steht, ist ihm zwar, wie schon oben ausgesprochen, nichts Menschliches fremd, doch hat er eigentlich über seinen Beruf hinaus, dem er alles Andere unterordnet, keine besonders lebhaften Interessen; das Schachspiel, welches er früher leidenschaftlich und virtuos betrieb, hat er gänzlich aufgegeben, da es ihn allzusehr in Anspruch nahm, so daß sich in ihm die Anschauung ausbildete, man könne nur Eins sein, entweder ein guter Schachspieler oder ein guter Arzt, und auch die poetische Ausübung dürfte wohl schon lange aufgehört haben. Auch von der Neigung des Jünglings zur Juristerei ist wenig mehr zu spüren, wie überhaupt seinem praktischen und jeder Speculation abholden Sinne eine Wissenschaft nicht zusagen kann, welche, obwohl sie ausschließlich mit dem Leben und der Welt zu thun hat, doch so wenig aus dem Leben und der Welt in sich aufgenommen hat; höchstens, daß er noch dann und wann in vertrautem Kreise besonders auffällige Criminalfälle gern eingehend bespricht: doch handelt es sich dem Arzte dann immer nur um das psychologische Interesse. Durchaus mäßig und einfach in seinen Lebensgewohnheiten, ist er in seinen Anschauungen von der tolerantesten und liberalsten Vorurtheilslosigkeit, eine Charaktereigenthümlichkeit, die nicht einem jeden Geheimen Rathe innezuwohnen pflegt. Wie man auch nicht von einem jeden sagen kann, daß er wohl oft seine Würden vergißt, seine Würde aber nie.

Und daß dieser Würden bei einem Manne, welcher auf dem ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands sitzt, viele sind, ist selbstverständlich. Außer seiner Zugehörigkeit als ordentlicher Professor zur medicinischen Facultät der Universität, deren Decan er schon gewesen, und außer seiner Stellung als Director der ersten medicinischen Universitätsklinik und dirigirender Arzt am königlichen Charitékrankenhause, ist er auch ordentlicher Professor am Friedrich-Wilhelms-Institut, Mitglied der Prüfungscommission für die ärztliche Staatsprüfung und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen in Preußen. Und auch Titel besitzt er und Orden und Auszeichnungen mannigfacher Art „und hat einen großen Stern.“ Oder gar mehrere.

Man sollte meinen, daß demnach diese amtliche Thätigkeit im Verein mit seinem Wirken als Lehrer und seiner ärztlichen Ausübung mehr denn hinreichend wäre, um die Arbeitskraft selbst eines Leyden vollständig in Anspruch zu nehmen. Doch weit gefehlt. Drei seiner Lieblingsschöpfungen sind es, welche ihre ganze Entwicklung ihm verdanken und in denen nicht das geringste Detail ohne ihn vor sich geht. Wenn auch Frerichs der erste Präsident des alljährlich in Wiesbaden zusammentretenden Congresses für innere Medicin war, wenn auch von Jahr zu Jahr der Vorsitz in dieser aus den ersten Klinikern Deutschlands nicht allein, sondern

auch Oesterreichs und der Schweiz, Hollands und Rußlands zusammengesetzten Versammlung einem anderen Gelehrten zufällt, so ist doch Leyden, wie seiner Initiative allein die Gründung des Congresses zu danken ist, die Seele des Ganzen. Das Gleiche gilt von dem in Berlin ebenfalls durch ihn, in Gemeinsamkeit mit Frerichs, ins Leben gerufenen Verein für innere Medicin, der in allerkürzester Zeit zur zweitgrößten ärztlichen Gesellschaft Berlins durch Leydens Eifer und Sorgfalt um denselben emporgediehen ist; und es muß schon ein Anlaß von ganz besonderer Wichtigkeit sein, der Leyden von einer Sitzung des Vereins, dessen erster Präsident er ist, fernzuhalten vermag. Ebenso ruht die gesammte Redaction der Zeitschrift für klinische Medicin, wenn dieselbe auch officiell vier Herausgeber aufweist, in seinen Händen, und kein Manuscript gelangt zur Aufnahme, das er nicht persönlich gelesen, kein Bogen kommt zum Abdruck, den er nicht selbst durchgesehen und mit seinem „imprimatur" versehen hätte. Auch das Centralblatt für klinische Medicin, welches unter der speciellen Redaction seines langjährigen Assistenten, des Professors Fränkel steht, ist eine seiner Schöpfungen und erfreut sich seiner Förderung und Mitwirkung. —

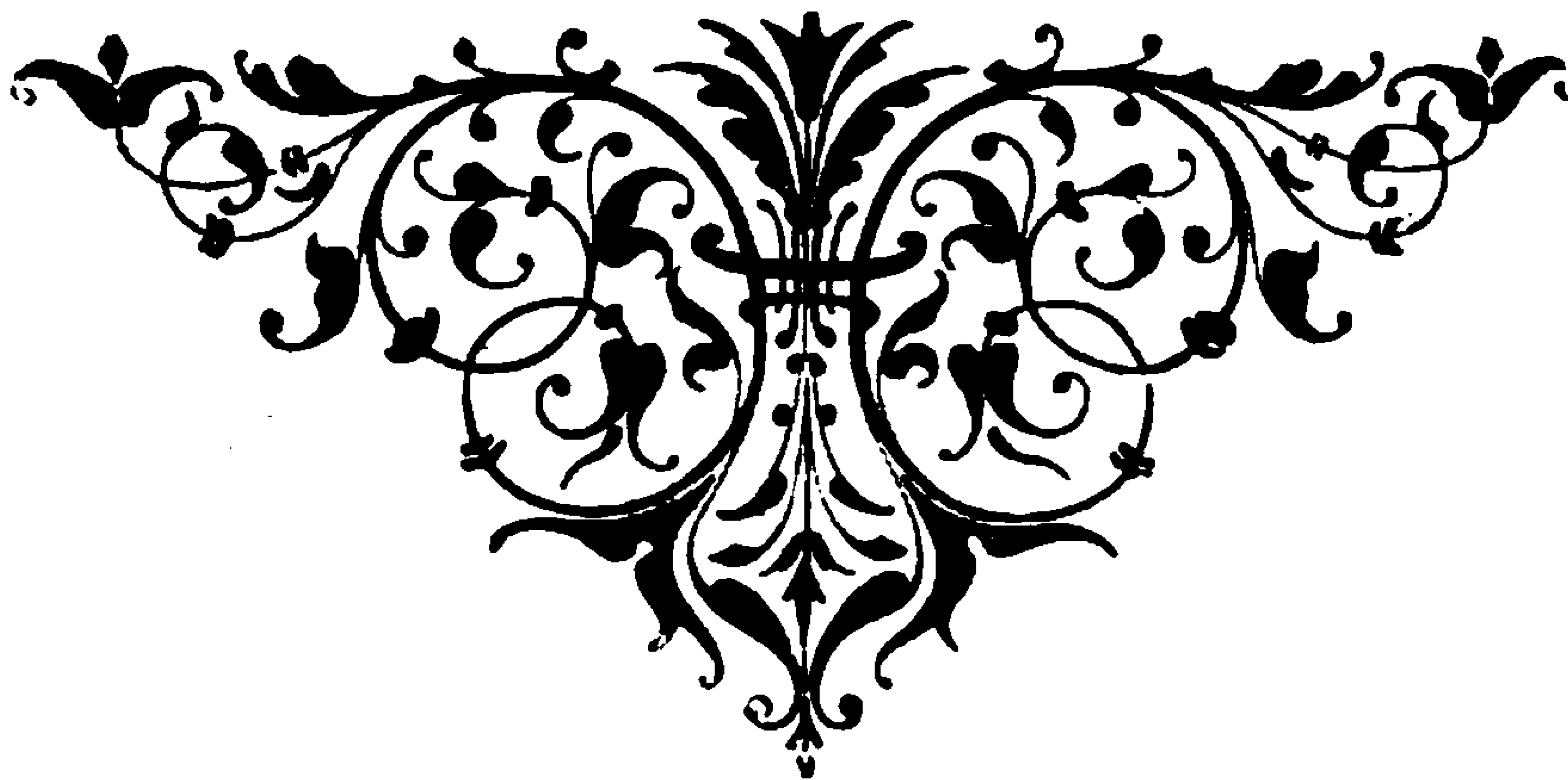
Leyden hat in seiner Entwickelung eine bemerkenswerthe Wandlung durchgemacht, die man vielleicht so bezeichnen könnte, daß er vom ärztlichen Gelehrten zum gelehrten Arzte geworden ist. Von der pathologisch-anatomischen und experimentell-physiologischen Richtung, welche seine Arbeiten bis in die erste Zeit seines Berliner Aufenthaltes hinein beherrscht, hat er sich im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr einer ärztlichen Anschauung und Ausübung zugewandt, welche sich ihrem Wesen nach am meisten deckt mit dem Hippokratismus, wie er schon in den antiken Schriften formulirt ist, und wie er durch die großen Kliniker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts weiter entwickelt worden ist. Dieser hatte durch die pathologisch-anatomischen Kliniker der Schulen von Paris und Wien, welche alle in ihm enthaltenen früheren Erfahrungen und Beobachtungen kategorisch für völlig unbrauchbar erklärten, den Todesstoß erhalten, und „anatomisch denken" war seither das Losungswort der klinischen Medicin. Die Consequenz hiervon war einerseits der Specialismus, der anatomisch dachte, aber nicht weiter als eben ein Organ Veränderungen zeigte; andererseits der crasseste Nihilismus in der Therapie, besonders bei den inneren Krankheiten. Einer so durchaus human angelegten Natur wie der Leydens, konnte auf die Dauer diese Unfruchtbarkeit des ärztlichen Handelns nicht zusagen, welche die Signatur seiner Entwicklungszeit war und der abzuhelfen sich damals geringe Aussicht zeigte; denn Untersuchung und Beobachtung geschah einzig und allein um ihrer selbst, um der Wissenschaft willen, nicht etwa um wirksame Heilmittel durch sie zur Anwendung zu bringen. So kam bei Leyden im Laufe der Zeit denn immer mehr und mehr der oberste Grundsatz des Hippokratikers — der so einfach ist, wie

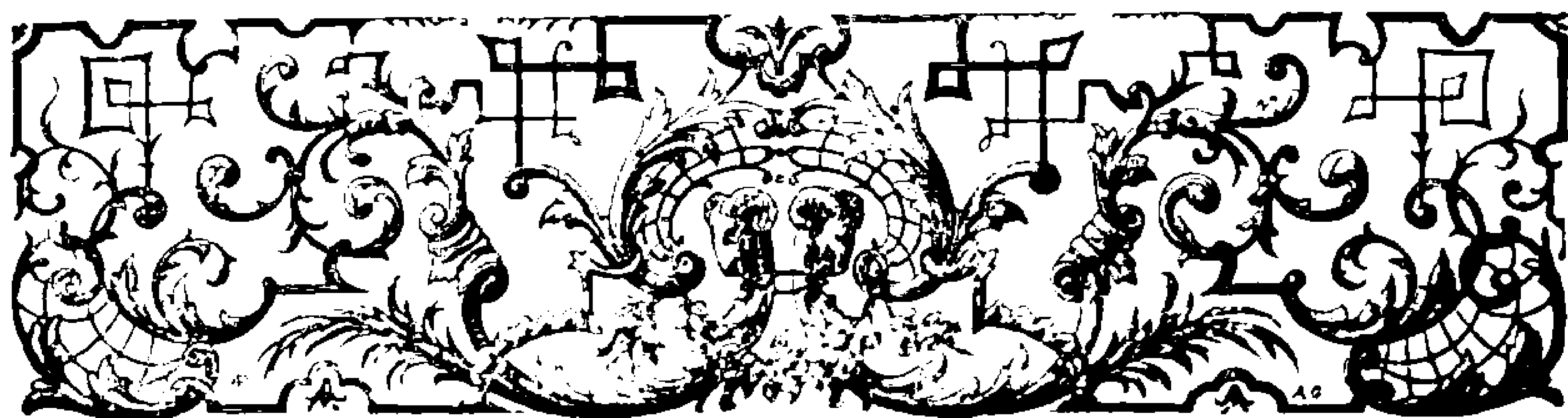
allein das Wahre —: daß die Medicin nichts ist als eine ratio medeudi, zur Geltung, um so mehr, als bald auch auf anderen Gebieten der Medicin, besonders der Aetiologie, der Lehre von den Entstehungsursachen der Krankheiten, die Untersuchungen zu Ergebnissen führten, welche eine große Reihe von Grundanschauungen des Hippokratismus wieder in ihre Rechte einsetzten. Leyden begann also die großen allgemeinen Heilmethoden der alten Medicin, insbesondere die hygienisch-diätetischen Mittel, in immer weiterem Umfange anzuwenden, immer größere therapeutische Erfolge damit erzielend, und immer mehr und mehr die alte Forderung erfüllend, daß der Arzt der minister naturae sein soll, nicht der magister.

Und diese als wahr erkannte neugewonnene Anschauung wird er nicht müde, immer wieder aufs Neue seinen Schülern mitzutheilen. Er lehrt sie, daß Alles, Untersuchung und Behandlung, eine schwere Kunst ist, zu der die Wissenschaft in ausgedehntem Maße zu Hülfe gezogen werden muß, deren Aufgabe und Ziel aber einzig und allein in der „Heilkunst“ zu suchen ist. Das Wichtigste für den Arzt ist die künstlerische unermüdliche Uebung am Krankenbette; ein angeborenes Talent, besondere Gaben des Geistes, einen eigenen feinen Takt kann der Heilkünstler als solcher nicht entbehren — „ein Handwerk will erkoren sein, die Kunst muß angeboren sein.“ Aber nur in der Ausbildung am Krankenbette, nur im Kranken selbst, nur in der rein klinischen Erfahrung hat er die einzige gültige Richtschnur für sein Handeln, die klinische Beobachtung ist für ihn tota medicina. Soweit es in Leydens Macht steht, sucht er bei den unglaublich beschränkten und für die Stellung der Universität geradezu unwürdigen Verhältnissen der Berliner medicinischen Kliniken seinen Schülern die Gelegenheit zu eigener, selbständiger klinischer Beobachtung in möglichst ausgedehntem Maße zugänglich zu machen, und ist unermüdlich in persönlicher Unterweisung und Belehrung. Er verlangt und will, daß seine Schüler sich mit dem Patienten, der ihnen übergeben wird, unter Anleitung und Aufsicht so beschäftigen, wie es ihnen später als Aerzten zukommen wird, damit sie hierbei die wichtige Erfahrung selbst machen, daß zwischen Arzt und Kranken ein persönliches Verhältniß besteht. „Der Kranke sieht in dem Arzt“ pflegt Leyden zu sagen, „seinen Berather und Helfer in der Noth, dem er sich mit vollem Vertrauen hingiebt, der Arzt sieht in dem Kranken einen Hülfsbedürftigen, dem er Mitgefühl spendet wie einem Kinde; und in diesem persönlichen Verhältnisse, in dem Vertrauen und der Anhänglichkeit des Kranken liegt für den Arzt eine unversiegbare Quelle der Befriedigung und Belohnung.“

So ist Leyden nicht nur selber von der edelsten und reinsten Humanität durchdrungen, sondern er ist ein unermüdlicher Verkündiger derselben, und alljährlich gehen Hunderte von Schülern hinaus in die Welt, um das Evangelium des Meisters zu verkünden und ihm nachzueifern in Menschenliebe und Hingebung. „Meine Herren,“ schloß Leyden seine erste

Vorlesung in der ersten medicinischen Klinik, „es ist eine hohe Wissenschaft und eine heilige Kunst, der Sie sich widmen. Tragen Sie die Wissenschaft hoch durch Ihr ganzes Leben, seien Sie scharf und kritisch, aber als Arzt seien Sie gleichzeitig milde, mitfühlend, hingebend und gewissenhaft. Gestehen wir es offen, meine Herren, was ist unsere ganze Medicin ohne Barmherzigkeit und ohne die Kraft der Selbstverleugnung? Wenn die Wissenschaft nach Erkenntniß und Wahrheit ringt, so braucht sie gewappnete Männer, tapfer im Streit und kühl von Verstand; wenn sie aber niedersteigt von ihren Höhen zu den Bresthaften und Geschlagenen, dann muß sie den Mantel der Demuth anlegen und in Geduld und Sanftmuth ein warmes Herz im Busen tragen. ‚Nun merket,' sagt der alte Paracelsus, ‚daß Gott den Arzt unter allen Künsten und Facultäten der Menschen am liebsten hat. Darum soll er kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Henker, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern ein wahrhafter Mann!' Und weiter: ‚Wir Aerzte sollen suchen das Reich Gottes nicht bei den Priestern, noch bei den Leviten, sondern bei den Samaritanern."





Große Stadt und Großstadt.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

Es wird sich schließlich selbst in unserer, der Vereinzelung praktischer Interessen mit immer größerer Bestimmtheit sich zuwendenden Zeit kaum verkennen lassen, daß gewisse, scheinbar sehr abstracte Kategorien unseres Gesammtlebens sich als positive, bedeutsame Thatsachen geltend machen, die zuletzt nur noch des bestimmten Namens bedürfen, um anerkannt zu werden und von ihrer Anerkennung dann ins wirkliche Leben als mehr oder weniger interessante Factoren überzugehen. Unter den vielen Beispielen dieser Thatsache wollen wir für diesmal nur den Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen von großen Städten und Großstädten hervorheben. Denn in der That scheint es uns, als wäre es Zeit, diesen allerdings mehr auf dem geistigen als auf dem statistischen Felde liegenden, aber darum nicht weniger bedeutsamen Unterschied neben dem populationistischen und industriellen ein wenig zur Geltung zu bringen.

Die ungeheure Gewalt, welche die Entwicklung der wirthschaftlichen Production und Consumtion seit hundert Jahren auch über das Bewußtsein des Volkes ausübt, und mit ihr zugleich das Princip der formalen Rechts- und Verwaltungsordnung, welche das quantitative Element neben der formellen Gleichheit aller Einzelnen zum Grunde legt, hat unter Anderem eine Folge gehabt, die man über den imposanten Resultaten jener Erscheinungen fast ganz vergessen hat. Der Begriff und Sinn der alten „Stadt" ist verschwunden. Die Stadt unserer Zeit ist entweder ein rein populationistischer oder ein rein administrativer Begriff geworden.

Wenn dem, der darüber nachdenken mag, eine Stunde gegeben wird, in welcher er sich von der unmittelbaren Gegenwart loslösen und sich ein wenig in das Leben der Vergangenheit vertiefen mag, so ist wohl das erste Ergebniß solcher Anschauung, daß das, was wir die „Stadt" nennen, neben seiner äußeren auch eine innere, individuelle, ja wir möchten sagen, fast persönliche Geschichte hat, und daß es gerade hier ist, wo sich die Städte unserer Zeit von denen der Vergangenheit viel tiefer scheiden als man auf den ersten Blick glauben sollte. Es giebt aber in der ganzen Weltgeschichte nichts, was, wenn man seinen tiefer liegenden Sinn betrachtet, nicht für alles Gegenwärtige sofort seine oft schwerwiegende Bedeutung empfinge.

Lassen wir nun hier für den Augenblick alle statistischen Elemente der Vergleichung bei Seite und leben wir uns ein wenig weiter in die Dinge hinein, für die wir das Verständniß eigentlich nicht verloren, sondern wir möchten sagen, mit vollem Bewußtsein von uns abgewiesen haben, um in unseren Berechnungen nicht gestört zu werden, so schält sich allmählich aus all den verschiedenen Bildern und Zuständen der alten Städte ein fester Kern heraus, der ihnen allen gleichmäßig gemeinsam und der gegen Umfang, Volkszahl, Verkehr und Macht derselben zuletzt gleichgiltig ist. Und dieser Kern ist es, von dessen Inhalt aus wir das heutige Städtewesen betrachten möchten.

Denn bei einer etwas tiefer gehenden Vergleichung des heutigen Charakters unseres Städtewesens mit dem der vorigen Jahrhunderte zeigt es sich, daß namentlich die deutschen Städte an Umfang und wirthschaftlicher Bedeutung gerade im letzten Menschenalter in einem früher nie gekannten Grade zugenommen, dagegen das, was das Städtewesen der alten Zeit so hochbedeutsam machte, beinahe gänzlich verloren haben. Und an die Frage, was dieser Charakter eigentlich ist, schließt sich die zweite, ob und auf welchem Gebiete die heutigen Städte denselben wiedergewinnen können.

Wenn wir die Reminiscenzen der alten Städte in den heutigen vor uns auftauchen lassen, die Reste der alten Stadtmauern und Thürme, die alten Thore, die alten Rathhäuser und Rathsstuben, hier und da ein altes Patrizierhaus, so überkommt uns doch zuletzt ein gewisses Gefühl der Ehrerbietung vor etwas, das in einer Zeit gelebt hat und stark gewesen ist, die wir mit der unsrigen so schwer vergleichen können. Betrachten wir diese Empfindung genauer, so bedeutet sie uns nur selten den Eindruck des Schönen und Großen, wie bei den Städten der alten Welt; es ist vielmehr etwas Anderes, das von diesen Thürmen und Wällen, von diesen Stadtwappen und Waffensammlungen jener Epoche zu uns spricht. Der Eindruck, den uns diese Dinge machen, wenn wir ihn auf seinen Kern zurückführen, ist der einer starken, ihrer selbst bewußten, zur Vertheidigung bereiten Individualität dieser Städte. Jede

Stadt jener Zeit ruhte gleichsam auf sich selber; sie schuf sich theils mit ihrer Arbeit, theils mit ihren Waffen ihren eigenen Lebenskreis; sie kannte genau die Bedingungen ihrer Kraft und ihrer Blüthe; sie fühlte sich in der Mitte ruheloser, gewaltsamer Bewegung auf sich selbst angewiesen, und wußte mit voller Klarheit, daß sie sich als Ganzes zur Geltung bringen müsse, um im Einzelnen die Interessen ihrer Angehörigen geltend machen zu können. Trotz aller oft sehr tief greifenden Gegensätze in ihrem Bürgerthum fühlte sie sich dennoch nach außen hin als Einheit; wo die Stadt als solche in Frage kam, wurden alle Parteiungen einig; das mit der Muttermilch eingesogene Gefühl des Zusammengehörens drückte jedem Einzelnen die Waffen in die Hand, wo Gefahr nahte, erfüllte jeden Einzelnen mit Stolz auf das, was „seine Stadt" war und was sie geleistet; das Wappen der Stadt war das Symbol dieser Selbständigkeit und Einheit; aus ihr entsprossen die großen Denkmäler, vor Allem die Domkirchen der Stadt, der Bau der Rathhäuser, der Respect vor den Häuptern der Bürgerschaft, das Bedürfniß eigener Gesetzgebung und Verwaltung, an denen die ganze Bürgerschaft Theil nahm, die Forderung, in der ganzen ständischen Vertretung eine eigene Stimme zu haben, nicht als eine so und so große Anzahl von stimmberechtigten Einwohnern, sondern als selbständige, öffentlich rechtliche Körperschaft, ohne Unterschied der Größe und des Reichthums. Und als nun die Bildung über die Waffengewalt eine Macht ward, da war es jede Stadt für sich, die sich ihr Bildungswesen schuf und auf die Träger desselben stolz war; auch der Gelehrte war ihr Bürger, und sein Ruhm war zugleich der Ruhm der Stadt. Und mit dieser Kraft ihrer starken, auf sich selbst vertrauenden Individualität traten sie muthig dem Raubwesen des Mittelalters, den Herren mit ihren Burgen und Waffenknechten gegenüber, und beugten sie in mancher blutigen Schlacht, bis sie so gut wie die Fürsten und Herren bei der Auflösung des Reiches ihren Antheil an der aufgelösten Souveränität eroberten; ja sie führten ihre Kriege mit Königen und ganzen Ländern und wußten sehr wohl, daß sie ihr Ansehen eben nur der eigenen Kraft verdankten. Und dabei wurde nicht gefragt, wie viel Einwohner sie zählten, wie viel Gewerbsleute, wie viel Straßen, wie viel Häuser; das starke Gefühl ihrer Einheit ersetzte das Zählen und Berechnen und ohne allgemeine Wehrpflicht griff jeder Bürger, von dem Ersten bis zum Letzten, zu Helm und Harnisch, wenn es „die Stadt" galt. So war die Stadt jener Zeit ein einheitlicher Körper mit einheitlichem Bewußtsein und einheitlicher Kraft, und diese individuelle Kraft war es, welche von den ursprünglichen Grundherren die volle Freiheit, von den Landesherren die formale Anerkennung derselben in ihren Statuten und Privilegien erzwang; die Macht und Unabhängigkeit der Körperschaft ward zum Schutz ihrer Angehörigen, das freie Recht derselben zum Recht, das Gefühl der gemeinsamen Interessen zum Schutz jedes Einzelnen gegenüber Dritten; die Stadt mußte das Vaterland ersetzen, und

sie that es. Und dieser Geist jener Zeiten, die Selbständigkeit und Freiheit des Einzelnen durch sein Angehören an seine Stadt ist es, was uns umweht, wenn wir die Denkmäler dieser Vergangenheit durchwandern; die Städte bildeten eine Welt für sich, und jede Stadt war in derselben eine kleine Welt, an die Jeder mit den tausend Banden der Tradition, des Interesses und der Familie gebunden war. Diese individuelle Selbständigkeit ist es, deren specifischer Hauch uns umweht, wenn wir bei dem verweilen, was uns jetzt noch als die ehrwürdigen Reste derselben entgegentritt. Da handelt es sich nicht um Größe, um Schönheit, um Umfang dieser Reste, sondern um den Geist der Zeiten, welcher sie einst mit gemeinsamer Anstrengung erschuf, um das Gefühl der individuellen Kraft jener Körperschaften als eines selbständigen Lebens, das es vermocht, den städtischen Ruhm, die städtische Ehre, die Liebe und Hingebung zur Vaterstadt zu erzeugen, die allein so große historische Aufgaben zu lösen vermochte.

Und wie ist es jetzt?

Wer etwa auch nur fünfzig Jahre in seiner Erinnerung zurückzudenken vermag, für den gilt, was man jetzt wohl als ziemlich allgemein anerkannt annehmen darf, der oft gehörte Satz, daß man wenigstens in Deutschland „die alten Städte gar nicht wiedererkennt" und daß zehn Jahre genügten, um aus den Resten des alten städtischen Lebens eine neues zu schaffen. Es ist etwas, wir möchten sagen, Unstatistisches in dieser Bewegung, und wenig Städte in Deutschland giebt es, die nicht in einer oder anderen Weise daran Theil nähmen. Die alte Stadt ist allenthalben verschwunden, und wo noch Reste derselben sein mögen, da werden sie durch Gewalten langsam aber unwiderstehlich absorbirt, die eigentlich Niemandem unbekannt sind. Die alten Mauern und Wälle, die alten feierlichen Stadtthore mit ihren stolzen Stadtwappen, die Gräben um die Stadtmauern, die Thürme mit ihrem massiven Grundbau — wo sind sie geblieben? Die alten Fahnen und Waffen, die Insignien der alten Zünfte und Innungen, die Erinnerungen an alte Kämpfe und Siege, in denen Jeder Helm und Harnisch für die Stadt trug, will man sie finden, muß man in alte halbvergessene Rüstkammern der Stadt oder in die historischen Museen gehen, deren Kataloge, statt an den geschichtlichen Boden anzuknüpfen, auf dem alle diese Alterthümer entsprossen sind und der ihnen allein ihren Werth giebt, höchstens die Nummern der Museumsstücke in „zweckmäßiger" Reihenfolge darbieten. Versunken und vergessen sind die alten „Wahrzeichen", zusammengefallen und niedergerissen die alten Gebäude, die, wo immer sie standen, den Charakter ihrer Individualität in Grundbau und Schmuck an sich trugen; und was einst in seiner innigen, so oft mit dem Blute der Bürger besiegelten Verschmelzung mit der ganzen inneren Geschichte der Stadt ein Gegenstand der Ehrfurcht und als ein Gemeingut erschien, ohne das sich die alte Stadt kaum denken ließ, ist

jetzt Gegenstand der Curiosität, und dem Touristen weit bekannter, als dem Bürger der neuen Stadt. Dafür aber ist diese Stadt selber eine andere, im Innern wie an der Grenze ihres alten engen Gebietes, und wenn man von dem Unterschiede der alten und der neuen Zeit spricht, an keinem Dinge wird derselbe so greifbar und imponirend, als in der neuen Stadt, welche sich aus der alten entwickelt. Das neue Leben der Welt hat die alten Ringmauern gebrochen, und wo früher gewaltige Wälle sich grabengeschützt wie ein dichtes Kleid oder ein Panzerhemd um die hart beengten Häuser der Stadt legten, laden jetzt friedliche Spaziergänge und schattige Anlagen den Bürger ein, die Erholung vom Tagewerk zu suchen. Kinder spielen, wo ihre Vorväter die Waffen trugen, um die Heimat zu schützen; statt des Wächterhornes, das die Ankunft der Fremden kündete, pfeift jetzt die Locomotive heran, um die sich Niemand kümmert als der Passagier; kein Thorhüter schließt das Thor, wenn die Sonne ihre Bahn beendet hat, keiner Erlaubniß bedarf der wogende Strom der Kommenden und Gehenden; riesig und in wachsender Menge strömt die Bewegung aus und ein; es giebt für die neue Stadt jene Grenze nicht mehr, welche einst die alte zwar beengt, aber dafür auch selbständig und stark machte. Und draußen vor den alten Wällen und Thoren, wo einst die Kriegsläufte auch dem Reichsten verboten sich anzusiedeln, und wo das Ackerland darum an die eigene Thätigkeit der Bürger so vertheilt war, daß man mit gutem Recht sagte, es sei die Mauer, welche Bürger und Bauer schied, da rollt sich jetzt ein ganz anderes Bild dem erquickten Auge des Lustwandelnden auf. Auf den alten Ackergründen erheben sich die freundlichen Villen der Besitzenden; Haus an Haus erhebt sich auf den alten Dorfgründen bis an die Stadtthore; frei bewegen sich Verkehr und Handel und die Menschen, welche beide tragen und von ihnen getragen werden; ein zweites städtisches Leben lagert sich rings um das erste, ursprüngliche; die Grenze ist verschwunden zwischen Stadt und Vorstadt, und um sie zu finden, bedarf es schon der Gemeindetafel, an die selber Niemand denkt, als wer der administrativen Competenz bedarf. Und wie nach außen, ist es auch im Innern der Stadt so wesentlich anders geworden. Noch steht das alte Rathhaus, aber drinnen ist eine neue Ordnung der Dinge eingezogen. Verschwunden ist der alte Bürgermeister, der Souverain in aller Vertretung der Stadt nach außen mit allen Zeichen seiner Würde; nirgends mehr wandelt der ernste Rathsherr mit Perrücke und goldbeschlagenem Rohr feierlich durch die Straße, den Schritt mäßigend, um nicht die Eile des Alltäglichen in seiner Würde zur Geltung kommen zu lassen; nirgends erscheint der Stadtsoldat, den zuletzt, wie bei den Chinesen, Niemand fürchtete, als die ungeberdige Stadtjugend; Zünfte und Innungen führen nur als Form und und Namen ihre Existenz fort, und das alte „Innungshaus“ steht als gewöhnliches Wirthshaus da für die arbeitslosen Gesellen, während es einst der Mittelpunkt zum Theil recht ernster, blutiger Kämpfe zwischen

Meistern und Arbeitern war. Dafür aber ist in der neuen Stadt etwas entstanden, was die alte nicht kannte, und was wir auch jetzt noch zu kennen uns so oft vergebliche Mühe geben. Die Gesammtheit der Angehörigen der Stadt, einst so schön wohlgeordnet in Zünfte und Innungen, in Patrizier und Plebejer, hat mit dem alten Zunftmeister, mit den Wappen und Fahnen die alten Unterschiede von sich abgeschüttelt; alle Einzelnen der neuen Stadt sind jetzt gleich im öffentlichen Recht, so verschieden sie auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung sein mögen; es giebt keinen „hochmögenden Rath" und keine „gestrengen Herren" mehr; der Unterschied ist von der Form des Rechts auf die Substanz, welche ihn stets aufs Neue erzeugt, zurückgegangen und macht sich jetzt nur noch individuell in Kapital und Arbeit geltend; die Gleichheit des öffentlichen Rechts hat aber alsbald ihre Tochter, die Gleichheit in den Ansprüchen Aller an die Gemeinschaft, geboren; das große Princip, ob formell ausgesprochen oder nicht, bricht sich unwiderstehlich Bahn, daß Alles, was diese Gemeinschaft für ihre Mitglieder thut, für Alle gleichmäßig zugänglich sein müsse, und das wieder erzwingt, was die alte Stadt nicht kannte, ein gemeinsames Nachdenken, ein gemeinsames Urtheil über das, was von der Gemeinschaft und für dieselbe geschieht; es entsteht eine öffentliche Meinung, und mit der öffentlichen Meinung ein „Publicum". Es ist ein keineswegs gleichgültiges Wort in der allmähligen Entwicklung des öffentlichen Lebens, dieses „Publicum". Publicum bedeutet nicht eine Einwohnerschaft einer Stadt, obgleich aus naheliegenden Gründen anfangs nur die Städte, nicht das flache Land ein solches Publicum hatten; es ist dasselbe vielmehr eine Menge, welche durch die Gleichartigkeit der Empfindungen und Ansichten über irgend welche Erscheinung des öffentlichen Lebens sich ein gleichartiges Urtheil bildet, und von dem Urtheilen alsdann zum Fordern übergeht. Diese Ansichten, diese Urtheile und Forderungen entstehen zuerst in der Stadt, und wie einst die Zünfte und Innungen, die Meister und Gesellen sich an den hochmögenden Rath wandten, um ihr Begehren durchzusetzen, so wendet sich jetzt dies Publicum an die Stadtvertretung, um das, was es erwünscht und will, zur Geltung zu bringen. Denn eben diese Vertretung der Stadt selbst ist ihrem Wesen nach eine andere geworden. In der alten Stadt gingen Bürgermeister und Rath zwar auch aus der Bürgerschaft hervor; aber sieht man genauer zu, so bestanden sie doch nur aus denen, welche die gesellschaftliche Macht hatten. Darum verkehrten sie wenig oder garnicht mit der Gesammtheit der Einwohnerschaft; das Gebiet ihrer Thätigkeit im Innern der Stadt waren die Interessen der machthabenden Klassen, und wehe denen, welche ihnen widersprachen, denn dieselben gestrengen Herren, welche ihre Kundmachungen und Befehle erließen, waren zugleich die Richter und die Strafgewalt über Alle, welche sich ihnen widersetzen mochten. Es war in diesen alten städtischen Rathsstuben daher eine Art Fürstlichkeit zu Hause, die sich fast von selbst mit einer gewissen Würde

umgab, dafür aber die Berechtigung des einzelnen Stadtbürgers nur nach ihrem Ermessen gelten ließ, wie die fürstlichen Landesherren das Recht ihrer Unterthanen unbedingt mit Füßen traten, wo es ihnen selbständig entgegentrat. Die Willkür und die Beschränktheit, die daraus für die fürstlichen wie für die städtischen Gewalthaber entsprang, bedurften ihres Deckmantels, und es ward namentlich in dem vorigen Jahrhundert eine fast in ganz Europa geltende Regel, daß die Fähigkeit, öffentliche Angelegenheiten zu leiten, stets im umgekehrten Verhältniß zu den Förmlichkeiten und Feierlichkeiten stand, mit denen sich die Machthaber aller Art umgaben. So entstand jene tiefe Kluft zwischen dem Fürstenthum im Allgemeinen wie im Besonderen zwischen den einfachen Bürgern der alten Städte und ihrer städtischen „Obrigkeit"; der freie stolze Sinn der ersteren ward gebrochen durch die Unverantwortlichkeit der letzteren; die Furcht vor der Vergewaltigung durch den Rath und seine Polizei machte aus dem Rathhaus dasselbe für die Stadt, was die Burg des Grundherrn für das flache Land war; der Stolz des alten Bürgerthums ward gebrochen, mit ihm der Eifer, mit ihm der Wohlstand, mit ihm die alte Anhänglichkeit an die Vaterstadt. Das nun ist mit der neuen Stadt anders geworden. Dieser Bürgermeister, diese Rathsherren gehören nicht mehr der Klasse der „großen" Bürger; der „Patrizier" ist nur noch eine historische Erinnerung, und der Bürger weiß, daß er die Häupter der Stadt selber wählt, und daß er jetzt das Recht hat, dieselben durch den Druck seiner öffentlichen Meinung zu nöthigen, das zu thun, was im Gesammtinteresse liegt, und sie zur Verantwortung zu ziehen für das, was sie gethan. Unter diesem Athem der neuen bürgerlichen Freiheit begann die neue Epoche des Städtewesens. Im Großen und Ganzen kennen wir sie alle. Die wesentliche Grundlage der neuen Entwicklung der Städte aber erscheint zunächst als ein fast mechanischer Factor. Als die alten Städte gezwungen wurden, die streng ständische Form ihrer inneren Verfassung zu ändern und das Stadtbürgerthum der höheren Idee des Staatsbürgerthums zum Opfer zu bringen, als damit auch jene äußerliche Abschließung der Städte von der Außenwelt ihr Ende fand und sie nicht mehr umhin konnten, auch den Nichtbürgern das Recht zu gewähren, zum Bürger zu werden, da begann jener zunächst rein wirthschaftliche Proceß, in dessen Mitte wir stehen und der noch immer fast ausschließlich das Leben unserer gegenwärtigen Städte beherrscht. Das war das Hineinströmen einer ganz neuen Bevölkerung in die alten Städte, die nicht in der Stadt geboren, mit keiner Tradition von ihrer alten Ordnung und ihrer Geschichte erzogen, und daher von Hause aus ohne jene Anhänglichkeit an die Stadt war, die einst dieselbe so stark gemacht. Wir werden uns an dieser Stelle nicht mit der Darlegung der einzelnen Gründe aufhalten, welche diese Strömung in den Städten erklären. Aber wenn man dieselbe genauer betrachtet, so wird man zwei Elemente derselben unterscheiden müssen, und Inhalt und Folge dieser Unterscheidung

sind so gewaltig, daß sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick in ihrer stillen aber unwiderstehlichen Bethätigung zur Grundlage des Schicksals der neuen Städte geworden sind. Es ist von großem Werthe, wenn man von diesem Standpunkte aus dasjenige beobachtet, was die Statistik die Bewegung und den Wechsel der Bevölkerung nennt. In der That nämlich besteht der eine Theil derjenigen, welche ihren Aufenthalt in der neuen Stadt suchen, aus den wesentlich ländlichen Arbeitern, denen die Stadt als solche ganz gleichgültig ist, die aber, auf dem Lande bei schlechtem Lohn und ohne Aussicht darauf, sich eine Zukunft zu gründen, sich nach dem Geldlohn der städtischen Arbeit hindrängen, in dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein, daß sie dort Herren ihres Erwerbes und damit wirthschaftlich freie Leute werden. Hier treten nun Momente ein, die wir nicht verfolgen dürfen; aber Eines ist klar. So wie sich das Princip der unbegrenzten Theilbarkeit der Hufen mit der Tendenz des Geldkapitals verbindet, treten zwei Dinge ein, welche für unsere Frage die gleiche gemeinsame Bedeutung haben. Das erste ist die Zerstückelung des mittleren Grundbesitzes in Verbindung mit der Bildung von Latifundien; das zweite ist die Anwendung der Maschine in der Landwirthschaft. Beide haben, so wie sie auf einem gewissen Punkte anlangen, die Folge, daß die besitzlose Arbeitskraft des ländlichen Arbeiters einen Theil ihrer früheren Beschäftigung, damit einen Theil ihres Werthes, damit einen Theil ihres Lohnes ziemlich aussichtslos verliert. Der Rückschlag besteht dann, so alt überhaupt die Geschichte der Städte ist, darin, daß der Arbeiter die Stadt aufsucht, und hier das Angebot der mechanischen Arbeitskraft so sehr vermehrt, daß das Kapital auf Grundlage des damit entstehenden niederen Arbeitslohnes sich der Industrie zuwendet. Die neue industrielle Bewegung des Kapitals schafft nun zuerst eine neue Form des Rechtssinnes, aber sie erzeugt zugleich den Kampf der Industrie mit dem Gewerbe, der so ernst ist, daß der alte Kampf zwischen den Gewerbsmeistern und ihren Gesellen daneben fast gänzlich verschwindet; zu gleicher Zeit bleibt die dritte Folge nicht aus, die Schöpfung eines Proletariats, das so wesentlich verschieden von der Armuth ist. Wir bleiben dafür an dieser Stelle bei demjenigen Momente stehen, welches unserer Aufgabe am nächsten liegt; die tiefere Begründung muß man uns hier erlassen. Die Armuth ist in der Wirklichkeit stets eine örtliche Erscheinung, und die Armenpflege daher ihrem Wesen nach die Aufgabe einer örtlichen Gemeinschaft; das Proletariat dagegen als die arbeitsfähige Armuth beruht auf der Natur der Industrie, und gehört daher der Gesammtgemeinschaft der Menschen, dem Staate. Eine Armuth und eine Art von Armenwesen haben daher alle Städte fast von jeher gehabt; die Gestaltung der städtischen Industrie dagegen und das Proletariat entspringt erst aus der Aufhebung der städtischen Ausschließlichkeit gegenüber dem Zuzug der fremden ländlichen Arbeiter. Damit kam der neuen Stadt eine Frage

und eine Aufgabe, welche der alten fremd war, und deren Bedeutung für das Städteleben darin gipfelt, daß dieselbe der Form nach zwar als städtische erscheinen kann, der Sache nach aber weit über dasselbe hinausgeht, und zu einer Landes-, zu einer Reichs-, ja zu einer allgemein menschlichen Frage wird. Es ist die große Verbindung der industriellen Entwicklung mit den Gegensätzen der socialen Bewegung, in welcher die specielle Stadt als solche keine Rolle spielt, höchstens daß sie durch die Anhäufung unbeschäftigter Arbeitskräfte zum Schauplatz jener offenen Kämpfe wird, die wir alle kennen, und welche die neue Stadt eben darum mit ihren eigenen örtlichen Mitteln nicht durchzuführen vermag, weil sie in der That nicht eigentlich städtischer Natur sind, sondern der gesammten socialen Bewegung angehören. Und wie nun dies erste Element das Leben der Stadt durch die Zunahme ihrer Bevölkerung unwiderstehlich über die alten Grenzen derselben hinaustreibt und sie in die Mitte des Gesammtlebens der Gemeinschaft hineinträgt, so wirkt das zweite, wenn auch in anderer Weise, für dasselbe Ziel. Dies zweite Element ist die Entwicklung der geistigen Arbeit neben der industriellen. Das Gebiet der Erscheinungen, die sich damit ergeben, ist so groß und mannigfaltig, daß wir nur diejenige Seite desselben berühren, welche allein mit der Stadt als solcher zu thun habt. Zwei Dinge sind es vor Allem, die uns hier entgegentreten, beide zuletzt auf der gleichen Grundlage beruhend. Zuerst ist es nur die Stadt, welche der geistigen Arbeit als solcher einen wirthschaftlichen Erwerb zu geben vermag, und daher jede geistige Kraft, die sich erwerbsfähig fühlt, in die Stadt zieht und ihr hier auch wirklich ein Unterkommen bietet, das außerhalb derselben nur ausnahmsweise gefunden wird; die Stadt wird daher zur Heimat der geistigen Thätigkeit überhaupt, und diese in ihrer oft lauten, oft stillen Arbeit erzeugt dann das zweite Element in dem Leben derselben; es giebt den Wünschen und Forderungen der städtischen Gemeinschaft allmählich ihre Formulirung; es leitet auf der einen Seite die Parteien und ihre Bewegungen, auf der anderen drängt und treibt es die leitenden Organe, auch dem inneren wie dem äußeren Leben der Stadt eine Gestalt zu geben, welche, ohne sich an die alte Individualität derselben zu kehren, vielmehr den Ausdruck der allgemeinen Bildung sowohl in den Arbeiten als in den Anstalten und öffentlichen Anlagen und Bauten darbieten. Das geistige Leben in der Stadt erhebt sich damit in Schulwesen, Bauten, Anlagen, aber auch in der Presse und im Vereinswesen weit über seine alte Gestalt; die Stadt erzeugt dasselbe nicht mehr; sie empfängt es vielmehr innerhalb ihrer Mauern und erhält es, und zwar nicht als Stadt, sondern als Bevölkerung; die Stadt selbst wird zu einem Theile derjenigen Bewegung, die jetzt ein Gemeingut des ganzen Volkes wird; daran schließen sich allmählich auch die Formen des täglichen Lebens; es wird gleichartig und von gleichen, nicht mehr an die alte Stadt gebundenen Wünschen,

Hoffnungen, Forderungen bewegt; die Stadt als solche verliert ihren alten Charakter auch in dem Geiste ihrer Angehörigen; sie wird aus einem Selbstzweck, der sie einst gewesen, jetzt zum Mittel und zur Vertreterin allgemein menschlicher Zwecke der Gemeinschaft; die Stadt ist nicht mehr da um ihrer selbst willen, sie wird zum Aufenthaltsorte derer, welche in ihr ihre eigenen Zwecke verfolgen; sie wird zur Dienerin einer Entwicklung, die sie mit allen anderen Städten wie mit dem flachen Lande gemein hat; und in dieser neuen und großen Stellung leistet sie unendlich viel mehr als früher in ihrer localen Beschränktheit, aber sie hat dadurch Eines eingebüßt, das unersetzlich erscheint. Sie ist aus einem selbstbewußten Körper eine besondere Gestaltung in der Vertheilung der Bevölkerung geworden; sie hat an die Bewegung der Bevölkerung ihre eigenthümliche Bedeutung, ihre alte Individualität verloren; sie ist eine nur statistische Thatsache und ein nur administrativer Begriff geworden. Und das ist der Charakter der neuen Stadt.

Und das zeigt sich nun alsbald auch auf einem anderen Gebiete. Die Kraft, welche den mechanischen wie den geistigen Arbeiter in die neue Stadt zog, war nicht das Gefühl, die Heimat festzuhalten oder wieder zu betreten und sich Haus und Bürgerthum innerhalb traditioneller Verhältnisse zu gründen, die er lieb hatte, so sehr er darunter leiden mochte. Das was ihn in die neue Stadt trieb, war die Aussicht auf Erwerb. Und je größer und je verständlicher ihm diese Aussicht war, um so lieber ging er hin; und in seiner freigewordenen Bewegung war es natürlich, daß er dann unter den Städten, die ihm jetzt offen standen, diejenige wählte, welche ihm diese Aussicht am ersten und am meisten eröffnete. Damit schieden sich nun die Städte gerade in Beziehung auf diese Wahrscheinlichkeit, durch die individuelle Erwerbskraft eine individuelle Selbständigkeit zu schaffen und damit die Quelle der Freiheit und des Fortschrittes statt in der alten Ausschließlichkeit der Stadt in sich selber zu suchen. Diejenigen Städte, in welchen aus diesem oder jenem Grunde diese Wahrscheinlichkeit näher lag, waren diejenigen, die er wählte; und je mehr er Vertrauen auf sich selber hatte, desto mehr zog es ihn dahin, wo er hoffen durfte, sich selber am besten zu verwerthen. Nun aber ist es klar, daß mit der Vermehrung der Volkszahl die Möglichkeit, durch Arbeit und Tüchtigkeit sich eine Existenz zu gründen, fast in gleichem Verhältniß steigt und daß daher die Anziehungskraft jeder Stadt auf den Einzelnen in dem Grade wachsen muß, in welchem sie sich selber eben durch dieses Heranziehen von Arbeitskräften aller Art bethätigt, während andere Städte bald aus diesem, bald aus jenem, stets aber örtlichem Grunde, dieser Fähigkeit entbehren. So begannen diejenigen Städte, welche der ersten Klasse gehörten, sich zuerst langsam und dann immer rascher zu vergrößern, während die zweite Klasse in ihrer Entwicklung still stand; und so erklärt es sich, daß die Zunahme der Bevölkerung in

der ersteren selbst zur Quelle ihres eigenen Wachsthums ward, weil schließlich der eine Einwohner stets zur Quelle des Einkommens des anderen werden muß. Dazu kam dann die Leichtigkeit der Bewegung, die wachsende Verallgemeinerung der Verkehrswege; die Zahl erzeugte die Zahl, die Mehrheit die Mehrheit; diese wieder Erwerb und Geschäft, diese wieder die neue Ansiedelung; die alte Stadt galt nichts neben dem neuen Markt, den die Arbeit fand; weiter und weiter dehnten sich um ihre alten Grenzen die neuen Straßen und Häuser, größer und größer ward die Bevölkerung; geistige Thätigkeit und technisch-mechanische Arbeit reichten sich die Hände und so entstanden die großen Städte, deren Ausbreitung und Wachsthum die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts charakterisiren.

Faßt man nun zusammen, was auf diese Weise zugleich Quelle und Inhalt des großen Processes ist, der aus der alten und eingeschlossenen Stadt die neue und große Stadt macht, so kann man denselben wohl mit einem Worte bezeichnen. Die Größe der Städte ist die einfache Consequenz eines rein volkswirthschaftlichen Gesetzes. Die große Stadt ist nichts als eine Accumulirung von Einzelnen, welche vermöge der örtlichen Vermehrung der Bevölkerung auf einen leichteren und größeren Erwerb hoffen. Sie hat mit der Individualität der alten Stadt garnichts zu schaffen; sie besitzt weder eine Macht, noch strebt sie nach derselben; sie hat zwar die Grundform und die öffentliche Stellung einer Corporation, aber diese Corporation ist kein politischer Factor und giebt keiner Stadt, ob groß oder klein, eine individuelle Bedeutung im Gesammtleben, sondern sie ist die absolut gleiche für alle, ob groß oder klein, ob reich oder arm; der alte Unterschied zwischen der mächtigen und unmächtigen, der privilegirten und unprivilegirten ist verschwunden und wie alle Einzelnen in der staatsbürgerlichen Gesellschaft jetzt ohne Unterschied „Staatsbürger" unter gleichem Recht sind, so faßt unsere Zeit alle Städte gleichfalls unterschiedslos in der gleichen öffentlichen Kategorie der „Gemeinden" zusammen. Der Unterschied zwischen der kleinsten und der größten Stadtgemeinde ist jetzt nur noch die Differenz der Bevölkerung und die mit dieser Differenz gegebene größere pecuniäre Macht, der zugleich die Differenz in Umfang und Art der Anstalten und Aufgaben entspricht, welche die große Stadt von der kleinen unterscheiden. Damit hat aber auch die Leitung der städtischen Thätigkeit ihren Charakter geändert, und gäbe es noch alte Städte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wir würden dieselben nicht bloß in ihrer Zusammensetzung, sondern auch in ihren Aufgaben und Leistungen nicht wiedererkennen. Denn nicht nur, daß ihnen die Jurisdiction und fast die ganze Polizei genommen ist, sie haben gar nicht mehr das Gefühl, daß die Erhaltung der städtischen Macht und Selbständigkeit als eines politischen Factors in ihre Hände gegeben ist. Die neue Stadt, ob groß oder klein, hat gegenüber der alten weder Feinde noch Freunde mehr; sie hat keine Bundesgenossen und keine

Städtetage; das politische Leben des Volkes erfaßt sie nicht, sie überläßt dasselbe ruhig dem Einzelnen; dagegen ist ihre Aufgabe die reine Administration ihrer eigenen Angelegenheiten, die wie ihr letztes Object eben der Einzelne ist, die gleiche werden muß mit der Administration des ganzen Landes, nur im Umfange entwickelter und in den einzelnen Theilen grade in demselben Verhätlniß ausgebildeter, je größer die Einwohnerzahl ist. Dabei kann auf die Dauer keine Regierung sich der Erkenntniß enthalten, daß die naturgemäß örtliche Vertretung der Städte auch selber am besten die örtlichen Bedürfnisse ihrer „Gemeinde" kennen und berücksichtigen wird. Steht die neue Stadt daher wie jedes Dorf unter der gemeinsamen Gesetzgebung ihres Staates, so hat sie daneben ein gewisses Maß selbständiger öffentlicher Macht in Beziehung auf die örtliche Ausführung gewonnen; sie hat einen Theil desjenigen empfangen, was wir im neueren Staatsrecht die „Verordnungsgewalt" und somit des Rechts auf den öffentlichen Gehorsam nennen. In diesem Sinne ist ihr ein gewisses Maß von Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit geblieben, und das allgemeine Princip des verfassungsmäßigen Staatsbürgerthums hat die Ausübung dieser Rechte und damit die Herstellung der öffentlichen Organe mit dem Rechte der Wahl für jeden Bürger verbunden. Man hat den tiefen Unterschied, der zwischen dieser engbegrenzten, aber durch gewählte Mitglieder ausgeübten localen Selbständigkeit und derjenigen der ständischen Epoche liegt, sehr wohl empfunden, und fast ein halbes Jahrhundert nach einem bezeichnenden Namen dafür gesucht. Das Studium des englischen öffentlichen Rechts, für das Gneist's Arbeiten noch immer die Grundlage bilden, hat die Bezeichnung der „Selfgovernment" von England auf Deutschland übertragen. Die richtige Empfindung der specifischen Natur jener neuen Selbständigkeit namentlich der Städte hat uns aber gelehrt, auch hier die wesentliche Unterscheidung aufzustellen. Selfgovernment bedeutet sowohl die Selbstregierung, als die Selbstverwaltung; die alte ständische Stadt besaß beides; die neue staatsbürgerliche Stadt hat die Selbstregierung verloren, und statt derselben nur die Selbständigkeit eines Theiles ihrer Verwaltung erhalten; sie ist mit ihrem ganzen Recht und mit ihrer ganzen Thätigkeit der eigentliche Selbstverwaltungskörper, und diese Selbstverwaltung, die nur Verordnungen und keine Gesetze mehr schaffen kann, ist bei gleicher principieller Grundlage für alles Gemeindewesen um so entwickelter, je mehr die Zunahme der Bevölkerung specifische Sonderinteressen des wirthschaftlichen und geistigen Lebens entwickelt und specifische Fürsorge für dieselben fordert und erzeugt. Das „Wohl" der Stadt ist jetzt in diesen Interessen concentrirt; die Vertretung der Stadt hat nur noch mit ihnen zu thun, und „differenzirt sich", wie die Naturhistoriker sagen, nach demselben, indem die Beschlüsse über das, was für jene Interessen zu thun ist, von der Vertretung der Bürgerschaft, dem Gemeinderath, die Ausführung im Einzelnen von dem Magistrate besorgt wird; der Staat der

Verfassung hat seine beiden Grundformen auf die städtische Organisation „vererbt", und diese sich in Ausbildung und Form den Einzelbedürfnissen „angepaßt"; das Analogon des verantwortlichen Ministeriums und der Parlamente findet sich mehr oder weniger klar in jeder Stadt, und die Gesammtverwaltung des Staates beginnt somit in langsamem, aber vielfach noch unklarem Proceß der großen Scheidung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung; aber wenn wir sagen, daß die Stadt der neuen Zeit ihre Individualität verloren hat, so bedeutet das jetzt, daß sie trotz aller Selbstverwaltung aus der Regierung und Gesetzgebung völlig verschwunden ist. Sie ist mit allem Guten und Schlechten nur noch eine Kategorie der Verwaltung.

Das alles nun mag wahr sein; aber bei genauerer Betrachtung ergiebt sich, daß alles das gegenüber dem Wesen einer Stadt nur negative Momente sind. Auch die Unterschiede zwischen großen und kleinen Städten verschwinden eigentlich, wenn man sie kritisch beleuchten wollte, denn es ist kein Zweifel, daß sie nur quantitativer Natur sind; wer wollte die Grenze ziehen, wo die eine anfängt und die andere aufhört? Und wenn dem so ist, ist es denn doch nicht eigentlich ein Verlust, wenn mit alledem das, was wir die Individualität auch der Städte genannt haben, einfach verloren geht? Giebt es Jemanden, der die Individualität in allen menschlichen, ja sogar in rein natürlichen Dingen nicht schätzen, ja sie als den einzigen unverlierbaren Werth ansehen würde, den die einzelnen wirklichen Erscheinungen in ihrem Wechsel in sich tragen? Und darf, ja kann das weniger bei den Städten, diesen großen Centren menschlichen Lebens der Fall sein?

Das Eine ist vor der Hand gewiß, daß, wenn einmal eine Kategorie des Daseins die Natur dessen an sich trägt, das wir das Organische in ihr nennen, dasselbe nie verschwindet, sondern, auf einem Punkte unterdrückt, auf einem anderen wieder zur Geltung gelangt. Wir unsererseits halten nun die Kategorie der Individualität nicht bloß für eine organische überhaupt, sondern, wenn hier ein Unterschied statthaft ist, für eine Kategorie ersten Ranges in dem Sinne, daß sie die erste und ewig neue Entwicklung alles wirklichen Lebens enthält. Das nun dürfen wir hier zwar nicht verfolgen; aber wenn jener Uebergang von der ständischen Stadt zur staatsbürgerlichen, die wir als das Entstehen der großen Städte beschrieben haben, die alte Form der städtischen Individualität vernichtet hat, und die letzte dennoch ihren hohen Werth behält, wo ist dann der Punkt, auf welchem wir den Keim einer neuen Bildung derselben begrüßen dürfen?

Wir wollen denselben mit einem Worte hier bezeichnen und die weitere Beobachtung des wirklichen Lebens und, wenn man will, auch das weitere abstracte Nachdenken darüber dem Einzelnen überlassen. Denn erschöpfen läßt sich das nicht, grade weil es erst in seiner ersten, noch

unfertigen Entwicklung begriffen ist. Es ist der Unterschied zwischen einer großen Stadt und einer Großstadt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn sich vermöge der Factoren, welche die Anziehungskraft einer großen Stadt auf alle besten Einzelkräfte des Lebens ausmachen, alle höhere Entwicklung sowohl der wirthschaftlichen als der geistigen Elemente sich in der großen Stadt sammelt, sich allmählich eine gewisse Gegenseitigkeit unter denselben herausbildet, welche zwar einerseits das Eine durch das Andere beschränkt, aber andererseits sie auch gegenseitig erhebt, und das Gefühl, ja in seinen höheren Stadien das Bewußtsein erzeugt, daß gerade in dieser Wechselwirkung eine unversiegbare Quelle des Fortschrittes liegt. Damit schleifen und streifen sich die scharfen Kanten der individuellen Abgeschlossenheit ab, das Selbstgenügen des Einzelnen fängt an, der Empfänglichkeit für andere Auffassungen Platz zu machen, und in all den Dingen, welche öffentliche Angelegenheiten betreffen, entsteht für jeden Einzelnen das Bedürfniß, wenigstens in gewissen Punkten mit Anderen übereinzustimmen. Da wo sich eine solche Bewegung nun auch über die Verschiedenheit in Bildung und Stellung der Einzelnen hinaus Bahn bricht, entsteht für alles, was direct oder indirect Allen naheliegt oder Alle angeht, das, was wir jenes „Publicum" nennen, das allmählich seine eigene Empfindung und mit ihr sein eigenes Urtheil und Vorurtheil bildet. Wie es von der Vorstellung von einer bloßen Vielheit zu der einer Gemeinschaft ein großer Schritt ist, so ist es ein nicht weniger großer von der Gemeinschaft zu der des Publicums. Und das werden wir hier nicht erst wiederholen, wie es nur in der größeren staatsbürgerlichen Stadt ein solches Publicum giebt. Es ist nun natürlich, daß ein solches Publicum sich stets zunächst mit seinen örtlichen Fragen und Interessen beschäftigt; und es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß und weshalb, je kleiner die Gemeinschaft und je enger ihr Lebensgebiet ist, auch das Gebiet dieser Urtheile der öffentlichen Meinung sich um so enger und stärker eben auf diese örtlichen Fragen und Interessen beschränken wird. Allein zwei Dinge gehen alsbald über diese Beschränkung hinaus; das eine derselben ist der Verkehr, das andere ist die Volksvertretung. Beide sammeln je in ihrer Weise die Interessen und die Ueberzeugungen an demselben Orte, an welchem auch die Staatsgewalt, welche in beide hineingreift, ihren Sitz hat. Da wo dies der Fall ist, reicht jene Beschränkung des Publicums auf die eigene Oertlichkeit nicht mehr aus; mit diesen Centren des Gesammtlebens tritt die Stadt zugleich in alle Lebensverhältnisse fremder Städte und Länder hinein; jedes jener drei Elemente, Verkehr, Vertretung und Regierung, zwingt die beiden anderen, in Meinung und Urtheil selbst die große Stadt nur als einen Theil eines weit größeren Lebenskreises anzusehen, und auch für örtliche Fragen und Aufgaben den Standpunkt des Gesammtlebens, der Gesammtentwicklung der Menschheit zu Grunde

zu legen. Damit, mit dieser Berührung mit der großen Welt, wird die große Stadt zur Heimat aller der centralen Bewegungen und Gedankenarbeiten, welche sich von jeder begrenzten Oertlichkeit loslösen und innerhalb ihrer Gemeinschaft die Lebensprincipien der menschlichen Entwicklung überhaupt zur Anerkennung bringen wollen; erst in der großen Stadt werden Wissenschaft und Erfindungen aus werthvollen Factoren des Fortschrittes zu Mächten in der Entwicklung. Denn hier finden sie gleichsam die Mutter Erde, auf der ihre praktische Geltung erwachsen kann, die Zustimmung und die Unterstützung Vieler; und ob es scheinbar manchem Widerspruch unterliegt, so ist es dennoch wahr, daß alles theoretisch Wahre und künstlerisch Schöne erst dadurch „praktisch" wird, daß es sich in der großen Stadt sein Publicum bildet. Und das gilt von Wissenschaft, von Kunst, von Industrie, von politischen, ja von religiösen Dingen. So wahr und schön etwas sein mag, erst in der großen Stadt wird es aus einer individuellen Ueberzeugung und künstlerischen That ein Theil des Gesammtlebens, ein Inhalt des Gesammturtheils und der allgemeinen Meinung. Und weil nun schließlich eben dieses gemeinsame Urtheil doch das Resultat der in der großen Stadt sich vereinigenden besten Kräfte des Landes ist, so ist es natürlich, daß ein solches Urtheil auch über die Grenzen der Stadt hinaustritt, die Fähigkeit gewinnt, Auffassung und Gemüth derer zu bestimmen, welche dieser Stadt nicht angehören, Anregungen gleichsam in der Fernwirkung zu schaffen, die sonst in der beschränkten Täglichkeit zu Grunde gehen, und damit die Leitung des gesammten geistigen und wirthschaftlichen Lebens für alles das zu übernehmen, was an sich an keine örtlichen und beschränkten Kräfte und Interessen gebunden ist. Und wo die leitende Gewalt der Auffassung einer großen Stadt derselben zum Bewußtsein kommt, wo sie empfindet und erfährt, daß das örtliche Leben auf sie hinblickt und ihr zu folgen beginnt, da wird die Stadt wieder zu einer Macht für ihr ganzes Land; sie fühlt sich als solche, sie handelt als solche, sie erzwingt als solche ihren Einfluß auf allen Gebieten des Lebens; sie erscheint sich selber so gut wie Anderen als der Mittelpunkt des Gesammtlebens; sie giebt das Maß für den allgemeinen Werth aller Dinge und Bestrebungen und wird zum Beispiel für Andere, vor Allem für andere Städte; ihr Urtheil wird entscheidend wie ihr Schicksal entscheidend wird; und in diesem Bewußtsein von sich selber und ihrem Einfluß auf das ganze Land findet sie das wieder, was die ständische Stadt an die staatsbürgerliche verloren hatte, ihre Individualität. Die große Stadt, welche auf diese Weise ihre geistige und wirthschaftliche Kraft zum maßgebenden Mittelpunkt in der fortschreitenden Entwicklung ihres Landes zu machen verstanden hat, ist die Großstadt.

Daher kann es unbeschränkt viele große Städte in jedem Lande und Reiche geben, aber nur Eine Großstadt. Das Entstehen mehrerer Großstädte in diesem Sinne bedeutet den Anfangspunkt, auf welchem sich die

Länder scheiden und eine neue Staatenbildung eintreten will; nicht die große Stadt, sondern die Großstadt ist es, welche zuerst den höchsten Regionen des Gesammtlebens, dann aber allmählich auch dem ganzen Volke ihren Charakter aufprägt; wenn in der ständischen Zeit nur der Stadtbürger, so ist auf diesem Stadium der Entwicklung jeder Staatsbürger stolz auf seine Großstadt: während diese Großstadt ehemals nur durch den Sitz der Regierung für jeden Einzelnen die „Hauptstadt" war, ist sie jetzt die Hauptstadt, weil sie auch für Handel, für Industrie, für Geschmack, für die Grundrichtung der allgemeinen Bildung, für den Werth der großen öffentlichen Leistungen aller Art die tonangebende wird; während in der großen Stadt die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten Kern und Werth der städtischen Organe bildet, wird die Großstadt durch ihre öffentliche Meinung, welche die Gesammtverhältnisse ihres ganzen Landes umfaßt, zu einem gewaltigen politischen Factor im Leben des Volkes. Sie ist nicht bloß durch ihre Größe, sondern sie ist durch ihren Einfluß auf das ganze Land eine Macht, und diese Macht wird für das geistige Leben zur Autorität, die darum stillschweigend anerkannt wird, weil man sich sagt, daß das, was sie meint und thut, aus der Gesammtwirkung der besten und der stärksten Kräfte des Landes hervorgeht. Und damit sie das sein könne, muß der Proceß, der aus den letzteren ihr eigenes Publicum und ihre eigene öffentliche Meinung bildet, selber ein freier sein. Eine große Stadt kann man knechten, eine Großstadt ist durch ihre eigene Natur die Heimat der politischen Freiheit, und es ist eine jetzt leichtverständliche Thatsache, daß fast immer vom Volk in seiner Gesammtheit diese politische Freiheit gerade so verstanden wird, wie die Großstadt, die Hauptstadt des Landes sie versteht. Darum gewinnen politische Bewegungen immer erst in dem Grade ihren Werth, in welchem sie in der Großstadt heimisch werden; was auf diesem Gebiete nicht die Großstadt ergreift, wird stets unmächtig bleiben, gleichviel ob es berechtigt oder unberechtigt ist; denn alles öffentlich Geltende bedarf der Autorität, und jede wahre Großstadt ist auch ohne ihr Zuthun die mächtigste politische Autorität im ganzen Volksleben, gegen welche selbst die Regierung auf die Dauer nicht zu kämpfen vermag. Und dem entspricht in allen, und keineswegs bloß in politischen Dingen jener merkwürdige Organismus, den wir die Presse nennen. Nur in der Großstadt scheiden sich die beiden Gebiete des Journalismus, und stehen dennoch auf allen Punkten so nahe zusammen, daß sie grade durch diese ihre Fähigkeit, auch die tiefsten Verschiedenheiten der Anschauungen in sich zu verarbeiten, von der Hauptstadt aus die übrige Presse des Landes beherrschen; mit der einen ihrer Richtungen bilden sie die öffentliche Meinung und schaffen ihr neue Fragen und Standpunkte, mit der anderen bringen sie die bereits gebildete zum Ausdruck und erhalten sie. Wer vermag alle die Gesichtspunkte zu verfolgen, die sich an dieses Wesen der Großstadt knüpfen, und die doch zuletzt in dem einen

Princip ihres Lebens zusammenlaufen, daß hier alle Begrenzung dessen, was es will, zur Gefährdung des Werthes dessen wird, was es leistet?

Vielleicht nun, daß alles das, was wir hier kurz angedeutet haben, doch einige unserer Leser zur Beobachtung vieler Erscheinungen anregt, welche sie umgeben. Am meisten aber wohl dadurch, daß uns alles das erklärt, weshalb die großen Städte in der ganzen Welt sich so gleich sind, daß es sich kaum noch der Mühe lohnt, sie überhaupt noch zu besuchen, während in den Großstädten eine so tiefe Verschiedenheit herrscht, daß viel Ernst und Zeit dazu gehören, sie wirklich kennen zu lernen. Denn das ist nun wohl klar, und mit dieser Bemerkung möchten wir schließen, daß jene Uniformität der großen Städte auf dem gleichartigen Grunde ruht, der sie hat entstehen lassen; sie sind eben in ihrer Größe nichts als die Wirkung rein nationalökonomischer Gesetze, und enthalten nichts als eine Addition von unbestimmten, aber stets gleichartigen wirthschaftlichen Einzelkräften. Eine Großstadt aber ist das Product aller geistigen Factoren des Gesammtlebens, welche wesentlich durch jene wirthschaftlichen Kräfte zur örtlicher Gemeinschaft gebracht werden, und deren Reibung auf allen Punkten Licht und Wärme erzeugt. Eben darum sind die großen Städte untereinander so gleich wie Handel und Industrie, die Großstädte aber so ungleich wie die Nationalitäten, die sie in ihrer individuellsten Gestalt zeigen. Ist es nöthig, dafür auf Paris, London, Berlin, Wien, Petersburg und andere hinzuweisen? Darum hört da, wo der Unterschied zwischen großer Stadt und Großstadt beginnt, die Statistik auf, und an ihre Stelle tritt das Studium des Volksgeistes, der in seinen Hauptstädten seinen Reflector findet, in welchem sich Ethnographie und Geographie zu einem gewaltigen selbstthätigen Ganzen verbinden. Weiter darauf einzugehen, gestattet der Raum nicht.

Allein mit einer Frage möchten wir doch über das Gesagte hinausgehen. Wir haben zu sagen versucht, was die Großstädte in ihrer Verschiedenheit von anderen Städten sind. Jede Besonderheit aber wird erst berechtigt dadurch, daß sie selbst ihre besonderen Aufgaben erzeugt. Was nun ist in der langsam sich entwickelnden Gesittung unserer Zeit diese specifische Aufgabe eben der Großstadt neben der großen Stadt?

Es scheint uns kein Zweifel, daß, während England und Frankreich sich diese Frage beantwortet haben, Mitteleuropa, Deutschland, Oesterreich, Italien noch im Bildungsstadium sind. Und auf dieses Gebiet dürfen wir uns für diesmal nicht hinausbegeben.





Zwei Seegeschichten.

Von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

I.

Die Geschwister.

Wenn sich die Ebbe verläuft, so ragt aus den Watten ein Hügel
Nahe dem Ufer hervor, der höher vordem und ein Werft war;
Darauf stand ein Haus, wie eine zerbröckelte Mauer
Heute noch zeigt, nicht groß, doch wohnlich, geräumig genug auch,
Um ein Sitz zu sein für zufriedene, glückliche Menschen.
Claus Harms hieß der Besitzer; die Frau war leider gestorben,
Aber sie hatt' ihr Jüngstes, ein Töchterchen, trefflich erzogen,
Daß, zwölf Jahr alt kaum, sie das Haus zu beschicken vermochte,
Und für den Vater und für drei ältere Brüder zu sorgen.
Ein paar Diemath Land war auch zu dem Hause gehörig,
Aber es war nicht genug, sie alle zusammen zu nähren.
Claus Harms fuhr auf der See als Steuermann, und es gerieth ihm,
Daß ihm als Capitän ein Walfischjäger vertraut ward,
Welcher für Holland fuhr, ein plumpes, doch tüchtiges Fahrzeug.
Hart und rauh ist die Arbeit im Norden und riecht nicht nach Ambra,
Aber ein muthiger Mann kann dort sein Glück sich erjagen.
Claus Harms sprach zum Rheder: „Ich will nicht fahren nach Grönland,
Dort sind selten geworden die Wale, ich segle nach Westen
Durch die Barrowstraße nach neu entdeckten Gewässern,
Denn dort schwimmet der Wal uns noch heerdenweise entgegen."
Und so geschah es denn auch. Claus kam mit reichlichem Fange
Glücklich zurück und brachte am Ende des Jahres zur Hallig
Ein paar Rollen zurück holländischer, blanker Ducaten,
Nebst zehn Fäßchen mit Thran. „Ei," sagte mit Lachen die Tochter,

„Das heißt, Väterchen, ja auf Lebenszeit sich versorgen."
Doch Claus sprach: „Bei uns sind lang und dunkel die Nächte,
Da ist Hausvorrath von Thran garnicht zu verachten.
Sieh, und das Fett von dem Thier, auf das ich selbst die Harpune
Habe geworfen mit Glück, das scheint mir heller zu leuchten."
Ebenso fuhr er mit Glück im anderen Jahr in das Eismeer.
Auch zwei tüchtige Söhne verdienten zur See sich 'nen Stüver
Geld; der ältste ein voller Matrose, der jüngste ein leichter,
Und sie kehrten zurück, am Ende des Jahres ein frohes
Weihnachtsfest auf der Hallig mit ihren Geschwistern zu feiern.
Und sie brachten der Schwester gar seltene Dinge nach Hause,
Bald chinesische Tassen und bald Corallen der Südsee,
Und Kehrbesen, aus Federn von indischen Vögeln gefertigt.
Damit wurde geschmückt dann das beste Zimmer, der Pesel.
Auch mit Sprüchen geziert war das Haus; so stand an der Thüre:
Wenn Du die Thüre betrachtest, so denk' an die Thüre des Himmels,
Denn zu Gott führt nur sein Wort, durch Jesus verkündet.
Müssen die armen Bewohner der Halligen Manches entbehren,
Haben sie doch auf der einsamen Insel das Eine, was Noth thut.
Da mit Glück auch fuhren die rüstigen Söhne des Schiffers,
Kehrte der Wohlstand ein in das Haus und stilles Behagen.
Und so saßen sie froh um die dampfende Bowle vereinigt
In der Sylvesternacht, anstoßend auf glückliches Neujahr.
Glück und Glas, wie leicht bricht das! In dem Jahre, dem dritten,
Wo Claus fuhr als Schiffer, erreicht' ihn die schreckliche Kunde,
Daß auf den Godwin Sands die Bremische Barke „Neptunus"
Aufgelaufen im Sturm und gesunken mit Mann und mit Maus sei.
Röben und Ulrich waren darauf, die ältesten Söhne.
Gut war durch den Canal trotz Nebel und Sturm es gekommen,
Als das Schiff in stürmischer Nacht die Feuer verwechselt,
Deren so viele es giebt an jener gefährlichen Küste.
Claus Harms jammerte nicht, doch wurde er stiller als früher,
Und saß stumm und starr oft da, in Gedanken verloren,
Und ihm war zu Muth, so sagte er selber, als hätte
Jemand ihm mit der Axt vor den Kopf ganz plötzlich geschlagen.
Einmal fuhr er noch aus nach dem Norden, doch kehrt' er nicht wieder,
Denn sein Schiff, so stark es gebaut, ward doch von des Eises
Schwimmenden Bergen erdrückt. Zwar die Mannschaft rettete noch sich,
Nur Claus Harms kam nicht davon mit dem Leben. Die Mannschaft
Sagte, daß ihr Capitän gleichgültig für Alles gewesen,
Und so hätt' er sich nicht zur Rettung die Mühe gegeben.
Nun saß Ayme allein auf der Hallig mit Edda, der Schwester,
Und sie sprachen noch täglich vom Vater und auch von den frischen,
Lebenslustigen Brüdern und konnten sich an den Gedanken,
Nie sie wiederzusehn, in langer Zeit nicht gewöhnen.
Ayme und Edda lebten einträchtiglich nun mit einander.
Während im Hause sie schaffet, besorgt ihr Bruder die Wiese,
Mähet das Gras und wendet das Heu und bringet es trocken
Unter dem Dach auf den Boden vom hochbeladenen Wagen;
Hält in Ordnung den Stall mit den drei buntfleckigen Kühen,

Die, von Edda gemolken, das Beste thun in der Wirthschaft;
Wäscht und scheeret die Schafe, und Edda spinnet die Wolle:
Also wirket zusammen die fleißige Hand der Geschwister.
Ein Tag ging wie der andere hin; doch den Wechsel der Dinge
Müssen die Menschen erfahren auch auf der einsamsten Insel.
Niedrig lag und nahe dem Ufer das Land der Geschwister.
Und in jeglichem Jahr nahm ab es am Rande der Wiese,
Nur um ein Wagengeleise, doch geht unaufhaltsam das Eiland
Langsam dem Ende entgegen, wenn nicht vorher es die Sturmfluth
Plötzlich begräbt, daß nichts nachbleibt als schäumende Wogen.
Einst nahm Ayme das Wort und sprach nach langem Besinnen:
„Schwester, so geht es nicht mehr, wir müssen im Hause verhungern;
Gar zu klein ist die Wiese geworden und nährt uns nicht länger.
Eine der Kühe verkauften wir längst, wir behielten nur zwei noch,
Heute hab' ich die Liese, die weiße, mit zierlichen braunen
Flecken gezeichnete Kuh, nach Husum gebracht auf den Viehmarkt."
Edda entgegnete nichts und trocknete nur sich die Augen.
„Ja, ich wußt' es ja wohl, daß nah es Dir gehe, drum bin ich
Heimlich vor Thau und Tag zu Schiff mit dem Rinde gegangen.
Da viel Futter gewachsen, verkauft man selten ein Rind nur
Und hoch steht es im Preis. Ich bekam noch mehr als ich hoffte.
Da nimm, Edda! So nimm doch das Geld und bewahr's in der Truhe
Als Nothpfennig. Wer weiß —" Ihm fiel in die Rede die Schwester:
„Hättest Du lieber doch mir es gesagt, was im Sinne Du hattest,
Denn dann hätt' ich ihr noch ein zierliches Kränzchen gewunden
Aus Strandnelken und Blumen, die zahlreich stehn auf der Wiese,
Und es dem lieben Geschöpf in die Hörner geflochten zum Abschied."
Ayme versetzte darauf: „Auch Liese verließ uns so ungern.
Als ich den Hals ihr geklopft noch einmal und dann von dem Markt ging,
Muhte sie traurig mir nach. Ja, Scheiden, das ist nun die Losung.
Hier ist nicht mehr Arbeit für mich, ich gehe fast müßig.
Wenn ich ein wenig auch fisch' in den Wasserläufen und krebse,
Ist's unsicheres Brod und reicht nicht aus für den Haushalt.
Darum muß ich denn gehn, um anderswo zu verdienen."
„Anderswo?" fragte die Schwester bestürzt, „Du willst mich verlassen?"
„Muß Dich verlassen, Du siehst es ja selbst." „Wo willst Du denn hingehn?"
„Wer nicht Acker zu pflügen besitzt, muß furchen die Meere."
„Seemann willst Du werden?" „Jawohl, ich fuhr schon mit Vatern
Zweimal aus auf die See und habe ja kräftige Glieder."
„Wenn es anders nicht ist, so hilft es nicht, weiß ich ja selber,"
Sagte die Schwester bekümmert, doch sich zu fassen versuchend.
„Und wann willst Du denn gehn?" „Heut lieber als morgen," versetzt' er,
„Denn hier zehr' ich ja nur von der Schnur." Doch ließ ihn so rasch nicht
Edda ziehn in die Welt, sie mußte mit Kleidern und Wäsche
Ihn noch versorgen vorher und die Seemannskiste ihm packen.
Als er nun länger sich halten nicht ließ, so fragte die Schwester:
„Wann, wann kommst Du zurück?" Er sagte, das könnt' er nicht wissen,
Denn ein Schiff muß nehmen die Fracht, die grade sich bietet
Nah und fern. „Ich komme vielleicht schon in wenigen Wochen
Wieder zurück, doch, Edda, es kann auch Jahre noch dauern."

„Nein! o wie hielt ich das aus. Nein Ayme, Du mußt mir versprechen,
Einmal kehrst Du zurück in jeglichem Jahre wie Vater.
Wenn ein Jahr um ist und Du bist nicht wieder gekommen,
Werd' ich Dich jegliche Stunde erwarten bei Nacht und bei Tage.
Abends stell' ich ans Fenster die Lampe und lasse sie brennen,
Daß ihr Schein schon von ferne Dir zeigt, Dein warte die Schwester,
Und willkommen Dich heiße, geliebtester Bruder." So sagend
Streichelte sie ihm die Wange und streichelte immer von Neuem.
Innerlich that es ihm wohl, doch er machte sich stark und er wehrte
Ihre Zärtlichkeit ab, und gleich einem Scheltenden sprach er:
„Tausende gehen zur See, so mache davon doch nicht Wesens."
Ohne Abschied war er am anderen Morgen verschwunden.
Aber er ließ ihr sagen durch einen befreundeten Schiffer,
Daß er verheuert sich habe in Altona gleich und er wäre
Gut angekommen bei einem Captain, der mit Vatern bekannt war,
Und sie brauche um ihn sich keinerlei Sorge zu machen.
Edda ertrug wie sie konnte der Einsamkeit schleichende Stunden,
Sonntags ging sie zur Kirche und hatt' ein Gespräch mit den Nachbarn,
Die oft fragten: „Wie geht es dem Bruder?" Sie konnt' es nicht sagen.
Aber den Werktag hielt sie das Haus noch saubrer als früher,
Scheuerte, fegte und putzte, und wenn sie die einzige Kuh dann
Hatt' und die wenigen Schafe besorgt, so nahm sie das Spinnrad,
Und so spann sie so glatt und so gleich wie den Faden den Tag ab;
Schärfte die Sense und mähte das wenige Gras auf der Wiese,
Galt es zu werben das Heu, so holt' aus dem Haus sie ein Laken,
Darin packt' sie das Heu, nicht bedurft' es mehr Wagen und Karren;
Kurz, sie besorgte die Wirthschaft allein, das tapfere Mädchen.
Abends setzte sie sich an das Spinnrad, und wenn der Nebel
Sich auf das Meer gelegt und von fern es brauste und heulte,
Horchte sie bang auf den Sturm und die traurige Harfe der Meerfluth,
Und es erklinget ihr Lied, als kämen die Töne vom Jenseits.
Sinnend träumt sie ein Weilchen, dann schnurret von Neuem das Spinnrad.
Als nun wieder erschienen der Tag, wo Ayme davonzog,
Und sie die Hoffnung getäuscht, er trete hinein in die Stube
Grade den Tag, so nahm sie am Abend die eiserne Lampe,
Füllte sie auf und als sie sodann mit weißem und frischem
Dochte die Dille versehn und entzündet ihn hatte, so stellte
Sie vor das Fenster die Leuchte, um still zu brennen die Nacht durch.
Wie man im Leuchtthurm stets, wenn es dunkelt, das Feuer entzündet,
Daß es die Nacht durch brennt, so sah man an jeglichem Abend
Auch sich erleuchten das Fenster im Hause der einsamen Schwester.
Einmal nur blieb dunkel das Haus. Da sagten die Nachbarn:
„Kehrte nun endlich ihr Bruder zurück, der so lang' schon ersehnte?"
Und sie kamen schon früh am folgenden Morgen gegangen,
Zu glückwünschen dem Paare der wiedervereinten Geschwister.
Aber sie fanden die Schwester noch einsam sitzen am Spinnrad,
Niedergesunkenen Haupts: ihr entglitten der Flachs und der Faden;
Zwar noch ruhte ihr fleißiger Fuß auf dem Tritte des Spinnrads,
Aber das Rad stand still und die Spindel bewegte sich nie mehr.
Das sind menschliche Hoffnungen! Ach! Fast möchte man weinen.

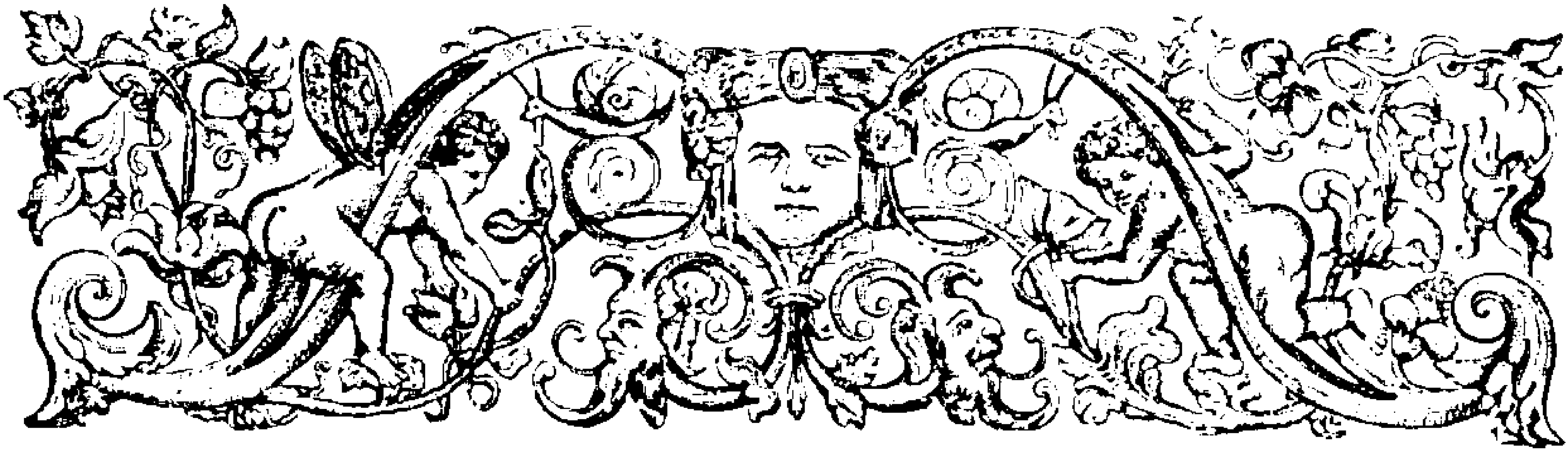
II.

Was kostet der Stockfisch?

„Sieh' mal Vater!" „Was hast Du denn da?" „Ja, rathe mal Vater."
„Ein Nußknacker vielleicht? Ein Pfropfenzieher? Vielleicht ein
Stiefelhaken?" „O nein, ich sehe, Du kannst es nicht rathen."
So sprach Robert zu seinem geachteten Vater, dem Rheder
Und Großhändler in Korn. Er war in des Vaters Geschäft schon
Als Theilhaber getreten. Er zankte sich oft mit dem Alten,
Glaubte wohl klüger zu sein, doch übersah ihn der Vater.
„Sieh," sprach Robert zu ihm, „das hab' ich mir eben ersonnen.
Ist ein Instrument, womit man auf leichteste Weise
Schrauben sich selbst anfertigt." „Du hast wohl Schrauben im Kopfe!"
„Nein," sprach Robert. „Wozu sich Schrauben kaufen im Laden,
Wenn man selbst sie verfertigen kann mit meiner Erfindung."
„So, so, lieber Sohn, berechnest Du auch Dir die Kosten?"
„O, dies Instrument," sprach Robert mit Stolz es betrachtend,
„Kostet nicht viel." „Ich meine," so sagte der Vater dagegen,
„Nicht was Dich das Metall mag kosten; ich meine vor Allem
Robert, die Zeit, die Du mit solcherlei Dingen vergeudest.
Gehst Du zu Weiergang in der Wasserstraße, so kannst Du
Schrauben nach Herzenslust für wenige Pfennige kaufen."
Und so stritten sie oft, denn der Sohn war fleißig und sparsam,
Aber sein Sinn war stets auf Kleinigkeiten gerichtet,
Während der Vater im Großen betrieb die Geschäfte mit Kühnheit.
Und nicht lange darauf sprach so zum Sohne der Vater:
„Immer bläst aus Osten der Wind und Capitän Eggert,
Der mit der neu'n Galeasse Johanna segelt nach London,
Konnte sich besseren Wind nicht verschreiben. Da nimmt es mich Wunder,
Immer noch nicht von Sack und Bremer in London zu hören,
Daß mein Weizen gekommen an Ort und Stelle und schleunigst
Jetzt zu den herrlichen Preisen verkauft. Wo bleibt die Johanna?
Ich mag Eggert wohl leiden — sonst gäb' ich ihm nicht die Johanna —
Denn er ist freundlich, der Mann, anständig und weiß auch zu reden
Glatt wie Honigseim. Doch was hilft das alles. So langsam
Sollte das neue Schiff nicht segeln. Das weiß doch der liebe" —
Damit brach er dann ab, denn es war so seine Gewohnheit,
Niemals den letzten Satz, wenn er ärgerlich war, zu beenden.
Herr Commerzienrath, er ahnte nicht, konnte nicht ahnen
Wie sich indeß die Johanna die Zeit vertrieb auf der Nordsee.
Capitän Eggert war an der Rügenschen Küste geboren,
Und sein Dorf lag hart an der See. Von Jugend auf war nun
Angeln und Fischen das Liebste für ihn. Ob Karauschen im Teiche
Er mit dem Netze sich fing, ob Bungen für Schleien und Hechte
Er in das Schilf auslegte mit lockenden Eierschalen,
Oder ob Aale er stach, war gleich ihm, wenn er nur fischte;
Niemand verstand sich so gut auf Geräthe für Angeln und Fischen.
Als ihm, dem hübschen und freundlichen Mann, ein Schiff nun vertraut ward,
War sein erster Gedanke, man könnt' auf dem Meere auch fischen.

Und so brachte der junge Captän, indeß man Johanna
Neben der Ballastkiste belud, ein gewaltiges Schleppnetz
Triumphirend an Bord, voll Hoffnung auf herrlichen Fischfang.
Und kaum ist er heraus aus dem Sunde und riechet die Nordsee,
Läßt er die Segel herab, so schön sie schwellten im Winde,
Und läßt treiben das Schiff, und dann in die See mit dem Schleppnetz.
Nun war grade die Zeit, wo man Cabliau fänget; er macht auch
Einen so reichlichen Fang, daß das Herz ihm lachet im Leibe.
„Seile gespannt!" so befiehlt er, und rings um das Schiff, von dem Bugsprit
An bis zum Heck und rechts und links auf jeglicher Seite
Werden nun Seile gespannt, die gefangenen Fische zu trocknen,
Was nach Wunsch auch gelang bei dem Sonnenschein und der Brise,
Nachdem regelrecht man ausgeweidet sie hatte.
Darauf verstand sich der junge Captän, und riesige Fische
Baumelten nun von den Seilen zur Herzensfreude von Eggert.
Schmunzelnd in himmlischer Lust ob seines gelungenen Fanges
Hißt er die Segel von Neuem, um fortzusetzen die Reise,
Und so fuhr denn das Schiff seltsamlich behangen mit Stockfisch
Auf die Themse zum Staunen von sämmtlichen Uferbewohnern,
Ein Kauffahrer, zu sehn wie ein Fischerschmack in Neufundland,
Wo man den Cabliau fängt für den ganzen katholischen Erdkreis.
Und zwei Tage bloß gingen verloren beim herrlichen Fischfang.
Leider nur fiel indessen in kaum zwei Tagen der Beste
Weizen am Londoner Markt um einen Schilling und Sixpence.
Als in Stralsund nun sein Rheder vom Herrn Capitäne
Einen Sack erhielt mit dem herrlichsten Fischen, so rief er:
„Robert, so komme mal her," und erzählt' ihm die ganze Geschichte
Und dann fügt' er hinzu als Nutzanwendung und Lehre:
„Siehe, der junge Captän der Johanna ist gerade ein solcher
Kerl, wie Du selbst, denn er rühmt mir sehr den vorzüglichen Fischfang
Und hat uns zur Probe gesandt da den Sack mit dem Stockfisch.
Stockfisch mag ja für Liebhaber ein gutes Gericht sein.
Einmal laß ich mir das im Jahre gefallen. Gewässert,
Reichlich behandelt mit Senf und mit Salz und mit Butter, so schmecket
Solch ein Stockfisch fast, als sei es ein menschliches Essen.
Aber wie Gold, so kann auch Stockfisch werden zu theuer:
Wie viel kostet uns da der Sack mit den Fischen, was meinst Du?
Wenn ich berechne den Preis, den ohne den dämligen Fischfang
Wir für den Weizen erzielt, und der nun später bezahlt wird,
Kommt uns schlecht gerechnet der Sack auf mindestens tausend
Thaler zu stehn. Du bist, mein Sohn, ja gewesen in England,
Und dort sagt man: Für Pfennige klug ist thöricht für Pfunde."





Die Münchener Shakespearebühne.

Von

W. Lübke.

— Karlsruhe. —

Von einem der bedeutendsten künstlerischen Eindrücke meines ganzen Lebens möchte ich berichten: von einer Aufführung des Lear auf der neu eingerichteten Shakespearebühne des K. Hoftheaters zu München, welche vor einiger Zeit zu erleben mir vergönnt war. München hat sich neuerdings immer mehr zur ersten Stätte deutscher Kunst aufgeschwungen, und erst jetzt trägt der Samen, den König Ludwig I. ausgestreut hat, volle Früchte. Wie viel auch in Preußen die Regierung thut, die Kunst zu fördern, wie reichliche Mittel sowohl dem gegenwärtigen Schaffen, als der Verwaltung der Museen dargeboten werden: eine eigentliche Metropole der Kunst wird darum Berlin doch niemals sein. Es liegt wohl am Boden, und mehr noch am Charakter der Bevölkerung, daß es so ist. Um so blühender und kräftiger entfaltet sich das künstlerische Leben in München, und obwohl die Regierung in Förderung desselben weit hinter Preußen und selbst Sachsen zurückbleibt, weil die ultramontane Mehrheit des Landtages bekanntlich Herrn von Lutz Alles, was er für Culturzwecke verlangt, abschlägt oder doch beschneidet, so hat dies dem fröhlichen Gedeihen der Kunst dort doch nicht zu schaden vermocht, wenn auch in Ermangelung monumentaler Aufträge sie mehr und mehr auf das einseitig realistische Gebiet gedrängt wird. Gleichwohl haben Viele den im vorigen Jahre zuerst verwirklichten Gedanken regelmäßig wiederkehrender Jahresausstellungen für München etwas gewagt gefunden, da ja

schon Berlin und Wien solche alljährliche Ausstellungen besitzen; dennoch hat das Gelingen des ersten Versuchs im vorigen Jahre gezeigt, daß die Münchener Künstlerschaft nicht zu viel gewagt hat, denn die dortige Ausstellung hat an frischem Interesse und künstlerischem Werth die Berliner und Wiener Veranstaltungen entschieden übertroffen.

Denselben Geist muthiger Initiative zeigt nun auch die Bühnenleitung, denn immer noch muß das K. Theater in München unter den deutschen Schwesteranstalten als eine der ersten, hervorragendsten bezeichnet werden. Es ist nicht bloß die allgemeine Höhe, auf welcher sich die dortigen Aufführungen zu halten wissen, sondern auch das ungemein vielseitige Repertoire, welches mit dem bewährten klassischen Element die Bestrebungen der jüngsten Zeit und ihre frischesten Leistungen zu verbinden weiß, welches in der Oper neben mustergültigen Darbietungen der Wagnerschen Werke eine nicht minder sorgfältige Behandlung den klassischen Schöpfungen wie Don Juan, Figaros Hochzeit, Zauberflöte, Fidelio u. s. w. angedeihen läßt. Es gereicht der dortigen Bühne zum großen Gewinn, daß München in hervorragendem Maße Fremdenstadt ist, daß fast ein halbes Jahr lang der Strom der Tausende von Fremden auf dem Zuge zum Hochgebirge und nach Italien die Isarstadt auf der Hin- und Rückreise passirt und gerade dort für alle künstlerischen Eindrücke besonders empfänglich sich erweist. So sind denn die dortigen Theater nicht auf die locale Bevölkerung beschränkt, sondern sie genießen den Vorzug, ein internationales Publicum fesseln zu müssen. Dies ist gewiß ein nicht geringer Sporn, sowohl die Bühne auf einer gewissen Höhe zu erhalten, als auch sie in stetem Fortschritt begriffen zu zeigen. Ein genügender Beweis dieses Strebens ist die seit Kurzem eingerichtete Shakespearebühne.

Seitdem der große Brite für das deutsche Theater gewonnen ist, haben die bedeutendsten Dramaturgen bekanntlich darnach gestrebt, seine für eine ganz anders angelegte Bühne geschriebenen Stücke unseren Theaterverhältnissen anzupassen. Ueber die Bühne der Elisabethanischen Zeit hat uns erst kürzlich Gäbertz in seiner Schrift „Zur Kenntniß der altenglischen Bühne" (Bremen 1888) werthvolle neue Aufschlüsse gebracht, indem er eine noch nicht bekannte Innenansicht des Londoner Schwan-Theaters vom J. 1596, die sich auf der Bibliothek zu Utrecht befindet, veröffentlichte. Die Scene hat zwei durch ein Säulenpaar getrennte Abtheilungen, die durch einen zwischen den Säulen angebrachten Vorhang abgesondert werden können. Diese Anordnung bildet die Grundlage der Münchener Einrichtung.

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie Shakespeare, wenn er auf das Prokustesbett des modernen Theaters gespannt wurde, zerstückt und zerrissen werden mußte. Der fortwährende Scenenwechsel, der die einzelnen Acte zerschnitt, machte einen reinen Genuß unmöglich, mochte man, wie früher, alle Verwandlungen auf offener Scene vornehmen.

oder, wie es neuerdings geschieht, den Zwischenvorhang fallen lassen. Unter allen Umständen war der Zuschauer um die Stimmung gebracht, welche die Dichtung in ihm erregt hatte. Ein zweiter Uebelstand beruhte auf dem Bedürfniß des heutigen Publicums nach möglichst reicher scenischer Ausstattung, welche der erschlafften Phantasie eine Anregung geben sollte. Als bei den Meiningern diese Forderung zur höchsten Ueppigkeit gesteigert wurde und eine „stilvolle, zeitgemäße" Umgebung das erste und vornehmste Bedürfniß war, kam man unter der realistischen Strömung der Gegenwart zu einem Extrem, bei welchem die Hauptsache völlig zur Nebensache herabgedrückt wurde. Keiner hatte unter dieser Geschmacksströmung mehr zu leiden als Shakespeare, denn keiner hat so wenig an solche Nebendinge gedacht wie er.

Nachdem man sich nun überall lange Zeit mit diesen Uebelständen herumgeschlagen und sich nur kümmerlich damit abgefunden hatte, kam plötzlich die Münchener Intendanz, angeregt durch R. Genée und unterstützt durch einen so findigen und gebildeten Regisseur wie Savits, auf die geniale Idee, durch gewisse Umgestaltungen aus der heutigen Bühne eine Shakespearebühne herzustellen. Die wesentlichen Aenderungen sind folgende. Vor der eigentlichen, durch eine an beiden Seiten sich schließende Gardine zu isolirenden Bühne baut sich, um drei Stufen tiefer gelegt, eine breitere Vorbühne auf, welche in das Orchester vorspringt. Beide Bühnen sind ohne Coulissen mit festen Seitenwänden angelegt, die mit Thüren für die Aus- und Eintretenden versehen werden. Das Spiel beginnt auf der inneren Bühne. Hat eine Scene sich abgespielt und folgt eine zweite mit verändertem Local, die bei der bisherigen Anordnung eine Pause und das Fallen des Zwischenvorhanges verlangen würde, so setzt sich bei der jetzigen Einrichtung das Spiel ganz zwanglos ohne irgend eine Unterbrechung auf der Vorbühne fort, während die Gardine der inneren Bühne geschlossen wird, um die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Sind dieselben aber nicht von durchgreifender Art, so bleibt die Bühne offen und ihr scenischer Hintergrund wird verdunkelt und durch Vermittlung einer Wandeldecoration verändert. Diese Vorrichtung war das Einzige, was trotz aller aufgewandten Vorsicht die Zuschauer einigermaßen stören konnte. Sie war aber hervorgegangen aus dem Bestreben, den durch reiche scenische Prospecte verwöhnten Beschauer zufrieden zu stellen. Denn es war selbstverständlich, daß man dem modernen Publicum nicht mit der ganzen primitiven Einfachheit der Shakespearebühne kommen durfte. In jener Zeit, wo die Menschen eine noch kindliche Vollkraft und Frische der Phantasie besaßen, vermochten die leisesten Andeutungen die Phantasie der Zuschauer zur selbstthätigen Ergänzung des Eindruckes anzuregen. Der altersschwachen, durch die stärksten Reizmittel abgestumpften Phantasie der heutigen Menschheit mußte man nachhelfend entgegenkommen. Es ergab sich daraus ein unvermeidliches Compromiß zwischen Shakespeare und

unserer Zeit, wobei die richtige Linie schwer zu treffen war. Wie ich höre, sind bei späteren Vorstellungen die immerhin etwas störenden Wandeldecorationen durch niederfallende Decorationen ersetzt worden, was jedenfalls als ein weiterer Fortschritt zu bezeichnen ist. Nach dieser Seite dürfte die jetzige Einrichtung kaum noch irgend etwas zu wünschen lassen.

Ein weiterer nicht minder wichtiger Punkt bei der neuen Shakespearebühne ist die Beseitigung fast aller Requisiten, mit denen man heutzutage die Bühne vollzupfropfen pflegt. Gewiß sind diese Einrichtungen, wo es sich um moderne Salonstücke handelt, völlig am Platze; in unseren neueren Lustspielen, wo ein Commerzienrath und ein Baron nicht fehlen darf (obschon dieselben sich oft nichts weniger als gentlemanlike benehmen), möchte man sie nicht entbehren. Daß sie aber bei Shakespeare nicht blos überflüssig, sondern sogar schädlich sind, ist oft genug dargelegt worden. Bei diesem großen Menschenkenner und Dramatiker muß Alles, was uns von der Hauptsache, von den handelnden Personen und ihren Schicksalen ablenkt, aufs Sorglichste vermieden werden. Von Requisiten waren daher auch in München nur die unerläßlichsten, etwa eine Ruhebank, ein Sessel, ein Tisch, aufgenommen. Nun erwachsen freilich unseren heutigen Schauspielern aus dieser tief einschneidenden Neuerung neue Aufgaben; es gilt, ohne alle die bequemen Hülfsmittel, welche eine reiche Anwendung von Ausstattungsgegenständen dem Darsteller gewährt, sich ganz auf sich selbst zu stellen und völlig frei zu gestalten. Wenn diese Ungezwungenheit bei der Aufführung des Lear allen Mitwirkenden noch nicht in gleichem Grade gelungen war, so mußte man im Ganzen doch ein sehr erfreuliches Maß an Freiheit und Lebendigkeit in Haltung und Bewegung anerkennen. Daß im weiteren Verlauf auch darin sich immer günstigere Resultate ergeben werden, kann keinem Zweifel unterliegen.

Im Rahmen dieser Umgestaltungen und Neuerungen vollzog sich nun eine Darstellung der gewaltigen Tragödie, wie wir sie nie für möglich gehalten hätten. So oft ich früher den Lear gesehen, mußte selbst das Zusammenwirken der besten Kräfte an der Zersplitterung scheitern, welche durch die fast unzähligen Scenenwechsel und störenden Unterbrechungen sich ergaben. Kaum war man in der Stimmung, welche der Dichter durch die wunderbare Gewalt seiner Seelengemälde in uns wachruft und schon riß ein Fallen des Vorhanges und die damit verbundene Pause uns aus allen Himmeln und warf uns auf die platte Erde, in die trivialste Gegenwart zurück. Solcher Wechsel aber erneuerte sich so oft, daß es wohl keinem Zuschauer, selbst bei größter Concentration, möglich war, von dem erhabenen Werke den vom Dichter gewollten Eindruck zu erhalten.

Wie anders nun in München! In unaufhaltsamem Zuge, durch keinen fremden Eingriff gestört, schritt die gewaltige Tragödie in ihrer erschütternden Macht vor uns dahin. Keine Nebensachen, die sich sonst auf unserer Bühne zur Hauptsache machen, lenkten die Aufmerksamkeit ab. Shakespeares

Gestalten nahmen ausschließlich den athemlos gespannten Zuschauer gefangen, Shakespeares erhabene Dichterworte rissen die lauschende Seele mit sich fort. So hatten wir es nie erlebt, so unmittelbar packend die Gewalt der Poesie nie empfunden. Mochten Mängel in der Darstellung aus dem noch Ungewohnten sich bei einzelnen Künstlern fühlbar machen, alles dies Einzelne trat zurück vor dem großen dämonisch wirkenden Ganzen. Keine Frage: hier war Shakespeare aus der Zerstückelung, aus der Verballhornung befreit; hier war er zu neuem Leben auferstanden. Jeder Act schloß sich als dramatische Einheit eng und fest zusammen, von keinem Zwischenvorhang zerrissen, sich immer mehr steigernd und erst am Schluß den Zuschauer aus dem Bann dieser so erschütternden, das innerste Gemüth erregenden und doch so wohlthuenden Poesie entlassend. Geberde und Wort des Schauspielers war wieder Alles, das decorative Nebenwerk, dies aufdringliche störende Product unkünstlerischer Zeiten, war in Nichts aufgelöst.

Seitdem ist die Münchener Bühne auf diesem Wege unerschüttert fortgegangen, hat in der Vereinfachung des Scenischen noch weitere Fortschritte gemacht, und nach dem Lear bekanntlich Heinrich IV. und endlich vor Kurzem Heinrich V. folgen lassen. Wenn man bei letzterem Stück auch den „Chorus“ auftreten ließ, der dem Publicum vor den einzelnen Acten erzählt, was es zu erwarten habe, so ist dies ohne Zweifel eine zu weit getriebene Pietät. Mochte Shakespeare dergleichen seinem Publicum gegenüber für nothwendig halten, unserem heutigen Zuschauerkreise muß es befremdlich erscheinen und sich dadurch als bedenklich und störend herausstellen. Im Uebrigen aber muß jeder ernste Kunstfreund dem Baron Perfall den wärmsten Dank sagen, denn sein Vorgehen ist eine der größten und, hoffen wir, auch folgenschwersten Thaten der modernen Bühnenleitung. Es ist, Shakespeare und allen ähnlichen Werken höchster Dramatik gegenüber, wahrlich das Ei des Columbus, und schon jetzt muß jeder Unbefangene sagen, daß nur auf diesem Wege all die schwere Unbill zu beseitigen und zu sühnen ist, die Shakespeare so lange Zeit bei uns erduldet hat.

Der Umschlag unseres ganzen Lebens aus einer idealen in eine realistische Stimmung, wie er sich seit den vierziger Jahren anbahnte und seit den letzten zwanzig Jahren immer unaufhaltsamer vollzog, mußte auch auf der Bühne sich mit Allgewalt geltend machen. Wie überall, so trat auch dort an die Stelle echter, hoher Kunst die Decoration, die zunächst nur die blöde Schaulust der Massen zu befriedigen trachtete. Nicht wenig trug dazu das stets wachsende Uebergewicht der Oper bei, dieses wunderlichen Misch- und Zwittergeschöpfes, welches der Poesie und der wahren dramatischen Kunst verderblich werden mußte. Klagten Goethe und Schiller schon über den unheilvollen Einfluß der Oper, was würden sie heute sagen, wo diese Zwitterkunst mit den colossalsten Klangexcessen und Instrumental-

effecten die Nerven überreizt und die Sinne gefangen nimmt, und wo es nicht an eifrigen Chorführern fehlt, welche uns diese Kunst als das einzig wahre Drama, ja als die Gesammtkunst nicht bloß für unsere Zeit, sondern auch für die Zukunft anpreisen, ja sogar die bekannten Stoffgebiete als die eigentlichen nationalen Gegenstände der Kunst hinstellen. Mit der Häufung der Tonmassen geht aber ein ans Unsinnige streifender Ausstattungsluxus Hand in Hand. Diese Musik will weit mehr mit den Augen als mit den Ohren genossen werden. Man beobachte doch bei einer solchen gegen fünf Stunden lang Nerven und Sinne in unnatürlicher Spannung erhaltenden Aufführung das Publicum, wie es, innerlich und äußerlich überreizt, diesen blendenden Zauberkünsten des Decorationsmalers und des Maschinisten, sowie des Orchesters in fast stupider Hingerissenheit folgt, und man frage sich, ob dabei irgend eine edlere Wirkung und Stimmung zu Tage kommt. Wie die jetzige Generation, unter dem fortwährenden künstlerisch demoralisirenden Einfluß dieser Afterkunst herangewachsen, denkt und empfindet, davon erhielt ich vor einiger Zeit bei einer Aufführung des Don Juan einen Begriff. Eine junge hübsche Dame aus der Gesellschaft, die mit ihrem Gatten, einem höheren Offizier, in einer Loge des ersten Ranges saß, richtete an ihren Begleiter die Frage, ob die Ouvertüre wohl lange dauere! Nachdem er sie darüber beruhigt hatte, und dann das Stück begann, begleitete sie jede Scene mit ähnlich kindlichen Fragen, aus denen hervorging, daß sie den Don Juan zum ersten Male hörte! Die Musik ist doch „sehr dünn“, meinte sie, und fügte die geistreiche Frage hinzu: Warum giebt man denn „solche Sachen“? Als sie nun bedeutet wurde, daß Mozart nun doch einmal ein Klassiker sei, und daß man gegen die Klassiker (leider!) doch eine gewisse Pietät haben müsse, faßte sie ihr Endurtheil dahin zusammen: „Na, mit den Meistersingern oder der Walküre kann er sich doch nicht messen.“

Das sind die Anschauungen, in denen unsere heutige Jugend heranwächst! Ist es nun ein Wunder, wenn der Begriff von dem, was Kunst sei, immer mehr verloren geht, und wenn die heutige Plattköpfigkeit einfach erklären kann: „Kunst ist Nachahmung der Natur!“

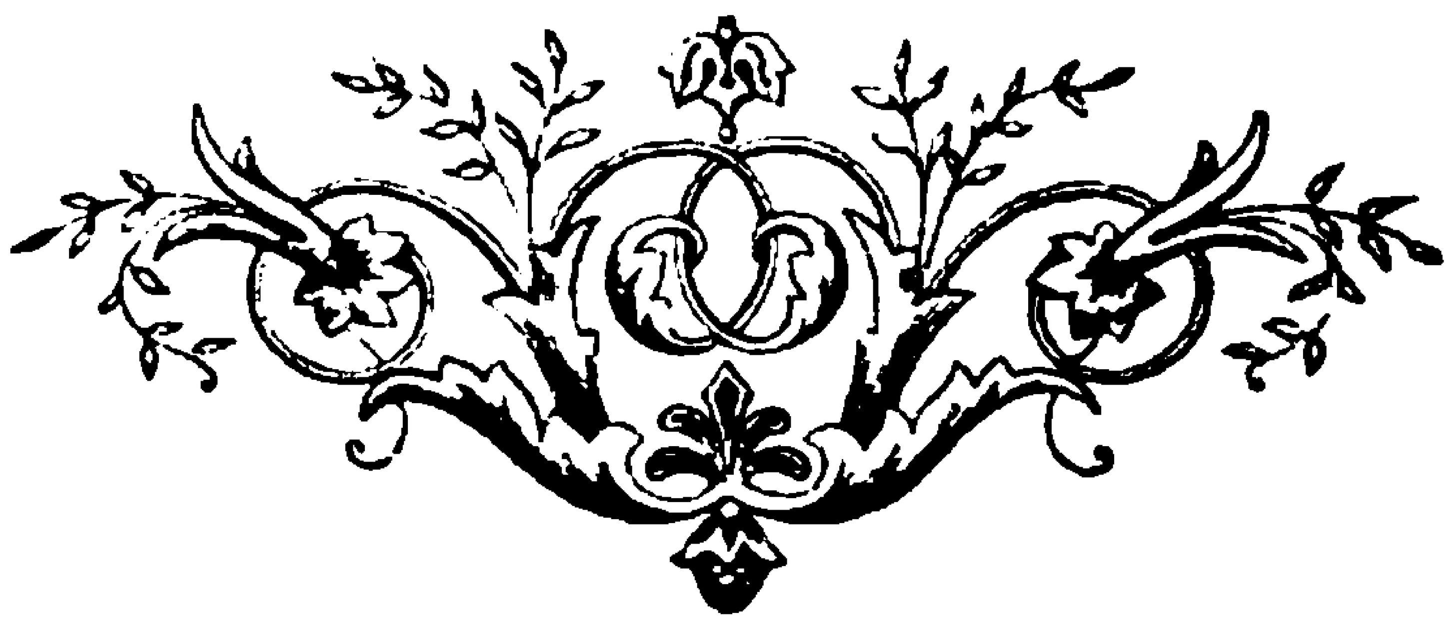
Diese Unterwühlung und Zerrüttung der ästhetischen Anschauungen übt aber den schlimmsten Einfluß auf die Schicksale des ernsten Schauspiels aus. Die blendenden Ausstattungseffecte und die betäubenden Tonmassen der heutigen Oper sind so sehr in das allgemeine Gefühl übergegangen, daß man wenigstens ähnliches Schaugepräge auch für das Drama verlangt. Die letzte Consequenz davon war dann die Bühne der Meininger, die einer kunstgewerblichen Ausstellung nahe kam. In solche Umgebungen die Gestalten unserer großen Dichter, namentlich eines Shakespeare, hineinzustellen, war sicher das Verkehrteste und Verderbteste, was sich ereignen konnte. Es hing aber zusammen mit dem Mangel an monumentalem Sinn in unserem gesammten Kunstleben, mit der Vermischung des Künstlerischen

und Kunstgewerblichen. Beruht der Charakter des Monumentalen darauf, daß alles Unwesentliche fern gehalten und nur die Hauptsache mit vollem Nachdruck betont wird, so kann man sagen: auch unsere großen Tragiker, vor Allem Shakespeare, sind im echten Sinn monumental und verwerfen alle unnützen Zuthaten und Nebendinge als etwas Störendes.

Wie sehr aber die Gewohnheiten der Oper sich auch in das Schauspiel eingefressen haben, ist wohl nirgends so schlagend hervorgetreten, wie beim Bau des neuen Burgtheaters. Von diesem Prachtwerke, an welches man viele Millionen verschwendet hatte, wurde bei der Eröffnung mit Pauken- und Trompeten-Fanfaren ausposaunt, daß es ein kostbares „stilvolles" Prunkstück der Architektur und der begleitenden Künste sei; daß jedes Möbel, jeder kleinste Gegenstand ein Meisterwerk des Kunstgewerbes sei, und daß der ganze Bau bis ins Kleinste die hohe Stufe der heutigen technischen Errungenschaften bezeuge. Das sei gern zugestanden; aber leider ist der Bau nicht minder ein niederschmetterndes Zeugniß von der Unfähigkeit, die höchsten Zwecke und die eigentliche Aufgabe eines dem Schauspiel gewidmeten Baues zu verstehen. Denn dieser vom Beispiel moderner Opernhäuser entlehnte Prunk ist der ruhigen Sammlung und der Concentration auf die Gestalten und Vorgänge der Bühne so todfeindlich, daß die für das Schauspiel erforderliche Stimmung vollständig zerstört wird. Und das nennt man: der edlen Kunst des Dramas eine Huldigung darbringen! Aber noch weit schlimmer ist die Gesammtanlage des Hauses, die einerseits viel zu groß zugemessen ist, andererseits für Hören und Sehen durchweg so ungünstig erscheint, daß jetzt wohl nur eine Stimme darüber herrscht, wie völlig verfehlt dies Prachtwerk ist. Das alte Burgtheater, so tief sein eigentlich architektonisches Verdienst stand, hatte doch den unvergleichlichen Vorzug, in engem Raum das Werk des Dichters in seinen feinsten Nuancen und zartesten Betonungen dem lauschenden Ohre zuzuführen; daraus war jene klassische Vollendung des Schauspiels hervorgegangen, welche durch die leisesten Schattirungen des Mienenspiels und der Recitation den Zuschauer und Zuhörer entzückte. Es war dadurch jene unvergleichlich intime Wechselwirkung zwischen Künstler und Publicum entstanden, welche die Burg zur ersten Stätte des klassischen Dramas machte. Mit dem neuen Hause ist dies alles vernichtet, und es fehlt nicht an Stimmen, welche einfach fordern, das ganze Prachtwerk niederzureißen und an seiner Statt ein einfaches, würdiges Bühnenhaus zu errichten, wenn man nicht den Ruin des Burgtheaters vollständig einbrechen sehen wolle.

Das sind die Consequenzen des Herüberziehens von Operngewohnheiten in das Wesen und die Existenzbedingungen des Dramas. Und von diesen Auswüchsen will uns die Münchener Shakespearebühne befreien; sie will uns unseren Shakespeare wieder rein und unverkümmert vorführen; sie will, daß kein äußerer Flitter, kein Kunstgriff des Deco-

rateurs, Maschinisten und Tapezierers uns den mächtigen Eindruck des größten Tragikers verderbe. Was uns davon bis jetzt vor Augen getreten, beweist, daß München auf dem rechten Wege ist; muthiges Ausdauern und Fortschreiten auf der betretenen Bahn muß zum vollen Siege führen Dabei ist ja nicht zu leugnen, daß München an seinem colossalen, eigentlich nur für Opern berechneten Hause schwere Uebelstände zu bekämpfen hat; denn unwillkürlich nöthigt der ungeheure Raum den Künstler die Stimme ungebührlich zu steigern und auch die Mimik zu übertriebener Anspannung zu zwingen. Wenn aber trotzdem München so Großes zu erreichen vermochte, so sollten alle Bühnen, denen die Pflege des klassischen Dramas noch kein hohles Wort geworden ist, diesem Beispiel wetteifernd folgen. Wer einmal eine Aufführung auf der neuen Shakespearebühne erlebt hat, einmal von der unvergleichlich großartigen und stimmungsvollen Wirkung derselben berührt worden ist, der wird keine Shakespeare-Aufführung auf der bisher üblichen Bühne zu ertragen vermögen. Wir hoffen, daß der Geist des Fortschritts und des edlen Wetteifers auf einer Anzahl unserer besseren Bühnen stärker sein werde, als die Gewöhnung des im Schlendrian Beharrenden. Dann kann und wird die Münchener Neuerung eine epochemachende Umgestaltung unserer dramatischen Aufführungen bedeuten, eine Entwicklung, welche Lessing, Goethe, Schiller, mit freudiger Zustimmung begrüßen würden.





Ueber die Kunst des Schauspielers.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Benoit-Constant Coquelin, der zur Unterscheidung von seinem gleichfalls am Théâtre Français engagirten Bruder Ernst Alexander sich unter dem Namen „Coquelin der Aeltere“ eine schauspielerische Berühmtheit errungen, die die Grenzen seines Heimatlandes weit überschritten hat, gehört sicherlich zu den besten unter den lebenden Bühnenkünstlern. Er ist klug, er hat sich redlich bemüht, die Lücken, die seine ursprünglich spärliche Bildung gelassen hat, auszufüllen — Coquelin ist vom Backtrog auf die Bühne gegangen —, er hat viel gearbeitet und mancherlei gelernt. Zum Schauspieler bringt er von Hause aus ein wohllautendes Organ und eine angenehme schmiegsame Gestalt mit. Er sieht gescheidt aus, aber sein Gesicht mit den kaum mittelgroßen blinkenden Augen, der Stupsnase und den breiten Lippen ermangelt durchaus der vornehmen Schönheit. Man würde ihn eher für einen behäbigen Pariser Spießbürger und Pfennigrentner, der am Sonntag mit der Angelruthe nach Asnières fährt, als für einen großen Künstler halten.

Coquelin, der im Théâtre Français die komischen und Charakterrollen des alten und des neuen Repertoires spielt, den Scapin und Figaro, den Herzog in der „Fremden“ und den Leopold in den „Fourchambault“, ist der unbestrittene Liebling der Pariser. Und mit Recht. Seine Rollen sind von der vollkommensten Sicherheit und Schärfe in den Umrißlinien und frisch und glänzend in der Färbung. Es sind lebensvolle Gestalten,

warmblütig und echt, ungemein wirksam und frei von aller Uebertreibung. Wenn Einer, so ist Coquelin befugt, ein kräftiges Wörtlein mitzusprechen, wenn von der Schauspielkunst die Rede ist, denn er beherrscht seine Kunst wie Wenige.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß Coquelin sich schon vor einigen Jahren einmal zum Rädelsführer und Anwalt seiner Genossen aufgeworfen hat. Der Anlaß dazu war freilich ziemlich geringfügiger Natur, und der besondere Fall hatte für uns Nichtfranzosen kein Interesse. Es handelte sich darum, für einen bedeutenden, von der allgemeinen Gunst des Publicums hochgehaltenen Schauspieler des Théâtre Français, der ein seltenes Jubiläum feierte, aber darum der Bühne doch noch nicht Valet zu sagen brauchte, das Kreuz der Ehrenlegion zu erwirken. Als ein Ueberbleibsel der längst abgethanen Vorurtheile einer grauen Vorzeit gegen die Schauspieler, — jener Auffassung, daß die Schauspieler den herumvagabundirenden Jahrmarktsgauklern an die Seite zu stellen und der bürgerlichen Ehre nicht theilhaftig seien — selbst dem großen Molière ist ja das ehrliche Begräbniß noch vorenthalten worden —, bestand in Frankreich noch der zum Princip erstarkte Brauch, daß Bühnenkünstlern, so lange diese ihren Beruf wirklich ausübten, niemals der Orden der Ehrenlegion gegeben wurde. Bei uns in Preußen herrscht, soviel ich weiß, dieselbe Auffassung. Ich glaube nicht, daß einer der thätigen Schauspieler einen preußischen Orden besitzt. Die einzige Ausnahme hat man, wenn ich nicht irre, zu Gunsten Theodor Dörings gemacht, der zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum vom Kaiser Wilhelm einen Orden erhielt. Liedtcke ist dieselbe Auszeichnung erst bei seinem Scheiden von der Bühne zu Theil geworden. In Oesterreich denkt man in dieser Beziehung viel freier. Die Regisseure Lewinsky, Gabillon, Hartmann u. s. w. sind mit dem Franz-Josef-Orden decorirt, Laroche und Sonnenthal haben sogar die Eiserne Krone und mit diesem Orden den Adel erhalten.

Coquelin erblickte nun in der Vorenthaltung der als eine besondere Auszeichnung angesehenen, durch ein Ordenskreuz am farbigen Bande sichtbar gemachten staatlichen Anerkennung verdienstlicher Leistungen eine Kränkung seiner Kunstgenossen und eine Herabsetzung der Schauspielkunst im Allgemeinen. Er veröffentlichte aus diesem Anlaß eine Flugschrift, in der er nachzuweisen suchte, daß die Kunst des Schauspielers mit demselben Fug und Recht als eine echte und volle Kunst betrachtet werden müsse, wie die Dichtkunst, die Musik, die Malerei, die Bildnerei, die Baukunst, daß sie zu derselben Werthschätzung berechtigt sei, und daß die ausgezeichneten Bühnenkünstler dieselbe Anerkennung beanspruchen dürften wie andere Künstler. Die kleine Flugschrift war nicht gerade bedeutend, aber sie war ehrlich gemeint und nicht schlecht geschrieben. Sie fand denn auch viel Beachtung, und der verhältnißmäßige Erfolg dieser harmlosen Auslassung mag den Verfasser, dem der kleine Ausflug auf das literarische Gebiet sicherlich be-

sonders reizvoll gewesen ist, dazu veranlaßt haben, die in jener ersten Schrift nur oberflächlich gestreiften Bemerkungen über das Wesen der Schauspielkunst etwas tiefer zu erfassen und sich darüber einmal etwas gründlicher auszusprechen.

Diesem Umstande verdanken wir also die größere Abhandlung „Die Kunst des Schauspielers", die Coquelin vor Kurzem in einer Pariser Monatsschrift veröffentlicht hat. Ungeahnte und tief verborgene Geheimnisse werden uns freilich nicht offenbart. Die Wichtigkeit und das lehrhafte Pathos, mit denen Coquelin Dinge vorträgt, die sich eigentlich von selbst verstehen, erinnern bisweilen an Hamlet, der sich von seinen Freunden feierlich Schweigen geloben läßt, um ihnen zögernd, im strengsten Vertrauen, die überirdische Offenbarung zuzuraunen, daß in ganz Dänemark kein Schurke lebt, der nicht ein ausgemachter Bube wäre. Es braucht wirklich kein Geist vom 'Grabe herzukommen,' um uns das zu sagen. Und man braucht kein erster Schauspieler der ersten Bühne der Welt zu sein, um über die Bühnenkunst die recht alltäglichen Wahrheiten und Bekanntheiten auszusprechen, die Coquelin mit wohlgefälliger Breite vorträgt.

Wenn man die Sache bei Licht besieht, so läuft Coquelins Weisheit eigentlich auf den Satz aus, daß man, um ein guter Schauspieler zu sein, gut Komödie spielen müsse — was ganz ebenso unbestreitbar ist, wie die sinnreiche Sentenz des braven Bräsig, der die Menschheit regardirt: daß „die große Armuth in unserer Stadt von der Powerteh" kommt.

Der Schauspieler soll den Dichter verstehen, er soll sich ganz mit dem Wesen der dichterischen Gestalt, die er zu veranschaulichen hat, vertraut machen und sich nun bemühen, eine künstlerische Darstellung zu geben, die dem dichterischen Bilde möglichst entspricht, und zwar durch ein charakteristisches Aeußere (Maske), durch Organ und Sprache, durch Haltung, Geberden und Blicke, ohne Uebertreibung, ohne Beschönigung und Verschlimmerung. Die schauspielerische Gestaltung soll kein einfacher Abklatsch des natürlich Gewöhnlichen sein, nicht die absolute Wahrheit, vielmehr die nach den besonderen Bedingungen der Bühnenakustik und Bühnenoptik gemodelte Natur, die Kunstwahrheit, nicht die Wirklichkeitswahrheit.

Hamlets Belehrung an die Schauspieler sagt in wenigen Sätzen alles das und viel mehr, als Coquelin in seiner langen Abhandlung vorträgt. Nicht in Allgemeinheiten also, die oft, ja, meistens nicht viel mehr als Gemeinplätze sind, beruht das Beachtenswerthe und auch Reizvolle der Coquelin'schen Ausführung; wir gewahren dies vielmehr in den Anführungen von Einzelheiten, von besonderen Fällen aus seiner eigenen Erfahrung. Freilich werden wir bei der Erledigung unserer Aufgabe, die Coquelin'sche Abhandlung analytisch wiederzugeben, mit einigen kritischen Anmerkungen zu begleiten und zu ergänzen, um diese Allgemeinheiten nicht ganz herumkommen. Aber auch da, wo uns Coquelin nichts besonders Neues sagen kann, verlohnt es wohl, ihm zuzuhören, wenn er aus seinen

eigenen Erfahrungen heraus die noch wenig festgegliederten Gesetze seiner Kunst aufstellt und zu begründen sucht.

Diese Aufstellungen Coquelins, die dem Verfasser offenbar nicht leicht geworden sind, die ihn viel Nachdenken und Mühe bei dem Versuche, dieselben zum Ausdruck zu bringen, gekostet haben, sind in ihrem theoretischen Theile fast durchgängig von liebenswürdiger Naivetät. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Coquelin sich um das, was lange vor ihm an Geist und Bildung ihn weit überragende Aesthetiker über die Schauspielkunst geschrieben haben, nicht gekümmert hat; jedenfalls hat er die Bedeutung dieser ästhetischen Untersuchungen nicht zu würdigen gewußt. Daß er die Lehrsätze der alten Griechen und Römer als gar nicht vorhanden betrachtet, ließe sich schon erklären. Denn die Schauspielkunst der Alten war durch die von den unserigen grundverschiedenen Bedingungen der antiken Bühne mit ihrem Schauplatz unter freiem Himmel, durch die ungeheuren Raumverhältnisse und die dadurch bedingten Verstärkungsmittel der Erscheinung und des Organs: Maske, Stelzenschuh und Schallrohr, sowie durch die eigenthümliche Einrichtung des Chors, eine im Wesentlichen andere Kunst.

Befremdlicher erscheint es, daß er Shakespeares goldene Worte im „Hamlet", die meines Erachtens in einer Abhandlung über die Schauspielkunst gar nicht umgangen werden können, unberücksichtigt gelassen hat. Und geradezu unverständlich ist es, daß Coquelin die sehr bemerkenswerthen Schriften Riccobonis und Sainte-Albines mit keiner Silbe erwähnt, daß er diese sehr wahrscheinlich überhaupt nicht gekannt hat.

Diese Schriften: „L'art du théâtre. Par François Riccoboni. Paris, 1750." und „Le comédien. Par Remond de Sainte-Albine. Paris, 1747." enthalten soviel vortreffliche Bemerkungen über die Bühnenkunst, daß Lessing die erstere vollständig übersetzt und aus der letzteren einen sehr umfangreichen Auszug gegeben hat. Coquelin hätte diese gehaltvollen Schriften entschieden kennen sollen. Daß ihm auch von Lessings bedeutendsten ästhetischen Untersuchungen der Schauspielkunst, wie sie sich an vielen Stellen der „Hamburgischen Dramaturgie" verstreut finden, und von der dramaturgischen Skizze zu der leider nicht ausgeführten Schrift Lessings über körperliche Beredtsamkeit etwas hätte zu Ohren kommen sollen, wäre von dem Franzosen wohl zuviel verlangt gewesen.

Da nun Coquelin von alldem, was vor ihm über das von ihm behandelte Thema gesagt und geschrieben worden ist, so gut wie nichts kennt und Alles aus sich selbst heraus, aus seiner eigenen Wahrnehmung durch eigene Erfahrungen giebt, umständlicher, mühseliger und schwerfälliger, als es wohl nöthig gewesen wäre, so macht er oft den Eindruck eines Sonderlings, der, um in seine Wohnung zu gelangen, auf einer halsbrecherischen Strickleiter mit klopfendem Herzen heranklimmt und die Scheiben einschlägt, anstatt gemächlich durch die offene Hausthür über die bequeme Treppe zu gehen. Aber gerade das Nichtwissen, die gewiß überflüssigen, aber red-

lichen Anstrengungen verleihen der Arbeit Coquelins eine gewisse Anmuth und liebenswürdige Frische.

Lessing stellt die Schauspielkunst im System der Künste zwischen die bildenden Künste und die Dichtkunst. Er bezeichnet sie als „sichtbare Malerei", und deshalb muß Schönheit ihr höchstes Gesetz sein. Da sie aber zugleich transitorische Malerei ist, so kann sie ihren Stellungen nicht die Ruhe der Antiken geben. „Sie darf sich, sie muß sich das Wilde und Freche öfters erlauben, nur muß sie nicht allzu lange darin verweilen, nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählich vorbereiten und durch die darauf folgenden wieder in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen, nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll."

Den Unterschied zwischen der productiven und der reproductiven Kunst läßt Coquelin kaum gelten. Wenigstens hält er sich bei dieser doch nicht ganz unwesentlichen Unterscheidung nicht weiter auf. Er sagt: „Zur Hervorbringung eines Kunstwerks nimmt der Maler die Farben, Leinwand und Pinsel, der Bildhauer Thon oder Marmor, Modellirholz und Meißel, der Dichter die Sprache und die Leyer, Rhythmus, Tonfall und Reim. Die eine Kunst unterscheidet sich von der andern also nur durch das Werkzeug. Das Werkzeug des Schauspielers ist er selbst, ist sein eigenes Individuum. Zur Hervorbringung seiner künstlerischen Leistung bearbeite er sein eigenes Wesen, sein Gesicht, seinen Körper, sein Leben. Daraus ergiebt sich, daß der Schauspieler ein zweitheiliges Wesen sein muß. Das eine, A, erfaßt die Persönlichkeit, die künstlerisch darzustellen ist, im Sinne des Dichters, der sie geschaffen hat. Nach diesem geistigen Modell stellt er mit sich selbst, mit seinem Werkzeug B, das veranschaulichte Kunstwerk her." Diese Zweitheilung des erfassenden, beobachtenden, geistig thätigen A und des mit mehr oder minder geschickter Wandlungsfähigkeit verwirklichenden körperlichen B hält Coquelin für das charakteristische Merkmal des Schauspielers, der zugleich Virtuose auf dem Instrument ist und das Instrument selbst.

Für diese etwas geheimnißvollen A und B setzt Riccoboni einfacher und verständlicher die Begriffe „Einsicht" und „Ausdruck".

* * *

Wenn der Schauspieler eine neue Rolle zu „schaffen" hat, so hat er sich zunächst durch ernstes, aufmerksames und wiederholtes Lesen des Stückes mit dem Gesammtinhalt vertraut zu machen und insbesondere die Persönlichkeit, die er darzustellen hat, durch das, was sie selbst sagt oder was über sie gesagt wird, durch die Situationen, in denen sie erscheint,

ins Auge zu fassen und so genau kennen zu lernen, daß er sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt.

Diese Gabe der lebenskräftigen Veranschaulichung hält Coquelin für die Grundbedingung der guten Komödie. Der Schauspieler, der die dichterischen Gestalten nach seiner eigenen Individualität sich zurechtlegt, ist kein großer Künstler. Der Darsteller hat sich vielmehr dem dichterischen Willen rückhaltslos unterzuordnen. Der Dichter stellt ihm das Modell hin, und diesem hat sich der Darsteller anzuschmiegen, mit diesem muß er vollkommen verwachsen.

Der Schauspieler sieht also die vom Dichter geschaffene Gestalt vor sich und empfindet mit ihr. Aeußerlich und innerlich verschmilzt er mit ihr. Da ist also A thätig.

Nun kommt B an die Reihe. Jene Gestalt, die A zu veranschaulichen hat, kann nur so gekleidet sein. Der Künstler legt die Gewandung an und probirt diese, bis sie der Bekleidung des geistigen Vorbildes genau entspricht. Und so ist's mit den Bewegungen, mit dem Gesicht, mit allem Aeußerlichen, bis das gefügige B den künstlerischen Absichten des A vollkommen genügt. Nun muß der richtige Ton gewählt werden, die richtige Stimmlage, das Tempo, und dann und hauptsächlich der überzeugende Ausdruck für die Empfindung.

Die Individualität des Schauspielers muß hinter seiner Gestaltung vollkommen verschwinden. Das ist das oberste Gebot, das Coquelin aufstellt.

Man soll also nicht sagen: „Da ist Friedrich Haase," man soll sagen: „Da ist ja der alte Klingsberg!"

Das Ideal des Schauspielers wäre nach Coquelins Auffassungen derjenige, der sein B, seine Körperlichkeit für jede besondere Aufgabe ganz nach dem Willen des A, der geistig thätigen Kraft, modeln, der als leidenschaftlicher, sinnlich liebender Jüngling Romeo eben so glaubhaft wäre, wie als mißtrauischer Filz Harpagon. Der Verwirklichung dieses Ideals aber steht unsere Natur, die bei aller Wandlungsfähigkeit und aller virtuosen Ausbildung des Körperlichen doch schwerfällig und mehr oder minder einseitig bleibt, hindernd im Wege.

Unter den Schauspielern giebt es nun allerdings so scharf ausgeprägte einseitige Individualitäten, die sich unbändig wider Willen und immer vordrängen, die dabei aber zugleich so liebenswürdig oder so interessant sind, daß sie gleichwohl bedeutende Künstler genannt werden müssen, wenn sie auch von der Regel, daß die Individualität des Schauspielers hinter der dichterischen Schöpfung zu verschwinden habe, eine Ausnahme machen.

Coquelin führt ein sehr überzeugendes Beispiel an, den Schauspieler Felix, der in den fünfziger und sechziger Jahren zu den beliebtesten Künstlern von Paris zählte.

Felix war immer Felix, das ist richtig. Er spielte die Rollen der philosophischen Freunde, die den Helden während der Handlung begleiten

und in möglichst geistvoller Form aphoristisch und sentenziös alles Mögliche, was sich über den Conflict und die Charaktere des Stückes als vox populi sagen läßt, in kurzen eingestreuten Bemerkungen und in einigen wohlgegliederten Tiraden, denen jedesmal ein Beifallssturm folgt, zum Besten geben.

Diesem neben der Handlung einherschlendernden oder eigentlich über der Handlung schreitenden Freunde werden jene Betrachtungen in den Mund gelegt, die Lessing die „moralischen Stellen" genannt und über deren Vortrag er in seiner „Dramaturgie" eine lange Abhandlung geschrieben hat. Schauspieler, die es ernst mit ihrer Kunst meinen, sollten diese Abhandlung auswendig lernen!

Lessing sagt, daß diese „moralischen Stellen" ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte mit einer Leichtigkeit gesprochen werden müssen, daß sie keine mühsamen Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen. Ebenso fordert er unbedingt, daß kein falscher Accent uns argwöhnen lasse, der Schauspieler plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe. Aber damit nicht genug — die Seele muß ganz gegenwärtig sein; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf das Reden richten.

Und vor Allem fordert Lessing noch: Empfindung. Darüber spricht er sich in sehr eingehender, ungemein scharfsinniger und anregender Weise aus; ich kann hier auf diese wundervollen Ausführungen, drittes und viertes Stück der „Dramaturgie", nur flüchtig verweisen.

Der von Coquelin angeführte Schauspieler Felix erfüllte nun diese von Lessing aufgestellten Forderungen in nahezu vollkommener Weise. Er besaß in seinem Vortrage bei größter Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit etwas ungemein kaustisch Witziges und zugleich gemüthlich Humorvolles und eine Kunst, mit nirgends wahrnehmbarer Absichtlichkeit die Pointen treffsicher in das Publicum zu schleudern, die geradezu bewunderungswürdig war. Er war freilich immer derselbe, aber daraus mochte ihm kein Mensch einen Vorwurf machen, denn er war immer geistreich, sprühend und behaglich. Und hier hat die schauspielerische Individualität in hohem Grade anregend und befruchtend auf die dramatische Dichtung Frankreichs gewirkt. Dieser von Felix in unerreichter Weise dargestellte philosophirende Freund, gewissermaßen eine modernisirte und individualisirte Umgestaltung des antiken Chors, ist durch den besonderen Reiz, den dieser Künstler der von ihm wirklich „geschaffenen" Persönlichkeit zu geben wußte, im modernen französischen Lustspiel ein ständiger Typus geworden. Wir begegnen ihm in der „Armen Löwin" von Emile Augier als Bordognon, wir finden ihn in fast allen Dumas'schen Stücken wieder, am glänzendsten in der „Fremden" als Professor Remonin.

Und gilt nicht das Gleiche bis zu einem gewissen Grade auch von unserm großen Theodor Döring? Freilich besaß dieser wunderbare Künstler eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Sein Dorfrichter im „Zerbrochenen Krug", sein Attinghausen im „Tell", sein Bankier Müller im „Liebesprotokoll", sein Wirth in der „Minna", sein Mephisto und Nathan und all die anderen unvergeßlichen Leistungen des großen Künstlers waren untereinander allerdings grundverschieden; aber trotz der Verschiedenheit dieser Charaktere durchbrach die urkräftige Natur dieses in Wahrheit gottbegnadeten Schauspielers immer wieder die dichterische Gestaltung, und es war Döring, den wir beklatschten, dem wir zujubelten.

Mit diesen Künstlern, deren starke Eigenart die ihnen zur Darstellung anvertrauten dichterischen Gestalten ganz durchsättigt und beherrscht, darf man nicht jene anderen verwechseln, die eigentlich immer nur eine Rolle spielen, diese aber allerdings in geradezu vollkommener Weise und mit packendster lebensvoller Echtheit. Es sind ja auch große Künstler in ihrer Art, in ihrer Einseitigkeit. Sobald sie sich aber an der Lösung einer ihrer Individualität ferner liegenden Aufgabe versuchen, büßen sie an ihrer Bedeutung erheblich ein. Einen Typus haben sie geschaffen, der bisweilen sogar bleibt, und das ist gewiß viel, aber es ist eben nur ein Typus. Coquelin erinnert an Paulin-Menier, der den Verbrecher Choppard in dem Schauerdrama: „Le courrier de Lyon" mit grausigem Realismus in berückender Wahrhaftigkeit darstellte, der in dieser einen Rolle Wunderbares leistete, im Uebrigen jedoch nur viel Geringwerthigeres bot. Ich habe eben schon auf Friedrich Haase verwiesen, der den alten Edelmann und vornehmen Sonderling, mag er nun Rocheferrier in der „Partie Piquet" oder auch Klingsberg heißen, mit ganz wunderbarer Echtheit im Gesammtwesen und in allen kleinen bezeichnenden Zügen darstellt, der in dieser Rolle geradezu unübertrefflich genannt werden darf, in anderen Rollen dagegen die erwärmende Naturwahrheit oft vermissen läßt. Ich könnte auch auf Friederike Goßmann verweisen, die anmuthigste, die alleinige „Grille", die auch in allen anderen Rollen immer nur die Grille gewesen ist. Und um ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, möchte ich hier einen Schauspieler nennen, dessen Name unter unseren Bühnenberühmtheiten nicht ohne Weiteres mit erwähnt zu werden pflegt. Ich meine Herrn Pander, der in einem mittelmäßigen Stücke: „Heinrich Heine's junge Leiden" von Mels, den jüdischen Hühneraugenoperateur Hirsch mit geradezu vollkommener Meisterschaft gespielt hat. Es war eine Kunstleistung ersten Ranges, von vollendeter Wahrheit und überwältigender Komik. Ein Künstler, der eine Gestalt so lebensvoll, so ganz und gar echt darzustellen vermocht, dessen drastisches Spiel allein dem mittelmäßigen Stück zu einem großen und verhältnißmäßig dauerhaften Erfolge verholfen hat, — ein solcher Künstler, sollte man meinen, müßte doch auch in anderen Aufgaben bemerkenswerthe schauspielerische Qualitäten an den Tag legen können. Das war aber

durchaus nicht der Fall. In allen anderen Rollen war dieser Schauspieler mehr oder weniger unbedeutend. Ich habe ihn als französischen Marquis gesehen, da war er auch der Hühneraugenoperateur Hirsch.

* * *

Nachdem nun Coquelin das Allgemeine, in dem er sich offenbar am wenigsten behaglich fühlt, abgethan hat und also zu dem Resultat gelangt ist, daß der Schauspieler zunächst vollkommen in den Geist und in die Seele der von ihm zu veranschaulichenden dichterischen Gestalt einzudringen und sich diese Schöpfung des Dichters geistig so lebhaft zu vergegenwärtigen habe, daß sie als leibhaftiges Modell vor ihm steht, daß alsdann der Schauspieler dieses Modell möglichst vollkommen nachzubilden trachten und deswegen seinen Körper, seine Stimme, seinen Gesichtsausdruck, seine Bewegungen durchaus in der Gewalt haben müsse — Lessing würde sagen: daß der Schauspieler das dichterische Wort mit „körperlicher Beredtsamkeit" zu veranschaulichen habe —, geht unser ästhetisirender Künstler auf das Besondere über.

Coquelin legt zwar auf das Aeußerliche in der Charakterisirung, auf das malerisch Echte und Zutreffende im Costüm, in der Maske, in der Haltung, großen Werth, aber ungleich höher stellt er den Vortrag.

Methodisch ganz richtig verlangt er zur Erzielung des künstlerischen Vortrags vor allem Andern die Richtigkeit und Deutlichkeit der Aussprache (articulation). Die deutliche Aussprache bezeichnet er als eine Höflichkeit gegen das Publicum. Das Publicum hat in der That unzweifelhaften Anspruch darauf, den Schauspieler mühelos zu verstehen.

Die Bühnenaussprache ist eine andere, als die des gewöhnlichen Lebens. Die Forderung, daß man auf der Bühne gerade so sprechen solle wie im Salon, beruht auf einer Verkennung der besonderen Verhältnisse und der Kunstgesetze der Bühne. Gewisse Nachlässigkeiten in der Aussprache der einzelnen Buchstaben, im Verschlucken der Silben u. s. w., die im gemüthlichen Geplauder, im kleinen Raume, in beschränktem Kreise üblich und statthaft sind, würden auf der Bühne unerträgliche Unarten werden. Der Bühnenkünstler muß im Allgemeinen viel schärfer und correcter sprechen, als es im gewöhnlichen Verkehr vonnöthen ist. Eine einfache Uebertragung der sogenannten „Natürlichkeit der Sprache" auf die Bühne wäre durchaus unkünstlerisch und verwerflich.

Ebenso schädlich wäre es aber auch, wenn der Künstler die für die Bühne nothwendigen Modificationen der Aussprache übertreiben wollte. Die Aussprache des Schauspielers soll nicht etwa pedantisch deutlich, nicht geziert klingen, sie soll nicht gekünstelt sein, sondern kunstgerecht. Und die Kunst des Schauspielers hat sich gerade dadurch zu bewähren, daß das Publicum der für die Bühne erforderlichen Umgestaltungen der Aussprache, der schärferen Ausprägung der einzelnen Laute nicht gewahr wird. Von

einem guten Sprecher muß das Publicum glauben, er spreche ganz so, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, wenn er auch thatsächlich seine besondere Bühnensprache hat.

In dieser Beziehung steht Coquelin genau auf dem entgegengesetzten Standpunkt der Sainte-Albine'schen Forderungen. Dieser sagt: „Es ist ein unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler, daß sie ebenso recitiren müssen, als sie außer dem Theater reden würden, wenn sie sich wirklich in den Umständen befänden, in welchen sich die Personen, die sie vorstellen, befinden."

Dagegen sagt Coquelin: „Man komme mir nur nicht mit der Natürlichkeit im Sprechen und führe mir nicht die Leute an, die es für entbehrlich halten, deutlich auszusprechen, die vor dem Publicum gerade so schwatzen, als ob sie bei Tisch säßen, die sich unterbrechen, wiederholen und mit der Cigarre im Munde die Worte zerknautschen und blabbern (bafouillent). Die Bühne ist kein Salon, und wenn man zu einer Gesellschaft von 1500 Zuhörern in einem Schauspielhause zu sprechen hat, so ist das etwas Anderes, als ob man am Kamin mit ein paar guten Freunden plaudert. Wenn man nicht lauter spricht, wird man einfach nicht gehört, und wenn man nicht schärfer ausspricht, wird man einfach nicht verstanden."

* * *

Ohne rechten Zusammenhang mit dem Vorigen geht Coquelin nun auf einen andern Punkt über, auf die Frage, wie sich der Schauspieler dem dichterischen Worte gegenüber zu stellen habe. Er verlangt absolute Unterwürfigkeit. Das, was der Dichter geschrieben hat, mag er so oder so nach seiner Auffassung sprechen, aber er muß unbedingt die Worte des Dichters bringen, nicht mehr und nicht weniger. In diesem Punkte zeigt sich unser Künstler von unerbittlicher Strenge.

Er bestreitet freilich nicht die Möglichkeit, daß ein glücklicher Einfall eines Schauspielers unter Umständen der Rolle, und damit auch dem Ganzen, dem Werke, zu Gute kommen könne. Aber um der Möglichkeit dieses auf alle Fälle ziemlich geringfügigen Vortheils willen mag er die Gesammtheit nicht gefährdet wissen. Jeder Schauspieler ist bekanntlich der Ansicht, daß seine Einfälle, seine Zuthaten — in unserm Schauspieler-Kauderwelsch sagt man: „Nuancen" — vortreffliche seien, auch wenn sie in Wahrheit nichts weniger als das, vielmehr nur zu oft abscheulich geschmacklos und unerlaubte Versündigungen an dem Geiste der Dichtung sind. Und was sollte denn aus den dramatischen Dichtungen werden, wenn dem Schauspieler ohne Weiteres das Recht zugestanden würde, sich, wann es ihm paßt, zum unerbetenen Mitarbeiter zu machen!

Diese Mahnung sollte auch bei uns beherzigt werden, denn gerade in dieser Beziehung herrscht bei uns eine unglaublich lockere Auffassung, und die Verwilderung ist geradezu zum System erhoben. Man erinnere sich,

daß vor gar nicht langer Zeit ein allerdings sehr origineller und hochbegabter, aber völlig ungleichartiger Künstler, Herr Mitterwurzer, zum Abschluß eines ihm angebotenen Vertrages geradezu die Bedingung aufstellte, die von ihm gespielten Rollen nach seinem Ermessen sich „einzurichten", und daß er, als diese wirklich naive Forderung mit Recht zurückgewiesen wurde, sich in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben rühmte, durch seine geistvollen Zusätze einer von ihm dargestellten Rolle erst die rechte Würze und Wirkung gegeben zu haben! Er verlangte für seine Verballhornungen und unberechtigten Verhunzungen obenein noch Anerkennung.

Was aus den dramatischen Dichtungen durch diese schauspielerischen Zuthaten mit der Zeit werden kann und wird — wir erleben es täglich. Wir brauchen uns nur eine Vorstellung von Freytags „Journalisten" im Königlichen Schauspielhause anzusehen. Herr Vollmer ist sicherlich einer der liebenswürdigsten und talentvollsten Künstler, die unsere Bühne gegenwärtig zählt. Das verhindert aber nicht, daß wir ihm durchaus das Recht versagen, seine Mätzchen in die anmuthige, geschmackvolle und schriftstellerisch wunderbar reine Sprache Gustav Freytags einzustreuen. Wohl lachen wir einen Augenblick über die Scherze, die Bellmaus-Vollmer in höchst ergötzlicher Weise vorbringt; wenn aber die Gardine heruntergelassen ist, ärgern wir uns doch darüber, daß wir uns von diesen ungehörigen Spähen haben überrumpeln lassen und mit Vollmer fürlieb genommen haben da, wo wir auf Gustav Freytag Anspruch hatten. Der „ehrliche Schauspieler", sagt Coquelin, soll nicht mehr Geist haben, als der Dichter.

Freilich gesteht er zu — und das macht ihm natürlich besondere Freude —, daß die Leistung eines Schauspielers ersten Ranges unter Umständen bedeutender sein könne, als die dichterische Vorlage, daß in Wahrheit in bestimmten Fällen dem darstellenden Künstler der Löwenantheil am Erfolge zufällt, und daß hinter der schauspielerischen Leistung die des Bühnenschriftstellers erheblich zurücksteht. Aber er beeifert sich, hinzuzufügen, daß dieser Ausnahmefall doch nur da Platz greife, wo ein Schauspieler von hervorragender Begabung in fragwürdigen und mittelmäßigen dramatischen Machwerken auftrete.

Als eine solche glänzende Ausnahme führt er den berühmten Schauspieler Frédéric Lemaître an, einen Künstler von glänzendsten Gaben, der allerdings von dem eigenthümlichen Geschick verfolgt gewesen ist, seine herrlichsten Triumphe in recht mittelmäßigen Stücken zu feiern. Daß der berühmte typisch gewordene „Robert Macaire" in der Darstellung des „Talma der Boulevards" — wie man Frédérice Lemaître genannt hat — bedeutender war als der schriftstellerische der längst vergessenen Autoren Antier und Saint-Armand, ist freilich unbestreitbar. Ich habe den großen Schauspieler, der im Januar 1876 im tiefsten Elend in Paris gestorben ist, nur noch als Ruine gesehen, aber trotz der gewaltsamen Ver-

wüstungen des Alters, trotz der rauhen und krächzenden Stimme und der Zappligkeit der Bewegungen von dem siebzigjährigen Greise noch den Eindruck eines seltenen und großartigen Künstlers empfangen.

* * *

Nach dieser Abschweifung kommt Coquelin auf den Vortrag zurück und stellt hier den Grundsatz auf: man soll auf der Bühne nicht „sprechen", wie man im gewöhnlichen Leben spricht, man soll „sagen", — nicht „parler", sondern „dire". „Sprechen" heißt soviel wie durch Lautgliederung Wörter hörbar machen. Das „Sagen" geht immer auf einen bestimmten Inhalt, es hebt den Sinn hervor. Man kann sehr viel sprechen und dabei doch sehr wenig sagen. Coquelin führt diesen Satz so aus: „Unter ‚Sagen' verstehe ich, daß man den Sätzen und wichtigen Wörtern ihren eigentlichen Werth giebt, über diese Stelle schnell hinweggeht und sie kaum streift, bei jener andern im Gegentheil rastet und ihr einen schwereren Accent giebt. Ich verstehe darunter die richtige Vertheilung von Höhe und Tiefe, von Licht und Schatten. ‚Sagen' heißt soviel wie Modelliren. Der Satz, der, wenn man ihn nur ‚spricht', in einheitlicher Eintönigkeit erstarrt, gewinnt an Geschmeidigkeit und Gestaltung, wenn man ihn ‚sagt', er wird kunstgerecht."

Coquelin sagt hier mit anderen Worten ganz dasselbe, was Lessing über den Vortrag ausspricht. Lessing bezeichnet es nur wissenschaftlicher und schärfer: er beansprucht für den Vortrag des Schauspielers die „intensiven Accente", das heißt die angemessene Hervorhebung des Wichtigen durch stärkere Betonung, oder, wenn das Organ dazu nicht ausreicht, durch das Tempo.

Es versteht sich, daß Coquelin seine Forderung: daß der Schauspieler auf der Bühne „sagen" müsse, nicht bis zur äußersten Consequenz treiben will. Da, wo der Dichter nichts zu sagen hat, soll auch der Schauspieler eben nur „sprechen". Und es ist ebenso geziert, Alles in dem sogenannten natürlichen Tone ohne besondere Unterscheidung und Hervorhebung einfach herunterzuschwatzen, wie in jedem Satze sich wichtig zu thun. „‚Sprechen' allein genügt nicht; Alles zu ‚sagen', wäre übertrieben; die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Hauptsache ist, daß der Schauspieler verstanden wird, und deswegen muß er sich daran gewöhnen, nicht zu schnell zu sprechen."

„Es wird vielleicht befremdlich erscheinen," fährt Coquelin fort, „daß gerade ich diesen Rath ertheile, denn ich gelte als einer der größten Schnellsprecher. Aber ich bemühe mich immer, dabei klar und deutlich zu bleiben. Und die Deutlichkeit im Schnellsprechen erlernt man nur, wenn man zunächst sehr langsam die Sätze spricht, die Silben voneinander loslöst, ohne sie auseinander zu hacken, ihnen die richtigen Accente giebt, die Interpunction beobachtet und die Stärke des Tones nach der Räumlichkeit bemißt. Im Salon darf man nicht losdonnern und im großen

Schauspielhause nicht säuseln. Giebt man einer längeren Rede das richtige Licht und den richtigen Schatten, den richtigen Rhythmus, so erhält sie schon durch den Vortrag, wenn sie auch gar nicht bedeutend ist, eine Art von poetischem Reiz. Und von ganz besonderer Wichtigkeit ist dabei das Tempo (mouvement)."

Auch in diesem Punkte begegnet sich unser Empiriker mit dem feinsinnigen Aesthetiker Lessing. Auch Lessing betrachtet das Tempo und den Wechsel des Tempos als eine besondere Feinheit, von der leider die meisten Schauspieler gar keine Ahnung haben. „Man weiß," sagt er im achten Stück seiner Dramaturgie, „was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Tact, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchem der Tact gespielt wird." Wir haben für das Wort „mouvement" jetzt das italienische Wort „Tempo" angenommen. „Dieses Mouvement," fährt Lessing fort, „ist durch das ganze Stück einförmig: in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Tacte gespielet worden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielet werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Declamation hingegen ist es ganz anders." Die verschiedenen Glieder einer Periode dürfen nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden, es ist vielmehr der Natur gemäß, „daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilet, sie dehnet und schleift und jedes Wort und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich . . . Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat, und werden vollends alle Abänderungen des Tones nicht blos in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprigten und Geschmeidigen an den rechten Stellen damit verbunden, so entstehet jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann."

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur"

hat Lessing an einer andern Stelle gesagt.

Für die Wichtigkeit, welche das „Mouvement", das Tempo im Vortrage hat, ja, wie dieses Tempo unter Umständen im Vortrage das Wichtigste sein kann, sogar wichtiger als das gesprochene Wort selbst, führt Coquelin ein sehr drastisches Beispiel an. Er erzählt uns eine Geschichte von Provost, dem köstlichen komischen Alten des Théâtre Français (gestorben 1865), der nicht wieder ersetzt worden ist. Provost hatte eine

lange Tirade zu sprechen, die in großer Geschwindigkeit vorgetragen werden mußte. Das Publicum hielt den Athem an, um seinem Vortrage zu folgen. Auf einmal, unmittelbar vor dem effectvollen Abschluß, merkt Provost, daß das Gedächtniß ihm versagt. Er fühlt sogleich, daß er das Tempo jetzt nicht verlangsamen darf und nicht Zeit hat, auf den Anschlag des Souffleurs zu warten. Was thut er? Er hastet sich mit den Worten des Dichters so weit es geht, und als diese sich seinem Gedächtniß nicht mehr darstellen, spricht er weiter, noch schneller, noch lauter, Wörter ohne Sinn und Verstand, überhaupt keine französischen Wörter, irgend etwas, Laute, nur richtig im Rhythmus, richtig in der Stärke, richtig in der Schnelligkeit. Und als er aufhört — donnernder Applaus!

Er hatte sich durch das „Mouvement" verständlich gemacht, hatte durch das Mouvement die Zuschauer ergriffen, ohne daß diese die Worte hörten . . .

Zwei Verse sprach er in diesem wunderlichen Kauderwelsch, in diesem improvisirten Volapük, von dem das Publicum natürlich keine Silbe verstehen konnte, das es aber leidenschaftlich beklatschte, weil es richtig in der Stimmung des Ganzen war. So sehr hatte die Bewegung, der Accent und hauptsächlich das Tempo diese selbsterfundene Sprache beredt, wirkungsvoll und verständlich gemacht.

Einen ganz analogen Fall erzählt Holtei in seinen Schauspielermemoiren. Holtei behauptet, daß er selbst einen seinerzeit berühmten Darsteller des Ferdinand den ersten Actschluß in „Kabale und Liebe" also habe sprechen hören: „Umengle Dich mit dem ganzen Gurte Deines Stolzlands! Ich verjüngle Dich — ein deutscher Werfling!" und daß diese herrlichen Worte, mit dem vollsten Brustton der Ueberzeugung, mit sprechender Geberde, in richtigem Tonfall und in richtigem Tempo vorgetragen, das Publicum zu begeistertem Beifall hingerissen haben.

Auf die Ausbildung der Stimme und auf deren Modulationsfähigkeit legt Coquelin in Uebereinstimmung mit Allen, die über die Schauspielkunst geschrieben haben, großen Werth. Wie diese, so empfiehlt auch Coquelin beständige Organübungen in allen Stimmlagen.

Der Klang der Stimme muß in Uebereinstimmung mit dem Charakter der dargestellten Persönlichkeit sein. Es ist daher nothwendig, daß das Organ sich die Fähigkeit aneigne, die verschiedenartigsten Klangfarben anzunehmen. Den Figaro kann man sich nur mit einem scharfen, hellen, beißenden Organ denken, die Stimme des Tartüff muß einen sinnlich weichen, salbungsvollen Klang haben. Coquelin führt das in wortreichen Erörterungen noch an vielen anderen Beispielen aus, die füglich unberücksichtigt bleiben können, da es sich um Selbstverständliches handelt.

* * *

Das Aeußere des Schauspielers, namentlich das Gesicht, ist natürlich von großer, oft entscheidender Bedeutung für die Wahl des Fachs, zu dem der Künstler von der Natur selbst bestimmt zu sein scheint. Coquelin stellt mit Recht den Satz auf, daß es Künstler giebt, die zu lebenslänglicher Jugend auf der Bühne als erste Liebhaber bestimmt, man könnte beinahe sagen: verurtheilt sind. Aber er hat, glaube ich, Unrecht, wenn er das Gesicht als Hauptmotiv für diese Bestimmung anführt. Gesicht und Gestalt sind meines Erachtens auch hier nur mitbetheiligte Factoren. Jene Künstler, die Coquelin im Auge hat, werden vielmehr durch die Gesammtheit ihres Wesens, durch ihre Haltung, ihre Geberden, durch den Klang ihrer Stimme, durch Ausdruck und Empfindung auf dieses oder jenes bestimmte Fach auf die Dauer ihres Lebens angewiesen, und Coquelin selbst bestätigt diese Auffassung, da er den berühmten jugendlichen Liebhaber des Théâtre Français, Delaunay, als ein Beispiel des Nichtalternkönnens auf der Bühne anführt. Delaunay hat mit sechzig Jahren noch die jugendlichsten Rollen gespielt, und so glaubhaft, so bezaubernd, so einschmeichelnd und liebenswürdig wie Keiner nach ihm.

Dieses Wunder ist doch gewiß nicht durch sein Gesicht allein bewirkt worden. Denn Delaunay widersprach sogar der Forderung, die Coquelin an die Darsteller der ersten Liebhaberrollen stellt: er war durchaus nicht schön. Seine aufwärts strebende Nase mit den großen Nasenlöchern war sogar unschön. Aber daran dachte kein Mensch, wenn man Delaunay auf den Brettern sah. Er hatte im Ausdruck seines Gesichts etwas so Freundliches, bestechend Liebenswürdiges und in seinem ganzen Gebaren, in seiner Sprache, in seinem Vortrage eine so seelenvolle zärtliche Innigkeit, daß man die jungen Mädchen, die sich auf der Bühne in ihn zu verlieben hatten, vollkommen begriff.

Auch unser Emil Devrient gehörte zu jenen Künstlern, die sich auf der Bühne die ewige Jugend zu bewahren schienen, und die in hohem Alter noch auf den Brettern durch die Begeisterung und den schwunghaften Idealismus des schwärmerischen Jünglings das Publicum bezauberten. Freilich besaß Emil Devrient einen schönen edelgeschnittenen Kopf. Aber nicht dadurch rief er die Täuschung der holden Jugendlichkeit hervor. Er war als Künstler jung in Allem geblieben. Vor Allem hatte sein Organ den wundersamen Wohlklang der Jugend bewahrt, dessen Schönheit den Künstler mitunter zu einem wohlgefälligen Singsang verleitete. Jung und rund waren seine Bewegungen geblieben und jung auch seine Empfindungen. Deswegen jubelte das Publicum ihm zu, wenn er auf den Brettern erschien, deswegen sah es ihm die kleinen Geziertheiten in der Schönrednerei der alten Schule freundlich nach. Um der Schönheit seines Gesichts willen würde man sich schwerlich so ereifert haben.

Ich will die Wichtigkeit der Männerschönheit auf der Bühne — daß

die Schauspielerinnen schön, zum Mindesten in ihrer Art schön sein müssen, gilt als ausgemachte Sache — gewiß nicht unterschätzen. Wer Hendrichs als Marquis Posa, Barnay als Marc Anton, Robert als Oedipus, Matkowsky als Siegmund in „Leben ein Traum", Pittschau als Hermann den Cherusker u. s. w. gesehen hat, der weiß, wie stark die männliche Schönheit der Erscheinung die Wirkung der künstlerischen Leistungen zu fördern vermag. Aber es ist schließlich doch nur etwas Nebensächliches. Die Schönheit des männlichen Gesichts beruht nicht allein, nicht einmal hauptsächlich in den schönen Verhältnissen und dem edlen Schnitt der Linien, sie beruht vielmehr wesentlich in der Bedeutung des charakteristischen Ausdrucks. Und diesem läßt sich durch die Hülfsmittel, über die der Schauspieler in seiner Garderobe verfügt, wenn er vor dem Spiegel die Maske macht, in unglaublicher Weise nachhelfen. Was sich mit Schminke und Stift, mit Klebmitteln und falschen Haaren aus einem menschlichen Antlitz machen läßt, und wie vollkommen die Täuschung wird, ist unerhört! Dr. Max Pohl vom „Deutschen Theater" wird es mir gewiß nicht übelnehmen, wenn ich in seinem interessanten Kopf die Uebereinstimmung mit den Linien der klassischen Schönheit nicht entdecken kann. Und wie sieht dieser Künstler als König Lear aus! Ein idealer Greis von vollendeter großartiger, berückender, rührender Schönheit!

Und auch ohne alle künstlichen Zurechtmachungen vermag der Schauspieler, wenn er auch keineswegs „schön" ist, die volle Wirkung der Schönheit hervorzurufen. Coquelin führt als Beispiel Delaunay an. Wir könnten an Adolf Sonnenthal erinnern. Wie veredelt sich da das Gesicht des Künstlers durch die Wärme, Echtheit, Innigkeit und wahrhafte Liebenswürdigkeit der ganzen Individualität, wie sie durch die Kunst Sonnenthals zu uns spricht! Auch von ihm könnte man sagen, was Victor Hugo von der Dorval gesagt hat: „Sie sind nicht schön, Sie sind etwas viel Schlimmeres."

Ein wirkliches schauspielerisches Talent ist durch den Mangel an Schönheit noch niemals geschädigt worden. Die größten Schauspieler der letzten Jahrzehnte in Frankreich, Samson, Regnier und Coquelin — sie alle waren und sind viel eher häßlich als schön zu nennen. Schönheit im eigentlichen Sinne der Reinheit der Linien, des Ebenmaßes und der Verhältnisse, halte ich bei dem darstellenden Künstler, auch bei dem Darsteller der Liebhaberrollen, für keineswegs unerläßlich. Es genügt vollauf, wenn der Künstler gescheidt, interessant und sympathisch aussieht. Das Publicum gewöhnt sich gar leicht an die Gesichtszüge der Schauspieler. Und wenn ein Bühnenkünstler durch seine wirkliche Begabung, durch die Wärme und Wahrheit seines Spiels das Herz des Publicums gewonnen hat, so fragt es kaum danach, wie sein Liebling aussieht. Nicht das Aeußere, das Innere ist ihm lieb geworden, und es empfindet dasselbe, was Desdemona ausspricht, als sie auf die verwunderte Frage, wie sich die schöne Jung-

frau in den häßlichen, plattnasigen und dickmäuligen Mohren habe verlieben können, zur Antwort giebt: „Mir war Othellos Seele sein Gesicht.“

Störende körperliche Häßlichkeiten und Gebrechen, die Abscheu einflößen oder Mitleid erwecken, können dem Darsteller, der mit seiner vollen Körperlichkeit zur Veranschaulichung des Kunstwerks vor das Publicum zu treten hat, natürlich nicht nachgesehen werden; denn diese würden eben die Reinheit des Kunstgenusses unmöglich machen.

Wenn also meines Erachtens auf die Reinheit und den Adel der Gesichtszüge ein allzu großer Werth nicht gelegt werden darf, so stimme ich mit Coquelin allerdings darin überein, daß das Auge in der Physiognomie des Schauspielers von entscheidender Bedeutung ist. Das Auge ist ebenso wichtig wie das Organ. Es hat da zu sprechen, wo die Stimme schweigt. Es hat dem Worte des Redners die Schwingen des Geistes zu geben und den Klang seiner Stimme seelisch zu füllen. Ein Tauber muß am Blicke des Künstlers die Worte hören können. Man denke nur an das Auge unseres Döring, an diesen Augenaufschlag, an diesen Blick! Man denke an die blauen Augen der Auguste Wilbrandt-Baudius!

Coquelin bemerkt sehr richtig und fein, daß das Auge des Mitspielers beim stummen Spiel hauptsächlich die Scene erwärmt und belebt. Mag der sprechende Künstler noch so meisterlich spielen, wenn sein stummer Partner gleichgültig dabeisteht, und wenn sich diese Gleichgültigkeit durch den herumirrenden Blick, durch den Ausdruck der Unaufmerksamkeit im Auge dem Publicum offenbart und sich dadurch die Zerstreuung diesem mittheilt, so wird die Wirkung der Scene schwer geschädigt, bisweilen vernichtet. Unwillkürlich beschäftigt sich das Publicum, dem keine Einzelheit auf der Bühne entgeht, auch mit dem Zuhörer auf den Brettern. Es folgt seinen zerstreuten Blicken; und wenn dieser, anstatt durch den Ausdruck des Auges seine Theilnahme an den Vorgängen auf der Bühne zu bekunden, sich im Zuschauerraum umschaut, nach der Decke hinaufblickt, so lenkt er damit einen erheblichen Theil der Aufmerksamkeit, die der Bühne ganz und voll zugewandt werden soll, auf Ungehöriges ab.

Der Sprecher selbst soll die Dinge, die er vorträgt, vor seines Geistes Auge vor sich sehen. Er darf also nie zerstreut sein. Sieht er in Wahrheit das, was er sagt, so sieht es auch das Publicum. Sein Vortrag erlangt dadurch die volle Kraft der Veranschaulichung.

Coquelin zieht daraus als praktischer Künstler den mir sehr vernünftig erscheinenden Schluß, daß es immer ein Fehler ist, eine Erzählung auf der Bühne über irgend welche interessante Vorgänge im Profil zu sprechen. Das Publicum muß in diesem Falle dem Schauspieler ins Gesicht sehen können, die beiden Augen des Künstlers. Nur dann gewinnt die Erzählung die rechte Macht der Vergegenwärtigung. Coquelin giebt die folgende praktische Weisung: Bei einer Erzählung — wir wollen einmal aus unserer deutschen Literatur an den Bericht des schwedischen Haupt-

manns erinnern — mag sich der Schauspieler zu Anfang im Profil zeigen, so daß er dem Partner gerade gegenübersteht. Aber ganz allmählich soll er eine unmerkliche Bewegung vornehmen, bis er dem Publicum von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Dann soll sich das Auge auf einen festen Punkt richten und daran haften bleiben, weil sich da dem Schauspieler leibhaftig das Bild des Vorgangs darstellt, den er zu schildern hat. Die Blicke des Publicums klammern sich alsdann an den Blick des Schauspielers und sehen mit ihm jene Scene, die der Künstler zu erblicken meint und über die er zu berichten hat. Da erspäht das Publicum jene Vorgänge schon früher, als sie der Mund des Schauspielers gesprochen hat, und das Wort bestätigt gewissermaßen nur das, was das Auge des Zuschauers bereits vorgeahnt hat und was der Zuschauer schon weiß.

* * *

Die viel umstrittene und sehr schwer zu entscheidende Frage, inwieweit der Schauspieler mit der Rolle, die er künstlerisch darzustellen hat, verwachsen müsse, ob er in der Rolle stecken oder über der Rolle stehen solle, beschäftigt auch unsern ästhetisirenden Schauspieler.

Ich glaube, die Frage ist überhaupt nicht absolut zu beantworten. Ich meine vielmehr, daß hier die Individualität des Künstlers allein die Entscheidung giebt.

Coquelin steht auf dem Standpunkte: der einsichtige Künstler, das, was er A nennt, müsse die Körperlichkeit des Künstlers, die er als B bezeichnet, so vollkommen in der Gewalt haben, daß der Künstler persönlich an den Freuden und Leiden, die er darzustellen hat, nicht den geringsten Antheil haben dürfe. Der Schauspieler müsse unter allen Umständen die Herrschaft über sich bewahren und auch in den Augenblicken, da das Publicum, das durch die künstlerischen Leistungen hingerissen ist, glaubt, daß der Künstler den Kopf vollkommen verloren habe, müsse er mit kühler Ueberlegung jede Bewegung, jede Stärke des Organs nüchtern abzumessen im Stande sein. Niemals dürfe er auch nur im Geringsten von dem Mitfühlen mit seiner Rolle ergriffen werden, und um so echter und überzeugender würde er die Leidenschaften ausdrücken können, je kühler und besonnener er bleibe.

„Studirt Euere Rolle, geht ganz in ihr auf, aber entsagt nicht Euerem Selbst; bewahrt vielmehr die Leitung! Möge sich das B, die Körperlichkeit, noch so wild geberden, möge sie lachen oder weinen, bis zur Raserei sich ereifern und Todesqualen erdulden; alles das aber laßt sorgfältig überwachen von A, dem Geistigen, das unerreichbar hoch über der Darstellung thront, und das die Grenzen, innerhalb deren sich die dargestellten Leidenschaften zu bewegen haben, vorher mit Schärfe gezogen und festgesetzt hat. Habt Ihr einmal den richtigen Ausdruck gefunden, so müßt Ihr zu jeder Zeit befähigt sein, denselben anzuwenden. Niemals darf sich der

Schauspieler vom Strom der Begeisterung hinwegtreiben lassen. Es ist falsch, es ist lächerlich, anzunehmen, daß die größte schauspielerische Kunst darin beruhe, daß der Künstler sich selbst ganz vergesse und mit sich das Publicum. Wenn Ihr so mit der Rolle zusammenschmelzt, daß Ihr beim Betrachten des Publicums ausruft: ‚Was wollen denn diese Leute eigentlich?‘ dann seid Ihr keine Schauspieler, sondern Verrückte. Der schöne Satz: ‚Wenn Du willst, daß ich weinen soll, so weine selbst‘, ist auf die Kunst des Schauspielers durchaus nicht anwendbar. Wenn der Künstler selbst weinte, so würde es sehr wohl geschehen können, daß er die Leute zum Lachen brächte; denn der Schmerz verzerrt und verhäßlicht die Gesichtszüge. . . Als Anfänger ist es auch mir begegnet, daß ich mich vollkommen in eine von mir dargestellte Rolle hineingelebt habe. In einer rührenden ergreifenden Rolle, die ich einmal zu spielen hatte, wurde ich hinter den Coulissen ohnmächtig. Das ist ein Kadettenstreich. Wenn mir heute dergleichen zustieße, so würde ich mich schämen. Ein erfahrener Schauspieler muß vor solchen Erfahrungen gefeit sein.“

In vollkommener Uebereinstimmung damit sagt Riccoboni, daß der Schauspieler, wenn er das Unglück hat, das, was er ausdrückt, wirklich zu empfinden, außer Stand gesetzt wird, zu spielen. Und er begründet diese Auffassung, indem er sagt, daß die Empfindungen in einem dramatischen Auftritte mit einer Geschwindigkeit wechselnd aufeinander folgen, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Er führt sogar sehr geistreich aus, daß der Schauspieler überhaupt gar nicht das empfinden könne, was er auszudrücken habe. Der Schauspieler kommt auf die Bühne. Die ersten Worte, die er hört, sollen ihm einen außerordentlichen Schrecken verursachen. Gesicht, Gestalt und Stimme zeigen ein Erstaunen, wodurch der Zuschauer gerührt wird. Kann er aber, der Mensch, der diese Affecte darzustellen hat, in der That erschrocken sein? Er weiß ja auswendig, was man ihm sagen will, und er kommt ja eigens zu dem Zwecke auf die Bühne, daß man es ihm sagen soll!

Dagegen vertritt der geistvolle Sainte-Albine die Ansicht, daß der Schauspieler sich selbst vergessen und ganz und gar während des Spiels in den Charakter der darzustellenden Rolle hineinkriechen solle. „Die Schauspieler,“ sagt Sainte-Albine, „müssen sich einbilden, daß sie wirklich das sind, was sie vorstellen. Eine glückliche Raserei muß sie überreden, daß sie selbst diejenigen sind, die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irrthum muß aus ihrer Vorstellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann sehen wir in ihnen nicht mehr frostige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen werden. Sie werden zu unbeschränkten Gebietern über unsere Seele, sie werden zu Zauberern, die das Unempfindlichste empfindlich machen können.“

Wer wollte es wagen, zwischen diesen vollkommenen Widersprüchen,

die gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren bleiben müssen, das Richtige aufzuweisen! Es kann hier meines Erachtens eben gar nicht von einem absolut Richtigen die Rede sein. Es ist, wie gesagt, eine einfache Frage der künstlerischen Individualität.

Ich habe zwei große Künstler, ungefähr die größten unserer Zeit, gerade in dieser Beziehung zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Der eine stak vollkommen in seiner Rolle, der andere stand vollkommen darüber. Der eine war Theodor Döring, der andere Tommaso Salvini.

Während der ersten Aufführung des Schauspiels „Maria und Magdalena" stand ich hinter den Coulissen des Schauspielhauses. Die ersten drei Aufzüge waren vorüber und hatten Erfolg gehabt. Im Zwischenact zwischen dem dritten und vierten Aufzuge kam Döring auf die Bühne, der den Grafen Egg darzustellen hatte. Döring, der immer sehr freundlich zu mir war, hatte aufrichtige Freude an dem Erfolg und beglückwünschte mich. Alsdann trat er bei Seite, löste sich von den übrigen Schauspielern los und ging auf der linken Seite der Bühne, von der er aufzutreten hatte, mit majestätischen Schritten auf und ab. Das Zeichen zum Beginn des vierten Aufzugs wurde gegeben. Ich ging ebenfalls nach der linken Seite hinüber, da mich die Ballmusik, die auf der rechten Seite spielte, am aufmerksamen Zuhören hinderte. Döring achtete nicht mehr auf mich, er ging beständig auf und ab und murmelte mit vornehmen Gesticulationen mir Unverständliches. Er redete sich vollkommen in die Rolle hinein, und in demselben Schritt und mit denselben Bewegungen trat er auch auf die Bühne. Er spielte die kleine Scene meisterlich, und bei seinem Abgange war der Beifall rauschend.

Diese überaus günstige Aufnahme überraschte uns alle und mich mehr als die Anderen, denn wir hatten uns von der Episode nichts Besonderes versprechen können. Ich wollte Döring die Hand drücken und ihm danken. Aber er wies mich mit einer herrischen Geberde von sich, und ich hörte nun, wie er, beständig in kurzen Schritten auf und ab gehend, Sätze hervorstieß wie die folgenden: „Und mit einer solchen Gauklerin soll man sich in anständiger Gesellschaft zeigen! Das muthet man mir zu! Mein leibhaftiger Neffe! Ja, diese jungen Prinzen! Aber ich werde es dieser Komödiantin schon eintränken!" Und so redete er sich in eine Wuth hinein, die geradezu köstlich war. Und aus der Wuth ging er allmählich über in den Ton vornehmer Schadenfreude und bitterster Malice. „Nun, mein Fräulein, wie kommt es Ihnen denn hier in unserer Gesellschaft vor? Aber warten Sie nur, ich werde Sie noch ganz anders ärgern und quälen!"

„Herr Döring, Ihr Stichwort!" sagte der Inspicient.

Frau Erhartt legte ihren Arm in den Dörings.

„Ja, warten Sie nur!" sagte er in demselben Tone noch hinter der Coulisse . . .

Und nun sich ganz an den Inhalt und den Ton des von ihm selbst

erfundenen Monologs hinter den Coulissen anschließend, fuhr er fort, die ihm vorgeschriebenen Worte seiner Rolle zu sprechen.

Döring fühlte sich also nicht nur auf der Bühne, als er sichtbar dem Publicum gegenüberstand, als Graf Egg, er fühlte sich auch als unzufriedener Aristokrat hinter den Coulissen, und er arbeitete sich künstlich vollkommen in diese Stimmung hinein und winkte, was ihn irgendwie in dieser Selbsttäuschung stören konnte, „in glücklicher Raserei" von sich ab. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen und das Stück gut aufgenommen war, gratulirte mir Keiner herzlicher und menschlicher, als der gute Döring.

Und nun Tommaso Salvini!

Wir hatten uns eines Tages verabredet, nach dem Theater irgendwo zusammen zu Abend zu essen. Wir wollten das Local noch bestimmen. Es wurde „Othello" gegeben. Ich hatte Salvini schon zwei-, dreimal in dieser Rolle gesehen, und jedesmal hatte mich dieser größte der lebenden Schauspieler in derselben mächtigen Weise begeistert, ergriffen und erschüttert. Im Zwischenact ging ich auf die Bühne. Salvini war in großer Aufregung. Er spielte in dem damaligen Operettentheater der Friedrich-Wilhelmstadt, in dem jetzt das Deutsche Theater sein Heim aufgeschlagen hat. Zur Comparserie und Statisterie waren also die Mitglieder des Operettenchors gestellt worden, und diese waren für die Tragödie allerdings nicht ganz geeignet. Die jungen Dämchen hatten in der Scene vor dem Senat irgendwelchen Unfug getrieben, geliebäugelt — was weiß ich! Kurz und gut, Salvini war entrüstet. In einem wunderlichen Kauderwelsch, halb französisch, halb italienisch, donnerte er die zarten Damen an, daß diese todtenbleich wurden, und er wurde immer noch wüthender: über den Director, über den Regisseur, über die ganze Gesellschaft. Er war so aufgeregt, daß er gar nicht bemerkte, wie ich seit längerer Zeit stummer Zeuge dieser Scene war. Endlich sah er mich. Noch in hellem Zorn über die Entweihung der Kunst durch die wenig künstlerischen Mädchen, die da vereinigt waren, bat er mich um Entschuldigung, daß er sich so wenig beherrschen könne, und erzählte mir die Veranlassung seiner ungewöhnlichen Erregung. Bei diesem Berichte ereiferte er sich aufs Neue, und der Spectakel ging noch einmal los. Er wurde so wüthend, daß Alles ringsumher zitterte und bebte. Mittlerweile war der Zwischenact zu Ende gelangt. Wir waren hinter die Coulisse getreten, und in gedämpftem Tone fuhr Salvini fort, mir seine Noth über die heillosen Zustände zu klagen. Er wandte dabei die stärksten Ausdrücke an, ballte die Faust, seine Stirn legte sich in tiefe Falten, kurzum, er war aufrichtig zornig.

Da klopfte ihm der Inspicient auf die Schulter und deutete nach der Bühne. Salvini drückte mir schnell die Hand und sagte: „Warten Sie hier, wir wollten ja etwas verabreden."

Und sofort, wie durch einen Zauberschlag, war der Mensch, der da vor mir stand, ein vollkommen anderer geworden. Der Ausdruck seines

persönlichen Empfindens war wie mit einem Schwamm weggewischt, es war nichts mehr von jenem Salvini da, der eben getobt und gepoltert hatte. Er richtete sich auf, legte die Hand auf die Brust, senkte den Kopf etwas und ging mit schweren schleppenden Schritten und dem Ausdruck einer tiefen nagenden Unruhe langsam auf die Bühne. Es war der leibhaftige Othello, ein vollkommen anderer Mensch, von einer andern Rasse, von anderm Temperamente, von anderer Statur, von anderen Bewegungen und von ganz anderen Empfindungen. Nicht der geringste Zorn über Ungehörigkeiten, ein dumpfer, schwerer Schmerz, etwas fürchterlich Bohrendes, das war es, was er mit seinem ganzen Wesen, mit dem Organ seiner Stimme, mit seinen Bewegungen, mit seinem Blick aussprach. Da hatte sich in wenigen Secunden die volle Wandlung vollzogen von der durch Unfug hervorgerufenen Wuth auf der Bühne, über eine freundschaftliche Verabredung zum Abendessen hinweg zu den schmerzlich aufwühlenden Qualen der keimenden Eifersucht!

Ich habe eine solche Wandlungsfähigkeit für unmöglich gehalten.

Nachdem Salvini seine Scene gespielt hatte, gingen wir zusammen in seine Garderobe. Ich war ganz voll von dem Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, und sprach mein aufrichtiges Erstaunen darüber aus.

„Aber wie können Sie sich darüber wundern!" sagte er mir. „Das habe ich doch gelernt! Mit der Rolle bin ich eben fertig. Da kann ich in jedem Augenblick jede Scene spielen, was Sie wollen, und wann Sie es wollen. Wenn Sie mich die Nacht aus dem Bette holen und mir sagen, ich solle den Monolog vor der Ermordung Desdemonas sprechen, so spreche ich ihn gerade so, wie am Abend auf der Bühne, und empfinde genau dasselbe dabei, nämlich gar nichts. Ich weiß nur, wie ich es sagen muß, um an meine aufrichtige Empfindung glauben zu machen. Und ich habe es ja auch früher empfunden . . . als ich die Rolle studirte! Da vollkommen, bis zum körperlichen Schmerz. Aber seitdem ich sie beherrsche, bekümmere ich mich um alles das nicht mehr. Das habe ich am Schnürchen. Ich greife die Leidenschaften, wie der Klavierspieler die Octave, ohne hinzusehen. Das ist in Fleisch und Blut übergegangen. Das Spiel strengt mich nur körperlich an, geistig und seelisch garnicht."

Ich gestehe, daß mich diese Offenherzigkeit starr vor Erstaunen machte. Dieser große Künstler, der nebenbei ein herrlicher Mensch ist — mit vollkommenster Aufrichtigkeit erklärte er mir, daß er, der die Empfindung durch den Ausdruck so glaubhaft wie kein Zweiter machte, selbst nichts empfand, daß er durch die Kunst alles das hervorbrachte, was auf uns alle, die wir athemlos an seinen Lippen hingen, wie die reine tiefempfundene Natur wirkte!

Nach diesem Geständniß beobachtete ich ihn später mit gedoppelter Aufmerksamkeit. Niemals und nirgends habe ich auch nur die geringste Spur des nüchtern regulirenden Verstandes, der kühlen Ueberlegung wahr-

zunehmen, niemals irgend eine Absichtlichkeit, niemals das Product des Studiums, das Gewollte und das Erreichte zu erkennen vermocht. Es war die Natur in ihrer vollen berückenden Unmittelbarkeit, in ihrer ursprünglichen Fertigkeit. Ja, Alles, was er that, war so wahr und echt und dabei so wunderschön, daß man niemals an eine Rolle, an Studirtes und Erlerntes denken konnte. Es war wirklich Othello, Hamlet, Ingomar, es war der Unglückliche im „Bürgerlichen Tod", den wir vor uns sahen, niemals Salvini, der eine Rolle spielte.

Salvini entspricht also den von Coquelin aufgestellten Forderungen in vollkommenster Weise. Aber daraus folgt noch immer nicht, daß diese Forderungen die allein berechtigten seien. Das von mir angeführte Beispiel Theodor Dörings spricht schon dagegen.

Der Widersprüche bei der Entscheidung dieser Frage ist überhaupt kein Ende. Iffland sagt in einem Votum, das er über gewisse Einzelheiten der Schauspielkunst an Dalberg abgegeben hat*): „Wer will mit kaltem Blute die fürchterliche Verlängerung der Gesichtszüge, die lallende Zunge, die schrecklichen Töne, das Auge, das halb Kohle, halb fürchterlicher Brand ist — wer will mit kaltem Blute das nachahmen? Es giebt einige große Schauspieler, welche ihr ganzes Ansehen dahin verwenden, um zu behaupten, man könne es, man müsse es sogar. Sie scheinen zu glauben, ihre Größe erhalte den Zusatz der Selbständigkeit, wenn sie die Lächerlichkeit begehen, von der Dankbarkeit gegen die Natur sich loszusagen. Dem sei, wie ihm wolle. Ich habe nie gefühlt, wenn diese Herren nichts fühlten. Sie täuschten mich nie, wenn sie sich nicht vorher getäuscht hatten." Da haben wir also einen neuen Anwalt für die künstlerische Nothwendigkeit des Mitempfindens beim Schauspiel. Dagegen sagt wiederum Ekhof mit Salvini und Coquelin: „Die Kunst thut Alles und wischt sich die Thränen aus dem Auge."

Diejenigen Künstler, die wie die letztgenannten an ihrer schauspielerischen Leistung mit ihrem Mitempfinden nicht betheiligt sind, die auf der Körperlichkeit und den Organen zum Ausdruck der Gefühle spielen wie der Virtuos auf seinem Instrumente, sind jedenfalls die zuverlässigsten. Sie sind frei von Stimmungen und Verstimmungen, sie sind die gleichartigsten. Und diese Gleichartigkeit der schauspielerischen Leistung hält Coquelin für einen der größten Vorzüge der Bühnenkünstler. Nichts Thörichteres in seinen Augen als der Vorwurf: „Was sollen wir uns das Stück noch einmal ansehen! X. X. ist ja immer derselbe!" Der Künstler soll immer derselbe sein, — nämlich immer gleich gut! Das bezeichnet Coquelin als das erstrebenswerthe Ziel jedes gewissenhaften Schauspielers.

---

*) Siehe die „Protocolle des Mannheimer National-Theaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—89." Herausgegeben von dem verdienstvollen Regisseur des Mannheimer Hoftheaters, Max Martersteig. Mannheim, J. Bensheimer, 1890.

Läßt sich der Darsteller durch persönliche Eindrücke bestimmen, so ist es selbstverständlich, daß die künstlerische Leistung in ihrer Reinheit geschädigt wird, daß fremde Elemente hinzukommen, die nur schädlich wirken können. Dem sagenhaften König Lear soll man es nicht anmerken, ob dessen Darsteller sich vielleicht mit dem Director oder mit seiner Frau gezankt, oder sogar einen schmerzlichen Verlust erlitten, ob er in der Lotterie gewonnen hat oder von einem gewissenlosen Wucherer gepfändet worden ist, oder dergleichen. Wenn sich der Schauspieler, der auf den Brettern steht und eine dichterische Gestalt zu veranschaulichen hat, nicht vollkommen zu beherrschen und für die Dauer seiner künstlerischen Leistung nicht allen seinen persönlichen Stimmungen vollkommen Schweigen zu gebieten weiß, so ist er ein unfertiger Künstler.

Von Wilbrandt habe ich gehört, daß Charlotte Wolter, die eines Abends an fürchterlichem Zahnreißen litt und sich hinter der Coulisse vor Schmerzen wand, sich in dem Augenblick, da sie die Bühne betrat, vollkommen schmerzensfrei fühlte und ihre Rolle meisterlich durchzuführen vermochte, ohne während des Spiels von ihrem Leiden irgendwie behelligt zu werden.

Durchaus ungehörig ist es, wenn sich der Schauspieler bei der Darstellung, die schon vorher durch das Studium im Zimmer und während der Proben auf der Bühne fertig gestaltet sein muß, im Laufe der Vorstellung durch sein Temperament zu Unerwartetem, zu nicht vorher fest Geregeltem hinreißen läßt, oder wenn er während der Vorbereitungen gebrachte Wirkungen in der Vorstellung abschwächt oder gar nicht bringt, wenn er also vor dem Publicum anders spielt, als allein oder vor dem Regisseur und Director, oder wenn er heute so und morgen so agirt.

Diese unberechenbaren Künstler erscheinen Coquelin als im höchsten Grade bedenklich, und er läßt das genialische Aufblitzen, die durch den Moment entfachte Begeisterung ebensowenig gelten, wie die künstlerische Ermattung durch psychische oder physische Affecte. Diese Art von Künstlern, die sich nicht in der Gewalt haben, tasten immer unsicher umher und kommen aus dem Experimentiren eigentlich gar nicht heraus.

Wir haben in Deutschland einen Künstler, an den diese Worte ganz besonders gerichtet zu sein scheinen. Friedrich Mitterwurzer gehört ganz unzweifelhaft zu den reichstbegabten Schauspielern. Er vermag wie wenige durch den echtesten Ausdruck der glühenden Leidenschaft hinzureißen. Er trifft den Ton der wärmsten Empfindung, wie den der schneidendsten und kältesten Ironie in gleich meisterlicher Weise. Er kann herzlich humorvoll und boshaft satirisch sein. Er bietet mitunter schauspielerische Leistungen, die die Vollkommenheit streifen. Mitunter! Wenn er nämlich aufgelegt ist! Manchmal aber schwebt ein böser Stern über seiner künstlerischen Leistung. Er vernachlässigt sich auf der Bühne, er markirt eigentlich nur, er wird zerstreut und rein äußerlich. All die großen Eigenschaften, die uns

gestern entzückt haben, scheinen heute zu schlummern, und derselbe Künstler, er uns gestern ergriffen und erschüttert hatte, läßt uns heute eisig kalt und erscheint uns geradezu unbegreiflich schwach!

Vor langen Jahren habe ich Mitterwurzer an zwei aufeinanderfolgenden Abenden als „Spieler" in dem Iffland'schen Schauspiele gesehen. Er hatte mich am ersten Abend so begeistert, daß ich die zweite Vorstellung wieder besuchte. Der Künstler war wie ausgetauscht: nüchtern, zerfahren, er schien gar nicht bei der Sache zu sein, undeutlich, polternd. Er, der am Tage vorher wirklich großartig genannt werden durfte, war bei der zweiten Vorstellung nicht einmal mittelmäßig zu nennen, er war geradezu ungenügend, wie ein verschüchterter Anfänger.

* * *

Coquelin tritt nun noch der etwas heiklen Frage näher, ob der gute Schauspieler auch klug sein müsse, oder vielmehr, wie er sagt, ob eine große Einsicht (grande intelligence) für den dramatischen Künstler erforderlich sei. Er beantwortet die Frage ganz richtig dahin, daß die allgemeinen Verstandesgaben mit der Kunst nichts gemein haben, daß aber jede besondere Kunst ihre besondere Einsicht, ihre besondere Klugheit bei dem Künstler voraussetze.

Wir wissen in der That, daß große Musiker und große Maler, die in ihrer Kunst Ungewöhnliches geschaffen, keineswegs Klugheit im gebräuchlichen Sinne des Wortes besessen haben, daß sie sich den wichtigsten Fragen gegenüber, welche ihre Kunst nicht berühren, vollkommen theilnahmlos verhalten, in den einfachsten Dingen des Lebens unerfahren sind, und daß niemals ein bemerkenswerthes Wort über ihre Lippen gekommen ist. Makart, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, war im gewöhnlichen Leben gewiß nichts weniger als bedeutend. Aber er wurde bedeutend, sobald er Palette und Pinsel in der Hand hatte, und in seinen Werken bekundete er ein so tiefes verständnißvolles Eindringen in die Geheimnisse seiner Kunst, eine so wunderbare Feinfühligkeit, einen so seltenen Scharfsinn, daß es geradezu abgeschmackt wäre, einem Künstler, der solche Werke geschaffen hat, Klugheit und Verstand abzusprechen. Makart war einer der klügsten Künstler, aber durchaus nicht einer der klügsten Menschen.

Und gerade so verhält es sich mit allen anderen Künstlern. Im Allgemeinen läßt sich allerdings wohl behaupten, daß große Künstler auch ungewöhnlich kluge Menschen sind. Denken wir doch nur an unsere Musiker der neuesten Zeit, denken wir an Richard Wagner, Bülow, Brahms, Rubinstein u. A. Aber diese allgemeine Klugheit ist für die besondere Kunst nicht unbedingt erforderlich. Und Coquelin trifft meines Erachtens das ganz Richtige, wenn er sagt: „Der Schauspieler braucht weder von Malerei, noch von Musik, ja, er braucht nicht einmal von Poesie etwas zu verstehen, und er kann doch ein ausgezeichneter Künstler

sein, und sogar ein poetischer Künstler. Er braucht eben nur seine Kunst zu verstehen, die etwas ganz Besonderes ist." Ich gehe sogar noch weiter. Ich meine, daß bisweilen nicht einmal das besondere künstlerische Verständniß unentbehrlich ist, daß mitunter sogar schon ein instinctives Ahnen, ein Unbewußtes in der Kunst, und in der Schauspielkunst ganz besonders, genügen kann, um das mangelnde Verständniß zu ersetzen und um den Künstler zu einer Leistung zu befähigen, die dennoch einsichtsvoll und klug wirkt. Jenes Unbewußte ist eben ein Theil dessen, was man Talent zu nennen pflegt.

Freilich möchte ich nicht anrathen, daß sich der Künstler auf das instinctiv richtige Erfassen sorglos verlasse und sich deshalb der Mühe enthoben glaube, in das Verständniß der Rolle einzudringen. Ich sage, es kann vorkommen! Ich bezeichne es aber als einen Ausnahmefall. Und ich kann dafür ein Beispiel anführen.

Vor zwanzig Jahren sah ich in Leipzig eine Vorstellung des Lear, die sehr sorgfältig einstudirt war und vorzüglich von Statten ging. Der damals noch sehr jugendliche Richard Kahle errang in der Hauptrolle stürmischen Beifall. Unter den übrigen Darstellern empfing ich von der Künstlerin, die die Cordelia gab, einen besonders tiefen Eindruck. Sie hatte etwas so mädchenhaft Seelenvolles, innig Wahres und Rührendes, in ihrem ganzen Wesen; im Klange ihrer Stimme, im Ausdruck ihres Auges, in der Lieblichkeit ihrer Bewegungen herrschte eine so wundersam harmonische Uebereinstimmung, daß wir alle tief ergriffen wurden. Ich habe nie eine bessere Cordelia gesehen, weder vorher noch nachher. Ich saß neben Laube in der Directionsloge und sprach ihm und Frau Iduna Laube gegenüber mein Entzücken in wärmster Weise aus. Laube war eben so warm in seiner Anerkennung. Er schmunzelte und sagte mir: „Gehen Sie einmal hinauf auf die Bretter und sagen Sie ihr ein paar freundliche Worte. Es wird ihr Spaß machen."

Ich suchte die Künstlerin auf und beglückwünschte sie herzlich. Sie strahlte, drückte mir die Hand und dankte mir.

„Das freut mich," sagte sie. „Ich habe solche Angst vor der Rolle gehabt." Und im ärgsten Berliner Jargon, mit „ick" und „det" fuhr sie fort: „Ich verstehe nämlich den ganzen Quatsch nicht. Ich weiß nicht, was die da immer herumläuft, und weshalb sie so thut. Aber wenn ich's gut gemacht habe, um so besser. Allens Talent, Docter!"

Als ich Laube über diese Begegnung Bericht erstattete, lächelte er so, wie nur Laube zu lächeln verstand. Es lag wie voller Sonnenschein auf seinem Gesicht.

„Sie hat ganz Recht," sagte er, „Allens Talent! Sie ist eine Gans, aber sie spielt besser als alle Anderen."

* * *

So wie es eine besondere Kunstklugheit giebt, so giebt es auch eine besondere Kunstwahrheit, die sich mit der Wirklichkeitswahrheit durchaus nicht immer deckt. Daß in der Kunst des Schauspielers von der absoluten Wahrheit nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die Menschendarstellung auf der Bühne ist zunächst abhängig von der Nationalität des Künstlers. Das Temperament, der Geschmack, ja, das ganze Wesen unterscheidet sich bei den verschiedenen Nationen gerade so scharf voneinander, wie die verschiedenen Sprachen. Der berühmte Darsteller des Helden in „Galeotto", Rafael Calvo, fand den deutschen Darsteller dieser Rolle, Josef Kainz, dessen lodernde Leidenschaftlichkeit auf uns Deutsche fast feuergefährlich wirkte. bewunderungswürdig; er wünschte ihn nur etwas wärmer! Garrick wirft den französischen Schauspielern vor, daß sie nicht wahr seien. Wir finden den Ton der französischen Tragöden langweilig und gespreizt und tadeln die krasse Uebertreibung der englischen Schauspieler. Coquelin macht den deutschen Schauspielern zum Vorwurf, daß sie weinerlich über die Maßen und philosophisch verschwommen seien. Was er damit meint, ist nicht recht zu verstehen. Es ist eine wohlfeile Phrase. Der gute Coquelin kennt die deutsche Bühnenkunst nur von seinen gelegentlichen Ausflügen nach Wien. Er ist vielleicht ein- oder zweimal im Burgtheater gewesen, ohne ein Wort von dem zu verstehen, was da gesagt worden ist. Er hat keine Ahnung von der deutschen Literatur, keine Ahnung vom deutschen Wesen. Sein Urtheil ist also vollkommen werthlos. Ich weiß nicht, ob er gegen Georg Engels den Vorwurf der Rührseligkeit erheben würde, wenn er ihn kennte. Aber seine Aussage, deren Ehrlichkeit ich durchaus nicht bezweifle, beweist eben nur, daß die französische Wahrheit auf der Bühne eine andere ist als die deutsche. Immer wieder haben wir mit Pilatus zu fragen: Was ist Wahrheit?

Wie man also auf der Bühne nicht absolut wahr sprechen kann, so soll man auch nicht absolut natürlich sprechen. Es ist nicht richtig, wenn der Schauspieler den Monolog des Tell vorträgt, als ob er sagen wolle: „Donnerwetter, bin ich gelaufen! Aber nun bin ich doch noch zur rechten Zeit da; denn durch diese hohle Gasse muß er kommen. Soviel ich weiß, führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin. Ein wahres Glück, daß ich nun da bin! Denn hier vollend' ich's. Es paßt mir außerordentlich. Die Gelegenheit ist günstig. Wo könnt' ich mich denn eigentlich gut verstecken? Ah, da! dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm."

Coquelin faßt sein Glaubensbekenntniß in dem Satze zusammen: „Der Ausgangspunkt der Schauspielkunst ist die Natur, ihr Ziel das Ideal." Er sagt ungefähr also dasselbe, was Lessing als das Resultat seiner ästhetischen Untersuchung aufstellt: daß die Schauspielkunst, die starke Elemente der bildenden Künste in sich faßt, wie diese in der Schönheit das höchste Gesetz zu respectiren habe.

Daß die platte Natürlichkeit ohne Mitwirkung der adelnden Kunst nicht blos unschön, sondern unter Umständen auch unwahr auf der Bühne wirkt, weil eben die Bühne ihre ganz besonderen Gesetze der Optik und Akustik hat, beweist Coquelin an einem eigenen Erlebniß.

Coquelin gab Gastrollen in der Provinz. Er spielte eines Abends in Augiers „Aventurière“ die Rolle des zweideutigen Don Annibal, der im zweiten Acte betrunken gemacht wird, damit sich seine Zunge löse. Das Uebermaß des genossenen Weines übt auf Annibal die nicht ungewöhnliche Wirkung. Er schläft ein und wird bis zum Actschluß nicht mehr geweckt. Coquelin hatte die Nacht vorher im Eisenbahnwagen zugebracht, am Vormittag eine lange und anstrengende Probe gehabt, und als ihm nun am Abend im Lustspiel die Gelegenheit geboten wurde, den Schlaf zu spielen, meldete sich die wirkliche Müdigkeit, gegen die er bisher angekämpft hatte, und in dem ruhigen Bewußtsein, daß er bis zum Actschluß nichts mehr zu sagen habe und also auch nicht aufzupassen brauche, schlief er in Wahrheit ein. Ja, es ereignete sich das Ungeheuerliche, er schnarchte!

Was sagten nun die Kritiker und die Kunstkenner? Coquelin habe vorzüglich gespielt, aber in der Schlafscene habe er doch stark übertrieben!

Es ist in anderer Fassung dieselbe Geschichte, die von dem Bauern und dem Jahrmarktsgaukler erzählt wird. Ein Gaukler ahmt das Quieken eines Spanferkels zum allgemeinen Gaudium der das Brettergerüst umstehenden Menge nach. Da meldet sich ein Bauer, der unter seinem Kittel ein wirkliches Ferkel verborgen hält, und sagt, er könne es noch besser machen. Der Gaukler nimmt die Herausforderung an und quiekt noch einmal. Der Bauer kneift sein Spanferkel in den Schwanz, es quiekt; aber das Publicum verhöhnt den Bauer wegen seiner vollkommen ungenügenden Leistung und jubelt dem Gaukler um so lauter zu.

Der Naturalismus, sagt Coquelin, verlangt, daß man auf der Bühne die wirklichen Ferkel quieken lasse. Und das ist der verhängnißvolle Irrthum, den dieser begeht. Das Schweinchen hat gewiß ganz gut geschrieen, aber ohne Kunst.

Zum Schluß spricht Coquelin noch sehr ausführlich, allzu ausführlich, darüber, daß die verschiedenen Stilarten der dramatischen Dichtung und auch die verschiedenen dichterischen Individualitäten Verschiedenartigkeit in der Darstellung verlangen, daß also die höfische Tragödie anders als das klassische Lustspiel gegeben werden müsse und das moderne Schauspiel wiederum in einer andern Tonart, daß demnach der Schauspieler die Rollen von Corneille und Racine nicht über denselben Leisten schlagen dürfe wie die Charaktere von Molière, Beaumarchais, Augier, Dumas. Zur Begründung dieses selbstverständlichen Satzes giebt Coquelin eine Charakteristik aller namhaften französischen Bühnendichter, die wir unerwähnt lassen können, denn sie bietet nichts irgendwie Bemerkenswerthes.

Und da, wo Begriffe fehlen, stellt auch bei Coquelin das Wort zur rechten Zeit sich ein. Manchmal wird es sogar ein bischen lächerlich phrasenhaft.

Wenn Coquelin gelassen das große Wort ausspricht, daß Victor Hugo der größte Dichter aller Lande und aller Zeiten sei, daß er alle großen Dichter der Vergangenheit und Gegenwart in sich aufgenommen habe, und diese kindliche Behauptung durch den Satz erhärtet: „Er hat in sich Elemente von Homer, Pindar, Anakreon, Horaz, Lucrez, Juvenal, Agrippa d'Aubigné, Ronsard, Regnier, Chénier", dann lächelt man bei dieser haarsträubenden Zusammenstellung doch ein wenig über den Schwadroneur, der mit diesem prahlerischen Trara wohl Gründlingen im Parterre imponiren mag, der sich aber als geschmackvoller Mann davor hüten sollte, derartige volltönende Unreifheiten drucken zu lassen und dem ernsteren Urtheil zu unterbreiten. Ich möchte wohl wissen, wieviel Coquelin von Pindar, Anakreon, Lucrez und Juvenal gelesen hat. Und ich möchte auch wissen, weshalb er sich auf diese wenigen Namen beschränkt hat. Er hätte ganz gut noch hinzusetzen können Milton, Wilhelm Busch, Byron, Dante, Leon Treptow, Calderon und Mannstädt. Die Liste ließe sich in dieser Weise noch recht erheblich verlängern.

Aber ich meine, kein Billigdenkender wird sich aus Coquelins gelegentlichen Bummeläußerungen eine Belehrung über das Wesen der Dichter verschaffen wollen. Ueber die Kunst des Schauspielers darf Coquelin mit Fug und Recht mitsprechen, und seine Abhandlung, die manches sehr Hübsche enthält, würde an Bedeutung noch gewonnen haben, wenn er sich weniger auf das dilettirende Aesthetisiren verlegt und noch mehr praktische Weisungen und Rathschläge gegeben hätte, wie er sie aus seinen Erfahrungen geschöpft hat. Freilich ist das Verlangen nach einer solchen praktischen Unterweisung kein geringes, und es ist überhaupt fraglich, ob demselben Genüge geschehen kann. Zur Schauspielkunst gehört, wie zu jeder andern Kunst, vor Allem die natürliche Veranlagung. Unzweifelhaft bedarf diese einer gewissenhaften Schulung, aber auch für diese Schulung muß der Schüler selbst schon am meisten mitbringen. Vom Lehrer kann er auf Verstöße und Fehler aufmerksam gemacht und in Aeußerlichkeiten ausgebildet werden; die höhere Bildung jedoch gewinnt er nur durch eigene Einsicht, durch eigene Anregung und sein eigenes System. Und wie jeder andere Künstler hat auch der Schauspieler immer strebend sich zu bemühen, um schließlich zu der Erkenntniß zu gelangen: „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben."





Quaquara!

Novelle

von

Luigi Capuana.*)

— Rom. —

Armer Don Mario! Kaum sahen sie ihn an der Straßenecke auftauchen mit jener ins Röthliche spielenden kegelförmigen schmalkrämpigen Hutröhre und dem bis auf die Füße reichenden, im Winde flatternden Schößenrock: gleich ging es von allen Seiten los: Quaquara! Quaquara! und nicht nur die Jungen, auch die Erwachsenen, die Bummler und Faullenzer auf Piazzo Buglio, ja sogar die feinen Herren vom Casino fingen an, ihm den Wachtelschlag entgegenzugrölen, denn sie wußten, daß er dann außer sich gerieth.

Auf den ersten Ruf blieb er stehen, schaute um sich, wiegte den schweren Ebereschenstock in der Hand und nickte drohend mit dem Kopfe. Im Weitergehen nahm er die Leute scharf aufs Korn, um einen jener Frechlinge auf frischer That zu ertappen, die so ganz den Respect vor ihm vergaßen, vor ihm, dem Sohn und Enkel trefflicher Notare, vor ihm, der hundertmal mehr werth war, als die ganze Casinosippschaft zusammengenommen! Allein es war vergeblich. Von links, von rechts, von hinten, von vorn sang und pfiff es: Quaquara! Quaquara!

„Was regt Ihr Euch auf? Laßt sie schreien!"

„Eh' ich nicht Einen umbringe, geben sie nicht Frieden!"

„Wollt Ihr für nichts und wieder nichts ins Zuchthaus?"

„Die sollen mir hinein!"

---

*) Autorisirte Uebersetzung von Dr. Wilhelm Porte.

Er wurde roth wie ein Puter, tobte und fuchtelte herum, Schaum vor dem Munde.

„Gerad' Eure Wuth reizt sie zu rufen."

„Die feigen Hunde! Warum kommt Keiner heran?"

„Quaquara!"

„Ei, Du Söhnchen von einem Dutzend Vätern —" und wären sie ihm nicht: „Mit einem Kinde wollt Ihr anbinden?" rechtzeitig in den Arm gefallen, er hätte dem Barbierjungen, der keck herangesprungen war, ihm sein Quaquara! unter die Nase zu schmettern, den Hirnkasten eingeschlagen. Mit Mühe zerrten und schleppten sie ihn nach der Apotheke Montemagno, die voller Menschen war und von Gelächter erdröhnte.

Vito, der Lehrling, trat hervor und sagte mit großem Ernste: „Was schiert es Euch, wenn sie Quaquara! rufen? Seid Ihr darum eine Wachtel?"

Don Mario schoß ihm einen bitterbösen Blick zu.

„Sie rufen doch nicht: Dieb!"

„Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"

„Nun also! Was bedeutet Quaquara? Nichts! Sei's drum Quaquara!"

Die Anwesenden krümmten sich vor Lachen über die Ernsthaftigkeit, womit Vito, unter dem Vorwand ihm zuzureden, fortfuhr sein Quaquara! Quaquara! dem Don Mario ins Gesicht zu pusten, ohne daß dieser die Bosheit merkte.

„Seht, wer mir Quaquara! nachriefe, dem gäb' ich jedesmal einen Soldo. Quaquara! Quaquara! Quaquara! Schreit ihr euch die Lunge aus!"

„Und Du indessen, schlechter Bursch, wiederholst mir's in Einem fort!" brüllte zuletzt Don Mario und erhob den Stock.

Doch da legte sich der Apotheker ins Mittel. Er fürchtete für die Fensterscheiben. Er nahm den Wüthenden unterm Arm, führte ihn hinaus und suchte ihn zu begütigen, indem er ihm Recht gab.

„Bieget hier ab, so sieht Euch Niemand."

„Was? ich soll mich verstecken? Den Rüpeln zum Gaudium? Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"

* * *

Ja, das war richtig. Sie waren stets rechtliche, wackere Leute gewesen, die Majori, Notare vom Vater auf den Sohn, bis zum Jahr 1812, da jene Gottesgeißel, genannt Code Napoleon, aus dem Höllenschlunde emporgestiegen war zur Verzweiflung des Notars Majori, des Erzeugers von Don Mario; er konnte kein Tüttelchen davon begreifen und mußte sein Amt niederlegen.

„Was? keine lateinischen Formeln mehr? Die Instrumente ausgefertigt im Namen des Königs? Wie kommt S. M. der König in Privatabmachungen?"

Nein, mit diesen Dingen wollte er sich nicht bemengen; sein Gewissen sollte unbeschwert bleiben. So war in seiner Schreibstube das Werg im großen kupfernen Tintenfasse eingetrocknet*) und die Kielfedern hart und brüchig geworden. So hatte das fortwährende Kommen und Gehen aufgehört, das ehedem das Haus belebte, da Alle ihn aufsuchten, der die Ehrlichkeit selbst war und kein Wort mehr, noch eines weniger hinsetzte, als die Parteien verlangten. So war Don Mario, der bis dahin in der väterlichen Kanzlei Schreiberdienste versehen hatte und alle lateinischen Formeln auswendig wußte, ohne freilich eine Silbe davon zu verstehen, gleich seinem nur wenig geschickteren Bruder Don Ignazio arbeitslos geworden. Und nachdem der Groll über das verwünschte gott- und lateinlose Gesetzbuch den Notar in die Grube gebracht, schlugen sich die beiden Brüder mit ihrer kleinen Erbschaft kümmerlich genug, doch voll Stolz auf ihre ehrliche Armuth durchs Leben und voll zäher Treue gegen die Vergangenheit, sogar in der Kleidung: immer wieder zogen sie die alten sorgfältig behüteten Röcke an, ohne sich darum zu bekümmern, daß diese mit ihrem alterthümlichen Schnitt ihnen ein lächerliches Ansehen gaben.

Don Ignazio allerdings hatte nicht sehr lange ausgehalten. Als sein Biberhut ihm ganz unbrauchbar erschien und sein Ueberrock gar zu verschlissen, erstand er bei Xaverio, dem Tandler, für wenige Sechser einen alten Cylinder, und dann einen Anzug, zwar auch getragen, aber doch von weniger vorsintfluthlicher Façon. Don Mario dagegen hielt fest an jener ins Röthliche spielenden kegelförmigen schmalkrämpigen Hutröhre und jenem vor einem halben Säculum einmal elegant gewesenen Rocke, der, obgleich ganz verschabt und über und über mit Flicken besetzt, doch nie das kleinste Schmutzfleckchen zeigte. Diese Röhre und dieser Rock däuchten ihn wie ein adelig Wappen: um keinen Preis hätte er sie abgelegt.

Dann waren böse Zeiten gekommen: die Mißernten, die Genickkrampfepidemie von 1837, die Cholera, die achtundvierziger Revolution, und die Brüder hatten schlimme Tage und schlimmere Nächte durchgemacht, wo sie sich die Köpfe zerbrachen, wie sie für den folgenden Tag ein Glas Wein oder einen Tropfen Oel zur Suppe und zum Salat auftreiben möchten.

„Morgen gehe ich zu dem und dem!" sagte Don Mario, „inzwischen wollen wir das Haus fegen."

Sie besorgten Alles selber; und während Don Ignazio für das Abendessen einen Zwiebelsalat zurechtschnitt, kehrte Don Mario im ver-

*) In Sizilien war es und ist es zum Theil heute noch in Kanzleien und auf Aemtern üblich, die Feder nicht unmittelbar in die Tinte zu tauchen, sondern an einem im Tintenfaß liegenden Schwamm zu netzen.

schossenen und geflickten Schlafrocke des Vaters die Stuben aus wie eine Magd — nein, sorgfältiger! Er stäubte die wackeligen Tische, die alten zerschlissenen Ledersessel ab. Dann öffnete er, den Kehrselkasten in der Hand, vorsichtig die Hausthür, ob Niemand um die Wege sei, und trug, in später Nacht, den Müll nach einem verfallenen Hause, das der Nachbarschaft als Mistgrube diente.

Unterwegs las er Steine, Kohlstrünke, Apfelsinen- und Melonenschalen auf, damit auch die Straße sauber werde. Sonst achtete ja kein Mensch darauf; sie waren Alle viel zu bequem und hatten sammt und sonders keinen Sinn für Sauberkeit! Sauberkeit, das war sein A und O, in und außer dem Hause. Oft hielt er sich bei diesem Geschäfte so lange auf, daß ihn der Bruder zum Nachtessen hereinrufen mußte: „Bist Du denn Straßenfeger?"

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbefohlen!" erwiderte Don Mario. Und mit frischgewaschenen Händen verzehrte er seinen Zwiebelsalat und sein Brot, als wären es die köstlichsten Leckerbissen.

„Weißt Du, dies ist das letzte von Donna Rosas Oel," sagte Don Ignazio etwa unterm Kauen.

„Morgen gehe ich zum Cavaliere."

„Sein Vater war Bauer!"

„Der Großvater Tagelöhner!"

„Und jetzt ist er steinreich!"

„Der Großvater wurde Hausmeier beim Fürsten, da mag er tüchtig eingesackt haben!"

„Wir wollen zu Bett, das Licht geht aus."

Sie mußten selbst am Lichte sparen. Aber im Finstern, im Bette schwätzten sie noch lange fort und kamen vom Hundertsten ins Tausendste.

„Hast Du die Stadtcapelle in der neuen Uniform gesehen?"

„Ja . . . Meier Cola hat heuer hundert Malter Korn geerntet!"

„Wenn's wahr ist . . . Wohl bekomm's ihm . . ."

„Morgen früh geh' ich zum Cavaliere wegen dem Oel."

„Es ist auch kein Wein mehr da."

„Dann geh' ich auch wegen dem Wein . . . Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum . . ."

„Pater noster, qui es in Coelis, sanctificetur nomen Tuum . . ."

Und sie schliefen ein.

* * *

Am Morgen bürstete Don Mario Anzug und Hut sorgfältig aus, kleidete sich eilig an und begann sein Tagewerk damit, daß er in S. Francesco die Messe zu Ehren der Unbefleckten hörte. Die Verse des Sternenkranzhymnus sang er mit den Genossen der Brüderschaft, und wenn Alle riefen: „Hoch lebe Maria, die reine Magd, hoch lebe sie dem Satan

zum Trutz!" schlug er mit dem Fuße wuchtig auf den Boden. Oft indessen konnte er sich nicht enthalten, dem und jenem Nachbarn zuzuflüstern, diese „Brüder von der Unbeflecktheit", wie man sie nannte, seien fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer . . . „sie treiben ihren Spott mit der Jungfrau und dem Herrn!"

„Kehrt vor Eurer eigenen Thür!"

„Ihr vertheidigt sie? Dann seid Ihr ein noch größrer Gauner!"

„Und Ihr ein Vieh!"

Ein Vieh! So nannten sie ihn stets, wenn ihm eine Wahrheit herausfuhr; sie hatten Mitleid mit ihm, denn er war einfältig und that es nicht aus Tücke. Er erwiderte nichts, blieb jedoch bei seiner Meinung, daß es fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer seien.

Und er drückte die Flasche an sich, die er unterm Ueberrock hatte, um nach der heiligen Messe von barmherzigen Seelen etwas Wein und Oel zu erbitten.

Bescheiden und doch nicht ohne Würde fragte er: „Sind der Herr Cavaliere zu Haus?"

„Nein, aber die gnädige Frau."

„Meldet mich bei denenselben."

Die ganze Dienerschaft wußte allbereits, was es mit einem Besuche Don Marios auf sich habe. Sie ließen ihn im Vorzimmer verziehen oder sagten ohne Weiteres: „Gebt die Flasche nur her, Don Mario."

Und nicht selten geschah es, daß ihn, während draußen die Flasche gefüllt wurde, seine Scheuerwuth anfiel: er brauchte nur eine Kleinigkeit im Zimmer zu bemerken, die nicht ganz in Ordnung schien. Dann stieg er auf einen Stuhl, um mit dem Stocke die Spinnennetze aus den Ecken herunterzureißen, oder kam ihm ein Besen in die Hände, so machte er sich daran — wie hätte er widerstehen können? — den Boden zu kehren, einen Bilderrahmen abzustäuben, Papierschnitzel und Fadenendchen aufzuklauben.

„Was macht Ihr denn, Don Mario?"

„Die Reinlichkeit hat unser Hergott anbefohlen! . . . Der gnädigen Frau meinen Dank!"

Donna Rosa, die es gern mit ihm zu thun hatte, ließ ihn übrigens jedes Mal ins Empfangszimmer eintreten und lud ihn zum Sitzen ein.

„Wie geht's, lieber Don Mario?"

„Gut, Gott sei Dank! Und wie befinden sich Ew. Gnaden?"

„Wie es den Alten eben geht, lieber Don Mario."

„Alt ist, wer stirbt. Ew. Gnaden sind so barmherzig, daß der Herr Ihnen hundert Jahre schenken muß."

Donna Rosa zog die Unterhaltung in die Länge, als kenne sie den Zweck seines Besuches nicht, und Don Mario umklammerte die leere Flasche unterm Ueberrock und wartete auf die Gelegenheit, wo er seine Bitte, ohne zudringlich zu erscheinen, vorbringen könne. Von Zeit zu Zeit

stand er auf: „Vergebung, Ew. Gnaden . . .“ und wischte einen Tisch ab; „Vergebung, Ew. Gnaden . . .“ und bückte sich, eine Wollfaser oder ein Stückchen Zwirn aufzulesen und über den Balcon hinauszuwerfen. Es war gerade, als verursachten der Staub und die Schnipsel ihm Schmerzen, so rückte er unruhig auf seinem Stuhle hin und her, bis der Schaden ausgebessert war.

„Laßt's gut sein, Don Mario.“

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbefohlen . . . Ich bin gekommen . . .“

„Euer Bruder ist mit seiner Stelle zufrieden?“ unterbrach ihn eines Tages Donna Rosa.

„Aeußerst zufrieden!“

„Ihr solltet auch königlicher Wagemeister werden. Auf der Bogenmühle fehlt ja einer.“

„Und das Addiren, gnädige Frau? Das Addiren? Ignaz freilich, der versteht's.“

Er schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte, als wäre das Addiren die verwickeltste Operation aus der höheren Mathematik.

„Der arme Ignaz! Er kommt immer so erschöpft von der Mühle heim! Denken Sie nur, eine Stunde Steigens zu Fuß! Ich bin gekommen, um . . .“

Und er zeigte die Flasche.

„Gerne!“

Wer hätte dem guten Don Mario etwas abschlagen können?

Doch wenn man ihn an das verwünschte Addiren erinnerte, dann vermochte selbst eine geschenkte Flasche Wein nicht, ihn fröhlicher Stimmung zu machen. Wie oft nicht hatte er sich damit abgequält! Mit den Zehnern, das war der Haken! Eins plus neun, macht zehn. Gut. Nun aber: Null dahin, Eins im Sinn! Warum Eins im Sinn, wenn es doch Zehne sind?

Das wollte ihm nicht eingehn! Und doch war er nicht dumm! Man mußte ihn nur die alten Notariatsschriftstücke vorlesen hören mit all den wunderlichen lateinischen Abkürzungen, welche die neumodischen Notare und Advocaten da nicht zu enträthseln wußten. Allerdings plapperte er sie herunter wie ein Papagei, ohne das Geringste davon zu verstehen; aber es brachte ihm doch jedesmal ein halbes Fränkchen ein, und dann gab's ein paar Liter Wein und ein Pfund Lammsfleisch! Wahrlich ein Pfingstschmaus, wenn auch die zwei Brüder, seit Don Ignazio das Aemtchen hatte, nicht mehr so kümmerlich zu leben brauchten, wie vordem.

* * *

Sie wären ganz glücklich gewesen ohne jenes Quaquara, das den Don Mario so in Harnisch jagte. Wo, zum Teufel! hatten sie es nur aufgegabelt?

Er konnte keinen Schritt mehr außer Hause thun, ohne daß er es von einem jener unverschämten Flegel hätte rufen oder zischeln hören.

„Es giebt doch noch ein Unglück!"

Und eines Morgens wandte er sich an den königlichen Richter, der damals auch die Polizei unter sich hatte. Und der Richter — lachte: „Sie rufen Euch Quaquara? Laßt sie rufen!"

„Ich belange sie vor Euerm Gericht!" brüllte Don Mario.

„Wen?"

„Alle!"

Das waren zu viele. Man konnte nicht die gesammte Stadt festnehmen.

„Das Einfachste wäre, Ihr legtet diesen Hut und Rock ab, und Ihr sollt sehen, sie lassen Euch in Ruh'!"

„Also ein Ehrenmann kann keine Gerechtigkeit finden," murrte Don Mario und ging würdevoll davon, entschlossen, sie sich mit eigenen Händen zu verschaffen.

Doch gleich das erste Mal gerieth's ihm schlecht, als er dem Leutespützer, so genannt, weil er beim Reden alle Leute ansprühte, eine Maulschelle gab. Der Leutespützer war diesmal wirklich unschuldig und kam so aus dem Häuschen, daß er mit einem guten halben Dutzend schallender Ohrfeigen erwiderte. Dessen hatte sich der arme Don Mario nicht versehen. Er stand sprachlos. „Was? für eine deren sechs?" Er erholte sich kaum vom Schreck.

Das Schlimmste war, daß der Leutespützer im Kampfeseifer ihm den alten morschen Rock halb zerschlitzte.

Der Richter steckte den Leutespützer wegen grober Ausschreitung einige Stunden bei und veranstaltete im Casino eine Sammlung, um Don Mario einen neuen Anzug und Cylinderhut zu verehren. Allein dieser wich dem Maßnehmen beharrlich aus, und als man ihm die Kleider, so aufs Ungefähr zugeschnitten, sammt der Röhre ins Haus brachte, dankte er höflich und schickte die Sachen zurück.

„Du bist ein Dummkopf gewesen," sagte der Bruder, als er, Abends von der Mühle heimkommend, ihn eifrig an seinem Rocke flicken sah. „Mit dem kannst Du nicht mehr ausgehen."

„Dann bleibe ich zu Haus!" versetzte er stolz.

Und er ließ sich draußen nicht mehr blicken.

Er verbrachte nun seine Tage damit, auf der Schwelle der Hausthür zu sitzen und mit den Nachbarinnen zu schwätzen, oder durch die vielen leeren Stuben des baufälligen Hauses zu wandeln. Seit Jahren und Jahren war nichts mehr daran erneuert oder ausgebessert worden. Die Fensterflügel hielten kaum mehr in den Angeln. Zwei Stubenböden waren eingesunken, und man mußte, um von einem Zimmer ins andere

zu kommen, über Bretterstege balanciren. Durch die Decken einiger Stuben troff der Regen herein wie durch ein Sieb.

„Verkauft das halbe Haus!“ rieth ihm ein Nachbar. „Es ist doch zu groß für so zwei Spatzen, wie Ihr seid!“

Doch als die Brüder die Sache beim Abendessen besprachen, kamen sie in keine kleinen Nöthe.

Verkauft! Das war bald gesagt. Aber was? Die alte Notariatskanzlei. „Oh!“ rief Don Mario empört.

Freilich standen die dicken dunkeln Lederbände nicht mehr auf den Regalen an den Wänden herum; die Regierung hatte sie an sich genommen, als gehörten sie ihr und nicht den Notaren, die alle jene Acten aufgesetzt hatten. Allein was wollte dies bedeuten? Diese Bücherbretter, obgleich wurmstichig, aus dem Leim und zu Gestellen dienend für Teller, Tiegel und andern Hausrath, waren sie nicht gleichsam lebendige Zeugen des alten Glanzes? Die Brüder schauten einander an: „Wäre es möglich? . . . Verkauft! Ja; aber was? Die Stube der Großmutter?“

Eine geheimnißvolle, seit siebzig Jahren verschlossene Kammer, deren Schlüssel sogar verschwunden war. Dort hatte sie ausgehaucht, eine Heilige! Und der Großvater hatte bestimmt, daß zum Zeichen immerwährender Trauer die Stube hinfort verschlossen bleibe, und so war es gehalten worden. Allnächtlich führten die Ratten dort einen infernalischen Reigen auf — was lag daran? Ein Notar Majori hatte gewünscht, daß Niemand die Kammer öffne: Niemand hatte sie mehr geöffnet. Und sie sollten sie entweihen? Unmöglich! Darüber waren sie einig.

„Verkauft! . . . Was denn? Das Zimmer mit den Bildnissen?“

An den Wänden hing ein halbes Dutzend eingerahmter Gemälde, dunkel durch Alter und Rauch. Da leuchtete der männliche ernste Kopf des Don Gasparo Majori — 1592 — hervor; rothhaarig, in schwarzer Toga, eine Papierrolle in der Hand. Hier die grauen Augen, der weiße Schnurr- und Kinnbart Don Carlo's — 1690. Daneben die Perrücke und das runde glatte Gesicht Don Paolo's — 1687. Dort der hagere längliche Kopf Don Antonio's — 1805, — in dem riesigen Kragen, eine breite weiße Cravatte um den Hals, auf der stattlichen Weste klunkernde Verlocken. Don Mario wußte eines Jeden Leben, Tod und Wunderthaten auswendig; Don Ignazio nicht minder.

Und die sollten sie aus ihrem Hause treiben? Wäre es möglich? Nein, es war nicht möglich!

Sie zogen vor, Alles wanken und zerfallen zu lassen; gleich als wären die Kanzlei, die Stube der Großmutter, das Zimmer mit den Bildnissen Theile von ihrem Körper; gleich als gehörten sie, verkauften sie auch nur eine Spanne breit von jenem Hause, nicht mehr zum Geschlechte der Majori, Notare seit einigen Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn. Alle hatten

sie da gelebt, da amtirt, von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf ihren Vater Don Antonio Majori.

„Wäre es je möglich?“ wiederholten die Brüder mit einer Stimme.

Sie gingen zu Bett und löschten das Licht.

„Wir werden es ohnehin nicht mehr lange treiben, Mario, wir sind alt!“

„Du bist mir um zwei Jahre voraus.“

„ . . . Morgen kommt der Notar Patrizio mit einer alten Urkunde, die sollst Du lesen.“

„Dann können wir ein Pfund Fleisch kaufen.“

„Xaverio, der Metzger, mogelt beim Wiegen. Ich werde die Augen aufmachen.“

„Ich habe der Base Nina das Nudelholz geliehen.“

„Den Wein hole ich beim Scata, Syracuser . . . Pater noster, qui es in Coelis . . .“

„Ave Maria, gratia plena . . .“

Und sie schliefen ein.

* * *

Sie wurden alt! . . . Ignaz hatte Recht.

Don Mario dachte bisweilen: „Wer von uns Beiden mag zuerst drankommen?“ Und er wurde traurig und verzagt: „Ich bin der Jüngere. Aber dann werden die Vettern das Haus erben, unter sich theilen, verkaufen. Was liegt daran? Ignaz und ich sind nicht mehr da, die echten Majori sind wir. Mit uns stirbt die Welt!“

Er fuhr fort, die wackelige Baracke mit derselben Liebe, derselben Sorgfalt zu fegen wie ehedem; er entfernte die Spinnweben von Mauern und Ecken; er stäubte die wenigen wurmstichigen windschiefen Möbel ab; bald schlug er einen Nagel in eine Stuhllehne, bald in ein Tischbein; er verklebte die scheibenlosen Fenster mit Oelpapier und trug, nach seiner Gewohnheit in später Nacht, den Kehricht hinaus.

Und da er jetzt in seiner müßigen Einsamkeit auch bei Tage öfters schlief, so blieb er manche Nächte draußen und kehrte die ganze Gasse der Länge und Breite nach rein. Wenn am anderen Morgen die Nachbarn sich verwunderten: „Heut Nacht ist der Engel vorbeigegangen, nicht wahr Don Mario?“ dann lächelte er zufrieden und erwiderte nichts. Seine selbstgewählte Gefangenschaft trug er mit heiterer Ergebung, da er ja den geliebten Rock und Hut nicht mehr anziehen konnte; und dienten diese auch nicht mehr, so waren sie doch jederzeit sauber gebürstet und ohne das geringste Fleckchen.

Da verlor er eines Tages mit einem Schlage seinen Frieden.

Er hatte aus einem Fensterchen in der Bilderstube hinausgeschaut und da unten am Ende der Straße das schöne Haus erblickt, das sich der

Reina gebaut, mit dem reich verzierten Portale und den als zusammengerollte Ungeheuer gebildeten Consolen unter den Altanen. Ein schöner Palast, wahrlich wie ein Königsschloß! sagte Don Mario, der nie einen schöneren und reicher geschmückten gesehen hatte.

Aber wie, bemerkte denn der Besitzer jene Büschel von Mauerkraut nicht, die zwischen den Steinschnitzereien des Portalgiebels wucherten und das ganze Haus verunstalteten? Das war ja ein Jammer!

Kaum war Abends Don Ignazio müde und erschöpft von der Mühle heimgekommen, so sagte Don Mario:

„Höre, Du solltest zu Herrn Reina gehen. Er läßt da zwischen den Steinschnitzereien des Portals unterm Mittelbalcon allerlei Unkraut schießen — es ist peinlich anzusehen.“

„Und — ?“

„Du solltest ihn darauf aufmerksam machen, wenigstens wenn Du ihm begegnest.“

„Gut!“

Don Ignazio war durch den weiten Weg ganz fertig. Sein Sinn stand auf Anderes: er wollte essen und dann zu Bett.

Aber von da ab hatte auch er keine Ruhe mehr. Abends hatte er noch nicht seinen Stock in die Ecke gestellt, so fragte schon Don Mario: „Hast Du mit Herrn Reina gesprochen?“

„Nein.“

„Geh lieber jetzt gleich hin. Es ist ein Jammer. Dies Unkraut verdirbt die Architectur.“

Es that ihm in den Augen weh wie ein Splitter; er begriff nicht, wie Herr Reina eine solche Schändung dulden konnte. Täglich schaute er mehrere Male zum Fensterchen hinaus, mit Gefahr seines Lebens, denn er mußte auf eine Leiter steigen und konnte den Hals brechen, wenn er etwa herabfiel. Herrgott! was für Unkraut war doch immer da! Es wuchs in die Höhe, bildete Sträucher, die im Winde schwankten. Wäre es ihm wie Haare auf dem Magen gewachsen, er hätte nicht soviel davon ausgestanden.

„Hast Du's Herrn Reina gesagt?“

„Ja.“

„Was meinte er?“

„Grob ist er geworden!“

Diese Nacht konnte Don Mario kein Auge zuthun. Und kaum hörte er den Bruder schnarchen, so zündete er das Licht wieder an, fuhr in seine Kleider, nahm die Leiter auf die Schulter, die unter dieser Bürde fast zerbrach, und machte sich auf nach dem Hause Reina. Er strich auf der Schattenseite nahe den Mauern hin, um das Mondlicht zu vermeiden, wie ein Einbrecher, der seinen nächtlichen Verrichtungen nachgeht.

Und für einen solchen nahmen ihn auch die Nachtwächter, als sie

auf ihrem Rundgange ihn da oben am Portalgiebel fanden, wie er keuchend das Unkraut herausriß, dem Besitzer, der sich nicht darum bekümmerte, zum Trotz.

„Was treibt Ihr da?“

„Ich jäte Unkraut!“

„Steigt herunter!“

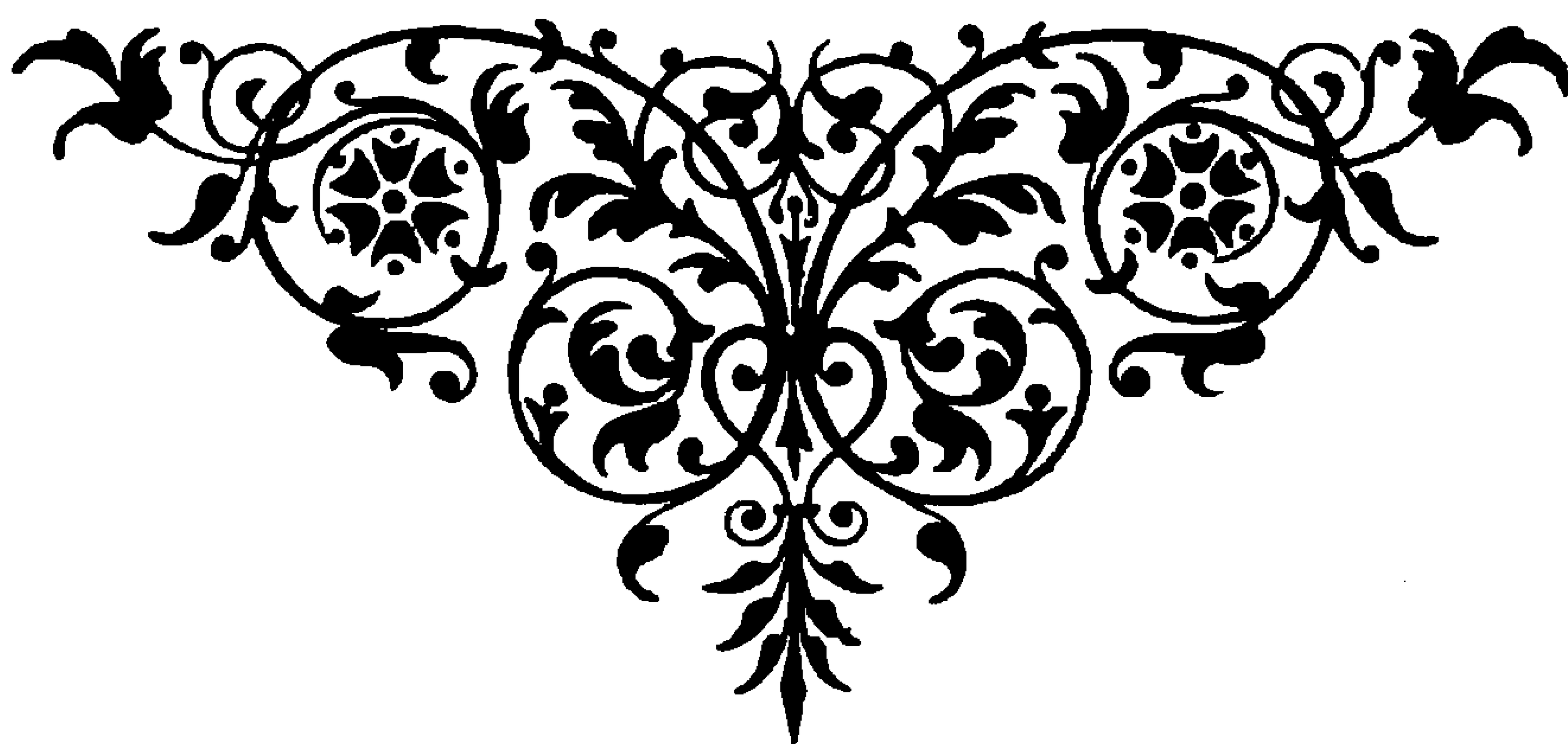
„Erst laßt mich zu Ende kommen . . .“

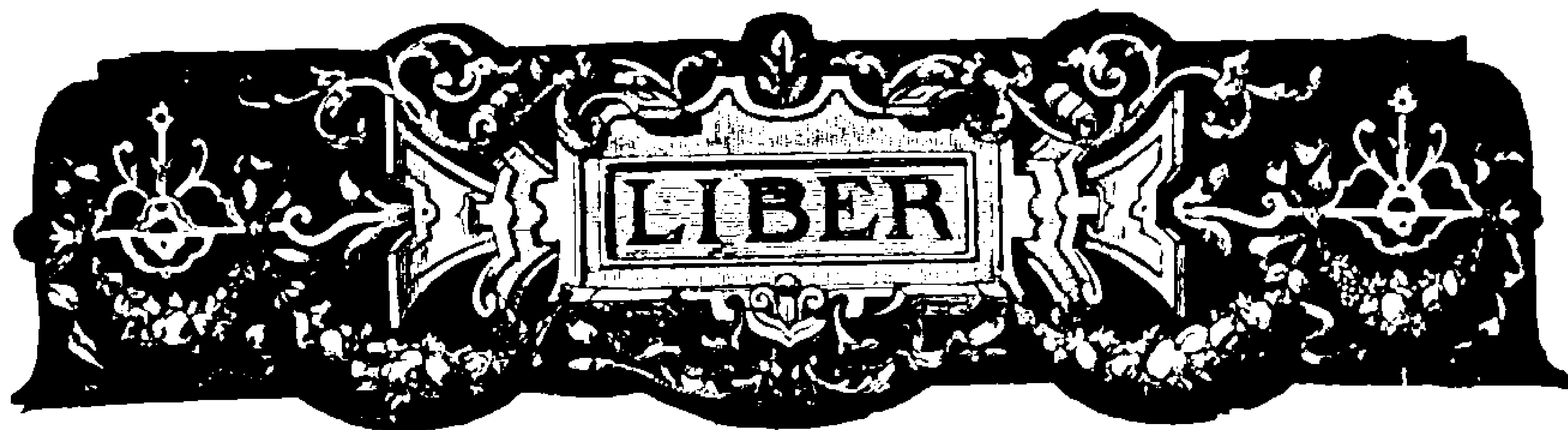
„Herunter! sag' ich . . .“

Auf diese barsche Weisung mußte der arme Don Mario herunterklettern und die Büschel Mauerkraut stehen lassen, die nun fortfuhren, die schöne Architectur zu verhunzen.

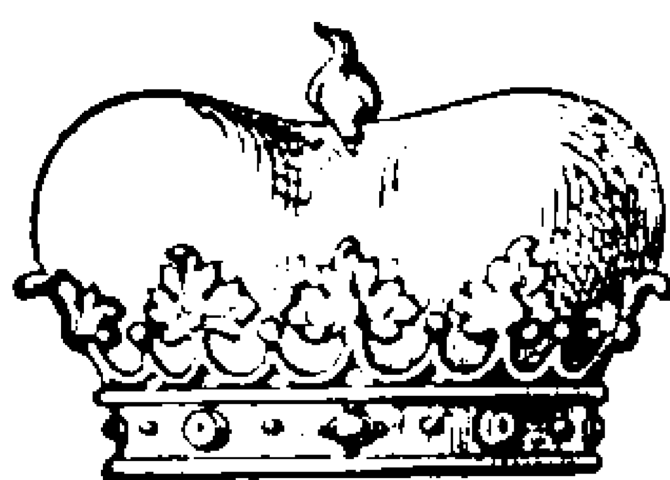
Wenig fehlte, und sie hätten ihn auf die Wache gebracht, zum Lohn dafür, daß er Gutes gethan!

Nach drei Monaten starb er. Jene Unkräuter hatten fortwährend wie ein Alp auf sein Herz gedrückt . . . Armer Don Mario!





Illustrirte Bibliographie.


Erlauchtkrone.

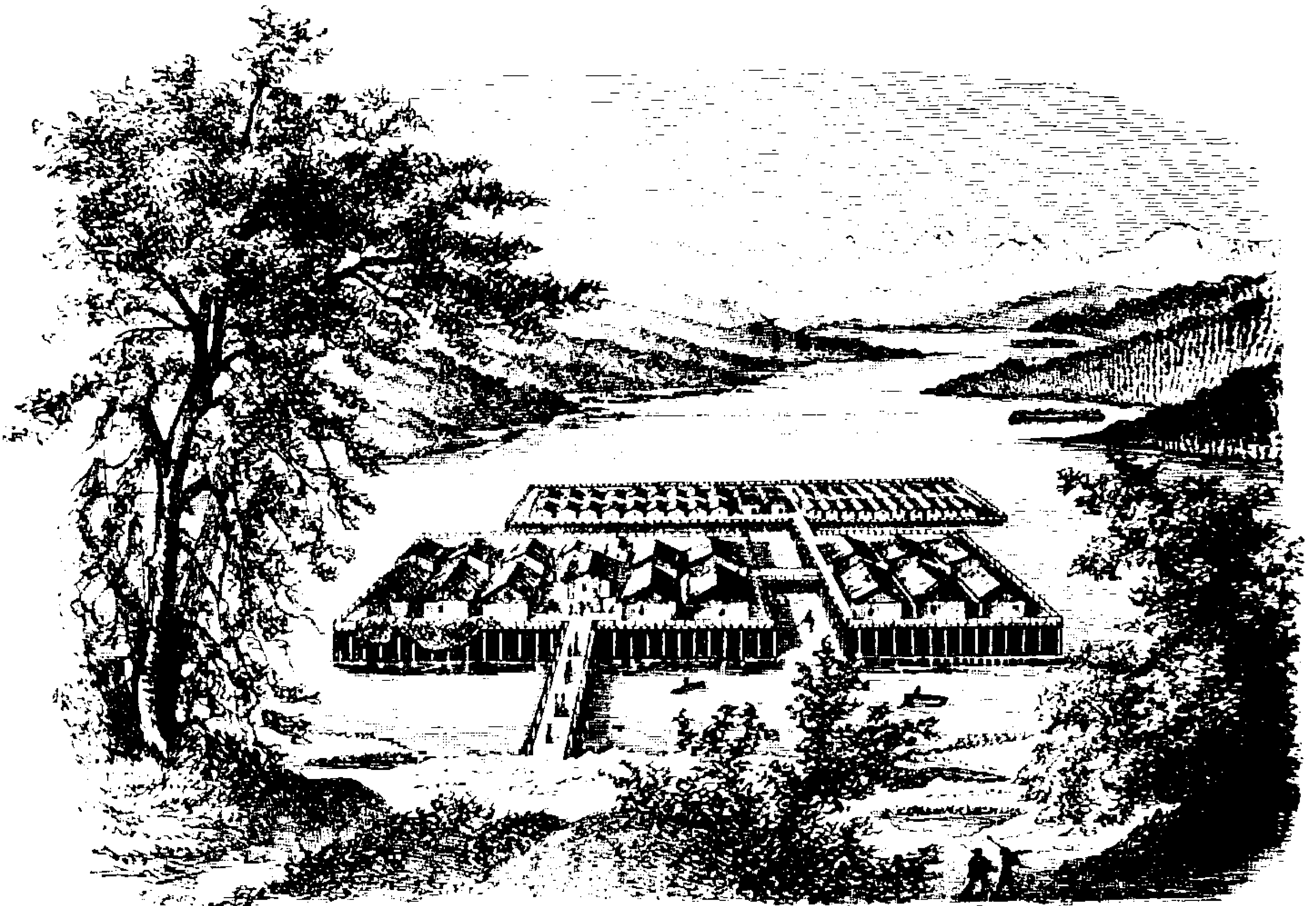
Eine Bibliothek im kleinsten Raum. Die älteste und zugleich unverwüstlichste aller Bibliotheken der Welt ist aus den Trümmerstätten Assyriens und Babyloniens in Gestalt von vielen Tausend Thontäfelchen, die mit Keilinschriften bedeckt sind, ausgegraben worden. Kaum minder alt waren die überaus zahlreichen Bestände von Papyrosrollen, welche die alten Aegypter an Stelle ihrer Büchersammlungen hatten. Einige Tausend Jahre später, kurz vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, enthielt die Bibliothek des gelehrten Alexandrien nicht weniger als vierhunderttausend Bände. Wieder tausend Jahre später füllten sich die klösterlichen Bibliotheken mit zahlreichen Bänden, und in der Gegenwart besitzt allein die Pariser Nationalbibliothek zwei und eine halbe Million Bände, das Britische Museum in London beinahe anderthalb Millionen und die Königliche Bibliothek in Berlin nahezu eine Million Bände.

Welch eine gewaltige Fülle des Wissens verbirgt sich in diesen unzählbaren Schaaren von Büchern! Wie niederschmetternd wirkt es auf uns arme Menschenkinder, wenn wir bedenken, wie wenig wir selber persönlich von diesem Gesammtwissen der Menschheit kennen und uns zu eigen gemacht haben! Man kommt sich so klein, so nichtig vor, wenn man denkt, daß ein ganzes Menschenleben nicht ausreichen würde, diese Bücher auch nur einmal flüchtig durchzusehen, geschweige denn von ihrem Inhalt eingehend Kenntniß zu nehmen. Aber selbst wenn uns Letzteres gelingen würde, wer sagt uns, daß wir aus den vielverschlungenen Irrgängen der verschiedenartigsten Meinungen, Widersprüche, Wahrheiten und Irrthümer, die in diesen Bibliotheksschätzen aufgespeichert sind, uns zurechtzufinden und zu einer richtigen und geläuterten Anschauung der Dinge gelangen, oder ob uns nicht vielmehr zu Muthe wäre, „als ginge uns ein Mühlrad im Kopf herum".

Es ist wohl überhaupt fraglich, ob es uns frommen würde, ohne besondere fachgemäße Führung und Leitung an ein derartiges Studium zu gehen, wenn wir in Bezug auf unsere Kenntniß und gesellschaftliche Stellung nichts weiter beabsichtigen, als den Standpunkt eines Gebildeten einzunehmen. Wir selber vermögen dies nicht

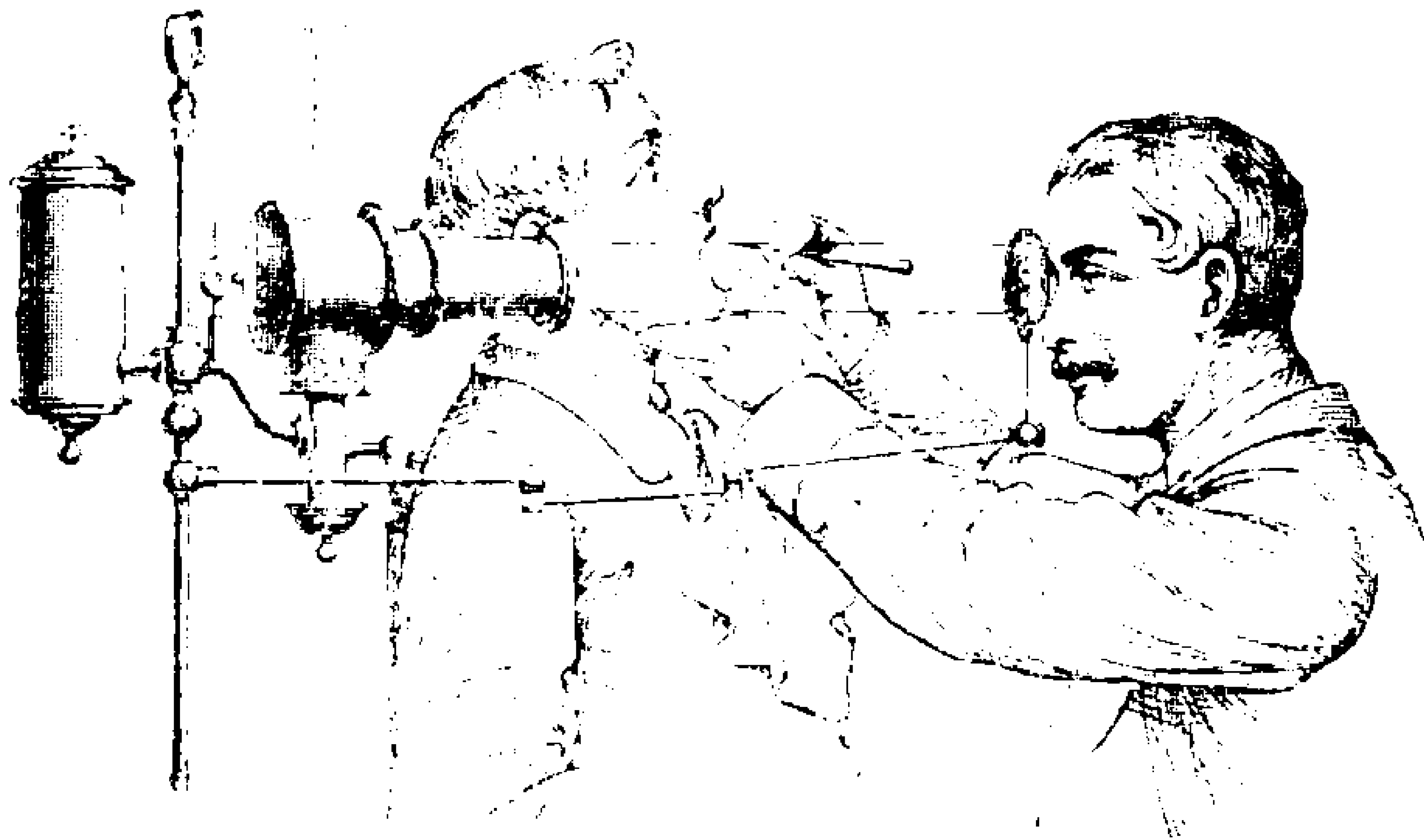
zu beurtheilen; es giebt aber Männer, die durch ihre hervorragende, geistige Stellung als Gelehrte und Autoritäten sehr wohl dazu in der Lage sind.

Denken wir uns einen Kreis von einigen hundert derartigen Specialgelehrten



Reconstruirtes Pfahldorf im Züricher See.

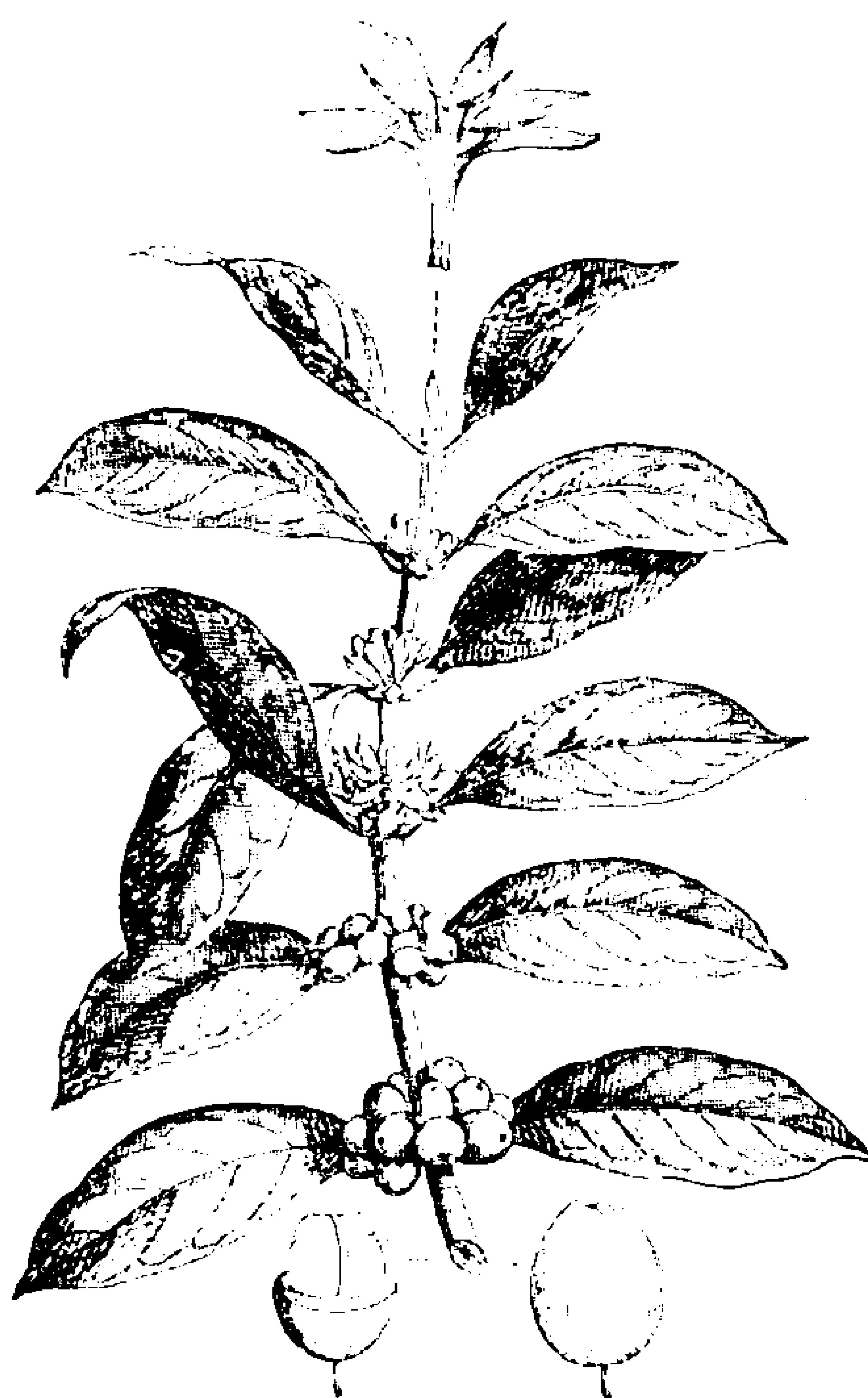
und Fachmännern, welcher sich mit der Aufgabe zu beschäftigen hat, zu untersuchen. wieviel von dem Inhalt jener Millionen Bände nothwendig ist für die Kenntniß unserer Volkskreise. Die weisen Männer werden nun Buch für Buch prüfen. Zu-



Benutzung des Kehlkopfspiegels.

nächst werden sie Alles, was in diesen Büchern als geschehene Thatsache gemeldet ist, auf seine Richtigkeit prüfen und alles Falsche, soweit es sich als solches nachweisen läßt, unnachsichtig ausscheiden. Hierdurch geht schon, fast könnte man darauf wetten, mindestens die Hälfte des Inhalts aller Bücher in die Rumpelkammer. Nun wird

weiter untersucht, ob es nöthig ist, daß wir die ganze ungeheuere Menge wahrer Thatsachen kennen lernen müssen. Da zeigt es sich denn, daß dies durchaus nicht der Fall ist und daß wir mit dem hundertsten, ja mit dem zehntausendsten Theile vollkommen im Stande sind, uns ein klares Bild über die Entwickelung des Menschengeschlechts in Geschichte, Cultur, Religion und Wissenschaft zu bilden. Somit wird schließlich dieser Kreis von wissenschaftlichen Autoritäten uns als die Quintessenz, als eine Art Extract der Gesammtfülle menschlicher Kenntniß ein Material überliefern, das sich in einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Bänden drucken läßt.



Coffea arabica (Kaffeebaum.)

Nichts ist natürlicher, als daß wir uns, von dem inneren Drange nach Kenntniß beseelt, sofort daran machen werden, diese Summe geistigen Materials aufzuzeichnen und durch den Druck zu vervielfältigen. Dies ist denn auch geschehen, und es liegt uns gerade gegenwärtig in der soeben vollendeten, aus 16 Prachtbänden bestehenden vierten Auflage von Meyers Conversations-Lexikon eine solche Bibliothek, im kleinsten Raum vor. Jedermann weiß, daß dieses berühmte Werk sich schon seit einem halben Jahrhundert der allgemeinen Gunst erfreut, und daß das Erscheinen einer neuen Auflage von Meyers Conversations-Lexikon etwa gleichbedeutend ist mit der Herausgabe einer ganz neuen Bibliothek des menschlichen Wissens von mindestens hundert Prachtbänden gewöhnlicher Art.

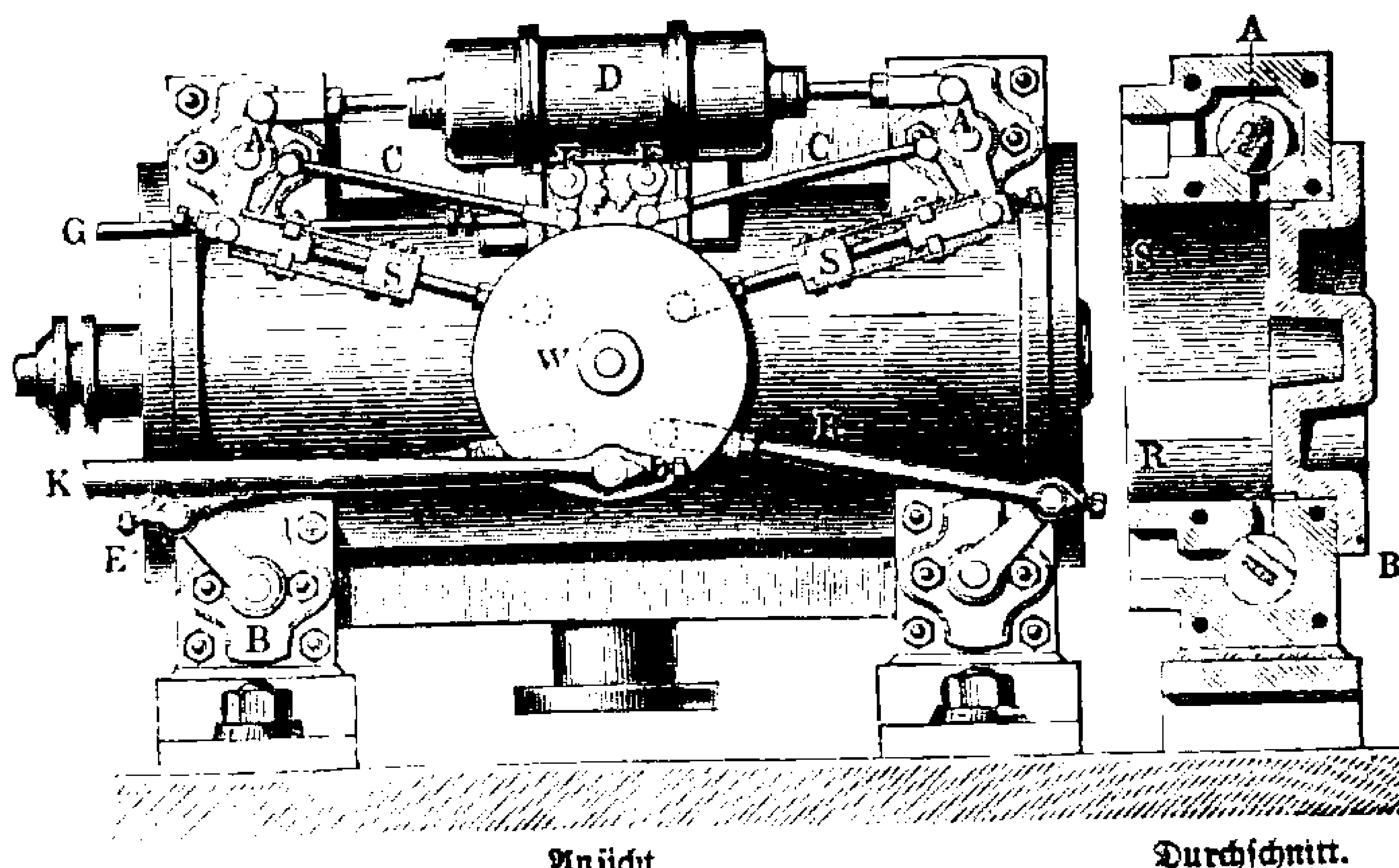


Landsknecht-Profoß.

Das Bibliographische Institut in Leipzig, welches dieses Hauptwerk seines Verlages unausgesetzt mit äußerster Sorgfalt hegt und pflegt, hat das große Kunststück verstanden, diesen gewaltigen Inhalt in 16 Prachtbänden unterzubringen, deren jeder einige tausend Druckspalten zu je 70 Zeilen enthält. Außerdem enthält das Werk 3600 in den Text eingedruckte Illustrationen und nicht weniger als 550 große, künstlerische Karten und Illustrationsbeilagen, darunter allein 80 Tafeln in vielfarbigem Aquarelldruck. Dies ist reichlich soviel Inhalt, als etwa hundert Einzelbände, jeder zu 400 Druckseiten à 50 Zeilen, nebst 30—40 Textillustrationen und 5—6 in Schwarz und Farbendruck ausgeführten Tafelbeilagen enthalten würden. Alles ist ganz neu hergestellt, Text und Bilderschmuck entsprechen dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft und den höchsten Anforderungen der modernen Technik. Der Druck ist scharf, das Pa ier ist fest und holzfrei, der Einband ist gediegen. Dennoch ist der Ladenpreis

eines jeden dieser 16 Bände auf nur 10 Mk. angesetzt, während er etwa den 3—4fachen Werth nach gewissenhafter Schätzung besitzt.

Diese „Bibliothek im kleinsten Raume“, wie wir Meyers Conversations-Lexikon mit vollem Recht nennen können, ist, wie schon bemerkt, dem deutschen Volke



Ansicht. Durchschnitt.

Corlißmaschine. Neuerung von Spencer und Inglis.

auch in ihren früheren Auflagen ein treuer Freund und Rathgeber gewesen. Sie hat uns auf jede Frage, die wir an sie richten mochten, stets eine ehrliche, offene, verständliche und verständige Antwort gegeben, wie uns eine solche ein aus mehreren hundert Fachgelehrten zusammengesetzter Kreis der ersten Autoritäten der Welt nach reiflichster Ueberlegung und Berathung nicht besser zu geben vermag. Diese Antwort hat uns Meyers Conversations-Lexikon sofort nach einer Minute des Nachschlagens ertheilt, dann haben wir diese „gedruckte Akademie der Künste und Wissenschaften“ wieder still bei Seite gestellt auf das bescheidene Bücherbrett, bis unsere nächste Frage von Neuem ihren sprudelnden Born der Kenntniß emporsteigen ließ.



Plan von Cherbourg.

Der große Vorzug von Meyers Conversations-Lexikon, besonders auch wieder in der jetzigen neuen vierten Auflage, besteht darin, daß in dem ganzen Riesenwerke eine überaus wohlthuende Unparteilichkeit und Einheitlichkeit der Anschauungen herrscht. Kein Zweig des Wissens drängt sich vor mit seinen Lehren, alle insgesammt spiegeln in harmonischer Vereinigung und Verbrüderung den heutigen neuesten Stand des menschlichen Wissens ab. Das Werk könnte in die Sprachen aller Culturländer der Welt übersetzt werden: es würde alsdann von jeder Nation als ein hohes geistiges Eigenthum verehrt werden.

Eine neue Schiller-Biographie.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor, o. ö. Professor an der Universität in Wien. Erster Band: Schwäbische Heimatjahre. Berlin, Weidmann.

Es gab eine Zeit, in welcher Schiller unter unseren klassischen Dichtern der am meisten gelesene und auch der mit Vorliebe biographisch behandelte war; die großen Umrisse seines an überraschenden und anziehenden Ereignissen reichen Lebensganges waren damals jedem Secundaner geläufig. In den letztvergangenen Jahren scheint nicht nur die Lectüre seiner Werke etwas zurückgetreten zu sein, sondern auch die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung seines Entwicklungsganges hielt mit dem eifrigen und vielseitigen Studium, welches vielen seiner Zeitgenossen gewidmet ist, nicht Schritt. Es giebt eine Masse älterer Schillerbiographien, von dem ehrwürdigen Hoffmeister-Viehoff bis zu dem wohlmeinenden Schwab und dem rhetorisch gefärbten Palleske. Aber es gab bis vor kurzer Zeit kein Werk, welches die immer noch wachsende Masse des Quellenmaterials nach neuen Gesichtspunkten verwerthete, welches die persönliche Lebensentwicklung Schillers in Beziehung zu seinen näher und ferner stehenden Zeitgenossen und zugleich seine literarische Entwicklung innerhalb der Literatur seiner Zeit auch nur annähernd so gründlich und klar darstellte, wie es z. B. für Herder durch Haym, für Klopstock durch Muncker, für Lessing durch Erich Schmidt geschehen ist. Ja wer sich etwa als Lehrer eingehend über Schillers Leben und Werke orientiren wollte, der konnte mit Scham und Unwillen erfüllt werden über die Lückenhaftigkeit und die geringe Uebersichtlichkeit der biographischen Angaben sowie über die Seichtigkeit der oft die urältesten ästhetischen Anschauungen geschmacklos wiederkäuenden Urtheile, die über Schillers Gedichte, Dramen und Prosaschriften in verbreiteten Büchern und in Journalartikeln zu lesen waren.

Minors Werk hilft diesen Mängeln ab. Es beruht auf den gründlichsten Studien der Quellen; nicht nur Schillers Werke und die Nachrichten über sein Leben, sondern auch die Fäden, die ihn mit den Zeitgenossen persönlich und literarisch verknüpften, sind aufs genaueste durchforscht und die Entwicklung seines Geistes im Zusammenhange mit der politischen und Culturgeschichte seines Landes und seiner Zeit dargestellt. Der Umstand, daß der Verfasser den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, der ihn vier Jahre lang beschäftigte, gleichzeitig in akademischen Vorlesungen und Uebungen behandelt hat, hat ihm reiche Gelegenheit geboten, alle einzelnen Sätze durchzudenken und die Darstellung bei aller Reichhaltigkeit klar und durchsichtig zu gestalten. Dem philologischen Bedürfniß dienen die höchst exact gegebenen Literaturnachweise, welche — ohne den Zusammenhang der Lectüre für denjenigen Leser, der nur die Resultate dankbar aufnehmen will, zu unterbrechen — am Schlusse des Bandes hinzugefügt sind.

Auch wer über Schiller einigermaßen orientirt zu sein glaubt, wird von neuen Nachweisen oder von den neuen Gesichtspunkten der Behandlung überrascht werden. Mit besonderer Sorgfalt ist z. B. die Grundlage, die Schillers philosophische Anschauungen schon auf der Karlsschule erhielten, bis in ihre Ursprünge zurück verfolgt; sein mehr psychologischer als physiologischer Standpunkt in der medicinischen Wissenschaft aus seiner Vorbildung erklärt; die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit den damaligen Literaturverhältnissen in Verbindung gebracht, sowie andererseits der Einfluß der dichterischen Vorbilder, die in der Abgeschlossenheit seines Jugendlebens um so mächtiger auf ihn wirkten, sehr klar und vollständig nachgewiesen. Auch die Persönlichkeit des württembergischen Herzogs Karl Eugen und seine Umgebung ist objectiver und unparteiischer geschildert, als es bisher in irgend einem dem Referenten bekannten Werke geschehen ist. Die Analyse einzelner lyrischer Jugendgedichte (z. B. der „Leichenfantasie" (S. 181), sowie der „Räuber" verdient volle Anerkennung. Weiter freilich, als bis zu diesem vielbesprochenen, hier aber doch in allseitig neue Beleuchtung gerückten Erstlingsdrama des Dichters wird der Leser für jetzt nicht geführt; der 591 große Octavseiten starke Band bricht mit Schillers Flucht nach Mannheim ab. Möchte uns die Schilderung der späteren, für unsere Bildung noch weit wichtigeren Entwicklung Schillers aus der Meisterhand des Verfassers nicht allzu lange vorenthalten bleiben!

Gleichzeitig mit Minor haben noch zwei andere Forscher es unternommen, die oben geschilderte Lücke in unserer Literatur durch eine eingehende Biographie Schillers auszu-

füllen; schon 1888 erschien der erste Band des „Schiller“ von O. Brahm, (Berlin, W. Hertz), in gedrängterer, aber durchweg geistvoller und anregender Darstellung bis zu Schillers Abschied aus Mannheim reichend; und soeben ist auch die zweite Lieferung der Schillerbiographie von Weltrich (Stuttgart, Cotta) ausgegeben worden, die uns bis zu dem gleichen Lebensabschnitt des Dichters führt, wie der erste Band Minors.

Ich halte es für keinen Schaden, daß die schwierige und lohnende Aufgabe zu gleicher Zeit von verschiedenen Arbeitern, von jedem in seiner Weise, in Angriff genommen wird. Möchte nur der Aufwand von selbstloser und hingebender Bemühung — die bei allen sonst vorhandenen Verschiedenheiten in allen diesen drei Schillerbiographien deutlich zu erkennen ist — auch einer entsprechenden Theilnahme der gebildeten deutschen Lesewelt begegnen! dr.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. Von Heinrich Welzhofer. Gotha, Fr. A. Perthes.

Bei der jetzt vorhandenen großen Anzahl nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch gemeinfaßlicher Werke über griechische Geschichte existirte für das vorliegende Buch gerade kein dringendes Bedürfniß. Und in der That ist der Zweck desselben nicht recht ersichtlich, wenngleich in ihm manche Verhältnisse richtiger und anschaulicher dargestellt sind als in anderen griechischen Geschichten, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt sind: denn zu diesen gehört Welzhofers Buch. In einem Punkte aber unterscheidet es sich ganz besonders von seinen Vorgängern, allerdings kaum zu seinem Vortheil, nämlich in der Stellung der heutigen wissenschaftlichen Forschung gegenüber. Diese muß sich die schärfsten Angriffe und Vorwürfe gefallen lassen. „Aber freilich, die ätzende Kritik unseres gegenwärtigen Zeitalters hat Theseus' strahlendes Bild gänzlich aus den Gedenkblättern der Vergangenheit entfernt, und mit Widerstreben muß sich jetzt der Wiedererzähler der alten Geschichten entschließen, an einem fesselnden Stoffe mit Stillschweigen vorüberzugehen,“ heißt es auf Seite 63. Klingt das nicht, als ob es des Historikers Aufgabe wäre, nur interessante Dinge vorzuführen und nicht vielmehr die Ereignisse und Zustände so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit oder der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach waren? Daß Lykurg nicht gelebt habe, daß die ihm zugeschriebene Gesetzgebung durchaus erfunden sei, ist freilich noch nicht erwiesen; trotzdem durfte aber die Forschung, welche zu einem derartigen Resultate gelangte, nicht „mit einem mitleidigen Lächeln“ unbeachtet bei Seite gelassen werden. Unser Zeitalter erhält das Beiwort eines skeptischen, weil es, wie Welzhofer sehr richtig annimmt, die Ueberlieferung, daß Lykurg eines natürlichen Todes gestorben, derjenigen vorzieht, nach welcher er durch freiwilligen Hungertod endete. Allem voran aber steht die Behandlung der homerischen Frage. Gerade hier hat die moderne Kritik sich unleugbare Verdienste erworben; trotz der im Einzelnen von einander so abweichenden Ansichten der Forscher über die Entstehung der homerischen Gedichte ist doch heutzutage wenigstens so viel festgestellt, daß die Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt nicht von einem und demselben Dichter Homer verfaßt, sondern daß sie allmählich herangewachsen sind. Nach Welzhofer gewährt natürlich die homerische Frage, welche „die Ehrfurcht gegen den Dichterheros gröblich verletzt hat“, ein betrübendes Bild; sie wird dereinst „als ein Hauptzeichen eines eingetretenen Verfalles der vordem herrlich aufgeblühten Alterthumswissenschaft“ gedeutet werden. Und jener große Gelehrte, welcher den ersten Anstoß zu der modernen Kritik der homerischen Gedichte gegeben hat, wird verdächtigt, daß er sich vom literarischen Ehrgeiz zu seinem Angriff auf Homer und dessen Gedichte habe hinreißen lassen. — Solche Anschauungen, wie die eben dargelegten, sind bisher wohl kaum in einem Werke geäußert worden; sie sind hier um so gefährlicher, als das Buch für ein größeres, nicht streng wissenschaftlich gebildetes Publicum berechnet ist, das nur zu leicht verleitet werden könnte, dieser Herabwürdigung der wahren und echten Forschung Glauben zu schenken. sb.

Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Alterthums. Von O. Schrader. Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Jena, Costenoble.

Das in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinende Buch des Jenaer Gelehrten behandelt einen für Freunde der Vorgeschichte der arischen Völkerstämme außerordentlich interessanten Stoff, indem es, dem Vorgange A. Kuhns und Pictets folgend, die Resultate zusammenzufassen sucht, welche die vergleichende Sprachforschung für die Culturgeschichte jener Vorzeit geliefert hat. Die große fruchtbringende Entwicklung, welche die Linguistik genommen, machte eine neue Sichtung ihrer Ergebnisse mit Bezug auf ihre culturgeschichtliche Seite wünschenswerth. Das Material ist in vier Büchern untergebracht, deren erstes die Geschichte dieser linguistischen „Paläontologie" behandelt. Ein zweites Buch handelt von „Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung." Das dritte bespricht das Auftreten der Metalle, Gold, Silber u. s. w., und unter Anderem die sagenumwobene Gestalt des Schmiedes. Die eigentliche Vorzeit wird in der vierten Abtheilung erörtert, deren vierzehn Capitel Alles umfassen, was wir über Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, Thiere und Pflanzen jener jenseits aller Geschichte liegenden Zeit wissen oder muthmaßen können. Obwohl mancherlei hinzuzufügen wäre, was auf dem weiten Gebiete der zu berücksichtigenden Sprachen dem Verfasser leicht entgehen konnte, so liefert das Buch doch das bisher beste Bild dieser wissenschaftlichen Bestrebungen und wird auch dem Nichtfachmann eine interessante, frische Lectüre sein. Wir wollen es daher der Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums bestens empfehlen. Zu wünschen wäre, daß der Herr Verfasser für „indogermanisch" die Bezeichnung „arisch" wählte.

FB.

Culturbilder aus dem Osten. Von Ferdinand Schiffkorn. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Der Verfasser, ein ehemaliger österreichischer Offizier, hat als Militärgeograph die Länder, deren Cultur er im vorliegenden Buche schildert, auf seinen vieljährigen Wanderungen durch dieselben zu Pferde, zu Wagen, meist jedoch zu Fuß gründlich kennen gelernt und in gleichem Maße Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse der oberen Zehntausend wie die Denkart und Lebensweise des niederen Volkes eingehend zu studiren. Die Bilder, die er von den politischen und culturellen Zuständen in Ungarn und Rumänien entwirft, machen einen recht unerfreulichen Eindruck und sind wohl geeignet, zum Nachdenken über die weitere Entwicklung jener Länder anzuregen; denn wenn auch seine Schilderungen zum Theile sich auf vergangene Epochen beziehen, so haben sie doch der Hauptsache nach auch für heute noch volle Gültigkeit. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat durchaus nicht die Lage des Volkes gebessert und nichts an der Thatsache geändert, daß es nur zwei Klassen giebt: den herrschenden, das Volk ausbeutenden Adel, welcher mit dem Firniß blasirter Pariser Bildung die innere Gefühlsrohheit und Uncultur zu übertünchen pflegt, und welchem raffinirter Genuß und maßlose Verschwendung Lebensbedingungen sind, und eine gedrückte, geknechtete Menschenklasse, die sich den nothdürftigen Lebensunterhalt in täglichem Kampfe mit erlaubten und unerlaubten Mitteln mühsam erkämpfen muß. Bei dem Mangel jedes Sinnes für Wirthschaftlichkeit, Ordnung und Arbeit, bei der zügellosen Leidenschaftlichkeit des magyarischen Adels ist es kein Wunder, daß unglaubliche Mißstände im Rechtswesen und in der Comitatswirthschaft einreißen konnten, und daß das Räuberhandwerk noch immer, nicht nur von armen Csikos, sondern auch von Edelleuten gelegentlich ausgeübt wird. Aus den von Schiffkorn gegebenen Schilderungen erkennt man klar, daß dieser verlotterten Wirthschaft einzig nur das von den Magyaren angefeindete deutsche Element allmählich ein Ende machen kann, daß nur von der deutschen Arbeit und deutschen Wirthschaftlichkeit Rettung des Landes zu erwarten ist.

In Rumänien hat bereits die Thätigkeit König Carols segensreiche Früchte getragen; das widerstrebende, angefaulte Bojarenthum ist in sicherer Zersetzung begriffen, und aus diesem Moder wird unzweifelhaft neues, frisches Leben erblühen.

Der Verfasser hat seine Schilderungen in novellistische Form gekleidet, um sie dadurch weiteren Kreisen des Publicums annehmbarer zu machen; wir dürfen ihm wohl glauben, daß die innere Wahrheit derselben durch die kunstvolle Form nicht beeinträchtigt worden ist; wir haben nur

an einer Stelle — bei dem sentimentalen Schlusse der Novelle „Der Esikos" — die Empfindung gehabt, als ob hier der Ethnograph zu Gunsten des Novellisten zurückgetreten sei. — Jedenfalls wäre es zweckmäßig gewesen, durch einen Zusatz zu dem Titel des Buches den Charakter desselben genauer zu bezeichnen und das Publicum dadurch zum Erwerbe eines Werkes nachdrücklicher zu veranlassen, das ihm in gleichem Maße Belehrung wie fesselnde Unterhaltung gewährt; wir können das Buch aus vollster Ueberzeugung empfehlen.
O. W.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Von Dr. H. Pröhle. Potsdam, A. Stein.

Die hier gesammelten Aufsätze sind theils Bearbeitungen von schon bekanntem Material, theils bringen sie auch manche interessante Thatsachen neu zur Kenntniß; selbst so oft besprochene Themata wie die Entstehung und Wirkung von „Hermann und Dorothea" und „Lenore" erscheinen in neuer Beleuchtung. Die eigenen Urtheile des Verfassers freilich (namentlich über Bürger) sind mit Vorsicht aufzunehmen; wenn irgendwo, so gilt wohl hier der Satz: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn!" Angefügt sind Briefe, die der Braunschweigische Offizier Knesebeck 1792—98 aus dem Felde an Gleim geschrieben hat. E.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebuck).

Ein treffliches Buch, geschrieben „um der Wahrheit und um der Liebe willen." Mit einer Einfachheit, Offenheit und Duldsamkeit, wie sie nur solch edlen Bestrebungen entströmen können und um so wohlthuender wirken, je seltener sie bei religiösen Erörterungen wirklich gefunden werden, behandelt es die Grundfragen unseres Seins; und wenn es auch kaum im Stande sein dürfte, den Ungläubigen zu bekehren oder auch nur dem denkenden Gläubigen den eigenen Kampf um die Weltanschauung zu ersparen, so liefert es ihm doch für diesen Kampf gute und ehrliche Schutz- und Trutzwaffen. Mit den grundlegenden Dogmen des Christenthums ist freilich der Standpunkt des Verfassers kaum mehr vereinbar.
S.

Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Von Karl Schmidt. 4. Auflage, bearbeitet von Emanuel Hannak. Bd. I. 2. Halbband. Cöthen, Schettlers Erben.

Mit diesem Halbbande kommt die neue Ausgabe vorläufig zum Abschluß. Das günstige Urtheil, welches über den ersten Halbband gefällt wurde (Heft 143), kann hier wiederholt werden; ja dieser Theil dürfte noch mehr Leser finden, da Griechen und Römer uns näher liegen als die orientalischen Völker. Allgemein verständlich und doch gründlich behandelt Hannak nicht nur die praktische Erziehung, sondern führt uns auch die Ansichten der großen Philosophen des Alterthums über diesen Gegenstand vor. Je brennender heute die Schulfrage geworden ist, desto mehr verdient dieses Werk die Beachtung Aller, welche sich ein eigenes, wissenschaftlich begründetes Urtheil über die Erziehung bilden wollen.
R. J.

Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prairien und Felsengebirge der Union. Von Rudolph Cronau. Mit 1 Farbenbilde, 7 Lichtdrucken und zahlreichen Textillustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers u. A. Braunschweig, Oscar Löbbecke.

Der schon durch seine früheren Werke, die ebenfalls Selbsterlebtes behandeln, wohlbekannte Verfasser, der hier die neue Welt naturgetreu schildert, erschließt uns wirklich eine ganz neue Welt, indem er uns Einblicke thun läßt in die interessantesten Phasen des Entwicklungsgangs dieses Wunder- und Werdelandes. Manches wird uns anders dargestellt, als wir es bisher gehört haben. Daß uns so mancher Irrthum, in dem wir uns bisher befunden, benommen wird, ist ein Hauptverdienst Cronaus, wie es ähnlich schon in seinen früheren Werken zu Tage getreten ist. Das Buch wird somit von jedem Gebildeten mit Theilnahme und Spannung gelesen werden. Auch Künstlern bietet sich vieles Neue darin; ist doch der ferne Westen noch so reich an nicht verbrauchten Sujets, überwältigend in Form und Farbe. Wir empfehlen das Buch als werthvolles Geschenk auch für die reifere Jugend.

Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von Dr. Hermann Stohn. Leipzig, Gustav Engel.

Im Princip bekennen wir uns zwar nicht zu der Anschauung, daß auf litera-

rischem Gebiet eine Unterscheidung nach den Geschlechtern, also eine besondere Bearbeitung für Frauen nothwendig wäre, aber abgesehen hiervon finden wir, daß das uns vorliegende Werk, welches bereits in dritter Auflage und durch einen zweiten Band vervollständigt erscheint, sehr geschickt zusammengestellt ist. Es bietet Belehrung und Anregung in einer stilistisch schönen Form, trägt zum Verständniß unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller bei und erweckt durch die eingestreuten Proben die Lust, sich eingehender mit ihren Werken zu beschäftigen. Bei Beurtheilung unserer neuesten literarischen Richtung geht Stohn allerdings von einem recht einseitigen Gesichtspunkt aus; der Aufsatz über „das jüngste Deutschland," bei welcher Gelegenheit er sich auch über Ibsen, Tolstoj, Zola ausspricht, ist jedenfalls der schwächste des ganzen Werkes. mz.

Die hauswirthschaftliche Unterweisung armer Mädchen. Von Kalle und Kampe. Wiesbaden, Bergmann.

Das Buch ist auf Veranlassung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit geschrieben worden, der wiederum auf die Anregung der Kaiserin Augusta hin eine kurze Beschreibung der schon bestehenden Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen verlangte. Da der Gegenstand von hoher Bedeutung für das Familienleben und somit auch für das Gesammtwohl der Arbeiterbevölkerung ist, so wird das Buch nicht bloß in den Kreisen des deutschen Frauenvereins Leser finden. R. J.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel.

Das Werk, dessen erste Lieferungen wir schon sehr günstig beurtheilen konnten, liegt jetzt abgeschlossen vor. In fesselnder Weise erzählt uns der Verfasser das Leben Moltkes bis zum 70jährigen Dienstjubiläum und bringt auch einige neue, zum Theil recht wichtige Mittheilungen aus dem Munde des Feldmarschalls selbst. Während wir so dem Texte uneingeschränktes Lob spenden können, sind wir mit den Illustrationen der letzten Lieferungen weniger zufrieden. R. J.

Das Leben Mirabeaus. Von Alfred Stern. 2 Bände. Berlin, Siegfried Cronbach.

Der Verfasser hat mit berufener Feder den Lebensgang eines Mannes dargestellt, der immer, besonders aber in einem Jahre Beachtung für sich beanspruchen mußte, wo unsere Nachbarn im Westen sich anschickten, eine großartige Centennarfeier der Revolution von 1789 ins Werk zu setzen. Das vorliegende Buch enthält keine flüchtige Tagesliteratur, sondern es ist durchweg wissenschaftlich; die vorgeführten Resultate sind aufgebaut auf den Errungenschaften der Forschung und darüber hinaus namentlich auf der selbständigen Benutzung von Archivalien, gleichzeitigen Tagesberichten, Briefen u. s. w., die vielfach in Paris und anderen Städten sich zerstreut vorfinden. Die Arbeit war demnach wahrlich keine leichte. — Der Inhalt gliedert sich sachgemäß in zwei Theile, von denen der erste das Leben Mirabeaus vor der Revolution und demgemäß mehr persönliche Verhältnisse und Familiengeschichte behandelt. Der zweite Band zeigt uns Mirabeau als den Anhänger, ja theilweisen Mitbegründer der sich entwickelnden Revolution, bald aber als den Wortführer und Leiter der Bewegung besonders in dem Zeitpunkte, als er den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung besteigt, eine Erscheinung, die sich den Zeitgenossen mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt hat. Mirabeau erlebte den Augenblick nicht mehr, da die anfangs gemäßigte Bewegung anhub, über Blut und Leichen ihren Weg zu nehmen; man möchte sagen, daß er sich den Augenblick seines Todes gewählt habe, sagte ein Journalist bei seiner Begräbnißfeier. Viel Neues, Wahres und Beherzigenswerthes wird in diesem Werke nicht bloß dem Laien, sondern vor Allem dem Historiker von Fach mitgetheilt. Allerdings zu voller Klarheit, wie der Verfasser selbst offen eingesteht, können wir bei einem so labyrinthisch verschlungenen Lebensgange nicht geführt worden, abgesehen von dem unlösbaren psychologischen Problem, „wie sich so viel Monstrosität des Menschlichen mit so viel politischem Genius verbinden konnte." — Druck und Ausstattung des Werkes sind gut. Wd.

Lebensbilder. Von Thekla v. Gumpert. Gotha, F. A. Perthes.

Die geschätzte Schriftstellerin, deren Jugendschriften bereits mehreren Generationen Belehrung und Unterhaltung gewährt haben, veröffentlicht diesmal ein Bändchen, in welchem sie sich an die Erwachsenen wendet. Vierzig Jahre lang lag dasselbe als Manuscript in ihrem Schreibtisch. Aufrichtig gestanden hätten

wir gewünscht, daß es niemals aus diesem hervorgesucht worden wäre. Der Ruf der verehrten Verfasserin ist sehr wohl begründet; wozu ihn durch Veöffentlichung eines Jugendwerkes gefährden, da, wie die Thatsachen beweisen, sie später selbst zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihr Talent sie auf ein anderes Gebiet hinweist! mz.

„Ein moderner Catilina“, Roman in drei Büchern aus der Regierungszeit des Czaren Alexander II. von Alexander Olinda. 3 Bände. Mannheim, F. Remnich.

Dem Roman wird ein „Geleitsbrief“ vorangeschickt, der des Autors Ansichten über russische Zustände berichtet — wir verwahren uns zunächst dagegen, daß unser Stillschweigen hierüber als Zustimmung gelten könnte. Wir haben es hier ausschließlich mit einem dichterischen Product Olindas zu thun, von dem uns der „Geleitsbrief“ versichert, daß seine Schilderungen genau der Wirklichkeit angepaßt sind, die Begebenheiten zum größten Theil auf wirklichen Geschehnissen beruhen. Hierin mag der Hauptwerth des Romans gefunden werden, der außerdem genug „Spannendes“ enthält, um jeden der Colportage-Romantik zugeneigten Geschmack vollauf zu befriedigen. Wir gestehen dem Autor auch das für den Romanschriftsteller wesentliche Talent, Fäden zu schlingen und zu lösen, willig zu; das ist aber auch Alles, was wir zu seinem Lobe sagen können.

A. W.

Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die Grasberger'schen Novellen lehren uns reife und tüchtige Menschen kennen in einer Umgebung, die durch lebendiges, farbensattes Colorit anmuthet, das der Verfasser, ein treuer, warmblütiger Sohn der Tiroler Berge, überall trefflich darzustellen vermag. Schlimm ist nur, daß die allermeisten dieser Erzählungen eine sehr nahe innere Verwandtschaft aufweisen; fast überall begegnet ein weltfremd oder weltmüde gewordener Mann zufällig einem naturfrischen, sittlich hochstehenden Mädchen; er verliebt sich sofort, sie liebt ihn wieder, und eine fröhliche Hochzeit ist das Ende. So wirken die Erzählungen, in einer größeren Sammlung vereinigt, etwas monoton; aber eine empfehlenswerthe Lectüre bleiben sie dennoch.

A. W.

Die weiße Frau. Von Franz Lienhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Viel Phantasie, viel Schwung und — Ueberschwänglichkeit; viel tief Gedachtes, viel richtig Erkanntes und — viel Excentricität enthält das Buch, Alles in Allem Bürgschaft gewährend, daß es einen geistig hochstehenden Autor hat. Aber, warum ist es eigentlich geschrieben? Was verkündet und lehrt es? Wir können diese Fragen nicht unterdrücken, weil es uns bedauerlich erscheint, ein so tüchtiges Talent, wie Fritz Lienhard zweifellos offenbart, sich zwecklosen Aufgaben zuwenden zu sehen. Die ewige Sehnsucht und die ewige Enttäuschung abermals unter Beweis zu stellen, dafür bedarf es solch ernster Gedankenarbeit wahrlich nicht, wie der Verfasser aufgewandt hat.

A. W.

Episode Hopkins. Zu spät. Zwei Studien von G. Reuter. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Zwei tüchtige, interessante Arbeiten bergen sich unter den genannten Titeln. Der Autor nennt sie „Studien“ und will hierdurch wohl betonen, daß er den Gedankenwerth seiner Dichtungen als maßgebende Hauptsache betrachtet. So willkürlich ist aber nicht zu schalten im Gebiete der Dichtkunst; die „Studien“ sind in ein der novellistischen Form entsprechendes Gewand gehüllt, so daß wir sie auch als Novellen zu beurtheilen haben und so rückhaltslos wir deren psychologische Vertiefung anerkennen, so unumwunden müssen wir die Schwerfälligkeit im Gange der Handlung, besonders in der „Episode Hopkins“, als die dichterische Wirkung beeinträchtigend hervorheben.

A. W.

Robert Elsmere. Roman aus dem Englischen von Mrs. Humphry Ward. Deutsch von Therese Leo. Berlin, J. H. Schorer.

Der Roman, welcher in England und Amerika den außergewöhnlichsten Erfolg errungen und einen lebhaften Wiederstreit der Meinungen hervorgerufen hat, verdient in der uns vorliegenden tadelfreien Uebersetzung auch in Deutschland mehr bekannt zu werden. Man sollte sich von den dickleibigen zwei Bänden nicht zurückschrecken lassen, — allerdings ist die weitschweifige Ausführlichkeit nicht nach Jedermanns Geschmack, aber wer sich hindurchliest, wird

belohnt durch Charakterschilderungen voll psychologischer Lebenswahrheit: denn das eigentlich Romanhafte des Werkes ist an sich schon interessant genug. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung aber liegt in der in demselben enthaltenen religiösen Tendenz. Freilich die Mucker und Frommen im Lande werden über Ketzerei schreien, doch für diejenigen, welche der Ueberzeugung sind, daß die Leuchte der freien Forschung überall eindringen soll, ist es ein wahres Erbauungsbuch.

Die neue Brüderschaft Jesu, welche Robert Elsmere gegründet hat und in welcher ein von allem Formenwesen befreites, wahrhaft ideales Christenthum geübt wird, hat zwar durch den Tod ihres Stifters ihre beste Kraft verloren, doch wollen wir mit Mrs. Ward hoffen, daß sie trotzdem noch fortbesteht und weiter wächst. Denn das, was ein erleuchteter Geist geschaffen, kann niemals ganz vergehen; die ausgestreute Saat geht doch einmal auf und trägt Früchte, wenn auch erst künftige Generationen die Ernte heimbringen. mz.

Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

Der Roman ist das Werk eines bisher noch unbekannten Verfassers, für welchen durch diese erste literarische Production unser lebhaftes Interesse rege geworden ist. Er behandelt den Conflict der Liebe eines jungen Mannes zu einer verheiratheten Frau, welchen er zu Gunsten der bürgerlichen Moral löst, — eine Lösung, die unseren Realisten modernsten Schlages nicht zusagen wird, und doch ist der Roman realistisch im besten Sinne, er schildert den Ernst des menschlichen Lebens ohne Schönfärberei und ohne Pruderie, ohne aber in Schlüpfrigkeit auszuarten. Der Inhalt ist in Kurzem folgender: Ein begabter junger Mann aus guter Familie liebt die junge, wunderschöne Frau seines Vormunds, eines höchst achtungswerthen, etwas beschränkten alten Mannes, der eine hohe Beamtenstellung bekleidet. Der junge Mann kämpft machtvoll gegen die unselige Leidenschaft, während die Frau, die zum ersten Male das beglückende Gefühl der Liebe an sich erfährt, in ihrer Weltunerfahrenheit und bei der Indolenz ihres Charakters Alles um sich her, alle Fesseln, die sie binden, vergißt und nur von dem einen drängenden Wunsche beherrscht wird, den Geliebten ganz zu besitzen, ihm allein anzugehören. Alle guten Vorsätze des Mannes, alle Warnungen von Freunden, die flehentlichen Bitten einer zärtlich-geliebten Mutter werden wirkungslos gegenüber der Leidenschaft der Geliebten, sie wird sein Weib, noch ehe die Scheidung von dem ersten Manne vollzogen ist, und damit wird sie zu seinem Verhängniß. Die schiefe Lage, in welche er in der Gesellschaft durch sein illegitimes Verhältniß geräth, macht sich ihm auf die drückendste Art fühlbar, die Mißstimmung wirkt lähmend auf seine Berufsthätigkeit, Geldsorgen und Entbehrungen stellen sich ein, und auf den Liebesrausch folgt die trostloseste Ernüchterung. Der Mann glaubt für das Deficit dieses Lebens keine andere Lösung zu finden als die Selbstvernichtung; mit dem frei gewählten Tod büßt er seine Schuld. Auch die Frau sühnt ihre Verirrung mit dem Leben: sie stirbt bei der Geburt ihres Kindes. Neben diesen beiden Helden des Romans schildert der Verfasser noch eine Menge Nebenfiguren, die uns gleich sehr interessiren, weil eine jede von ihnen eine eigenartige Individualität hat; — einen Einwand haben wir aber doch zu machen: Polenz wird oft gar zu lehrhaft, es ist in seinem Buche von allen möglichen Dingen, die zu der Handlung kaum noch im Zusammenhang stehen, die Rede, und wenn wir auch seinen Ausführungen mit voller Antheilnahme folgen, schließlich wird man des trockenen Tones satt. Es sind dies kleine technische Mängel, welche noch eine gewisse Unbehülflichkeit des Anfängers verrathen, die sich bei größerer Routine verlieren werden; wir sind sehr gespannt auf die Weiterentwicklung seines Talents, von dem wir viel Gutes erwarten, und empfehlen den Roman „Sühne" der Beachtung des Publicums; er überragt das Durchschnittsmaß unserer Romanproductionen um ein Beträchtliches. mz.

Agnes Bernauer. Historisches Volksschauspiel mit Musik in 5 Acten von Arnold Ott. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Das Geschick der schönen unglücklichen Baderstochter von Augsburg — nach neueren Forschungen soll Agnes Bernauer übrigens bloß eine Magd aus Biberach gewesen sein, die bei einem Bader in Augsburg in Dienst stand — hat eine ganze Reihe dramatischer Bearbeitungen erfahren; wir erinnern nur an die Dramen von Törring (1780), Adolf Böttger (1845), Friedrich Hebbel (1855), Melchior Meyr („Herzog Albrecht" 1854),

Otto Ludwig. Es sind, wie man sieht, nicht unbedeutende Rivalen, mit denen Arnold Ott in die Schranken zu treten gewagt hat; und im Ganzen hat er mit Ehren bestanden. Wir wollen hier unerörtert lassen, wie viel etwa der Dichter seinen Vorgängern verdankt und inwiefern er, sich selbst unbewußt, unter dem Banne derselben gestanden hat; dagegen müssen wir die auffällige Abhängigkeit von einem gewaltigeren Meister, die sich jedem Leser unwiderstehlich aufdrängen wird, constatiren: es ist kein Geringerer als Goethe, dessen Gretchen Modell zu Agnes Bernauer gestanden hat; der Verfasser ist vielleicht der Letzte, der dies deutlich empfunden hat und zugeben möchte, aber dies beweist nur die mächtige Herrschaft, welche tief in unser Gemüthsleben eingreifende poetische oder künstlerisch hervorragende Muster auf schwächere Geister wider deren Wissen und Willen ausüben. — Sowohl in den Liebesscenen mit Albrecht, als auch besonders in der Kerkerscene, erinnert uns Agnes Bernauer beständig an Gretchen. Diese Abhängigkeit Ottos von der Goethe-schen Gestalt ist nicht eine allgemeine, sondern erstreckt sich bis auf den Gedankengang, einzelne Wendungen, ja, bis auf Form und Rhythmus; dies gilt ganz besonders von der Kerkerscene. Leider müssen wir aus Raumrücksichten darauf verzichten, Beläge beizubringen. — Neben Goethe hat das Volkslied für Agnes Bernauer reichlich herhalten müssen, und außerdem hat der Dichter für die Liebesscenen im zweiten Act die Mitwirkung der Musik für nothwendig befunden — kurz, man merkt ihm ein gewisses Mißtrauen in seine eigene Kraft bei der Gestaltung der Titelheldin an.

Selbständiger hat sich Ott bei der Charakteristik der männlichen Personen gehalten, die mit energischen Strichen gezeichnet sind. Doch bringt der Schluß des Dramas einen Bruch in den Charakter Herzog Albrechts. Die allzuplötzliche Versöhnung desselben mit seinem Vater an der Leiche der grausam hingemordeten Geliebten erscheint uns nicht nur als eine Abweichung von der historischen, sondern auch als solche von der dramatischen Wahrheit. Wir können an dieselbe nicht glauben, ohne an der wahren Tiefe der Liebe Albrechts zu Agnes und der Größe seines Schmerzes, dem er kurz vorher einen so leidenschaftlichen Ausdruck verliehen, zu zweifeln. Sein Verhältniß zu Agnes gewinnt nach diesem Schlusse für uns den Anschein einer Episode, und der eigentliche Held des Stückes ist Albrecht und der Kern des Dramas die Beziehung zwischen Vater und Sohn, nicht zwischen dem Letzteren und der Geliebten. —

Ein Lob verdienen die lebhaft gehaltenen Volksscenen, in denen an Stelle des Verses die Prosa eingetreten ist. Die Sprache ist zuweilen kraftvoll, der bildliche Ausdruck oft charakteristisch, wenn auch nicht überall geschmackvoll. O. W.

Die weiße Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein). Von Ernst Rauscher. Klagenfurt. Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr.

Das kleine hübsch ausgestattete Büchlein enthält in glatten, fließenden Versen die Erzählung einer alten Klostersage. Die Verse sind so zierlich gedrechselt und flüssig, wie nur möglich, aber sie sind öde und leer, das Ganze ohne Saft und Kraft; derartige abgeleierte Epen sollten nun doch einer abgethanen Epoche angehören.

s. s.

Reisebilder aus vergangener Zeit von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz und Comp.

Die vollendete Seelenharmonie des verstorbenen Dichters fand in allen seinen Werken ihren schönen Ausdruck. Wer einmal etwas von ihm gelesen hatte, ergab sich immer wieder gern dem Zauber der einfachen, innigen, zu Herzen gehenden Poesie, der anmuthigen fein abgerundeten Sprache, der liebenswürdigen Heiterkeit und treuherzigen, oft naiven Erzählung. Stieler war ein feinsinniger Poet, davon legen diese köstlichen Genrebilder neues Zeugniß ab, welche uns in die Poesie einer vergangenen Zeit versetzen und eine Fülle von dichterischer Kraft verrathen und bei aller Anspruchslosigkeit tief empfunden sind. Sie sind so fesselnd geschrieben, daß unser Interesse bis zum Schlusse in Spannung gehalten wird. s. s.

„Faustine" Roman von Silvia Andrea. Glarus, J. Vogel.

Die Verfasserin verräth ein recht beachtenswerthes Talent sich psychologisch zu vertiefen; sowohl in Gedachtem als im Gestalten weist ihr Roman Gelungenes auf. Aber der ungemein schleppende Gang der Handlung, der Mangel eines jeden epischen Schwunges, viele Absonderlichkeiten und Trivialitäten in der Entwicklung der Fabel, lassen den dichterischen Wert des Romanes nur gering erscheinen. A. W.

Neue Novellen. Von Hans Arnold. 2. Auflage. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Die liebenswürdige Verfasserin wird den Leser nie enttäuschen: die flotte Composition, die kühne Situationskomik, die frische, kecke Manier und die drolligen Complicationen finden sich auch hier wieder, wie wir sie so oft schon in Hans Arnolds Novellen belacht haben. Leicht hingeworfen entbehren die Novellen doch nicht der formellen Abrundung; die Charaktere sind in großen Zügen trefflich skizzirt, die Erzählung ist reich an Abwechselungen und spannend. Wer gerne lacht, dem sei das Büchlein bestens empfohlen. ss.

Mary und Marietta, eine Novelle vom Luganer See, von Ernst Pasqué. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Diese etwas lang ausgedehnte Erzählung, die einen nicht eben neuen Stoff (vgl. Ottilie Wildermuth, Marie und Maria), diesmal auf hübsch angelegtem landschaftlichem Hintergrunde ausführt, dürfte für empfindsame Gemüther einige Anziehung besitzen. Ernsteren und strengeren Naturen ist die Lectüre weniger anzurathen. An der spleenigen Mary dürfte man doch zu großen Anstoß nehmen. Um eines zu verrathen: diese blonde Miß hält ihrem „Lebensretter“ Rico vor dem verhängnißvollen heißen Kusse eine wohlgesetzte Rede, die mit den Worten schließt: „Nur einen Ausdruck finde ich für mein Dankgefühl, und alle Mädchenscheu bei Seite setzend, folge ich nur dem Triebe meines dankbaren Herzens ihn unumwunden kund zu geben!“ M.

G. A. Bürgers sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zwei Bände. Berlin, G. Grote.

Der erste Band bezeichnet sich als „Hundertjahrs-Jubelausgabe“, insofern er die Ausgabe von 1789 genau (mit Kopf- und Schlußstücken, sowie Bürgers Portrait nach Fiorillo) in vorzüglicher Ausstattung reproducirt; hinzugefügt sind nur als „Varianten“ die Veränderungen, welche Bürger selbst den Gedichten in der dritten Ausgabe zu geben beabsichtigte. Der zweite Band enthält sämmtliche nachgelassenen, in jener Ausgabe nicht enthalten gewesenen Gedichte Bürgers, darunter ein noch nie gedrucktes, aus den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Manuscripten. Der Anhang enthält knappe, aber scharf orientirende Angaben über Entstehungszeit und ersten Druck jedes Gedichtes, sowie über Anlaß und persönliche Beziehungen. Die Chronologie mehrerer Gedichte ist hier neu bestimmt. So liegen uns hier in der That (S. XV. des zweiten Bandes) Bürgers Gedichte in einer Ausgabe für Bibliophilen vor. Aber die großen Verdienste der mit ausführlichem Lebensabriß des Dichters und mit Erläuterungen versehenen Ausgabe von Sauer in Kürschners deutscher Nationalliteratur werden durch dieselbe nicht verringert. E.

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Band VII: Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

„Glockenspiel“ heißt das erste der in diesem Bande gesammelten Gedichte, und mit Recht hat der liebenswürdige Verfasser der ganzen Sammlung denselben Namen gegeben. Denn gar schöne Töne erklingen in dem Büchlein, lieblich und anmuthig in den „Bildern und Idyllen,“ sowie in den „Liedern,“ ernster schallend und lange im Gemüthe nachhallend in der zweiten Abtheilung „Nachdenkliches und Beschauliches,“ heiter bis zur Ausgelassenheit in den beiden letzten Abtheilungen („Mären, Geschichten und Schwänke“ und „Humor, Burleske und Satire“.) Die Gedanken und Empfindungen sind eben so rein, klar und ansprechend wie in Seidels Prosadichtungen; mannigfaltige Versformen wendet er mit fein gebildetem Geschmack an. Sollen wir aus dem reichen Inhalt des Büchleins Einzelnes hervorheben, das uns besonders gelungen erscheint, so möchten wir unter den ernsten Gedichten das in Terzinen geschriebene „Auf ewig“ S. 68, unter den halb oder ganz humoristischen die alliterirenden Verse auf „die letzte Robbe“ S. 261 namhaft machen. O.

Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Act von Adolf Herzog.

Meerick. Schauspiel in vier Acten von Adolf Herzog. Dresden, E. Pierson.

Der kleine Einacter amüsirt durch manche komische Scenen, die vielleicht recht bühnenkräftig sind und auch nicht ohne eine treffliche Tendenz. Hier und da ist freilich von den dem Bühnendichter erlaubten Freiheiten allzuviel Gebrauch gemacht. Die Sprache ist im Ganzen fließend.

Desselben Verfassers Schauspiel „Meerick“, das sich an Wilkie Collins Roman „Die neue Magdalena“ anlehnt, zeugt von größerer Begabung. Leider ist aber hier der Charakter des Titelhelden nicht scharf genug ausgeprägt und hier und da wirken Uebertreibungen, die der Dichter sich hat zu Schulden kommen lassen, recht

geschmacklos. Jedoch der Aufbau des Dramas ist weit vollendeter wie in dem vorerwähnten Einacter und auch die übrigen durchaus nicht bedeutungslosen Personen des Stückes sind fein durchgeführt und die Sprache ist eine dem ernsten Inhalt durchaus angepaßte.

Es wird uns in dem Schauspiel ein großes Sittengemälde entrollt, das entschieden Interesse einflößen muß. ps.

Märzveilchen. Neue Gedichte von Ernst Röber. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

Die elegante Ausstattung dieser Gedichtsammlung ließ uns anfänglich auf den Gedanken kommen, es verberge sich hier, wie so häufig, unter einer schönen Hülle ein schlechter Kern. Zu unserer Freude wurden wir bald anderen Sinnes. Denn der junge Dichter strebt mit nicht zu leugnendem Talent und glücklicher Volksthümlichkeit nach dem Ziel echten Dichterthums. Er wählt einfache, jedoch herzgewinnende Motive, die er in klangvoll schöner Sprache dem Leser bietet. Nicht durch übergeistreiche Wendungen und Formen will er glänzen, auch betritt er nicht einen der eigentlichen Poesie fernliegenden Boden. Seine Gedichte sind vielmehr dem Leben entnommen; sie schildern Gedanken und Gefühle die wir Alle schon empfunden haben.

Wenn sie auch selbstverständlich nicht gleichwerthig sind, so ist doch kaum eines von ihnen geradezu unbedeutend oder schlecht. ps.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Kaiserin Augusta. Sonderabdruck aus: Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen von F. Bornhak. Berlin, M. Schorss.
Brandes G., F. W. Dostojewski. Ein Essay. (Deutsche literarische Volkshefte No. 3.) Berlin, Brachvogel & Ranft.
Cless, A., Die Menschwerdung. Stuttgart, J. B. Metzler.
Dieffenbach, Ferd., Der französische Einfluss in Deutschland unter Ludwig XIV. u. d. Widerstand der Kurbrandenburg. u. Kursächsischen Politik. Dresden, Ferd. Oehlmann.
Drummond, H., Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Mit 10 Abbildungen. Gotha, Fr. A. Perthes.
Eiche, H., Gedichte. Hamburg, O. Meissner.
Friedlaender, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Sechste, neu bearbeitete u. vermehrte Auflage. III. Theil. Leipzig, S. Hirzel.
Goldschmidt, M., Brennnesseln. Epigrammatisches Unkraut. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.
Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von A. von Roessler u. H. Dietrichs. Lief. 3. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Hissarlik-Ilion. Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Boetticher. 1.—6. December 1889. Mit zwei Plänen. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Jerusalem, W., Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung. Zweite Auflage. Wien. A. Pichlers Ww. & Sohn.
Kalischer, A. Ch., Heinrich Heines Verhältniss zur Religion. Dresden-N., F. Oehlmann.
Kirchhoff, A. Länderkunde von Europa. Lieferung 75—79 Prag, Wien u. Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag.
Liebreich, L., Lebenswege. Drei Erzählungen. Berlin, J. Meidinger.
Lohmann, P., Geschichtsdramen. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.
Memini, Mis. Roman. Autor. Uebers. aus dem Italien. von F. Stegmüller. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. VI. Jahrg. Band 12) Stuttgart, J. Engelhorn.
Müllendorff, E., Erzählungen aus dem Orient. Budapest, G. Grimm.
Neitzel, O., Der Führer durch die Oper. I. Band. Deutsche Opern. Erste Abtheilung. Leipzig. A. G. Liebeskind.
Pfungst, A., Laskaris. Eine Dichtung. Erster Theil. Leipzig, W. Friedrich.
Pröll, K., Sturmvögel. Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder. Zweite verm. Auflage. Berlin, H. Lüstenöder.
— Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dritte verm. Auflage. Berlin, H. Lüstenöder.
Roux, L. C., Die Hiebfechtkunst. Mit 24 Tafeln u. 7 Abbildungen im Text. Zweite verb. Auflage. Jena, Herm. Pohle.
Schaefer, A., Die Examenkneipe. Eine Studentengeschichte. Jena, H. Pohle.
Schaefer, W., Die Unvereinbarkeit des socialist. Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur. Zweite Auflage. Berlin, R. Oppenheim.
Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. III. Band. Zweite un eränderte Aufl. München, R. Oldenbourg.
Türck, H, Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann.
— Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 1. Berlin D. Reimer.
Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins. Herausg. von Herm. Riegel. II. Band. 1888, 1889. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1890er. Frische Füllung. 1890er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Band 53. — Heft 158.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1890.

14. Jahrgang.

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender

Mai 1890.

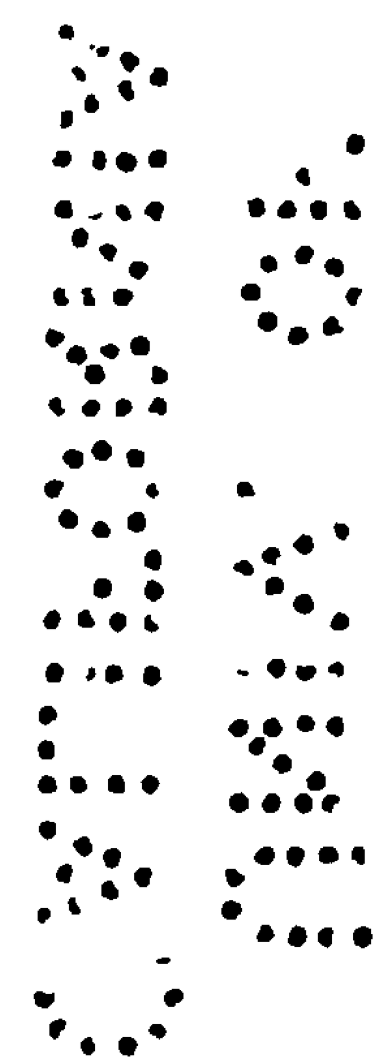
Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Francesco Crispi.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

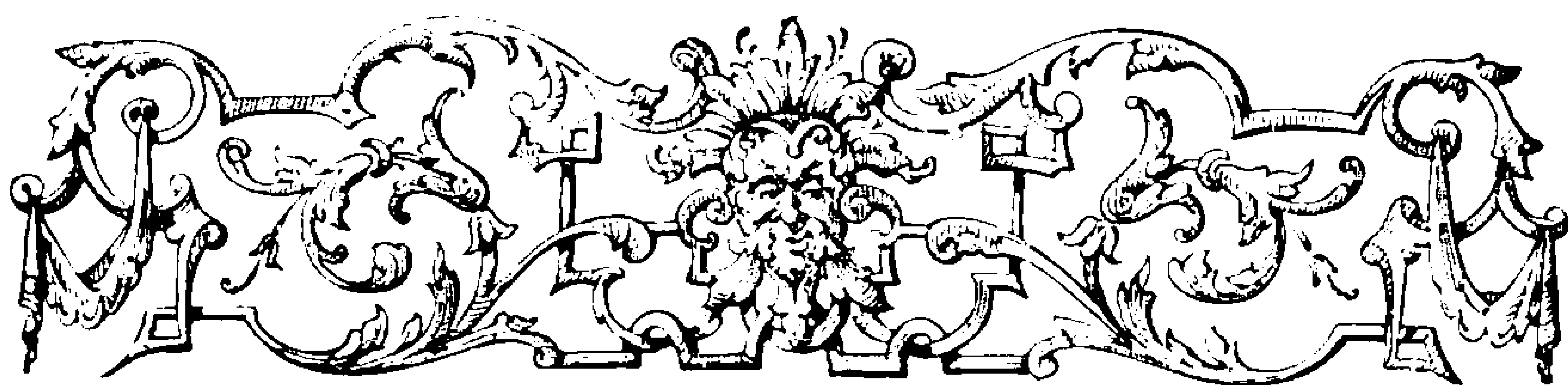
Paul Lindau.

LIII. Band. — Mai 1890. — Heft 158.

(Mit einem Portrait in Radirung: Francesco Crispi.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Im Bunde der Dritte.

Novelle.

Von

Isolde Kurz.

— Florenz. —

Als wir uns gestern Abend trennten, Maria, gelobte ich mir, Ihr Haus nicht wieder zu betreten, ehe ich Ihnen einen Theil meines Lebens enthüllt hätte, dessen einzige Mitwisserin Sie sein werden.

Ich hätte schweigen können; nimmt doch so mancher Ehemann Erinnerungen in sein neues Leben hinüber, an denen seine junge Frau keinen Theil hat. — Edle Frauen kennen ja selten ihr eigenes Geschlecht; und es ist vielleicht gut, daß dem so ist! — Aber hier handelt es sich um eine Vergangenheit, die nicht sterben kann, und mit der Sie fernerhin leben sollten.

Auch wäre es umsonst, mich vor Ihnen verschließen zu wollen. Ihr ahnendes Mitempfinden würde mir bald die Wahrheit aus der Seele herauslesen. Als Sie mir gestern die Hand auf die Schulter legten und sagten: „Oskar, erzählen Sie mir von ihm — man kann ja Geister erlösen, wenn man sie herzhaft anspricht" — da war mir's zu Muth, als liege mein Inneres wehr- und hülflos wie ein nacktes Kindlein vor Ihnen.

Was ich zu erzählen habe, ist vielleicht kein großes Vergehen; aber eine Verkettung unseliger Umstände hat es zu einem schweren Verschulden gemacht; denn wie man körperliche Constitutionen findet, in denen die geringfügigste Krankheit bösartig wird, so giebt es Schicksale,

in deren Verlauf sich Alles zum Tragischen wendet. Doch ich will unterdrücken, was Sie meinen „finsteren Wahn" nennen, und aus einem einzelnen Fall keine allgemeinen Schlüsse ziehen.

Haben Sie doch schon so große Wandlungen in mir bewirkt; ich will nun auch versuchen, Ihnen zu glauben, daß das Unglück keine ansteckende Krankheit ist, welche sich von dem Ergriffenen auf seine Nächsten übertragen muß; oder daß wenigstens seine Kraft wie die jedes andern Giftstoffes mit der Zeit erlischt.

* * *

Ich war eigentlich von je ein einsamer und freudeloser Mensch gewesen. Obwohl ich in sehr wohlhabendem Hause aufgewachsen war, hatte es mir an Allem gefehlt, was die Kindheit fröhlich macht. Brüder hatte ich nie gehabt, und die einzige Schwester, an der ich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, war mir schon in ihrem dritten Jahre entrissen worden. Meine Eltern hatten keine Zeit, sich mit mir abzugeben; denn die Mutter, die aus adliger Familie stammte und sich ohne Neigung verheirathet hatte, führte ein glänzendes Welt- und Gesellschaftsleben mit Hausbällen und Badereisen; mein Vater, ein strenger und verschlossener Mann, Besitzer eines großen Colonialwaarengeschäfts, berücksichtigte mich nur insofern, als er in mir den künftigen Träger seiner blühenden Firma sah. Er war ein eiserner Charakter und an keinen Widerspruch gewohnt. Sie können sich daher die unliebsamen Auftritte denken, zu denen meine unumwundene Erklärung, daß ich den Kaufmannsstand verabscheue und mich einem gelehrten Beruf widmen wolle, Veranlassung gab. Ich aber hatte meinen Kopf, der dem seinigen an Härte wenig nachgab, auf diesen Entschluß gesetzt und erreichte es auch wirklich, daß ich mit 18 Jahren zur Universität kam; nur bestand mein Vater darauf, daß ich mich den Naturwissenschaften zuwende, denen er allein eine Bedeutung für die Zukunft beimaß. Doch hat er mir die Durchkreuzung seines vielleicht einzigen Wunsches nie vergeben, und es blieb ein tiefer Riß zwischen uns, der keine Zeit hatte, zu heilen; denn mein Vater starb während meines ersten Universitätsjahres und ließ mir so den Stachel eines ungelösten Zwiespalts in der Brust.

Meine Mutter, die noch jung und schön war, vermählte sich bald darauf zum zweiten Mal, und zwar mit einem Manne, für den ich niemals Zuneigung fassen konnte. Dadurch wurde mir die eigene Heimat zur Fremde, sodaß ich, statt meine Ferien zu Hause zu verbringen, mich während der Vacanzwochen meist mit sehr wenig Geld auf Fußtouren im Gebirge herumtrieb und auf diese Weise ganz Süd-Deutschland mit dem Felleisen auf dem Rücken durchwandert habe.

Ich war ein nichts weniger als liebenswürdiger junger Mensch; die Ecken und Kanten meines Charakters, über die Sie sich so oft beklagen,

waren damals durch das Leben noch nicht im mindesten abgeschliffen, und keiner meiner Mitschüler schloß sich näher an mich an, wie auch ich mich noch zu Niemandem hingezogen gefühlt hatte.

Um diese Zeit lernte ich Konrad kennen. Sie haben sein Bild gesehen, Maria, und zwar von Meisterhand gemalt. Sie selber haben den treffenden Ausspruch gethan, daß Sie sich nach diesem Gemälde besser Konrads Seele als sein Aeußeres vorstellen können. Das rührt nicht allein von der Eigenart des Meisters her, sondern dieses Menschenantlitz war in Wahrheit so wunderbar vergeistigt, daß man lange von dem eigenen Reiz seines Lächelns, von dem nur allzutiefen Blick der blauen Augen und der seltsamen Mischung von frauenhafter Zartheit und männlicher Entschlossenheit im Ausdruck angezogen war, ehe man die seltene plastische Schönheit seiner Züge würdigen konnte. Als ich ihn zuerst sah, mußte ich denken: „So sieht ein Liebling der Menschen und Götter aus!" Und vielleicht der Gedankenverbindung wegen fiel mir auch jener Spruch der Alten ein, wonach die Himmlischen frühe zu sich nehmen, wen sie lieben. Nicht als sei sein Aussehen schwächlich gewesen — er strotzte vielmehr in der frischesten Jugendkraft; aber seine Schönheit hatte etwas von dem Reize frühreifer Kinder an sich, denen abergläubische Wärterinnen ein kurzes Leben prophezeien. Obgleich einige Jahre älter als ich, war er später zur Universität gekommen, denn er war von Hause aus für eine andere Laufbahn bestimmt gewesen. Von seinen äußeren Verhältnissen, über die er sich mit großer Zurückhaltung aussprach, erfuhr man nur so viel, daß er einer altadligen kurländischen Familie angehörte, jüngerer Sohn war und durch finanzielle Umstände gezwungen, sich ein Brotstudium zu erwählen. Um nicht in russische Dienste treten zu müssen, entschied er sich für die Medicin als den einzigen Beruf, der ihm die Wahl des Aufenthaltes vollständig freiließ: dieser Entschluß, der seinem Unabhängigkeitssinn in meinen Augen alle Ehre machte, mag nicht nur seinen aristokratischen Verwandten als eine Ungeheuerlichkeit erschienen sein, sondern lief auch seinen eigenen Neigungen schnurstracks zuwider; denn wenn je ein Mensch wünschen mußte, sich vor der allzunahen Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens zu verschließen, so war es Konrad. Die Alten zu studiren, die er mit Leidenschaft liebte, Kunst und Poesie zu pflegen, für die er ein tiefes Verständniß hatte, wäre so recht seine Bestimmung gewesen. Auch fehlte es ihm sehr an der Beobachtungsgabe, die für den ärztlichen Beruf so nöthig ist, und doch hielten später seine Collegen große Stücke auf ihn; er scheint durch eine Art inneren Erfassens ersetzt zu haben, was ihm an äußerem Scharfblick abging.

Stellen Sie sich nun aber ja keinen Weichling und einseitigen Salon- oder gar Büchermenschen unter ihm vor! Ihn zog im Gegentheil das Derb-Natürliche an; er ging gerne zu Volksbelustigungen, und selbst für Ausbrüche der Rohheit, die mich abstießen, hatte er leicht ein Wort der

Entschuldigung. Auch war er sehr beflissen, bei jeder Gelegenheit seinen Mann zu stellen; und als er sich einst im Hörsaal von einem Commilitonen verletzend behandelt glaubte, stand er nicht an, diesem, einem bekannten Raufbold und Eisenfresser, eine Herausforderung zu schicken. Ich selbst machte den Cartellträger, und dies war der erste Anlaß, daß wir zwei so verschieden gearteten Menschen einander näher traten. Da ereignete sich jedoch der ungewöhnliche Fall, daß der Herausgeforderte nicht nur das Duell ablehnte und sich zu jeder gewünschten Genugthuung bereit erklärte, sondern auch in Ausdrücken so überschwänglicher Sympathie und Bewunderung von Konrad sprach, den er den vollkommensten und besten aller Menschen nannte, daß ich nicht umhin konnte, eine herzliche Annäherung zwischen den Beiden zu vermitteln. Bald waren sie geschworene Freunde und wären es auch geblieben, wäre nicht leider der flotte Corpsstudent wenige Semester später an einem Rothlauf, der Folge eines unglücklichen Säbelhiebs, in unsern Armen gestorben.

Uns dreien schloß sich noch Freund Reinhold, der Maler, an, derselbe, dem wir Konrads Porträt verdanken, und der damals auf unserer Hochschule einen Cursus der Anatomie mitmachte.

Durch ihn kam ein neues mich beglückendes Element in unsern Verkehr. Meine ersten Erzieher hatten die von mir frühzeitig geäußerte Neigung zur bildenden Kunst so erfolgreich zu unterdrücken gewußt, daß ich um jene Zeit vom Zeichnen kaum die Anfangsgründe kannte. Reinhold und Konrad, der auch nach dieser Seite hochbegabte, weckten den Trieb zu diesem und ähnlichem „Zeitverderb" aufs Neue; und wenn mir auch der Genuß des schaffenden Künstlers versagt blieb, so lernte ich doch alle Gegenstände, die mein Auge fesselten, im Skizzenbuch festhalten und erwarb mir eine Gewandtheit im Zeichnen, die mir später auf meinen Reisen sehr zu Gute kam. So besaß ich nun auf einmal Alles, was mir so lange gefehlt hatte, und der Bund, der damals geschlossen wurde, hat allen Trennungen und allem Wechsel des Lebens getrotzt.

Am nächsten von Allen trat mir Konrad. Er näherte sich mir mit fast weiblicher Hingebung und einer Bewunderung, die meine anmaßliche Spottsucht und mein frühreifer Skepticismus nicht verdienten. Was mich betrifft, so hatte ich mich auf den ersten Blick in ihn verliebt, und ich erkannte wohl, daß ich mehr zu empfangen, als zu geben hatte. Wenn ich auf ihn blickte, so war es mir, als habe sich der bessere Theil meines Wesens von mir abgelöst und wandle lächelnd in ungetrübter Harmonie an meiner Seite. Es verging kein Tag, ohne daß wir uns sahen. Ein schwerer Typhus, den ich damals durchmachte und während dessen mich Konrad keine Stunde verließ, brachte uns einander noch näher, und am Schluß des Semesters bezogen wir eine gemeinsame Wohnung, in der wir für den ganzen Rest unserer Studienzeit die beste Wirthschaft führten.

Ihr Frauen könnt euch keine Vorstellung machen von der Poesie und

Leidenschaftlichkeit einer solchen Jünglingsfreundschaft; bei mir, der ich damals vom weiblichen Geschlecht sehr gering dachte, ersetzte dieses Verhältniß das, was den Anderen die erste Liebe ist: es vertiefte und bereicherte mein Gemüth, schliff meine Manieren ab und verwandelte meinen ganzen Menschen. Konrad brachte mir zuerst Sinn für Ordnung und häusliches Behagen bei — zwei Dinge, die im Studentenleben sonst keinen Raum haben, — und lehrte mich durch Beispiel und Ermahnung auch meine äußere Erscheinung mehr zu pflegen, als ich es bis dahin für gut befunden hatte. Unsere Unzertrennlichkeit wurde mit der Zeit sprichwörtlich, und wir bildeten das auffallendste Paar auf der ganzen Hochschule: Konrad so jugendlich-blond, so weiblich-zart, so schwärmerisch, wo er sich einmal gehen ließ — ich sein vollendetes Widerspiel, kohlschwarz, von frühreifer Männlichkeit und ernstem verschlossenem Wesen, unfähig die Hälfte von dem zu äußern, was ich empfand. Nicht umsonst nannten die Freunde Konrad meine „schönere Hälfte."

Nie hat es eine bessere Ehe gegeben. Keiner vermochte eine Stunde ohne den Andern zu sein, und unser Zusammenleben war für beide Theile ein unerschöpflicher Quell der Anregung. Wir lasen mit einander und tauschten unsre Gedanken über das Gelesene aus, wir entzweiten und versöhnten uns, was immer mit großem Gefühlsaufwand geschah, und vor Schlafengehen holten wir regelmäßig die Rappiere von der Wand und übten uns eine halbe Stunde lang mit vielem Ernst und Eifer im Fechten.

Die tief innere Verschiedenheit unserer Naturen war es, was unserem Zusammensein die größte Würze gab. Wir konnten uns über einen Dichter, den wir gemeinsam, aber mit ganz verschiedenen Gefühlen lasen, so ereifern und erzürnen, daß wir uns gegenseitig zu hassen glaubten, und mitten im heftigsten Zank deckte uns dann oft ein einziges Wort wieder die ganze Verwandtschaft unseres Wesens auf. Damals gestand mir Konrad auch, daß er selbst Gedichte geschrieben und daß er sie einmal in einer schwachen Stunde sogar in den Druck gegeben habe. Niemals habe er sich diese Entweihung seiner Heimlichkeit verzeihen können, sagte er, die schwarzen Buchstaben erschienen ihm noch heute wie lauter Schandpfähle, an denen seine liebsten Gedanken angebunden zur Schau stünden. Diese Blätter sind jetzt in meinen Besitz übergegangen. Er ließ sie mich damals lesen; sie sind an eine Frau gerichtet und zum Theil von ergreifender Schönheit.

Das Merkwürdigste an ihm waren seine Beziehungen zur Frauenwelt. Er brachte dem ganzen Geschlecht einen ritterlichen Minnedienst entgegen, der an ein anderes Zeitalter gemahnte: jede Frau, gleichviel ob jung oder alt, schön oder häßlich, war für ihn ein Gegenstand der Verehrung; wie Ludwig XIV. zog er vor jeder Kuhmagd den Hut. Wenn am Samstag die Wäscherin kam und einen Korb frischgebügelter Hemden brachte, so verhandelte er stehend mit ihr und begleitete sie bis an die Hausthüre,

als hätte er den Besuch einer Fürstin empfangen. Auch bin ich überzeugt, daß er in seinem ganzen Leben nie einem Weibe ein böses Wort gegeben hat. Unerträglich war es ihm, von einer Magd bedient zu werden, und er nannte es eine Rohheit unserer Civilisation, daß es überhaupt Frauen in dienender Stellung gebe. Nur die Kellnerinnen ließ er gelten, denn den Trunk mit Anmuth zu credenzen, das sei in Wahrheit Frauensache. Aber niemals würde er an ein solches Mädchen ein gewagtes Wort oder einen zudringlichen Scherz gerichtet haben.

Ein alter russischer Diener, eines jener Familienerbstücke, die mit andern feudalen Ueberbleibseln allmählich aus der modernen Welt verschwinden, hatte ihn auf die Universität begleitet und bediente ihn und fortan auch mich mit der Ergebenheit eines Sklaven. Der alte Nitrofan war in Wahrheit einmal Leibeigener gewesen; Konrads Großvater hatte ihn mit einem russischen Besitzthum von wenigen Werst geerbt und ihn nach Verkauf des Gutes mit sich auf den kurländischen Stammsitz genommen. Dort hatte er mit der Zeit das Russische ganz verlernt und war ein noch fanatischerer Deutscher geworden als seine Gebieter. An Konrad hing er mit einer Schwärmerei, die an Vergötterung grenzte und von der er mit der Zeit einen Theil auch auf mich übertrug. Er war sein „Mädchen für Alles" und machte so allerdings jede andere Bedienung überflüssig. Er kleidete ihn sogar aus und an, wozu ich anfangs die Augen nicht wenig aufriß, denn ich war in derlei Dingen schon seit meinem vierten Jahre gewohnt, mich als selbständiger Mann zu geberden.

Doch um wieder zu dem vorher Gesagten zurückzukehren, muß ich der Billigkeit halber zugeben, daß die Frauen Konrads Sympathie überreichlich vergalten; sein Glück in der Liebe grenzte ans Unglaubliche; freilich weiß ich nicht, wie viel davon auch auf Rechnung des adligen Namens kam, dessen Glanz bis auf den alten Deutschherrenorden zurückreichte.

Und doch trotz seiner zahllosen Abenteuer bin ich gewiß, daß er niemals zuerst einer Dame seine Liebe erklärt hat, sondern er kam, sah und wurde besiegt. Ehe er sich's versah, war er in ein leidenschaftliches Verhältniß verstrickt, zu dem er nicht einen einzigen Schritt gethan hatte. Die Freunde nannten ihn daher den „Don Juan wider Willen" und Reinhold der Maler liebte es, den armen Gefesselten in allerlei witzigen Karrikaturen als den von den Nymphen geraubten Hylas darzustellen.

So oft das Verhängniß solchermaßen den armen Konrad ereilte, war es um die Traulichkeit unseres Zusammenseins geschehen. Er ging umher wie ein Nachtwandler, berührte weder Speise noch Trank, nahm an unseren Gesprächen keinen Theil mehr, und es war als weile nur noch sein Körper in unserer Mitte, die Seele aber sei fern in fremde Welten entrückt. Er lebte dann nur noch für die Dame seines Herzens, schrieb, dichtete und componirte für sie, denn er war auch ausgezeichnet musikalisch, und hätte

am liebsten sein ganzes Ich mit allem Höchsten und Besten, das ihm eigen war, in einen Strauß gebunden und der Geliebten zu Füßen gelegt. Mit allem Schönen, das in ihm selber lebte, schmückte er ihre Seele aus, dann warf er sich vor der Gottheit nieder, die er selbst geschaffen hatte, und betete an.

Wir Freunde behandelten ihn in diesem Zustand wie einen Kranken und warteten geduldig, daß das Fieber austobe. Die Enttäuschung ließ denn auch meist nicht lange auf sich warten, und nur in besonders hartnäckigen Fällen oder wenn gar ein Heirathsplan in der Ferne auftauchte, traten wir zusammen und öffneten ihm schonend die Augen. Sobald dies gelang, war der Bann gebrochen, dann gab es keine Schwäche mehr für ihn: er würde sich selbst verachtet haben, hätten die Reize einer Frau, die er als unwürdig erkannte, noch ferner Macht über ihn behalten. Wie viel Herzweh ihm ein solcher Sieg kostete, das wußte freilich nur er allein. Auch war durch keine Enttäuschung der Welt jemals sein felsenfester Glaube ins Wanken zu bringen, daß das Frauenherz das Heiligste auf Erden sei. Es war, als gehe aus jeder derartigen Verirrung seine Seele reiner und jungfräulicher hervor: seiner nächsten Liebe brachte er den ganzen Schatz seines Herzens unvermindert entgegen.

Nach fast zweijährigem Zusammensein trennten wir uns unter großem Herzeleid; aber ich ließ den Freund in guten Händen zurück. Er hatte sich vor Kurzem verlobt und zwar zu meiner Freude mit einem sehr liebenswürdigen jungen Mädchen aus guter Familie, die eine treffliche Frau für ihn zu werden versprach. Sobald er das letzte Examen hinter sich hatte, sollte Hochzeit gehalten werden; dann wollte er als Assistenzarzt an irgend einer größeren Klinik sich auf die Docentenlaufbahn vorbereiten. Er freute sich schon, mich als Gast im eigenen Haus beherbergen zu können. Wer mir damals vorausgesagt hätte, wie das Alles enden würde!

Beim Abschied gelobten wir, wohin uns auch das Schicksal verschlagen möge, mindestens einmal im Jahr ein Wiedersehen zu veranstalten; unterdessen wollten wir in regem brieflichem Verkehr bleiben, und zwar sollte ein Jeder am ersten des Monats dem Anderen einen treuen Bericht über Alles, was er inzwischen erlebt und erfahren hatte, abstatten. So hofften wir das geistige Band unzerrissen zu erhalten, in das unser Lebensnerv verwachsen war.

Ich war mittlerweile mündig geworden und sah mich nach so langer Beschränkung plötzlich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Der erste Gebrauch, den ich davon machte, war, das Brotstudium an den Nagel zu hängen und mich in all die Genüsse zu stürzen, die ich mir bisher so ängstlich hatte versagen müssen. Das Leben der Großstadt faßte mich wie mit Polypenarmen und riß mich in einen Wirbel von Aufregungen und Leidenschaften hinein, in dem ich erst zu athmen lernen mußte. Ich wollte alle Formen des Daseins kennen, meine Neugier war unerschöpflich, ich

wurde in der „großen“ wie in der „halben“ Welt eingeführt, verkehrte hinter den Coulissen, speculirte an der Börse und bereiste fremde Länder. Bald lagen die friedlichen Universitätsjahre tausend Meilen weit hinter mir, und wenn Briefe von Konrad kamen, berührten sie mich wie ein Gruß aus anderen Welten. Ich selbst schrieb mit der Zeit seltener; je mehr sich der Stoff in meinem Leben aufhäufte, desto dürftiger flossen meine Berichte. Auf einmal blieben auch seine Briefe, die ich noch immer regelmäßig am ersten jedes Monats erhalten hatte, aus. Das Letzte, was ich von ihm erfuhr, war, daß er sein Doctorexamen glücklich bestanden habe und im Begriff stehe, sich als Docent an der Universität München niederzulassen. Da seine Braut Vermögen besaß, vermuthete ich, er werde nun mit der Hochzeit nicht länger zögern, und machte mir über sein Schweigen keine Sorgen.

Ich trieb mich eben in Oberitalien herum, als der Ruf an mich erging, an einer bedeutenden wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen. Der Plan war schon lange im Werke gewesen, und ich hatte für den Fall seines Zustandekommens einen Zuschuß aus eigenen Mitteln in Aussicht gestellt.

Daß ich den Freund meiner Jugendjahre, meine „schönere Hälfte,“ mein besseres Ich, wiedersehen müßte, ehe ich unsere Hemisphäre verließ, das war für mich keine Frage; nur wagte ich meines langen Verstummens wegen mich auf keine schriftliche Erklärung mehr einzulassen und beschloß daher, ihn unerwartet daheim zu überfallen und mir von ihm und der jungen Frau Ablaß für alle begangenen und noch zu begehenden Unterlassungssünden zu holen. Ich zweifelte keinen Augenblick, die beiden mir so lieben Menschen im Herzen völlig unverändert zu finden, denn Helene — so hieß die Braut — hatte mich stets den „Dritten im Bunde“ genannt und mich in Scherz und Ernst versichert, daß sie mit voller Anerkennung meiner älteren Rechte in unsere Freundschaft hineinheirathe und daß mir stets der nächste Platz in Konrads Herzen gewahrt bleiben solle.

Auf der ganzen Fahrt malte ich mir ihr trauliches Zusammensein aus, und je näher ich dem Ziel meiner Reise kam, um so höher stieg meine herzliche Sehnsucht nach den Beiden. Seit Jahren kannte ich Freundschaft, Häuslichkeit, herzinnigen, beglückenden Gedankenaustausch, diese süßen Kleinigkeiten, die aller Größe des Daseins erst den rechten Werth geben, nur noch aus der Erinnerung. Und das alles dachte ich nun an ihrem Herd zu finden, es mit tiefen Zügen einzuschlürfen, dann die Augen zuzudrücken und das liebe Bild in einen fremden Erdtheil mit hinüber zu nehmen. Helenens schlanke, vielleicht allzu zierliche Gestalt, ihr anmuthiges Entgegenkommen traten mir so leibhaftig vor die Seele, als hätte ich sie erst gestern im weißen Kleid auf der kleinen Terrasse in unserer alten Universitätsstadt stehen sehen. Ich erinnerte mich mit Lächeln, daß ihr Anblick mir damals oft das Herz schneller klopfen ließ und daß ich einem häufigen Zusammentreffen mit ihr geflissentlich ausgewichen war, weil ich

eine Gefahr für unsere Freundschaft befürchtete. Sie war mir wie eine poetische Wahrheit mitten in der Prosa und Banalität des Lebens aufgegangen, wie eine von Shakespeares Frauengestalten, eine Cordelia oder Imogen. Aber der tiefste Reiz, den ihre Erscheinung auf mich übte, war ihre Aehnlichkeit mit Konrad: dieselben gewellten blonden Haare, dasselbe blaue Auge, das klare Profil, nur bei ihr Kinn und Wange noch kindlich gerundet, wo bei ihm schon die männliche Festigkeit und Schärfe hervorzutreten begann. Wer die beiden Arm in Arm still auf der Terrasse stehen oder sich zusammen in Gesellschaft bewegen sah, der mußte eher geneigt sein, sie für ein Zwillingspaar als für Liebende zu halten. Jetzt erwartete ich sie frauenhaft entwickelt und noch schöner zu finden, aber das Leben hatte mir unterdessen einen dreifachen Panzer um die Brust geschmiedet, und ich ging dem Wiedersehen ruhig entgegen, denn ich fühlte die Stärke in mir, mich mit reinem Herzen an fremdem Glück zu sonnen.

Aber unweit vom Ziel geschah es mir, daß ich mich gegen meinen Vorsatz vom Wege ablenken ließ. Ich traf nämlich in Innsbruck zufällig mit einer Gesellschaft von alten Bekannten zusammen, Herren und Damen, die gemeinsam nach dem Oberammergau wallfahrteten, um die Passionsspiele zu sehen, von denen in diesem Sommer wieder einmal alle Zeitungen sprachen.

Da ich Zeit hatte, kam es auf einen Tag früher oder später nicht an, ich folgte also der Aufforderung meiner Freunde, die noch einen leeren Platz im Wagen hatten, und fuhr mit ihnen nach dem Ammergau.

Der Zustrom war in diesem Jahr so außerordentlich, daß ich an Ort und Stelle keine Unterkunft mehr fand, und nachdem ich geholfen hatte, wenigstens die Damen nothdürftig einzuquartiren, wanderte ich noch spät am Abend zu Fuß nach Partenkirchen. Es war Sonnabend, am andern Morgen sollten die Spiele ihren Anfang nehmen, und da der Ueberlieferung entgegen, die für diese Tage immer Regen verspricht, das Wetter uns wunderbar begünstigte, so war auch der Fremdenandrang an diesem Abend noch auf das Allerhöchste gestiegen. In den Gasthäusern waren die Speisezimmer zu Schlafstellen umgewandelt, die ganze Gesellschaften auf einmal faßten, und mancher verwöhnte Gast mußte sich auf einem Heuboden behelfen. Diese Unbequemlichkeit schien übrigens die allgemeine Feststimmung nur erhöht zu haben; die gute Laune lag förmlich in der Luft, vor allen Hausthüren standen Gruppen plaudernder lachender Menschen, aus einigen Fenstern, die offen standen, tönte Gesang und lustige „Schnadhüpfln“, von ungewohnten Kehlen angestimmt. Die Kühle der deutschen Sommernacht legte sich wohlig um meine von der südlichen Sonne verbrannten Wangen, die bekannten Bergphysiognomien sahen wie stille nächtliche Riesen herüber und erweckten in meiner Seele das friedliche Gefühl, wieder einmal daheim zu sein. Sofort gesellte sich zu dieser wohlthätigen Empfindung als etwas Nothwendiges der Gedanke an Konrad und Helene, und plötzlich mußte

ich zu mir selber sagen: Wie, wenn ich die Beiden hier fände! Kaum hatte mich dieser Gedanke berührt, als ich schon im Wehen der Nachtluft ihre Nähe zu fühlen glaubte, und ich genoß im Voraus die Freude der Ueberraschung, wenn morgen unter dem ganzen Schwarm fremder gleichgültiger Menschen die beiden Gesichter auftauchen würden. Aber vor Allem mußte ich nun an eine Unterkunft denken, und nachdem ich schon von allen Gasthöfen abgewiesen worden war und vergeblich an jede Thüre im Ort geklopft hatte, wandte ich mich einem kleinen, abseits liegenden Bauernhaus zu, wo ich allein noch hoffte eine Nachtherberge zu finden. Der Besitzer kam mir in Hembärmeln entgegen und theilte mir zu meiner Freude mit, daß bei ihm eine bescheidenes Nachtlager zu haben sei, aber meine Befriedigung sank um ein Beträchtliches, als ich hörte, daß ich mein Zimmer auf die Nacht mit einem Herrn aus München zu theilen habe, der denselben Abend angekommen und schon zur Ruhe gegangen sei.

Ich fügte mich in Geduld, denn ich war von meinen italienischen Wanderungen her an Schlimmeres gewöhnt. Der Bauer leuchtete mir die Treppe hinauf und führte mich auf den Zehenspitzen in das Schlafzimmer. Ich sah eine geräumige Stube vor mir, die der Länge nach durch einen Vorhang in zwei Hälften zerschnitten war; obenan, der Thüre gegenüber, stand mein Bett; der Schlafkamerad auf der andern Seite schien schon im Schlummer zu liegen, denn er regte sich nicht.

Mein Wirth zog sich mit einem leisen Gutenacht zurück; ich stellte mein Licht hinter einen Schirm auf das kleine Tischchen und wollte mich eben möglichst geräuschlos zur Ruhe begeben, als sich nebenan hinter dem Vorhang eine Stimme vernehmen ließ:

„Herr Nachbar, Sie brauchen sich nicht so still zu verhalten, ich schlafe noch nicht."

Der Ton dieser Worte traf mich wie ein elektrischer Schlag, daß ich in die Höhe fuhr und mit dem Schrei „Konrad!" auf den Vorhang zustürzte; aber indem ich rasch die Falten auseinander schieben wollte, gab der nur leicht an zwei Nägeln aufgehängte Stoff nach, sank schwer herunter und bedeckte mich. Ich wehrte mich wie Agamemnon in dem Faltennetz, als eine Hand mir zu Hilfe kam, zwei Arme mich liebreich hervorzogen, und mit lautem Jubel lag Konrad an meinem Halse. Er war es wirklich, aber ihn hatte das unvermuthete Wiedersehen weit mehr überrascht als mich, so daß es lange dauerte, bis ich ein vernünftiges Wort aus ihm herausbrachte.

Als es ihm endlich klar wurde, daß ich keine nächtliche Spukgestalt war, sondern leibhaftig in Fleisch und Bein vor ihm stand, hatte ich so viele Fragen zu beantworten, so viele Anklagen zu entkräften, daß ich lange nicht dazu kam, nach seinen eigenen Schicksalen zu forschen. Er hatte sich unterdessen nothdürftig angekleidet; wir schoben den herabgesunkenen Vorhang, der

wie ein gefallener Riese den ganzen Boden bedeckte, mit den Füßen auf die Seite und setzten uns dann beide auf meine noch ungebrauchte Lagerstatt.

Ich war stolz darauf, daß sich die Nähe des Freundes gleichsam von selbst meiner Seele mitgetheilt hatte, nur wunderte ich mich, ihn in so junggesellenhafter Einsamkeit zu finden, und meine erste Frage galt seiner Frau.

Sein Gesicht verdüsterte sich, er sah mich befremdet an.

„Ich bin nicht verheirathet," sagte er halb vorwurfsvoll, in einem Ton, als verstehe sich das von selbst.

„Nicht?" sagte ich bestürzt, „und Helene?" — Aber ich stockte, denn in seinem plötzlich entfärbten Gesicht las ich die Trauerbotschaft, daß ich laut ausrufen mußte: „Ist es möglich? Helene todt?" —

Konrad nickte. „Also hast Du meinen Brief nicht erhalten!" sagte er, und ich erfuhr nun, was er mir schon vor mehr als sechs Monaten in einem langen Schreiben nach Italien mitgetheilt hatte, daß das schöne Mädchen im letzten Jahr mehrfach gekränkelt habe und plötzlich einige Wochen vor der Hochzeit von einer rasch zehrenden Lungenschwindsucht ergriffen worden sei, die sie in weniger als einem Monat dahinraffte.

Helene todt! Ich konnte es kaum fassen. Das war nun mein eben noch gerühmtes Ahnungsvermögen, das mir ihre liebliche Gegenwart vortäuschte, als sie schon seit sieben Monaten im Grabe moderte. Wo waren nun all die schönen Träume von der Ewigkeit eines beglückenden Verkehrs? Es ward mir zu Muth, als sei plötzlich in mein Dasein eine ungeheure Lücke gerissen worden.

Ich hatte wenig Sinn mehr für das, was er erzählte: wie er, nachdem er sie bis zum letzten Athemzug gepflegt und ihr die Augen zugedrückt hatte, nach München übergesiedelt war, um seine Docentenlaufbahn zu beginnen, und sich nebenbei eine nicht zahlreiche, aber auserlesene Clientel in den höheren Gesellschaftskreisen zu erwerben.

Während er sprach und seine klangreiche Stimme zum Flüstern herabdämpfte, dachte ich nur an Helene. Ich wunderte mich, ihn nach dem ungeheuren Verlust, der ihn verwaist und verarmt zurückließ, so gefaßt zu finden. Zwar sagte er mir, er habe nun der Liebe entsagt und wolle sich ganz der Wissenschaft widmen; doch hätte ich begriffen, daß der Tod eines so seltenen Wesens selbst einen festeren Mann völlig zu Boden gebeugt hätte. Später, als ich gelegentlich mit einem Verwandten Helenens zusammentraf, erfuhr ich etwas, das sich seltsamerweise meiner Beobachtung entzogen hatte, als wir noch zusammen lebten: Konrad hatte sich nicht aus eigener Wahl mit Helenen verlobt, sondern war durch des Mädchens stille Neigung zuerst angezogen und dann durch das Entgegenkommen der Eltern, welche glauben mochten, ein gewisser Stolz der Armuth halte ihn ab, sich der schönen, vielumworbenen Erbin zu nähern, zu dem Schritt gedrängt worden. Helene aber habe später mit dem Scharfblick der Liebe er-

kannt, daß ihr Gefühl nicht mit der gleichen Stärke erwidert wurde, und da sie doch nicht von ihm lassen konnte, sei durch die stillen Kämpfe und das heimliche Seelenleiden ihre ohnehin zarte Gesundheit an der Wurzel angefressen worden. Konrad hatte von dem Allem nie etwas bemerkt und er sah seine Braut sterben ohne zu ahnen, daß er selbst die Ursache ihres raschen Hinwelkens war. Unergründliches Räthsel der Menschenbrust! Von den Vielen, die ihn gefesselt hatten, die Einzige, die es werth war, — und sie gerade von ihm am wenigsten geliebt!

An jenem Abend nun ahnte ich allerdings noch nichts von der rührenden Passionsgeschichte, die sich in der Stille unverstanden und unbeklagt abgespielt hatte, aber ich ward mir doch bewußt, daß ich Helenen mehr geliebt hatte. Zum ersten Mal stieg eine Art Mißmuth gegen den Freund in mir auf: ich war zurückgestanden, um sein Glück nicht zu hindern, ein Glück, das er doch nicht in vollem Umfang zu schätzen wußte, denn nun schien mir, als müsse selbst die Erinnerung an eine Liebe wie die Helenens auf ewig ein unveräußerlicher Besitz für ein Männerherz sein.

Während wir noch in unsere Erinnerungen vertieft waren, hallten eilige Schritte die Straße herauf, und gleich darauf wurde heftig an die Thüre gepocht. Es war ein Kellner aus dem Gasthof zur „Post", der die Meldung brachte, der Herr Baron möchte doch augenblicklich hinüberkommen, die Frau Gräfin habe wieder ihren Anfall, das ganze Haus sei in Alarm, und der Herr Graf lasse tausendmal um Verzeihung bitten, wenn er des Herrn Barons Schlummer störe, aber er wisse sich nicht zu helfen.

Konrad stieß irgend ein Kraftwort aus, was bei ihm ziemlich ungewöhnlich war, und sagte dann verdrießlich:

„Eine nervöse, halbverrückte Russin. Das ist nun schon zum zweiten Mal heute Abend."

Aber er vollendete doch rasch seinen Anzug und folgte dem Kellner, indem er mich allein meinen Betrachtungen überließ.

Ich überhörte seine Zurückkunft, da ich gegen Morgen in einen tiefen Schlaf fiel und erst erwachte, als mir die Sonne breit und behäbig, wie das Gesicht einer dicken lustigen Wirthin, in das Bett schien.

Mein erster Blick fiel auf Konrad, der sich völlig angekleidet meinem Bett näherte und mir eine Tasse Thee nebst einer Schale mit feingeschnittenen Citronenscheibchen präsentirte.

Ich rieb mir die Augen, um mich zu überzeugen, ob ich nicht durch den Traumgott wieder in die kleine Universitätsstadt zu meinem lieben „Stubenburschen" versetzt sei, so fremd und doch wohlbekannt berührte mich meine Lage.

Auf dem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und in die Mitte des Zimmers gerückt war, sang und dampfte Konrads silberner Samovar, sein unzertrennlicher Begleiter, das Geschenk seiner Mutter, das alte trauliche Möbel, das während unserer Studienzeit in dem gemeinsamen Haushalt

die oberste Rolle gespielt hatte. Daneben standen Tassen, ein Körbchen frischer Semmeln, eine Rahmkanne, eine Butter- und eine Honigschale, Alles schön geordnet wie durch eine weibliche Hand, und auch ein Strauß Gebirgsblumen, in ein Wasserglas gestellt, fehlte der Tafel nicht.

Als ich in sein lächelndes, wolkenloses Gesicht blickte, wichen alle die unfreundlichen Gedanken, die ich die Nacht über beherbergt hatte, wie Wolken vor der Sonne und ich drängte den Namen Helenens, der mir schon auf den Lippen schwebte, zurück, um die Heiterkeit des Freundes nicht zu trüben.

„Guten Morgen, Alter," sagte ich, indem ich die Tasse und die Citronenscheibchen aus seiner Hand nahm, denn er hatte mich lang schon daran gewöhnt, nach russischer Weise den Thee zu trinken. „Du bist spät nach Hause gekommen. Was macht denn die Nachtwandlerin?"

„Ach," seufzte er mit einer wie mir schien nicht ganz aufrichtigen Bekümmerniß. „Gott mag wissen, wie sie es ausgefunden haben, daß ich hier bin, da habe ich mir eine arge Ruthe gebunden. Diese Russinnen!" fügte er nach einer Pause hinzu, indem er sich selbst mit seiner Tasse an mein Bett setzte. „Sollte man es glauben, daß es nur zum Theile ihr Unwohlsein ist, weshalb sie mich rufen läßt, und zum weitaus größeren Theil Neugierde! Denke Dir, sie kannte meine Familie von früher her und wollte nun gern wissen, wie der ci-devant Edelmann sich in einem bürgerlichen Beruf ausnehme. Uebrigens ihre Nerven sind sehr herunter, so daß sie nur halb Komödie zu spielen braucht. Ich werde auf eine ernstliche Kur dringen müssen."

In diesem Augenblick schlug die Glocke, Konrad sah rasch auf meine Uhr, die auf dem Tischchen neben dem Bett lag, und rief erschrocken:

„Was, schon so spät! Steh auf, steh auf, Bärenhäuter, wir versäumen sonst den Anfang des Festes."

Er zog mich unter Lachen aus dem Bett, reichte mir selbst die nöthigen Toilettengegenstände und lief geschäftig nach der Thür, um meine frischgewichsten Stiefel herein zu holen.

Ich ließ wie im Traume Alles mit mir geschehen und wunderte mich nur immer, ob das der Mann sei, den ein unersetzlicher Verlust bis ins Mark des Lebens getroffen hatte! Endlich aber wunderte ich mich auch gar nicht mehr, sondern nahm seinen Arm und wanderte mit ihm in der frischen Morgenluft nach dem Ober-Ammergau hinüber.

Während der Vorstellung faßte mich Konrad plötzlich am Arm und deutete auf einen Sitz in der bedeckten Loge, indem er flüsterte:

„Sieh, sieh, dort sitzt sie neben ihrem Mann."

„Wer?" sagte ich verwundert, „wer sitzt dort?" denn ich dachte nicht mehr an sein nächtliches Abenteuer.

„Nun, meine Russin von heute Nacht, die Dame aus der „Post" in Partenkirchen. Sieh sie Dir an, sie ist hübsch."

Ich sah eine wie es schien wohlgebaute, aber kleine Dame mit bizarrem, doch nicht ungefälligem Kopfputz, die ihr Gesicht so gewandt hatte, daß ich kaum ein Viertel des Profils nebst Ohr erblicken konnte, und da ich mich durchaus nicht für sie interessirte, wandte ich meine Aufmerksamkeit sofort wieder dem Schauspiel zu.

Am anderen Morgen legte ich dem Freund die ernstliche Frage vor, was wir nun anzufangen gedächten; ich rieth zu einer Fußtour ins Gebirge von einigen Tagen oder auch Wochen, vorausgesetzt, daß er sich jetzt schon Vacanz machen könne, denn sein Semester war noch nicht zu Ende, und er hatte sich nur mit der Absicht, zwei, drei Tage fort zu bleiben, von München entfernt.

Er war etwas betreten bei meinem Vorschlag, brachte diesen und jenen Einwand hervor und bekannte am Ende gerade heraus, er könne sich zwar ganz wohl im Voraus Vacanz nehmen, da er doch nur noch wenige Vorlesungen zu halten hätte, aber er habe der „Russin" versprechen müssen, in Partenkirchen zu bleiben und eine gründliche Kur mit ihren Nerven vorzunehmen. Freilich sei es bei einer so verwöhnten Dame schwer, eine eingreifende Veränderung durchzusetzen und noch dazu unter den Augen eines so nachgiebigen Gemahls. Uebrigens, fügte er hinzu, habe er das Versprechen nur gegeben unter der Bedingung, daß ich einwillige, noch einige Zeit in Partenkirchen zu bleiben, denn er habe der Patientin rundweg erklärt, daß er in allen seinen Entschließungen für die nächste Zeit nur von mir abhängig sei.

Er sprach sehr rasch, ohne mich dabei anzusehen, und ich bemerkte, daß er sich ein wenig im Reden verwirrte.

Ich sah, daß er sich ungern losgerissen hätte, was blieb mir also anderes übrig, als Ja zu sagen? Partenkirchen war, abgesehen von der augenblicklichen Fremdenüberschwemmung, kein übler Aufenthalt; am Nachmittag kamen auch meine Innsbrucker Reisegenossen herüber, die sich gleichfalls entschlossen noch eine Woche dazubleiben, ich hatte also für die Stunden, die Konrad seiner Russin widmete, Unterhaltung vollauf in Aussicht. Er schien dies auch zu denken, denn in den nächsten Tagen zog sich die Zeit, die er bei ihr zubrachte, immer mehr in die Länge. Ich holte daher mein Skizzenbuch hervor und unternahm lange einsame Wanderungen in das Gebirge, von denen ich stets mit so reicher Ausbeute zurückkam, daß ich mich immer williger in meinen Zwangsaufenthalt fügte. Auf einem dieser Spaziergänge, als ich auf einer steilen Anhöhe im Grase saß und zeichnete, sah ich von weitem Konrad und seine Dame. Sie waren allein; er schleppte sie mit einiger Mühe den Hügel empor, sie hing mit nachlässiger Grazie an seinem Arm und trotz der affectirten Müdigkeit schwatzte und lachte sie laut, denn der tiefe metallreiche Ton ihrer Stimme mit den slavischen Accenten drang bis zu mir herauf. Ich betrachtete sie mir jetzt genauer, die Gestalt war schlank und geschmeidig, die ganze Erscheinung von tadel-

loser Eleganz; in den Bewegungen fiel mir etwas Katzenhaftes auf, das zwar nicht ohne Reiz war, mich aber doch nicht angenehm berührte. Das Gesicht kam mir ganz unbedeutend vor: ein kleines etwas dickes Stumpfnäschen, runde Kinderaugen, die mir aus der Entfernung nicht viel Ausdruck zu haben schienen, nur die stark geschwellten, sehr beweglichen Lippen verliehen dem sonst ziemlich gewöhnlichen Kopf etwas Pikantes. Auch war der Teint von unglaublicher Frische, Weiße und Zartheit und widerlegte siegreich das Rossini'sche Wort von der Juchtenhaut russischer Damen. Da ich dem Paar nicht begegnen mochte, legte ich mein Geräthe zusammen und entfernte mich still.

Am selben Abend machte ich an Konrad eine seltsame Bemerkung: es kam mir vor, als spreche er seit Kurzem mit einem slavischen Accent. Das berührte mich um so fremdartiger, als ich mich wohl erinnerte, mit welch eifersüchtigem Stolz er sonst sein Deutschthum hütete und sich bei jeder Gelegenheit seines reinen germanischen Blutes rühmte. Nachdem ihm mehrmals die ungewöhnlichsten Sprachwendungen und selbst falsche Satzbildungen entschlüpft waren, auf denen er mit Vorliebe zu weilen schien, konnte ich es nicht mehr ruhig anhören und machte ihn mit etwas scharfen Worten auf diese Sonderbarkeit aufmerksam. Er erröthete ein wenig, verbesserte sich aber rasch und sprach von da an wieder das reine und geradezu musterhafte Deutsch, das ich von jeher so sehr an ihm bewundert hatte.

Am anderen Tag, als er sich anschickte, seinen Krankenbesuch zu machen, blieb er einen Augenblick etwas unschlüssig stehen und sagte mit unsicherem Ton:

„Willst Du nicht mitkommen? Man hat schon von Dir gehört; ich habe Befehl Dich vorzustellen."

Ich dankte unter dem Vorwand, daß ich eine gestern angefangene Studie nach der Natur zu vollenden gedächte, und meine Weigerung kam ihm offenbar gar nicht unerwünscht.

Bei seiner Zurückkunft zeigte er sich sehr mittheilsam, es war ihm augenscheinlich ein Bedürfniß, von ihr zu sprechen, er verbreitete sich ausführlich über die Natur ihres Leidens, das mehr dem Seelenleben entspringe, beklagte sie, daß ihr Schicksal sie an einen Mann geschmiedet habe, der dieses schmiegsame und empfängliche Naturkind nicht mit fester Hand zu lenken wisse: er sei überzeugt, wenn der Gemahl ihrem überquellenden Naturell Schranken anzulegen wüßte, so wären sie beide glücklicher.

Er achtete garnicht auf meine kühle Haltung, sondern spann an seinem Gedankengang fort.

„Die Russin," philosophirte er weiter, „ist doch die vollendetste Vertreterin jener wundersamen, nie genug erforschten Species, ‚Weib' genannt. Alle Fehler, Schwächen, ja Laster, aber auch alle Reize dieses Geschlechts sind in ihr vereinigt und führen zusammen eine pudelnärrische Wirthschaft. Nirgends ein Zusammenhang und doch das Widersprechendste

so selbstverständlich. Die Russin ist heute im Stande, ihren Mann zu verrathen, und morgen, sich für ihn nach Sibirien schicken zu lassen. Sie ist unberechenbar wie der Gott des Zufalls selbst, daher ihr unergründlicher Zauber."

Es schnitt mir ins Herz, den Mann, der Helenens Liebe besessen hatte, so reden zu hören, daher wandte ich mich ab ohne ihm zu antworten.

Nach diesem Ausbruch der Vertraulichkeit wurde Konrad wieder ganz zurückhaltend, er erwähnte seine Russin garnicht mehr, oder wenn er es nicht umgehen konnte, nannte er sie förmlich, bei allen ihren Namen und Titeln. Er zeigte sich überhaupt von da an immer wortkarger oder fiel, wenn man ihm seine Schweigsamkeit vorhielt, in eine erzwungene Gesprächigkeit, die mich noch unbehaglicher berührte. Zuweilen stand er am helllichten Tage in den tiefsten Träumereien da, sah bei Tische, statt zu essen, starr auf den Teller, als sei er ein Zauberkessel, worin er die künftigen Geschicke lesen könne; kurz die bekannten Symptome.

Was wollte ich machen? Ich mußte dem Uebel freien Lauf lassen und stellte mich, als merke ich nichts, denn ich wußte aus Erfahrung, daß dieser sanfte und in der Form so nachgiebige Mensch durch jeden Widerspruch zum Eigensinn gereizt wurde. Doch that ich, was ich konnte, um zerstreuend und ablenkend auf sein Gemüth zu wirken. Ich selber ging beständig in einem stillen Ingrimm umher — denn ohne die Dame zu kennen, war ich mit meinem Urtheil fertig über ein Wesen, das mit dem brutalen Rechte der Lebendigen Helenens Bild verdrängte und sie am Ende ganz und gar aus dem Herzen vertrieb, das ihr noch ein Fortbestehen in der Erinnerung schuldete. Freilich für diesen Träumer und Idealisten war jedes Weib, was seine Phantasie aus ihr machte.

Doch war ich weit entfernt, die Sache für gefährlich zu halten.

Aber lang konnte er doch nicht mit einem Geheimniß auf der Seele um mich herumgehen. Ich sah ihm an, wie es eine Zeitlang in ihm kämpfte.

„Ich habe sie ganz verkannt," begann er eines Tages leise, „sie ist so ganz anders, als ich anfangs dachte, voll Gemüth, voll Hingabe, mit einem freien, starken Sinn, so ganz Natur. Der Mann ist es, der sie nicht zur Entfaltung kommen läßt; nur vor Fremden stellt er sich aufmerksam, unter vier Augen behandelt er sie roh und rücksichtslos, ein Stockrusse, ohne europäische Cultur."

Ich war sehr erstaunt, daß derselbe Mann, dessen übermäßige Nachgiebigkeit noch vor Kurzem gerügt worden war, nun auf einmal ein Despot sein sollte. Er war mir zuweilen auf meinen einsamen Spaziergängen begegnet, auch er allein, eine Cigarre rauchend, ein breites gutmüthiges Russengesicht — entweder ich hatte mich nie auf Physiogomieen verstanden, oder Züge wie diese konnten keine Tyrannenseele bergen.

In derselben Nacht — ich erinnere mich wieder so deutlich, als lägen

nur Stunden dazwischen — erwachte ich plötzlich aus einem ganz festen, traumlosen Schlaf an einem seltsamen, langgezogenen, halb klagenden, halb zärtlichen Ton wie der Klang einer Aeolsharfe.

„Katja — Katja — Katja —“ klang es in meinen Ohren mit schmelzendem, schmeichelndem und vorwurfsvollem Ton.

Ich fuhr in die Höhe, die unsinnigsten Gedanken gingen mir durch das schlummerbefangene Hirn. Schwaches Mondlicht floß zu dem halbgeöffneten Fenster herein, daß ich Konrads Gestalt erkennen konnte, der aufgerichtet auf seinem Bette saß.

Ich stand rasch auf, zündete ein Licht an und setzte mich auf einen Stuhl an sein Lager.

„Höre,“ sagte ich, „es ist endlich Zeit, daß wir ein vernünftiges Wort mit einander reden.“

Konrad achtete nicht auf mich, er träumte mit weit offenen, glänzenden Augen vor sich hin und sagte, wie wenn er mit sich selber spräche:

„Sie ist sehr gebildet, sie liest den Plato.“

Nun sah ich genau, daß es nicht mehr der flüchtige Reiz einer originellen Bekanntschaft war: der arme Junge saß fest in dem Leim.

„Ist sie Dir denn gar so theuer?“ fragte ich.

Nun sah er mich mit einem tiefen Blick an und sagte, indem er über das ganze Gesicht erröthete:

„Ich bin ihr eigen mit Leib und Seele!“

Dann, als schäme er sich dieses Geständnisses, verbarg er mädchenhaft seinen Kopf in den Kissen.

Ich löschte wie ein Philosoph mein Licht aus, denn ich sah, daß mein „vernünftiges Wort“ nur taube Ohren gefunden hätte und legte mich seufzend zu Bett.

Der Roman spann sich noch eine Weile so fort, ich erinnere mich nicht mehr genau, mit welchen Einzelheiten. Ob Konrads zartfühlende Natur unter dem Zwang des Unrechts und der Lüge Höllenqualen litt, oder ob die Leidenschaft ihn gegen jede andere Stimme taub machte, weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß er sich an das Märchen von ihrer Unterdrückung anklammerte, um sich nicht selbst zu verachten.

Auch die Dame sah ich noch mehrere Male an Konrads Arm und mein Eindruck blieb immer derselbe. Es fiel mir auf, daß Alle, die nur je ein Wort mit ihr gewechselt hatten, sie die schöne Russin nannten, während ich für meinen Theil nicht begreifen konnte, wie sie zu diesem Beiwort kam.

Ich hielt mich als stiller Beobachter ganz abseits, drang aber unablässig in Konrad, um die baldige Lösung eines Verhältnisses anzubahnen, in dem ich nichts als Heuchelei und inneren Zwiespalt für ihn sah. Er versprach mir auch mehrmals, sich von ihr loszureißen, da sie sich, wie er

sagte, doch nicht zu einem entscheidenden Schritt entschließen könne, aber sein Vorsatz scheiterte stets an ihrem Widerstand.

Einmal hatte ich ihn so weit gebracht, daß er dem Grafen rieth, seine Frau nunmehr an einen anderen Ort zu führen; aber ein paar Stunden darauf sagte er mir:

„Ich bin auf eine elementare Naturgewalt gestoßen, die sich meinem Entschluß entgegensetzte. Als sie mich unerschütterlich sah, fiel sie zu Boden, leblos, Schaum vor dem Munde. Einen Stein hätte es erbarmt, wie nicht mich? Selbst ihr Mann, der russische Bär, wurde geschmeidig und versprach, sich in allen Stücken ihren Wünschen zu fügen. Und, Oskar, lieber Oskar, verachte mich nicht, wir bleiben!"

Da geschah etwas Unerwartetes, aber durchaus Folgerichtiges. Eines schönen Tages erhielt Konrad ein versiegeltes Couvert mit einer beträchtlichen Geldsumme und einem kurzen französischen Billet, worin der Graf für die seiner Frau geleisteten ärztlichen Dienste verbindlich dankte und seine bevorstehende Abreise anzeigte, da Geschäfte seine und der Gräfin schleunigste Rückkehr nach Rußland forderten.

Ich war dabei, als das Briefchen ankam, und ich sah, wie beim Anblick des Geldes sich eine dunkle Gluth über Konrads Schläfen ergoß. Seine erste Bewegung war, die Sendung vor mir zu verbergen; dann warf er sie auf den Tisch, als habe sie ihm die Finger verbrannt. Röthe und Blässe jagten sich auf seinem Gesicht, er zitterte an allen Gliedern und hatte Thränen in den Augen.

Ich schwieg und sah ihn lange durchdringend an, ohne ein Wort zu reden. Er ertrug meine Blicke nicht, sondern barg den Kopf in beide Hände und stöhnte tief, als ob er körperliche Schmerzen litte. Aber plötzlich sprang er auf, griff nach seinem Hut und stürzte ohne eine Erklärung hinaus. Ich konnte mir wohl denken, wohin er ging.

Als er wiederkam, war er zwar äußerlich ruhig, aber sein bleiches Gesicht, sein unsteter Blick und ein nervöses Zucken um den Mund verriethen die glühende Beschämung und den Zwiespalt seines Innern.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie die Gräfin die Sache ansehe.

„Sie?" sagte er unmuthig, „was versteht sie davon? Sie ist ein Kind — sie lachte — sie konnte lachen, sie fand es spaßhaft; und dann besteht sie darauf, daß ich ihr nachreisen müsse."

Ich sagte nichts, um den Gedanken, der sich Bahn brechen wollte, nicht durch Uebereilung zurückzudrängen. Es wühlte noch eine Zeitlang in ihm, dann warf er sich plötzlich an meine Brust:

„Oskar, rette mich, ich will Dir's ewig danken! Ich ertrag's nicht länger, ich gehe zu Grund, ich bin nicht für solche Kämpfe geschaffen!"

Ich begriff nun wohl, wie viel er schon gelitten hatte.

„Willst Du mir die Anordnungen überlassen?“ fragte ich.

Er nickte.

„Gut,“ sagte ich, „so laß uns gleich den Anfang machen. Zuvörderst das Geld nimmst Du an; es ist peinlich, aber das soll Deine Buße sein.“

„Dazu war ich ohnehin schon entschlossen,“ antwortete er gedrückt.

„So nimm eine Visitenkarte, stecke sie in ein Couvert, adressire an den Grafen und fort damit! Dann gehe zum Pfarrer von Partenkirchen — er soll ein zuverlässiger Mann sein — und übergieb ihm das Geld für die Ortsarmen, damit Du in Deinen eigenen Augen wieder ehrlich wirst. Und alles Weitere soll meine Sorge sein; in ein paar Stunden bist Du in Sicherheit. Unterdessen schreibe ein Brieflein an Deine Dame, das ich besorgen werde, aber mach's kurz und erweiche Dich nicht!“

Konrad fügte sich in Allem, und der Abend fand uns schon unterwegs nach Kochel. Beim Einsteigen in das Gefährt, das ich in Eile aufgetrieben, hatte er Thränen in den Augen, aber je weiter wir uns aus der gefährlichen Nähe entfernten, desto mehr schien sich der Bann zu lockern, der ihn umstrickt hielt. Er wurde allmählich mittheilsam, worin ich ein sehr gutes Zeichen sah, und schließlich bekannte er mir, daß ihn ein dauerndes Zusammenleben mit „ihr“ sehr elend machen würde, da es ihrer Empfindungsweise ganz an jenen Schattirungen mangle, die ihm zur Harmonie so nöthig seien.

Als wir in der Frühe des anderen Morgens, von einem Führer begleitet, die schroffe Benedictenwand erstiegen, gingen ihm schon die Augen auf für die Schönheit der Natur. Dieser Tag, den ich mit ihm in der großartigen Gebirgseinsamkeit verlebte, war einer der genußreichsten meines Lebens. Seine sonnige Geisteswelt brach endlich durch den Nebel, der ihn bisher umfangen gehalten, sein Gemüth öffnete sich mir wieder und die leise Wehmuth, die noch auf ihm lag, machte ihn nur liebenswürdiger. Er entschädigte mich an diesem einen Tag für alle Geduldsproben, die er mir während unseres vierzehntägigen Zusammenseins auferlegt hatte. Von der Russin sprach er gar nicht mehr, als sei das nun abgethan und in seinem Leben ein neuer Abschnitt eröffnet, der wieder einem männlichen Streben gewidmet sein sollte. Ich erkannte nun erst, wie sich in den Jahren unserer Trennung sein geistiger Horizont erweitert hatte, trotz der scheinbaren Enge, in welcher sein Dasein hinfloß; und dabei hatte er sich die ungetrübte Jugendlichkeit der Phantasie und den hoffnungsreichen Idealismus bewahrt, mit denen er mir wieder den Staub der großen Heerstraßen des Lebens wie in einem erfrischenden Bad von der Seele spülte.

Während wir oben im Gebirge Rast hielten und uns erquickten, theilte er mir einen Plan mit, der seine Gedanken seit lange beschäftigte. Ein Fall in seiner ärztlichen Praxis hatte ihn veranlaßt, sich näher mit

der Wirkung des Schlangengiftes auf den thierischen Organismus, besonders auf die Herzthätigkeit zu befassen, aber der Mangel an Material erlaubte ihm nicht, seine Forschungen in umfassenderem Maße zu betreiben. Meine Reise in die Tropen bot mir nun ausgiebige Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen, und mit Freuden sagte ich ihm meine Unterstützung zu. Mit sinkender Nacht brachte ich ihn wieder nach Kochel hinunter mit dem Stolz des Doctors, der einen Schwerkranken dem Tod entrissen hat.

Aber ach, der Mann denkt und das Weib lenkt! Als wir am nächsten Vormittag in der Umgebung von Kochel umherschwärmten — wir erwarteten eben den Postwagen, der uns auf die Bahnlinie des Starnbergersees bringen sollte — kam ein Fuhrwerk in raschem Trab in der Richtung vom Ammergau her in geringer Entfernung an uns vorüber; zwei weibliche Gestalten saßen darin. Eine von ihnen beugte sich heraus und ließ heftig ein weißes Tüchlein flattern; Konrad wurde roth und bleich, seine Augen füllten sich und traten fast aus ihren Höhlen, so inbrünstig starrte er dem Wagen nach, der eben um die Biegung sauste.

Aber plötzlich verstummte das Rädergerassel, woraus ich schloß, daß das Fuhrwerk stillhalte und der Feind unmittelbar zum Angriff vorrücke.

Ich faßte Konrads Arm und flüsterte ihm rasch zu: „Komm, sei ein Mann, du darfst sie nicht wiedersehen" — aber er hörte mich nicht, sein ganzes Wahrnehmungsvermögen war in die Augen gefahren, mit denen er der verschwundenen Erscheinung nachblickte, und als er meine Berührung fühlte, riß er sich mit einem heftigen Ruck los und rannte schnellfüßig wie ein angeschossener Hirsch in der Richtung des Wagens von dannen.

Vor zorniger Ueberraschung lachte ich laut auf, aber ich sah, daß ich mein Spiel verloren hatte. Ich setzte mich in bitterem Ingrimm auf einen Stein, um des Freundes Rückkehr abzuwarten, und überließ mich meinen mißmuthigen Betrachtungen.

„Also das ist ein Mann!" sagte ich zornig zu mir selbst. „Ein hübsches Gesicht fährt auf der Landstraße vorüber — nun gute Nacht Freundschaft, Vernunft und jeder männliche Vorsatz! — man rennt im Straßenstaub schweißtriefend mit lechzender Zunge wie ein Hund hinter dem Wagen her. — Ich möchte wirklich wissen, welcher Spottvogel uns den Namen des starken Geschlechts aufgetrieben hat."

Eine gute halbe Stunde verging, ehe Konrad gedrückt und befangen wieder vor mir erschien. Ich konnte ihm wohl ansehen, daß ihn das unerwartete Wiederfinden trotz der neuerwachten Leidenschaft nicht beglückte; aber er hatte nicht mehr die Kraft, die Bande abzuschütteln.

„Sie reist allein," sagte er, „der Graf ist schon voraus, Petersburg zu. Ich kann sie nicht allein lassen; sie ist so schwach und hülflos, hülflos wie ein Kind! Was sollte aus ihr werden? Ich muß sie zum mindesten bis nach Dresden begleiten."

„Nun, bei Gott," sagte ich, „wenn sie in der kurzen Zeit das alles fertig gebracht hat — ihren Strohmann abzuschütteln, ihn mit Schnellpost nach Rußland zu befördern und ihr entlaufenes Wild wieder einzufangen, so ist sie kein schwaches Kind, sondern stärker als zehn Männer Deines Schlages."

Er ließ geduldig Alles über sich ergehen und seufzte nur:

„Ach, was soll ich thun? Was bleibt mir denn Anderes übrig?"

„Dich losreißen!" rief ich mit aufkeimender Hoffnung und faßte ihn an beiden Schultern. „Dich losreißen, mit mir gehen, dahin, wo der Weg der Pflicht, der Ehre, der Vernunft ist."

„Mich losreißen? Ach, sie läßt mich ja nicht," seufzte er hoffnungslos. „Du kennst die Russinnen nicht — sie wäre im Stande, sich unter die Räder meines Wagens zu werfen."

Ich gerieth in einen heftigen, fassungslosen Zorn, als ich ihn so taub für jede Stimme der Vernunft sah, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die er ergeben hinnahm; aber die Thränen standen ihm dabei in den Augen.

Endlich faßte er schüchtern meine Hand und sagte:

„Es sind noch zwei leere Plätze im Wagen; wir können ganz gut alle zusammen fahren."

„Ich danke Dir," sagte ich ironisch. „Ich habe keine Handschellen, um Dich zu binden. Aber ich will Dir wenigstens nicht als Dein Sancho Pansa den Spieß nachtragen."

Ich drehte ihm den Rücken und wollte ihn so im Unmuth verlassen. Aber er kam mir nach, warf sich an meine Brust und bat mich tausendmal um Verzeihung.

Ich habe in allem Recht, gab er zu; ich sei noch zu glimpflich gegen ihn, er gebe sich selbst im Innern viel härtere Namen — aber er sei seiner selbst nicht mehr mächtig.

Als ich ihn so unglücklich sah, that er mir doch wieder leid, und ich versöhnte mich noch mit ihm, ehe wir schieden. Allein in Bezug auf das Zusammenreisen blieb ich unerbittlich. Ich mochte nicht einmal mehr denselben Weg verfolgen, sondern wandte mich, als wir uns zum letzten Male umarmt hatten, wieder dem Gebirge zu und erreichte auf allerlei Umwegen eine Zweigbahn, die mich nach Rosenheim führte.

Von dort fuhr ich nach Wien, dem Sammelplatz meiner Reisegenossen. Aber auf dem ganzen Weg dachte ich nicht an die Expedition, sondern nur an Konrad. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich so schnell besiegt gegeben, statt den tollen Streich im Nothfall mit Gewalt zu verhindern.

Doch was hätte es genützt? Man kann ja freilich auch das Wasser durch Kunst den Berg hinauf treiben, aber sobald es frei wird, folgt es

doch seiner Natur und fließt wieder abwärts. Gegen einen Verliebten kämpfen, heißt es mit einem Naturgesetz aufnehmen wollen.

* * *

Von meinem Aufenthalt in den Tropen habe ich Ihnen schon so viel erzählt, daß ich diesen Zeitpunkt hier überspringen kann, um so mehr, als ich während meiner fast dreijährigen Abwesenheit nur selten Nachricht von Konrad erhielt und von seinen inneren Schicksalen so viel wie nichts erfuhr. Ich schrieb ihm zwar zu Anfang ziemlich regelmäßig, aber seine Antworten trafen mich meist nicht mehr an Ort und Stelle, wurden mir dann von Etappe zu Etappe nachgeschickt und gingen häufig dabei verloren. Die wenigen Briefe, die ich von ihm erhielt, waren nicht so frisch vom Herzen weg geschrieben, ich konnte ihnen eine fortwährende leichte Befangenheit anmerken, die ich gewiß nicht mit Unrecht der Erinnerung an unseren seltsamen Abschied beimaß.

Von Natur weit weniger zur Mittheilung geneigt als er, wurde ich bald des einseitigen Verkehrs müde und ließ mich so von den Aufregungen des Tages abziehen, daß schon im zweiten Jahre unserer Trennung der Briefwechsel eingeschlafen war. Im Herzen aber blieb ich völlig unverändert und wußte, daß ich dasselbe von ihm erwarten durfte.

Gleich nach meiner Rückkehr traf ich in Wien mit dem Maler Reinhold zusammen, der inzwischen, wie ich schon in London gehört hatte, eine europäische Berühmtheit geworden war. Meine erste Frage galt Konrad.

Reinhold schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, ich fürchte," sagte er, „es steht übel um unsern Freund. Bisher waren seine Leiden doch immer noch heilbar, aber wer will einen Mann vor seiner Frau retten?"

„Vor seiner Frau?" fragte ich erstaunt, „Ist er denn verheirathet?"

„Nur allzusehr", war die lakonische Antwort, mit der sich Reinhold nach seiner eiligen Art aus dem Staub machen wollte; aber ich hielt ihn fest und bestürmte ihn mit Fragen.

„Wer sie ist?" sagte er. „Ein Stück Quecksilber, das ihn nicht zu Athem kommen läßt; eine Sphinx, die ihn mit ihren Rätheln in den Abgrund stürzen wird, ein Mittelding zwischen Engel und Satan, mit einem Wort: ein Weib. Uebrigens weiß ich nichts weiter von ihr, als daß er sie aus Rußland geholt hat. Gott verzeih's ihm! Er hätte klüger gethan, sie dort zu lassen. Ich sollte sie malen gleich nach der Hochzeit, aber es ward mir himmelangst dabei. Sie gab nicht fünf Minuten Ruhe, und dann, weißt Du, hat sie ein Gesicht, bei dem der Pinsel nichts zu fassen bekommt. — Armer Konrad! Er hat schon manchen Sturm bestanden, aber diesem Weibe ist er nicht gewachsen."

Mit diesen Worten ging er seiner Wege. Ich brauchte natürlich wenig Scharfsinn, um zu erkennen, daß die Dame, die Reinhold beschrieben hatte, jene Russin aus Partenkirchen sein mußte. Das erklärte mir zur Genüge Konrads Schweigen und verstimmte mich tief. Ich zweifelte zwar keinen Augenblick, daß unsere Freundschaft sich auch an dieser Klippe vorüber retten werde, aber es war doch für beide Theile peinlich genug, wenn er mir, seinem alten Vertrauten, jetzt als Gatte derselben Frau entgegentrat, vor der ich ihn so dringend gewarnt hatte.

Doch wollte ich vor Allem die Spannung nicht größer werden lassen, und sobald ich mich unter der Pflege meiner Mutter, die unterdeß zum zweiten Male Wittwe geworden war, ein wenig von meinen Reisestrapazen erholt hatte, fuhr ich nach München, wie es von Anfang an meine Absicht gewesen war. Nur schickte ich diesmal ein Telegramm voraus, um Konrad auf meine Ankunft vorzubereiten.

Außer der Freundschaft war es noch ein eigennütziger Hintergedanke, der mich so rasch zu ihm führte. Ich wollte die reiche wissenschaftliche Ausbeute, die in meinen Tagebüchern und Notizheften aufgespeichert lag, nicht nutzlos verschimmeln lassen und wünschte, daß Konrad, der literarisch gewandte, mir bei Sichtung als Materials und Anordnung des geplanten Buchs behülflich sei. Auch kam ich nicht mit leeren Händen zu ihm: ich hatte mein Versprechen gelöst, denn in einer sorgfältig geschlossenen Kapsel führte ich eine Reihe kleiner wohlverstöpselter Fläschchen und Glasröhren mit mir — eine ganze Mustersammlung von Schlangengift, die zu beschaffen mich keine geringe Mühe gekostet hatte.

Ursprünglich war es mein Wunsch gewesen, die Thiere lebendig mitzubringen; aber die Schwierigkeit der Beförderung auf der langen Reise nöthigte mich, von diesem Vorhaben abzustehen. Ich mußte mich mit dem Inhalt der Giftbläschen begnügen, der häufig nicht einmal direct zu haben war, sondern aus der Wunde gebissener Thiere und Menschen genommen wurde, und ich versprach mir nun manchen interessanten Versuch, um festzustellen, inwiefern durch solche Uebertragung die Kraft des Gifts gesteigert oder verringert werde.

Verzeihen Sie die umständliche Abschweifung: sie war nothwendig, um Ihnen zu erklären, warum ich so fest darauf zählte, den ganzen Herbst und vielleicht auch einen Theil des Winters in Konrads Nähe zu verbringen.

Schon bei der ersten Begrüßung auf dem Bahnhofe verflogen alle Besorgnisse, die ich im Stillen gehegt hatte. Seine Freude über dieses Wiedersehen war unbeschreiblich, und er empfing mich so unbefangen, als habe er mir nie das Geständniß abgelegt, daß Katja nicht die richtige Frau für ihn wäre; er hatte es wohl auch ganz vergessen.

Ich fand ihn breiter, stattlicher geworden, mit einem Anflug von Selbstgefühl, das ihm sehr wohl stand; auch hatte er sich einen Bart wachsen

lassen, der zwar sein wunderbar schön geformtes Kinn verbarg, aber dafür die Männlichkeit der ganzen Erscheinung hob.

„Du mußt für heute Nacht in meiner Junggesellenwohnung vorlieb nehmen,“ sagte er, während er mich am Arm durch die Straßen führte. — „Wir wohnen schon seit mehreren Wochen auf dem Lande, daher ist es der reine Zufall, daß Dein Telegramm mich hier getroffen hat.“

„Morgen früh,“ sprach er im Weitergehen fort, „fahren wir zusammen an den See hinaus, dort wird Dir dann meine Frau die Honneurs machen. Du hast natürlich schon von ihr gehört; und man wird auch nicht ermangelt haben, sie Dir tüchtig anzuschwärzen. — Sage nicht ‚Nein‘! ich sehe es Dir ja an. Auch Du warst ihr früher nicht geneigt; aber wenn Du sie einmal kennst, wirst Du ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen — sie verlangt nicht mehr. Daß sie anders ist als die Frauen hier zu Lande, das liegt ja auf der Hand, aber muß sie darum minder gut sein? — Ich habe ein Stück wilder Steppennatur in unsere Civilisation verpflanzt; die Civilisation mag nun zusehen, wie sie mit ihr zurecht kommt, denn die Natur ist fest entschlossen, sich in nichts zu ändern. Das hat freilich für mich seine Schattenseiten,“ setzte er hinzu, „denn die Frage liegt nun so, daß, wer sich mit ihr nicht stellen kann, auch auf mich verzichten muß.“

Ich machte mir meine eigenen Gedanken während dieser Einleitung.

„Es war eine wahre Verschwörung,“ fuhr er fort, „als ich sie nach der Scheidung hierherbrachte; und die guten Freunde thaten das Möglichste, um mir und ihr das Leben zu verbittern. Denke Dir, daß selbst der alte Nitrofan, mein Sklave, der noch niemals eine eigene Meinung geäußert hat, rebelliren wollte, als er hörte, ich heirathe eine Landsmännin von ihm. Aber ich drohte ihm mit augenblicklicher Entlassung, wenn er nur ein einziges Wort gegen sie spreche; das hat gewirkt. Jetzt hat die Hexe ihn natürlich längst so bezaubert, daß er ihr noch williger dient, als mir selbst, und das will viel heißen.“

Am Abend, als wir Arm in Arm durch die Straßen schlenderten, legte er mir dann eine umfassende Beichte ab. Ich will, was er mir von seinem Liebesroman und dem früheren Leben seiner Frau erzählte, hier nicht weiter berühren. Es war eine ziemlich alltägliche Geschichte, die nur durch das hohe und zarte Gemüth, in dem sie sich spiegelte, gereinigt und veredelt erschien. Ueber das Wesentlichste dabei, Katjas Scheidung von ihrem ersten Gatten, ging er ohnehin mit wenigen Worten weg, als berge diese Erinnerung schmerzhafte Punkte. Dagegen verweilte er mit glühender Phantasie auf der Schilderung einer schauerlich süßen Nacht, wo er sich in eisiger Decemberkälte allein in ihrem verschneiten Garten eingefunden, die Geliebte im leichten Nachtgewand zu dem niedrigen Fenster herausgehoben, und sie in seinen weiten Pelz gewickelt auf den Armen wohl einen halben Werst durch den knietiefen Schnee zu dem Schlitten getragen,

der sie durch unendliche ungebahnte Schneefelder zur nächsten Eisenbahnstation führte.

„Wie kann ich ihr je das Opfer vergelten, das sie mir gebracht hat!" rief er ein Mal über das andere. Er versicherte mir, daß er sich jetzt erst als ganzer Mann fühle, seit er das süßeste und gebrechlichste Geschöpf zu schützen habe; daß er das Leben ohne sie nicht mehr verstehen würde; und am Ende verstummte er ganz und versank in seine Gedanken. Wir gingen schweigend in sehr verschiedener Stimmung auf der einsamen Promenade neben einander her; er drückte mir nur noch von Zeit zu Zeit den Arm und murmelte: „Ich bin so glücklich — ich bin so glücklich."

Am andern Morgen fuhren wir zusammen über den anmuthigen Starnbergersee. Schon von fern sahen wir auf dem Steg eine zierliche Gestalt im lichten Sommerkleide stehen, die ihr weißes Tüchlein flattern ließ; sie hielt einen rothen Sonnenschirm über dem Kopf und stand in dem durchfallenden Licht wie in einer Aureole. Konrad zitterte vor Freude und Ungeduld, sprang, noch ehe das Schiff ganz gelandet war, von Bord und hob seine Frau in den Armen auf. Als ich ausstieg, führte er sie mir mit strahlendem Gesicht entgegen.

Katja öffnete ihre blauen Kinderaugen so weit, daß die ganze Iris sichtbar wurde, und sagte langsam mit einem tiefen, wohlklingenden Organ, das ihr größter Reiz war:

„Das also ist mein Feind?"

Auf diese Anrede war ich nicht gefaßt; ich verbeugte mich tief und sagte:

„Ein geschlagener Feind, gnädige Frau, der — wie Sie sehen — zum Ueberläufer geworden ist."

Konrad blickte von Einem zum Andern und sagte ungeduldig:

„Laßt die Kindereien und gebt euch die Hände. So ist's recht. Nun merke Dir's, Katja, daß Du von heute an keinen bessern Freund hast, als Oskar."

Ich erhielt einen raschen Händedruck, einen halbgeflüsterten Willkomm, bei dem mich ihr Auge aber nur flüchtig aus langen Wimpern hervor streifte, dannn ergriff sie Konrads Arm und schritt mit ihm voran. Und seltsam, während sie so leicht und sicher vor mir herging, mußte ich plötzlich an einen Tiger denken, der mir einmal in Bengalen am Rand eines Schilfmoors quer über den Weg geschritten war — ein schlankes, noch ganz junges Thier; Katja hatte dieselben Bewegungen, katzenhaft geschmeidig und kraftbewußt.

Sobald ich sie aus der Nähe gesehen hatte, schwand ein gut Theil meiner Voreingenommenheit, und ich begriff auf einmal, daß dieses regellose Gesicht einen großen Reiz ausüben könne. Am meisten fiel mir der sehr rothe Mund auf, bei dem die Oberlippe weit über die Unterlippe hervortrat, und der dem Gesichtchen einen schmollenden Ausdruck gab.

Angeregt und neugierig folgte ich den Beiden den flachen bewaldeten Hügel hinan, auf dessen halber Höhe ihre Wohnung lag. Es war ein reizendes, kleines, halb im Grün verstecktes Haus mit Veranda nach dem See, im italienischen Villenstil gebaut und von stattlichen Anlagen umgeben, die fast den Namen eines Parks verdienten, den man ihnen im Oertchen gab.

Im Hinansteigen machte Konrad seinem überströmenden Glücksgefühl dadurch Luft, daß er mich bald auf eine Bergspitze, bald auf einen Wiesenhang oder eine Baumgruppe aufmerksam machte, von denen er versicherte, daß sie in der Welt nicht ihres Gleichen hätten, und unterstützte seine Behauptungen durch den Ausspruch irgend eines berühmten Malers, der diese Gegend mit einer griechischen Landschaft verglichen haben sollte. Ich, dessen Auge schon allzulang durch die satten Farben und die plastischen Formen des Südens verwöhnt war, wußte mit diesem Enthusiasmus für ein Stück Wasser und ein paar grüne Hügel nicht viel anzufangen. Katja warf mir plötzlich wieder einen ihrer raschen Blicke zu und sagte mit ihrer fremdartigen tiefen Stimme:

„Auch Sie schwärmen nicht für den deutschen Gemüsegarten — ich sehe es Ihnen an. Kennen Sie unsere Steppe?"

Ich verneinte es.

„Sie sollten die Steppe sehen," fuhr sie rasch fort. „Sie würden sie lieben, ich glaube es. Man muß die Steppe gesehen haben, um uns zu verstehen. Gerade so ist das russische Herz — so groß und wild und traurig und an keine Fesseln der Civilisation gebunden. — Ich liebe nicht die Natur, die nützlich ist," setzte sie mit verändertem Ausdruck hinzu.

Ich hörte während ihres Sprechens nur auf die reichen, tiefen Modulationen ihrer Stimme und mußte dabei an das Spiel russischer Glocken denken, wovon ich so oft gehört hatte.

Der Freund aber gerieth in einen scherzhaften Aerger, nannte es eine moderne Unsitte, der Natur als solcher eine Seele und eine besondere Stimmung zuzuschreiben, berief sich dabei auch auf die Alten, auf Odysseus und die rauhen Felsen von Ithaka, die doch dem Verschlagenen der lieblichste Anblick der Erde gewesen, und schloß mit der Behauptung, die schönste Gegend sei die, in welcher man glücklich sei.

Da sich hierauf nichts erwidern ließ, schwiegen wir und erreichten so das Haus. Als wir aber auf die weinlaubumhangene kühle Terrasse traten, wo der Frühstückstisch hergerichtet war und unter Farrenkräutern prächtige goldfarbene Pfirsiche und Riesenbirnen prangten, sagte Konrad, indem er lächelnd auf die Fruchtschale deutete:

„Hier ist eine Natur, die nützlich ist und die du doch liebst."

Nun kam auch Nitrosan zum Vorschein, der bei meinem Anblick Freudenthränen weinte und mir beide Hände küßte.

Ich fand den Alten noch ganz wie in unseren Universitätsjahren und sagte es ihm auch, aber er schüttelte den Kopf.

„Es ist ja Alles anders geworden seitdem," seufzte er „da wird der alte Nitrofan keine Ausnahme machen. — Ach, Herr Oskar, daß Sie so lange fortgeblieben sind! Sie waren immer des Herrn Barons Schutzengel."

„Nun, nun, Alter," antwortete ich, „Dein Herr hat sich auch ohne mich unterdessen nichts abgehen lassen."

Der alte Mann schlug die Augen zum Himmel, wie es seine Art war und sagte ergeben:

„Gott weiß, was er thut, er möge Alles zum Besten lenken!"

Das war unter der Thüre; sobald er aber Konrads Blick begegnete, ging er weg von mir und stellte sich hinter den Stuhl seiner Herrin.

Ich hatte später noch oft Gelegenheit zu bemerken, daß Nitrofan sich keineswegs über die Heirath seines Herrn getröstet hatte und daß er seine junge Gebieterin stets mit Mißtrauen betrachtete. Diese Spannung war auch Niemandem im Hause ein Geheimniß, mit Ausnahme von Konrad. Was Katja betrifft, so muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den alten Mann seine Abneigung niemals entgelten ließ; meistens übersah sie ihn, zuweilen aber zog sie ihn hervor, behandelte ihn mit Vertraulichkeit und erwies ihm alles mögliche Gute — es sollte nicht von ihr gesagt werden, daß sie an einem Mann vorübergegangen wäre, ohne ihre Macht an ihm zu versuchen. Aber an dem Alten waren alle Künste verloren, er nahm das Gute wie das Böse als eine unvermeidliche Schickung hin, diente seiner Herrin mit dem größten Eifer, faßte aber niemals ein Herz zu ihr. Dagegen übertrug er seinen heimlichen Groll, den er sonst nicht äußern durfte, auf die russische Kammerfrau, die Katja mitgebracht hatte — dieselbe, die schon in Partenkirchen ihre Begleiterin gewesen war und die auch zu der Flucht mit Konrad die Hand geboten hatte. Es verging kein Tag, wo man ihn nicht in irgend einem Winkel im Zank mit Varenka finden konnte, in der er den bösen Geist des Hauses sah und die er für Alles büßen ließ, was ihm an der Herrin mißliebig war.

Diese Bemerkungen machte ich natürlich erst im Laufe der Zeit, doch schon am ersten Tage fiel mir die stumme Ablehnung in Nitrofans Haltung auf.

Bei Tisch wurde Konrad nicht müde, seinen „fliegenden Holländer," wie er mich nannte, erzählen zu hören, ich merkte aber wohl, daß die Fragen, durch die er das Gespräch im Fluß hielt, mehr darauf abzielten, die Neugier seiner jungen Frau anzuregen, als sein eigenes Interesse zu befriedigen. Katja, die sich wie ein Gast im eigenen Hause bedienen oder, besser gesagt, wie ein kleines Vögelchen von Konrad füttern ließ, saß meist schweigsam da und hob nur zuweilen ihre Augen nach mir, als ob sie meine Gesichtslinien studire, senkte sie aber rasch wieder wie in leichter Verwirrung, wenn sie meinem Blick begegnete. Das gab ihr einen Ausdruck von

jugendlich reizender Hülflosigkeit, und ich fühlte mehr als ich es sah, wie Konrad sie mit Entzücken betrachtete. Ich wußte garnicht, was ich aus ihrer Stummheit und ihrem häufigen Erröthen machen sollte, ich dachte nur, sie müsse noch immer einen heimlichen Groll gegen mich haben, und bemühte mich doppelt aufmerksam gegen sie zu sein.

Da überraschte sie mich auf einmal durch die Frage, wie lange ich bei ihnen zu bleiben gedächte.

Schon unterwegs hatte mir Konrad ein halbes Versprechen entrissen, daß ich für die Dauer seines Landaufenthaltes sein Gast bleibe, jetzt rief er rasch:

„Du mußt dafür sorgen, daß es diesem Nomaden bei uns recht wohl wird und daß er uns nicht so bald entwischt. Ich habe schon sondirt und weiß, daß er Zeit genug hat."

„Ich hoffe und wünsche, daß Sie recht lange bei uns bleiben," sagte Katja mit Betonung, indem sie mir voll und tief in die Augen sah und dabei bis an die Schläfen erröthete. Sie wartete jedoch meine Antwort nicht ab, sondern setzte leise hinzu:

„Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns erst so spät kennen lernen."

Sie meinte meine Weigerung, ihr in Partenkirchen vorgestellt zu werden. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, daß ich von je ein menschenscheuer Bär gewesen, der sich besonders vor Damen fürchte, und berief mich auf Konrad, von dem ich aber nur ein zweifelhaftes Lächeln als Antwort erhielt.

Mein Interesse für sie vermehrte sich mit jedem Augenblick, denn Alles, was sie that und ließ, geschah so unmittelbar von innen heraus, als habe es nie eine gesellschaftliche Convention gegeben.

Sobald die Sonne nicht mehr lästig war, begaben wir uns alle drei an das Ufer hinunter und lösten den kleinen Kahn vom Land, den Konrad seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte und der in goldenen Lettern die Inschrift „Katja" trug. Die hübsche kleine Frau hatte ein knappsitzendes, dunkelblaues Tuchjäckchen angelegt, das ihren Wuchs noch weit vortheilhafter zeichnete, als die helle Sommerkleidung vom Morgen, und eine rothe Feder, die kokett von ihrem kleinen blauen Hütchen nickte, kleidete sie auffallend gut. Sie lächelte zufrieden, denn sie errieth jedenfalls, was ich dachte, und forderte mir, sobald wir abgestoßen waren, die Ruder ab. Aber ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Ruderns war sehr gering, denn sie that nur hülflose Schläge ins Wasser, die keine andere Folge hatten, als daß das leichte Boot sich mehrmals um sich selber drehte und daß wir alle drei über und über naß wurden. Nun klagte sie, daß sie keine Fortschritte machen könne, wenn ihr Niemand behülflich sei, und ich war ungalant genug, ganz ruhig auf meinem Platz zu bleiben, während Konrad eilig aufstand, um sich neben sie zu setzen und ihr liebevoll die Arme in die richtige Stellung zu bringen. Das Füßchen wie ein Matrose gegen das Brett

gestemmt, auf welchem ich saß, brachte sie nun wirklich mit seiner Hülfe ein paar kunstgerechte Schläge zu Stande, verlor aber bald die Geduld und überließ Konrad allein das Ruder, indem sie sich an meine Seite setzte. Sie mischte sich wenig in die Unterhaltung, ließ ihre weiße unbehandschuhte und unberingte Hand, die von ungewöhnlicher Schönheit war, spielend durch das Wasser gleiten, indem sie sich leicht über den Rand des Schiffchens neigte und spritzte von Zeit zu Zeit ihrem Mann einen Guß Wasser ins Gesicht.

Am jenseitigen Ufer angelangt, gingen wir lange in der prächtigen Waldung spazieren, bis der Abend hereinbrach, einzelne spärliche Leuchtkäfer aufglänzten und helle Sternschnuppen über den Himmel hinschossen, wobei Katja jedesmal einen Freudenruf ausstieß und mich aufforderte, mir etwas zu wünschen. Sie pflückte Waldblumen, die sie zu einem Riesenstrauß band, suchte in dem feuchten Moos nach Glühwürmchen, von denen sie sich nach und nach einen ganzen Kranz auf ihr Hütchen setzte und die ihr das Ansehen einer kleinen Feenkönigin gaben. An unserem Gespräch, welches lauter ernste Gegenstände betraf, nahm sie gar keinen Theil mehr, sondern murmelte etwas von „langweiliger Politik", obgleich mir Konrad eben einen Vortrag über das Verhalten der Athmungsorgane unter dem Einfluß von Schlangengift hielt; aber während einer Pause fragte sie mich plötzlich zu meinem Erstaunen, warum ich keine Frau habe, und stellte im Lauf des Abends noch mehrere solcher Fragen an mich, mit denen sie unmittelbar auf mein Inneres lossteuerte. Endlich schmiegte sie sich fröstelnd an ihren Gatten und drängte zum Heimgehen. Auf der Rückfahrt wurde sie erst wieder lebendig, sang, als wir auf der Mitte des Sees waren, unaufgefordert mit sehr angenehmer Stimme einige fremdartige schwermüthige Weisen mit unverständlichen Worten, die mir Konrad als kleinrussische Volkslieder erklärte, während sie beim Herfahren durch unser vereintes Bitten nicht zum Singen zu bewegen gewesen war.

Als aber eine große leuchtende Sternschnuppe auffallend langsam und gravitätisch über unsere Häupter hinzog, unterbrach sie sich und fragte hastig, was ich mir nun gewünscht habe.

Ich ließ einen Augenblick die Ruder sinken, sah ihr herzlich ins Gesicht und entgegnete, daß ich mich in diesem Moment viel zu glücklich fühle, um einen Wunsch zu haben.

Da blinzelte sie mich übermüthig an und sagte mit ihrem fremden Accent:

„Wünschten Sie sich auch nicht eine hübsche und liebenswürdige Frau — so eine wie ich bin?"

Konrad zog sie zärtlich an sich heran, während sie so sprach und sagte:

„Du hast Recht, diesem verstockten alten Hagestolzen zur Ehe zu rathen. Es ist der einzige Zustand, der eines Menschen würdig ist."

In dieser Nacht lag ich lange unter den angenehmsten Gedanken wach. Ich war so froh, nichts von dem allen bestätigt zu finden, was mich Reinholds böse Reden hatten vermuthen lassen. Ich dachte nicht weiter über die kleine Frau nach, ich ließ nur ihr Wesen wie ein starkes fremdartiges, aber liebliches Parfüm auf mich wirken und begriff gar nicht, wie Reinhold, den ich doch sonst als keinen Philister kannte, zu einem so abfälligen Urtheil über sie gekommen war. Ich begann schon im Stillen zu überlegen, ob ich mich nicht dauernd in Konrads Nähe niederlassen sollte, ich bekam seit langer Zeit zum ersten Mal Lust, Hütten zu bauen, der Heimatlose fühlte sich wieder einmal daheim.

Nicht wenig wunderte ich mich daher, als Konrad mich des andern Morgens, nachdem ich kaum aufgestanden und herabgekommen war, bei Seite nahm und mir vertraulich sagte:

„Meine Frau meint, Du habest ein Aber gegen sie noch von Partenkirchen her. Ich bitte Dich, sei recht herzlich mit ihr, um meinetwillen — wenn Du sie einmal besser kennst, wirst Du es schon aus freien Stücken thun.“

Was ist leichter als gegen ein liebreizendes Geschöpf liebenswürdig zu sein? Eben darum begriff ich auch nicht, womit ich es gestern konnte versehen haben, versicherte aber, nun gewiß mein Bestes thun zu wollen.

Ich kehrte in mein Schlafzimmer zurück und zog aus meinem unterdessen angekommenen Koffer ein prächtiges Tigerfell hervor, das ich kurz vor meiner Abreise in Singapore erstanden hatte und mit dem ich nun bei der schönen Hausfrau Ehre einzulegen hoffte.

Nachdem ich erfahren hatte, daß sie noch mit der Morgentoilette beschäftigt sei, ließ ich mir von dem Kammermädchen die Thüre ihres Schlafgemachs zeigen und breitete das bunte glänzende Fell sorgfältig auf der Schwelle aus, daß der Kopf des Thieres und die ausgestreckten Vorderpfoten der Zimmerthür zugekehrt waren — wie ein Hund, der auf der Schwelle seiner Herrin kauert. Ich freute mich selbst über die sinnreiche Huldigung; beim ersten Schritt aus ihrem Gemach mußte sie den Fuß auf das Fell setzen.

Ich habe nie einen Menschen mit mehr Anmuth ein Geschenk entgegennehmen sehen, als damals Katja; sie zeigte die herzinnige Freude, die den Geber wieder erfreut, und wollte es sich nicht ausreden lassen, daß ich den Tiger selbst erlegt habe, wie sehr ich ihr auch das Gegentheil versicherte. Am Ende richtete sie an Konrad die vorwurfsvolle Frage, warum er nie auf die Tigerjagd gegangen sei.

„Ich habe mir ein lebendiges Tigerkätzchen eingefangen mit scharfen Krallen, die tüchtig kratzen können,“ gab er heiter zur Antwort, indem er ihre beiden Hände mit den schönen Nägeln in seiner Rechten gefangen hielt, bis sie sich ihm mit Gewalt entwand.

„Was soll ich nun Ihnen dagegen geben?“ sagte sie, wobei mich wieder einer ihrer raschen leuchtenden Blicke traf.

Sie schien sich eine Weile zu besinnen, dann sagte sie:

„Sie sollen durch mich eine Frau bekommen, nicht wahr, Konrad?“

Der Freund stimmte mit Jubel zu, und ich machte in Erinnerung an das gestrige Gespräch zum Scherz die Bedingung, daß diese Frau ihr selber gleichen müsse, was sie sehr gern hörte.

Nun hoffte ich, daß der Friede abgeschlossen sei und daß wir noch mit der Zeit die besten Freunde werden würden. Katja suchte mich fortan auf jede Weise auszuzeichnen, sie nahm auf Spaziergängen nur noch meinen Arm und gebrauchte mich zu tausend kleinen Diensten. Immer fehlte ihr etwas, immer war etwas bei ihr in Unordnung, bald mußte ich ihr ein Taschentuch holen, bald verlangte sie meinen Rath über ein neues Kleidungsstück, indem sie sich vor mir auf alle möglichen Weisen drapirte; ein anderes Mal ließ sie mich eine lose gewordene Schleife anstecken, dann wieder ihr stets herabhängendes Schuhband knüpfen, denn ihr Anzug war geschmackvoll, aber unordentlich wie ihr ganzes Wesen. Ich gab mich gutmüthig zu Allem her, obwohl ich zuweilen im Stillen über den strengen Dienst seufzte, und Konrad freute sich unendlich über unsere zunehmende Vertraulichkeit. Er wurde nicht müde, mir von dem Eindruck zu erzählen, den ich auf seine Frau gemacht hätte, und hielt sich, wenn wir beisammen waren, möglichst im Hintergrund, damit meine Vorzüge, die er ihr unablässig pries, desto mehr hervorträten. In Kurzem hatte sie nur noch Augen für mich, sie befahl mir, sie bei ihrem Vornamen zu nennen und lehrte mich auf Russisch zählen; ich mußte sie im Rudern unterweisen, wo sie behauptete, bei mir mehr Fortschritte zu machen, als bei ihrem Mann, ich mußte mit ihr in den Wald spazieren gehen, ihr Pilze für den Mittagstisch sammeln helfen, sie die guten von den giftigen unterscheiden lehren, ich mußte sie am Ende auf allen Ausgängen begleiten, da sie sich ganz entsetzlich vor den Kuhheerden fürchtete, die in dortiger Gegend frei weiden — kurz, sie nahm mich so unausgesetzt in Beschlag, daß ich mich hie und da ein wenig meiner Freiheit wehren mußte.

„Sie gehören ja auch mir,“ konnte sie dann ruhig sagen, „unser Ehevertrag lautet auf Gütergemeinschaft, folglich habe ich Sie mit erheirathet.“

Die hübsche Katja war ganz wie die Kinder, die sich nicht allein zu unterhalten wissen und die unbeschäftigt auf tausend Thorheiten verfallen.

Zuweilen musterte sie auf der Veranda sitzend die Damen, die sich zur Sommerfrische in dem kleinen Ort aufhielten und gegen Abend häufig hier spazieren gingen; sie schlug mir dann diese oder jene als meine zukünftige Frau vor, ergoß sich in Lobpreisungen über die Persönlichkeit der Erkorenen und machte Miene, augenblicklich die Bekanntschaft zu vermitteln; es blieb jedoch bei der Drohung und ich habe nicht erlebt, daß

während der ganzen Zeit meines Aufenthalts eine andere Dame den Fuß über unsere Schwelle gesetzt hätte.

Nur die Vormittage behielt ich mir zu gemeinsamen Studien mit Konrad frei. Dieser empfand es mitunter selbst, daß er zu viel Zeit mit seiner Liebe vertändelt habe, und oft, wenn wir über der Arbeit saßen, entfuhr ihm plötzlich der Seufzer:

„Ja, Du freilich, Du bist unterdessen ein ganzer Mann geworden, aber ich — bin ich nicht wie der Ritter, den die Amoretten vom Pferd gezogen haben? Schild und Speer verrosten im Gras und er — er flicht sich Blumen. Ach, es ist so schwer, zwei Herren zu dienen!"

Sobald aber ein Kleid auf dem Corridor knisterte, vergaß er seine besten Vorsätze und war kaum noch im Stande, mir ein halbes Ohr zu leihen.

„Ist sie nicht wie ein frischer Waldquell mitten in der Dürre dieser abgelebten Welt?" konnte er dann ausrufen. „Gestehe nur, daß sie auch einen Stärkeren als mich überwunden hätte!"

Manchmal kam sie unverhofft in unser Arbeitszimmer hereingerauscht, klagte bitter über unsere Vernachlässigung, zauste ihren Mann bei den Haaren, warf meine Papiere durcheinander und fuhr endlich wieder wie ein Wirbelwind von dannen. Ich gebrauchte deshalb, sobald ich sie kommen hörte, die Vorsicht, unsere Thür zu verriegeln, und hatte dann oft eine halbe Stunde lang mit ihr zu unterhandeln, ehe sie wieder abzog.

So erfreute ich mich denn doch des Freundes weit weniger, als ich gehofft hatte, und mochte es mir daher nicht nehmen lassen, wie sehr auch Frau Katja schmählte, ihn wenigstens jede Woche einmal nach der Stadt zu begleiten, wo wir am physiologischen Institut gemeinsam experimentirten.

In Katjas Gegenwart war ein ernstes Gespräch fast unmöglich; nicht als hätte es ihr an der geistigen Beweglichkeit gefehlt, die allen Frauen ihrer Race eigen ist, aber es war ihr unleidlich, wenn sie selbst nicht der Gegenstand und Mittelpunkt der Unterhaltung war. Sie drängte sich dann dazwischen, schmeichelte und neckte so lange, bis sie die Aufmerksamkeit ganz auf ihre eigene kleine Person gelenkt hatte, und wenn es ihr nicht gelang, so schmollte sie wie ein verzogenes Kind. Bei Spaziergängen konnte es ihr alsdann einfallen, sich plötzlich auf einen Stein zu setzen und nicht mehr weiter zu wollen, und mehr als einmal war ich Zeuge, daß Konrad sie auf den Arm nahm und leicht wie sie war den ganzen Weg nach Hause trug zum großen Erstaunen der vorüberziehenden Fuhrleute und Holzfäller. Dann schmiegte sie sich zärtlich an ihn, rieb ihre Wange an der seinigen und brachte einen Laut hervor, nicht unähnlich einer Katze, die schnurrt, wobei sie verstohlen nach mir herüber blinzelte. Konrad hielt sie trunken vor Glück und Liebe in den Armen, sog im Gehen den starken Duft, den ihr Haar und ihre ganze Person ausströmte und der etwas ihr Eigenes zu sein schien, er nannte sie schmeichelnd sein

„Zibetkätzchen“, sein „Moschusthierchen“, und ich sah wohl, daß nur meine Gegenwart ihn abhielt, sie mit Küssen zu ersticken.

Nur einmal geschah es, daß wir auf dem Heimweg aus einem Nachbardorf, in eine eifrige Discussion vertieft, die wilde Schöne wirklich verloren. Sie hatte meinen Arm abgelehnt und wir bemerkten ihr Zurückbleiben erst, als schon weit und breit keine Spur mehr von ihr zu sehen war. Unter lautem Rufen liefen wir den halben Weg wieder zurück, suchten hinter jedem Baum, ob sie sich nicht irgendwo versteckt habe, und vertheilten uns schließlich auf verschiedene Aussichtspunkte, um die Gegend zu durchspähen, aber vergeblich.

Auf einem grünen, auf drei Seiten von Wald umgebenen Wiesenhang trafen wir wieder zusammen, Konrad in höchster Beängstigung und auch ich verstört und aufgeregt. Noch ein paar Schritte weiter nach dem Waldsaum zu lag ein einsamer Bauplatz, den die Maurer und Zimmerleute vor Kurzem verlassen hatten, denn es war Feierabend. Dort stolperten wir zwischen den Steinen und Balken umher und krochen bis in die Kellerräume hinunter, immer Katjas Namen rufend, den uns das Echo vom Waldsaum spottend zurückgab. Wir schickten uns eben an, den Ort zu verlassen, als ich in der Luft über mir ein Gekicher vernahm. Ich sah an dem rohen Gerippe des Hauses hinauf und erblickte in einer Fensteröffnung des ersten Stockwerks ein rothes Kleid: es war Katja, die auf dem unteren Querbalken saß, den Kopf an einen Pfosten gelehnt, die Füßchen sorglos herunterbaumelnd.

Konrad hatte sie zu gleicher Zeit entdeckt, er stieß einen Schrei aus und wollte sich an dem Gemäuer hinaufschwingen, um ihr nachzuklettern, aber ich hielt ihn am Arm zurück, denn ich sah, daß sie schon Miene machte, auf dem schmalen Gebälk zu entfliehen und daß die Verfolgung sie nur zu größerer Waghalsigkeit angespornt hätte.

„Was bist Du denn für eine tolle Kosakin?“ rief er, mit geheucheltem Zorn rathlos zu ihr emporstarrend.

Katja lachte.

„Ich bin ein kleines wildes Steppenpferdchen,“ gab sie zur Antwort, „das jeden abwirft, der es zähmen will, aber wen es lieb hat, dem folgt es auf den bloßen Ruf.“

„Nun so folge mir und komm herunter,“ rief er unruhig, indem er vergebens suchte seiner Stimme einen gebieterischen Klang zu geben.

Sie verschränkte die Arme über der Brust, sah ihn gelassen an und regte sich nicht.

Er machte Miene, mitten unter dem Schutt und Mörtel niederzuknieen, aber ich verhinderte es, denn die Scene begann mich zu verdrießen.

„Ich bitte Dich,“ sagte er angstvoll, „rufe Du sie herunter, Du bist der einzige Mensch, vor dem sie Respect hat.“

13*

Ich rief ihr zu, mir vorsichtig entgegenzukommen, da ich sie holen wolle, und sie gehorchte augenblicklich. Sie ließ sich von dem Balken, auf dem sie gesessen hatte, herabheben und sorglich über das Gerüst leiten, wobei sie sich fest an meinem Arm hielt und lachend in das leere Innere des Hauses hinabdeutete. „Welch liebendes Paar wird einmal in diesem Nestchen hausen!“ rief sie übermüthig mit den Füßen schleifend. — „Ich habe, während Sie mich suchten, mir hier oben einen kleinen Roman ausgesponnen. Wollen Sie ihn hören?“

„Wenn wir auf ebenem Boden sind,“ gab ich trocken zur Antwort.

„Ah, Sie sind schlechter Laune,“ sagte sie, „so will ich mit Ihnen tanzen, um Sie aufzuheitern.“

Und einen Walzer summend ergriff sie meine beiden Hände und begann im Tact zu tänzeln.

Nun war ich der Thorheit satt, denn ich stellte mir Konrads Verzweiflung vor. Ich drückte ihr beide Arme so zusammen, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, hob sie auf und brachte sie ohne Unfall auf das Mauerwerk herab. Als ich zu Boden gesprungen war, ließ sie sich weich in meine Arme gleiten und während ich sie herunterhob, schlang sie mir einen Arm um den Nacken und streifte mit ihrer Wange die meinige. Ich setzte sie rasch zu Boden, als hätte ich einen Diebstahl begangen, und vermied es, ihr auf dem Heimweg den Arm zu reichen.

Konrad beschwerte sich sanft, daß sie seinem Ruf keine Folge geleistet, da er doch das älteste Recht an ihr Herz besitze, und ich werde nie den Ton vergessen, mit dem Katja zur Antwort gab:

„Ein Herz verschenkt man nicht, man leiht es nur. Mit wem, sagt euer Schiller, sei kein ewiger Bund zu flechten?“

Konrad antwortete belustigt:

„Mit des Geschickes Mächten; ich denke, mit so hohen Herrschaften wirst Du Dich nicht vergleichen wollen.“

„Wer weiß,“ antwortete Katja — „wer weiß?

Dabei funkelte in ihren runden sonst so kindlichen Augen ein tückisches Feuer und ihre sehr rothen Lippen zogen sich zusammen in einer Weise, die mir mißfiel.

Von diesem Augenblick plagte mich eine sonderbare Unruhe, ein Mißtrauen gegen das wundersame Geschöpf, das mit der lebhaftesten Anziehung stritt. Auch wenn ich allein war, mußte ich unablässig an sie denken. Der Eindruck, den sie vor Jahren beim ersten Anblick in Partenkirchen auf mich gemacht hatte, wurde mir wieder mit größter Lebendigkeit gegenwärtig; das Bild, das ich von damals her von ihr bewahrte, stellte sich neben das der letzten Tage, jedes schien mir das wahre zu sein und doch konnte ich die beiden nicht versöhnen. Eine unbestimmte Angst befiel mich, wenn ich Konrad so zufrieden plaudernd an ihrer Seite hingehen sah; es war mir,

als sehe ich einen Nachtwandler sich ruhig am Rand eines Abgrunds bewegen.

In der Nacht, als ich schon zu Bett lag und das Licht gelöscht hatte, überfiel mich die Beklemmung und das ängstigende Vorgefühl eines Unglücks so stark, daß ich aufstehen mußte, um die frische Nachtluft hereinzulassen, und nach Wasser suchte, um mich zu kühlen. Die Flasche war leer, wie überhaupt für meine Bequemlichkeit im Hause ziemlich schlecht gesorgt war, soweit nicht Konrads Auge darüber wachte. Ich tappte mich im Finstern nach der Küche; aber das Wasser, das ich dort fand, war so lau und abgestanden, daß es meine Gluth noch vermehrte, und da die Hausthür, wie ich wohl wußte, verschlossen war, stieg ich zu dem niederen Küchenfenster hinaus und schöpfte an dem wenige Schritte entlegenen Ziehbrunnen einen Eimer Wasser, mit dem ich mir Kopf und Hände kühlte. Etwas erfrischt schlüpfte ich nun um die Ecke des Hauses, um baarhäuptig die kühle Luft des Parks auf meine überreizten Nerven wirken zu lassen. Ich ging auf den Zehen, um meine Gastfreunde, deren Schlafzimmer nach dieser Seite und gleichfalls zu ebener Erde lag, nicht zu stören, und nicht ein Kiesel knirschte unter meinen Füßen.

Da war mir's, als hörte ich leise ein Fenster klirren. Täuschten mich meine Sinne oder sah ich wirklich eine weiße Gestalt sich hinter den Gardinen des Schlafgemachs bewegen?

Ich entfernte mich eilig den Park hinauf, durchschweifte die entlegensten Gänge und Windungen, bis ich am Ende auf einen Aussichtspunkt in der Höhe gelangte. Dort setzte ich mich auf eine Bank, sah auf den See hinab, der unbeweglich in der Tiefe zu meinen Füßen lag, und dachte an die räthselhafte Frau. Ich konnte mir nicht mehr verhehlen, daß ihrem Benehmen gegen mich eine Absicht zu Grunde lag. Warum gab sie nur, wenn sie mit mir sprach, ihrer Stimme die wunderbaren Modulationen, als ob in jeder Cadenz ein Pfeil auf mich lauerte? Warum lief sie mir nach wie ein Hündchen seinem unfreundlichen Gebieter, während sie Konrads unausgesetzte Bemühungen um sie gering zu achten schien? Warum ließ sie keine geschwisterliche Vertraulichkeit zwischen uns aufkommen? Ich war kein Mensch, der beim ersten Anlaß in Flammen auflodert, und gewiß, wenn ich mir die Frau vorstellte, der ich einmal mein Leben widmen wollte, so gab ich ihr auch nicht einen Zug dieses reizenden Kobolds. Aber so viel mußte ich mir bekennen, daß, wäre sie nicht die Frau meines besten Freundes gewesen, ich eine Tändelei mit ihr schwerlich zurückgewiesen hätte. Als ich nach mehreren Stunden wieder aus den dichten Laubgängen trat, sah ich, daß Konrads Studirzimmer, welches im ersten Stock neben der Veranda lag, erleuchtet war. Dieses Licht hatte ich vorher nicht bemerkt.

Ein Schreck durchfuhr mich. Er hier oben, allein, zu dieser Stunde, vielleicht nach einer Scene mit ihr, wer weiß von was für Gefühlen und Gedanken bestürmt!

Und eine Stimme raunte mir laut und vernehmbar ins Ohr: Fliehe, fliehe, du bringst das Verderben unter dieses Dach!

Es war ein Augenblick des Hellsehens, wie ich es öfters vor einer Gefahr erlebt habe. Der Blitz, der einen Abgrund erhellt. Wäre ich dieser Stimme gefolgt und im selben Augenblick geflohen! Es war der letzte Rettungsweg, den mir das Schicksal aufthat. Der Felsblock, der mir den Freund zerschmettern sollte, wäre wohl früher oder später doch herabgerollt, aber nicht ich hätte ihm den Stoß gegeben.

Ich nahm ein Steinchen und warf es nach dem erleuchteten Fenster hinauf. Alsbald verdunkelte sich die Scheibe, eine Gestalt erschien in dem Rahmen, beugte sich heraus und eine freundliche Stimme fragte:

„Bist Du es, Nachtschwärmer?"

Ich bat ihn herunterzukommen und ein wenig zu plaudern, aber er gab heiter zur Antwort:

„Was fällt Dir ein, um diese Stunde? Lege Dich zu Bett. Ich muß nur noch einen Vortrag für den Semesteranfang ausarbeiten; dann will ich auch schlafen."

Ich blickte nach Katjas Fenstern, da war Alles dunkel und still.

Konrads Stimme hatte heiter und ruhig geklungen, er saß über einer Arbeit und schrieb. Mein Hellsehen erlosch plötzlich, und fröstelnd kroch ich durch das Fenster in mein Gemach zurück.

Gleichwohl sagte ich mir, daß es unter allen Umständen räthlich wäre, meinen Aufenthalt im Hause abzukürzen, nur kannte leider Konrad meine Verhältnisse zu gut, als daß ich von einem Tag zum andern einen haltbaren Vorwand gefunden hätte. Daher beschäftigte ich mich nun ernstlicher mit meiner Niederlassung in München, die schon seit Wochen fest geplant war, — in der Stadt, dachte ich, wo der freie Verkehr von selbst wegfällt, ist auch die Gefahr geringer, daß sich die gewaltthätige Frau zwischen mich und den Freund dränge.

Dieser Gedanke schien mir wunder wie weise; ich fuhr gleich nach der Stadt und kam erst zurück, als die Wohnung schon gemiethet war. Aber eine unvorsichtige Vorsicht, vielleicht auch das Gesetz der Trägheit, dem sich Keiner ganz entzieht, hinderte mich, nun auch augenblicklich meine Habseligkeiten wegzuschaffen, und ich ließ mich durch Konrad, den meine Eile verstimmte, bewegen, noch ein paar Tage zuzugeben.

In der nächsten Nacht trieb mich die Schwüle meines Zimmers abermals ins Freie. Es war schon spät, denn wir hatten am Abend lange auf der Terrasse gesessen, und die fast gefüllte Mondscheibe über den hohen Baumwipfeln neigte sich schon zum Untergang, als ich scheu wie ein Dieb in den Garten herausgeschlichen kam. Aber kaum hatte ich ein paar Schritte auf die kleine Waldung zu gethan, als ich hinter mir ein Geräusch vernahm: es knackte in dem Rosenspalier unter Katjas Fenster, eilige Schritte kamen über den Kiesweg, ich blieb horchend stehen, da erschien eine weiße Ge-

stalt hinter den Bäumen hervor, und ehe ich mich dessen versah, stand Katja neben mir. Sie hatte ein dünnes Mäntelchen umgeworfen und ein weißer Schleier lag lose über dem aufgebundenen braunen Haar.

„Ich kann doch nicht dulden, daß mich Jemand an Thorheit überbietet," flüsterte sie. „Ich wußte, daß Sie hier spazieren gehen, und da ich nicht schlafen konnte, wollte ich Ihnen Gesellschaft leisten."

Unwillkürlich flogen meine Blicke zu Konrads Fenster hinauf.

„Er schläft fest," sagte sie und trippelte ungeduldig mit den Füßchen.

„Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe?" fragte ich eisig.

Sie deutete nach der Anhöhe, wo ich die verflossene Nacht gesessen, und zeigte mir dadurch, daß sie mich beobachtet hatte. Wir setzten uns in Bewegung, beide schweigend, denn ich wußte noch nicht, welche Haltung ich annehmen sollte, und sie schien es darauf abgesehen zu haben, mich die ganze Beklemmung meiner Lage auskosten zu lassen.

„Sie halten mich wohl für sehr abenteuerlich," sagte sie endlich leichthin.

„Ich erlaube mir keine Meinung über das, was Sie thun," gab ich möglichst ungalant zur Antwort.

„Wirklich?" sagte sie, mich scharf anblickend, „Sie sehen aber aus wie ein Prinzenhofmeister, dessen Zögling einen unartigen Streich macht."

Ich war schon wieder ruhig und reichte ihr schweigend den Arm. Ich erkannte zu meinem Trost, daß ich ihre Nähe weniger zu fürchten hatte, als meine eigene beunruhigte Phantasie, wenn ich fern von ihr war.

Wir waren nur wenige Schritte gegangen, als sie vom Wege abbog und mich durch Gestrüpp auf eine Lichtung mitten in dem kleinen Wäldchen führte. Ein mächtiger Steinblock, rings von Moos umwachsen, lag dort im Rasen und erinnerte an jene alten Runensteine, die man oft in deutschen Wäldern findet. Dorthin strebte Katja an meinem Arm.

Sie hielt mir ihr mondbeschienenes Gesicht zugekehrt und sagte plötzlich:

„Sie, der Sie Alles wissen, sagen Sie mir, warum tödtet man Tag für Tag seine liebsten Gefühle ab und nennt das Civilisation?"

Aber sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort:

„Hier ist geweihter Boden; Menschen haben hier gebetet und ihre Opfer dargebracht. Was sie thaten, war damals sittlich und heilig — heute würde es für Frevel gelten. So wechselt die Moral, aber die Natur bleibt ewig dieselbe."

„Es giebt auch eine Moral, die für alle Zeiten dauert, Katja," sagte ich ernst, doch sie hörte nicht auf mich, sondern warf plötzlich ihr Mäntelchen ab, das ich stillschweigend aufhob, schüttelte den Schleier aus den Haaren, daß die braune Mähne frei umher flog, und schwang sich auf den Steinblock.

Dort saß sie, die Augen fest auf den untergehenden Mond geheftet, und begann rythmische, mir unverständliche Worte vor sich hinzumurmeln. Allmählich wurde ihre Stimme lauter, sie schüttelte den Arm drohend wie

gegen einen unsichtbaren Feind und schrie die letzten Worte mit einem Ausdruck von begeistertem Wahnsinn in die Nacht hinaus.

Ich meinte die Priesterin eines unterdrückten Stammes vor mir zu sehen, die nächtlicherweile auf dem alten Opferplatz die Weihe ihres verbotenen Götzendienstes begeht.

„Was starren Sie mich so an? Verstehen Sie mich?" fragte sie.

„Wie sollte ich? Ich kann ja nicht Russisch."

„Ach, ich vergaß," flüsterte sie, zu mir herabgeneigt. „Es ist mir immer, als müßten Sie Alles verstehen, was in mir vorgeht. — Die Verse sind von Puschkin, und einer Zigeunerin in den Mund gelegt, die das Recht ihrer freien Liebe mit dem Tode bezahlt. Wenn Sie nur wüßten, wie schön das ist! Auf Deutsch läßt es sich so gar nicht sagen: ‚Ich liebe einen Andern und liebend sterbe ich!'"

Sie sprang von dem Stein herab, wie vom Schwindel ergriffen, und lehnte sich neben mich. Ich sah sie fest an, um sie mit meinem Blick im Zaume zu halten, und sie senkte schweigend die Stirn.

Aber bald kam der Dämon wieder über sie.

„Was thäten Sie, wenn Ihnen Ihre Frau untreu würde?" fragte sie mich.

„Das weiß ich nicht," gab ich zur Antwort, „ich kann mir den Fall nicht denken, kann mir nicht vorstellen, daß ich mich in meiner Wahl so vergreifen könnte. Wenn es aber dennoch geschehen sollte —"

„Wenn es dennoch geschehen sollte?" forschte sie.

„Dann wäre es ihre und meine letzte Stunde," sagte ich kalt.

„Wahrhaftig, dazu wären Sie im Stande!" entgegnete sie mit einem Tone, in dem durchaus kein Mißfallen lag.

Sie lehnte sich wie liebkosend gegen meinen Arm. — „Glücklich die Frau, die sich einmal auf diesen Arm stützen wird," sagte sie, und durch ihre Stimme klang es wie ein heimliches Schluchzen.

Aber plötzlich ließ sie meinen Arm wieder fahren und eilte rasch davon in die dunkle Waldung hinein. Fast gleichzeitig versank der Mond hinter den Bäumen und um mich her wurde es finster. Ich folgte ihr und rief sie bei Namen; aber es dauerte geraume Zeit, bis ich sie wiederfand. An ihrem weißen Kleide erkannte ich sie endlich. Sie saß auf einer unter Bäumen versteckten Gartenbank und hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

„Ich bin ein unnützes Geschöpf," sagte sie, „das nur auf der Welt ist, um unglücklich zu sein und Andere unglücklich zu machen. Lassen Sie mich hier, ich verdiene nicht, daß Sie sich Mühe mit mir geben."

„Aber Katja! Liebe Katja, was sind das für Anwandlungen?" sagte ich. „Sie wissen doch selbst, daß Sie zum Glück des besten Menschen unentbehrlich sind."

„Wollen Sie mir Eins versprechen?" fragte sie. Ich nickte.

„Sie sollen nicht schlecht von mir denken. Wenn Sie mich Dinge thun sehen, die Ihnen mißfallen, so sagen Sie es mir offen. Ich will suchen, es Ihnen recht zu machen. — Ich will werden, wie jene Helene," setzte sie leise hinzu.

Und da ich ihr gerührt die Hand drückte, blieb sie stehen und sagte so vor sich hin:

„Wenn ich nur wüßte, ob Sie je geliebt haben! Aber ich habe ja kein Recht, Sie das zu fragen — vielleicht erzählen Sie es mir von selbst, ein anderes Mal!"

Wir standen schon wieder unter ihrem Fenster, Katja sah hinauf und sagte:

„Er träumt wohl längst von Kaninchen und Schlangen — — Schlangen! — Wer ist nun die Schlange hier im Haus?" setzte sie wie geistesabwesend hinzu.

„Katja," mahnte ich, „Sie wollten ja gut sein —"

„Sie haben Recht," antwortete sie heiter und zog ihren Arm aus dem meinigen. „Gute Nacht, Herr Hofmeister, und verzeihen Sie die aufgedrungene Begleitung."

Ich wollte Konrad wecken, daß er mir die Hausthür öffne, denn es schien mir nicht am Platz, einen Dienstboten zum Zeugen unserer späten Heimkehr zu machen; aber Katja hielt mich zurück.

„Was fällt Ihnen ein?" sagte sie — „Stören Sie ihn nicht, ich kehre durch das Fenster zurück, wie ich gekommen bin."

Ich bat sie, wenigstens meine Dienste als Stallmeister anzunehmen, und bückte mich nieder, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein.

„Das lasse ich mir gefallen," rief sie lustig, faßte mit einer Hand den Fensterpfosten, stützte sich mit der anderen auf meine Schulter, und meine Handfläche kaum mit dem Fuße berührend schwang sie sich auf das niedere Gesimse und verschwand im Dunkeln.

Ich wußte weniger als je, was ich aus ihr machen sollte; aber ich war sehr auf meiner Hut, mich in kein Geheimniß mit ihr zu verstricken, und scherzte deshalb am Morgen beim Frühstück in Konrads Gegenwart über unsern nächtlichen Spaziergang.

Er schien damit wohl zufrieden, wie mit Allem, was seine Frau that, und fragte nur sorglich, ob sie auch ein warmes Tuch umgelegt habe. Katja sah mich scharf dabei an, und es zuckte wie Trotz und Haß um ihren Mund. Aber gleich verwischte sie diesen Eindruck wieder, indem sie ihren Rückzug durch das Fenster und meine feierliche Haltung als Stallmeister so possenhaft darstellte, daß Konrad in lautes Lachen ausbrach.

„Ja, ich weiß schon, daß Du Dich auf solche Gymnastik verstehst," sagte er und wollte einen Arm um sie legen, aber sie entschlüpfte ihm zierlich.

Einmal, als wir wieder beisammen saßen, betrachtete er uns lange schweigend, und seine Blicke gingen innig von einem zum andern.

„Ich bin fast allzureich," rief er, „daß ich euch beide besitze — diese Frau und einen solchen Freund! Und nun besitze ich Euch beide erst wahrhaft, seit Ihr Euch kennt und Euch liebgewonnen habt. Nun hat sich Helenens Traum erfüllt: Der Dritte im Bunde!"

„Wer ist Helene?" fragte Katja obenhin.

Das gab mir einen Stich ins Herz, denn ich wußte daß der Name ihr nicht fremd war, aber Konrad, der den kleinen Mißton nicht beachtete, antwortete bewegt:

„Meine erste Braut. Sie liebte Oskar fast wie mich selbst und wollte ihm Freundin und Schwester sein auf Tod und Leben."

„So will ich halten, was sie versprochen hat," rief Katja und sprang auf. „Wollen Sie Brüderschaft mit mir machen auf Tod und Leben?"

Dabei hielt sie mir mit einer reizenden, schüchternen Geberde die Hand hin; aber von ihrem Auge sprang es wie ein Funke in das meinige über.

Ich reichte ihr die Rechte, Konrad legte die seinige darauf und drückte unsere beiden Hände zusammen.

„Eine größere Freude könntet Ihr mir nicht machen," sagte er gerührt.

Dann stieß er mich sachte gegen Katja und sagte:

„Küsse sie, Du darfst es."

Ich besaß nicht die nöthige Unbefangenheit, um diesem Geheiß einfach und natürlich nachzukommen; ich führte nur ihre Hand, die ganz kalt geworden war, an die Lippen. Aber gleichzeitig beugte sich Katja herab und küßte mich nach russischer Sitte auf die Stirne; ich fühlte, daß ihr Mund dabei zitterte.

Bei Tische ließ Konrad Champagner kommen und wir tranken nun feierlich Brüderschaft. Von dieser Stunde an nannten wir uns Du, was mir anfangs schwer fiel; und hätte nicht Konrad jeden Verstoß gerügt, so würde ich mich nie daran gewöhnt haben. Denn Katja gab diesem Du nicht den schwesterlichen Ton, der, wenn er eine Schranke niederreißt, zugleich auch einen Reiz entfernt; es klang in ihrem Munde bewegt und zärtlich wie eine heimliche Schuld. Aber ich wollte mir davon keine Rechenschaft geben, denn ich hatte mir fest vorgenommen, nicht mehr über die Seltsamkeiten ihres Benehmens nachzudenken, sondern die Gefahr, wenn eine da war, dadurch zu bezwingen, daß ich sie übersah.

Auch überstürzten sich von nun an die Ereignisse so, daß mir zum Ueberdenken meiner Lage gar keine Zeit mehr blieb.

Das Erste war, daß Konrad durch ein Telegramm nach der Stadt gerufen wurde, weil in einer ihm befreundeten Familie ein Kind schwer erkrankt war und man ihn zu der Behandlung beizuziehen wünschte. Ich

wollte ihn wie gewöhnlich auf der Fahrt begleiten, aber er ließ es nicht zu, denn es beunruhigte ihn stets, seine Frau allein zu wissen, und ich konnte nicht auf meinem Wunsch bestehen, ohne Argwohn zu erregen. Auch wollte er spätestens den andern Abend wieder zurück sein. Dennoch, wenn ich auf Katja blickte, die mit einem ganz verschlossenen Gesicht unseren Unterhandlungen zuhörte, so war mir nicht wohl bei der Sache.

Ehe er in das Dampfboot stieg, legte er Katjas Arm in den meinigen und sagte eindringlich zu ihr:

„Ich lasse Oskar als Deinen Vormund zurück, versprich mir, daß Du ihm folgen willst."

„Ich will's, ich habe es ihm schon neulich versprochen," sagte sie weich und sah mit einem langen Blick an mir empor.

„Um so besser," sagte er erleichtert. — „Oskar, ich lege Dir mein Kleinod ans Herz."

Es war aber, als könne er sich nicht von ihr losreißen, denn als schon das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, eilte er noch einmal zurück und drückte sie an sich.

Ich schlug nach Tische, um das tête-à-tête abzukürzen, einen Besuch in der Nachbarschaft vor. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen waren wir zufällig mit einer älteren Dame bekannt geworden, die großes Gefallen an Katja zu haben schien, und uns schon mehrmals die Zusage abgenommen hatte, ihr schönes, eine Stunde entlegenes Anwesen in Augenschein zu nehmen. An dieses Versprechen erinnerte ich nun Katja, und sie war gleich bereit, wie immer, wenn ich einen Wunsch äußerte. Sie erhob sich sofort, um Hut und Sonnenschirm zu holen, und ein paar Minuten später waren wir schon auf der Wanderung.

Auf dem ganzen Weg sprach ich ihr nur von Konrad und ich legte in meine Worte mehr Wärme, als es sonst meine Art ist. Ich schilderte ihr unser brüderliches Zusammenleben auf der Hochschule, seine Hingebung für mich, die Nächte, die er während meiner Krankheit an meinem Bett durchwachte, all die unvergeßlichen Stunden der Jugend, die in meiner Seele lebten; sie hörte gelassen zu, ohne mich zu unterbrechen oder auf mich einzugehen; es war gerade, als glitten meine Worte an ihr herunter und fielen stumpf zu Boden. An dieser kühlen Haltung erlosch das Feuer meiner Beredtsamkeit und ich verstummte.

Die Dame empfing uns mit lebhaften Aeußerungen der Freude. Sie war Wittwe, kinderlos, lebte seit Jahren auf dem Lande, wo ihr, wie sie sagte, selten so angenehme Ueberraschungen zu Theil wurden. Sie küßte Katja auf beide Wangen, nannte sie ihre schöne wilde Steppenblume, bei deren Anblick ihr immer das Herz aufgehe, und nöthigte uns gleich in ihrer kleinen Jasminlaube am Eingang Erfrischungen auf. Auch mir sagte sie sehr viel Schmeichelhaftes, versicherte, sie habe nie ein Paar gesehen, das

so schön zusammen tauge, denn es könnte für dieses zarte Blumengesicht keine glücklichere Folie geben, als meine dunkle Hautfarbe und meine schwarzen Haare, kurz, ich ersah aus ihren Worten, daß sie mich mit Konrad verwechselte, von dem sie die beste Meinung zu haben schien. Dies durfte mich im Grund nicht Wunder nehmen, denn sie hatte bei unseren gemeinsamen Spaziergängen Katja stets an meinem Arm gesehen, mitunter war sie auch uns beiden allein begegnet. Als wir ihren Irrthum aufklärten, zog sich das Gesicht der guten Dame etwas in die Länge, aber Katja benahm sich mit so viel Tact und Würde, sie klagte so natürlich und anmuthig über die häufige Strohwittwenschaft, zu der sie der Beruf ihres Gatten verdamme, behauptete, ich sei der einzige Mensch, auf den sie eifersüchtig sein könnte, da Konrad mehr als einen Bruder, sein anderes Ich in mir sehe — daß die kleine Wolke gleich verschwand und keine Spur zurückließ.

Wir wurden durch das enge Gehöft geführt, bekamen Wiesen, Felder und Stallungen wie auch die schon gefüllten Scheunen zu sehen; da aber Katja keinerlei Interesse für Landwirthschaft zeigte, stiegen wir gemeinsam nach dem höher gelegenen Forst hinauf, der sich viele Stunden weit ausdehnte. Bei dieser Gelegenheit kehrte Katja eine ganze neue Seite ihres Wesens hervor, sie benahm sich auf das Gesetzteste, sprach mit der würdigen Dame von lauter ernsthaften Gegenständen, wie Kindererziehung und Unsterblichkeit der Seele, ließ sie von ihrem seligen Gemahl und ihrem am Scharlachfieber gestorbenen Söhnchen erzählen, und schlug ihre gefühlvollsten Saiten an, mit denen sie die gute Dame völlig bezauberte.

Ein rascher Gewitterregen trieb uns ins Haus zurück, als die Sonne sich schon zu neigen begann; ich bat die Hausfrau, von deren musikalischer Begabung ich schon gehört hatte, uns etwas vorzutragen, und sie willfahrte ohne Säumen. Sie spielte ein Beethovensches Stück, während die Schloßen an die Fenster schlugen, und übertäubte mit ihrem mächtigen Anschlag zuweilen die Stimme des Donners. Als sie geendet hatte, blickte schon wieder die Sonne durch das Fenster, und ich wollte an die Heimkehr mahnen. Aber Katja, die während des Spiels kaum an sich halten konnte, denn es war ihr unerträglich als Zuhörerin im Hintergrund zu stehen, sprang noch ehe der letzte Ton verklungen war, auf, fiel der Spielenden um den Hals und bat sie zum Gesang zu begleiten. Die gute Dame erklärte sich natürlich mit Vergnügen bereit; es wurden Noten gebracht, Katja sang mehrere Schubertsche Lieder mit weit mehr Kraft und Großheit als ich ihr zugetraut hatte. Ueber das Clavier geneigt, lauschte sie mit halboffenem Munde; dann brach' ihre Stimme los, wild und zügellos wie Wasser, das durch die geöffneten Schleusen herunterstürzt, ihre ganze Erscheinung verwandelte sich und zuckte auf wie eine Flamme; ich hatte sie nie so schön und so durchleuchtet gesehen.

Von Fortkommen war nun keine Rede mehr; ein Lied folgte auf

das andere, Katja war wie berauscht und schien sich am Genuß des eigenen Wesens nicht sättigen zu können.

Die neue Freundin drang mit herzlicher Gastlichkeit in uns, zum Abendimbiß zu bleiben, und da es unterdessen doch schon spät geworden war, willigte Katja ein, vorausgesetzt, daß ich damit zufrieden sei — mir blieb natürlich nichts übrig als zuzustimmen.

Schon standen einzelne Sterne am Himmel, als wir endlich aufbrachen. Die gute Dame begleitete uns bis an die Grenze ihrer Besitzungen und hielt uns noch bei ihren Blumenbeeten zurück, um für Katja einen Strauß Georginen und später Rosen zu pflücken. Ich lehnte unterdessen mit der Cigarre im Mund am Gartenthor und starrte gedankenlos in die Luft; dabei übersah ich es, daß Katja sich neben mich gestellt hatte, und in der Zerstreuung blies ich ihr einen vollen Rauchwirbel gerade ins Gesicht. Zur Entschuldigung meiner Ungeschicklichkeit wollte ich die Wölkchen mit der Hand zertheilen, aber Katja ließ es nicht zu, sie hielt meine Hand fest und sog, tief und langsam athmend, den Rauch ein, indem sie mit zurückgebogenem Kopf aus halb gesenkten Wimpern an mir emporsah. In einer Art traumhafter Verzauberung achtete ich nicht auf ihr seltsames Betragen, ja, es kam mir nicht einmal zum Bewußtsein, bis mir späterhin der Sinn dieses Vorgangs klar ward.

Die Landstraße war schon wieder trocken, und als wir den mit Nadelhölzern vermischten Laubwald betraten, fanden wir zu unserem Erstaunen, daß auch hier der Boden nicht so durchweicht war, wie wir gefürchtet hatten; der kurze Regen war durch die dichten Baumwipfel nicht ganz hindurchgedrungen und hing noch zum Theil in dem Gezweig, von dem er langsam niedertropfte.

Katja schürzte ihr Kleidchen hoch herauf und schritt mit den kleinen hohen Stiefelchen muthig voran, indem sie sich fest auf meinen Arm stützte, um nicht auszugleiten. Im Wald war es schon dunkel; phantastisch geformte Bäume standen wie krüppelhafte Riesen am Weg und schienen uns zurückzuscheuchen, ein Bächlein rauschte in der Nähe, die ganze Natur nahm an der Stimmung theil, die Katjas wilder schwermüthiger Gesang heraufbeschworen hatte. Sie selber war bewegt und ernst, sie drückte mir von Zeit zu Zeit den Arm und sah mich mit den berückenden Augen an, als seien wir zwei allein auf der Welt und alle andere Bande von uns abgefallen.

Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben, von ihrer freudlosen Jugend, ihrer traurigen ersten Ehe, der Herzensöde mitten im Taumel großstädtischer Genüsse, von der rastlosen Sehnsucht nach Höherem und Besserem, selbst nach Schmerzen und Opfern, einer Sehnsucht, die sie zuerst nach Deutschland getrieben hatte; sie verglich sich einer Undine, die aus ihren kühlen Wasserreichen heraufsteigt, um durch die Liebe eine Seele zu gewinnen, und dabei drückte sie meinen Arm an die Brust, und sah mich mit den

tiefen schimmernden Augen an, als wollte sie sagen: Nun haben wir uns gefunden, nun ist Alles gut.

Auch Konrad nannte sie hin und wieder, aber sie sprach von ihm, wie von einem fernen lieben Freunde, der seit langen Jahren aus unserem Lebenskreis entrückt ist. Und allmählich lagerte es sich wie ein leichter Nebel um meine Erinnerung, daß auch mir das Gestern in einer grauen Ferne vorschwebte; ich wunderte mich nicht mehr über den Ton, in dem sie von ihrem Gatten sprach, ich dachte an ihn wie an den Freund meiner längst entschwundenen Jugendtage und vergaß, daß ihn nur ein paar Meilen von uns trennten, daß meine Hand noch vor wenig Stunden den Druck der seinigen empfangen hatte. So schritten wir beide, von einem unerklärlichen Zauber befangen, immer weiter in den verwünschten Wald hinein.

Plötzlich warf Katja ganz unvermittelt in unser Gespräch die Frage, warum ich damals in Partenkirchen ihrer Bekanntschaft ausgewichen sei, aber sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern rief schnell:

„Nein, sage nichts, ich weiß es schon, Du wolltest mich nicht kennen lernen, weil ich Dir mißfiel. Aber jetzt gefalle ich Dir ein klein wenig, nicht?"

Sie sagte diese letzten Worte in so liebenswürdig bittendem Ton, daß ich unwillkürlich ihren Arm fester drückte, was von ihr lebhaft erwidert wurde.

Noch eine Strecke Wegs legten wir schweigend zurück, während sie immer schwerer und schwerer an meinem Arme hing.

„Ich bin so müde, so müde," klagte sie, „und doch ist mir so wohl wie noch nie, ich wollte, dieser Spaziergang nähme nie ein Ende."

Aber noch hatte sie nicht ausgesprochen, als sie mit einem leisen O! zusammenknickte und mich beinah im Sinken mit sich riß. Sie hatte mit dem Fuß unvorsichtig an eine Baumwurzel gestoßen und klagte, sie habe sich eine Sehne verzogen und könne nicht mehr auftreten. Ich tröstete sie, daß dieses Uebel von keiner Bedeutung sei und daß der Schmerz in Kurzem von selbst aufhören werde. Ein paar Schritte vom Weg lagen im Gehölz dicke Baumstämme gefällt und übereinandergeworfen. Dorthin trug ich sie, ließ sie sorgfältig auf den rauhen Sitz nieder, den ich zuvor mit meinem Tuch abtrocknete, und wollte neben ihr stehend abwarten, bis der Schmerz vorüber sei. Aber ihr Kopf sank nach der Seite über, als suche er eine Stütze, daß ich mich zu ihr setzen und sie mit dem Arme aufrichten mußte.

Sie lehnte sich an meine Schulter und schloß die Augen. Ich fragte besorgt, was ihr fehle.

„Nichts," sagte sie, „ich bin so glücklich, ich möchte vergehen, jetzt in diesem Augenblick, o wer so stirbt, der stirbt wohl."

Doch nach einer kleiner Weile schlug sie langsam die dunkeln Wimpern

wieder auf, ein fremdes, sehnsüchtiges Lächeln trat auf ihre Lippen, sie streckte beide Arme nach mir aus, zog meinen Kopf zu sich herunter und flüsterte mit weicher, ganz verwandelter Stimme:

„Oskar, ich gebe Dir jetzt den Kuß zurück, den Du mir vorhin durch den Rauch gabst.“

Und ehe ich mich dessen versah, fühlte ich ihre Brust an die meinige gepreßt, und ihr heißer Athem versengte mich.

Als hätte der Blitz neben mir eingeschlagen, so stieß ich sie weg und fuhr in die Höhe.

Konrads Name war das Einzige, was ich mit gelähmten Lippen zu stammeln vermochte — und ich mag ihn ausgesprochen haben, wie ein frommer Katholik den seines Heiligen in der Stunde der Noth.

Katja blieb sitzen, sie schüttelte nur leise den Kopf, wie über eine unbegreifliche Thorheit, und sagte mit demselben fremdartigen Lächeln:

„Er hört Dich nicht. — Was schadet es ihm, wenn wir glücklich sind?“

Ich bekämpfte alle auf mich einstürmenden Dämonen, und erinnerte sie an das, was wir beide Konrad schuldig waren.

Katja hielt ihre zauberhaften Augen unverwandt auf mich geheftet und sagte leise:

„Oskar, täusche Dich nicht; die Liebe ist zu groß und heilig, als daß sie eines Menschen Eigenthum sein könnte. Soll man ewig das Gestern nachschleppen wie ein Sträfling die Kugel am Fuß? Konrad ist das Gestern; aber in Dir ist das Heute, das Morgen und die ganze Ewigkeit!“

Ich bezwang das Zittern meiner Stimme und hieß sie mit gekünstelter Härte aufstehen und dieser Scene ein Ende machen.

Sie gehorchte, sank aber sogleich wieder zurück und stöhnte: „Mein Fuß! — Du bist grausam, aber darum liebe ich Dich.“

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, bei denen ich sie nicht unterstützte, gelang es ihr aufzustehen. Sie trat ganz nahe auf mich zu und sagte mich fest anblickend:

„Ich folge Dir, weil Du es haben willst, weil ich Alles thun muß, was Du begehrst; nicht wegen meiner sogenannten Pflicht.“

Es war nicht Härte, sondern Feigheit, daß ich sie nicht einfach auf die Arme nahm und nach Hause trug, wie es Konrad so oft gethan hatte. Ich fürchtete den Kopf zu verlieren, wenn ich ihr Herz wieder an dem meinigen klopfen fühlte.

Von der einen Seite auf meinen Arm, von der andern auf ihren Schirm gestützt, schleppte sie sich, mühsam den Fuß nachziehend, weiter. Ich sah wohl, daß ich sie so nicht bis nach Hause bringen konnte, und in meiner Rathlosigkeit kam mir endlich ein rettender Gedanke.

Beim Eingang des Waldes waren wir an einem einzeln stehenden

Gehöft vorübergekommen, wo Bauer und Bäuerin vor der Hausthür saßen, er eine Pfeife rauchend, sie mit einem säugenden Kind an der Brust. Sie hatten uns mit ländlicher Höflichkeit begrüßt und als Mann und Frau angeredet; Katja war stehen geblieben, um ein paar Worte mit den Leuten zu wechseln, und während des Gesprächs hörte ich hinter der Stallthüre ein Pferd wiehern.

Dorthin brachte ich sie jetzt zurück. Die Eheleute waren schon zu Bett, aber auf mein Klopfen erschienen Beide am Fenster, ich hörte sie unter einander sprechen und begriff aus ihrem Geflüster nur so viel, daß sie den Unfall der schönen Frau beklagten; aber ganz zuletzt erschien ein halb verschlafener Bauernjunge von etwa vierzehn Jahren, der auf meine Bitte und gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes das Pferd aus dem Stall zog und es an einen rohen Leiterwagen spannte, der zum Einheimsen der Ernte dienen mochte.

Ich wollte gegen das schlechte Fuhrwerk Einspruch erheben, aber der Bursch versicherte, daß auf eine halbe Stunde im Umkreis kein besseres zu finden sei, und so mußten wir uns bequemen. Ich hob Katja hinauf, wir setzten uns auf die Latten, Eins dem Andern gegenüber, der Junge ergriff die Zügel, und fort ging es mit einem mark- und beinerschütternden Gerumpel. Erst als wir bergauf fuhren, ließ das Rütteln und Schütteln ein wenig nach.

Ich drückte Katja mein Bedauern über ihre unbequeme Lage aus, aber sie sagte ruhig:

„Es schadet nichts; eine Frau, die ihren Mann in das Exil nach Sibirien begleitet, hat es nicht einmal so gut.“

Wahrhaftig, so auf unseren Latten sitzend, mochten wir das Bild zweier deportirter Verbrecher darstellen.

So brachte ich sie nach Haus. Als sie von mir und dem Diener unterstützt die Thür ihres Zimmers erreicht hatte und ich dort ihren Arm fahren ließ, faßte sie meine beiden Hände, preßte sie zusammen und sah mir fest ins Gesicht.

Ich kehrte ins Freie zurück; das Gewitter, dessen Schwüle mich schon lange beklemmte, hatte sich jetzt entladen und tobte mit seiner ganzen Gewalt in meiner Brust. — —

(Schluß folgt.)





Francesco Crispi.

Von

Sigmund Münz.

— Venedig. —

I.

Die wiederholten Reisen, die der italienische Ministerpräsident, seitdem er am Ruder der Regierung ist, zweimal allein zum Besuche des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh und einmal als Begleiter des Königs Humbert zum Besuche des Kaisers Wilhelm II. in Berlin, nach Deutschland unternommen, haben den Namen des Sicilianers, der die Geschicke Italiens derzeit lenkt, nicht wenig populär auch jenseits der Alpen gemacht. Die Abneigung, die man in Deutschland früher conservativerseits gegen den einstigen italienischen Revolutionär hegte, der nicht nur die innere, sondern auch oft genug die äußere Deutschland wohlwollende Politik früherer Ministerien bekämpfte, hat sich längst in Sympathie für ihn verwandelt — in eine Sympathie, die sich in den Spalten deutscher Zeitungen nicht selten als unbedingte, ja überschwängliche Bewunderung Francesco Crispis äußert.

Gegenstand dieser Skizze kann es nicht sein, das reichbewegte Leben Crispis erschöpfend zu erzählen; aber immerhin mag unsere Darstellung dazu beitragen, durch bestimmtere Hervorhebung einiger Züge aus dem Charakterbilde des italienischen Ministerpräsidenten dem Tadel gegenüber, den man in Deutschland früher dem Revolutionär Crispi angedeihen ließ, wie dem Lobe gegenüber, das man jetzt an dem an der Tripelallianz im Allgemeinen und an dem Bunde mit Deutschland im Besonderen festhaltenden Minister des Aeußeren reichlich austheilt, eine gerechtere

Auffassung herzustellen — eine Auffassung, die dem Schreiber dieser Zeilen nicht von „ira et studium“ eingegeben ist.

Francesco Crispi ist am 4. October 1819 zu Ribera, einem kleinen Orte in der Provinz Girgenti in Sicilien, geboren. Er wuchs auf unter den unmittelbaren Eindrücken der despotischen Regierung der in Neapel residirenden, aber auch über Sicilien herrschenden Bourbonendynastie. Er hatte kaum seine Rechtsstudien an der Universität Palermo vollendet, als er, erst 19 Jahre alt, schon als selbständiger Advocat vor Gericht plaidirte. Es war eine Strafsache, die er bei seinem ersten Plaidoyer vertrat. Der Lumpenkerl, den Crispis frühreifes Talent für die Gesellschaft rettete, ist bis auf den heutigen Tag dem italienischen Ministerpräsidenten nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden. Es war ein Individuum aus Corleone bei Palermo, einem Städtchen, das damals wegen der Häufigkeit, mit der sich dort blutige Verbrechen wiederholten, einen traurigen Ruhm genoß. Der von Crispi vertheidigte Bösewicht hatte sich bei Nacht in das Haus eines Greises eingeschlichen, mit der Absicht daselbst zu stehlen. Bei dem von dem Gauner verursachten Geräusch erwachte der Greis. Der Dieb ward verblüfft und fürchtete, der Alte könnte Lärm schlagen, und so kam er auf den Gedanken, diesen zu ermorden. Nachdem er auf den Schädel des unglücklichen Greises losgeschlagen, ergriff er die Flucht und nahm als Beute nur eine elende kleine Summe mit sich. Der junge Advocat Crispi plaidirte zwar auf „schuldig“, aber er suchte doch darzuthun, daß das Verbrechen größer gewesen sei, als die Absicht, und daß der Angeklagte ursprünglich nur mit dem Vorhaben gekommen wäre, zu stehlen. Es muß ein geschicktes Plaidoyer gewesen sein, denn es überzeugte die Richter. Der erste Client des gegenwärtigen italienischen Cabinetschefs war dem Scharfrichter entronnen und wurde der Galeere übergeben.

Aus dem Advocaten Crispi ward bald ein Journalist. „L'Oreteo“, so hieß das Blatt, dessen Eigenthümer, Administrator und verantwortlicher Redacteur Crispi war. „L'Oreteo“, so genannt nach einem kleinen Flusse, der sich in einiger Entfernung von Palermo ins Meer stürzt und dessen Bett nicht selten völlig austrocknet. Crispis Blatt handelte nicht nur über Wissenschaft, Literatur und Theater, sondern auch über Moden und „guten Ton“. Außer Crispi fungirten noch die beiden Brüder Tommaso und Onofrio Abate, von denen der eine heute todt ist, während der zweite als Abate Pascha in egyptischen Diensten steht, als Hauptredacteure. Von Politik durfte das Blatt nicht sprechen. Damals mußte der Journalismus in Sicilien der Maxime huldigen „Parum de Deo, de principe nihil“. Mit zwanzig Jahren machte Crispi Verse, die er auch gelegentlich veröffentlichte. Er verfluchte die Tyrannen und drohte mit seinen poetischen Bannesblitzen dem Papst, welcher der Verbündete jener Duodezfürsten war, die Italien knechteten.*)

*) Vgl. Revue Internationale. VI. 2. 1889.

Als Secretär des Geheimbundes „Comitato segreto Siculo-napoletano“, der es sich zur Aufgabe machte, eine intimere Verbindung zwischen den neapolitanischen und den sicilischen Revolutionären herzustellen, welchen beiden die bourbonische Dynastie gleich sehr verhaßt war, hatte Crispi Gelegenheit, bereits in jungen Jahren im Interesse der nationalen Ideale, die in seiner Seele gährten, fruchtbar zu wirken.

So hatte er denn, als das große Jahr 1848 heranrückte, bereits eine gewisse politische Vergangenheit hinter sich. Er wurde als Deputirter in das Generalparlament gewählt, das am 25. März in Palermo zusammentrat, und da ließ er seine Stimme laut werden für die Absetzung der regierenden Dynastie.

Mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen wurden aber die Bourbonen von Neuem Herren der Insel, und Francesco Crispi mußte im Jahre 1849, mit 42 Gesinnungsgenossen verbannt, ins Exil wandern. In jener Periode seines Lebens glich er dem Menschensohn, der heute nicht weiß, wo er morgen sein Haupt niederlegen wird. Das sechste Decennium unseres Jahrhunderts ist es, in das die eigentlichsten Wanderjahre des Sicilianers fallen. Wie ein gehetztes Wild durchjagte er West- und Südeuropa. Vertrieben von den Penaten seiner Heimatinsel, die unter dem ihm tiefverhaßten Bourbonenjoche schmachtete, war er lange zu dem Kainsloose eines unstäten und flüchtigen Daseins verdammt, und er hat eine Odyssee erlebt, die, insofern sie sich zum großen Theile an den Gestaden des Mittelmeers abspielte und zehn Jahre dauerte, mit den Irrfahrten des göttlichen Dulders eine besondere Aehnlichkeit hatte. Welcher italienische Patriot — wenn wir von den Piemontesen, die unter einem freieren Regiment lebten, absehen — hätte auch damals nicht das thränenbenetzte Brot der Verbannung genossen? Und sogar in Piemont, wo doch in den ersten fünfziger Jahren Cavours mächtiger und freier Geist die Verhältnisse zu beherrschen anfing, durfte Crispi nicht bleiben, denn der große Staatsmann wies den sicilischen Revolutionär wegen Betheiligung an dem Mailänder Putsch von Turin aus. Dieser ging nach Malta, aber auch dorthin verfolgte ihn das Argusauge Cavours. Crispi versuchte es mit Paris; aber in Folge des Orsini-Attentats wies ihn die Polizei Napoleons auch von dort aus. Er setzte über den Canal, und wir finden ihn in London unter den Planeten, welche die Sonne Mazzini umkreisten.

An der Themse durfte der große Genuese, der Messias der republikanischen Verschwörer Italiens, frei seine feurigen Lehren predigen. Die ganze italienische Verbannten-Colonie, Mazzini an ihrer Spitze, war von Haß gegen den Franzosenkaiser erfüllt, und so sehr Crispi auch nach und nach anfing bei aller Verehrung für den Propheten der „Giovine Italia“ die republikanischen Ideale desselben dem Hauptgedanken der Einigung Italiens zu opfern, und so sehr er auch lernte, sich für die nationale Mission der savoyischen Dynastie zu erwärmen, so theilte er doch Mazzinis

Opposition gegen die Allianz des Sabaudenkönigs mit dem Korsen. Und knüpfte Crispi auch manche Hoffnung an Victor Emanuels Namen, so war ihm doch Mazzini der Patriot der Patrioten. In früheren Jahren hatte er sich zwar an den sicilischen Aufständen gegen die Bourbonen betheiligt, dann aber lernte er die Hoffnung aufgeben, daß Sicilien auf eigene Faust mit Erfolg revoltiren könne; er sah bald ein, daß erst die Unabhängigkeit Ober- und Mittel-Italiens die Neapels und Siciliens mit sich bringen werde.

So beschließt er denn, von London nach Sicilien aufzubrechen. Er wirft seinen guten von den Vätern ererbten Namen weg und vertauscht ihn mit dem exotischen Manuel Pareda, um die Heimatinsel, aus der ihn ein Bourbonen-Ukas schnöde verstoßen hat, unter fremdem Namen wieder betreten zu können. Als Manuel Pareda figurirt er dann auf einem Paß der argentinischen Republik, den er sich zu verschaffen wußte, und um die Mitte Juli 1859 verläßt er London. Der neugebackene Manuel Pareda ist Kaufmann, hat graues Haar, ist glatt rasirt bis auf die englischen Cotelettes, die sein Antlitz zieren, und trägt eine blaue Brille. Manuel Pareda ist ein nüchterner Geselle, hat nur kaufmännische Interessen, führt keine Bücher, keine Journale und ähnliches überflüssiges Zeug im Reisesacke mit sich. Am 25. Juli trifft er in Neapel ein. Seit 11 Jahren hat Crispi die Residenz der Bourbonen, in der er früher dem Berufe des Advocaten obgelegen, nicht gesehen. Er besucht die Orte, die ihm einst die liebsten gewesen. Neapel feiert gerade die Thronbesteigung des neuen Königs Franz II. Crispi nimmt an, der neue Herrscher werde ein seines „großen und frommen Vaters“ Ferdinand würdiger Nachfolger sein, und schwört, ehe ihn das Schiff nach Sicilien entführt, dem neuen Tyrannen Haß und Rache. In Sicilien angekommen, lehrt er die Freunde gute Bomben herstellen, und nachdem er Alles für die Revolution vorbereitet hat, scheidet er von der Insel.

„Auf Wiedersehen am 4. October!“ das war das letzte Wort, das ihm die Freunde zuriefen. Der 4. October, der vierzigste Geburtstag Crispis, das sollte der dies irae für den bourbonischen Tyrannen sein. Rasch kehrte Crispi nach London zurück. Im Nu verwandelt sich der Argentiner Manuel Pareda in Tobias Olivaie aus Malta, also einen englischen Unterthan. Wie war aber Tobias enttäuscht, da sich die Dinge in Sicilien so ganz anders entwickelten, als er erwartet hatte. Die Freunde waren saumselig, und es kam nicht, wie dies verabredet war, am 4. October 1859 zu dem beabsichtigten Aufstande. Das waren traurige Tage für Crispi, der sein Sicilien so sehr liebte. Am 7. Nov. 1859 schreibt er auf dem Schiffe in sein Tagebuch: „Wir erwachen zwischen der Insel Pantelleria und Sicilien . . . Der Anblick Siciliens, der Gedanke, es verlassen zu müssen, ohne dasjenige, was ich gehofft hatte, für dasselbe gethan zu haben, quält mich entsetzlich. Der Heimatboden

übt eine so mächtige Anziehung auf meinen Geist, daß ich mich in die Wellen werfen und sie schwimmend durchmessen möchte, um die Erde Siciliens zu küssen. Das Exil ist die grausamste Strafe, die man über einen Bürger verhängen kann."

Erst den „Tausend von Marsala" war es unter Führung Garibaldis und bedeutender Mitwirkung Crispis vorbehalten, Sicilien für das italienische Vaterland zu erobern.

Mit 1861 beginnen Crispis Meisterjahre. Seit dem Tage, an welchem sich das sardinische Parlament in das italienische verwandelte, bis auf den heutigen Tag hat er ununterbrochen in der Kammer gesessen. Zuerst Deputirter des sicilischen Städtchens Castelvetrano, vertauschte er später dieses parlamentarische Mandat mit dem von Tricarico, und nun ist er seit Jahren Vertreter von Palermo. Die Epoche, in der er als parlamentarischer Oppositionsmann in der Kammer saß, umfaßt, wenn man von einer kurzen Unterbrechung im Winter 1877 auf 1878 absieht, während deren er Minister des Innern war, den Zeitraum von 26 Jahren. Der Vertreter der Stadt Palermo saß stets in den Reihen der Linken.

Als parlamentarischer Redner ist Crispi ganz Italiener und praktischer Staatsmann. Schönrednerei ist ihm fremd. So wie er sich als praktischer Charakter während der italienischen Revolution bewährte, so giebt er sich auch in seinen Reden als entschiedener Praktiker; er ergeht sich selten in historischen Reminiscenzen und vollends meidet er schöngeistige oder gar sentimentale Phrasen. Er wurzelt aber ganz im „Risorgimento nazionale". Warf er je einen Rückblick auf die Vergangenheit, so ist es die Bourbonen-Herrschaft über seine Insel-Heimat, deren er in Verbitterung gedenkt. Nie wird er müde zu betonen, daß Italien Eins ist und daß die Provinzen innerhalb Italiens nur einen localen und historischen, keineswegs aber mehr einen actuellen oder gar privilegirten Factor ausmachen.

Crispi glaubt sein demokratisches mit dem monarchischen Bekenntnisse sehr wohl vereinigen zu können. Als die „Tausend" bei Marsala landeten, da stimmte er mit ein in den Ruf „Es lebe Italien und Victor Emanuel", und 19 Jahre später hören wir ihn in einer Ansprache an die demokratische Gesellschaft von Palermo sagen: „Manchem erscheint die Demokratie als Gegensatz zu der Monarchie. Italien aber hat es verstanden, das große Problem zu lösen: die Demokratie mit dem Principat zu vereinigen. Unsere Verfassung hat eine breite demokratische Grundlage, und Italien besitzt innerhalb der Monarchie alle Freiheiten, wie sie kaum Republiken zu haben pflegen. Ein Hoch demnach der Demokratie mit dem König." Es hat Crispi allerdings nicht an Gegnern gefehlt, die ihn „einen Mazzinisten aus Ueberzeugung und Monarchisten aus Opportunismus, Interesse und Ehrgeiz" nannten. Und wie sehr er auch in der Kammer den Cato spielte, so kehrte er doch andererseits bei jeder Gelegenheit den

Parteimann hervor, und es bedurfte bei ihm einiger Resignation, wenn er, als ihn die Kammer zum Präsidenten wählte, von jenem Posten aus, wo sein Vorbild und Gesinnungsgenosse Rattazzi in der Zeit, in der Turin Hauptstadt Italiens war, so oft gesessen, sagte: „Ich werde stets den Platz im Auge behalten, auf den mich Ihr Vertrauen berufen, und zu vergessen suchen, von wo ich gekommen bin.“

Längst war Crispis Ruf über die Grenzen Italiens hinausgedrungen, als er bei einer im Herbst 1877 unternommenen Reise den maßgebenden Politikern Europas von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat. Sein Name war damals in Aller Munde. Ohne mit einem officiellen Mandat der vaterländischen Regierung ausgestattet zu sein, wanderte er von Hauptstadt zu Hauptstadt. Man sah ihn in Wien, Budapest, Berlin und London. In Berlin wurde er von parlamentarischer, insbesondere aber nationalliberaler Seite außerordentlich gefeiert, und es fehlte nicht an Trinksprüchen auf die Verbrüderung zwischen Deutschland und Italien. Der Traum von damals hat sich seither in der Weise verwirklicht, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien heute als Verbündete über den Frieden in Europa wachen oder doch wenigstens zu wachen glauben. Crispi aber leitet heute die auswärtigen und die inneren Angelegenheiten seines Landes mit einer für einen Siebzigjährigen seltenen Energie.

Es ist jetzt schon das dritte Jahr, daß Crispi als Cabinetschef Italien regiert — regiert mit einem parlamentarischen Anhange, der ihm bisweilen mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Willfährigkeit ergeben war. Als Depretis am 31. Juli 1887 von der Schaubühne dieser Welt abtrat, da stellte die öffentliche Meinung Italiens den Sicilianer Crispi als den natürlichen Nachfolger des verstorbenen Ministerpräsidenten hin; denn die Seele des letzten Cabinets Depretis war ohnehin derjenige gewesen, dessen Namen nach Depretis' Tode das neue Cabinet schon trug, ehe es als solches officiell ins Leben getreten war. Die politische Evolution, die sich durch Depretis' Tod ergab, war die Entwicklung von einem, wenn auch officiell anders genannten, Cabinet Crispi-Depretis (Crispi war Minister des Innern, Depretis Ministerpräsident und gleichzeitig Minister des Aeußern) zu einem wirklichen Cabinet Crispi.

Crispi kam im Jahre 1887 nicht zum ersten Mal auf die Ministerbank. In einer historischen Epoche nämlich, in jenen Wintertagen des Jahres 1878, als der erste König des einigen Italien und der letzte Papstkönig des Kirchenstaats aus dem Leben schieden, da verwaltete er im zweiten Cabinet Depretis durch drei Monate das Ressort des Innern. Die Tüchtigkeit, mit der er damals seinem Amte vorstand, ist den Italienern in lebendiger Erinnerung geblieben. Er schob, als die Cardinäle nach Pius IX. Tode das Conclave abhielten, in weiser Mäßigung die Eröffnung des Parlaments hinaus, um der Welt zu zeigen, daß die italienische Regierung das „Garantiegesetz“ achte. Er war opportunistisch genug, um

einem Gesetze, das die seinem Standpunkte gegnerische conservative Partei nach gewissen ihm, dem Nationalisten, wenig sympathischen Principien ins Leben gerufen hatte, keine Hindernisse zu bereiten, sobald er selber am Ruder war. Er wollte es verhindern, daß etwa ungestüme Palamentarier in der offenen Kammer unzeitgemäße Interpellationen betreffs des Conclaves an das Cabinet richteten oder gar das Cardinalscollegium durch irgend ein scharfes Wort verletzten.

So brachte man denn dem Sicilianer, als er im Sommer 1887 Cabinetschef wurde, auch conservativerseits einiges Vertrauen entgegen, und dies kam in der Weise zum Ausdrucke, daß, als im October jenes Jahres in Turin ein Bankett zu Ehren Crispis stattfand, sich an demselben auch manche Politiker aus der Schule Cavours betheiligten. Der selbstbewußte, um das Vaterland so sehr verdiente Sicilianer wies damals in einer großen Rede nicht mit Unrecht auf seine Vergangenheit hin, von der er sagte, sie zeuge hinlänglich für ihn und er könne darum auf Versprechungen verzichten. Und doch fühlte er, er müsse sich einer gegen ihn vorliegenden latenten Verdächtigung erwehren. Er hatte auf den unter seinem Vorgänger Depretis abgeschlossenen Allianzvertrag Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn, demnach zwei mehr conservativen Mächten, das Siegel seiner Autorität gedrückt; da stieg denn in eifersüchtigen Naturen der Verdacht auf, der Verschwörer von einst, der als junger Mann republikanischen und als parlamentarischer Oppositionsführer, zuletzt als Mitglied der aus den Häuptern der Linken (Cairoli, Zanardelli, Nicotera, Baccarini und Crispi) bestehenden „Pentarchie", wenigstens demokratischen Grundsätzen huldigte, habe nunmehr, auf der Höhe der Macht angekommen, seine alten Ideen abgeschworen. So belehrte er denn seine Zuhörer dahin, daß er Demokrat geblieben sei, Demokrat vom Scheitel bis zur Zehe — erfüllt von dem Bewußtsein, daß der Staat um des Individuums willen nnd nicht das Individuum um des Staates willen da sei, und beseelt von dem Streben, auch den socialen Bedürfnissen der unteren Schichten der Gesellschaft zu dienen. Die Lösung der „socialen Frage" hat er überhaupt nie von seinem demokratischen Programm getrennt. Als er angesichts der bevorstehenden Kammerwahlen am 15. Mai 1886 in der Aula der „Società filarmonica Bellini" zu Palermo vor den Arbeitern dieser Stadt sprach, da apostrophirte er dieselben mit den Worten: „Ihr seid der erlesenste Theil des Volkes, Ihr gebt der nationalen Armee die Kernkraft, Ihr seid die Quelle des Volkswohlstandes"; und er fügte hinzu: „Das achtzehnte Jahrhundert emancipirte das Bürgerthum, das neunzehnte Jahrhundert wird die Volksmassen befreien. Erst wenn dies geschehen, wird Friede in der Gesellschaft und wahre Gleichheit hergestellt sein, und erst dann wird unser Land im Besitze der moralischen Einheit sein, wenn es nur jenen einen Unterschied giebt, der sich auf Verdienst und Talent bezieht. Der Bürgerstand hat bereits Alles erlangt, denn er ist Herrscher in der Welt der politischen

und administrativen Ordnung, und da der nationale Reichthum ihm gehört, allmächtig in der wirthschaftlichen Sphäre. In weniger als einem Jahrhundert ist die Erde von den Fesseln der Feudalwirthschaft und des Fideicomisses befreit worden, und zum Wohl des Bürgerthums bildete sich das Bank- und Börsenwesen aus. Im Besitze von Geld und Boden, hat die „Borghesia“ die unbestrittene wirthschaftliche Herrschaft, diese aber sichert ihr die politische Herrschaft. Den unteren Volksklassen dagegen fehlt Alles; mit Noth erheben sie sich jetzt aus ihrer Unterdrückung. Die Arbeiter müssen von dem Sklavenjoche erlöst werden, das ihnen ihre Unwissenheit und der Capitalismus auferlegen.“ Im Interesse der Arbeiter verlangte Crispi — der oppositionelle Deputirte Crispi — Entschädigung der Deputirten für ihre Antheilnahme an den Kammersitzungen. Seine Ausführungen lauteten ungefähr: Wie soll sich der Arbeiter in die Kammer wählen lassen, wenn ihm nicht vom Staate die Mittel gewährt werden, um während der parlamentarischen Session seine Existenz zu fristen? Materielle, moralische, ökonomische Maßregeln müssen getroffen werden, um die unteren Stände zu emancipiren. Der Staat solle Arbeitshäuser, Schlafstätten, Volksküchen, Genossenschaftsmagazine (magazzini cooperativi) errichten, um den unteren Klassen das Leben zu erleichtern. Die in Italien bestehenden Institute dieser Art seien zu unvollkommen. Den geistigen Bedürfnissen der Arbeiterklassen müsse man durch Errichtung von Elementar- und Handwerkerschulen, von Kinderasylen und durch wöchentlichen Unterricht im vaterländischen Katechismus gerecht werden — einem Katechismus, aus dem man Liebe zum Vaterland und die politischen Pflichten und Rechte lerne; denn die Erziehung des Volkes sei einigermaßen vernachlässigt. Die Arbeit müsse man auf das Niveau des Capitals bringen, damit beide einander unterstützen; augenblicklich aber habe das Capital unbegrenzte Macht. Man solle ein neues Gesetz über Arbeiterstrikes und über Schiedsrichter (probi viri) in diesen Fällen einführen, und letztere möchten sich zu gleichen Theilen aus Capitalisten und Arbeitern recrutiren.

Der Sicilianer allerdings, der so anläßlich der letzten politischen Wahlen im Jahre 1886 mit einiger Heißblütigkeit Reformen in Menge seinen Wählern in Palermo in Aussicht stellte, empfindet es jetzt, wo er alle Macht besitzt, nicht selten schwer genug, damals einen zu idealen Schwung genommen zu haben, und oft hat er als Ministerpräsident die fatale Aufgabe, die Geister zu bannen, die er als Deputirter heraufbeschworen. Aber gewiß darf man ihm nicht vorwerfen, daß er als Leiter der Regierung nicht manche Reformen bereits durchgeführt habe, für die er früher eingetreten ist. Mit großer Energie ausgestattet, geht er vielleicht trotz seines hohen Alters noch eines Tages daran, etwas zur Linderung des socialen Elends der unteren Klassen in Italien beizutragen.

Wir deuteten bereits oben auf Crispis journalistische Thätigkeit hin. In den Jahren der Verbannung lebte er größtentheils von der

Feder. In Malta hatte er ein Journal „La Staffetta" begründet, in welchem er sich der nationalen Unabhängigkeit Griechenlands annahm, wie er denn überhaupt stets philhellenische Gesinnungen an den Tag legte. In Turin hatte er an dem demokratischen Blatte „La Concordia" mitgearbeitet, und von Bettelhonoraren mußte er sein Dasein fristen. Er hatte für Cesanas „La Gazetta di Torino", für Cattaneos „L' Archivio storico", für den von Cesare Correnti redigirten „Progresso" geschrieben. Daraus erklärt es sich, daß der Ministerpräsident auch noch heute den Werth einer guten Presse zu schätzen weiß und weit entfernt davon ist, sich je über den Journalismus abfällig zu äußern. Als Dr. Bottero, der Nestor des italienischen Journalismus, am 29. Dezember 1889 das vierzigjährige Jubiläum als Director der Turiner „Gazzetta del Popolo" beging, da beglückwünschte ihn der Ministerpräsident in einer an den Gefeierten gerichteten Depesche mit folgenden für die Gesinnung Crispis bezeichneten Worten:

„Die Stimme des Vaterlandes, die uns so häufig in feierlichen Augenblicken aus Ihrem Blatte entgegentönte, um die Regierenden zu ermahnen und die Bevölkerung zu leiten, erhebt sich heute freudig, um in Ihnen den Mann zu begrüßen, der mit seltener Ausdauer jene Tugenden geübt hat, die, wenn sie der Journalist besitzt, die Presse zu einer nützlichen und in jedem freien Lande geachteten Einrichtung machen. Ich, der alte Publicist, fühle mich dadurch geehrt, daß ich einst Ihr College gewesen. Insofern ich aber Politiker bin, gereicht es mir zur Genugthuung, daß Sie meine Absichten zu würdigen wußten. Der Publicist und der Politiker vereinigen sich heute in mir, um Ihnen herzlich zu huldigen.

II.

Publicist und Politiker! Der Staatsmann in Crispi versteht es allerdings, sich der Publicistik für seine Zwecke ausgiebig zu bedienen. Der italienische Ministerpräsident gehört nämlich bei allen Tugenden, die ihm eigen sind, doch nicht zu denjenigen, die ihr Licht gern unter den Scheffel stellen. Da er weiß, welch eine mächtige Waffe in unseren Tagen die Feder ist, so sucht er sich sie auf alle Art dienstbar zu machen und zu dem gefügigen Instrument seines Ruhmes zu gestalten. Nie hat es ein italienischer Staatsmann wie er verstanden, sich Schriftsteller und Presse zu unterwerfen. Nicht nur die römischen Zeitungen, sondern auch die Blätter der Provinzstädte sind ihm großentheils unterthan. Francesco Crispi, der Ministerpräsident, Francesco Crispi, der Minister des Innern, oder dessen Unterstaatssecretär im Palazzo Braschi, Francesco Crispi, der Minister des Aeußern, oder dessen Unterstaatssecretär im Palazzo della Consulta, drückt auf den Knopf des wie ein Mechanismus functionirenden neuerrichteten und dem Cabinetschef attachirten Preßapparats (Preßbureaus), und in Turin und Palermo, in Venedig und Neapel kommen sofort einige

Federn in Schwingung, die die Regierung je nach Bedarf vertheidigen oder verherrlichen. Und so sehr überbrücken die mechanischen Erfindungen unserer Tage die räumlichen Entfernungen, daß Crispi im Stande ist, in Rom zu rufen und in Berlin ein Echo zu erwecken, das sich sofort in den Spalten der einen oder der andern Zeitung gedruckt dem Publicum mittheilt. Hatte Cavour einmal einen Theil der Pariser und der Londoner Presse einigermaßen in seiner Macht, so reagirt heute — merkwürdig genug — ein Theil der conservativen deutschen Presse auf die Wünsche des demokratischen Ministerpräsidenten in Rom. Aber da handelt es sich durchaus nicht allein um sachliche Acte der italienischen Regierung, die durch tüchtige Schriftsteller verdolmetscht sein wollen, sondern auch die Person des italienischen Cabinetschefs hat das Bedürfniß, sich in schönen apologetischen und panegyrischen Darstellnngen zu spiegeln, und wie sich die Wahrheit im Allgemeinen, wenn sie sich durch das Medium poetischer Naturen bricht, zu Wahrheit und Dichtung verdünnt, so ist auch über Francesco Crispi neben der Wahrheit, die über ihn gesagt ward, nicht wenig Wahrheit und Dichtung geschrieben worden.

Wie Goethe seinen Eckermann hatte, wie Bismarck seinen Busch hat, so hat Crispi manchen Phonographen, der aber so vielseitig ist, nicht nur Worte und Thaten des Ministerpräsidenten zu wiederholen, sondern auch dasjenige zu sagen, was über Crispi je Gutes gesagt ward.

Zwei Biographen hat schon der italienische Cabinetschef, der persönlich bei seinem König, der ihm herzlich zugethan ist, augenblicklich mehr als je in Gunst steht und sich auch die Stellung eines Dictators des Parlaments glücklich zu erringen verstanden hat, gefunden. Die eine Biographie ist bereits vor jenem Augenblicke erschienen, in dem Crispi in Folge des auf ihn im letzten Herbst verübten Attentats so viel von sich reden machte, die andere bildet gleichsam den Epilog zu dem Attentate. Dieses diente wie das Werkzeug einer ihm günstigen Vorsehung unbewußt den Zwecken der Verherrlichung des italienischen Ministerpräsidenten; der Biograph verherrlicht ihn nun bewußt.

Schon waren die Honigmonde des Cabinets Crispi vorüber und schon hatte sich die parlamentarische Anhängerschaft des Ministerpräsidenten in progressiver Steigerung zerbröckelt — zerbröckelt, weil Crispi aus der Ueberzeugung, seine Persönlichkeit sei eine politische Nothwendigkeit für Italien und geradezu mit der Vorsehung des Landes identisch, die Kraft schöpfte, sich der Kammer gegenüber auffallend dictatorisch zu geberden —, als ein wahnwitziger Bursche aus Apulien ihn zur Zielscheibe eines Attentats ausersah. Attentate, die vom Standpunkte der Angreifer glücklich verlaufen, begründen die Unsterblichkeit ihrer Opfer, Attentate aber, die wie in Crispis Falle keine Folge haben, lassen eine rosigere Auffassung der Politik des Angegriffenen aufkommen. So fand denn die neueste Biographie, die gleichzeitig ein Panegyrikus auf den berühmten Sicilianer ist, die demselben

nunmehr wohlwollend gestimmten Geister zu einer Glorificirung Crispis gut vorbereitet, und sie erscheint eben in einem Moment, wo sich, wie dies die letzten parlamentarischen Verhandlungen in Montecitorio hinlänglich bezeugen, die italienische Kammer nach einiger vorübergehender selbständiger geistiger Regung dem Chef der Regierung beugt und ihn in den Räumen des Hauses der Volksvertretung so walten läßt, als ob er sich in seinem Cabinet befände.

Die beiden schriftstellerischen Producte, die wir im Auge haben, sind Vincenzo Riccios in Turin erschienenes Werk „I Meridionali alla Camera nella XVI. Legislatura. Profili ed Appunti."*) (Die Südländer, die in der 16. Legislaturperiode in der italienischen Kammer sitzen. Profile und Bemerkungen) — ein Werk, in dem der bekannte römische Publicist in einem 140 Seiten langen und mittlerweile auch in einem Separatabdrucke erschienenen Essay das Leben Crispis behandelt, und eine demnächst in Paris erscheinende Biographie des italienischen Ministerpräsidenten aus der Feder eines anonymen Italieners — eine Biographie, von der uns die „Revue Internationale" in einer Reihe von Heften (10. Nov. bis 15. Jan.,**) bereits ausgiebige Proben gebracht hat.

Riccio ist ein besonnener Schriftsteller, der, wenn er auch mehr lobt als tadelt und mehr mit patriotischer Wärme schildert als mit scharfer Kritik analysirt, doch nicht gerade als ein unsachlicher, unpolitischer Autor angesehen werden darf; vielmehr ist er nicht nur mit Liebe dem Lebenslauf des Menschen Crispi, sondern auch mit einem einigermaßen unabhängigen Urtheil der Entwicklung des Staatsmannes Crispi gefolgt. Anders der ungenannte französisch schreibende Verfasser der Essays der „Revue Internationale". Letzterer ist jedenfalls eine Crispi und dessen Familienkreise nahe stehende Persönlichkeit — wir lassen es dahingestellt, ob ein Mann oder eine Frau —, die an dem Anekdotischen und an dem Sentimentalen mehr Gefallen findet als an den positiven Acten der Politik. Das sind geradezu, um ein vielgebrauchtes Wort anzuwenden, „Enthüllungen", und wenn uns der Verfasser nicht durch seine mitunter schöne Sprache und durch seine entschiedene Vertrautheit mit den persönlichen Schicksalen des Sicilianers für sich gewänne, so wären wir fast geneigt an der Exactheit seiner Darstellung zu zweifeln und dieselbe im Lichte von „Wahrheit und Dichtung" zu schauen. Wenn wir sagen, daß der Ministerpräsident diese Biographie höchstpersönlich inspirirt haben dürfte, so kennzeichnen wir gleichzeitig den Grad der Abhängigkeit des Verfassers von dem Helden des Buches und die Thatsache, daß die Darstellung des Anonymus Anspruch darauf hat, als authentisch zu gelten.

*) Roux & Comp.

**) Unter dem Titel „Monsieur Crispi. Sa vie, son caractère, sa politique, par un Italien.

Das ist der Nachtheil, das ist der Vorzug des neugeborenen Kindes, das gleichsam in seiner Naivetät, in seinem liebenswürdigen weiblichen Ton für den Ruhm desjenigen zeugen soll, der heute der Mächtigste ist im Königreiche Italien.

Es giebt Stellen in dieser Biographie, die wohl zunächst Frauen, aber auch Männer nicht ohne Rührung lesen werden. Die ersten Capitel dieser Schrift sind mit sicilianischem Colorit ausgestattet. Der Verfasser ist mit Andacht auf den Spuren der ersten Jugend unseres Helden gewandelt, der sich aus eigener Kraft zu einer so hohen Stufe der Macht emporgeschwungen hat.

In dem ersten Liebesroman, dessen Held und Opfer Crispi war, bewährte schon der junge Sicilianer den energischen Geist, den man noch heute an dem Siebzigjährigen bewundern muß und der sich in ihm, wie er gewöhnlich Gutes schafft, doch heute gleichzeitig auch zuweilen in der Form herber Rücksichtslosigkeit und starken Machtbewußtseins giebt.

Es war im Jahre 1837. Crispi war damals kaum 18 Jahre alt und studirte, wie wir dies oben erzählten, Jurisprudenz an der Universität Palermo. In dem Hause, wo er mit seinem Bruder wohnte, residirte auch eine wohlhabende und brave bürgerliche Familie: eine Wittwe mit einem Sohn und vier Töchtern. Eines der Mädchen, Rosina mit Namen, ein entzückend schönes Kind von 16 Jahren, gefiel, wie uns der ungenannte Autor erzählt, dem jungen Francesco dermaßen, daß er es zu heirathen wünschte.

Um den unmündigen Sohn von seiner, wie er meinte, tollen Liebe zu curiren, holte ihn der Vater von Palermo ab und brachte ihn ins Elternhaus nach Ribera. Francesco siechte dahin — wir sprechen in der Terminologie des ungenannten Verfassers — und verzehrte sich in Liebe, Ungeduld und ohnmächtigem Schmerz. Von Ribera ging es nach Sciacca, wo Vater Crispi ein Landhaus besaß. Um die Zeit jenes häuslichen Dramas brach die Cholera in Palermo aus, und Tausende starben dahin. Der junge Crispi beschließt, besorgt um das Schicksal der Geliebten, nach der Hauptstadt zu entfliehen. Er stiehlt seinem Vater ein Roß, auf dessen Rücken er den Weg von Sciacca nach Palermo zurücklegt. Es war der 11. Juli, ein Tag des Entsetzens für die Hauptstadt Siciliens, denn so viele Menschen raffte damals die Epidemie dahin, daß es an Armen fehlte, um die Leichen fortzuschaffen, an Gruben, um sie hineinzuscharren. Crispi stürzt im Angesichte dieses Schauspiels der Trostlosigkeit in das Haus, wo die Geliebte wohnt . . . sie lebt, sie und ihre jüngere Schwester. Die Mutter, die beiden anderen Schwestern sind todt, der Bruder liegt in den letzten Zügen . . . Wochen vergingen, ehe die Eltern den verlorenen Sohn wiedersahen. Francesco hatte seine Rosina, der er in ihrer Noth wie ein Engel der Barmherzigkeit erschienen war, zum Traualtar geführt. Es war ein kurzes Eheglück;

nach zwei Jahren schon begrub der 20jährige Mann seine Gattin und bald darauf das Kind, das sie ihm geboren hatte . . . Nach einiger Zeit verliebte sich der junge Wittwer in seine Schwägerin, Rosinas jüngere Schwester. An dem Widerstande des Vormundes der Geliebten scheiterte aber Crispis Plan, sie zu heirathenn.

Die Geliebte nahm, da sie keines Andern Gattin sein wollte, den Schleier, und noch heute lebt sie als Nonne zu Palermo. Vor 3 Jahren kam die greise Nonne, die einst das liebliche Mädchen gewesen, nach Rom. Sie traf mit Crispi zusammen, und nie werden diejenigen, die Zeugen dieser Scene gewesen sind, die Begegnung zwischen den beiden Personen vergessen, die sich einst so sehr geliebt hatte.

Romantisch wie unser anonymer Verfasser ist, stattet er den Geist des italienischen Cabinetschefs mit der Blume einer klassischen Bildung aus, die gerade derjenige an ihm vermißt, der ihn sprechen gehört, der seine Reden gelesen hat. Wir wollen, wenn wir an der Klassicität von Crispis Bildung zweifeln, dem italienischen Ministerpräsidenten keinen Vorwurf daraus machen; im Gegentheil, wir meinen, ein naturwissenschaftlich oder technisch oder auch kaufmännisch gebildeter Geist sei nicht weniger berufen den Staat zu lenken als derjenige, der sich an der Beredsamkeit des Demosthenes oder Cicero berauscht hat, und die Reden eines Palmerston oder Cavour mögen sogar einem Politiker der Zukunft mehr frommen als die Reden der griechischen und römischen Politiker der Vorzeit — — aber warum soll man denn aus Francesco Crispi mit Gewalt einen literarischen Staatsmann nach dem Vorbilde eines Guizot oder auch nur eines Gladstone construiren? Was uns der Anonymus von den klassischen Studien Crispis berichtet, beweist noch nicht, daß der Sicilianer in die Zahl der literarischen Staatsmänner einzureihen ist. Jahre hindurch habe er, so erzählt unser Gewährsmann, den Plutarch auf dem Arbeitstische Crispis liegen gesehen, und noch jetzt lese der Ministerpräsident gern die klassischen Biographien des antiken Autors. Eine seiner Reisen zu dem Reichskanzler nach Friedrichsruh habe Crispi in Gesellschaft seines alten Freundes Sueton gemacht, aber allen anderen Klassikern ziehe der Sicilianer doch Cicero und Tacitus vor, ja die Reden des Marcus Tullius pflege er sogar mit lauter Stimme zu lesen. Ob Crispi bibelfest ist, erfahren wir nicht; daß er aber klassikerfest, das beweise folgende Thatsache: In Friedrichsruh citirte Fürst Bismarck in seinen Unterhaltungen mit Crispi gern lateinische und griechische Autoren, immer aber übertrumpfte der italienische Gast den Reichskanzler. Das war ein wahrhaft klassisches Duell. Der Fürst, schlug mit Demosthenes und Livius drein, und Crispi erwiderte mit Homer und Horaz. Ein Punkt allerdings, über den sich die beiden Mächtigen nicht zu verständigen wußten, das sei die Aussprache des Griechischen gewesen; Bismarck hält sich, wie jeder gute Deutsche, an Erasmus, Crispi, der

Nachkomme von Albanesen, huldigt einem andern System . . . Wahrheit und Dichtung!

So wollen wir zugeben, daß Crispi klassische Bildung besitzt, aber ist auch damit gesagt, daß sie seinen Geist durchtränkt hat? Wenn die klassische Bildung einen Werth hat — man soll nicht genug vor der Ueberschätzung derselben warnen — so ist es doch zunächst ein formaler, ein formaler im schönsten Sinne des Wortes: wir lernen auf Grund unserer klassischen Bildung delicater fühlen, feiner beobachten, uns eleganter ausdrücken; Crispi aber, stets kurz angebunden in seiner Rede, praktisch und positiv in seinem ganzen Wesen, ist ohne alle Kunst, ohne Phantasie, ohne blühenden Ausdruck, ohne dichterischen Schwung. Er spricht nicht im Rausche, umgaukelt von farbenprächtigen Bildern; er spricht auch nicht, wie dies klassischen Rednern eigenthümlich ist, rein menschlich, sondern immer wie ein Berufspolitiker und Parteiführer und reißt darum nicht mit sich fort wie jene Redner, die von der Tribüne her zu Dichtern der nationalen Größe werden. Was an ihm klassisch, das ist der Revolutionär, dem noch immer so etwas wie ein magnetisches Fluidum von Liebe, Widersprnch, Cäsarismus, Tribunenthum und Volksherrlichkeit durch die Adern rieselt. In mazzinistischen Grundsätzen aufgewachsen, fühlt er sich noch immer wie alle echten Revolutionäre zu den erzürnten Seelen der Vergangenheit hingezogen und schaut noch manchmal im Geiste heroische Größe alter Zeiten und noch heroischere, in fernen Tagen der Zukunft auferstehende Größe.

Fast wären wir auch geneigt anzunehmen, daß sein Name einst in der Geschichte vornehmlich als der eines großen Revolutionärs fortleben werde. Und das sei ihm durchaus nicht als Tadel angerechnet. Die Natur theilt die Begabung für die Arbeiten, die auf Erden zu vollbringen sind, derart an die Menschen aus, daß die Einen berufen sind das Schlechte zu zerstören und die Anderen das Gute aufzubauen. Es giebt Zeiten, in denen es näher liegt, das Faule zu vernichten, als das Gute herzustellen, und dann bedarf es für erstere Mission ausgezeichneter Geister, die, indem sie Kritik üben, negiren, zersetzen, agitiren, wühlen und wühlen, eine edle, ja nicht selten unsterbliche That vollbringen.

Aus dem Ganzen seines Lebens hebt sich das Bild Francesco Crispis, des Revolutionärs, in leuchtenden Farben ab. Weder Italien noch die civilisirte Welt überhaupt soll es ihm vergessen, was er einst in schweren Tagen, unter unsagbaren Mühen und Entbehrungen, gelitten hat im Dienste Mazzinis und Garibaldis und auch in dem selbständigen Bedürfnisse, sein geknechtetes und im Dunkel der Ignoranz dahinsiechendes, von servilen Creaturen einer sich im Abglanze des Gottesgnadenthums sonnenden Monarchie und von einem mit dem Aberglauben des Volkes wuchernden Priesterthum beherrschtes Vaterland erlöst zu sehen. Und ist es denn wirklich wahr,

daß der Ministerpräsident Francesco Crispi, wie ihm dies mancher vorwirft, so ganz den Geist des freiheitsdurstigen Revolutionärs über Bord geworfen hat? Erst am 20. Dezember 1889 sagte er in der Kammer, daß er nie aufhören werde, dem Freihandel zu huldigen; anläßlich der Debatte über die Reorganisation der bisher fast ausschließlich der Botmäßigkeit des Clerus unterstandenen Wohlthätigkeitsanstalten bekundete er seinen festen Willen, die Geistlichkeit wenigstens von Staatswegen von der Leitung der moralischen Institutionen des Landes fernzuhalten und diesen eine humane, bekenntnißlose, der Welt der Dogmen entrückte Grundlage zu geben. Und soll man es so ganz übersehen, daß er in seiner großen Rede, die er im October 1889 vor seinen sicilianischen Mitbürgern in Palermo hielt, kein Geheimniß aus seinen rationalistischen Ueberzeugungen machte? Ja, das ist Crispis Ruhm und der Ruhm seines Vorgängers Depretis, daß sie, diese alten Mazzinisten, den Muth hatten, aus dem Staate jedes confessionelle und priesterliche Moment zu verbannen, ja sogar die italiensche Monarchie, mit der sie sich als opportunistische Staatsmänner aussöhnten, weil sie durch loyale Fürsten vertreten ist, allem geistlichen Glanze zu entrücken.

Diejenigen, welche die revolutionäre Vergangenheit Crispis beleuchten, heben doch zu wenig hervor, daß der Sicilianer, der aus praktischen Motiven mit Mazzinis republikanischen Grundsätzen brach, doch nur in einem gewissen praktisch-opportunistischen Sinne den Pact des Volkes mit der savoyischen Dynastie verstanden hat. Ein dogmatischer Monarchist, ein fetischistischer Königsanbeter ist er nie gewesen und ist er auch noch heute nicht, schon darum nicht, weil kein Atom von Mysticismus in ihm steckt und er einer jener Menschen ist, die sich in kein Verhältniß zu dem Uebernatürlichen gesetzt zu haben scheinen. Ein Gladstone, dieser englische Freiheitsschwärmer, ein Castelar, dieser spanische Republikaner, sie wären fähig, der eine die abstracte Freiheit auf einen Thron zu setzen, der andere der abstracten, Republik einen Altar aufzustellen. Crispi unterstützt die concrete in der ihm sympathischen ritterlichen savoyischen Dynastie zufällig und persönlich verkörperte Monarchie, aber die abstracte Monarchie als politischer Religionsbegriff ist ihm fremd.

Das ist allerdings nicht allein auf Rechnung des Sicilianers oder des Revolutionärs in Crispi, sondern auf die des Italieners überhaupt zu setzen, der einer sentimentalen eine kluge, kaufmännische Politik vorzieht und nach Kräften darauf losarbeitet, sein Vaterland aus dem Reiche der lateinischen, der christlichen Romantik heraustreten zu lassen, und eher dem radicalen Frankreich und den pyrenäischen Staaten den Ruhm überläßt, sich mit dem Attribut des Lateinerthums zu schmücken und auch darum eine Art von moralischem Protectorat über den Heiligen Stuhl für sich in Anspruch zu nehmen — ein Protectorat, das sich in der Seele gewisser lateinischer Revolutionäre, die gleichzeitig lateinische Christen sind, mit

Voltaire'scher Freigeisterei ganz gut vereinigt. Wiewohl Crispi während der Zeit, die er in der Verbannung lebte, manches Jahr in Paris zubrachte und sich noch heute trotz der politischen Antipathie der Franzosen gegen den an der Allianz mit Deutschland festhaltenden italienischen Staatsmann mit Liebe an seine französischen Wanderjahre erinnert, wiewohl er auch stets persönliche Beziehungen zu Spaniern unterhielt und als Minister für die Erhebung Spaniens zur Großmacht sehr thätig gewesen ist, so hat es doch Castelar nicht vermocht, ihn in das Netz der Secte der lateinischen Brüder hereinzufangen. Ein Schüler Mazzinis, hatte doch Crispi einen genügend selbständigen Geist, um an dem großen genuesischen Agitator den praktischen Revolutionär genau zu unterscheiden von dem in mittelalterlichen Schwärmereien, in der Idee einer lateinischen Universalherrschaft befangenen Träumer, welche das römische Papstthum verdrängen und in deren Mittelpunkte als neue Päpstin die unfehlbare Göttin Vernunft dastehen sollte.

III.

So sehr auch die Wege, die der Politiker Crispi zeitlebens wandelte, von denjenigen abwichen, auf denen der Staatsmann ging, der ein Menschenalter hindurch die Geschicke Deutschlands lenkte, so war der Sicilianer gleichwohl stets ein Bewunderer des Fürsten Bismarck. Allerdings war es mehr die äußere als die innere Politik des Reichskanzlers, die Crispi zur Bewunderung derselben einlud. Am 25. October 1887 sprach sich der damals neue Ministerpräsident folgendermaßen über den Schloßherrn von Friedrichsruh aus, dessen Gast er kurz zuvor gewesen war: „Die Geschichte unserer Zeit ist von einem Namen beherrscht. Es ist der Name des deutschen Reichskanzlers, eines Staatsmannes, den ich seit lange bewundere. Persönliche Bande verknüpfen mich mit ihm. Es ist ein Mann, dessen Regierungsprogramm sich durch die wunderbare Coordination der verschiedenen Theile auszeichnet, die doch einen einzigen Zweck verfolgen. Dieser Zweck, scheinbar ein zweifacher, ist doch im Grunde einer: der Friede und die Größe Deutschlands. Fürst Bismarck hat dreißig Jahre gearbeitet: zuerst, um jenen Zweck zu erreichen, dann, nachdem er ihn erreicht, um ihn nicht preiszugeben. Er wußte, was er wollte, und er wollte mit Kraft. Alle kennen ihn, den großen Patrioten. Ich füge hinzu, daß er ein alter Freund Italiens ist, ein Freund seit der ersten Stunde, daß er unser Freund schon gewesen ist in den Tagen unseres Elends und unserer Knechtschaft. Im Jahre 1857 war er in das Geheimniß dessen gezogen, was die Cavour'sche Politik inmitten so vieler Schwierigkeiten der Reife entgegenführte. Bismarck schwieg jedoch und hieß diejenigen schweigen, denen die Versuchung nahe lag, zu reden, wohl wissend, wie viel Opposition ein unzeitgemäßes Reden erwecken könnte und wie sehr es seinem eigenen Vaterlande frommte, daß sich die Schicksale

Italiens erfüllten — denn die deutsche Einheit bereitete sich gleichzeitig mit der italienischen vor. Ich will mich nicht ausführlicher verbreiten über die jüngsten Unterredungen, die ich mit dem Fürsten hatte. Ich will nur sagen, daß die zwischen uns vorhandene Uebereinstimmung der Gedanken und Gefühle fortbestanden hat bei entgegengesetztesten Schicksalen und neuerdings bekräftigt ward, seitdem mir die Politik Italiens anvertraut ist. Man sagte, wir hätten in Friedrichsruh conspirirt. Sage man es immerhin. Mir, dem alten Verschwörer (Cospiratore), macht das Wort „sich verschwören" keine Furcht. Ja, wir haben conspirirt, conspirirt für den Frieden, und an unserer Verschwörung mögen darum Alle Theil haben, die dieses höchste Gut lieben. Von den denkwürdigen Worten, die ich in Friedrichsruh zu hören bekam, gestattet mir die Discretion an eines zu erinnern, das in dem Augenblicke des Abschiedes von dem Fürsten Bismarck gesprochen ward; es lautete: ‚Wir haben Europa einen Dienst erwiesen'. — —"

Etwas zu viel Gewicht aber legt, wenn wir nicht irren, nicht nur der neueste Biograph Crispis, sondern der italienische Ministerpräsident selber auf die persönliche Freundschaft, die ihn angeblich mit dem Fürsten Bismarck verbindet. Wenn zwei Menschen sich fünf Mal im Leben gesehen haben, immer nur wenige Stunden mit einander zusammengewesen sind, wenn der eine geistig, gesellschaftlich, in Wirklichkeit und seinem persönlichen Bewußtsein nach höher steht als der andere, wenn der eine zu geben glaubt und der andere nimmt, wenn sie nicht Ideengemeinschaft, sondern Macht und diplomatischer Vortheil zusammenführt — wenn von den beiden der eine in seinem Zusammensein mit dem andern nicht nur das bedeutet, was er repräsentirt, sondern auch das, was er persönlich ist, der andere aber für den ersteren nur das, was er repräsentirt, sind sie darum Freunde? Hat man je den Fürsten Bismarck sich seiner Freundschaft mit dem Plebejersohn aus Ribera allzuviel öffentlich rühmen gehört? Anders macht es Crispi: Er hatte, als er Präsident der italienischen Kammer war, den Reichskanzler einmal in Gastein, hatte ihn dann ein zweites Mal in Berlin gesehen, besuchte ihn, kaum daß er Depretis' Nachfolge als Cabinetschef angetreten hatte, in Friedrichsruh — — der Italiener hatte stets über den Gotthard oder den Brenner gehen müssen, um den Lenker des deutschen Reiches zu begrüßen, hatte aber nie einen Gegenbesuch von diesem empfangen, und eines schönen Tages hörte die Welt nun den eben neugebackenen italienischen Ministerpräsidenten auf dem in Turin ihm zu Ehren im Herbst des Jahres 1887 gegebenen Banket sich mit der ihn an Bismarck kettenden Freundschaft brüsten. Das war doch etwas parvenu-mäßig gehandelt und mußte den Nationalstolz der Italiener, die von Natur tactvoll sind, ein wenig verletzen. Und seither ist kein Neujahrsfest und kein Geburtstag Crispis vergangen, ohne daß der Ministerpräsident dafür gesorgt hätte, daß die ihm von dem Reichskanzler zugeschickten Glückwünsche fettgedruckt

in seinem Leiborgan „La Riforma“ zu lesen gewesen wären. Auch Kalnoky und Giers wallfahrteten nach Friedrichsruh, aber sie wußten doch, daß sie es aus politischen Motiven thaten und nicht den schönen Augen des Reichskanzlers zu Liebe, sie haben nie dem Lande gegenüber, das sie regieren, aus ihren politischen Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck in einer Weise persönliches Capital herauszuschlagen gesucht, wie Crispi dies wiederholt gethan hat.

Ein geistreicher Italiener bemerkte einmal dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, anspielend auf jene „Megalomanie“ des italienischen Cabinetschefs, die ihm unter Anderen auch der einstige Ministercollege Cavours, der lombardische Senator Jacini in einer jüngst vielgenannten Schrift zum Vorwurfe gemacht hat: „In Crispi steckt ein Stück Maure.“ Sicilien war ja oft genug der Tummelplatz von maurischen Reisigen, die auf dem vulkanischen Eiland mit der Fahne des Propheten gegen das Kreuz Christi auszogen; wie sollte sich nun der Plebejersohn aus Ribera einer so unverfälschten Abstammung berühmen, daß er mit Sicherheit constatiren könnte, ein maurischer Reisiger sei nie und nimmer in romantischer Liebe zu einer sicilischen Christin entbrannt und habe so einen, wenn auch nur unsichtbaren, Platz unter den Ahnenbildern im Atrium des italienischen Cabinetschefs?

Ja, spanischer Grandezza ist Crispi nicht so ganz abhold. Schon als er Präsident der Deputirtenkammer war, machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er, der Demokrat, so viel Gewicht darauf lege, daß die Huissiers in Montecitorio mehr Glanz, als früher üblich gewesen, in ihren Livréen entfalteten, daß er zu den alten Huissiers neun mit großen schimmernden Halsketten geschmückte Statisten gesellte. Er hält eben einigermaßen darauf, daß die Demokratie in glänzender Toilette und etwas parfümirt auftrete. Als er im October 1889 nach mehrjähriger Abwesenheit von seiner Heimatinsel, die heute in ihm ihren größten Mann verehrt und, wie natürlich, nicht wenig stolz auf ihn ist, in Palermo weilte, da ließ er sich von seinen Landsleuten wie ein Souverän feiern. Großer Empfang, Musik, bengalische Lichter, Kanonensalven, Ansprachen und Toaste — nichts fehlte, um dem demokratischen Papst der Insel eine schöne Festwoche zu bereiten. Es ist wahr, Crispi sieht in diesen Ovationen mehr eine den von ihm vertretenen demokratischen Principien, als seiner Person, dargebrachte Huldigung. Aber immerhin wirft die Thatsache, daß er an solchem „Spagnolismo“ Gefallen findet, ein schiefes Licht auf seinen Geschmack. Es steckt eben noch in ihm ein Stück Tribunenthums, das des goldenen Flitters der Monarchie bedarf, um die Demokratie damit zu decoriren. Aber so ist ja nicht er allein, sondern eine gewisse italienische und romanische Demokratie überhaupt geartet: sie zieht mit Fahnen und Trompeten gegen die Monarchie aus, hält große Reden und schwärmt für Demagogen, die sich wie Caesaren geben. Diese

Art von Demokratie ist nicht aus den Sphären der Arbeit und des Bürgerthums herausgewachsen, sondern hat sich an gewissen revolutionären Traditionen berauscht, sieht im Geiste Mazzini und Garibaldi und Victor Hugo als auf einem Wolkenwagen durch ein Reich von Idealen dahinziehende Halbgötter und ringt krankhaft darnach, die Fasces der Macht zu erlangen.

Crispi hat nicht nur das alte Volk angetroffen, als er seine Regierung antrat, sondern auch von seinen Vorgängern in der Ministerherrschaft mit dem politischen Erbe, das sie ihm hinterließen, das Beneficium inventarii übernommen. Sie alle hatten mehr die politische Regeneration des Landes, das sich nach außen hin mächtig und einheitlich darbieten sollte, als die moralische Transformation desselben im Auge gehabt; so hat denn die jetzige Regierung unter den Nachwehen alter Sünden zu leiden, diese aber machen sich um so sichtbarer, je theatralischere Bedürfnisse der Cabinetschef zuweilen selber hat.

Wohlthuend aber wirkt die Wärme, mit der Crispi, trotzdem er der Lenker einer äußeren Politik ist, die ein Bundesverhältniß zu der Politik zweier conservativ regierter Reiche unterhält, noch an seinen alten Idealen festhält, und namentlich der reine Cultus, den er Garibaldi widmet. Auch, wenn er auf die 1860er Expedition nach Sicilien zu sprechen kommt, läßt er seinen eigenen an diesem Heldenzuge so ruhmvoll betheiligten Namen ganz in den Hintergrund treten gegenüber dem von ihm heilig gehaltenen Namen des Schlachtengottes von Caprera.

Mit Recht hebt der neueste Biograph Crispis hervor, welch eine große Rolle der Sicilianer im Jahre 1860 bei dem Zuge der „Tausend von Marsala“ spielte; ja er trägt kein Bedenken Crispi den nächsten Platz an der Seite Garibaldis anzuweisen. Wir können es uns nicht versagen, eine auf Garibaldi bezügliche schöne Stelle dem Wortlaute nach wiederzugeben: „In der Epopöe der ‚Tausend‘ ergänzt Crispi Garibaldi. Im Jahre 1860 war der Name Crispis noch dunkel, der Ruhm Garibaldis aber leuchtete mit lebhaftem Glanze. Derjenige, den die Legende als den Heros zweier Welten hinstellte, schien die Gunst des Himmels und der Menschen zu genießen, er hatte die Gabe, die Leute zu bezaubern, die Macht, sie mit sich fortzureißen. Sein Name war wie ein Losungswort. Er personificirte den Kampf für die Freiheit auf den Schlachtfeldern. Tapfer wie ein Löwe, schön wie ein Halbgott, regte er die Phantasie an, beherrschte er die Geister, nahm er die Herzen gefangen. Gern sah man in Garibaldi den Erlöser der Völker, den Kämpen der Humanität. Die schlichten Menschen stellten ihn so hoch, daß er ihnen in dem Rausche der Begeisterung, den sein Anblick in ihnen erweckte, in seinem Aeußeren eine Aehnlichkeit mit Christus zu haben schien; sie ließen von ihm ihre Kinder segnen und taufen; wenn Nonnen unter die Menge geriethen, da drängten sie sich zu ihm heran, küßten ihm den Saum des Gewandes und warfen

15*

sich ihm zu Füßen, ganz so wie es die frommen Frauen im Angesichte des Jesus von Nazareth machten. Den Menschen seiner Umgebung aber offenbarte sich Garibaldi in der ganzen Größe seines Geistes im Kriege; am Vorabend der Schlacht und während des Kampfes war er — ich citire da ein Wort Crispis — ein Gott. Da war es, wo sich sein Genie in seiner ganzen Macht zeigte; er war wunderbar kaltblütig, er hatte einen unfehlbaren Blick, er entschied mit Blitzeseile, er verfügte über Hülfsquellen ohne Zahl. Aber außerhalb des Krieges — des Krieges, der, wie es ihm einst das Meer gewesen, sein Element war, war Garibaldi ein mittelmäßiger Geist, ein so großes Herz er auch hatte. . . . Er war kein Politiker, kein Diplomat, kein Parlamentarier." Crispi allerdings hat eine höhere Meinung auch von dem Politiker Garibaldi, und gerade in einer vor mehreren Jahren in Bologna anläßlich der Wiederkehr des Todestages Garibaldis gehaltenen Rede nahm er den Staatsmann in dem dahingeschiedenen Helden in Schutz und zog gegen diejenigen los, die in Garibaldi nur den Matrosen und Soldaten sehen und nicht den Gesetzgeber anerkennen, der dem Feldherrn in ihm fast ebenbürtig gewesen sei. Das zeugt hinlänglich für die Verehrung, die in dem Herzen Crispis noch heute für jenen edlen Ritter der italienischen Demokratie vorhanden ist. Und wer Garibaldis vor zwei Jahren erschienene Memoiren, ein durch seine Schlichtheit und durch die sich darin offenbarende Unbefangenheit des Denkens ausgezeichnetes Werk, gelesen hat, der ist fast geneigt mit Crispi anzuerkennen, daß Garibaldi, wiewohl er in den letzten Jahren seines Lebens manche greisenhafte und kindliche prophetische Proclamation in die Welt hinausschickte, doch auch außerhalb des Kugelregens nüchtern und tüchtig zu denken im Stande war.

Auch die gesunde Abneigung Garibaldis gegen das römische Priesterthum, wie wir sie in seinen Memoiren kennen lernten, hat sich auf Crispi vererbt, der in einem gewissen Sinne sein Schüler ist.

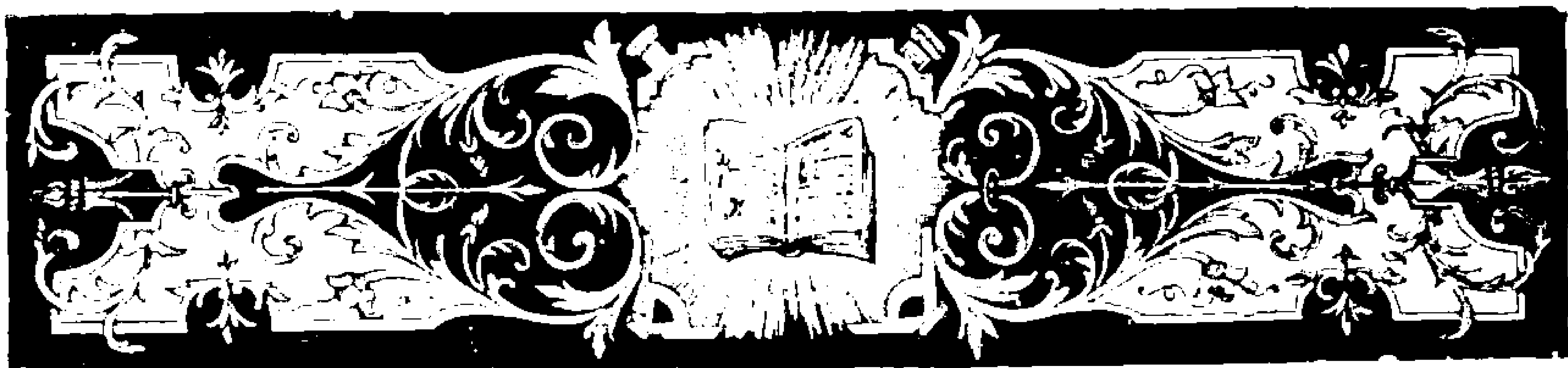
Dieser rief nicht ohne Berechtigung die Manen des großen in Caprera ruhenden Meisters an, wenn er jüngst in seiner Rede zu Palermo die schönen Worte äußerte: „Jegliches intellectuelle Princip soll bei uns dieselbe Freiheit wie der Katholicismus genießen. Und hat auch in neuester Zeit der Unfehlbare die Rolle des Kerkermeisters der Italiener in Rom gespielt, so könnte doch Italien nicht ohne einen Selbstmord zu begehen den Kerkermeister der Gewissen spielen. Italien wird für die Vernunft kämpfen, und unser Staat soll den evidenten Ausdruck derselben bilden."

Man darf ohne zu übertreiben sagen, daß Crispis parlamentarische Thätigkeit solch ein ununterbrochener Kampf für die Vernunft war. Und dabei war der Sicilianer unter seinen Parteigenossen am wenigsten maßlos in seinen Angriffen gegen das Papstthum. Ja er hat dieses mit einer gewissen souveränen Eleganz bekämpft.

Crispis parlamentarische Vergangenheit, die neben vielen lichten

Punkten auch manchen dunklen aufweist und uns in dem Sicilianer einen stahlharten wie ehrgeizigen Charakter, eine von principiellen wie persönlichen Neigungen und Abneigungen eingenommene Natur kennen lehrt, ist in Riccios oben citirter Monographie eingehend behandelt. Riccio schenkt gerade dem Deputirten seine Aufmerksamkeit, und durch ihn werden wir einigermaßen mit jenem Crispi vertraut, der auf der parlamentarischen Tribüne, zuerst im Carignano-Palaste zu Turin und dann im Palazzo vecchio zu Florenz und dann in Montecitorio in Rom, so wacker und erfolgreich für die Vernunft gekämpft hat. In einer Rede, die er auf der Piazza Bellini zu Palermo hielt, äußerte er einmal die Worte: „Des Papstes Vaterland ist das Jenseits, und ist der Statthalter Christi nicht mehr ein Priester der Menschenliebe und des Friedens und giebt er sich mit den Dingen dieser Erde ab, dann ist er der schlechteste unter den Fürsten, denn sein Beruf verbietet ihm Rechenschaft über seine Handlungen abzugeben.“ So war es denn zunächst der weltliche Herrscher, den Crispi in dem Papste bekämpfte, und es lag ihm viel mehr daran, die in Ketten schmachtende römische Wölfin zu befreien und unter das Dach der italienischen Nationaleinheit zu bringen, als die Burg der Dogmen, in der der Nachfolger Petri hauste, zu erschüttern oder gar zu zerstören. Aber da überzeugte er sich doch bald, daß das Dominium temporale des Papstes kein Luftgebäude sei, sondern auf der granitnen Grundlage einer in ein großartiges System gebrachten Welt von Aberglauben basire, und so sagte er sich, die Liberalen müßten nicht nur die militärischen Ausfälle Garibaldis gegen die von dem Papst beherrschte Siebenhügelstadt, sondern auch die philosophischen Ausfälle Mazzinis gegen die unsichtbare Macht des römischen Glaubens mit ihren Sympathien begleiten. Und nach beiden Richtungen hin war Crispi unausgesetzt thätig. Er hatte Garibaldi nachhaltig in jenen auf die Befreiung Roms gerichteten Unternehmungen unterstützt, die bei Aspromonte und Mentana einen so tragischen Ausgang fanden. Er darf aber auch mit Recht als einer derjenigen hingestellt werden, die dem italienischen Staat in den Septembertagen des Jahres 1870 das Capitol glücklich eroberten. Und auch noch heute kämpft er mit frischem Geiste gegen die Clericalen, die ihn mehr hassen als irgend einen seiner Vorgänger, weil er mit größerer Entschiedenheit als diese das Banner der Vernunft hochhält im Kampfe gegen die römische Curie. Insofern er der Staatsmann der Vernunft ist, hat er trotz gewisser Schwächen, die er besitzt, ein Anrecht auf die Sympathie aller derjenigen, denen es nicht gleichgiltig ist, ob die Mächtigen den Aberglauben und die sogenannte Legitimität oder die Vernunft und den Fortschritt repräsentiren.





Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Je kräftiger sich in dem deutschen Volke der politische Einheitsgedanke entwickelte, um so lebhafter wurde auch das Streben, allen deutschen Stämmen die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, des Strafrechtes, des Handels- und Wechselrechtes und des gerichtlichen Verfahrens zu verschaffen. In der Reichsverfassung vom 28. März 1849 fanden diese Bestrebungen zum ersten Male eine deutliche, ziel- und zweckbewußte Anerkennung seitens der Körperschaft, welche berufen war, die Wünsche und Forderungen der Deutschen in verfassungsmäßiger Form zum Ausdruck zu bringen. Der Artikel 64 derselben lautete: „Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im deutschen Volke zu begründen." Diese Bestimmung wiederholte der Erfurter Verfassungsentwurf wörtlich. Das Scheitern der Einheitsbestrebungen brachte es mit sich, daß das Bedürfniß des deutschen Volkes nach einheitlichem Rechte vorerst nicht befriedigt werden konnte. An Stelle der Reichsgewalt und der Nationalversammlung trat wieder der Bundestag, dem kein Gesetzgebungsrecht zustand; ein übereinstimmendes Recht ließ sich, so lange die verschiedenen deutschen Staaten nur durch das völkerrechtliche Band des Staatenbundes geeinigt waren, lediglich in der Weise zu Stande bringen, daß auf Conferenzen die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten sich über

Gesetze mit bestimmten Inhalte einigten, deren Einführung alsdann durch jeden Staat für sein Gebiet erfolgte. Auf diesem Wege wurde in den Jahren, welche der Begründung des Norddeutschen Bundes vorhergingen, die einheitliche Regelung des Handels- und Wechselrechtes erreicht, ein Erfolg, der nach Lage der damaligen politischen Verhältnisse ein höchst bedeutender genannt werden muß. Daß die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung auch in den Kreisen des Bundestages nicht verkannt wurde, zeigte die grundsätzliche Einmüthigkeit desselben, als die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg und der beiden Mecklenburg bei der Bundesversammlung den Antrag stellten (17. December 1859), durch einen Ausschuß die Frage erörtern und darüber Bericht erstatten zu lassen, ob und inwieweit die Herbeiführung einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung wünschenswerth und ausführbar sein werde.

Durch die Begründung des Norddeutschen Bundes und die Wiedererstehung des deutschen Reiches wurde die Erreichung der Rechtseinheit, zunächst allerdings nur innerhalb bestimmter Grenzen, in unmittelbare Nähe gerückt. Artikel 4 Ziffer 13 der Verfassungsurkunde bestimmte, daß der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Bundes bezw. des Reiches auch die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren unterliege; die gemeinsame Regelung des bürgerlichen Rechtes, soweit dasselbe nicht unter das Obligationenrecht fällt, gehörte hiernach noch nicht zu den Gegenständen, welche dem Bereiche der Reichsgewalt unterstanden. Um die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auch auf diesen Theil des bürgerlichen Rechtes auszudehnen, bedurfte es des Erlasses des Gesetzes vom 20. December 1873. Dieses Gesetz, durch dessen Anregung sich die nationalliberale Partei ein dauerndes Verdienst um die deutsche Rechtsentwicklung erworben hat, setzte fest, daß die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der Zuständigkeit des Reichs anheimfalle. Hierdurch war endlich die gesetzliche Grundlage geschaffen, auf welcher die Herstellung eines bürgerlichen Gesetzbuches in Angriff genommen werden konnte; und ohne Verzug ließ die Reichsgewalt die Vorarbeiten beginnen, welche die Ausführung des gewaltigen Werkes erheischte.

Es handelte sich um bestimmte Vorschläge über einen Plan und die Methode für die Ausarbeitung eines Entwurfes des bürgerlichen Gesetzbuchs. Zu diesem Behufe berief der Bundesrath eine Commission von fünf hervorragenden deutschen Rechtsgelehrten, der u. A. der jetzige preußische Justizminister Dr. von Schelling, sowie der Geheimrath Dr. Goldschmidt angehörten, der berühmte Lehrer des Handelsrechts an der Friedrich-Wilhelms-Universität, vormals Mitglied des Reichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, unstreitig einer der ersten juristischen Denker unserer Zeit, welcher die den römischen Juristen der sogenannten classischen Zeit eigen-

thümliche Gabe logischer Schärfe in seltenem Maße besitzt. Das Gutachten dieser Commission bezeichnete als Gegenstand der Codification die Schaffung einer festen, gemeinschaftlichen Grundlage für das deutsche bürgerliche Recht, die in einer dem Maße der in der Nation vorhandenen rechtsschöpferischen Kraft entsprechenden Vollkommenheit herzustellen sei. Nur unter dieser Voraussetzung werde ein Werk geschaffen werden können, das den Charakter der Dauerhaftigkeit besitze und vor der Nothwendigkeit baldiger Aenderung bewahre. Die Commission war der Ansicht, daß das Gesetzbuch nicht ohne Rücksicht auf die in Deutschland zur Zeit geltenden großen Rechtssysteme des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes abzufassen sei, sondern daß es darnach streben müsse, eine Versöhnung und Ausgleichung der Grundsätze dieser drei Rechte nach Möglichkeit zu erreichen. Was den Umfang der einheitlichen Rechtsgesetzgebung anlangte, so sprach sich die Commission dahin aus, daß zunächst diejenigen Rechtsgegenstände von ihr auszuscheiden seien, welche mit dem öffentlichen Rechte der Staaten in Zusammenhang stehen oder welche nicht sowohl unter den rechtlichen als vielmehr den polizeilichen Gesichtspunkt fielen. Des Weiteren habe das Gesetzbuch sich nicht mit solchen Rechtsinstituten zu befassen, welche nur in einigen Theilen des Reiches in Geltung sind und sich aus guten Gründen zur allgemeinen Einführung nicht eignen. Endlich wurde von einer einheitlichen Regelung derjenigen Rechtsinstitute abgerathen, welche, als Ueberbleibsel der mittelalterlichen Rechts- und Wirthschaftsordnung, im Absterben begriffen sind. Die Commission hielt es mit Recht nicht für angemessen, die Ausarbeitung und Aufstellung des Entwurfes einer Person zu übertragen, sondern sie empfahl die Berufung einer Commission von praktischen und theoretischen Juristen. Zur Ausarbeitung des Entwurfes hätte die Kraft eines Menschen, und wäre er mit der Schaffenskraft des Genies begabt gewesen, nicht ausgereicht; die Vertheilung der Arbeit auf eine größere Personenzahl war also nicht, wie in jüngster Zeit behauptet wurde, ein Fehler, sondern im Gegentheil eine sehr glückliche Maßregel.

Die Vorschläge der Commission fanden die Zustimmung des Bundesraths, welcher in seiner Sitzung vom 22. Juni 1874 darüber berieth und demnächst eine Commission von elf Mitgliedern zur Aufstellung des Entwurfs berief. Die Mitglieder derselben, welche in der deutschen Rechtsgeschichte sich einen bleibenden Platz gesichert haben, waren: der Präsident des ehemaligen Reichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, Dr. Pape, welcher den Vorsitz in der Commission führte; dieser ausgezeichnete, leider jetzt verstorbene Jurist, unter dessen Leitung das Reichs-Oberhandelsgericht zu Leipzig eine Thätigkeit entwickelte, die getrost der Thätigkeit der obersten Gerichtshöfe Frankreichs und Englands an die Seite gestellt werden darf, verstand es, das die höchsten Anforderungen an ihn stellende Amt des Vorsitzenden trotz seiner Jahre in einer Weise zu führen, für

welche ihm das deutsche Volk dauernden Dank schuldet; wir machen uns keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir behaupten, daß die Rechtsgeschichte dereinst seinen Namen neben dem eines Suarez, des Schöpfers des preußischen Landrechts, nennen wird. Neben Pape wirkten in der Commission Professor Windscheid, der gefeierte Lehrer des römischen Rechts in Leipzig, dessen Pandektenlehrbuch eine Verbreitung in Europa besitzt, wie kaum ein anderes juristisches Lehrbuch; ferner Reichsgerichtsrath Derscheid aus Leipzig und der badische Ministerialrath Gebhard. Die preußische Juristenwelt war vertreten durch Johow, Kurlbaum und Plank; die bayerische durch den Oberlandesgerichtspräsidenten Schmitt und den Professor von Roth aus München, einen der ersten Germanisten der Gegenwart; die württembergische durch den Präsidenten von Kübel, und die sächsische außer durch Windscheid durch den Präsidenten von Weber. Im Laufe der Berathungen trat an Stelle des Präsidenten von Kübel, der 1884 starb, Professor von Mandry aus Erlangen.

Diese Commission trat am 17. September 1874 zusammen; sie beschloß zunächst die Ausarbeitung von Theilentwürfen sammt deren Begründung und ernannte hierfür besondere Redactoren. Nach Vollendung derselben wurde in die Gesammtberathung eingetreten, und Ende December 1887 war die Lesung glücklich beendet, sodaß der Entwurf sammt den Motiven noch vor Beginn des Jahres 1888 dem Reichskanzler überreicht werden konnte. Der Bundesrath, welchem er vorgelegt wurde, beschloß in der Sitzung vom 31. Januar 1888 ihn sammt der Begründung zu veröffentlichen, um so der wissenschaftlichen und praktischen Kritik Gelegenheit zur Aeußerung zu geben. Daß man nicht nur die Vertreter der Rechtswissenschaft zur kritischen Betrachtung berufen wollte, sondern auch die des praktischen Lebens, ergiebt sich aus der Bemerkung, mit welcher die Commission den Entwurf der Oeffentlichkeit übergab. „Es kann nur willkommen sein," heißt es in derselben, „wenn nicht bloß die Vertreter der Rechtswissenschaft und die zur Rechtspflege Berufenen, sondern auch die Vertreter wirthschaftlicher Interessen von demselben Kenntniß nehmen und mit ihren Urtheilen und Vorschlägen zur Verwerthung für die weitere Beschlußfassung über den Entwurf hervortreten."

Die Sorgfalt, mit der sich die Commission die Ausarbeitung hat angelegen sein lassen, ist außerordentlich bedeutend gewesen. Die gedruckten Vorarbeiten umfassen nicht weniger als neunzehn Bände in Folio und geben eine Vorstellung von der Genauigkeit, welche die Commission auf die Ermittelung des geltenden Rechts verwendet hat.

Der Entwurf zerfällt in fünf Bücher mit 2164 Artikeln, steht also, was den äußerlichen Umfang anlangt, sowohl hinter dem Allgemeinen Preußischen Landrecht wie hinter dem französischen Civilgesetzbuch wesentlich zurück. Der Grund dafür liegt einfach darin, daß man es nicht für angemessen erachtete, die casuistische, alle Einzelheiten der Rechtsfälle um-

fassende Methode anzuwenden, welche dem Gesetzbuche Napoleons, in noch höherem Maße aber dem Werke des großen Königs eigenthümlich ist. In dem ersten Buche regelt der Gesetzgeber die Lehren, welche man als allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechtes bezeichnet; in dem zweiten das Recht der Schuldverhältnisse; das dritte behandelt das Sachenrecht, während die beiden letzten das Familien- und Erbrecht zum Gegenstand haben.

Nach dieser Uebersicht über die Entstehungsgeschichte und den äußeren Umfang des Entwurfes heben wir eine Reihe von Eigenthümlichkeiten desselben hervor, deren Kenntniß auch den weiteren Kreisen unseres Volkes wichtig und wünschenswerth erscheinen dürfte.

Was zunächst die Form des Entwurfes betrifft, so muß mit großer Genugthuung anerkannt werden, daß er sich bemüht, deutsch zu sprechen, und Fremdwörter, ohne welche die bisherige deutsche Rechtswissenschaft nicht fertig zu werden meinte, vermieden hat. Wir stehen durchaus nicht auf dem Standpunkte des einseitigen Reinigungseifers, welcher jedes Wort, dessen Wurzel nicht nachweisbar germanisch ist, unbedingt verpönt wissen will. Gerade in einer Wissenschaft, welche, wie die deutsche Rechtswissenschaft, in dem in einer fremden Sprache geschriebenen Recht eines fremden Volkes ihre geschichtlich gegebene Grundlage hat, ist es nicht möglich, Fremdwörter zu entbehren; aber darüber dürfte doch kein Zweifel sein, daß ihre Anwendung in der bisherigen deutschen Rechtssprache jedes Maß übersteigt und daß manche Ausdrucksweise, die sich sogar in Urtheilen und Gerichtsreden findet, eigentlich kaum noch als „deutsch" bezeichnet werden kann. Wir wissen deshalb den Mitgliedern der Commission aufrichtigen Dank dafür, daß sie die Verdeutschung der Rechtssprache mit Entschiedenheit in die Hand genommen haben, und es ist wahrhaftig kein bedeutungsloser Vorgang, daß unser Volk endlich einmal ein Gesetzbuch erhält, welches auch mit Rücksicht auf die äußere Gestalt ein deutsches genannt werden darf. Es wird nun von Manchen behauptet, daß in Folge dieser Verdeutschung die Sprache des Entwurfes vielfach schwerfällig und unklar geworden sei. Kein Vorwurf kann ungerechtfertigter sein als dieser. Freilich ist zuzugeben, daß die Ausdrucksweise mitunter etwas schleppend und gewunden ist; die einzelnen Artikel sind nicht selten ebenso wie die einzelnen Sätze viel zu lang; allein dieser Fehler hat mit der Ersetzung der Fremdwörter durch deutsche Wörter durchaus nichts gemein. Es wird nicht umgangen werden können, der Verbesserung der Form des Gesetzbuches durch Verkürzung einzelner Gesetzesartikel und Trennung der langathmigen und ermüdenden Sätze in mehrere Untersätze etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher, denn zweifelsohne hängt der Werth eines Gesetzbuches für das Volk zum guten Theile von der Verständlichkeit seiner Sprache ab; der Gesetzgeber sollte doch niemals außer Acht lassen, daß er nicht nur für den Stand der Rechtsgelehrten, sondern für das ganze Volk schreibt und daß jeder Bürger das Recht besitzt, ein Gesetzbuch zu

verlangen, das er auch ohne die Hülfe des Rechtsanwalts zu verstehen vermag.

Wie bereits bemerkt, sah die Commission, welcher die Ausarbeitung des Gesetzbuchs oblag, ihre Aufgabe nicht sowohl darin, ein völlig neues Recht, das mit dem geltenden außerhalb irgend eines Zusammenhanges stehe, zu schaffen, sondern sie suchte die Grundsätze des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes, soweit dies anging, mit einander zu versöhnen. Schon dieser Zweck brachte es mit sich, daß das römische Recht in dem Entwurfe in bedeutendem Maße Berücksichtigung erfahren hat. Wenn auch bei der Regelung verschiedener Rechtsinstitute, wie beispielsweise des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, des Vormundschaftswesens, des gesetzlichen Erbrechtes, der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums u. s. w. der Entwurf die unsern rechtlichen und sittlichen Anschauungen nicht entsprechenden Grundsätze des römischen und französischen Rechts verlassen hat und zu den Ansichten des germanischen Rechts zurückgekehrt ist, so hat er sich doch in vielen anderen Punkten dem römischen Rechte angeschlossen. Hierin erblickt man nun seitens vieler hervorragender Rechtsgelehrten einen schweren Mangel des künftigen Gesetzbuches; insbesondere sind es die Vertreter des deutschen Rechtes an den Hochschulen, die Germanisten, welche ernstlich darüber Klage führen, daß man es abermals unterlassen wolle, dem deutschen Volke ein seinen nationalen Anschauungen und Sitten entstammendes Recht zu geben und das Recht der Siebenhügelstadt aus deutschen Landen endgültig zu beseitigen. Der alte Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus in der Rechtswissenschaft tritt wieder in voller Stärke hervor, und vielleicht erweisen die Einwürfe der Germanisten sich stark genug, um eine Umarbeitung des Entwurfes in germanistischem Sinne herbeizuführeu, noch bevor er dem Bundesrathe und Reichstage zur Beschlußfassung vorgelegt wird. Daß nun in der That der Entwurf vielfach den romanistischen Anforderungen Gefolgschaft leistet, wo es für das Wirthschaftsleben unseres Volkes besser gewesen wäre, ihnen dieselbe zu versagen, kann die unbefangene Betrachtung nicht verkennen. Wir können einen ausführlichen Beweis für diese Behauptung hier nicht antreten, da er ein sehr genaues Eingehen auf Einzelheiten nothwendig machte, welche den nicht juristisch Gebildeten unter unseren Lesern nicht ganz verständlich wären; nur einen Punkt heben wir hervor, dessen befriedigende Regelung für das allgemeine Wohl und insbesondere für die landwirthschaftliche Bevölkerung von ganz besonderem Interesse ist: die Schaffung eines eigenen *Erbrechts für landwirthschaftliche Besitzungen*.

Das römische Recht kennt für alle Arten Güter nur *ein* Erbrecht; das bewegliche Eigenthum wird ihm zu Folge nach denselben Grundsätzen vererbt, wie das unbewegliche, das städtische Grundeigenthum nach denselben wie das ländliche. Im Gegensatze hierzu hat das germanische Recht von

jeher sich zu der Ansicht bekannt, daß mit Rücksicht auf die Erhaltung des ländlichen Grundeigenthums in der Familie und die hiermit in innerstem Zusammenhange stehende Bewahrung eines besitzenden und leistungsfähigen Bauernstandes für bäuerliche Güter ein besonderes Erbrecht, das sogenannte Anerberecht, einzuführen sei. Nach dem Anerberecht wird die Hofstelle und das Gut nicht unter sämmtliche Erben getheilt, sondern ungetheilt auf einen Erben, den „Anerben“, vererbt, während die übrigen Erben abgefunden werden. Trotz der Ungunst der Gesetzgebung hat sich dieses Erbrechtssystem in manchen Theilen des deutschen Reiches, insbesondere in Hannover, Westfalen und in einigen Gemeinden des badischen Schwarzwaldes erhalten, und die neueste Gesetzgebung hat sich bemüht, es dem Verständniß der bäuerlichen Bevölkerung näher zu bringen. Man hatte nun sicher gehofft, das bürgerliche Gesetzbuch werde für das Bedürfniß des deutschen Bauernstandes nach einem Sondererbrecht Verständniß haben und deshalb eine Vorschrift aufnehmen, welche es demselben ermöglicht, auf die Vererbung seines Besitzthums das geschlossene Erbrecht in Anwendung zu bringen. Die Commission hat indessen dieser Erwartung nicht entsprochen, sondern es ganz dem Ermessen der Landesgesetzgebungen überlassen, ob für die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes das allgemeine Erbrecht oder ein Sondererbrecht gelten soll.

Wenn nun auch diese Nichtberücksichtigung der deutsch-rechtlichen Grundsätze sehr zu bedauern ist, so muß doch gegenüber den übertriebenen Anforderungen mancher Germanisten hervorgehoben werden, daß ein Gesetzbuch, welches das römische Recht überhaupt nicht oder so gut wie garnicht beachten wollte, in Deutschland einfach unmöglich ist. Es mag zu beklagen sein, daß das römische Recht überhaupt in Deutschland zu der Bedeutung gelangt ist, welche es besitzt; es mag als ein Unglück bezeichnet werden, daß unsere deutschen Bauern ihre Rechtsverhältnisse heute noch nach den Aussprüchen Ulpians und Papinians, nach den Erlassen der römischen Cäsaren beurtheilen und ordnen lassen müssen: das kann aber den Gesetzgeber nicht verhindern, zu der Thatsache Stellung zu nehmen, daß dieses Recht seit Jahrhunderten für einen erheblichen Bestandtheil des deutschen Volkes geltendes Recht ist und sich auch unzweifelhaft in gewissem Umfange eingelebt hat. Keine Gesetzgebung, mag sie noch so schonungslos in der Mißachtung des bestehenden Rechtes vorgehen, hat es bisher vermocht, ihre Normen ohne jede Rücksicht auf die Satzungen des römischen Rechtes aufzubauen. Man blicke auf das Beispiel der französischen Gesetzgebung. Kein Gesetzbuch kann radicaler und mit geringerer Schonung des bestehenden Rechtes verfahren, als es der code civil gethan hat; trotzdem ist dieser code, den man ganz selbständig abfassen wollte, zum guten Theile doch nur eine Wiederholung des römischen Rechts. Für manche Theile ist eben das römische Recht so vortrefflich, so fein durchgebildet, daß ein besseres Recht überhaupt nicht gefunden werden kann, und auch der begeistertste

Germanist wird nicht behaupten, daß die Ausbildung des Rechtes der Schuldverhältnisse im germanischen Rechte auch nur entfernt mit derjenigen verglichen werden kann, welche im römischen Rechte niedergelegt ist. Die Klagen ob der mangelnden Berücksichtigung der germanischen Rechtsanschauungen sind deshalb mit Vorsicht aufzunehmen und nur innerhalb gewisser Grenzen gerechtfertigt; ob Anlaß dazu vorhanden ist, mit Rücksicht auf sie zu einer völligen Umarbeitung des Entwurfes zu schreiten, das scheint uns höchst zweifelhaft.

Gehen wir zu einer Hervorhebung der wichtigsten Grundsätze über, von denen sich diese Rechtsreform — die wichtigste, welche das deutsche Volk seit seinem Eintritt in die Geschichte erlebt hat — leiten läßt, so ist zunächst das Verhältniß zu betrachten, das zwischen dem bürgerlichen Gesetzbuche des Reiches und den Landesgesetzen in Zukunft bestehen wird.

Wer, wie der Verfasser, in der möglichsten Ausdehnung der Rechtseinheit sein Rechtsideal erblickt, der wird sich durch die Regelung dieses Verhältnisses seitens des Entwurfs und des Einführungsgesetzes wenig befriedigt finden; denn hiernach sollen die landesrechtlichen Vorschriften bezüglich einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsinstitute in Kraft bleiben; die Landesgesetzgebungen werden ferner ermächtigt, hierüber nach wie vor neue Vorschriften zu erlassen. Dahin gehört beispielsweise das ganze Jagd-, Fischerei-, Wasser-, Berg- und Enteignungsrecht, das Gesinderecht, die Haftung des Staates für die Handlungen seiner Beamten, das ganze Gebiet der nicht streitigen Rechtspflege, das Recht der Familienfideicommisse, das Recht der ehemaligen reichsständischen Familien u. s. w. Würde den Landesgesetzgebungen die Möglichkeit gelassen, all diese Materien zu regeln, so wäre von einer Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens keine Rede, und die von so großen Erwartungen begleitete Reform würde zu einem Ergebniß führen, das der aufgewendeten Mühe und Arbeit kaum würdig wäre. Die Freunde der deutschen Rechtseinheit werden deshalb ihre volle Kraft einsetzen müssen, um es zu verhüten, daß durch die Ausscheidung einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsstoffe aus dem Bereiche der reichsgesetzlichen Regelung der Particularismus wieder einen Sieg über den Unitarismus feiere, und es wird namentlich Sache des Reichstags sein, dafür zu sorgen, daß nicht wieder der Fehler begangen werde, den man bei der Regelung des Strafrechts leider gemacht hat. Mit Genugthuung begrüßen wir es, daß in den Gutachten, welche seitens des deutschen Anwaltvereins herausgegeben werden, an einleitender Stelle diesem Gedanken in kraftvollen Worten Ausdruck verliehen wurde, und, ohne die einer Erweiterung des Gebietes der Codifikation entgegenstehenden Schwierigkeiten zu verkennen, darf man sich doch der Hoffnung hingeben, daß es gelingen werde, die Gefährdung der erst zu begründenden Rechtseinheit siegreich abzuwehren.

Der Entwurf athmet in allen seinen Normen, wie dies auch der Rechtsüberzeugung des deutschen Volkes angemessen ist, den Geist strengster Sittlichkeit. Ein Volk, für das ein Kant den kategorischen Imperativ aufgestellt hat, kann sein bürgerliches Recht unmöglich ohne Berücksichtigung der Gebote der Sittenlehre regeln, wie es das französische Gesetzbuch so vielfach gethan hat. Die Rechtsüberzeugung der Gegenwart kennzeichnet sich im Vergleiche zu den Anschauungen, die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts besonders in der Periode des aufgeklärten Despotismus die herrschenden waren, in vortheilhafter Weise dadurch, daß sie das Recht mit der Sittenlehre wieder in engern Zusammenhang gebracht hat, ohne jedoch eine Grenzvermischung der beiderseitigen Gebiete herbeizuführen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet enthält der Entwurf eine Anzahl von Bestimmungen, die wir nicht anstehen als wahre Triumphe der Sittlichkeit zu bezeichnen. Beispielsweise machen wir auf die Regelung aufmerksam, welche das Rechtsverhältniß zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Vater erfahren hat.

Bekanntlich hat das französische Gesetzbuch, das leider in vielen deutschen Landen heute noch gilt, den barbarischen und für ein geläutertes Sittlichkeitsbewußtsein geradezu nichtswürdigen Satz aufgestellt, daß das uneheliche Kind keinerlei Rechtsansprüche gegen seinen Vater besitze; la recherche de la paternité est interdite, sagt der Artikel 340 des code civil mit jener Rücksichtslosigkeit, welche dem Gesetzbuche des ersten Imperators so vielfach eigen ist. Für diese staatliche Sanctionirung der Pflichtlosigkeit, für diese gesetzliche Aufforderung zur Uebertretung des ersten aller Sittengebote hat unser Volk glücklicherweise kein Verständniß, und wiewohl der genannte Rechtssatz seit fast einem Jahrhundert in manchen Theilen des Reiches in Geltung steht, so hat er sich doch keineswegs ein Bürgerrecht erworben. Das deutsche Sittlichkeitsbewußtsein empört sich dagegen, daß das Gesetz es dem Manne gestattet, sich der Fürsorge für das von ihm erzeugte Wesen zu entziehen; es wendet sich mit Unwillen von einem Rechte ab, welches die Rechtlosigkeit eines hülflosen Geschöpfes in brutalster Form ausspricht. Indem der Entwurf sich dazu entschloß, mit dem Grundsatze des französischen Rechtes in dieser Beziehung gründlich zu brechen und zu den ungleich höheren Anschauungen des deutschen Rechtes zurückzukehren, hat er einen Fortschritt erzielt, welcher in sittlicher Hinsicht geradezu unschätzbar ist und seine Wirkung schwerlich verfehlen wird.

Von nicht geringerem Werthe sind unter diesem Gesichtspunkte die Bestimmungen, welche sich auf das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern beziehen. Dem Entwurfe ist die Anschauung, welche in den den Eltern gegenüber den Kindern eingeräumten Befugnissen ein förmliches Recht erblickt, unbekannt; ihm zu Folge ist das Recht der elterlichen Gewalt nur eine in die Rechtsform eingekleidete sittliche Pflicht der Eltern, welche um des Wohles der Kinder willen seitens der Rechtsordnung anerkannt

wird. Deshalb beaufsichtigt der Staat durch seine Organe die Ausübung der väterlichen Gewalt in eingehendster Weise und zögert nicht, wenn die Ausübung das Wohl der Kinder beeinträchtigt, sie dem Inhaber ganz oder theilweise zu entziehen.

Wie der Entwurf so den Anforderungen der Sittlichkeit in vollem Umfange Rechnung trägt, so hat er auch nicht unterlassen, den Ansprüchen gerecht zu werden, welche an ein Gesetzbuch des Volkes vom socialen Standpunkt zu stellen sind; freilich ist dies bei Weitem nicht in dem Maße geschehen, wie es zu wünschen wäre. Auch für das bürgerliche Recht gilt der Ausspruch als bindend, welchen Fürst Bismarck seiner Zeit im Reichstage gethan hat, daß jedes Gesetz des Deutschen Reiches mit einem Tropfen socialen Oeles getränkt sein müsse; auch das bürgerliche Recht kann sich nicht dem Gebote entziehen, durch geeignete Normen dem Rechtsschutz des Armen und wirthschaftlich Schwachen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Manche Vorschriften des Entwurfes sind von diesem Gedanken auch voll und ganz durchdrungen. Wenn z. B. das Gesetz bestimmt, daß diejenigen Sachen des Miethers, welche nach den Vorschriften der deutschen Civilprozeßordnung nicht gepfändet werden dürfen, auch nicht unter das Zurückbehaltungsrecht des Vermiethers fallen, so beseitigt es eine ebenso widersinnige wie grausame Satzung, welche wahrscheinlich nicht zum Wenigsten für das Wohnungselend in den Großstädten verantwortlich zu machen ist.

Allein bei manchen anderen Bestimmungen hat der Entwurf den socialrechtlichen Bedenken nicht genügend Rechnung getragen. Wenn man z. B. den Grundsatz „Kauf bricht Miethe" angenommen hat, so sind die schweren Folgen, welche derselbe auf die Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen ausüben müßte, wohl kaum in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt worden. Vom socialen Standpunkte muß es überhaupt beklagt werden, daß die Gesetzgebung den Wohnungsmiethsvertrag nicht sorgfältiger geregelt hat, um dem Miether ebenso einen größeren Schutz gegen den Vermiether zu gewähren, wie dies zu Gunsten des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber bereits geschehen ist. Wir müssen es ferner als einen großen Mangel bezeichnen, daß der Gesetzgeber die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Eigenthum nicht in der Weise beschränkt, daß ein gewisses Maß von Grundeigenthum, die sogenannte Heimstätte — in den amerikanischen Gesetzen Home stead — dem Eigenthümer nicht zwangsweise entzogen werden darf. Dem stahlharten code civil sind solche Bestimmungen zum Schutze der Armen und Schwachen natürlich unbekannt, allein die Gesetzgebung des Staates, welche das Panier der Socialreform entfaltet hat, darf sich ihrer Anerkennung nicht entziehen, ohne nicht mit sich selbst in einen folgenschweren Widerspruch zu gerathen.

Der großen Gefahr, welche die Rechtseinheit dadurch ausgesetzt sein kann, daß ein sich entwickelndes Gewohnheitsrecht zur Entkräftung der

gemeinsamen Rechtssatzungen führt, einer Gefahr, welche vielleicht bei keinem Volke so groß ist wie dem deutschen, begegnet der Entwurf durch die Aufnahme des Grundsatzes, daß neben dem Gesetzesrecht für das Gewohnheitsrecht kein Platz übrig bleibt. So sehr auch von mancher Seite diese Bestimmung bemängelt wurde, so wohl begründet und weise erscheint sie uns. Soll das Reichsrecht in der That zur Anwendung gelangen, soll ein Gesetz die Rechtsverhältnisse der deutschen Stämme regeln, so muß der Möglichkeit vorgebeugt werden, daß sich die bisher geltenden Bestimmungen in der Form von Gewohnheitsrecht fort erhalten und thatsächlich das gemeinsame Recht außer Kraft setzen. Jede andere Lösung der Frage hätte die angestrebte Rechtseinheit illusorisch gemacht und der schlimmsten Rechtszersplitterung Thür und Thor geöffnet. In nicht geringerem Maße wird das Interesse der Rechtssicherheit den Gesetzgeber zu dem Ausschluß des Gewohnheitsrechtes veranlassen. Die Ermittlung des Gewohnheitsrechtes ist und bleibt eine höchst schwierige Sache und in Folge dessen haftet demselben stets der Charakter der Unbestimmtheit an. Die nachtheilige Wirkung dieses Umstandes auf das Leben kann nicht übersehen werden. Das erste Erforderniß, dem das Recht zu genügen hat, ist Bestimmtheit und Klarheit; über das, was als Recht gilt, soll Jeder sich zuverlässige Auskunft mühelos verschaffen können, ohne erst weitläufige Untersuchungen anzustellen, ob Dies oder Jenes als Gewohnheitsrecht bereits anerkannt wurde. Die Zulassung des Gewohnheitsrechtes als Rechtsquelle vermehrt die Prozesse und kann deshalb rechtlich und wirthschaftlich nur als nachtheilig bezeichnet werden.

In den Zeiten einer hochentwickelten staatlichen Gesetzgebung ist die Rolle des Gewohnheitsrechtes überhaupt so gut wie ausgespielt, und dies kann nur der bedauern, welcher, auf dem einseitigen Standpunkte der früheren historischen Schule stehend, das Gewohnheitsrecht als eine dem Gesetzesrecht überlegene Rechtsquelle betrachtet.

Die Gesetzgebungen der Völker huldigen bezüglich der Ordnung der Vornahme von Rechtsgeschäften entweder dem Formenzwang oder der Formfreiheit. Ganz allgemein kennzeichnet sich die frühere Rechtsbildung durch den Formenzwang, durch den formalistischen Charakter.

Nicht die Willensäußerung als solche genügt dem Rechte, um aus ihr Verbindlichkeiten und Berechtigungen entstehen zu lassen, sondern nur die in bestimmter Form erfolgte Willensäußerung ist hierzu im Stande. Je weiter wir in der Rechtsgeschichte zurückgehen, um so reicher entfaltet sich der Formenzwang, theilweise im Gewande des Symbols, und das deutsche Recht weist eine fast unerschöpfliche Ausbildung desselben auf. Die neuere Zeit steht den Formen, diesen „köstlich unschätzbaren Gewichten, die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band,“ nicht freundlich gegenüber. Man hat bemerkt, daß der Formenzwang mit einem zweischneidigen Schwerte zu vergleichen sei, daß er einerseits zwar sich dazu

eigne, die Parteien von Uebereilung zurückzuhalten und zur Besonnenheit und Ueberlegung zu veranlassen, anderseits aber in Händen gewissenloser und mit den Schleichwegen und Schlupfwinkeln des Lebens erfahrener Personen häufig zur Benachtheiligung der Unerfahrenen führe. Der Entwurf hat sowohl mit Rücksicht hierauf als auch besonders in Erwägung der offenkundigen Bedürfnisse des Verkehrs der Gegenwart den Grundsatz der Formfreiheit sich angeeignet. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem regen Verkehrsleben unserer Zeit, dessen Raschheit sich von Tag zu Tage mehr steigert, mit einem Rechtssysteme nicht gedient ist, das einem ängstlichen Formalismus huldigt, und nachdem auf dem Gebiete des Handelsrechtes die Gesetzgebung sich bereits zu Gunsten der Formfreiheit ausgesprochen hatte, war es schon zur Vermeidung einer bedenklichen Rechtsverwirrung nothwendig, auch für das Gebiet des bürgerlichen Rechtes derselben Geltung zu verschaffen. Daß die Aufstellung des Grundsatzes der Formfreiheit die Gesetzgebung nicht hindert, aus rechtspolitischen Gründen in gewissen Fällen Formzwang vorzuschreiben, ist selbstverständlich; der Entwurf hat dies für eine nicht unerhebliche Anzahl von Rechtsgeschäften gethan; das wichtigste hierher gehörige Beispiel bildet der Vertrag, durch welchen das Eigenthum an einem Grundstücke übertragen wird. Der Bedeutung halber, welche derselbe für die Grundeigenthumsverhältnisse besitzt, hat das Gesetz ihn an die Form der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung geknüpft.

Dieses Beispiel führt uns auf die Darlegung der Grundsätze, welche den Entwurf bei der Ordnung der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums leiten; die betreffenden Bestimmungen bilden einen der wichtigsten Theile des Gesetzbuches, der für die Landwirthschaft des deutschen Reiches von weitreichendster Bedeutung ist.

Im römischen Rechte hat der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen keinen Einfluß auf die Regelung der Rechtsverhältnisse ausgeübt; der hervorragende Werth, welchen das Grundeigenthum für Staat und Gesellschaft besitzt, wurde in Rom nicht voll erkannt, und demgemäß hielt man es auch nicht für erforderlich, den Bedürfnissen des Grundeigenthums durch Erlaß besonderer Vorschriften zu entsprechen. Im vollen Gegensatze hierzu hat das deutsche Recht die Rechtsverhältnisse des unbeweglichen Besitzes stets durch besondere Satzungen geregelt, welche auf der Grundlage der vollen Oeffentlichkeit der Rechtsverhältnisse beruhten, in denen die einzelnen Grundstücke standen. Maßgebend für diese Ausbildung eigener Normen für die Grundstücke war unter Anderm die enge Verknüpfung zwischen dem Genuß politischer Rechte und dem Besitze an Grund und Boden im Mittelalter. Durch die Aufnahme des römischen Rechts wurde das ursprüngliche nationale Recht vielfach verdrängt und dadurch der Grundbesitz und der Realcredit in schwerster Weise geschädigt. Wenn es irgend einen Stand giebt, für welchen die Aufnahme des römischen

Rechtes geradezu ein Unglück bedeutete, so ist es derjenige der Grundbesitzer, dem kaum Schlimmeres widerfahren konnte, als seine Unterwerfung unter die auf dem Boden der altitalischen Volkswirthschaft beruhenden Vorschriften des corpus juris. Die Gesetzgebung der deutschen Staaten hat darum fast allenthalben an Stelle des römischen Rechtes ein den Grundsätzen der germanischen Anschauung entsprechendes Recht gesetzt; am meisten ist dies seitens der preußischen Gesetzgebung geschehen, an welche sich das Reichsrecht unmittelbar anschließt.

Der Entwurf regelt das Grundeigenthumsrecht nach dem Grundbuchsystem; er setzt voraus, daß für jeden Bezirk ein Grundbuch vorhanden ist, in welches die Grundstücke des Bezirks und die an ihnen bestehenden Rechte einzutragen, zu buchen sind. Dieser Buchungszwang gilt grundsätzlich allgemein und für alle Rechte; ein nicht in das Grundbuch eingetragenes Recht ist rechtlich unwirksam. Der Grundeigenthumsverkehr ist nach Maßgabe des Grundsatzes von dem dinglichen Vertrage und nach dem Eintragungsgrundsatze geregelt. Hiernach setzt die Erwerbung eines Rechtes an einem Grundstücke einen Vertrag voraus, bestehend aus der Erklärung, daß man in die Eintragung der Aenderung des Grundbuchs einwillige, sowie der Annahme dieser Erklärung seitens des anderen Theiles und in der Eintragung selbst. Der Inhalt des Grundbuchs hat nicht nur die Vermuthung der Richtigkeit, sondern auch die des öffentlichen Glaubens für sich, so daß eine Veräußerungsbeschränkung nur dann anerkannt wird, falls sie im Grundbuche eingetragen ist. Im Zusammenhange hiermit stehen die Grundsätze, von welchen das Hypothekenrecht des Entwurfs ausgeht.

In der Hypothek sieht das Gesetz einerseits das Mittel, eine Forderung durch Belastung eines Grundstückes sicher zu stellen, andererseits einen Gegenstand des Vermögensverkehrs, durch welchen sich der Grundbesitz, die für die Bewirthschaftung und Betriebsführung nothwendigen Capitalien verschaffen kann. Die Hypothek kann nur durch Eintragung in das Grundbuch entstehen und sie ist speciell im strengsten Sinne, so daß sie nur eine genau bezeichnete Forderung sowie auch nur ein genau bezeichnetes Grnndstück erfaßt. Mit dem Unwesen der Generalhypotheken, welches in weiten Gebieten des deutschen Reichs, namentlich in denen des französischen Rechts, noch in üppiger Blüthe steht, und es einer vorsichtigen Hypothekenbank eigentlich unmöglich macht, Geld auf ein Grundstück auszuleihen, hat der Entwurf gründlich gebrochen und dadurch einer gesunden Entwicklung des Grundcredits die Bahn geebnet. Diese durchgreifende Aenderung der Hypothekengesetzgebung wird auf die Verhältnisse der landwirthschaftlichen Bevölkerung einen äußerst segensreichen Einfluß ausüben. Unter der Herrschaft eines guten Hypothekenrechts, welches dem Gläubiger die nothwendige Sicherheit für seine Forderung bietet und dabei doch nicht der Elasticität entbehrt, wird es

dem kleinen und mittleren Grundbesitzer leichter möglich, sein Creditbedürfniß zu befriedigen, ohne für die Befriedigung wucherische Zinsen zahlen zu müssen.

Die strenge Sittlichkeit, welche wir bereits als eine Eigenthümlichkeit des Entwurfs hervorgehoben haben, kommt besonders bei der Regelung des Eherechts und namentlich des Ehescheidungsrechts zum Ausdruck. Die Gesetzgebung huldigt dem Grundsatze, daß die Ehe eine von dem Willen und der Willkür der Einzelnen unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung ist, deren Auflösung nicht aus beliebigen, sondern nur aus solchen Gründen erfolgen darf, welche dem Staate als genügend erscheinen. Eine Bestimmung, welche den Ehegatten das Recht gäbe, sich lediglich auf Grund ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung zu trennen, findet daher in dem deutschen Gesetzbuch keine Stelle. Die Ehe ist eben kein Vertrag, den man durch gegenseitige Willensübereinstimmung wieder lösen kann, sondern sie ist ein ihrem Wesen nach dauerndes Band; sie ist, wie der römische Jurist Modestinus etwas emphatisch gesagt hat, ein consortium omnis vitae, eine divini atque humani juris communicatio, d. h. eine das ganze Leben umfassende Gemeinschaft, eine Vereinigung nach göttlichem und menschlichem Rechte. Der Entwurf begünstigt die Ehescheidung schon aus diesem Grunde nicht; er hat aber weiter erwogen, daß der Staat ein dringendes Interesse besitzt, darauf hinzuwirken, daß im Volke die Ehe als eine sittliche, dem Einfluß der individuellen Willkür entzogene Ordnung gelte. Deswegen beruht das Scheidungsrecht des Entwurfs auf dem Gedanken, daß nur wegen eines dem einen Ehegatten zur Last fallenden schweren Verschuldens die Scheidung zuzulassen sei. Die Ehe kann in Zukunft wegen Geisteskrankheit eines Ehegatten, wegen körperlicher Gebrechen oder unüberwindlicher Abneigung nicht mehr geschieden werden; das Gesetz kennt nur auf Verschuldung beruhende Ehescheidungsgründe, welche theils absolute, d. h. die Scheidung unbedingt, theils relative, d. h. sie nur unter gewissen Voraussetzungen begründende sind. Absolute sind nur der Ehebruch, die Verübung gewisser Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Lebensnachstellung und bösliche Verlassung. Im Gegensatz hierzu werden die relativen nicht einzeln genannt, sondern auf einen gemeinsamen Grundsatz zurückgeführt; eine Scheidung kann nämlich nur dann ausgesprochen werden, wenn der eine der Ehegatten durch schwere Verletzung der ehelichen Pflichten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Als Beispiel für solche Verfehlung nennt das Gesetz schwere Mißhandlung des Ehegatten und die Verübung eines entehrenden Verbrechens nach Schließung der Ehe. Auch in diesen Fällen soll aber die sofortige Scheidung regelmäßig nicht ausgesprochen werden, sondern zunächst nur eine Trennung von Tisch und Bett auf die Dauer von höchstens zwei Jahren, und erst nach Ablauf dieser Frist kann der Ehegatte,

welcher das Trennungsurtheil erlangt hat, die endgültige Scheidung begehren. Im Vergleiche zu dem in einem großen Theile des Reiches geltenden Rechte ist durch diese Bestimmungen die Möglichkeit einer Ehescheidung wesentlich erschwert und andererseits das richterliche Ermessen bedeutend erweitert worden, indem in Zukunft der Richter und nicht mehr das Gesetz bestimmt, in welchen Fällen eine die Auflösung der Ehe rechtfertigende Verschuldung vorliegt. Wiewohl man nun mit der Tendenz, das eheliche Band zu befestigen, an sich durchaus übereinstimmen und es als einen großen Fortschritt bezeichnen wird, daß die Ehe nicht mehr auf gleicher Stufe mit einem Viehleihevertrag steht, so erheben sich doch andererseits gegen den Standpunkt des Entwurfs Bedenken, die sowohl vom sittlichen wie vom socialen Gesichtspunkte aus Beachtung verdienen.

Wird die Ehescheidung übermäßig beschränkt, so leistet man der Sittlichkeit wahrlich keinen Dienst; man verschuldet die Existenz von Ehen, die in der That nur Scheinehen und deshalb sittlich absolut verwerflich sind, und man befördert sogar indirect Ehebruch und außereheliches Zusammenleben. Der Gesetzgeber begeht einen schweren Fehler, wenn er aus theoretischen Gründen die Macht der menschlichen Natur nicht genügend berücksichtigt, und wir meinen, die Erfahrungen, welche Frankreich mit seinem Verbote der Scheidung gemacht hat, sollten jeden Staat davon abhalten, in dieser Beziehung einseitigen Forderungen nachzukommen. Es ist unbestreitbar, daß zwischen der Erschwerung der Scheidung und der Zunahme der Unsittlichkeit ein ursächlicher Zusammenhang besteht, und man sollte sich deshalb wohl hüten, in dem Bestreben, das Beste zu schaffen, das Bessere zum Feind des Guten zu machen. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte wohl zu erwägen sein, ob es angemessen ist, die jugendliche Frau an den geisteskranken, im Irrenhause befindlichen Gatten zu ketten, der sich vielleicht durch wüste Ausschweifungen seine Krankheit zugezogen hat; ob es zweckmäßig ist, die brave Frau eines Gewohnheitssäufers von Rechtswegen zu zwingen, die Zärtlichkeiten des viehisch betrunkenen Gatten ebenso bis zu seinem Tode erdulden zu müssen wie seine Schmähungen und Beschimpfungen!

Die Motive des Entwurfs erklären, die Commission habe durchaus nicht verkannt, daß vom social-politischen Standpunkte aus gewichtige Gründe für jede Zulassung der Ehescheidung wegen Geistesstörung geltend gemacht werden könnten; allein gegenüber den ethischen Bedenken und den praktischen Schwierigkeiten empfehle sich die Gestattung derselben nicht. Diese Erklärung kann aber nicht die Annahme eines Grundsatzes rechtfertigen, der in seiner praktischen Anwendung zu Härten und Grausamkeiten führen müßte, für welche die allgemeine Rechtsüberzeugung kein Verständniß besitzt.

Aus dem über das Ehescheidungsrecht des Entwurfs Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß derselbe angelegentlichst bemüht ist, der über-

aus laxen Beurtheilung, welche bezüglich der Ehescheidung nicht nur in einem Theile der Gesellschaft, sondern auch in der Praxis zahlreicher Gerichtshöfe sich eingelebt hat, mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die Statistik zeigt, daß die Zahl der Ehescheidungsprocesse in steigender Bewegung begriffen ist; in den größeren Städten bilden Ehescheidungsklagen das tägliche Brot der Gerichte. Natürlich kann dies nicht ohne Einfluß auf die Denkweise des Volkes über die Natur des ehelichen Bandes bleiben, und es ist unbestreitbar, daß die Betrachtung der Ehescheidung als eines anomalen Vorgangs für weite Kreise zu den überwundenen Dingen gehört. Es ist deshalb ein großer Vorzug des neuen Gesetzbuchs, daß seine Normen die Bildung einer richtigeren, der deutschen Gesittung entsprechenden Auffassung befördern, und wiewohl es überaus schwierig ist, über die Wirkungen eines Gesetzes Muthmaßungen aufzustellen, welches mit dem Factor der Liebe zu rechnen hat, so darf man doch mit Zuversicht annehmen, daß das Ehescheidungsrecht des neuen Reiches von günstigsten Folgen begleitet sein wird. Wie ungerecht es ist, wenn man demselben den Vorwurf macht, es behandle die Ehescheidung wie einen Pferdehandel — auf der Freiburger Katholikenversammlung wurde dies behauptet — bedarf hiernach keines weiteres Beweises.

Schon oben wurde kurz erwähnt, daß das Reichsrecht die Rechtsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern in Anlehnung an die tief sittliche Auffassung des älteren germanischen Rechtes geregelt hat. Dieses tritt besonders in der Stellung hervor, welche der Mutter gegenüber den Kindern verliehen ist. Das römische Recht giebt nur dem Vater die Gewalt über die ehelichen Kinder, es kennt weder eine elterliche Gewalt, noch eine mütterliche, vielmehr werden alle Rechte und Befugnisse der Gewalt lediglich und allein durch den Vater ausgeübt. Im Gegensatze zu dieser Regelung, welche in den eigenthümlichen staatlichen und socialen Verhältnissen Roms ihre innere und geschichtliche Erklärung findet, weist die germanische Rechtsüberzeugung auch der Mutter eine Gewalt über die Kinder zu. Für das Gesetzbuch konnte es nun kaum zweifelhaft sein, welcher Ansicht es zu folgen habe. Nachdem es grundsätzlich die volle und uneingeschränkte Handlungs- und Geschäftsfähigkeit der Frauen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts anerkannt hatte, mußte es den Frauen auch da, „wo sie nach den natürlichen Verhältnissen zum Handeln berufen sind“, dieses Handeln gestatten. Demgemäß ist die Mutter, was die elterliche Schutzpflicht gegenüber den Kindern anlangt, dem Vater völlig gleichgestellt; während des Lebens des Vaters überwiegt natürlich seine Stellung, sobald er aber gestorben ist, übt die Mutter allein die elterlichen Befugnisse im vollen Umfange aus. Die Anerkennung dieses Grundsatzes bedeutet für weite Theile des Reichsgebietes eine große und wichtige Neuerung; namentlich auch für das Gebiet des preußischen Staates, der es noch im Jahre 1875 ausdrücklich ablehnte, der Mutter die Stellung

zu geben, welche das Reichsrecht ihr nunmehr einräumt. Treffend rechtfertigen die Motive diesen Schritt der Gesetzgebung, der bei manchen Juristen alten Schlages große Bedenken hervorgerufen hat. Es wird bemerkt, daß dem Entwurfe die Emancipation der Frauen durchaus fern liege, daß es sich aber nicht sowohl um die Uebernahme eines öffentlichen Amtes seitens der Mutter handle, als um die Erweiterung ihrer familienrechtlichen Stellung und eine volle Ausgestaltung ihres hausfraulichen und mütterlichen Berufes. „Die Mutter soll nicht aus ihrem natürlichen Berufe herausgehoben, sondern im Gegentheil nur von Schranken befreit werden, welche sie bisher in der Erfüllung des ihr eigenen Berufes beengten.“ Die Gesetzesbegründung constatirt dann weiter, daß die Frau an intellectueller Begabung keineswegs hinter dem Manne zurückstehe, ein Zeugniß, mit welchem die deutschen Frauen wohl zufrieden sein können, und daß an ihrer Fähigkeit zur zweckmäßigen Besorgung der Geschäfte der elterlichen Gewalt darum nicht zu zweifeln sei. Es ist nicht zu verkennen, daß hiermit ebenso ein Culturfortschritt von großer Tragweite wie ein Sieg der germanischen Rechtsauffassung über die römische erzielt worden ist, und das deutsche Volk darf sich rückhaltlos freuen, daß nunmehr endlich der Mutter nicht mehr diejenigen Rechte vorenthalten werden, welche ihr nach Natur und Sittenlehre unbedingt gebühren.

Vielleicht ist die Neuerung, welche der Entwurf bei der Ordnung der gesetzlichen Erbfolge einführt, die bedeutendste unter allen in ihm enthaltenen Neuerungen; das bisher geltende Erbrecht in Deutschland bestimmt die Erbfolge der Verwandten so gut wie ausschließlich nach dem dem römischen Rechte entlehnten sogenannten Gradualsystem. Dieses läßt die Verwandtschaftsnähe über die Erbfolge entscheiden; die Verwandtschaftsnähe wird aber nach der Zahl der Zeugungen berechnet, welche von dem Erblasser zu dem Erben hinleiten. Im Gegensatze hierzu huldigt der neue Entwurf, unter Anlehnung an das germanische Recht, dem Parentelensystem, welches auf dem Gedanken beruht, daß diejenigen, die mit dem Erblasser die näheren Stammeseltern gemeinsam haben — die Parentel — solchen Verwandten vorgehen, welche durch entferntere Stammeseltern mit jenem verbunden sind, und daß innerhalb der Parentel die entfernteren Verwandten an die Stelle eines weggefallenen näheren treten. Hiernach bilden die Abkömmlinge des Erblassers die erste Parentel, die Eltern desselben mit ihren Abkömmlingen die zweite, die Großeltern mit ihren Abkömmlingen die dritte, alsdann kommen die Urgroßeltern und ihre Abkömmlinge u. s. w. Von der Durchführung dieses Systems, welches die in den geltenden Erbrechten Deutschlands vorhandenen Gegensätze vermitteln soll, macht das Gesetz nur bei der dritten Parentel im volkswirthschaftlichen Interesse eine Ausnahme, indem es eine Bestimmung getroffen hat, welche die Zersplitterung des Vermögens durch Uebergang der Verlassenschaft an die möglicherweise sehr zahlreichen Enkelkinder ver-

hindern soll. Der Entwurf hat den Kreis der zur gesetzlichen Erbfolge berufenen Personen gegenüber einem Theile des geltenden Rechtes dadurch ausgedehnt, daß er dem Ehegatten ein unmittelbares Erbrecht einräumt und hiermit eine Härte und Ungerechtigkeit beseitigt, die geradezu als eine schreiende bezeichnet werden muß. Ein größerer Widerspruch zwischen dem geltenden und dem natürlichen Rechte als diese Zurücksetzung des Ehegatten hinter die Epigonen entferntesten Grades läßt sich kaum denken; man versagt derjenigen Person, welche dem Verstorbenen am nächsten stand, welche Alles, Freud und Leid, Kummer und Schmerz mit ihm getheilt hat, einen Rechtsanspruch auf seine Verlassenschaft, während man denselben einem entfernten Angehörigen gewährt, der keinerlei Gemeinschaft mit ihm gehabt, sondern vielleicht nur angelegentlichst auf seinen Tod gewartet hat! Indem der Entwurf mit diesem unhaltbaren Mißstande bricht, verschafft er dem wahren Rechte wieder die Geltung, die ihm nur unter Verletzung der obersten Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit versagt werden konnte.

Bezüglich des Pflichttheilsrechtes hat sich der Entwurf nicht denjenigen angeschlossen, welche aus socialpolitischen Gründen die Beseitigung desselben verlangen, weil er der Ansicht ist, daß die Frage der Abschaffung noch nicht spruchreif sei. Pflichttheilsberechtigte Personen sind nicht nur die Abkömmlinge und die Eltern, sondern auch die Ehegatten; nachdem ein gesetzliches Erbrecht der Ehegatten gegeneinander überhaupt anerkannt war, mußte auch der weitere Schritt gethan und ihnen ein Pflichttheilsanspruch gewährt werden. Von Bedeutung erscheint es, daß das neue Recht die Gründe, aus welchen die Entziehung des Pflichttheils statthaft ist, im Vergleiche zu einem Theile des geltenden Rechtes beschränkt hat. In Fortfall ist gekommen die Enterbung eines Abkömmlings wegen Vermögensbeschädigung der Eltern, wegen Verhinderung des Erblassers an der Errichtung eines Testamentes, wegen Verurtheilung zu schwerer Strafe, wegen schlechten Lebenswandels, sowie wegen Abfalls vom rechten Glauben. Die Beseitigung dieser Bestimmungen beruht theils auf der Erwägung, daß es nicht die Aufgabe des bürgerlichen Rechtes ist, Rechtsnachtheile aufzustellen, welche mit einer Strafe identisch sind, theils darauf, daß die Handlung, wegen deren die Enterbung bisher gestattet war, des Zusammenhangs mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen entbehrt. Was besonders die Enterbung wegen Abfalls vom rechten Glauben anlangt, so hat der Entwurf dem Gedanken Rechnung getragen, daß er nicht den Beruf habe, die glücklicherweise fast durchweg beseitigten Reste der religiösen Unduldsamkeit zu neuem Leben zu erwecken. Auch in der Normirung dieses Gegenstandes liegt ein Fortschritt, der zwar in praktischer Beziehung vielleicht nicht sehr bedeutungsvoll ist, aber seines grundsätzlichen Werthes wegen Beachtung und Aufmerksamkeit wohl verdient.

Auch bei der Regelung des Vormundschaftsrechtes huldigt der Entwurf Grundsätzen, welche im germanischen Rechte ihre Wurzeln haben.

Ueber dem Vormund steht die Obervormundschaft, welche regelmäßig den Gerichten übertragen ist, jedoch durch die Landesgesetze auch anderen Behörden zugewiesen werden kann. Eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Vormundschaft sichert das Gesetz der Familie, indem aus den Mitgliedern derselben der Familienrath gebildet wird und das Gericht in gewissen Fällen vor seiner Entscheidung Angehörige des Mündels hören soll; weiter ist zur Mitwirkung durch die Errichtung des die Vormundschaftsführung beaufsichtigenden Gemeindewaisenrathes auch die Gemeinde berufen. Der Entwurf geht von dem Gedanken aus, daß der Vormund grundsätzlich der Obervormundschaft gegenüber selbständig dastehe und nach eigenem Ermessen handeln soll; zur Verhütung von Unzuträglichkeiten, die sich aus dieser freien Stellung ergeben könnten, ist seine gesammte Thätigkeit der Aufsicht des Vormundschaftsgerichts unterworfen. In keinem Falle tritt nach dem Gesetzbuche die Vormundschaft unmittelbar kraft Gesetzes ein, sondern stets erst auf Grund einer Anordnung des Vormundschaftsgerichtes; demgemäß beginnt auch das Recht und die Pflicht des Vormunds erst mit seiner Bestellung.

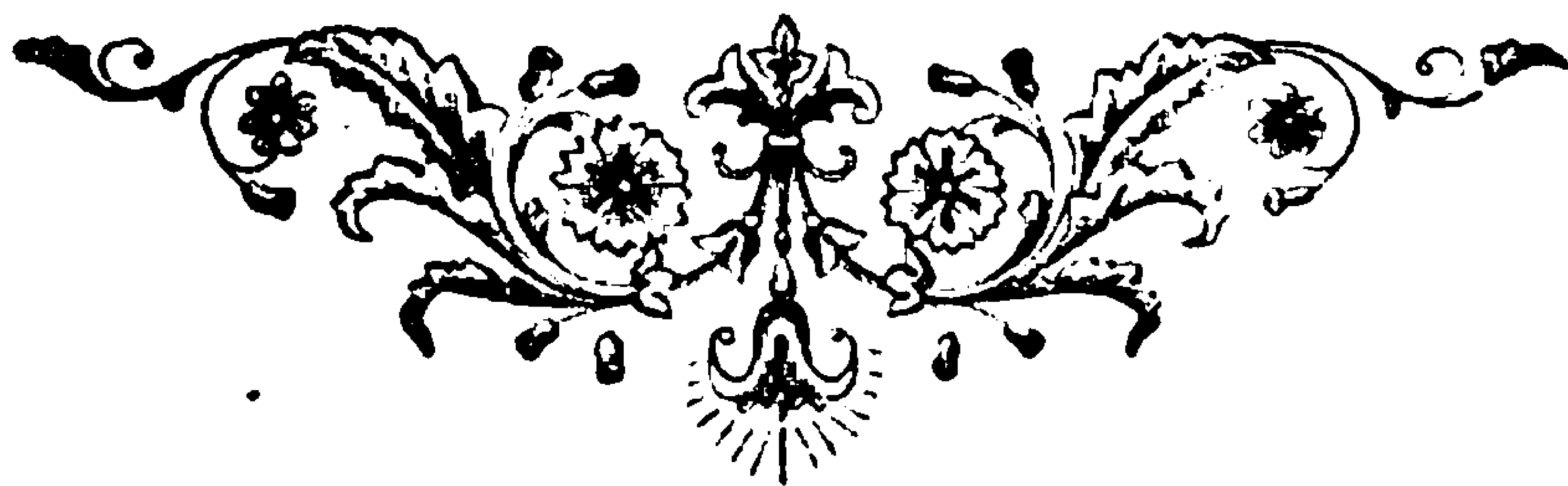
Von der Vormundschaft ist die Pflegschaft scharf getrennt; sie tritt nur dann ein, wenn es sich um das Bedürfniß eines Schutzes für besondere Angelegenheiten einer Person handelt, während die Vormundschaft bei der nothwendigen allgemeinen Fürsorge für Vermögen und Person anzuordnen ist. Diese Unterscheidung war in dieser Form dem bisherigen Rechte nicht bekannt.

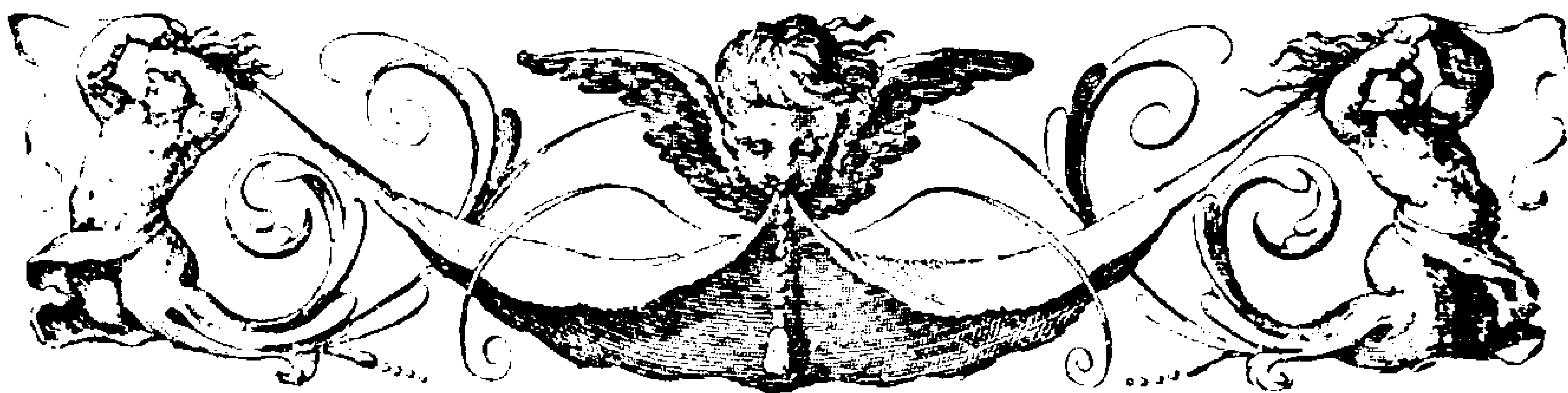
Wenn auch die vorstehenden Erörterungen keineswegs den Anspruch erheben können, alle Grundgedanken des Entwurfs in erschöpfender Weise darzustellen, so werden sie doch vielleicht auch dem Nichtjuristen einen Begriff von den Grundzügen der großen Codification zu geben vermögen. Es wird wohl noch eine Anzahl von Jahren verstreichen, bevor der Entwurf zum Gesetze erhoben werden wird. Gleichzeitig mit der Einführung des Gesetzbuchs wird der Erlaß einer Reihe anderer Gesetze erfolgen, welche sich auf die Regelung des Grundbuchwesens, die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Vermögen und das Verfahren in nichtstreitigen Sachen des Familien- und Erbrechtes beziehen, deren Ausarbeitung seitens der Commission bereits fertig gestellt ist.

Es wäre verfrüht über die muthmaßlichen Wirkungen, welche das neue Gesetzbuch auf die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des deutschen Volkes ausüben wird, Vermuthungen aufzustellen oder ein abschließendes Urtheil über seinen Werth zu fällen. Das Eine steht fest, daß die einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechts unserer nationalen, Einheit ein neues, unzerstörbares Band verleiht, und daß also die nationale Bedeutung der gewaltigen Rechtsreform kaum überschätzt werden kann. Wer wollte verkennen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen durch die Thatsache mächtig gefördert wird,

daß ein Gesetz vom Ostwall des Reiches bis zur Westmark gilt, daß eine Norm die Lebensbeziehungen im Wasgau und an der Eider regelt; und wo ist der Deutsche, dessen Herz nicht von freudigem Stolze geschwellt würde, wenn er daran denkt, daß wir nun das köstliche Gut der Rechtseinheit erlangt haben, welches unsern Vätern ein verheißungsvoller, aber unerfüllbarer Traum zu sein schien? Nicht zu der Zeit, da der Gaugraf unter der alten schattigen Linde das Recht sprach, und nicht in den Tagen, in welchen der gewaltige Staufenkaiser auf den lombardischen Gefilden Gerichtstage abhielt, besaßen die Deutschen die Rechtseinheit in dem Umfange, wie sie durch das neue bürgerliche Gesetzbuch verwirklicht werden soll. Wenn wir dies erwägen und uns daran erinnern, daß noch vor einem halben Menschenalter die deutsche Nation keine Verfassung besaß, welche es ermöglicht hätte, für das Ganze verbindliche Rechtsnormen zu erlassen, dann werden wir wohl sagen dürfen, daß der Genius des deutschen Volkes Ursache hat, mit unserer Entwicklung während der letzten Jahrzehnte zufrieden zu sein!

Es sind jetzt zwölf Jahre her, seitdem unser erster Kaiser vor dem versammelten Reichstag ein prächtiges Wort über die Schaffung der deutschen Rechtseinheit sprach. „Die gemeinsame Rechtsentwicklung," so sagte Kaiser Wilhelm, „wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist." Die deutsche Nation wird allezeit dieses Ausspruchs unseres verewigten Herrschers eingedenk bleiben; sie wird in der Arbeit zur Beförderung der Rechtseinheit nicht ruhen noch rasten, bis das Wort Kaiser Wilhelms seiner ganzen Tragweite nach zur Thatsache geworden ist. Es ist ihr nicht leicht gemacht worden, das Gut der Rechtseinheit zu erwerben; sie hat einen Kampf ums Recht bestanden, wie ihn kein anderes Volk zu bestehen hatte; aber gerade deßhalb wissen wir auch das Errungene zu schätzen und werden es behalten, so lange unser Volk überhaupt besteht; es ist und bleibt eine der köstlichsten Früchte, welche an dem Baume der deutschen Einheit unter dem Schirm des Hohenzollernadlers reiften.





Richard Wagner und Friedrich Nietzsche.

Von

Eduard Kulke.

— Wien. —



Unter einem wunderlichen Titel hat Friedrich Nietzsche vor Kurzem den musikalischen Kreisen eine Publication vorgelegt*), deren Inhalt den Titel an Wunderlichkeit noch weit übertrifft. Nietzsche, der frühere Anhänger und jetzige Gegner von Richard Wagner erscheint in dieser Schrift als Selbstankläger und Richter, als Kranker und Arzt in einer Person, aber unvermögend sich selbst und Anderen zu helfen.

Man kann die Schrift von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Man kann sie ansehen mit Rücksicht auf die von den Wagnerianern ausgehende, von Nietzsche sehr nachdrücklich betonte, Agitation für eine Verdunkelung des Geistes, wie sich diese in der Strömung unserer Zeit in mancher Hinsicht bemerkbar macht. Man kann sie ferner betrachten im Zusammenhange mit Nietzsches früheren Publicationen und psychologische Betrachtungen darüber anstellen, wie und durch welche Einflüsse aus dem Nietzsche von 1876 der Nietzsche von heute geworden ist. Man kann aber endlich drittens den „Fall Wagner" auch betrachten als eine Kritik des Wagnerschen Kunstwerks und der Wagnerschen Kunsttheorie, ohne Rücksicht darauf, von wem sie ausgeht, ob und wie der Kritiker über denselben Gegenstand sich früher schon ausgesprochen, kurz derart, als rührte die gegenwärtige Publication gar nicht von einem ehemaligen Wagnerianer, sondern von irgend einem Unbekannten her. Dabei würde einzig zu prüfen sein, wie diese Kritik Stand hält, ob sie Argumente gegen Wagner vor-

*) Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann.

bringt, die bisher nicht vorgebracht worden sind, und ob sie geeignet sind, den Werth des Wagnerschen Kunstwerks zu schmälern.

Indem ich mir vorbehalte, die fragliche Angelegenheit in einer eigenen Broschüre aus allen diesen verschiedenen Gesichtspunkten zu behandeln, soll hier speciell die dritte Seite der Frage ins Auge gefaßt werden. Was die beiden anderen Seiten betrifft, so mögen für heute die folgenden kurzen Andeutungen genügen:

Nietzsche selbst bestreitet mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit noch heute in einem Briefe an den Herausgeber des „Kunstwart"*), daß er seine Meinung über Wagner geändert habe, indem er sagt: „Der jüngere Nietzsche ist niemals über den Punkt Wagner mit dem älteren Nietzsche im Widerspruch gewesen." Diese Erklärung ist aber werthlos gegenüber der für Jedermann offenkundigen Thatsache, welche in der Schrift „Der Fall Wagner" vorliegt; das Recht, die Schrift nach dem darin ausgesprochenen Inhalt zu deuten, ist Sache des Lesers und kann durch die nachträgliche einfache Negation von Seiten Nietzsches nicht alterirt werden. Ich habe den Versuch gemacht, Nietzsches Meinungsänderung auf seine in die Zeit zwischen 1876 und 1878 fallende intensive Beschäftigung mit den Schriften Voltaires zurückzuführen. Bei meiner Vergleichung des Nietzsche von 1876 mit dem Nietzsche von heute ergab sich zu Gunsten Nietzsches, daß er sich von Irrthümern, in die er verstrickt gewesen, befreit habe, zu seinen Ungunsten aber, daß er zwischen seiner neuen Geistesrichtung und seinen veränderten ästhetischen Urtheilen einen Zusammenhang hergestellt, welcher durchaus nicht nothwendig und durch jene Gedankenrichtung in keiner Weise begründet erscheint, indem er an dem Künstler und speciell an dem Musiker Wagner Vieles zu tadeln findet, wozu (wie tadelnswerth es irgend Einem auch erscheinen mag) der freisinnigste Mensch und der größte Bewunderer Voltaires keine Nöthigung in sich fühlt; denn — mit allem Respect vor Voltaire sei es gesagt — so hoch ich in Beziehung auf Freiheit des Geistes, Größe und Fülle der Gedanken, Ehrlichkeit der Gesinnung, Vertheidigung des unterdrückten Rechts, Bekämpfung von Willkür und Gewalt, kurz auf alles das, was ihn als Lichtbringer erscheinen läßt, Voltaire über Wagner stelle, so hoch stelle ich, trotz Zaïre, Mahomet, Henriade 2c., d. h. als specifischen Künstler Richard Wagner über Voltaire.

Lassen wir aber jetzt den Nietzsche von 1876 ganz aus dem Spiele; vergessen wir, daß er in früherer Zeit über Wagner geschrieben hat. Wie groß die Widersprüche auch sein mögen, deren er sich im Zusammenhalt mit seinen früheren Anschauungen schuldig gemacht: am Ende hat er ja doch das Recht zu verlangen, daß seine jüngsten Aeußerungen als seine wahrhaftige Meinung betrachtet werden. Wir haben mindestens nicht das Recht, ihn in seinen früheren Zustand zurückzuzwingen. Er ist, gleichviel

*) Der Kunstwart, 2. Jahrg. 6. Stück, S. 89, erste Spalte.

wie und warum und wodurch, zu anderen Anschauungen und zu einem ganz anderen Geschmack gelangt. Was kümmern uns seine Widersprüche! diese mag er mit sich selber abmachen. Erleidet vielleicht hierdurch sein Charakter in den Augen des Einen oder Andern Schaden, so ist es seine Sache, den sich daraus ergebenden Nachtheil zu tragen. Wir haben es streng genommen, jetzt nur mit dem zu thun, was er jetzt sagt. Er hat Wagner einmal gepriesen. Jetzt greift er Wagner an, und man hat nichts zu thun, als seine Angriffe zu prüfen. Wer nun Wagner gegen Nietzsche damit vertheidigen zu können glaubt, was in Nietzsches früheren Schriften sich zum Lobe Wagners findet, der stellt sich auf einen Standpunkt, welchen Nietzsche nicht zuzulassen braucht. Nietzsche ist ein neuer Mensch geworden und nur mit diesem neuen Menschen haben wir es zu thun. Prüfen wir also die neuen Aeußerungen Nietzsches über Wagners Kunst einzig und allein nach der Kraft der in ihnen liegenden Argumente.

Nietzsche findet den Orchesterklang in „Carmen" angenehmer als den Wagnerschen. Das ist sein Geschmack und daran kann ihn Niemand hindern. Bizets „Carmen" übt auf ihn eine verbessernde Wirkung, eine Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, Tugend. Das ist alles sehr schön; dafür mag er sich bei Bizet bedanken. Er spricht davon, wie nachtheilig ihm der Wagnersche Orchesterklang sei; das ist eine Angelegenheit, die seine Nerven betrifft, und es wird Niemandem einfallen, ihn zu zwingen oder auch nur zu überreden, daß er sich dem ihm so nachtheiligen Orchesterklange aussetze; allein er nennt den Wagnerschen Orchesterklang brutal, und — das ist eine andere Sache; denn dieses Prädicat legt Nietzsche dem Wagnerschen Orchesterklang bei als ein objectives und hiermit fällt er ein Urtheil, von welchem er voraussetzt, daß es als ein allgemein gültiges anerkannt werde. Ein solches ist es aber nicht. Der Orchesterklang im Allgemeinen ist im Laufe der Zeit der Veränderung und Entwicklung unterworfen, und diese Entwicklung geht parallel mit den Fortschritten in der Mechanik der Instrumente. Mit jedem solchen Fortschritte wird dem Componisten ein neues Mittel für die Farbengebung geboten, daher erscheint die Instrumentation einer jeden Zeit reicher und nüancirter als die der vorhergegangenen Periode. In Beziehung auf den Bau der Streichinstrumente hat man seit lange keine wesentliche Veränderung zu registriren; die Fortschritte beziehen sich hauptsächlich auf die Blasinstrumente und unter diesen besonders auf die Blechbläser. Die neue und ungewohnte, besonders durch die Blechinstrumente modificirte Klangfarbe kann nun allerdings einen Eindruck hervorbringen, welcher der bis dahin gewohnten Orchesterwirkung gegenüber grell erscheint und aufregend und dergleichen, und es kann Jemand, wenn es ihm beliebt, die Ursache einer solchen Wirkung auch brutal nennen, nur meine er nicht, hiermit etwas Richtiges und Unumstößliches gesagt zu haben; sonst müßte man consequenterweise Mozarts Orchester dem Orchester Händels gegenüber

ebenfalls brutal nennen. Wie weit der Mozartsche Orchesterklang über den Händels hinausgeht, ist Jedem bekannt, weiß man ja doch, daß Mozart gerade in der Absicht, ihnen ein lebhafteres Colorit zu geben, Werke von Händel neu und zeitgemäß orchestrirt hat. Wo soll denn da aber die Grenze gemacht werden? Bis zu welchem Zeitpunkt soll sich die Befugniß, die Klangfarbe umzubilden, erstrecken und in welchem Momente soll sie erlöschen? Die Klangfarbe ist weniger Sache des Individuums, als der Zeit, in der es lebt, und nicht nur Liszt und Berlioz, sondern auch Meyerbeer und Verdi haben Klangfarben, welche dem Wagnerschen Orchesterklang durchaus verwandt sind. Wer also Wagners Orchesterklang brutal findet, der muß den Orchesterklang der gesammten neueren Musik brutal finden. Das steht ihm nun freilich frei, aber ein Urtheil, welches Jeder annehmen müßte, hat er damit nicht abgegeben. Wendet man ein, daß Bizet auch der neuen Zeit angehört und sein Orchesterklang demungeachtet nicht brutal sei — so ist darüber nicht zu streiten; die Tugend der Enthaltsamkeit ist ja gewiß etwas sehr Schönes, vorausgesetzt, daß sie nicht in einer Schwäche ihre Wurzel habe; deshalb hüte man sich davor, den neueren Componisten einen Vorwurf zu machen darüber, daß sie von Mitteln, die ihnen der Fortschritt der Mechanik zur Verfügung stellt, den ihnen gut dünkenden Gebrauch machen; ebenso, wie man es älteren Componisten nicht als Fehler anrechnen darf, daß sie keinen Gebrauch gemacht haben von Mitteln, die sie nicht besaßen. Gerade die Orchestration Wagners ist von jeher selbst von seinen Gegnern als meisterhaft anerkannt worden, sowie auch bei Berlioz und Liszt, auch von Kritikern, welche diesen beiden die musikalische Erfindung absprechen, doch stets die Meisterschaft in der Instrumentation bewundert wurde.

Nietzsche nennt ferner Wagners Orchesterklang künstlich — und das ist er auch; hervorgewachsen, wie das Gras auf dem Felde, ist er nicht. Auch die Harmonie, auch die Melodie, ja selbst unsere Tonleiter ist künstlich. Nietzsche will aber damit wohl sagen, speciell das Wagnersche Orchester habe etwas Gekünsteltes. Dementgegen muß aber wieder daran erinnert werden, daß jedes Orchester zu seiner Zeit, d. h. so lange es noch neu und ungewohnt ist, dem gewohnten Orchester gegenüber den Eindruck des Gekünstelten macht, während nachfolgenden Generationen der zu seiner Zeit künstliche Orchesterklang als sehr natürlich, d. h. gewöhnlich erscheint. Zur Zeit Beethovens mag der Orchesterklang in dem 4. Satze der 9. Symphonie sehr künstlich und vielleicht Manchem auch brutal erschienen sein; heute spüren wir bei Beethovens Orchester nichts mehr von solcher Künstlichkeit, und auch das Orchester Wagners klingt uns jetzt, nachdem wir vierzig Jahre mit demselben bekannt sind, nicht mehr ungewohnt.

Nietzsche nennt drittens den Wagnerischen Orchersterklang auch „unschuldig."*) Ich verstehe nicht, was damit gemeint ist. Soll es etwa

*) „Unschuldig" — mit Anführungszeichen.

das Gegentheil bedeuten? vielleicht: nicht unschuldig? also: unzüchtig? Nietzsche kommt auf den Ausdruck noch einmal zurück und setzt zwischen Klammern dazu: idiotisch; aber auch dies verstehe ich nicht. Stumpfsinnig, blödsinnig, einfältig und dgl. ist Wagners Orchester sicher nicht; auch würde dies, wie mir scheint, mit der Künstlichkeit und Brutalität desselben schwer zu vereinigen sein. Man muß es also Herrn Nietzsche anheimstellen, sich an jenem Orchesterklang zu erfreuen, den er selbst seinem unschuldigen*) Gemüthe entsprechend findet, also an dem Orchesterklang Bizets. Für alle Anderen aber hat er mit dieser „geistreichen" Behauptung nichts gesagt.

Endlich sagt Nietzsche von Wagners Orchester: die Farbe ist Alles, was erklingt sei gleichgültig. Dieser Vorwurf richtet sich aber eigentlich nicht mehr gegen den Orchesterklang, sondern vielmehr gegen die Musik Wagners im Allgemeinen; es soll gesagt sein, daß dieser Musik jeder Inhalt fehle. Wir hätten also in der Wagnerschen Musik das Lichtenbergsche Messer ohne Stiel, welchem die Klinge fehlt, und wer die Sache so ansieht, kann freilich die Frage aufwerfen, ob Wagner überhaupt ein Musiker gewesen sei. Bei Lichte besehen ist aber der Ausspruch, was erklingt sei gleichgültig — nichts Anderes, als die alte Leier, Wagner habe keine Melodie, und das ist ein Punkt, über welchen ein Streit zu keinem Ziele führt. Wenn Jemand beim Erklingen einer Musik sagt, er höre keine Melodie, so kann man ihm mit allen Argumenten der Welt nicht beweisen, daß er sie höre; dem Anderen aber, der sie hört, kann eben so wenig bewiesen werden, daß sie demungeachtet gar nicht vorhanden sei; Nietzsche mag Wagners Musik hundertmal als krank bezeichnen; das sind lauter willkürliche Aussprüche, die keine Beweiskraft haben, und Niemand, dem Wagners Musik gefällt, wird sich durch solche Behauptungen irre machen lassen. Mit allen seinen geistreichen Wendungen wird Nietzsche mich nicht überzeugen, daß Wagner die Musik krank gemacht habe und daß er ein Verderb für die Musik sei.

Die Bezeichnung des Kranken und Krankhaften in der Kunst, -Musik, Poesie 2c. trifft, wenn man zu erforschen versucht, was damit eigentlich gesagt werden will, in der Regel jene Producte, die man den klassischen gegenüber romantisch nennt. In diesem Sinne wurde Kleists „Käthchen von Heilbronn" von Goethe krankhaft genannt. Noch genauer trifft man den Sinn jener Bezeichnung damit, daß eine gewisse Strenge der Form, die man bis dahin für unverbrüchlich angesehen, durchbrochen erscheint. In diesem Sinne wäre Philipp Emanuel Bach, der die strenge polyphone Form seines Vaters hie und da durchbricht, krankhaft; dann ist Haydn krankhaft gegenüber Bach und Händel, Mozart und Beethoven mit ihrer

*) Dieser Aufsatz war geschrieben und eingesendet, bevor die Zeitungen die jüngste Nachricht über Nietzsche brachten; dem unglücklichen kranken Manne wird gewiß Niemand seine Theilnahme versagen; die kritische Untersuchung der Sache aber darf durch die Theilnahme für die Person nicht beeinträchtigt werden.

Sentimentalität erscheinen krankhaft gegenüber Haydns Kindlichkeit. Schumann ist krankhaft gegenüber Beethoven u. s. w. Immer ist der Nachfolgende der Kranke, während der Vorausgehende, der seinerzeit auch krank gewesen, jetzt völlig gesund erscheint. Wir werden daher solchen allgemeinen Bezeichnungen, wie: klassisch, romantisch, krankhaft, gesund ꝛc. keinen Werth beilegen, denn es sind Begriffe, die sich unaufhörlich verschieben.

Wir können nichts dafür, daß Herrn Nietzsche „Carmen" besser gefällt, als Wagners Musik; wir haben dagegen auch nicht das Mindeste einzureden, denn wir respectiren das Individuum mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinem Geschmack, wir verlangen aber vice versa diesen Respect auch für uns; und für uns hat Wagner nicht nur große, sondern auch schöne Musik gemacht, für uns giebt Wagner in seiner Musik nicht nur den Zustand vor dem Gedanken, er giebt auch die Gedanken selbst; und was die Leidenschaft betrifft, so ist sie nach meiner Meinung bei Ortrud nicht wohlfeiler als bei Elvira, sie ist nicht wohlfeiler bei Elisabeth als bei Pamina, wenn in dem Ausspruche, daß die Leidenschaft bei Wagner wohlfeil sei, überhaupt irgend ein Sinn liegt. Der Contrapunkt kommt in den „Meistersingern" mehr zu Ehren als in irgend einem musikalisch dramatischen Werke der neuen Zeit, und über die großartige Polyphonie in den „Nibelungen" haben sich Musiker, welche durchaus keine Wagnerianer sind, mit großer Anerkennung ausgesprochen. Es soll hier nicht geleugnet werden, daß in manchen Situationen der Wagnerischen Bühnenwerke nicht nur scenisch, sondern auch musikalisch eine gewisse Schwüle herrscht, von der der Eine oder Andere sich mehr oder minder gedrückt und beängstigt fühlt; allein es giebt doch anderseits auch wieder Situationen, die von einem derartigen Drucke ganz frei sind. Mit dem Drucke von hundert Atmosphären, welchen nach Nietzsche Wagners Kunst ausübt, muß es, da wir diesen Druck nun schon an die vierzig Jahre so ganz ohne Nachtheil für unsere Gesundheit ertragen, doch nicht gar so arg sein. Nicht was dem Einem nachtheilig ist, ist es auch für jeden Anderen. Wir werden uns also trotz Nietzsche auch fernerhin die agaçante Brutalität der Tannhäuserouvertüre, die Biedermännerei des Tannhäusermarsches, das lärmende Nichts in der Holländerouvertüre, den Circus Walküre, ja sogar das hypnotisirende Lohengrinvorspiel gefallen lassen. Was beweist Nietzsche, wenn er sagt: Bizets Carmen schwitzt nicht: Dem Einem macht „Carmen" mehr Vergnügen, dem Anderen der „Tannhäuser;" das ist zu allen Zeiten so gewesen, auch im 18. Jahrhundert, da Kant gegen die hedonistische Auffassung des Schönen kämpfte und Schiller über die Bühne als moralische Anstalt moralische Betrachtungen anstellte.

Für Nietzsche ist Wagner kein Musiker aus Instinct. Der Beweis für diese Behauptung soll darin liegen, daß Wagner alle Gesetzlichkeit, allen Stil in der Musik preisgab. Wie aber, wenn Wagner eben einen neuen Stil geschaffen hätte, mußte er da nicht consequenterweise auch eine neue Gesetzlichkeit einführen? und hat es nicht schon Männer gegeben,

welche diese Gesetzlichkeit erkannten und sich zum Dolmetsch derselben machten? Wagner soll die Melodie verleumden? Das hat er durchaus nicht nöthig; diese gelangt auch in seinem Stil zu ihrem Recht. Daß sich die der jeweiligen Situatiou anschmiegende dramatische Musik (Nietzsche nennt sie Theaterrhetorik) von der ihrem eigenen inneren Principe gemäß fortfließenden, absoluten Musik unterscheide und dieser gegenüber (als absolute Musik betrachtet) den Eindruck der Zerrissenheit mache, ist keine neue Entdeckung. Auch in der Poesie ist der dramatische Stil von dem Stil eines lyrischen Gedichtes verschieden. Wenn also Wagners Musik vom Theatergeschmack abgesehen, also losgelöst von der Aufeinanderfolge der Situationen, welche ja eben diese scheinbare Zerrissenheit erklärt, indem sie das Disparate verbindet, losgelöst von dem Elemente, aus dem sich die dramatisch-melodische Rede immer neu verjüngt, schlechte Musik genannt wird, so wäre dieser Tadel nur dann zutreffend, wenn Wagners Musik den Anspruch machte, durchgängig auch als absolute Musik zu gelten. Daß sie in Beziehung auf einzelne Partien diesen Anspruch mit Recht erheben könnte, ist gewiß (das beweisen heutzutage ja schon die aus den Wagnerschen Werken zusammengestellten Potpourris unserer Militärcapellen); ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie im Großen und Ganzen nur dramatische Musik sein will; daher darf sie auch nur als dramatische Musik, d. h. als der Gefühlsausdruck der jeweiligen Situation beurtheilt werden und als solche ist sie nicht nur gute Musik, sondern gehört mit zu der besten Musik, die jemals gemacht worden ist.

Wer einen Birnbaum tadelt, daß er keine Aepfel trägt, dessen Tadel wäre entschieden ungerecht; und so wäre Nietzsches Vorwurf auch dann unbegründet, wenn sich in Wagners Bühnenwerken in der That nicht eine einzige Stelle fände, die als absolute Musik gelten könnte; bekanntlich ist aber Wagners Praxis nicht so streng, wie seine Theorie; berücksichtigt man die Instrumentaleinleitungen, die Einleitung zum dritten Act „Tannhäuser", das Vorspiel zu „Lohengrin" den Brautzug im zweiten Act, die Instrumentaleinleitung zum dritten Act, das Vorspiel zu „Tristan und Isolde", die Meistersingerouverture, die Einleitung zum dritten Act „Meistersinger", ferner alle jene Situationen, welche vermöge ihrer Beschaffenheit zum Ausdrucke rein musikalischen Gefühlsinhalts Gelegenheit bieten, wie das Finale im zweiten Act „Tannhäuser", die Pilgerchöre, die Aufzüge der Zünfte im dritten Act „Meistersinger" u. dgl., so wird man in Wagner auch den instinctiven und absoluten Musiker nicht verkennen. Wenn Wagner nichts geschrieben hätte, als das Finale des zweiten Acts im „Tannhäuser" oder die Einleitung zum dritten Act der „Meistersinger", so könnte ihm schon die Fähigkeit zum absoluten Musiker nicht abgesprochen werden.

Nietzsche behauptet ferner, Wagners Musik sei niemals wahr.

Diese Behauptung sieht aus, als ob sie etwas sagte; sie sagt aber

nichts, sie ist eine Phrase, die Manchen verblüffen wird, man muß aber das Blendwerk zerstreuen.

Welche Musik ist wahr? welche ist nicht wahr? wann ist Musik wahr? Diese Fragen sind ganz allgemein aufzustellen und zu beantworten. In der Natur hat die Musik kein Vorbild, also liefert sie auch keine directe Nachahmung von wirklichen Dingen. In dem Sinne, wie man etwa von einem Gemälde sagen kann, es sei wahr oder nicht wahr, je nachdem es die Natur des nachgebildeten Gegenstandes mehr oder minder treu abspiegelt, kann in der Musik von Wahrheit oder Unwahrheit nicht die Rede sein; auch in dem Sinne, in welchem ein poetisches Product, wie eine Erzählung, ein Drama, als Nachahmung eines wirklichen oder möglichen Vorganges auf Wahrheit Anspruch machen kann, ist das Prädicat „wahr" in der Musik nicht anwendbar; aber gerade darum, weil die Musik in der Natur kein Vorbild hat, also außer Stande ist, das Abbild irgend eines wirklich vorhandenen Gegenstandes zu bieten, giebt sie in jeder ihrer Aeußerungen nichts Anderes als sich selbst, und in diesem Sinne ist alle Musik durchaus wahr; sie bedeutet nicht dies oder jenes, wie ein Gemälde oder eine Statue, sondern sie *ist* das, was sie ist, eben so wie die Werke der Architektur. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob ein Musikstück schön befunden wird oder nicht; es ist Musik und als solche wahr. Was meint aber Nietzsche, wenn er sagt, Wagners Musik sei niemals wahr? Vermuthlich will er damit sagen, daß in Wagners Musik das rhythmische Princip des Tanzes häufig durchbrochen und hie und da (in der sogenannten Melodie der Rede) durch das poetische Princip, durch die Anlehnung des musikalischen Ausdruckes an die in der jeweiligen Situation ausgedrückte Empfindung ersetzt wird. In „Carmen" ist dies nicht der Fall; da kommt der Tanzrhythmus allerdings mehr zur Geltung. Nun steht es ja Jedem frei, der einen oder der anderen Art der Rhythmik den Vorzug zu geben, aber diese Vorliebe, die etwas ganz Individuelles ist, hat mit der Wahrheit und Unwahrheit des Objectes nicht den mindesten Zusammenhang, und Nietzsches Verdict wird uns nicht hindern, Wagners Musik für so wahr als nur irgend eine andere Musik zu halten.

Wenn Nietzsche ferner Wagner als den Erben Hegels bezeichnet mit dem Vorwurfe, Wagner biete uns die Musik als Idee, so kann ich darin eigentlich keinen Tadel finden, weil mir für meine Person die Musik von Bach und Händel, von Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven eben auch nur so weit als bedeutend gilt, als ich in derselben etwas finde, oder zu finden meine, was über das bloß Spielerische hinausgeht, also — Ideen. Behauptet Nietzsche also, es sei *nicht* die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die Idee, so erwidere ich: desto besser! Allein es ist doch immer die durch *Musik* ausgedrückte Idee! Woher weiß es denn Herr Nietzsche, daß Wagner nicht von einem Musikergewissen aus rechnete? Weil Wagner die Wirkung will, und nichts als die Wirkung?

Ja, was wollen dann die anderen Meister? Diese wollten die Wirkung nicht? Wollten sie außer der Wirkung noch etwas Anderes? Wahrlich mir scheint, man könnte Wagner mit größerem Rechte den Vorwurf machen, er habe außer der Kunstwirkung noch manches Andere gewollt, welches nicht gerade sehr zu loben ist, wie z. B. aus Bayreuth eine Art Wallfahrtsort zu machen u. dgl., wofür Nietzsche ja gerade in seiner neuesten*) Publication ein scharfes Auge verräth.

Daß Wagner gegen die Oper vornehm thut, ist richtig, es ist dies eine Sache der Eitelkeit; daß er aber gar kein Dramatiker sei, ist eine colossale Uebertreibung oder besser eine Unwahrheit.

Was ist Wagner denn eigentlich in Nietzsches Augen? Musiker ist er nicht; Dramatiker ist er auch nicht, also — eigentlich gar nichts; aber doch — Nietzsche sagt es uns: Wagner ist Schauspieler, unvergleichlicher Histrio. Wenn ich nicht irre, hat Wagner selbst in seiner Abhandlung über Schauspieler die Veranlassung dazu gegeben, daß Nietzsche diese Behauptung aufstellen konnte. In der That war Wagner ein Bühnenkenner und zwar kannte er die Wirkungen der Bühne so genau, wie selten Jemand, und insofern darf Wagner auch als Schauspieler bezeichnet werden; aber nur Schauspieler war Wagner keineswegs und sollte er nebenbei auch nur Operncomponist gewesen sein. Man kann als solcher noch immer ein sehr respectabler Künstler sein, und deshalb wird es den besonnenen Freund der Wagnerschen Kunst gar nicht alteriren, wenn Nietzsche der Welt verkündet: Bayreuth ist große Oper! Er antwortet: zugegeben! Nietzsche fügt aber hinzu: „und nicht einmal gute Oper!" und dagegen ist ein Protest wohl gestattet; denn ob eine Oper gut oder schlecht sei, darüber wird wohl Jeder seine Meinung haben dürfen, so gut, wie Nietzsche die seinige. Wenn nun Nietzsche aus dieser seiner Behauptung die Consequenz zieht: also verdirbt Wagner selbst für die Oper unseren Geschmack, so ist die Schlußfolge logisch unanfechtbar, aber dem Inhalte nach ganz falsch, denn seine Prämisse ist eine willkürliche, und wenn ich sage: die Oper in Bayreuth ist so gut, wie nur irgend eine, so kann sich Nietzsche auf den Kopf stellen, er wird damit nicht zu beweisen vermögen, daß Wagner unsern Geschmack für die Oper verdorben habe. Wessen Geschmack meint Nietzsche denn eigentlich, wenn er sagt: unsern Geschmack? Ist da mein Geschmack nicht auch dabei? Meinen Geschmack für die Oper hat Wagner nicht verdorben; ich höre den „Freischütz" und die „Zauberflöte", „Don Juan" und „Fidelio", den „Barbier von Sevilla" und „Robert den Teufel" heute noch eben so gern, wie vor 1876, und selbst für solche Opern, wie „Carmen" habe ich immer noch ein Plätzchen frei, wo solch ein ruschelig Ding zeitweilig hineinschlüpfen kann, wenn es nur nicht prätendirt, für immer in meinem

*) Inzwischen ist dieser neuesten Publication eine noch neuerere, also die allerneueste gefolgt und zwar unter dem irreführenden Titel: „Götzendämmerung".

Innern Wohnung aufzuschlagen, um sich da etwa neben „Zauberflöte" und „Rheingold" breit zu machen. Nietzsche aber, der doch nur durch die Abwendung von Wagners Theaterrhetorik die Fähigkeit erlangt hat, Bizets Meisterwerk zwanzigmal zu genießen, somit doch wenigstens indirect die Veredlung seines Geschmacks Richard Wagner verdankt, sollte am allerwenigstens darüber Klage führen, daß Wagner den Geschmack verderbe.

Doch lassen wir den Geschmack! Ueber den Geschmack soll man nicht streiten — und da unter allen Künsten keine so sehr bloß dem individuellen Geschmack unterworfen ist, wie die Musik, da ihr selbst jene Bestimmtheiten fehlen, welche in den anderen Künsten (Poesie, Malerei ꝛc.) positive Anhaltspunkte zu bieten scheinen, wie z. B. Zusammenhang der Handlung, Motivirung, Zeichnung der Charaktere, Anlehnung an die Natur ꝛc., so wird es Herrn Nietzsche schwer werden, zu bewirken, daß wir unseren Geschmack an Wagners Musik mit dem seinigen vertauschen. Vielleicht ist er glücklicher in seiner Analyse der Wagnerschen Dichtungen. Er sagt:

„Wagners Oper ist die Oper der Erlösung. Irgend wer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist sein Problem. Und wie reich er sein Leitmotiv variirt! Welche seltsamen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, daß die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (Der Fall im Tannhäuser.) Oder daß selbst der ewige Jude erlöst wird, seßhaft wird, wenn er sich verheirathet? (Der Fall im fliegenden Holländer.) Oder daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (Der Fall Kundry.) Oder daß schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (Der Fall in den Meistersingern.) Oder daß auch verheirathete Frauen gern durch einen Ritter erlöst werden? (Der Fall Isoldens.) Oder daß ‚der alte Gott', nachdem er sich moralisch in jedem Betracht compromittirt hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (Der Fall im Ring.) Bewundern wir insonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehen Sie ihn? Ich — hüte mich, ihn zu verstehen . . . Daß man noch andere Lehren aus den genannten Werken ziehen kann, möchte ich eher beweisen, als bestreiten. Daß man durch ein Wagnersches Ballet zur Verzweiflung gebracht werden kann — und zur Tugend! (Nochmals der Fall Tannhäuser.) Daß es von den schlimmsten Folgen sein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (Nochmals der Fall Lohengrin). Daß man nie zu genau wissen soll, mit wem man sich verheirathet. (Zum dritten Mal der Fall Lohengrin). Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommenen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur eine Frage hat: ‚Aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!' Antwort: ‚Das kann ich dir nicht sagen! und was du frägst, das kannst du nie erfahren.' Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Erklärung des Forschens und Fragens.

Wagner vertritt damit den christlichen Begriff ‚du sollst und mußt glauben.‘ Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein. Der fliegende Holländer predigt die erhabene Lehre, daß das Weib auch den Unstäten fest macht, Wagnerisch geredet, ‚erlöst‘. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswerth? Was wird aus dem ewigen Juden, den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloß auf, ewig zu sein; er verheirathet sich, er geht uns nichts mehr an. Ins Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genies — und das sind ja die ewigen Juden — liegt im Weibe: die anbetenden Weiber sind ihr Verderb. Fast keiner hat Charakter genug, um nicht verdorben — ‚erlöst‘ zu werden, wenn er sich als Gott behandelt fühlt: — er condescendirt alsbald zum Weibe.“

Das wäre nun die summarische Abfertigung, welche Nietzsche dem Dichter Richard Wagner zu Theil werden läßt; man kann in derselben so Manches zwischen den Zeilen lesen; man wird darin aber eher alles Andere finden, als Argumente gegen Wagners Poesie. Es sind Aperçus, witzige Einfälle, die man sich, auch wenn man nicht einstimmt, hie und da zum Amusement gefallen läßt, die man aber sofort zurückweisen muß, sobald der Witz Miene macht, sich für baren Ernst zu geben.

Ich habe seit 1854 bis zum heutigen Tage den Lohengrin ganz gewiß mehr als zweihundert Mal auf der Bühne darstellen gesehen, und niemals ist es mir in den Sinn gekommen, in dem Verbote des Gralritters eine gegen die Wissenschaft und freie Forschung feindselige Tendenz zu erblicken. Zur Zeit der Lohengrincomposition war Wagner seinen Stoffen gegenüber sicher noch völlig naiv. Das war noch nicht jene Zeit, in der man ihm der Wissenschaft feindliche Tendenzen zu Gunsten einer Kirche unterschieben darf. Die Empfindungen, die der „Parsifal“ in dieser Richtung erweckt, darf man nicht rückwärts auf die Periode Tannhäuser-Lohengrin übertragen. Ja selbst die Art und Weise, wie Nietzsche sich über den „Parsifal“ lustig macht und wie er ihn ins Bürgerliche übersetzt: „Parsifal als Candidat der Theologie mit Gymnasialbildung“ — ist eine Entstellung und eines Schriftstellers wie Nietzsche nicht würdig. Man kann die außerkünstlerischen Wirkungen eines Werkes für schädlich halten und dabei doch den künstlerischen Werth zugestehen; ja, die außerkünstlerischen Wirkungen wären gar nicht zu fürchten, wenn das betreffende Werk künstlerisch zu wirken überhaupt gar nicht im Stande wäre. Weil Wagners Geistesrichtung in der Bayreuther Periode gefährlich erscheint, leugnet Nietzsche, daß Wagner ein Künstler, ein Musiker, ein Dramatiker sei, und liefert Analysen von Wagners Dichtungen nach einer Methode, mittels welcher man das größte tragische Genie, es heiße Aeschylos oder Shakespeare der Lächerlichkeit auszuliefern vermag.

Als der seiner Zeit berühmte Kritiker und Literarhistoriker Julian Schmidt es dem Dichter Friedrich Hebbel ebenso machte und namentlich das „Trauer-

spiel in Sicilien" in ähnlicher Weise analysirte*), da setzte sich Hebbel hin und schrieb jene berühmte „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers"**), welche zur Untergrabung der Reputation des bis dahin allmächtigen Kritikers den stärksten Anstoß gegeben hat, so daß es für Ferdinand Lassalle dann ein Leichtes war, mit seinen „Scholien eines Setzerweibes" den gefährlichen Literaturpascha vollends vom Throne zu stürzen. In dieser „Abfertigung" liefert nun Hebbel ein Beispiel von der kritischen Methode Julian Schmidts, indem er zeigt, wie man im Sinne dieser Methode etwa den „Othello" analysiren müßte. Die Analyse ist die folgende***):

„Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähnrich Jago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Lieutenant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Roderich dienen, ein lüderlicher Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun hetzt Jago einen auf den anderen, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es giebt Eifersucht an allen Ecken, und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht mit einander vermischen sollen."

Diese Persiflage sollte sich jeder Kritiker als Warnungszeichen unter Glas und Rahmen aufbewahren und es sich dreimal überlegen, bevor er daran geht, über einen Künstler leichtfertig einen Tadel in die Welt hinauszuschicken, den er motivirt zu haben glaubt, wenn er einen Witz macht. Was soll es z. B. sagen, daß die Wagnerischen Heldinnen keine Kinder bekommen? Hat man jemals bei Donna Anna, Pamina, Fidelio, Agathe etc. an die Kinder gedacht, die sie etwa bekommen werden? Wem gereicht eine Ideen-Association, durch welche Jemand bei Betrachtung eines Kunstwerkes, also im Zustande ästhetischer Contemplation, auf eine solche Bemerkung geführt wird, mehr zur Unehre: dem Beurtheilten oder dem Beurtheiler?

*) Grenzboten, IV. 1850. S. 721—733.
**) Friedr. Hebbels sämmtliche Werke, 10. Band, S. 120—152.
***) Hebbels sämmtliche Werke, 10. Band, S. 139, 140.

Weit besser begründet ist Alles, was Nietzsche über den Mangel eines causalen Zusammenhanges und psychologischer Motivirung in der Nibelungen-trilogie vorbringt. Indessen sind die Einwendungen nicht neu, und wenigstens in Beziehung auf den „Ring des Nibelungen" lange vor Nietzsche in meinem Buche über Richard Wagner*) erhoben und bis ins Kleinste Detail nachgewiesen worden.

Zustimmen kann ich Nietzsche ferner in seiner Polemik gegen die allzugroße Bedeutung, welche in Wagners Theorie dem Theater auf Kosten der anderen Künste und Kunstarten beigelegt wird; auch diesen Punkt habe ich weit früher als Nietzsche in dem eben genannten Buche über Wagner**) hervorgehoben, indem ich auf den Dogmatismus hingewiesen, der darin liegt, daß das musikalische Drama für die höchste, ja sogar für die einzig wahrhaft berechtigte Kunstform ausgegeben wird, während ich nicht einzusehen vermag, weshalb eine Fuge von Bach oder eine Erzählung von Kleist***) nicht dieselbe Berechtigung haben sollte. Nietzsche geht aber, wie mir scheint, einen Schritt zu weit, wenn er in dem Theater nur ein Unterhalb der Kunst, nur etwas Vergröbertes, für die Massen Zurecht-gebrachtes und Zurechtgelogenes erblickt; auch will mir der Seitenhieb nicht gefallen, der bei Gelegenheit seiner Bemerkungen über die Unbedenklichkeit des Theatermenschen dem edelsten Dichter des deutschen Volkes, dem Liebling der Nation, Friedrich Schiller versetzt wird.

Was Nietzsche über Wagners Geschmack vorzubringen hat, über das Convulsivische seines Affectes, über seine überreizte Sensibilität ꝛc., das kann man füglich auf sich beruhen lassen; denn das ist ja eben Geschmackssache. Darin, daß Wagner seinen Geschmack in Principien verkleidet, muß man Nietzsche freilich Recht geben, das darf aber keineswegs dahin ausgedehnt werden, wie es von Nietzsche geschieht, daß Wagner seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princip verkleidet habe; erst mußte Wagners Unfähigkeit zum organischen Gestalten in unwiderleglicher Weise nachgewiesen werden; dieser Beweis ist aber bisher weder von Nietzsche noch von einem Anderen geliefert worden. Man kann sich wohl denken, was Nietzsche meint, da er ja von Bizets Musik sagt: Sie ist reich. Sie ist präcis. Sie baut, organisirt, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie". Nun, allerdings, in der Weise Bizets organisirt Wagner nicht; er organisirt anders, er organisirt eben in seiner Weise. Wagner erhebt allerdings seine specielle Methode zu einer allgemeinen Theorie, und — diese Verallgemeinerung braucht man nicht gelten zu lassen; er thut dies aber keineswegs aus Unvermögen, sondern in Folge einer Einseitigkeit, welche

*) Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner, S. 56—140 (Prag, Freytag).

**) S. 213—214.

***) S. 230.

ihm die Methode, die er sich aus seiner Praxis abstrahirt hat, in einer Verblendung seines Verstandes als die allein berechtigte, allein seligmachende erscheinen läßt. Einer solchen Gefahr ist aber gerade nur der eigenthümliche Künstler ausgesetzt, der es seiner Natur und seiner Kraft zutrauen darf, mit Erfolg von der geebneten Heerstraße abzuweichen; daß ihr Wagner nicht zu entgehen vermochte, ist für Viele gerade der stärkste Beweis für seine schöpferische Kraft und Originalität. Was uns betrifft, so haben wir ja immer die Freiheit, Wagners Theorie, soweit sie seiner Methode die ausschließliche Berechtigung vindicirt, zu verwerfen; dies hindert uns keineswegs uns an seinen dieser Methode gemäß hervorgebrachten Werken zu erfreuen; hüten wir uns aber vor dem Unrecht, eine irrthümliche, die Theorie betreffende Meinung des Künstlers mit seiner schöpferischen Kraft zu verwechseln und einen bloßen Irrthum seines Verstandes aus einem angeblichen Mangel seines Gestaltungsvermögens abzuleiten. Solche Logik führt auf Irrwege. Glücklicherweise ist sie sofort widerlegt, da sie mit offenkundigen Thatsachen im Widerspruch steht. Auch scheint mir Nietzsches Behauptung, Wagner habe die Anmaßung des Laien und eine immer größere Gleichgültigkeit gegen jede gewissenhafte strenge Schulung gezüchtet, mit dem starren Dogmatismus der Wagnerschen Theorie nicht im Einklange. Ein Mann, wie Wagner, der mit dem Bewußtsein der Consequenzen eines solchen Schrittes selber als Gesetzgeber auftritt, verlangt consequenterweise gerade die genaueste Observanz selbst der geringfügigsten seiner Vorschriften; das beweisen auch die häufigen Belehrungen, die sich in seinen Schriften für die Dirigenten und Darsteller seiner Werke finden. Was den Glauben an das Genie betrifft, so fördert diesen Glauben jedes Genie durch die einfache Thatsache seines Daseins, und insofern hat ihn auch Wagner gefördert. Wenn sich in die Anerkennung des Genies kein Mysticismus einmischt, wenn mit dem Genie kein Götzendienst getrieben wird (in welchem Falle die Anerkennung allerdings einen widerlichen Eindruck macht), so ist der Glaube an das Genie allezeit der Kunst noch weit förderlicher gewesen, als so manche unfruchtbare Betrachtungen der Kritiker und Aesthetiker. Der Wagnercultus in Bayreuth ist nun freilich eine häßliche Erscheinung, aber diese fällt erstlich weit mehr den Götzendienern zur Last, als dem Gegenstande ihres Dienstes; zweitens würde diese Ausschreitung, auch wenn sie Wagner selbst zur Last fiele, nichts gegen die berechtigte Anerkennung beweisen, welche man dem Genie zu zollen sich gedrängt fühlt, weil auch der edelste Grundsatz und das sittlichste Princip in der Maßlosigkeit seiner Anwendung zu unsittlichen und unedlen Consequenzen zu führen vermag. Mit der Formel, welche sich in den „Meistersingern" für den Cultus des Genies finden soll, ist wohl die Stelle gemeint, da Hans Sachs dem Walther von Stolzing die Freiheit seiner Melodie passiren läßt: „Nur mit der Melodei seid Ihr ein wenig frei; doch sag ich nicht, daß es ein Fehler sei; nur ist's nicht leicht zu behalten, und das ärgert unsere Alten." —

Nun hat Wagner mit dieser Lehre, die er dem Nürnberger Schuster in den Mund legt, allerdings pro domo gesprochen, und warum sollte man ihm diese Vertheidigung seines Standpunktes übel nehmen? Eine Ermunterung jenes Dilettantismus aber, welchen Nietzsche als einen frechen bezeichnet, vermag ich in der behaglichen und harmlosen Aeußerung nicht zu entdecken; überdies muß ich gestehen (dies ist freilich sehr subjectiv), daß für meine Empfindung gerade in dieser Production Wagners die größte Wärme liegt, und diese theilt sich bei jedesmaligem wiederholten Schauen und Hören meinem ganzen Wesen so innig mit, daß ich über die zur wirklichen Anschauung gebrachte Emancipation von Zopfthum und Regelkram an Wagners theoretisch ausgesprochene ästhetische Schrullen gar nicht denke.

Gegen die Gefahr, sich von einer solchen momentanen Aufwallung fortreißen zu lassen, ist nun freilich derjenige, der die Einseitigkeit der Wagnerschen Kunsttheorie erkannt hat, ein für allemal geschützt; es scheint mir darum eine ganz besondere Zurückweisung zu verdienen, daß Nietzsche Wagners Aesthetik nicht nur parodirt (das würde ich für meine Person ihm noch verzeihen), sondern derart ins Maßlose übertreibt, als ob sie, mit ihrem natürlichen Maßstabe gemessen, ihre Blößen nicht genügend aufdecken würde, ja daß er dem fanatischen Theoretiker sogar eine Aesthetik unterschiebt, welche dieser als einen Wechselbalg mit gutem Rechte von sich weisen könnte.

Nietzsche denkt sich den Erfolg Wagners personificirt, zum Musikgelehrten verkleidet, und läßt ihn einer Schaar junger Künstler Rathschläge ertheilen, welche jedem Jesuiten zur Ehre gereichen würden. Es sind im Wesentlichen folgende:

„Meine Freunde, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter schlechte Musik zu machen als gute. Wie, wenn es außerdem noch vortheilhafter wäre? Das Schöne hat seinen Haken? Wozu also Schönheit?

Wir kennen die Massen, wir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andere Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Und das Andere, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Cretins, die kleinen Blasirten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklich-Verdauenden, kurz das Volk — bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Das hat Alles einerlei Logik. Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief.

Was das Ahnen machen betrifft, so nimmt hier unser Begriff ‚Stil‘ seinen Ausgangspunkt. Vor Allem kein Gedanke! Nichts ist compromittirender als ein Gedanke! Sondern der Zustand vor dem Gedanken, das Gedränge der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf — das Chaos macht ahnen. In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Studiren wir vor Allem die Instrumente. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; was erklingt, ist beinahe gleichgültig. Raffiniren wir in

diesem Punkte. Seien wir im Klang charakteristisch bis zur Narrheit. Agaçiren wir die Nerven, schlagen wir sie todt, handhaben wir Blitz und Donner — das wirft um.

Vor Allem aber wirft die Leidenschaft um. — Verstehen wir uns über die Leidenschaft. Nichts ist wohlfeiler, als die Leidenschaft. Man kann aller Tugenden des Contrapunkts entrathen, man braucht nichts gelernt zu haben — die Leidenschaft kann man immer! Die Schönheit ist schwierig: Hüten wir uns vor der Schönheit! . . . Und gar die Melodie! Verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher, als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, wenn man wieder schöne Melodien liebt! . . .

Wagen wir es, häßlich zu sein! Wälzen wir unverzagt den Schlamm der niedrigsten Harmonie vor uns her.

Einen letzten Rath! Seien wir Idealisten! Wandeln wir über Wolken, haranguiren wir das Unendliche, stellen wir die großen Symbole um uns herum.

Lassen wir niemals zu, daß die Musik zur Erholung diene, daß sie Vergnügen mache. Machen wir nie Vergnügen . . . wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt . . . das ist schlechtes 18. Jahrhundert . . . Nichts dagegen dürfte räthlicher sein, bei Seite gesagt, als eine Dosis Muckerthum. Das giebt Würde. Und wählen wir die Stunde, wo es sich schickt schwarz zu blicken, öffentlich zu seufzen, christlich zu seufzen, das große christliche Mitleiden zur Schau zu stellen. Seien wir vorsichtig. Bekämpfen wir unsern Ehrgeiz, welcher Religionen stiften möchte. Aber Niemand darf zweifeln, daß wir ihn erlösen, daß unsere Musik allein erlöst . . ."

So richtig die Bemerkungen des letzten Absatzes auch in dieser Einkleidung die Wagnersche Geistesrichtung in der Bayreuther Zeit abspiegeln mögen, so sehr müssen uns die vorausgehenden Bemerkungen, welche sich auf Kunst, Schönheit, Häßlichkeit, Klangfarbe und Melodie beziehen als eine Karrikatur erscheinen und zwar eine Karrikatur sowohl der Wagnerschen Kunstpraxis als auch seiner Theorie. Niemals ist es Richard Wagner (so wenig wie je irgend einem Künstler) eingefallen, das Schöne zu verschmähen und absichtlich etwas Häßliches an dessen Stelle zu setzen; aber freilich — was schön und was häßlich sei, darüber sind die Meinungen verschieden, und es ist durchaus nicht nothwendig daß gerade Richard Wagner und Friedrich Nietzsche über diesen Punkt übereinstimmen. Jeder Künstler hält das, was er macht, und genau so, wie er es macht, für schön. Schwierig wäre das Schöne? Wer sagt uns das? Hat Richard Wagner jemals das gesagt? Nirgends sagt er es. Vielleicht ist es Nietzsches Meinung; dann durfte er sie aber nicht Wagner in den Mund legen. Das Schöne ist in Wahrheit weder schwierig noch leicht; man hat es, oder man hat es nicht, und es kann von dem, der es nicht hat, mit Ueberwindung noch so großer Schwierigkeiten nicht hervorgebracht werden. Nun liegt es

aber in dem individuellen Geschmack eines Jeden, wo für ihn das Schöne vorhanden sei. Die Schönheit ist für Jedermann nur da, wo er sie findet. Nietzsche findet die Schönheit in „Carmen"; ein Anderer findet sie in Wagners Werken, und ich kenne einen Aesthetiker, Nietzsche kennt ihn auch, der einmal in Wagners Nibelungen ein ganzes Himmelsgewölbe von Schönheit und Güte gefunden hat.

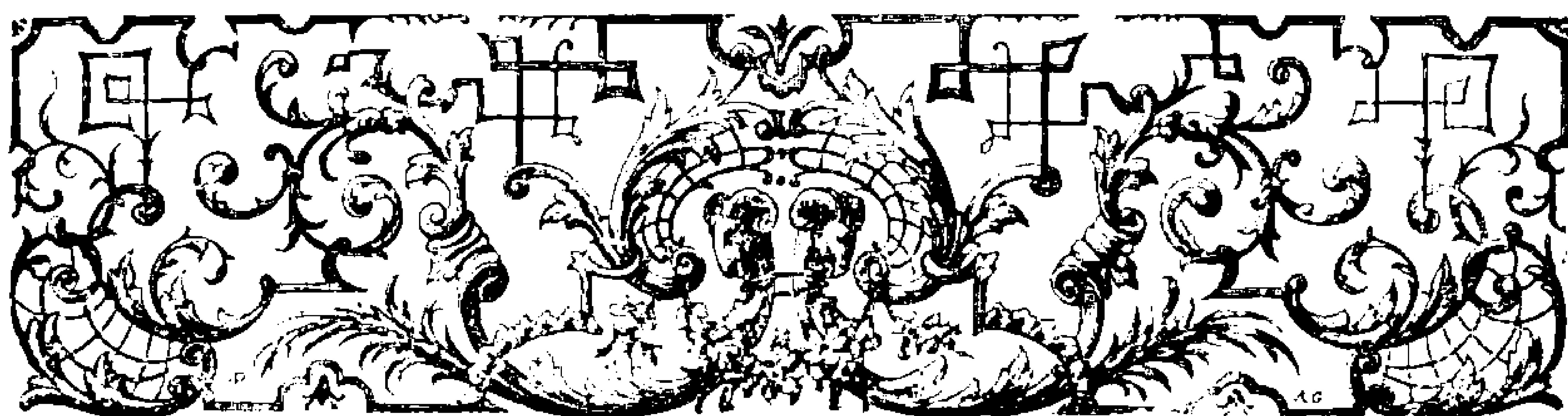
Mit dem „Fall Wagner" sind wir fertig.

Man wird gefunden haben, daß wir Nietzsches Argumente eigentlich nicht widerlegt haben; das wäre aber auch sehr schwer gewesen, denn er hat keine Argumente vorgebracht, sondern Behauptungen, und da genügte es völlig, seinen Behauptungen diejenigen eines anders empfindenden Individuums gegenüberzustellen.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über Nietzsches Aesthetik. Es ist nicht mehr dieselbe, aus deren Boden die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" herausgewachsen ist. Damals hat sich Nietzsche über die Heiterlinge entrüstet; er vertrat die Aesthetik der Trauerlinge. Er ist aus einem Extrem in das andere übergegangen uud steht gegenwärtig durchaus auf dem Standpunkte der Heiterlinge. Einen Vorwurf wird ihm aus diesem Uebertritt nur derjenige machen, der es nicht weiß, wie sehr die menschlichen Meinungen dem Wechsel unterworfen sind; allein von demjenigen, der einen solchen Meinungswandel in sich selbst durchgemacht hat, sollte man billigerweise erwarten dürfen, daß er über den relativen Werth eines jeden positiven Standpunktes mit sich im Klaren sei und die Berechtigung seines früheren Standpunktes wenigstens als eine Möglichkeit anerkenne. Denn wer bürgt ihm dafür, daß sein heutiger Standpunkt nicht ebenso einseitig sei, wie derjenige, den er verlassen hat, und wer garantirt ihm, daß er seine neue Meinung in Zukunft einmal nicht wieder ändern werde? In der That ist Nietzsches heutige Aesthetik ebenso einseitig wie seine frühere es gewesen ist. Der erste Satz seiner neuen Aesthetik lautet: „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen" — man könnte da wohl hinzufügen: wie z. B. Dantes Göttliche Komödie oder Prometheus von Aeschylos, die Oedipus-Trilogie vou Sophokles und dergleichen. Man sieht, zu was für Consequenzen jede Einseitigkeit führt. In Wahrheit kann das Schöne ebensogut auf zarten Füßen laufen, wie auch schweren gemessenen Schrittes einherschreiten, wie die Racheweiber in Schillers Ballade: „Die Kraniche des Ibykus."

Freude und Schmerz sind und bleiben die zwei Grundstimmungen des menschlichen Gemüthes. In den Spiegelungen menschlicher Gemüthszustände durch die Kunst hat die eine Grundstimmung vor der anderen nichts voraus, noch viel weniger ist eine von beiden ausschließlich berechtigt.





Moritz von Oranien.

Von

Arthur Kleinschmidt.

— Heidelberg. —

König Wilhelm III. ist wieder genesen und der Zeitpunkt hinausgerückt, an dem die Krone der Niederlande aus der Hand des letzten Oraniers auf die Locken eines Mädchens sinken wird; und doch führt es mich unwillkürlich an die Gruft in der Kirche zu Delft, in das große Todtenhaus, das alle Oranier seit Wilhelm dem Schweiger in ihren Särgen vereinigt; jetzt Tod, einst Leben; jetzt Asche, einst Gluth! Drei Jahrhunderte liegen dort unter dem Steine verschlossen, von dem aber, was die Todten drunten in ihnen schufen, von ihrem Ringen und Kämpfen spricht die riesenhafte Gestalt einer in die Posaune des Ruhmes stoßenden Fama, die das Grab behütet. Eine unvergleichliche Familienhistorie wird einst mit König Wilhelm III. erlöschen; in der ganzen Geschichte giebt es für die Oranier nur einen Vergleich: ich meine die Barkiden in Karthago. Beide Dynastien stellten in nicht ermattender Kraft mehrere Generationen hindurch Männer allerersten Ranges; in Karthago Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal, in Holland Wilhelm den Schweiger, Moritz, Friedrich Heinrich und Wilhelm III. von Großbritannien; beide Dynastien hatten gleichsam als Familiensache einen Weltkrieg zu führen, die Barkiden mit Rom, die Oranier mit Spanien; beide standen als monarchische Führer an der Spitze einer kriegerischen Bevölkerung einer kaufmännischen Aristokratie gegenüber, welche selbst ehrlosen Frieden dem Kriege vorzog; während aber Hannibal, der Größte seines großen Geschlechts, unterging, errangen Wilhelm

der Schweiger und sein Haus den Triumph. Es war ein Weltkrieg, wie ihn einst die Griechen gegen die einbrechenden Perser geführt, ein kleines Völkchen gegen hundertfache Uebermacht; zwar zerrissen die Kugeln Spaniens ihre Glieder selbst, doch erstritten die Oranier die Freiheit der Niederlande vom Joche Spaniens und die Freiheit des Gewissens ihres Volkes von Rom, gaben ihren Mitbürgern ein unabhängiges Vaterland und eine freie Religion, freien Leib und freie Seele — in Sturm und Drang lernte das Volk diese Großthat des Geschlechts, die allen Sprossen gemeinsam war, begreifen und würdigen; es lohnte sie mit vertrauender inniger Liebe, und durch seine ganze Geschichte klingt der Ruf wider, den die Fama an der Gruft zu Delft erschallen läßt: „Oranje boven!“

Treten wir jetzt von der Todtengruft an die Wiege eines der größten Söhne des Hauses Oranien-Nassau! Wie sein Vater, Wilhelm der Schweiger, erblickte Moritz von Nassau in der im vorigen Jahrhundert von den Franzosen zerstörten Burg zu Dillenburg das Licht der Welt, und zwar am 14. November 1567; vor Albas Wuth war Wilhelm mit seiner zweiten Gemahlin Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, dorthin geflüchtet, und die Spanier rächten sich für sein Entrinnen, indem sie seinen Erstgeborenen Philipp Wilhelm von der Universität Löwen weg in Haft schleppten. Die Taufe von Moritz fand im Januar 1568 in Dillenburg statt (die Acte fehlt im oranischen Hausarchiv), und als Großneffe des regierenden Kurfürsten von Sachsen erhielt das Kind zu dem großväterlichen Namen Moritz den Namen August, den es aber nie geführt zu haben scheint. Moritz' Jugendeindrücke mögen sehr kummervoll gewesen sein, denn die elterliche Ehe war als echtes Product der Politik in hohem Grade unglücklich und durch Annas Untreue für Wilhelm unerträglich. Längst einander fremd, schieden sich die Eltern 1571, der Vater heirathete noch zwei Mal, die Mutter abenteuerte bis zu ihrem frühen Tode. Des schwächlichen Knaben nahm sich des Vaters Bruder, der eifrige Calvinist Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg an; er ließ ihn mit seinen Söhnen erziehen und die Lehrer rühmten an ihm „ein gut ingenium“; nach Sitte der Zeit dachte man sehr bald an den Besuch einer Universität, und Johann, den Moritz in seinen innigen Briefen stets seinen Vater nennt, drang in den Prinzen von Oranien, er solle Moritz mit seinen vier Söhnen und vier Grafen von Berg auf die Ruperta nach Heidelberg schicken, „itzundt die fürnembste Schul in ganz Teutschland, so mit gelehrten Leut und guter Ordnung am meisten versehen ist, auch die Kinder das Französisch daselbsten besser dann sonsten irgenwo in Teutschland üben können“. Wilhelm sträubte sich einige Zeit aus Furcht vor zu frühen Verlockungen für den Knaben, aber der Oheim ließ nicht ab, für den Liebling zu bitten, und so konnte dieser mit seinen acht Vettern am 2. Februar 1576 in Heidelberg immatriculirt werden; sein Hofmeister verspürte schon nach Wochen an ihm ein „divinum ingenium“ und erging

sich in Lobesergüssen an den Grafen Johann, der sie beglückt Wilhelm wiederholte. Da die Geldmittel des Vaters gering waren, that der Oheim fast Alles für Moritz, dem auch seine gutherzige Stiefschwester Maria von Nassau ihren Beutel öffnete; Alle wußten ja, wie fleißig und erfolgreich Moritz unter den Augen des frommen Kurfürsten Friedrich III. studirte und wie gut er im Hause des Kanzlers Dr. Christoph Ehem geborgen war. Als er wiederholt erkrankte, dachte man daran, ihn nach Genf zu senden, doch unterblieb dies. Da starb der Kurfürst. Sein starr lutherischer Sohn Ludwig VI. verfolgte die Reformirten schonungslos; Ehem wurde abgesetzt und seit April 1577 im Gefängnisse gehalten; für einen calvinistischen Prinzen ward der Aufenthalt am pfälzischen Hofe unbehaglich und Moritz ging darum (1578) zu dem Vater nach Breda, im Herbst 1582 aber auf die wenige Jahre zuvor gestiftete Universität zu Leyden; der Vater und die Stände überwachten ihn sorgsam, um so mehr als eine Entführung durch die Spanier nicht ausgeschlossen schien, und sein Vater verfügte testamentarisch, so lange sein ältester Sohn in spanischer Haft sei, solle Moritz im Falle seines Ablebens das Fürstenthum Oranien regieren. Moritz wurde streng calvinistisch erzogen; seine Lieblingsstudien betrafen Kriegswissenschaften und Mathematik. Weit über sein Alter ging die Geistesgegenwart, die er bei dem Attentate Jaureguys auf den Vater, das er mit ansah, bewies (1582). Kaum war sein Vater zum Grafen von Holland ernannt worden, ohne daß eine beschränkte constitutionelle Monarchie unter dem Hause Oranien eingeführt worden wäre, da traf der Dolch Gérards am 10. Juli 1584 den gewaltigen Schweiger, der die Zeitgenossen um über Hauptes Länge überragt hatte. Noch war Philipp Wilhelm, der älteste Sohn, in spanischer Haft; aller Patrioten Auge richtete sich darum auf den noch nicht siebzehnjährigen Moritz. Freilich war er zu jung und unerfahren, um in die Stelle des Vaters in so kritischen Momenten einrücken zu können, und man stellte ihn nur mit einem Jahrgehalte von 30 000 Gulden an die Spitze des neuen Staatsraths; wenn aber auch dieser den Generalstaaten und den Provinzialbehörden gegenüber machtlos war, so lernte doch Moritz den Gang der Regierungsgeschäfte kennen, und sein Name blieb die Losung im Kriege gegen Spanien, das den Dolch Gérards gedungen hatte.

Die oberste Leitung in den niederländischen Provinzen übernahm für die Königin Elisabeth von England ihr Günstling Graf Leicester, den Moritz und viele Edlen im December 1585 in Vlissingen feierlich begrüßten; sah man doch in der englischen Hülfe die beste Gegenwehr gegen Alexander Farnese, den genialen Feldherrn Philipps II. Als Gegengewicht gegen Leicester wurde Moritz ausersehen, und es war besonders das Verdienst des Pensionärs von Rotterdam, Johann van Oldenbarnevelt, daß Moritz noch vor Leicesters Ankunft (10. Nov. 1585) zum Statthalter, Generalcapitän und Admiral der

Provinzen Holland und Seeland proclamirt ward. Bei seiner Jugend blieb er vorerst ein Werkzeug in den Händen der Staaten, an die er sich, durch seine Stiefmutter Louise de Coligny, Oldenbarnevelt u. A. trefflich berathen, enge anschloß; officiell nannte er sich „geborener Prinz von Oranien." Wenn er sich auch seine Würden von Leicester bestätigen ließ, so hielt er sich ihm doch instinctiv fern und betheiligte sich, obwohl dem Kriegsstudium mit wahrer Leidenschaft zugethan, nicht an den jämmerlichen Feldzügen des geckenhaften Statthalters, dessen Stellung rasch ins Wanken gerieth; im Kampfe Leicesters mit den Staaten blieb Moritz im Hintergrunde, wobei er alle Versuche des Grafen, ihn an sich zu ziehen, zurückwies und Oldenbarnevelt, dem nunmehrigen Advocaten von Holland, immer näher trat. Oldenbarnevelt hatte er es zu verdanken, daß Leicester von dem Plane abstehen mußte, ihn Ende 1586 mit sich nach England zu nehmen. Während Leicesters Abwesenheit fiel Moritz (24. November) der Vorsitz im Staatsrathe zu, der mit der Landesregierung und Kriegführung betraut wurde; Oldenbarnevelt arbeitete unermüdlich darauf hin, Moritz zu erhöhen. Auf Leicesters Unkosten erweiterten sich seine Befugnisse, das ganze Kriegswesen wurde seiner unmittelbaren Leitung unterstellt, mehr als bisher trat er als „geborener Prinz von Oranien" hervor, und am 5. Juni 1587 erfolgte seine Ernennung zum Generalcapitän seitens der Generalstaaten. Als Leicester wieder nach Holland kam, sah er den Boden unter seinen Füßen abgegraben, und Niemand hatte mehr dazu gethan als Oldenbarnevelt. Leicester verließ Holland Ende 1587 für immer, und im April 1588 war seine Abdankungsurkunde in den Händen der Generalstaaten. Diese setzten sich selbst bald factisch an die Stelle des Staatsraths und erklärten sich 1593 für permanent. Moritz leistete Elisabeth bei der Abwehr der Armada (1588) werthvolle Dienste, und sie stellte sich trotz Leicesters Mißerfolgen auf die Seite Hollands gegen Spanien. Mit Aufbietung seiner persönlichen Autorität beschwichtigte Moritz Aufstände der Soldaten; die Belagerung von Gertruidenberg mißlang ihm hingegen völlig, was bei der schlechten Staatenarmee kein Wunder war. Wenn er dann die spanischen Besatzungen aus kleinen Festungen Nordbrabants vertrieb, so konnte er sich sagen, daß er der Schöpfer einer weit kleineren, aber zuverlässigen und pünktlich gelöhnten Armee sei. Seit 1584 Generaladmiral, wurde er 1590 auch Statthalter von Utrecht, Overyssel und Geldern und vereinigte so in sich den Oberbefehl über die Contingente von fünf Provinzen, während in Friesland sein genialer Vetter, Wilhelm Ludwig von Nassau, als Statthalter gebot und durch Heranbildung von Elitetruppen wie Europa keine ähnlichen besaß, Moritz den Weg wies, um der erste Feldherr der Zeit zu werden. Er ermunterte Moritz, gleich ihm die Alten zu studiren, führte ihn an das Kaiser Leo dem Thracier zugeschriebene Werk über die Kriegskunst, interessirte ihn für die den Römern nachgeahmte Art des Exercirens und Manövrirens, und sehr bald sah man

im Haag Scheingefechte der Soldaten nach Gladiatorenart. Wie Orestes und Pylades standen beide Vettern neben einander, getragen von denselben Neigungen, Absichten und Ideen, beseelt von gleichen Gefühlen, und neidlos sah der politisch weit befähigtere ältere Bruder, wie der jüngere Moritz über ihn emporstieg. Nur in harter Arbeit und mit eisernem Fleiße errang sich Moritz seinen welthistorischen Namen, wurde er der Neuschöpfer der Belagerungswissenschaft, der Organisator der Armee, der Beschützer der geeinigten Republik gegen ihre mächtigen Feinde.

Seit seinem siebzehnten Jahre General, vereinigte er die Beherrschung gelehrter Taktik und augenblicklichen praktischen Verständnisses; die Bücherweisheit verdunkelte ihm nie die Lage, in die ihn plötzlich ein Schlachtfeld versetzte; mit echtem Feldherrnblicke und eherner Ruhe durchschaute er sofort Stärke wie Schwäche der eigenen und der fremden Positionen. Er war ein gründlich geschulter Mathematiker und liebte den Umgang mit dem gelehrten Soldaten Simon Stevin, dem Begründer des Decimalsystems; Ingenieure, Pioniere, Genietruppen machten in seinem kleinen Heere einen unverhältnißmäßigen Procentsatz aus. Bald galt es als unbestritten, daß die bestdurchgebildete Armee die der Generalstaaten und Moritz der glänzendste aller Kriegführer sei. Mit seinem Berather in Militär- und Civilsachen, dem Vetter in Friesland, setzte er den Feldzugsplan fest, täuschte Alexander Farnese über seine Ziele, rückte dann im Mai 1591 über die Veluwe aus Holland heran und in einem Siegeszuge fielen Zütphen, Deventer, Delfzyl und einige kleinere Plätze in seine Gewalt; als Alexander sich anschickte, die Waal zu überschreiten, gab Moritz die begonnene Belagerung von Steenwyk auf, stürzte sich auf ihn und erzwang seinen Abzug, versäumte aber die Gelegenheit, das feindliche Heer zu vernichten, stand aus Vorsicht von der allgemein erwarteten Belagerung Nymwegens ab und nahm erst, als Alexander nach Frankreich abgezogen war, im Herbste Hulst und Nymwegen. Dieser Feldzug führte den jungen Oranier in die Reihe der ersten Generale der Geschichte; in ganz Europa nannte man seinen Namen mit Verehrung. In den folgenden Jahren brachte er Steenwyk, Koeverden, Gertruidenberg, Groningen zu Fall, eroberte alle von den Spaniern besetzten Festungen wieder und befreite von ihnen völlig den Boden der sieben vereinigten Provinzen; als dann der Krieg auf feindlichem Gebiete fortgesetzt ward, erntete Moritz, der nach seinem Wahlspruche endlich aus einem Reise ein Baum geworden, neue Lorbeeren; als er 1597 bei Turnhout ein spanisches Corps nur mit Reiterei besiegte und mit nur zehn Mann eigener Einbuße vernichtete, war dies der erste Sieg in offener Feldschlacht während des ganzen Unabhängigkeitskrieges; und diesem Erfolge schlossen sich neue an, die Eroberung von Rheinberg und der glorreiche Sieg von Nieuwpoort (1600). Zu der letztgenannten Schlacht freilich hatte der vorsichtige Moritz sich nur auf beständiges Drängen Oldenbarnevelts entschlossen.

Aber weitere Resultate hatte der Feldzug nicht, und Moritz vergaß, in seinem sprichwörtlichen Eigensinn verletzt, dem Advocaten von Holland niemals, in welche Zwangslage er ihn gebracht hatte. Seitdem trat mehr und mehr der Zwiespalt zwischen Moritz und Oldenbarnevelt zu Tage; die frühere Intimität erkaltete, und die Forderungen der Diplomatie der Generalstaaten geriethen in häufigen Conflict mit der Kriegsleitung, die nur sehr ungern französische, deutsche und englische Einmischung gelten ließ. 1601 eroberte Moritz Meurs, wo er sich als Erbe der Grafschaft huldigen ließ, 1602 Grave und 1604 Sluis; doch wurde ihm das Glück untreu, seit ihm in Spinola ein neuer ebenbürtiger Gegner erwachsen war. Er mußte froh sein, die Grenzen der Republik schirmen und die gewonnenen Positionen im Ganzen behaupten zu können, war erbittert über die ihm auferlegte Entsagung, löste nur mit Widerwillen die des gleißenden Ruhmes entbehrende Aufgabe und blickte mit Eifersucht auf die kühnen Seefahrer, die den holländischen Namen in fernen Welten zu den Sternen erhoben, vom Nord- zum Südpole eilten, Nowaja Semlja und Patagonien besuchten. Allgemeine Erschöpfung auf spanischer und staatischer Seite veranlaßte 1607 Friedensunterhandlungen, welche trotz allen Widerstandes der von Moritz geleiteten Kriegspartei durch die Autorität Oldenbarnevelts mit dem Abschlusse des Friedens (zwölfjähriger Bestand, 9. April 1609) endeten.

Moritz war der Schüler Oldenbarnevelts gewesen, der mit Stolz auf seine Resultate schaute; in Beiden hatte sich die nationale Politik der Ehrsucht Leicesters gegenüber verkörpert, aber längst war der Jüngling der Obhut entwachsen, längst fühlte er sich als Oranier, als vollkräftiger Siegesfürst, und das Joch des Mentors, der manchmal des feinen Taktes entrieth, drückte auf den empfindsamen Schultern. Gab es doch ohnehin wenig so schroffe und reizbar stolze Naturen wie Moritz, den jede Niederlage im Schachspiel tief erbitterte und der schon in den Tagen, da der erste Flaum auf seiner Wange sproßte, ausrief, lieber wolle er sich vom höchsten Thurm im Haag herabstürzen, als Holland unter den seinem Vater gestellten Bedingungen souverän regieren. Und daß sich das junge Oranierblut fühlte, war kein Wunder; neben Heinrich IV. von Frankreich war Moritz während des langen Krieges die berühmteste Gestalt in der Welt geworden. Niemand kam ihm gleich als Belagerer und Feldherr; die Blüthe aller Nationen strömte herbei, um unter seinen sieghaften Fahnen zu kämpfen; bis nach Asien hin galt er als eine Leuchte unter Europas Fürsten; der Kaiser von Japan schrieb an ihn als an seinen Bruder und erklärte ihm seine Beschämung, die Freundschaft eines so allgefeierten Monarchen so wenig zu verdienen. Und nun mit 42 Jahren sollte er dem Boden, in dem er emporgewachsen, entrissen werden, im Frieden eine wesenlose Rolle spielen, sich von den Generalstaaten lediglich als ihr Diener behandeln, von Oldenbarnevelt patronisiren lassen! Er

sollte vom Schilde, auf dem seine Truppen ihn der Welt zeigten, herabsteigen und sich in ein Labyrinth von politischen und religiösen Intriguen und Zänkereien vergraben? Im directen Gegensatze zu seinem Vater, der ein so großer Diplomat genannt werden mußte, war Moritz nur Soldat und sah im Frieden für sich so gut wie keine Rolle, wie auch seine Gehälter darin bedeutend reducirt wurden. Krieg und Kriegsruhm war sein Hauptinteresse im Leben, die Schleichpfade der Politik und Diplomatie erschienen ihm zu gewunden und schlüpfrig. Kirchliche Zwiste, die mit den politischen auftauchten, widerten ihn an, er konnte sich in solchem Wirrwarr nicht zurecht finden. Auch hatte er patriotische Bedenken gegen den Frieden, Bedenken, die sein Vetter in Friesland theilte; sie fürchteten, derselbe käme nur Spanien zu Gute, das während dessen Dauer neue Kräfte sammeln würde; und wie beide Nassauer dachten die breiten Massen des Volks, aus denen die giftigsten Libelle gegen Oldenbarnevelt hervorgingen, die ihn als Verräther bezeichnten. Ein tödlicher Haß bemächtigte sich Moritz' gegen Oldenbarnevelt, an dessen reinen Absichten er zweifelte, und wenn auch die Wittwe Wilhelms, Louise de Coligny, ab und zu ausgleichend eingriff, so blieb doch der Haß in Moritz' verschlossenem Gemüthe und fand neue Nahrung durch die auffällige Art, mit der Oldenbarnevelt den aus der Haft Spaniens heimgekehrten älteren Bruder, Philipp Wilhelm von Oranien, in den Vordergrund zu drängen beflissen war; auch vermuthete Moritz, daß es der Advocat gewesen, der 1609 seine Ernennung zum Generalgouverneur der Union vereitelt habe und der seiner Erhebung zum Souverän der Niederlande entschieden zuwider sei. Wer in den Niederlanden den Advocaten haßte, erblickte in Moritz seinen natürlichen Führer. Der drohende Sturm entlud sich aber nicht auf dem politischen, sondern auf kirchlichem Gebiete. Ueber die Prädestinationslehre war in dem vom Calvinismus beherrschten Lande ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Parteien von Arminius und Gomarus befehdeten sich auf Tod und Leben; die milden Arminianer oder Remonstranten verwarfen die schroffe Prädestinationslehre, die starren Gomaristen oder Contraremonstranten klammerten sich daran als an das Fundament des Calvinismus, die Arminianer wollten, daß sich die Kirche dem Staate willig unterordne, die Gomaristen, daß sie vom Staate völlig unabhängig sei, die Arminianer waren in der Minorität, zählten aber die meisten Vornehmen der Niederlande zu ihren Mitgliedern, die Gomaristen geboten über die großen Massen. Oldenbarnevelt stand zwar auf Seiten der Gomaristen, soweit seine religiösen Ansichten in Betracht kamen, hielt aber strenge auf die Suprematie des Staates über die Kirche und war hierin völlig Arminianer; Moritz sah lange dem Streite theilnahmlos zu; obwohl er den Gomaristen, die meist gegen den Frieden mit Spanien geeifert, gewogen war, ergriff er vorerst keine Partei und meinte: „Ich bin Soldat und kein Gelehrter; das sind theologische Dinge, die mich nichts angehen;" ja er behauptete,

von der Prädestination wisse er nicht, ob sie blau oder grün sei. Wiederholt ermahnte er die Streitenden zum Frieden und unterließ, Gewalt zur Unterdrückung der Gomaristen im Haag anzuwenden, als Oldenbarnevelt ihn 1616 dazu aufforderte. Moritz blieb indolent, rathlos, ohne Willenskraft und ging noch immer in die Kirche der Arminianer. Von Friesland her kamen beständig die eindringlichsten Ermahnungen, Wilhelm Ludwig von Nassau war leidenschaftlicher Gomarist; er erinnerte Moritz, eingedenk zu sein, daß sein Vater für die reformirte Lehre gefallen, beschwor ihn, sein eigenes Seelenheil nicht zu gefährden, sondern vielmehr für die gefährdete Religion einzutreten. Wir wissen, welchen Einfluß der Vetter auf Moritz auszuüben pflegte, und auch hier entschied derselbe. Moritz gelobte in feierlicher Erneuerung seines Schwures von 1586, die reformirte Religion lebenslang zu beschützen, und ging am 23. Juli 1617 mit seinem Vetter und glänzendem Gefolge in die von den Gomaristen gewaltsam in Besitz genommene Klosterkirche im Haag, die seitdem die Prinzenkirche hieß. Hiermit hatte er im Kirchenstreite offen für die Gomaristen Partei genommen; von nun an gebot er in dem einen Lager, dem gegenüber Oldenbarnevelt mit Moritz' Mutter und Bruder Friedrich Heinrich das arminianische befehligten.

Man mochte erwarten, Moritz werde Gewalt gegen die um Oldenbarnevelts erhabene Gestalt gescharten Staaten von Holland ergreifen; er aber hielt an sich; Oldenbarnevelt hingegen antwortete auf jenen Kirchgang mit der „scharfen Resolution" der Staaten (4. August), welche die Städte berechtigte, Kriegsvolk anzuwerben, das im Falle eines Aufruhrs nur den Regenten der Garnisonsplätze gehorchen dürfte. Es war eine grausame Ironie gegen Moritz, von ihm gerade die Unterstützung dieser direct gegen ihn gerichteten Maßregel zu verlangen; das hieß ja, seine Absetzung vom Commando der Truppen Hollands selbst unterschreiben. Sein Haß gegen den Advocaten wuchs; er redete sich ein, dieser müsse ein Verräther und geheimer Agent Spaniens sein, und die allgemeine Verwirrung in der Republik schien ihm Recht geben zu wollen. Wilhelm Ludwig schürte das Feuer in seiner Seele. Oldenbarnevelt wollte durch die „scharfe Resolution" ein eigenes Heer schaffen (Waardgelders), einzig für den Dienst der Staaten von Holland, und an die Spitze desselben Friedrich Heinrich, den Arminianer, stellen; hatte er in letzter Zeit Philipp Wilhelm gegen Moritz bevorzugt, so wollte er nun den jüngsten Bruder ihm gegenüber ausspielen. Wieder währte es geraume Zeit, bis Moritz, von seinem Vetter angetrieben, sich aufraffte, das Netz des großen Gegners zerriß und das ganze System der Waardgelders im Entstehen zertrümmerte. Dann holte er zum größten Schlage aus; auf Grund einer geheimen Vollmacht der Generalstaaten ließ er am 28. August 1618 Oldenbarnevelt und seine Anhänger Ledenberg, Hoogerbeets und Hugo Grotius verhaften und besetzte auf einer Rundreise durch die Provinzen die Beamtung in seinem Sinne.

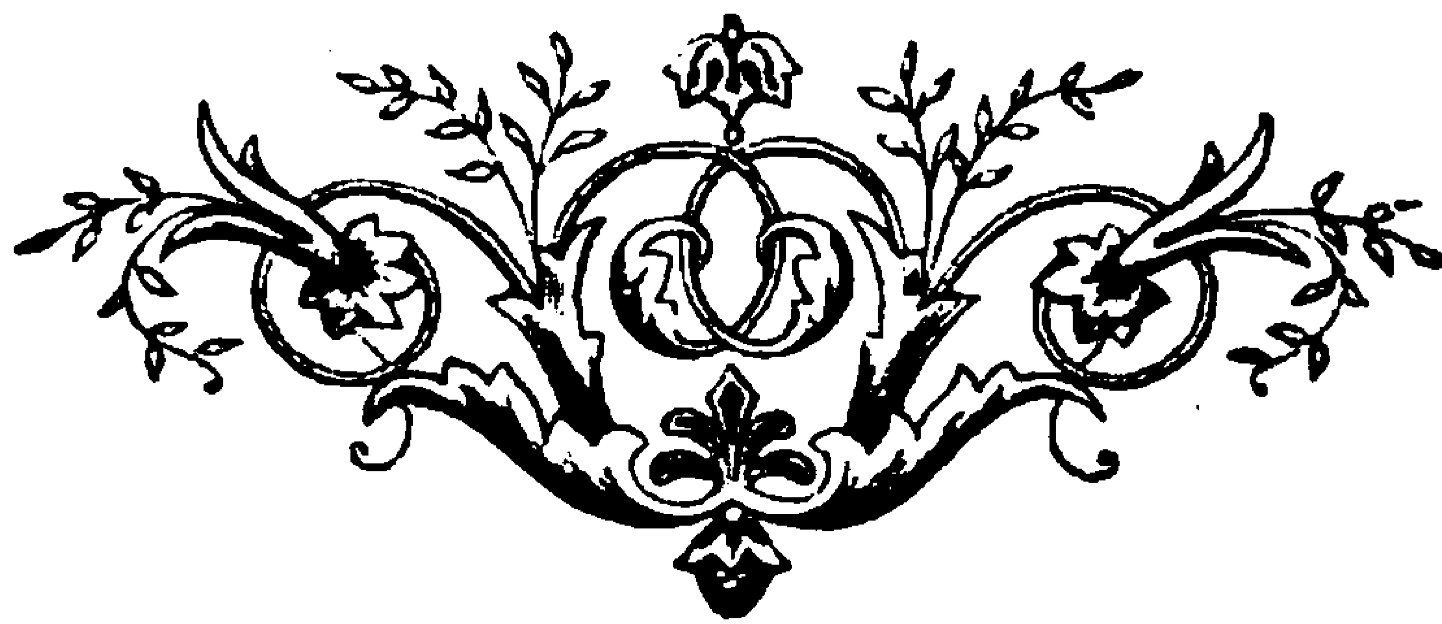
Im Namen und unter der Autorität der Generalstaaten wurde Oldenbarnevelt und seinen Freunden der Proceß gemacht, der am 13. Mai 1619 mit der Hinrichtung des greisen Rathgebers im Binnenhofe endete. Moritz enthielt sich jedes Eingriffs in den Proceß; daß er den Todesstoß nicht von dem ehrwürdigen Haupte seines Lehrers ablenkte, bleibt ein unauslöschlicher Flecken auf seinem Schilde und verunglimpft die Ehre der Oranier ebenso wie der grauenvolle Tod der großen Brüder de Witt unter Wilhelm III. Begnadigt hätte er ihn gewiß; aber Oldenbarnevelt und seine Familie wandten sich stolz von dem Worte Gnade ab, da sie Recht beanspruchen konnten. Kaltsinnig ließ darum Moritz den Vater der Republik wie einen Verbrecher enden.

Hiermit war die Machtfrage zwischen oligarchischer Regierung und neutralisirender Richtung gelöst. Jetzt kam für Moritz die wunderbare Gelegenheit, der Republik an Stelle ihrer unglückseligen Verfassung ein festes, einheitliches Gefüge zu geben, die Utrechter Union von 1579 zu neuem Leben auszubilden, sich selbst zum Generalstatthalter und Generalcapitän der Union zu erklären, wenn er nicht ihr Souverän zu werden vorzog. Aber nichts von alledem geschah. Moritz that keinen Schritt zur Erweiterung seiner Macht, bewies von Neuem, daß er kein Staatsmann sei und den Ruf des Schicksals nicht begriff. Hatte er noch bei Oldenbarnevelts Leben den Jülicher Krieg gegen den Erzherzog Leopold tüchtig geführt, so leitete er dann den Grenzkrieg gegen Spinola, freilich ohne besonderen Erfolg; keine einzige glänzende Waffenthat erinnerte an die frühere Ruhmesperiode, an die Tage von Turnhout und Nieuwpoort, Fortuna hatte ihrem Lieblinge den Rücken gekehrt; Alles verlief im Sande. Moritz gebot nahezu unumschränkt in der Republik, die er mit Oldenbarnevelt aufgebaut hatte, aber die grausame Unterdrückung der Arminianer, die sie in Schaaren nach Schleswig und anderen Landen trieb, konnte den Parteihaß nicht vertilgen. Seine politische Wirksamkeit reducirte sich, seit er die ihm so lästige Stütze Oldenbarnevelts verloren, auf Null; denn ihm fehlte aller politische Ehrgeiz und politische Sinn. Ungeregelte Lebensweise und Geiz beeinträchtigten seine Popularität; sein barscher, mit den Jahren immer unfreundlicherer Charakter stieß ab; nicht begabt mit dem Talent, Menschen zu beherrschen und an sich zu fesseln, wurde er allmählich einer Nation entfremdet, die ihm doch den heißesten Dank für die endgültige Vertheidigung ihrer Heimat gegen jeden Feind schuldete.

Zwischen Moritz und der Nation erhob sich der blutige Schatten Oldenbarnevelts; kein Dichterlob erklang zu des Feldherrn Preis, wohl aber feierte die Dichtkunst immer begeisterter den gerichteten Staatsmann, und von Geschlecht zu Geschlecht tönten seine Worte auf dem Gange zum Schaffote fort: „Das also ist der Lohn für 40jährige treue, dem Lande bewiesene Dienste!“ Ein Todfeind von Moritz, der unsterbliche Lyriker Jost van den Vondel, dichtete sein ergreifendes Lied an den Stab, auf

den gestützt der Greis das Blutgerüst bestiegen hatte, und entwarf in seinem „Palamedes" ein Schreckensbild von Moritz unter der Maske Agamemnons. Keine Feindschaft vielleicht war Moritz gefährlicher als die des unversöhnlichen Barden, der nachmals jubelnd seinen Tod begrüßte, keine verdunkelte mehr seine Lichtgestalt bei seinen Landsleuten.

Seit dem Tode seines ältesten Bruders, 1618, dessen Erbe und thatsächlich Prinz von Oranien, folgte Moritz 1620 seinem geliebten Vetter von Friesland auch in der Statthalterschaft von Groningen und Drenthe; aber auch dieser Zuwachs seiner Macht veranlaßte ihn nicht, nach der Krone zu greifen und so seinem Lande und seinem Hause Jahrhunderte der Wirren zu ersparen. Sein Lebensabend war höchst traurig; ein Freund der Frauen, war er doch nie dazu gekommen, eine zur legitimen Lebensgefährtin zu machen, und mußte über die eigenen natürlichen Söhne hinaus dem jüngeren Bruder Friedrich Heinrich seine Macht vererben, die freilich nirgends glücklicher geborgen sein konnte. Die nie allzu kräftige Gesundheit des Fürsten war gebrochen, er ging mit offenen Augen dem Tode entgegen, beeilte fieberhaft die Verheirathung des Bruders mit der geistvollen Gräfin Amalie zu Solms und übertrug ihm den Befehl über das Heer, seine eigenste Schöpfung. Das Leben ekelte ihn an, wie er seiner Umgebung versicherte; fromm und gefaßt nahm er Abschied von seiner Schwester Emilie, die später ein so trauriges Schicksal in Portugal fand, sowie von seinem Nachfolger und starb am 23. April 1625 im Haag als gläubiger Calvinist, wie er einst vom Hofe zu Dillenburg und Heidelberg nach Holland gekommen war. Man begrub ihn neben dem großen Vater, den er als Kriegsheld weit übertroffen, als Staatsmann nie erreicht hatte.





Im Schnee.

Novellette.

Von

Carl Hecker.

— Stuttgart. —

Pfui, welch ein Hundewetter! So lange hatte der Winter nur getändelt, über Nacht einen Frost, in der Frühe einen Nebel oder Reif entsandt, welchen die Mittagssonne wieder auflöste.

„Ist das ein Winter?“ fragten die Ungeduldigen, denen die Zobelpelze im Kasten hingen, die Schlitten in der Remise und die Oefen als nutzlose Decorationsstücke in den Zimmern herumstanden. Alle Backfische, welche dem Schlittschuhsport huldigten, waren in Verzweiflung. Wie man sich im Frühling nach Blüthen sehnt, so sehnte man sich jetzt nach Schnee und Eis, und wie man an schwülen Sommertagen, etwa vor einer verabredeten Landpartie, nach dem Wetterglas sieht, so sah man jetzt nach dem Thermometer, das immer nicht sinken wollte, zuweilen sogar stieg.

Weihnacht stand vor der Thüre, grüne Weihnacht. O, du armseliger Winter! — Da brach der Vielgeschmähte plötzlich, als man sich dessen am wenigsten versah, mit dem allergröbsten Geschütz los. Das behagte ihnen nun auch wieder nicht.

Ein bischen zu viel des Guten war's ja auch wohl, so auf einmal. Das stürmte und tobte, und wie scharfgeschliffene Pfeilspitzen schossen die Eiskrystalle durch die nebeltrübe Luft. Kaum zehn Schritte vor sich konnte man klar sehen, und in wenigen Stunden war der Boden mit einer fußhohen Schneeschicht bedeckt.

Das Unwetter war gegen Abend losgebrochen; noch hatten die Bahnschlitten nicht Zeit gehabt, alle Verkehrswege der kleinen Garnisonstadt zu

ebnen. Wer draußen nicht nothwendig zu thun hatte, blieb zu Haus in der warmen Stube, und so auch der kleine Lieutenant von Zarken.

Doch der hatte draußen noch zu thun. Im Parolebuch stand Regimentsabend mit Vortrag, und den Vortrag, dessen Beginn auf Punkt acht festgesetzt war, hatte der Herr Premierlieutenant von Zarken über den neuen Armeerevolver, Modell x., zu halten.

Die Uhr zeigt bereits einige Minuten über sieben; der Lieutenant sitzt am Tisch und schreibt; es ist dies just nicht seine Lieblingsbeschäftigung. Auch geht sie ihm nicht eben flott von der Hand, denn zuweilen stockt seine Feder, zuweilen verräth er nicht übel Lust, das Geschriebene wieder zu zerreißen. Und doch ist es nicht das Manuscript seines Vortrags, daran er schreibt; nein, das liegt schon fix und fertig im Dienstcouvert auf dem Tisch und der Revolver darauf. Er aber schreibt auf feines, zierliches Postpapier, davon schon mehrere Blätter zerknittert am Boden liegen, und als Vorlage dient ihm ein ähnliches Papier, das von einer feinen, hastigen und doch schwungvollen Damenhand kreuz und quer mit Schnörkeln und Häkchen bedeckt ist und mit einem zarten Duft gegen die Cigarrettenwolken ankämpft, die den Lieutenant, den Tisch, die Lampe und das ganze, behaglich eingerichtete Zimmer mit krausen Schleiern umhüllen.

Draußen wüthet der Schneesturm immer toller, und der Zeiger an der Wanduhr rückt gemächlich, stetig immer weiter, und der Mann am Schreibtisch fährt sich wie verzweifelnd mit beiden Händen durch das dichte, krause Haar, dreht fanatisch die dolchscharfen Schnurrbartspitzen, blickt wie träumend bald hinaus in die sturmdurchtobte Nacht, bald hinauf zu der umwölkten Zimmerdecke. Eine Weile scheint's, als ob er seines briefstellerischen Unternehmens ganz vergessen hätte, bis ihn ein Blick auf die eng bekritzelte Vorlage dessen wieder gemahnt.

Die Uhr warnt, sie räuspert sich, ehe sie das Wort ergreift, und ingrimmig fast beugt er sich aufs Neue über das Papier.

Da schlägt die Uhr einmal mit schrillem Klang an und gleichzeitig tritt der Diener ins Zimmer. Er tritt so leise wie nur möglich ein, und doch erschrickt der Lieutenant über das doppelte Geräusch.

„Ich weiß schon," sagte er, „nur noch einen Augenblick!" und indeß der Bursche in strammer Haltung verharrt, taucht jener die Feder noch einmal tief ein und vollendet mit wenigen Sätzen den Brief. Er überliest ihn flüchtig mit wechselndem Gesichtsausdruck, ironisch, schmerzlich, unbefriedigt.

Die Linien erweitern, die Schriftzüge dehnen sich gegen den Schluß, trotzdem ist die dritte Seite nur halbvoll. Mit einem Achselzucken faltet er das Papier zusammen, steckt es in ein Couvert, adressirt dieses genau, wie's ihm die Vorlage angiebt. Schon will er den gummirten Rand an die Lippen führen, als er sich eines anderen besinnt. Er legt das Couvert offen in die Lade und beschwert es mit einem wohlriechenden Kissen.

Dann befiehlt er dem Burschen, ein Licht anzuzünden, und verbrennt

sorgfältig die Vorlage sowohl wie die auf dem Boden zerstreuten Papierschnitzel.

„So, und nun rasch!“ Der Bursche bringt Degen und Mütze, indeß sich sein Herr die Hände wäscht. Die Kleiderbürste wird abgelehnt. „Schnell, den Mantel!“

Der Revolver und seine Beschreibung wandern in die äußere, der geschlossene, von seinem Ballast befreite Brief in die innere Seitentasche.

„Hoch den Kragen und das Rad über die Schulter — so! Pfui, welch ein Hundewetter!“

Die warme Stube mit den zerflatternden Rauchwölkchen scheint dem Herrn Lieutenant plötzlich doppelt so gemüthlich, wie sonst; am liebsten blieb er darin. Einen Augenblick sucht er nach einem Entschuldigungsgrund — nein, es geht nicht. Er stellt noch ein paar Fragen an den Diener, liest die Diensteintheilung für den folgenden Tag, bestimmt ihm die Stunde des Weckens und verläßt das Zimmer.

Wie er aus dem Flur tritt, bläst ihm der Wind eine dichte Schneewolke ins Gesicht, so daß er unwillkürlich die Klinke losläßt. Dröhnend schlägt die Hausthür wieder ins Schloß. Ist das ein Omen, eine Warnung? — Unsinn! Er öffnet von Neuem und tritt hinaus.

Wenig fehlt, daß er auf der Schwelle ausgleitet und die Staffel hinunterstürzt.

Ein Hundewetter! Die Thurmuhr schlägt dreiviertel nach sieben. Wie seltsam dumpf und heiser sie heute schlägt!

Er hat noch Zeit, den Umweg über den Bahnhof zu machen und den Brief in den dort befindlichen Schalter zu werfen, damit er mit dem Nachtzug fortkommt. Der Sturm scheint nachgelassen zu haben, aber gerade aus der Richtung hebt er plötzlich mit erneuter Gewalt zu wehen an. Seltsam! Der Lieutenant überlegt einen Augenblick, ob er nicht doch lieber gleich den directen Weg zum Casino einschlagen soll, allein er schämt sich seines Aberglaubens und kämpft muthig gegen den Wind an. Noch ehe er zwanzig Schritte gemacht hat, ist sein schöner Schnurrbart, der wohlbeschützte, zu Eis erstarrt.

Nur wenige Menschen begegnen ihm und doch weicht er den wenigen, die wie Schatten vorüberhuschen und offenbar nur mit sich selbst beschäftigt sind, scheu aus. Aengstlich nach allen Seiten umspähend, gelangt er zum Bahnhof, in dessen bedeckter Vorhalle sich noch einige vermummte Gestalten, den Zug erwartend, herumtreiben. Der Schalter befindet sich glücklicherweise auf der andern Seite, wo nur eine Laterne brennt. Unter ihrem Schein durchgleitend, hat er ihn erreicht. Er zieht den Brief vorsichtig aus der Tasche, bedeckt ihn mit dem Mantelrad, liest nochmals eingehend die Adresse und schiebt ihn, zögernd erst, dann plötzlich in die Oeffnung, welche direct ins Innere des Postbureaus führt. Rasch zurücktretend sieht er noch durch die überlaufene Scheibe, wie der Beamte den Brief auf-

fängt und zu den andern wirft, die bereits in ein Packet geordnet, zur Expedition bereit auf dem Tisch liegen.

Nun aber ist's hohe Zeit. Er fühlt nach dem Revolver, dem Manuscript — Alles in Ordnung. Jetzt geht er ja vor dem Wind, also munter!

Da tönt ein Pfiff durch die Nacht, der bannt ihn erst auf die Stelle und läßt ihn dann „kurz Kehrt" wenden. Denn er kennt den Pfiff; durch Sturm und Schneegestöber erkennt er deutlich die vier Noten, drei hinauf und eine herunter. Sein Kamerad, Premierlieutenant Herwig ist's, der so zu pfeifen pflegt, und unwillkürlich wiederholt Zarken die Melodie.

Herwig und er waren Jugendfreunde. Obwohl Zarken im Lebensalter um ein Jahr hinter jenem zurückstand, war er im Dienst sein directer Vormann, und selbst das trübte ihre Freundschaft nicht. Sie hatten zusammen auf der Schulbank gesessen, hatten zusammen ihr Offiziersexamen gemacht, und daher datirte Zarkens Vorsprung; er war der Begabtere, jener der Strebsamere.

Als Secondelieutenants hatten sie schon einmal bei dem gleichen Regiment gedient, dann war Zarken als Premier versetzt worden.

Herwig hatte früh geheirathet, eine reiche Ausländerin; Zarken blieb Junggeselle. Die Entfernung der Garnisonen, der junge Ehestand des Einen, der Leichtsinn des Andern schienen eine Zeit lang das Band der Freundschaft gelockert zu haben. Nach Herwigs Hochzeit, bei der Zarken als Brautführer mitgewirkt, sahen sich die Beiden seltener. Herwig kam rasch in den Ruf eines Othello, der jeden männlichen Besuch, und zumal den des lockeren Jugendkameraden, seinem Hausstand fernhielt.

Das mochte aber doch wohl nur ein übler Scherz gewesen sein; denn als nach wenigen Jahren Zarken und Herwig wieder beim gleichen Regiment standen, blühte ihre Freundschaft herrlicher denn je. Zarken verkehrte fast täglich im Hause des Freundes, und, wie manche meinten, der jungen Frau, die ihn nicht ausstehen konnte, zum Trotz.

Sonderlich hübsch war sie gerade nicht, die junge Fau, aber excentrisch und verwöhnt über die Maßen; hastig, temperamentvoll, nervös, faul und apathisch, dazwischen auch liebenswürdig nach Laune und immer gewaltthätig. In dem Fall jedoch schien's der Mann gewonnen zu haben.

Einen Augenblick bereute Zarken seinen Pfiff; aber da tauchte auch schon seines Freundes Gestalt, mit langen Beinen vorwärts strebend, aus dem Nebel auf.

„Ein Hundewetter!" — „Das stimmt." Und sie drückten sich die dickbeschuhten Hände. „Was führt Dich denn hierher?"

„Ich hab' noch einen Brief aufgegeben." Die kleine Pause, welche dieser Antwort vorherging, war auf Zarkens Seite durch die Ueberlegung ausgefüllt, ob er nicht einen unerwarteten Besuch als Grund seines Hierseins angeben sollte. Aber es wäre zu dumm gewesen.

„Und ich, ich will mir einen zurückgeben lassen", schrie Herwig. Er sprach für gewöhnlich sehr laut, heute schrie er wegen des Schneesturms.

„Wieso denn?"

„Nun denk Dir, Du weißt ja doch, daß meine Frau verreist ist, zu Besuch bei einer Freundin in N.; dort soll ich sie abholen. Ich schreib' also, nenne ihr Tag und Stunde meines Kommens und werfe den Brief vor einer halben Stunde hier in den Schalter. Darauf will ich ins Casino; ein Cognac bei der Kälte und als Vorbereitung auf Deine Suada, denk' ich, kann nichts schaden. Da bemerk' ich, daß ich mein Taschentuch vergessen habe und das brauch' ich doch, wenn Du rührend wirst. Kehrt und zurückgelaufen, es sind Gott sei Dank nur ein paar Schritte. Jetzt aber fällt mir ein, daß ich Tag und Stunde falsch bestimmt, und hier bin ich wieder, den Brief, der sicher noch im Bureau liegt, von dem Beamten zurückzuverlangen. Glaubst Du, daß er ihn herausgiebt?"

Zarken hat diese Rede schweigend angehört, nur bei den paar launigen Stellen gab er einen Laut von sich, der wie ein Lachen klingen sollte, aber vom Wind verweht, von dem Mantelkragen erstickt, fast wie ein Stöhnen klang.

„Schwerlich," erwidert er nun, „eine Depesche scheint mir das Richtige."

„Ach was, eine Depesche und um die Zeit! Sie lacht mich ja aus. Nein, ich ärgere mich zu sehr über meine Dummheit, ich muß den Brief wieder haben. Viele sind inzwischen nicht eingeworfen worden; dort auf dem Tisch liegt das ganze Packet. Der Mann ist mir überdies persönlich bekannt. Wenn ich ihm den Fall mittheile, die Adresse nenne oder auch aufschreibe, damit er sie vergleichen kann, so giebt er mir ohne Zweifel den Brief. Ich öffne ihn geschwind, ändere die Zahlen, steck' ihn in ein anderes Couvert, das ich schon adressirt in der Tasche trage, so ist die Sache mit dem doppelten Porto abgemacht. Was meinst Du? Uebrigens, ich darf keine Zeit verlieren."

„Das gilt auch für mich, gut, daß Du mich mahnst. Thu', was Dir recht dünkt. Auf Wiedersehen! Ich will Dich entschuldigen, wenn Du zu spät kommen solltest."

Zarken will fort, aber der Andere hält ihn.

„Unsinn! Wir kommen lange recht, das akademische Viertel ist noch allemal eingehalten worden. Du kannst's ja am Schluß wieder einbringen, wenn Du uns durchaus nichts von Deiner Revolverrede erlassen willst. Jetzt aber wart' auf mich, in zwei Minuten ist Alles geschehen."

Damit ist er schon am Schalter; er klopft an die Scheibe, der Beamte öffnet ihm die Thüre und er tritt ein.

Zarken steht draußen regungslos im Schnee. In seinem Kopf, den er bis an den Mützenschild hinauf verhüllt hat, entspinnt sich etwa folgender Ideengang:

„Herwig ist eingetreten, er trägt jetzt dem Beamten sein Gesuch vor. Dieser greift nach dem Packet auf dem Tisch, er läßt die Briefe der Reihe nach durch die Hand gleiten; der zuletzt eingeworfene liegt natürlich

oben. Er liest die Adresse, giebt ihn ihm. Herwig stutzt, sieht näher hin, nimmt den Brief. Was dann? — — —"

Ehe Zarken das Weitere ausdenkt, kommt's über ihn, daß er fliehen, Alles im Stich lassen, den Revolver gleich praktisch an diesem seinem eigenen Kopf erproben soll. Schon hat er die Waffe erfaßt, da kommt ihm ein anderer Gedanke.

„Herwig muß die Adresse erst niederschreiben, der Postbeamte vergleicht die Handschriften oder er schlägt das Gesuch rund ab. Auch liegt sein, Zarkens Brief nicht zu oberst, er ist durch einen Zufall hinter den andern gerathen. Und wenn auch, der Beamte darf ihn gar nicht ausliefern, er ist durch einen Eid gebunden."

Und Herr von Zarken steht noch immer regungslos im Schnee.

Aber er friert nicht mehr, im Gegentheil, er ist in Schweiß gebadet. Trotzdem zieht er den Mantel fester um sich, wie die Thür knarrt und Herwig heraustritt.

„Zwei Minuten auf die Secunde! Siehst du?" ruft dieser, auf die Uhr deutend.

Wahrhaftig, nur zwei Minuten sind inzwischen verflossen, Zarken findet das ganz unbegreiflich. „Und Alles in Ordnung?"

„Natürlich. Komm nur, wir haben Eile."

Das scheint Herr von Zarken ganz vergessen zu haben; er steht noch immer, wie geistesabwesend, indeß der Andere voranschreitet. Wie er diesen eingeholt hat, stößt er schier keuchend die Frage hervor:

„Und Du hast den Brief richtig bekommen?"

„Ja doch," erwidert ihm Herwig, der nicht mehr zum Sprechen aufgelegt scheint. Eine gute Weile schreiten sie schweigend nebeneinander her. Zarken, der sonst den Ueberlegenen zu spielen gewöhnt ist, fühlt sich dem Freund gegenüber so sonderbar beklommen; dieser erscheint ihm größer, bedeutender, als er selbst.

„Darf denn der Beamte? — — Ist es nicht streng verboten?" — fängt Zarken wieder an, aber den Schluß beider Sätze verschlingt der Sturm.

Der Andere zuckt nur mit den Schultern.

Schon nähern sie sich dem Casino, dessen erleuchtete Fenster wie Kohlen in die Schneenacht hinausglühen.

Wieder hebt Zarken zu sprechen an, mühsam, als ob es ihn eine schwere Anstrengung koste, was bei dem Wetter kein Wunder ist.

„Und Du hast die Correctur schnell auf dem Bureau vorgenommen?"

„Nein." — „Ja — aber — —" — „Ich trage den Brief bei mir, es eilt nicht."

„Welchen?" Das hat Zarken glücklicherweise nur gedacht, dennoch erschrickt er, als ob er die Frage laut gestellt hätte.

Nun sind sie im Thorweg, sie schütteln sich den Schnee von Mantel und Mütze, stampfen ihn von den Füßen; da scheint Zarken einen großen

Entschluß gefaßt zu haben. Er tritt auf den Freund zu, faßt ihn am Arm. „Herwig" — ruft er. „Ehe wir" — — — Er stockt, der Entschluß ist wieder aufgegeben.

Herwig steigt schon rüstig die Treppe hinauf, Zarken folgt ihm, langsam, auf jeder Stufe innehaltend, wie gebrochen. Der kurze Marsch hat ihn über Gebühr ermüdet und er friert wieder, friert bis aufs Mark.

Oben ist schon das ganze übrige Offiziercorps versammelt, natürlich wird über das Wetter geschimpft. Der Commandeur ist eben eingetreten, Alle erheben sich, legen die Cigarren bei Seite; der Stabsoffizier macht ihm Rapport.

Man reiht sich um den langen Tisch im Saal. Zarken braucht etwas lange, bis er Degen und Mütze abgelegt hat, endlich kommt er, verbeugt sich, vertheilt eine Anzahl Planskizzen, die seinen Vortrag zu erläutern bestimmt sind, legt den Revolver, ein Modellschloß und sein Manuscript vor sich auf den Tisch, verbeugt sich wieder.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr von Zarken?" fragt der Commandeur. „Sie sehen blaß aus."

„O doch, Herr Oberst, das Wetter," erwidert Zarken und hustet.

Verschiedene Herren der Gesellschaft thun ihm das, wie auf Commando, nach.

„Ein Hundewetter!" bekräftigen sie alle.

Zarken ist in der That todtenbleich, das Manuscript zittert in seiner Hand. Zu seiner Linken sitzt der Commandeur, zur Rechten der etatsmäßige Stabsoffizier, ihm gerade gegenüber sein Freund Herwig, der ihn, gleichfalls etwas bleicher als sonst, mit durchbohrenden Blicken ansieht. So wenigstens deutet sich Zarken das, was vielleicht nur gespannte Erwartung ist.

„Nun, so lassen Sie uns beginnen!" sagt der Commandeur, und sofort begräbt Zarken sein Haupt tief in das Manuscript.

Zuweilen, wenn er an dem Modell etwas zu erklären hat, muß er es trotzdem erheben und jedesmal fühlt er, denn sein Gesicht ist ganz dem Gegenstand zugewendet, Herwigs Blicke starr auf sich gerichtet.

Der fragt ihn indeß ganz unbefangen nach Diesem oder Jenem, das er nicht recht begriffen zu haben scheint, ja einmal bittet er sogar um das Modell. Wie er's ihm hinreicht, berühren sich ihre Hände und Zarken zieht die seine eiligst zurück.

Und er fährt in seinem Vortrag fort immer im gleichen, mechanisch bewegten Tonfall. Offenbar muß er sehr gut memorirt haben, denn obwohl er das Manuscript dicht vors Gesicht hält, oder vielleicht eben deshalb verschwimmen ihm die Zeilen. Und doch stockt er nie, er spricht ruhig, gleichmäßig weiter, etwa so, wie eine gut aufgezogene Uhr tickt.

Sehr unterhaltend ist solche Art des Vortrags, ganz abgesehen vom Thema, für die Zuhörer eben nicht. Auch scheint Zarken die ihm leise von mehreren Kameraden zugeflüsterte Bitte: „Mach's kurz!" ganz überhört oder wieder vergessen zu haben; auch bemerkt er nicht die vielen flehenden Blicke,

die ihm dasselbe sagen wollen. Er macht's garnicht kurz, im Gegentheil, es scheint, als ob er's absichtlich länger machen wolle, denn das Manuscript muß seinem Umfang nach längst abgesprochen sein, und er redet noch immer weiter.

Die neue Waffe ist schon nach allen Richtungen theoretisch und soweit dies hier möglich, auch praktisch erklärt, Niemand zweifelt im Geringsten an ihrer Vortrefflichkeit, und er hört nicht auf, sie zu rühmen, ja er fängt sogar an, sich zu wiederholen.

Die Aeußerungen spontaner Verschnupfung werden immer lauter und häufiger rings um den langen Tisch; der Commandeur, welcher sich ihrer Ansteckung auch nicht mehr entziehen kann, bittet Herrn von Zarken, seinen höchst interessanten Vortrag mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit zu beschließen.

Noch einige Wendungen und falsche Cadenzen und endlich der Schluß:

„So wünsche ich denn, daß sich diese Waffe im Ernstfall ebenso trefflich bewähren möge, wie sie sich jetzt schon bei den Uebungen des Friedens bewährt hat."

Herr von Zarken verbeugt sich, der Commandeur spricht ihm in schmeichelhaften Worten seinen Dank aus.

Der officielle Theil des Abends ist hiermit zu Ende. Nun entsteht ein großer Lärm und vielfacher Platzwechsel; die Ordonnanzen treten in den Saal, Bestellungen werden gemacht, die bei Seite gelegten Cigarren wieder aufgenommen. Eine Weile noch bleibt das Gespräch auf dem Gegenstand, dann springt es auf andere militärische Stoffe über.

Nur einige Streber beschäftigen sich noch mit dem Revolvermodell und geben sich den Anschein, als ob sie noch nicht genug davon hätten. Unter ihnen hat Zarken eben noch seinen Freund Herwig bemerkt, dann ist er ihm plötzlich entschwunden. Wohin? Vielleicht ins Nebenzimmer. Liest er den Brief dort und welchen? —

Aus diesem Gedankenzirkel vermag sich Zarken nicht mehr zu befreien; er giebt zerstreute Antworten und überhört es, wie der Commandeur auf sein Wohl trinkt. So oft Jemand an ihn herantritt, fährt er zusammen.

So eben jetzt, wie die Ordonnanz auf seinen Nachbar, den Stabsoffizier, zukommt und ihm etwas ins Ohr flüstert, worauf dieser den Saal verläßt.

Zarken folgt ihm mit unruhigem Blick, bis er im Nebengemach verschwindet. Nach kurzer Zeit kehrt er übrigens zurück, flüstert mit ernstem Gesicht dem Commandeur etwas zu und entfernt sich mit diesem aus der Gesellschaft.

Nun merken's auch die Andern, daß etwas los sein muß, und im allgemeinen Lärm betäuben sie die bedrängten Gewissen.

Zwei Rittmeister sind schon vorher aufgebrochen und endlich wird auch Herr von Zarken abberufen.

Endlich! Gott sei Dank! Nun muß sich's entscheiden.

Am Fuß der Treppe erwartet ihn der Stabsoffizier mit einem Ritt-

meister, dem Vorstand des Ehrenraths. Sie geleiten ihn nach seiner Wohnung, sie plaudern eifrig, aber der Wind verschlingt die Worte. Wie er allein ist, ruft er wieder:

„Gott sei Dank! Den Abend will ich nicht vergessen, so lange ich lebe.“

Und damit hatte er seinem Gedächtniß auch in der That nicht zu viel zugemuthet.

Lange noch schimmerte die Lampe aus dem Lieutenantsgemach in die stürmische Nacht hinaus. Herr von Zarken saß am Tisch und schrieb, obwohl das nicht seine Lieblingsbeschäftigung war, er verbrannte auch viel Geschriebenes, dessen Rauch sich mit dem erkalteten Cigarrettendunst vermischte; endlich warf er sich, bekleidet wie er war, aufs Bett.

Aber viel früher, als er's dem Burschen befohlen hatte, wurde er geweckt. Ein geschlossener Wagen hielt vor dem Haus, darin saß der Rittmeister, der ihm das Geleit gegeben, und noch ein anderer Offizier, der ein polirtes Kästchen, just groß genug für zwei Revolver der neuesten Construction, auf dem Schoß hielt. Herr von Zarken setzte sich zu ihnen, und der Wagen rollte hinaus in die graue Dämmerung. Gleichzeitig rollte von anderer Seite ein anderer Wagen dem gleichen Ziele zu.

Am Rand eines kleinen Gehölzes, zwei Kilometer von der Stadt, hielten beide Wagen; weiter konnten sie nicht vordringen wegen des Schnees. Die Herren stiegen aus; auch die, welche der andere Wagen hergeführt hatte, trugen ein Kästchen bei sich, das einer von ihnen unter dem Mantel verborgen hielt.

Nun wateten die Sechse gemeinsam und doch getrennt durch tiefen Schnee bis zu einer Lichtung. Dort machten sie Halt, als eben der Sturm etwas nachließ und das Frühroth durch die beschneiten Zweige schien.

Von dorther vernahm man bald darauf und rasch hintereinander den Knall von zwei Schüssen. Und wieder nach einer Weile fuhren die beiden Wagen, der eine schnell, der andere langsam, zur Stadt zurück.

Die neue Waffe schoß in der That vorzüglich. Herr von Zarken hatte nicht zu viel gesagt; sein Wunsch war erfüllt, denn an ihm selbst hatte sie sich im Ernstfall aufs Trefflichste bewährt. Premierlieutenant Herwig hatte einen Vormann weniger.

Als die Sonne höher stieg, verzog sich das Unwetter. Schimmernd, blitzend breitete sich die Schneedecke über Stadt und Land.

Nun konnten die Ungeduldigen ihre Pelze umhängen und im Schlitten mit Schellengeklirr dahinfliegen; nun schnallten sich die Backfische begeistert die Stahlschuhe an die zierlichen Füße.

Auch Herr von Zarken hatte das letztere immer so gern gethan; er war ein Künstler im Zirkellauf. Wo blieb er nur heute?

Die Antwort gab ein Blutfleck draußen im Gehölz, auf der Lichtung, im Schnee.





Ein pessimistischer Eisenbahnroman.

(Emile Zola, „La bête humaine". — 1890.)

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

Vor dem Landhause Emile Zolas zu Médan, dessen Lage uns die Freunde und Jünger des berühmten Romanciers so oft beschrieben haben, zu Füßen des kleinen abschüssigen Gartens, den ein Zaun begrenzt, zieht sich das Geleise der Normandiebahn dahin. Zu jeder Stunde des Tages brausen dort Züge vorbei und dieser gewohnte Anblick, das leise Fensterklirren im Arbeitszimmer, welches ihn begleitet, bildeten seit Jahren eine Mahnung für den Autor der Rougon-Macquart. Sie erinnerten ihn immer wieder an einen literarischen Lieblingsplan, dessen Ausführung sich von Jahr zu Jahr verschob, — an seine Absicht, dieses eigenthümliche Leben, welches dort unten an ihm vorübereilte, in den Rahmen seines großen Werkes aufzunehmen und ausführlich zu schildern. In der Dämmerungsstunde pflegte Zola auf dem weiten Balkon seiner Villa in behaglicher Plauderei mit seinem Freunde Paul Alexis besonders gerne sich über diesen seinen Lieblingsplan zu verbreiten. Eine vorüberkeuchende Locomotive, die rothen Lichter eines Zuges, welche wie fliehende Sterne im Abenddunkel entschwanden, führten das Gespräch immer wieder zu jenem künftigen Werke, dessen Bild dem Dichter allmählich zu entstehen begann. Dieses Bild hat uns Alexis vor mehr als acht Jahren in seinen „Notes d'un ami" über Zola mit den Worten seines Meisters vorgeführt:

„Was ich schon vor mir sehe, ist inmitten eines weiten Feldes, in tiefer Einsamkeit eines jener kleinen Wächterhäuschen, auf deren Schwelle wir manchmal beim Vorbeibrausen des Zuges eine Frau erblicken, die ein grünes Fähnchen hält. Dort, in weltferner Stille und dennoch nur zwei Schritte von jenem gewaltigen Lebensstrom entfernt, der ohne Unterlaß auf- und abwärts seine Wogen dahinwälzt, träume ich mir ein schlichtes Drama, einfach und tief menschlich zugleich, dessen Schluß eine furchtbare Katastrophe bilden kann, — vielleicht ein Zusammenstoß zweier Züge, den blinde Rachsucht verursacht — dies oder irgend etwas Anderes! Um die Fabel eines Werkes habe ich mich nie besonders gekümmert. Aber das, woran mir liegt, was ich lebend und greifbar machen will, das ist der ewig wechselnde Verkehr zwischen dem Ausgangspunkt und der Endstation einer Eisenbahn, ihre ganze eigenthümliche Bevölkerung: das Dienstpersonal, Stationsvorstände, Zugführer, Heizer, Maschinisten, Bahnwächter. In meinen Zügen soll alles Mögliche geschehen: man wird dort essen, schlafen, lieben, schließlich auch sterben. Selbst eine Geburt im Waggon soll darin vorkommen. —"

Diese wenigen Worte führen uns Zola besser vor, als manche wortreiche Kritik es vermöchte. Er ist ganz darin, mit all den Vorzügen seines Talentes, die seinen Namen aller Welt bekannt gemacht, und seinen Schwächen, die zu dieser Popularität

vielleicht in noch höherem Grade beigetragen haben. In jenem ersten Augenblick des Entstehens belauscht, hat sein Gedanke fast gar keine Aehnlichkeit damit, was wir gewöhnlich künstlerische Eingebung nennen. Keine unklaren Gestalten, welche die erregte Phantasie mit wachsender Kraft aus ihrem Dunkel hervortreten läßt, kein Bild einer lebendigen Handlung, — nichts, als der scharfe Blick, welcher das moderne Leben in einem seiner vielen Theile durchdringt, umfaßt, und der Drang, das Geschaute einfach und ungeändert wiederzugeben.

Der angekündigte „Eisenbahnroman" ist nun vor Kurzem erschienen. Seit Langem schon sind Zolas Romane literarische Ereignisse, und selbst die staunenswerthe Regelmäßigkeit, mit welcher die Muse des großen Realisten jahraus jahrein der berühmten Romanfamilie Rougon-Macquart einen Zuwachs beschert, vermag der Sensation, welche diese Erscheinungen immer wieder hervorrufen, keinen Abbruch zu thun. Die allgemeine Spannung, die ihnen vorherzugehen pflegt, war in diesem Falle eine besonders große. Der Titel des neuen Werkes, welcher, wie gewöhnlich, lange vor dessen Erscheinen bekannt geworden war, bildete die Ursache hiefür. Ein „Eisenbahnroman", welcher vom Autor die kräftige Aufschrift erhalten: „Die Bestie im Menschen!" — Was hatte der erwählte Stoff mit dem Gedanken zu thun, welcher aus diesen Titelworten sprach?

Die Antwort, welche der nunmehr erschienene Roman darauf bietet, ist eine sehr einfache, wenn sie auch all denen, die mit der Manier des berühmten Realisten vertraut geworden, unerwartet kommen mag. Zola ist diesmal eben von seiner gewohnten Compositionsmethode abgewichen oder er hat darin vielmehr einen Schritt nach vorwärts versucht. Sein Roman sollte das Eisenbahnleben, und nichts als dieses wiedergeben wie ein früheres seiner Werke das Arbeiterleben, andere wieder das Künstlerleben, das Bauernleben schilderten. Hat nun Zola es diesmal stärker als sonst empfunden, daß es neben all diesen mannigfachen Lebensbildern noch ein anderes giebt, welches sie alle zusammenfaßt und sich dennoch nicht stückweise aus ihnen zusammensetzen läßt, das Leben überhaupt, das nackte Menschenleben ohne Bauernkittel oder Arbeiterblouse, — hat der Sittenmaler par excellence es einmal deutlich gefühlt, daß es noch etwas Anderes zu malen gebe außer den Sitten, — oder schien ihm bloß der erwähnte Stoff zu klein, um den Rahmen eines großen Romans zu füllen, — genug, er wählte ein zweites Thema neben jenem ersten; neben den lange gehegten Lieblingsplan eines „Eisenbahnromans" trat der allgemeine Gedanke, den der Titel seines neuen Werkes ausspricht.

„Die Bestie im Menschen"! Bei einem Roman Zolas kann uns ein solcher Titel nicht überraschen. Hat doch der Hohepriester des französischen Realismus uns bisher in seinen zahlreichen Werken nur zu oft das Thier im Menschen gezeigt, — das Thier im Allgemeinen, welches frißt, Junge zeugt, und sie in die Welt setzt, — manchmal auch, und mit unverkennbarer Vorliebe, jenes besondere unsaubere Thierchen, welches nach befriedigtem Hunger sein Ruheplätzchen gerne in einer Pfütze sucht. Diesmal jedoch hat Zola einen andern Griff ins Thierreich gethan. Er führt uns die wilde Bestie vor, welche im Menschen schlummern soll, das blutdürstige Raubthier, welches tödtet und zerfleischt, weil seine Natur es dazu treibt. „Es giebt einen Mordtrieb im Menschen, den alle Civilisation nicht zu bannen vermochte". Das ist der Gedanke, den das Zola'sche Werk durchführen will.

Originalität ist diesem Gedanken jedenfalls nicht abzusprechen. Aber er gehört nicht zu jenen, welche uns sofort überzeugen, wenn wir sie mit klaren Worten ausgesprochen hören. Mit ungläubigem Kopfschütteln wenden wir uns erwartungsvoll dem Werke zu, welches den Beweis für die kühne Behauptung erbringen will.

Mit diesem Beweise ist es nun dem großen Romancier eigenthümlich ergangen. Die Arbeitsmethode Zolas ist aus den zahlreichen Indiscretionen seiner Freunde und Jünger seit Langem ziemlich genau bekannt. Gründlichkeit ist der oberste Grundsatz

dieser Methode, welche von den rückhaltslosen Bewunderern des berühmten Realisten längst als die allein seligmachende erklärt worden ist. Ein Berg von Notizen liegt vor Zola, wenn er daran geht, einen neuen Roman zu schreiben, und diese Notizen selbst sind es, welche später den Roman bilden. Da giebt es Ausschnitte aus Zeitungen, Auszüge aus wissenschaftlichen Werken, Aufzeichnungen über eigene Beobachtungen, Worte aus belauschten Gesprächen, Beschreibungen von gesehenen Landschaften. Alles wird sorgfältig geordnet, und vertheilt, und Alles muß in den Roman hinein, damit das Bild des darin geschilderten Milieus vollständig werde. Diese erprobte Methode arbeitet unter der leitenden Hand des Meisters wie ein gewaltiger Mechanismus und bringt jene großen Gesellschaftsbilder zu Stande, welche wir aus Zolas bisherigen Werken kennen. Aber sie ist auch nicht immer brauchbar — und dies hat Zola in seinem jüngsten Werke übersehen.

Als der große Romancier sich diesmal daran machte, einen Roman zu schreiben, der zu gleicher Zeit das Eisenbahnleben und den Mordtrieb im Menschen behandeln sollte, da mag er seine Notizen nach seiner Art vorher hübsch systematisch in zwei Haufen geordnet haben, — ein Haufe für die Eisenbahnen, der zweite für die „Bestialität". Und der Inhalt des letzteren war leider eben so gründlich wie jener des ersten, und Alles daraus ist in den Roman übergegangen. So kommt es, daß Alles, was in diesem Roman geschieht, nur Mord ist oder darauf abzielt. Die versprochene „Geburt im Waggon" ist ausgeblieben, und zum Ersatze dafür erhalten wir — drei Morde, welche im Mittelpunkte der Handlung stehen, abgesehen von mehreren nebensächlichen Morden, die nur zur Ausschmückung dienen. Blutige Morde, Giftmorde — eine ganze Musterkarte von Mordarten wird vor uns aufgerollt. Und damit es in keiner Beziehung an Gründlichkeit fehle, werden auch alle möglichen Motive des Mordes erschöpft: Mord aus Habgier, Mord aus Rache, Mord aus Eifersucht — an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung nichts zu wünschen übrig. Die Krone des Ganzen bildet der Mord ohne jedes Motiv, der Mord pur et simple, aus krankhafter Lust am Tödten, und zur Verkörperung dieses schönen Gedankens wurde naturgemäß die Hauptfigur des Romans erwählt.

So finden wir, seltsam genug, den Mord nach derselben Methode geschildert, welche Zola sonst bei der Beschreibung einer Gesellschaftsklasse anwendet. Das tiefgreifende psychologische Thema von jenem unheimlichen Instincte, der den Menschen zur Bluthat treiben soll, wird mit plumpster Aeußerlichkeit behandelt, und begreiflicherweise vermag uns die Mordtabelle, welche der Roman bietet, nicht von der Wahrheit des Gedankens zu überzeugen, der in seinem Titel ausgesprochen wird.

Aber ein anderes bedauernswerthes Resultat hat sich daraus ergeben. Der „Eisenbahnroman", welcher in Zolas Werke gleichzeitig enthalten ist, hat durch den fremden Gedanken, welcher zum ursprünglichen Lieblingsplan des Autors hinzutrat, an seiner empfindlichsten Stelle Schaden gelitten. Dieser empfindlichste Theil war seit jeher bei allen Werken des Romanciers nichts Anderes als die Handlung, die Fabel des Romans. Der bekannte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis erzählt uns in seinen „Erinnerungen aus Paris und London", wie Zola bei dem Aufbau eines jeden Romans vorgeht.

„Ich kann keine Handlungen erfinden," so äußerte sich der Romancier zu seinem Besucher, „diese Art der Einbildungskraft fehlt mir vollständig. Wenn ich mich an meinen Arbeitstisch setze, um irgend eine Intrigue, ein Gewebe für meinen Roman zu suchen, so sitze ich tagelang da, zerbreche mir den Kopf und finde nichts. Darum habe ich mich ein für alle Mal entschlossen, mich niemals um die Handlung zu kümmern. Ich lasse meinen Roman von selbst entstehen und beginne an ihm zu arbeiten ohne noch genau zu wissen, was darin geschehen soll."

Diese eigenthümliche Methode hat Zola vielfach mit großem Glücke dort angewendet, wo er das alltägliche Leben zu schildern unternahm. Je sorgloser er dort die

Ereignisse häufte und verband, desto natürlicher war die Wirkung. Hier hat ihn sein bewährtes Mittel im Stiche gelassen. Nur mit dem größten Aufwande an künstlerisch bildender Phantasie war es möglich dem blutigen Stoffe, den er zu behandeln unternahm, ein harmonisches Bild abzuringen. Statt eines solchen bietet uns die Handlung des Zola'schen Werkes ein formloses Gewirr, ähnlich jenen buntbeklecksten Bilderbogen, welche den Inhalt einer Schauerballade begleiten.

Roubaud, Sous-Chef der Eisenbahnstation Havre, ist im Auftrag seiner Vorgesetzten nach Paris gekommen. Bei dieser amtlichen Reise begleitet ihn seine junge Frau Séverine, um ihre Toiletteneinkäufe zu besorgen. Ein Gespräch zwischen Beiden führt zu einer fatalen Entdeckung. Séverine ist als Mädchen von ihrem Vormund, dem Gerichtspräsidenten Grandmorin, einem alten Wüstling, verführt worden. Ein unbewachtes Wort verräth dies jetzt ihrem Manne, und der unwillkürlichen Andeutung folgt bald, durch die brutalen Mißhandlungen Roubauds erzwungen, ein volles Geständniß. Roubaud kennt jetzt nur ein Mittel, seine befleckte Ehre reinzuwaschen: der Verführer muß seine Schandthat mit dem Tode büßen, und damit die Rache vollständig sei, soll Séverine selbst am Morde theilnehmen. Ein Brief der jungen Frau bringt den Präsidenten Grandmorin in denselben Zug, mit welchem das Ehepaar bei Nacht nach Havre zurückkehrt und in derselben Nacht wird sein verstümmelter Leichnam neben dem Bahngeleise gefunden.

Die Untersuchung wird eingeleitet. Trotz aller Geschicklichkeit, mit der es Roubaud gelungen, die Spuren seiner Thäterschaft fast gänzlich zu verwischen, wendet sich doch bald der Verdacht des Untersuchungsrichters wider ihn, als dieser plötzlich von höherer Seite einen Wink erhält, die dunkle Angelegenheit fallen zu lassen. Wir befinden uns nämlich, wie in allen Rougon-Macquart-Romanen, in den letzten Zeiten des Kaiserthums, und die allgemeine Erbitterung wider den Hof greift begierig nach jedem Anlasse, sich Luft zu machen. Der Ermordete stand mit den Tuilerien in enger Verbindung, und es ist zu erwarten, daß die Skandalgeschichten aus seinem Leben, welche nun in die Oeffentlichkeit bringen müßten, in den Händen der regierungsfeindlichen Presse zu einer gefährlichen Waffe werden könnten. So zieht man es denn vor, die Ursachen des geheimnißvollen Verbrechens in ihrem Dunkel zu lassen; Roubaud und Séverine sind gerettet.

Aber es giebt eine Person, deren Aussage ihnen in jedem Augenblick Verderben bringen kann. Der junge Eisenbahnmaschinist Jacques Lantier hat die Blutthat gesehen und die Thäter wiedererkannt. Aber Jacques wird nicht sprechen. Sein Schweigen entspringt dem seltsamsten aller Gründe: er hat Mitleid mit den Mördern, weil er sich selbst zum Mörder bestimmt fühlt. Ein dunkler Trieb in seinem Innern, gegen den er seit früher Jugend verzweifelt ankämpft, hat ihm oft schon das Messer in die Hand gedrückt, — ein Augenblick noch und er hätte gemordet. Und wen gemordet? Frauen, die er liebt, die er begehrenswerth findet, und deren Anblick in ihm mit entsetzlicher Gewalt immer wieder jenen geheimnißvollen Blutdurst erwachen läßt, der wie ein thierischer Instinct in ihm seines Ausbruchs harrt. Das ist Wahnsinn, er weiß es wohl, und die Gründe, die diesen Wahnsinn in sein Blut gepflanzt, kennt er so genau wie ein Professor der Pathologie. Er ist aus der Familie Rougon, in welcher die Störungen des Gemüths sich fortpflanzen: seine Mutter Gervaise, die unglückliche Heldin des „Assomoir", hat ihn zur Welt gebracht, als sie noch kaum im unreifen Alter von fünfzehn Jahren stand, und er muß nun diesen doppelten Fluch tragen, wie sein Bruder Claude, der Künstler, dessen tragisches Schicksal wir schon aus dem „Oeuvre" kennen. Er könnte sich allerdings zu seinem Troste sagen, daß seine Schwester, die berüchtigte Nana, lebenslustigen Angedenkens, niemals sonderlich von Geistesstörungen behelligt wurde, aber — wir nehmen es ihm nicht übel, daß er nicht an Nana denken mag.

Jacques Lantier wird die Mörder des Präsidenten Grandmorin nicht anklagen.

zum Mitleid, zur geheimen Sympathie, die ihn daran hindert, gesellt sich bald ein mächtigerer Grund: er liebt Séverine. Nicht lange dauert es und er hat ihre Gegenliebe gewonnen, und die Beiden sind hinter dem Rücken des betrogenen Ehemannes auf das Schönste vereint. Die Sache ändert sich nicht, als Roubaud um das Verhältniß erfährt. Dieser Mann, welcher früher nicht gezögert hat, den Makel auf der Ehre seiner Frau mit dem Blute ihres Verführers reinzuwaschen, vermag jetzt nicht dem offenen Ehebruche in seinem Hause entgegenzutreten. Das Bewußtsein seines Verbrechens hat ihm allmählich jeden moralischen Halt geraubt, und er hat nicht einmal die Kraft mehr, eifersüchtig zu sein.

Aber eine andere Eifersucht ist es, welche das Glück der beiden Liebenden mit feindlichen Augen verfolgt. In einem der kleinen einsamen Wächterhäuschen, welche auf der Bahnstrecke zwischen Havre und Paris liegen, wohnt der Wächter Misard mit seiner Frau Phasie und seiner Tochter, der schönen Flora. Auch hier, fern von aller Welt, vollzieht sich das, was alle Personen des Werkes zu jeder Zeit zu beschäftigen scheint: es wird gemordet. Misard vergiftet seine Frau, um in den Besitz des Geldes zu kommen, welches sie vor ihm verbirgt, einer Erbschaft von tausend Francs, die sie vergraben hat, um sie ihm zu entziehen. Flora hat keine Augen für die düstere That, welche an ihrer Seite geschieht. Das junge Mädchen liebt Jacques, den sie seit ihrer Kindheit kennt. Sie weiß, daß ihre Liebe unerwidert bleibt und kennt ihre glückliche Nebenbuhlerin. Einmal in der Woche bringt der Zug, welcher an ihrem Hause vorübereilt und dessen Maschine Jacques führt, Séverinen vorbei, welche in Paris an der Seite ihres Geliebten einige ungestörte Stunden verbringen will. Dieser Anblick treibt Flora zur verzweifelten That, und diese That ist, wie zu erwarten war, wieder nichts Anderes als — Mord. Da sie das Glück der Liebenden nicht zu stören vermag, so sollen sie beide sterben. Flora wählt ein kräftiges Mittel für ihre Absicht. Als der Zug, welcher Jacques und Séverinen trägt, heranbraust, zerrt sie einen mit Steinen beladenen Wagen, dem fünf Pferde vorgespannt sind, auf das Bahngeleise. Die furchtbare Katastrophe, die nun folgt, wird uns mit höchster Meisterschaft der Schilderung vorgeführt, und als sie vorbei ist, erfahren wir, daß sie eigentlich auch keinen anderen Zweck hatte, als — beschrieben zu werden. Jacques und Séverine sind dem allgemeinen Unglück, welches viele Menschenleben kostete, entronnen, und die getäuschte Flora sucht ihren Tod auf „stilgemäße" Art, indem sie sich unter die Räder des nächsten Zuges wirft.

Jacques, welcher eine unbedeutende Verletzung erlitten, wird in ein nahes Landhaus gebracht, welches den Roubauds gehört. Dort pflegt ihn Séverine, und sobald er genesen, beschäftigen sich die Beiden wieder mit — Mordplänen. Diesmal soll Roubaud aus dem Leben geschafft werden, damit die Liebenden sich vor der Welt für immer vereinigen können. Das Gefühl Jacques' sträubt sich gegen diese kalt berechnete Mordthat. Umsonst führt er vor sich selber alle möglichen Vernunftgründe dafür an. Der junge Maschinist raisonnirt, als hätte er sich zeitlebens mit Darwinismus beschäftigt, überdies Dostojewskis „Raskolnikow" gelesen und — Beides schlecht verstanden. „Diesen Menschen zu tödten, mein Gott! hatte er das Recht dazu? — — Er mußte es sich erst beweisen, dieses Recht zu morden, das Recht des Starken gegenüber dem Schwachen, welcher ihm hinderlich ist und von ihm vernichtet wird. In uralten Zeiten, als die Menschen in der Wildniß hausten, wie Wölfe, gehörte da das begehrte Weib nicht demjenigen aus dem Haufen, welcher es sich mit dem Blute seiner Nebenbuhler errang? Wohlan denn, wenn das Gesetz des Lebens so lautet, so mußte man ihm gehorchen, ohne aller selbsterfundenen Skrupel zu achten!" Aber diese schöne Schlußreihe wird hinfällig, sobald die Blutthat mit all ihren Schrecken vor Jacques aufsteigt. „Nein, nein! er konnte diesen Mann nicht tödten. Das schien ihm ungeheuerlich, unausführbar, unmöglich. Das civilisirte Wesen in ihm empörte sich dagegen, aller Einfluß der Erziehung, die unzerstörbare Kraft ererbter Anschau-

ungen kam zur Geltung. Man darf nicht tödten, — das hatte er mit der Muttermilch eingesogen und Geschlechter hatten es von Geschlechtern überkommen. Kühle Ueberlegung allein führt nicht zum Morde, es bedarf des Hungers oder des Instinctes dazu — — Jenes Recht zu tödten, er fand es nicht in sich, und all sein Denken vermochte es ihm nicht zu geben."

In diesem Widerstreite der Gefühle und Gedanken siegen einige Küsse Séverinens und weibliche Ueberredungskunst. Dem Drängen seiner Geliebten vermag Jacques nicht zu widerstehen und er entschließt sich endlich zum Morde. Roubaud wird durch einen Brief seiner Frau von seiner Station ins einsame Landhaus berufen, wo die Beiden zur Nachtzeit sein Kommen erwarten. Aber während er ahnungslos seinem Tode entgegengeht, spielt sich zwischen jenen das Furchtbarste ab, dem die erschreckte Phantasie des Lesers seit Langem entgegenharrt. Jacques hat bisher mit dem Aufgebote aller Kraft gegen jenen wahnsinnigen Mordtrieb angekämpft, der ihn in Séverinens Nähe stets erfaßt; jetzt, wo sie in der Nachtstille vor ihm steht, alle Reize der Verführung entfaltend, um ihn in seiner blutigen Absicht nicht erlahmen zu lassen, erwacht es übermächtig in ihm — er vermag nicht zu widerstehen und stößt ihr das Messer, womit er ihrem Manne den Tod geben sollte, in die Brust.

Ist es der blutdürstige Instinct, welcher in dieser Schreckensthat gesiegt hat, jener Naturtrieb, welcher das Raubthier zwingt zu tödten und zu zerfleischen und welcher durch alle Hüllen der Civilisation im Menschen hindurchbricht — ist es endlich die „Bestie im Menschen", welche hier ihre Bande zerreißt? Unstreitig ist dies die Ansicht Zolas, und nicht ohne Grund hat er Jacques Lantier zum Helden seines Werkes erwählt, nicht ohne Grund hat er ihn kurz vorher jenen schweren Gedankenkampf bestehen lassen, in welchem die natürliche Scheu vor der Blutthat siegreich blieb, um ihn schließlich seinem geheimnißvollen Mordtrieb unterliegen zu lassen.

Aber nirgends ist auch der seltsame Irrweg, auf welchem sich das Werk Zolas befindet, klarer als an dieser Stelle. Jacques Lantier ist kein Mörder aus Instinct: was ihn zum Morde treibt, ist Wahnsinn, eine Geistesabnormität, welche der Wissenschaft wohl bekannt ist, jene krankhafte Ausartung des Geschlechtstriebes, welche in der Vernichtung des geliebten Wesens ihre Befriedigung sucht. Instinct ist Gesundheit und Wahnsinn Krankheit, und die Phantasie eines Romanschriftstellers vermag die Kluft nicht zu überbrücken, welche zwischen beiden liegt.

Nach seiner entsetzlichen That entflieht Jacques und wie Roubaud nach seinem Verbrechen, so verfällt auch er nunmehr, von der düsteren Erinnerung gepeinigt, der langsamen inneren Auflösung. Aber es ist begreiflich, daß all die Schrecken des Romans nicht diesen harmlosen Abschluß finden können. Der Verdacht des Mordes an Séverine wendet sich wider Roubaud, der bei ihrer Leiche gefunden wird; er gesteht vor dem Gerichte sein früheres Verbrechen und wird auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit verurtheilt. Nun muß noch für den Helden des Werks in entsprechender Weise gesorgt werden. Der Krieg gegen Deutschland ist erklärt worden, und Jacques führt als Maschinist die Locomotive eines Eisenbahnzuges, der, mit Soldaten gefüllt, der Grenze zudampft. Ein erbitterter Wortwechsel entspinnt sich zwischen ihm und dem Heizer Pecqueux, dem er seine Geliebte abwendig gemacht hat; von den Worten kommt es zur That, und in grimmigem Kampfe in einander verschlungen, stürzen die Beiden von der Plattform der Maschine hinab, unter die Räder des Zuges, der sie zermalmt.

Der Eisenbahnzug, seines Maschinisten und Heizers beraubt, braust ohne lenkende Hand unaufhaltsam dahin, an den Stationen vorbei, wo man ihm entsetzt nachblickt und nichts zu thun vermag, als die telegraphische Kunde von seinem Kommen mit banger Ahnung nach allen Seiten vorauszusenden, immer weiter in die dunkle Nacht hinein, wie ein eisernes Gespenst. Es ist das ganze Leben Frankreichs in jener verhängnißvollen Zeit, welches die Schlußworte dieses mächtigen Bildes symbolisch zusammenfassen:

„Was lag an den Opfern, welche die Maschine auf ihrem Wege zermalmte! Eilte sie doch der Zukunft zu, unbekümmert um alles Blut, das sie vergoß! Ohne Führer, von Finsterniß umgeben, wie eine losgelassene Bestie brauste und brauste sie weiter, mit jenem Menschenfleisch beladen, das sie den Kanonen zuführte, mit jenen Soldaten, die, müde und betrunken, Lieder in die Nacht hinausbrüllten."

Die Handlung des Werkes ist nun erschöpft, da Niemand zurückgeblieben ist, der noch morden oder gemordet werden könnte. Nach all dem Blutvergießen fragen wir erstaunt, was diese Gräuel eigentlich mit dem Eisenbahnleben zu thun haben, welches uns zugleich geschildert wird. Es wäre vergeblich, nach einem inneren Zusammenhange zu suchen, obwohl Zola es offenbar manchmal versucht hat, ihn herzustellen. Der armen Bahnwächtersfrau Phasie, welche ihr Leben entschwinden fühlt und vom Krankenlager in der Nacht die Lichter des Eisenbahnzuges an den Fenstern ihres einsamen Hauses vorübereilen sieht, sind die Worte in den Mund gelegt worden, welche den düsteren Grundgedanken des Werkes wiedergeben:

„O! es ist eine schöne Erfindung, dagegen läßt sich nichts sagen. Man kommt schneller vorwärts, man ist klüger geworden. Aber die wilden Thiere sind wilde Thiere geblieben, und man mag noch bessere Maschinen erfinden, es wird stets wilde Thiere darin geben."

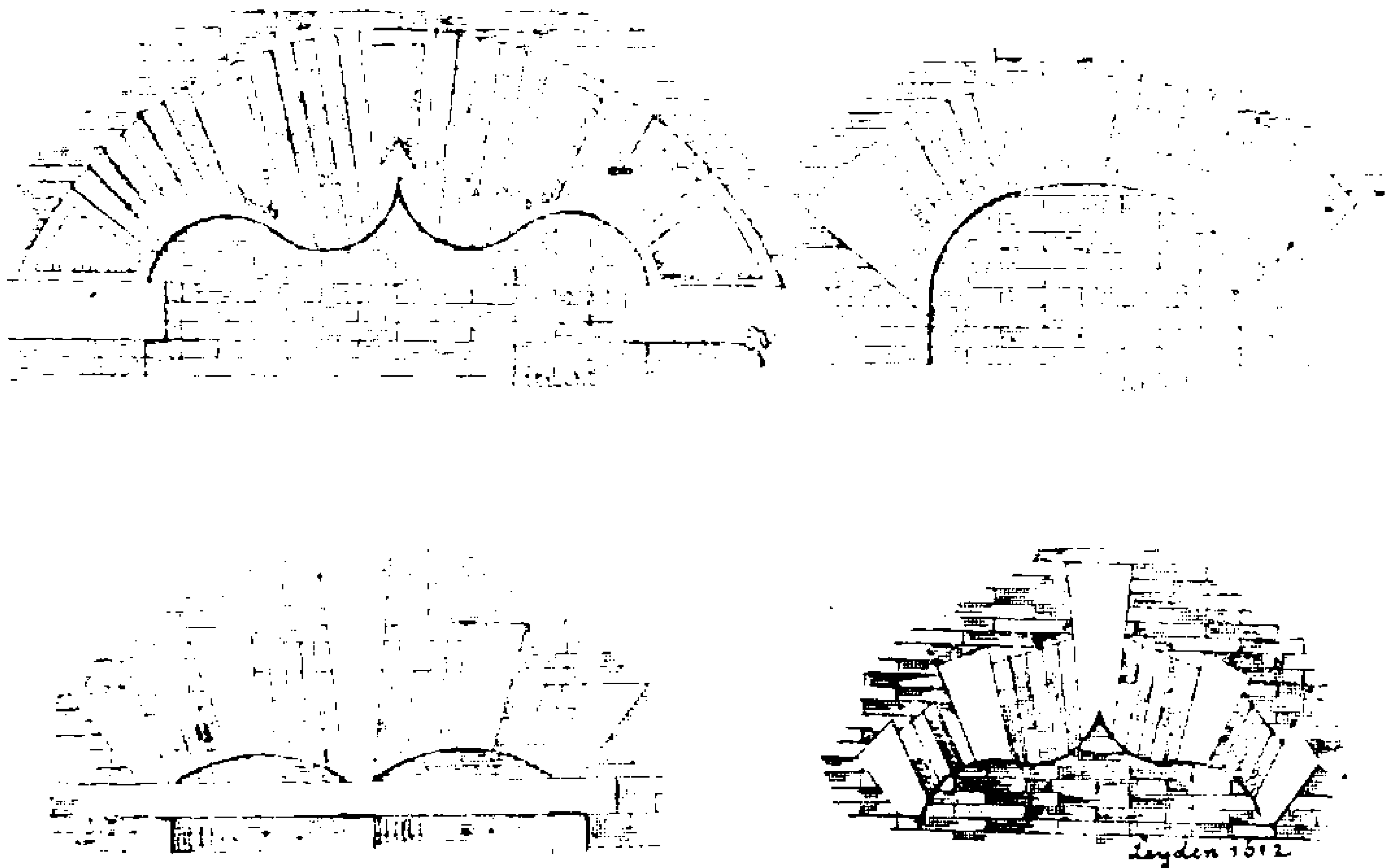
Die Eisenbahn als Symbol des menschlichen Fortschritts, der Mord als das ewig Thierische im Menschen — das ist eine künstliche Antithese, aber keine natürliche Verbindung zwischen den beiden Theilen des Werkes, welche einander fremd bleiben.

Dem berühmten realistischen Romancier ist hier in der That etwas Eigenthümliches widerfahren. Er ist selbst jenem Principe untreu geworden, welches er so oft und nur zu oft mit der Miene eines Entdeckers der Welt als obersten Grundsatz einer neuen Kunstrichtung verkündet hat, dem vielbesprochenen Satze, daß ein Schriftsteller die Personen seines Werkes stets durch ihre Umgebung, durch das „Milieu", in dem sie leben, erklären muß. Ein blutdürstiges Eisenbahnpersonal! Das hat Zola nicht dem Leben nachgebildet.

Und dennoch, ungeachtet all seiner zahlreichen Mängel und Widersprüche, bleibt dieses neueste Werk des französischen Realismus eine mächtige literarische Erscheinung. Mag auch sein aufdringlicher Pessimismus oft unseren Widerspruch herausfordern, — wo er zurücktritt, kommt jene hohe Meisterschaft der Schilderung zur Geltung, welcher wir in Zolas Sittengemälden stets begegnen. Es ist keine bezwingende Weltanschauung, welche uns daraus entgegentritt, aber es ist jedenfalls ein Stück Welt.



nur einigermaßen kennt, der weiß, daß für solch eine Darstellung, wollte sie nicht an verschiedenen Stellen erhebliche Lücken aufweisen, eine große Summe selbständiger Vorarbeit unerläßlich war. Der Verfasser hat diese Bedingung durch wiederholten längeren Aufenthalt in Holland erfüllt; wie die Inventarisatoren der preußischen Kunstdenkmäler in den preußischen Provinzen ist Dr. Galland in allen Theilen Hollands herumgereist, um die erhaltenen Kunstdenkmäler an Ort und Stelle zu studiren. Daneben hat er Archive und Bibliotheken eifrig durchforscht, so daß er nicht nur im Stande war, falsche Angaben über die Biographien holländischer Meister zu berichtigen, manche Irrthümer über die Urheberschaft der verschiedensten Kunstdenkmäler zu beheben, sondern auch eine stattliche Anzahl von Bauwerken, welche der Zeit zum Opfer gefallen sind, durch Reconstruction für die kunstgeschichtliche Betrachtung und Würdigung wiederzugewinnen. Der Natur der Sache nach verweilen wir mit dem kundigen Autor am längsten in den altberühmten Hauptstädten des Landes, in Amsterdam, Haarlem und Leyden; aber der Verfasser führt uns, wie dies schon vorhin angedeutet wurde, überall



Bogenformen aus Leyden und Utrecht.

hin, wo nur irgendwie bemerkenswerthe Zeugen einer schaffenslustigen, künstlerischen Thätigkeit zu uns reden. Die frische, plastische, von scholastischer Gelehrtthuerei freie Darstellungsweise des Buches läßt das Studium desselben jedem Gebildeten als einen hohen Genuß erscheinen, ungeachtet dessen, daß der Fachmann sich auf jeder Seite über die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Behandlung des Themas wie über die Besonnenheit und Sicherheit des Urtheils des Verfassers herzlich freuen darf. Mit besonderer Sorgfalt hat der Verfasser den Fäden nachgespürt, welche der Einfluß der berühmtesten holländischen Meister nach anderen Ländern, zumal nach Deutschland hin, gesponnen hat. Die großen Meister, wie Colyn de Nole, H. Vredeman de Vries, Cornelis Bloemart, Lieven de Key, Hendrik de Keyzer, J. van Kampen, A. Quellinus, R. Verhulst, die zum Theil von Galland zum ersten Male ihre richtige Stellung innerhalb der holländischen und der internationalen Kunstgeschichte angewiesen erhalten haben, bilden eine feste Phalaux von hervorragenden Spitzen in der Entwicklung der holländischen Kunst, um welche sich die große Schaar anderer verdienter Künstler leicht gruppiren läßt. Wir können der vielen Vorzüge der in vielen Beziehungen grundlegenden Arbeit Dr. Gallands nicht gedenken, ohne der überaus geschickten und dankenswerthen Auswahl des dem Buche beigegebenen Anschauungsmaterials warmes Lob zu spenden, das zu einem erheblichen Theile überhaupt zum ersten Male durch Drucklegung den Freunden der holländischen Baukunst zugänglich gemacht wird. Die nebenstehend wiedergegebenen Proben lassen die saubere technische Ausführung der Illustrationen erkennen. So ist das Galland'sche Werk nach jeder Richtung hin eine Zierde der neueren deutschen Kunstliteratur. * * *

Ueber das Studium der Naturformen an kunstgewerblichen Schulen. Von M. Meurer.

Berlin, E. Wasmuth.

In künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen verdient diese kürzlich erschienene gedankenreiche Schrift nachhaltige Beachtung. Der Verfasser geht von einer Schilderung des heutigen kunstgewerblichen Schaffens aus, in welchem er mit Recht fast ausschließlich einen eklektischen Grundzug erkennt. Er verschweigt nicht die schweren Bedenken gegen „den beständigen Stilwechsel unserer modernen Zeit, das Herumprobiren mit den künstlerischen Ausdrucksmitteln aller Zeiten und Völker, die ungesunde Hast und Unersättlichkeit der Mode.“ Da unsere fieberhaft pulsirende Zeit mit ihren rasch wechselnden Anforderungen ein ebenso rasches Schaffen des Kunsthandwerkers verlange, so bleibe dem Erfinder keine Zeit, seine Phantasie erst durch die Natur für eigenartige Formengebung zu befruchten, und er greife nach dem bequemeren Mittel, seine Schöpfung nach vorhandenen, schon stilisirten und conventionell gültigen Formen auszumünzen. Diesem Zweck kommen nun die vorhandenen und stets noch neu begründeten kunstgewerblichen Museen entgegen, allein sie leiden vielfach durch ein Vorwiegen der historisch-stilistischen und der antiquarischen Seite, und diese Richtung hat sich so allgemein verbreitet, daß sie auch in Privatkreisen als Alterthümelei auftritt, „die schon so weit in Haus und Heim gedrungen ist, daß unsere Zimmer häufig zu unbequemen Trödelbuden geworden sind“. Damit hängt denn die „kritische Herausgabe unzähliger Sammelwerke“ zusammen, welche meistentheils nur „Eselsbrücken zur Erfindung des Tagesbedarfs sind, die der Selbständigkeit des Denkens den größten Nachtheil zufügen“. Mit Recht rügt der Verfasser die gedankenlose Benutzung solcher Vorlagen, aus welcher die krankhafte Sucht hervorgegangen, ist durch Ueberladung mit ornamentalen Zuthaten den Eindruck des Werkes zu steigern.

Als Heilmittel gegen das schablonenmäßige Walten einer äußerlichen Routine empfiehlt der Verfasser eindringlich das Studium der Naturformen, welches allein nach einem Ausspruch Sempers „das unmittelbar anschauende Denken“, die unentbehrliche Grundlage alles wahren künstlerischen Schaffens, zu fördern vermag. Dies Naturstudium ist aber nicht in der oberflächlichen Art gemeint, daß man die Natur ohne Weiteres für einen bestimmten praktischen Zweck auszunützen habe, wie denn das glücklich citirte Wort Violet le Duc's zu beherzigen bleibt: „La nature n'est pas comme les gents qui font faire leur portrait, elle ne pose pas, elle a d'autre besogne sur les bras; vielmehr sollen die Naturformen in ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkannt und dargelegt werden, um den Schülern den Einblick in ihr organisches Weben und Wirken zu eröffnen, sodann aber ihnen an klassischen Kunstwerken zu zeigen, wie die Naturformen für den bestimmten kunstgewerblichen Zweck aufzufassen, umzugestalten, zu stilisiren sind. Es würde uns hier zu weit führen, die Fülle feiner Beobachtungen und treffender Bemerkungen, mit denen der Verfasser das Thema weiter ausführt, genauer wiederzugeben. Jeder Künstler und Kunstfreund wird mit wahrem Vergnügen dieser Darstellung folgen und von der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher der Verfasser diese hochwichtige Frage erörtert, sich lebhaft angeregt fühlen. Als nothwendig werden mit Recht geeignete Vorbildersammlungen empfohlen, welche den Weg weiter zu verfolgen haben, auf dem schon Karl Bötticher und Jacobsthal vorangegangen sind. Die speciellen Vorschläge zur Verwirklichung seiner durchaus gesunden und richtigen Ideen haben wir hier nicht weiter zu erörtern; die größte Schwierigkeit wird darin liegen, die genialen „Künstler-Lehrer“ zu finden, welche im Stande sind einen solchen Unterricht zu ertheilen. Allein wenn an entscheidender Stelle die richtige Einsicht und der gute Wille herrschen, so werden sich alle diese Hindernisse wohl besiegen lassen. Daß schließlich unser Kunsthandwerk daraus den größten Gewinn schöpfen würde, kann keinem Zweifel unterliegen. W. Lübke.

Bibliographische Notizen.

Ueber die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den öffentlichen Volksschulunterricht. Von Jende. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 57): Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G.

Die sehr beachtenswerthe Schrift wird manchen Gegner bekehren; denn sie weist

nicht nur nach, daß es nothwendig ist, die Jugend zum Verständniß unserer staatlichen Einrichtungen zu bringen, sondern sie giebt auch die Wege an, auf denen dieses Ziel ohne Beeinträchtigung eines andern Lehrgegenstandes zu erreichen ist. Ja manche, wie Geschichte, Geographie, Rechnen, selbst Religion, würde durch die Verbindung mit der Volkswirthschaftslehre noch gewinnen. R. J.

Feldzugserinnerungen eines Fünfunddreißigers. Von H. Ehrenberg. Rathenow, Max Babenzien.

In der jüngsten Zeit haben sich die Veröffentlichungen von Tagebüchern aus den letzten Kriegen sehr vermehrt. Da nun viele Kämpfer im Großen und Ganzen dasselbe durchgemacht haben, so bekommt diese Literatur leicht etwas Einförmiges, und es wäre daher zu wünschen, daß die Verfasser sich zuerst fragten, ob sie wirklich etwas Besonderes zu berichten haben, oder ob sie die Kunst der Erzählung in ungewöhnlichem Maße besitzen. Beide Fragen wären nach unserer Meinung bei dem vorliegenden Buche zu verneinen. R. J.

Die Leute aus dem Walde. Roman von Wilhelm Raabe. Zweite durchgesehene Auflage. Braunschweig, George Westermann.

Der soeben in zweiten Auflage erschienene Roman besitzt wie alle Werke des Verfassers so viel von seiner Eigenart, daß wir dieselbe hier nur andeutungsweise streifen können; sie läßt sich mit wenigen Worten nicht erschöpfen. Die eigentliche Fabel — das Schicksal der Leute aus dem Winzelwalde — ist wie fast immer bei Raabe so dürftig, daß sie sich beinah der Wiedergabe entzieht. Das Wesentliche bei ihm ist die Kleinmalerei und die ganz subjective Art, Welt und Menschen zu sehen; alle seine Helden und Heldinnen sind Originale, die mit den Augen des Verfassers anzusehen wir uns gewöhnen müssen, um sie am Ende lieb zu gewinnen. Raabe schöpft so sehr aus der Fülle, daß sein Gedankenreichthum, sein Ueberfluß an Reflexionen uns zu erdrücken droht; er braucht denkende Leser, die nicht müde werden, und wer ihm treu bleibt, wird am Schlusse sich belohnt fühlen. Raabes Weltanschauung, obgleich pessimistisch, wird von einem wohlthuenden Humor freundlich erhellt; mit unseren Modernen hat er das gemeinsam, daß auch er mit Vorliebe die Mühseligen und Beladenen aufsucht — aber wie unterscheidet sich seine Darstellung menschlichen Elends von der kühlen Objectivität unserer jüngst deutschen Realisten! Bei ihm merkt man überall sein mitfühlendes Herz, und „modern" ist er schon deshalb nicht, weil ein romantischer Zug ihm anhaftet, der bisweilen so stark hervortritt, daß seine Schriften dadurch etwas dämmerhaft Unklares erhalten. — Ein eigenartiges Talent wie dasjenige Wilhelm Raabes bleibt, wie man seine Vorzüge und Schwächen auch beurtheilen mag, immer interessant, wenn auch nicht jedem Geschmacke gleich ansprechend. Mz.

Leichtlebiges Volk. Novellen von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Sehr leichtlebiges Volk, diese vier Novellen, welche weder durch ihre saloppe Sprache noch durch einen übertrieben burschikosen Ton noch endlich durch einen starken Zusatz von Frivolität die wahre, innere Lustigkeit und natürliche Grazie ersetzen können. Immerhin sind sie frisch und flott genug geschrieben, um über eine Stunde Eisenbahnfahrt und ähnliche Zustände erträglich hinwegzuhelfen. Sie spielen sämmtlich in Wien, der feschen Kaiserstadt: daß es aber daselbst Ton ist, Millionärstöchter am Kinn zu fassen, anständige Damen ohne Weiteres im Corridor abzuküssen und sich selbst in der Unterhaltung mit schmückenden Beiworten wie Lump und Esel zu belegen — das glauben wir dem Herrn Verfasser nicht.

Sch.

Im Bann der Aphrodite. Drei Novellen von F. Guitmüller. Altona und Leipzig, A. L. Reher.

Der Verfasser beherrscht die Form in hohem Grade und weiß durch gewandte und schwungvolle Sprache seinen im Grunde recht abgebrauchten Stoffen und Figuren einen gewissen Reiz zu verleihen. Ganz unangebracht aber ist das schwülstige Pathos, welches die meisten seiner Dialoge durchzieht und sie unnatürlich und ungenießbar macht. Sch.

Kopf und Herz. Roman von Th. Duimchen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Der Roman zerfällt in zwei Theile. Der erste spielt in Madrid — ganz formularmäßig mit einem Stiergefecht beginnend —, der zweite in Wiesbaden. Schon in jenem finden sich die beiden

Hauptschablonen, der überaus geistreiche Regierungsreferendar Dr. Karl Schwarz und die überaus schöne Kubanerin Donna Manuela de Las Palmas, trennen sich aber ohne rechten Grund, um sich im zweiten Theil noch einmal auf sehr künstliche Weise zu vereinigen. Schließlich stellt es sich sogar heraus — damit uns keine von den üblichen Romanüberraschungen geschenkt werde — daß sie und fast alle anderen „zufällig" zusammengekommenen Personen untereinander verwandt sind, natürlich unehelich. Karl, der inzwischen seinen Assessor gemacht hat, und Manuela entpuppen sich als Cousin und Cousine. Durch diese Verwicklung aber wird die Lectüre des Buches anstrengender, als es für die leichte Waare geziemend ist, zu der dasselbe nun einmal trotz der eingestreuten schönen und gebildeten Reden zweifellos zu rechnen ist.

Sch.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Baumgarten, J., Ostafrika, der Sudan und das Seeengebiet. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Behrmann, G., Eine Maienfahrt durch Griechenland. Hamburg, L. Gräfe.

David, J. J., Das Höfe-Recht. Eine Erzählung. Dresden, H. Minden.

Delbrück, H., Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Grossen. Mit einem Anhang über Thucydides und Kleon. Berlin, G. Reimer.

Ebner-Eschenbach, M. v., Unsühnbar. Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel.

Fulda, L., Gedichte. Berlin, F. Fontane.

Gisleşen, Henriette, und ihre Freunde. Ein Bild aus der norweg. Kirche. Herausgegeben von R. N. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Güssfeldt, P., Die Erziehung der deutschen Jugend. III. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Haidheim, L., Prinz Dino Adorno. Roman. Jena, H. Costenoble.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. Illustr. von A. v. Roessler und H. Dietrichs. Liefrg. 6. 7. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).

Hart, J., Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Hausbibel, illustrirte. Herausg. von R. Pfleiderer. Heft 18—21. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Heigel, K. v., Der reine Thor. Roman. (Engelhorns Allgem. Roman-Bibl. 6. Jahrg. Band 15.) Stuttgart. J. Engelhorn.

Jacobsen, Fr., Nachtschatten. Drei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kinder-Gartenlaube. Band 8. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube.

Koeber, R., Repetitorium der Geschichte der Philosophie. Stuttgart, R. Conradi.

Lübke, W., Geschichte der deutschen Kunst von d. frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Lieferung 11—20 (Schluss.) Stuttgart, Ebner & Seubert.

Meinrad, A, Eine Fahrt in's Neue Deutschland. Kaiserslautern, A. Gotthold.

Moderne Dichtung. Monatsschrift und Literatur und Kritik. I. Band. Heft 3. Brünn, M. Rohrer.

Mossapp, H., Karl Gerock. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit dem Bildnis Gerocks. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Leipzig, O. Spamer.

Orzeszko, E., Mirtala. Roman a. d. ersten Jahrh. nach Christus. Autoris. Uebersetzung von M. Blumberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Perfall, A. v., Harte Herzen. Zwei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Revue, Internationale, über die gesammten Armeen und Flotten. Herausg. von F. v. Witzleben-Wendelstein. Jahrg. VIII. Heft 2. Rathenow, M. Babenzien.

Riepenhausen - Crangen, K. von, Gesicherte Familienheimstätten im deutschen Reich. Leipzig, Duncker & Humblot.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Mit Illustr. Lieferung 9—11. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von Alexander Dorn.

Sittard, J., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Erster Band. 1458—1733. Stuttgart, W. Kohlhammer.

— Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Altona, A. C. Reher.

Sommer, F., Auf der Wanderschaft. Gedichte. Berlin, Th. Thiele.

Spanier, J., Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Trier, Paulinus-Druckerei.

Stadelmann, R., Aus der Regierungsthätigkeit Friedrichs des Grossen. Halle, O. Hendel.

Sybel, H. v., Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vierter Band. Dritte Auflage. München, R. Oldenbourg.

Tappert, W., Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie. Zweite verm. u. verb. Aufl. Leipzig, List & Francke.

Tegtmeyer, E., Die Blutsaat. Erzählung aus d. Reformationszeit. Jena, H. Costenoble.

Tolstoj, L., Die Kreutzersonate. Uebers. vom Bibliogr. Bureau zu Berlin. Mit einer Einleitung von Raphael Löwenfeld. Berlin, B. Behr's Buchh.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 2. Berlin, D. Reimer.

Volz, B., Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Erste Abtheilung. Leipzig, O. Spamer.

Warnow, Fr. Chauvinismus. Ein Zeitbild. Dresden, H. Minden.

Witbrecht, C., Sonnenwende. Neue Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Zingeler, K. Th., die Hohenzollern in Rumänien. Bonn. E. Strauss.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 53. — Heft 159.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Juni 1889.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Julius Andrássy.
Radirung von L. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ [be]züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens [zu] richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LIII (April bis Juni 1890), wie auch zu den früheren Bänden I—LII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Verlag der Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LIII. (April bis Juni 1890)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII.

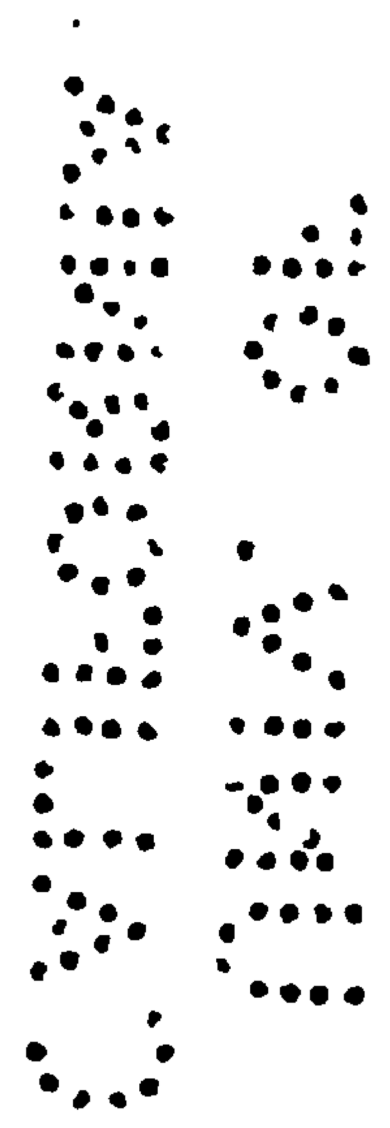
zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

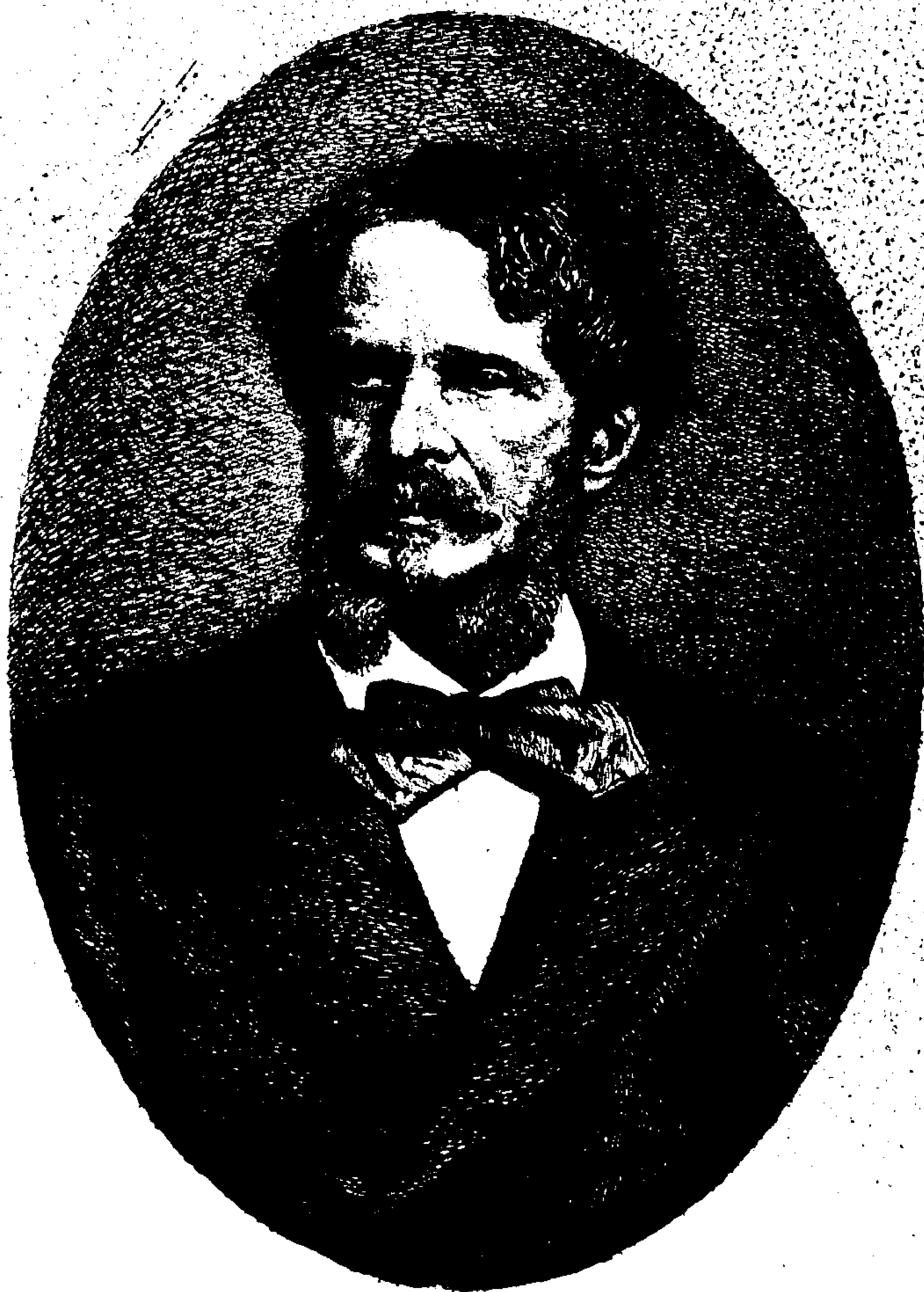
Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





Gedruckt in d. Kunstanstalt von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

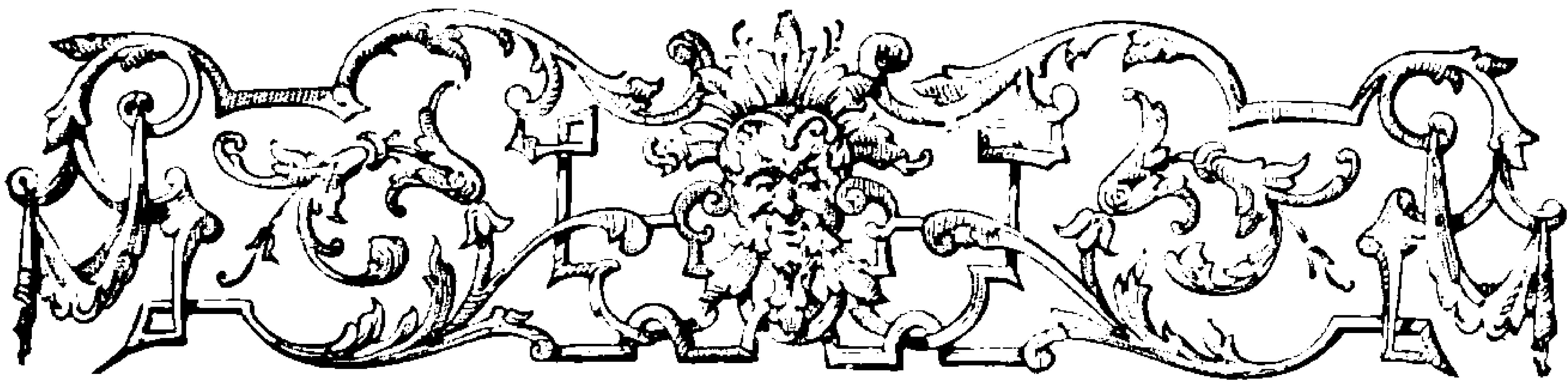
Paul Lindau.

LIII. Band. — Juni 1890. — Heft 159.

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Andrássy.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Im Bunde der Dritte.

Novelle.

Von

Isolde Kurz.

— Florenz. —

(Schluß.)

Maria, Ihre reinen Augen werden auf dieser Beichte ruhen, und die Versuchung ist groß, mich besser zu schildern, als ich bin. Aber ich habe mir geschworen wahrhaftig zu sein, soweit es dem Menschen gegeben ist, über ein Gefühl, das einen so bitteren Stachel zurückließ, sich und Anderen die Wahrheit zu sagen. Sie würden es begreiflich finden, daß ich nichts als Empörung und Verachtung gegen diese Frau empfunden hätte, die in dämonischer Selbstsucht das schöne Band zerriß, daß ich ihr mit Abscheu den Rücken gewandt oder sie sogar dem gerechten Zorn ihres Gatten ausgeliefert hätte. Ach, ich zürnte ihr wohl, ich fühlte mich sogar in meinem männlichen Stolz beleidigt, daß sie mich in ihrer Sultanslaune ohne Achtung vor meinen Empfindungen zum Spielzeug ihrer Leidenschaft erkor, aber mit der Verachtung wollte es nicht glücken; denn so oft wir einem rücksichtslosen, Alles verzehrenden Egoismus begegnen, regt sich in uns eine Art Respect vor so elementarer Ganzheit, der mit dem moralischen Urtheil nichts zu thun hat. Und dann, wer, der vom Weibe geboren ist, hält ungestraft ein so bestrickendes Geschöpf in den Armen und hört aus seinem Munde die Betheuerung der süßesten Leidenschaft? Ich hatte etwas von dem Fieber in den Adern, um dessenwillen ich Konrad einst belächelt und gescholten hatte, nur war es tausendmal verdammenswerther, da es der Frau meines besten Freundes galt, und je wilder es in mir gährte, mit desto heftigeren Schmähungen überhäufte ich sie in meinem Innern. Ich klagte die Natur an, daß sie ein

Wesen mit solchem Liebreiz erschaffen habe, ganz ohne Gewissen, ohne sittliches Bewußtsein, ohne Adel der Seele.

Auch täuschte ich mich nicht im mindesten über ihr Gefühl gegen mich. Ich hatte schon andere Frauen dieser Race gekannt, ich durchschaute hinlänglich dies launische, gewaltthätige Naturell, das unersättlich nach dem Neuen hascht, das von sich stößt, was es besitzt, um zu verfolgen, was ihm entfliehen will, und das aus reinem Bedürfniß nach Aufregung zu einem großen Opfer und einer erhabenen That ebenso fähig ist, wie zu jeder Schlechtigkeit. Traurige, kalte, vampyrartige Wesen, die nach fremdem Blute dürsten, um für einen Augenblick ihre starren Adern zu erwärmen.

Ich überdachte mein ganzes Benehmen gegen sie von der ersten Stunde an, jedes Wort, jede Bewegung rief ich in mein Gedächtniß zurück, und mußte mich vor mir selbst unschuldig erklären, wenn es nicht eben das Uebermaß meiner Zurückhaltung war, was sie gereizt hatte.

Ihre verführerischen Züge schwebten mir immerwährend vor, wie sie in jenem Augenblick ausgesehen hatte, ohne eine Spur von weiblicher Scheu oder gekränktem Stolz. Sollte ich sie einem Raubvogel vergleichen, der gierig herabgestoßen kam, um jetzt mich wie einst Konrad als willenlose Beute davon zu schleppen oder einem Kind, das übersättigt von Süßigkeiten lächelnd und gedankenlos nach dem Herben greift?

Ich schäumte vor Unmuth bei dem Gedanken, daß sie, die diesen Brand entfacht hatte, vielleicht ruhig und heiter in ihren Kissen lag, um wie ein kleines Mädchen von dem versagten Naschwerk zu träumen, das es morgen doch zu erhalten hofft.

Aber mein ärgster Zorn galt Konrad, Konrad, der all meinen Warnungen zum Trotz seinen Hals in diese Schlinge gelegt hatte und nun gar noch mich zum Hüter einer solchen Frau machen mußte.

„Er hat es selbst gewollt!" sagte ich mir in meinem Unmuth, „und was ihm heute erspart bleibt, wird ihm desto sicherer morgen geschehen."

Ermattet, mit brennenden Sohlen ließ ich mich endlich irgendwo im Dunkeln auf einen Ruheplatz nieder, einem gefällten Baumstamm, der unter meiner Last erzitterte, und nun erkannte ich erst den Ort: es war dieselbe Stelle, wo ich vor ein paar Stunden mit Katja gesessen hatte, und neben dem Balken lag noch ihr Rosenstrauß, den sie hier verloren.

„Bin ich denn verhext?" sagte ich zu mir selbst und sprang auf. „Ist es ein Zauberwald, in dem ich umherirre, zieht sie mich an einem unsichtbaren Faden in ihre Kreise zurück?"

Ich hob den Strauß auf, drückte, ohne es zu wissen, mein Gesicht in die Blumen wie es Katja zuvor gethan hatte, und warf sie gleich darauf mit Abscheu von mir.

„Sei ein Mann," sagte ich unablässig laut zu mir selber, „sei ein Mann — noch etwas Selbstbeherrschung und es wird vorübergehen." — Ich wußte ganz genau, daß ich sie nicht liebte. Ich wehrte mich so lange gegen den

Zauber, bis er mich losließ und bis Vernunft und Freundschaft wieder die Oberhand gewannen. Ich überlegte, wie ich mit möglichst geringem Schaden die Schlinge zerreißen könnte, ohne daß Konrad Verdacht schöpfte. Denn daß ich ihm die Augen nicht öffnen durfte, war mir klar: nicht nur die Rücksicht auf ihn selbst erheischte mein Schweigen, ich hielt mich auch durch die Ritterlichkeit gebunden, die ein Mann von Ehre nur in den äußersten Fällen verletzt. Ich kam mit mir selbst überein, noch seine Zurückkunft abzuwarten, ihm zu sagen: „Hier ist dein Eigenthum, das ich behütet habe," und dann mit dem ersten besten Vorwand fort auf Nimmerwiederkehr!

Gegen Morgen stieg ich über das Parkgitter und kehrte durch das immer offene Fenster in mein Schlafgemach zurück, wo ich bei grauendem Tageslicht die Spuren der durchwachten Nacht mit Schwamm und Bürste aus meiner Erscheinung zu tilgen bemüht war.

Um acht Uhr fand ich mich am Ufer ein, um Konrad in Empfang zu nehmen. Katja war nicht erschienen, und Centnerlasten fielen mir vom Herzen, als ich den schwarzen Koloß durch die reine Morgenkühle herbrausen sah. Aber Konrad war nicht unter den Passagieren, nur ein Münchner Künstler stieg aus, der seine Grüße brachte und versicherte, der Freund werde mit dem Vieruhr-Schiff kommen.

Der Tag zog sich endlos hin. Katja kam nicht zum Vorschein und der Diener sagte mir, daß sie ihren verletzten Fuß pflege. Ich trieb mich auf dem Wasser, an dem gegenüberliegenden Ufer umher, krank und verstört im Gemüth, unfähig zu jedem ernstlichen Thun oder Denken. Ich wartete nur mit glühender Sehnsucht auf Konrad wie auf meinen Retter, aber alles war gegen mich verschworen — der Freund blieb auch um vier Uhr aus.

Nun wurde meine Unruhe zur Seelenangst; um keinen Preis wollte ich weitere zwölf Stunden allein unter demselben Dach mit Katja verbringen. Ich schlich gegen Abend ungesehen in mein Zimmer zurück, setzte einen Brief an Konrad auf und gab darin für meine Abreise einen so unwahrscheinlichen Vorwand an, wie ihn nur die völlige Kopflosigkeit ersinnen kann. Dann suchte ich meine Habseligkeiten zusammen und packte meinen Koffer. Diese mechanische Beschäftigung that mir wohl und brachte wieder etwas Ordnung in mein Denken. Ich fing an mir die möglichen Folgen meiner Flucht auszumalen und mich zu fragen, inwieweit Katja die Erklärung, die ich Konrad für meine eilige Abreise gab, unterstützen würde. Dabei mußte ich mir allerdings gestehen, daß von diesem unbändigen Naturell Alles zu fürchten sei. Ich wollte ein paar Zeilen an sie hinterlassen, aber die Furcht, daß sie in fremde Hände fallen könnten, hielt mich ab. Ich hätte gewünscht, daß mich ein Wirbelwind von dannen trüge und mich jeder Entschuldigung überhöbe. Am Ende zerriß ich auch meinen Brief an Konrad wieder und beschloß, ohne Erklärung davonzugehen, meinem Verschwinden den Schein der Zufälligkeit zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß Konrad mich ver-

unglückt glaube, und erst von einem entfernten Ort aus meine Abschiedszeilen zu schreiben, in denen ich eine Begegnung, ein Abenteuer, irgend ein Ereigniß, das ich mir unterdessen ausdenken konnte, vorgeschützt hätte. Mochte er mich alsdann für unzuverlässig, lieblos, ja für halb verrückt halten, wenn nur der Friede seines Hauses gesichert war. Dieser Plan schien mir, je länger ich ihn überlegte, desto besser zu sein und ich sah mich schon zu Fuße nach der nächsten Bahnstation unterwegs. Um jeden Schein der Vorbereitung zu vermeiden, packte ich meinen Koffer wieder aus, steckte nur das Portefeuille mit Geld und Briefen zu mir und suchte das Zimmer möglichst in die alte Ordnung zu bringen.

Im Eifer meiner Beschäftigung überhörte ich ganz das Oeffnen der Thüre und fuhr erst auf, als Katjas Stimme sagte:

„Ich sollte böse auf Dich sein, Oskar, Du hast mich sehr vernachlässigt heute."

Sie stand lächelnd auf der Schwelle in einem weißen Morgenkleid, das knapp wie ein Handschuh ihre reizende Gestalt umschloß und in einer langen Schleppe endigte. Ihr welliges Haar war gelöst und zurückgeworfen, und die schönen spangengeschmückten Arme blickten entblößt aus weit offenen Aermeln hervor — die ganze Erscheinung war größer und majestätischer als sonst.

Vor Bestürzung wagte ich sie kaum anzublicken, nur das Gefühl ihrer Nähe drang wieder wie ein starker, aus verschiedenen verwirrenden Düften gemischter Wohlgeruch auf mich ein.

Sie ließ mir auch keine Zeit zu antworten, denn der zerrissene Brief auf dem Tisch und der Koffer, den ich in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, verriethen ihr mein Vorhaben.

Sie stieß einen stöhnenden Laut aus und rief vorwurfsvoll: „Warum denn, ach warum?" Dann trat sie ein paar Schritte auf mich zu und wiederholte fast drohend: „Warum?" — —

Ich faßte Alles zusammen, was an Besonnenheit, Kraft und Würde in mir lebte, um die Gefahr abzulenken, die mir über dem Haupte hing, ohne in ihrer Seele einen Stachel zu hinterlassen. Ich zeigte ihr den Brief, den ich eine halbe Stunde zuvor geschrieben hatte, ich lud — gegen mein besseres Bewußtsein — einen Theil der Schuld auf meine eigenen Schultern, indem ich mich anklagte, nicht den rechten Ton gegen sie gefunden zu haben, ich schwor ihr, daß meine Abreise keine Kränkung gegen sie sei und daß nur die Furcht, mit der Zeit mehr als eine Schwester in ihr zu sehen, mich treibe, wie ein Dieb aus dem Hause zu fliehen, in dem ich so glückliche Stunden verbracht hätte.

Sie unterbrach mich ungeduldig und sagte voll Selbstgefühl:

„Ich weiß ja, es ist um seinetwillen — Du brauchtest mir das nicht zu sagen."

Plötzlich ging ein teuflischer Ausdruck über ihr Gesicht, sie stellte sich vor mich und stieß mit hartem Ton heraus:

„Aber es soll ihm nichts nützen — ich werde ihn hassen — und er wird sterben, denn er liebt mich."

Ich starrte sie an, sie war ganz verwandelt. Was man ihr von Civilisation angelernt hatte, in diesem Augenblick war es von ihr abgefallen, die echte, unverfälschte Tartarennatur brach hervor. Doch bereute sie gleich, sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt zu haben, die aufgehobenen Arme, von denen die weißen Aermel weit zurückfielen, sanken herunter, die häßliche Spannung ihres Gesichtes löste sich und sie brach in Thränen aus.

„Auch ich werde sterben," setzte sie schluchzend hinzu, um den Eindruck ihrer Worte zu mildern. —

Maria, ich darf wohl sagen, daß ich nie ein schwacher Mensch gewesen bin und daß ich manchen Sturm habe an mir vorübertoben sehen, ohne nur mit der Wimper zu zucken, auch dem Zauber der Verführung konnte ich widerstehen, aber nie hat eine Frau vor mir geweint, ohne daß ich mich völlig wehr- und waffenlos fühlte. Schon als kleiner Junge, wenn meine Mutter sich außer Stande sah, mich zu bändigen, und am Ende in meiner Gegenwart in Thränen ausbrach, wurde ich geschmeidig wie ein Lamm. Diese Weichheit des Gemüths brachte mich auch jetzt in Gefahr, denn als das schöne verführerische Geschöpf nun weinend auf einen Stuhl sank, faßte mich die Rührung, daß ich am liebsten zu ihr geeilt wäre, ihre Hände ergriffen und sie getröstet hätte. Doch ich bezwang meine Aufwallung und hielt mich fern.

„Glauben Sie mir, Katja," sagte ich, (denn das kameradschaftliche Du wagte ich ihr nicht mehr zu geben) „er ist Ihrer Liebe viel, viel würdiger als ich, nie würde ich für Sie gethan haben, was er that." —

„Was liegt daran?" rief sie mit ihrem slavischen Accent, der seit lange in meinem Ohr etwas Berauschendes gewonnen hatte. „Das Wenige, was Du thätest, wäre mehr, viel mehr für mich. Du warst es, der mich vom ersten Augenblick anzog. Hättest Du Dich damals mir genähert, so wäre Alles gut." —

„Und wie lange würde es dauern?" sagte ich mit einem Ton, der streng sein sollte, aber nur gebrochen aus meiner Kehle kam.

Ich fühlte sofort, daß ich einen Fehler begangen hatte, denn um stark zu bleiben, durfte ich nur mit einer Waffe kämpfen.

Sie erkannte auch gleich ihren Vortheil. „Ewig würde es dauern," sagte sie innig, trocknete die Augen und näherte sich mir. Ich wich zurück bis ans Ende des Zimmers und faßte krampfhaft den Fensterpfosten, als sei hier der Fels meiner Pflicht. Aber ich sah sie lächelnd, sicher, mit leuchtendem Gesicht, wie von einer höheren Macht getrieben auf mich zukommen.

„War das Deine Furcht, Du stolzer Mann?" sagte sie ganz aufgelöst

in Weichheit und ergriff eine meiner Hände, die ich ihr nicht entziehen konnte. „Du glaubtest, das könne jemals enden, was ich für Dich empfinde? Oskar, ich will für Dich leben und sterben, will Deine Sklavin sein — aber liebe mich!"

Ich wußte nicht, wie mir geschah, der Ambraduft hüllte mich auf einmal völlig ein, ihre goldenen Spangen blinkten ganz nah vor meinen Augen, ihre Arme schnürten sich fest wie Schlingen um meinen Hals und sie hielt mich mit der Kraft einer Tigerin umklammert.

Ich weiß nicht, was in diesem verfluchten Augenblick mit mir vorging; ich glaubte sie fortzustoßen, mich ihr zu entreißen und schloß sie nur fester an meine Brust. Sie stammelte und lachte durch Thränen: „So flieh doch — verlaß mich jetzt, wenn Du kannst!" — Ich wollte sie entfernen, aber statt dessen beugte ich mich herab, küßte ihr Haar und Gesicht, was sie mit der Heftigkeit einer Wahnsinnigen erwiderte, ich fühlte mich ganz und gar umwunden, erdrückt, in eine Flammensäule eingehüllt.

Ebenso wenig kann ich sagen, auf welche Weise ich ganz plötzlich wieder zur Besinnung kam. Ich erinnere mich nur, daß es mir mit einem Mal zu Muthe war, als habe eine kalte Hand mich angerührt. Es mochte ein Luftzug sein, der durch das Zimmer fuhr, denn das angelehnte Fenster schlug, während die Thür, die wohl schlecht eingeklinkt war, sich geöffnet hatte, und ich sah regungslos, noch von Katjas Armen umstrickt, zu, wie sie langsam wieder zuging und am Ende mit leisem Klinken ins Schloß fiel. Ein schrecklicher Gedanke hatte mir mit eisiger Schreckenshand ins Herz gegriffen und mir die Glieder gelähmt; jetzt eilten leise, fliehende Schritte über den Corridor und meine Ahnung wurde zur Gewißheit. Ich dachte nicht einmal daran, daß eines von den Dienstboten gelauscht haben könne, mein Herz sagte mir augenblicklich, daß es Konrad war. Ich schleuderte die Frau, die nichts zu hören noch zu sehen schien, von mir, wie wenn sie eine giftige Schlange wäre, und stürzte dem nach, den ich so schwer beleidigt hatte, meine ganze Seele war nur noch in ihm.

Unter der Hausthüre fand ich Nitrosan mit Konrads Reisetasche, der mir erzählte, sein Herr sei soeben mit dem Wagen von der Bahnstation herübergekommen, nachdem er die Abfahrt des Dampfboots versäumt habe. Wohin er so rasch verschwunden sei, wagte ich nicht zu fragen, sondern suchte von Angst gequält im Hause nach ihm, während der Unglückliche wie ein verwundeter Hirsch in die Felder hinausgeflohen war. Aber irgend eine äußere Rücksicht mochte ihn nach kurzem Lauf ins Haus zurücktreiben. Diesmal mußte er an uns vorbeikommen, Katja eilte ihm entgegen, fragte was geschehen sei, er machte sich von ihr los, stammelte, es sei nichts, garnichts, brachte dann einige verworrene Reden vor von Instrumenten, die er holen müsse, und beschämt über die ungeschickte Lüge, auf die er nicht vorbereitet war, warf er sich zwischen uns durch und stürzte die Treppe hinauf, als sei er selbst der Schuldige.

Katja machte mir ein beruhigendes Zeichen, wie um zu sagen: „Er hat nichts bemerkt“ — so wenig hatte sie dieses großmüthige Herz begriffen.

Von den Folterqualen jener Nacht kann ich nicht reden, sie stehen in meiner Seele eingegraben mit einer Narbenschrift, die nie verwittern wird. Alle Schmerzen der verwundeten Liebe und der gekränkten Ehre, ich empfand sie tausendfach für Konrad. Hätte ich ihm mit meinem Blut seine Ruhe wiedergeben können, ich würde es mit Freuden bis auf den letzten Tropfen verspritzt haben.

Die Furcht, er könnte mich für schuldiger halten, als ich in Wirklichkeit war, trieb mich endlich hinauf zu ihm. Wie soll ich dies Gegenüberstehen Aug' in Auge schildern? Er stützte sich auf das Fensterbrett und weinte, weinte so herzzerreißend, wie ich niemals einen Mann weinen sah. Er zürnte mir nicht einmal: das Uebermaß der Leidenschaft, von der er mich für seine Frau ergriffen glaubte, diente mir in seinen Augen zur Entschuldigung.

„Wie wahnsinnig mußt Du sie lieben,“ rief er, „daß Du mir das —“ er konnte nicht weiter, das Schluchzen riß ihm die Worte entzwei.

Ich beschwor ihn, mir zu glauben, daß nichts geschehen sei, was meine schleunige Entfernung nicht gut machen könnte. Er schenkte mir auch Glauben, aber er sagte:

„Was hilft mir das, wenn sie Dich liebt?“

Und als ich von einer vorübergehenden, mir selbst unbegreiflichen Verwirrung und Verirrung reden wollte, unterbrach er mich und rief:

„Ach nein doch, ich weiß ja Alles, ich müßte Dich hassen, wenn Du sie nicht bis zur Raserei liebtest.“

Ich konnte ihn nicht aufklären; mit jedem Wort zu meiner Entlastung hätte ich einen Stein auf die Frau geworfen, die er vergötterte, und wäre in seinen und meinen eigenen Augen niedrig und feige erschienen.

„Ach, ich hätte es ja voraus wissen sollen, daß sie sehen und lieben eins ist,“ sagte er, während ihn ein Schauer schüttelte und seine Thränen niederstürzten wie strömendes Wasser. „Keiner kann ihr widerstehen, Keiner! Ich hab' es auch nicht gekonnt, habe das Unrecht begangen an ihrem ersten Gatten. Mir widerfährt nur, was ich selbst gethan habe. Aber daß Du das Werkzeug der Rache sein mußtest! Die Frau meiner Liebe und mein einziger Freund!“

Der milde Vorwurf traf mich tiefer, als es die heftigsten Worte vermocht hätten. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte er mich ernsthaft, was nun zwischen uns geschehen solle, sprach zuerst von Secundanten und schlug mir dann, um Aufsehen zu vermeiden, ein amerikanisches Duell vor.

Ich erklärte ihm, daß ich bereit sei, mich von ihm niederschießen zu lassen, wann und wo es ihm beliebe, daß ich mich aber niemals mit ihm

schlagen und noch weniger mich auf das grauenhafte Hazardspiel einlassen würde.

Er drückte mir die Hände und warf sich stumm an meine Brust. Dann bat er mich, ihn etwas allein zu lassen, damit er seine Gedanken sammeln könne.

Als ich schon an der Thür war, rief er mich noch einmal zurück und sagte gepreßt mit abgewandtem Gesicht und mit augenscheinlicher Ueberwindung: „Gehe zu ihr, ich bitte Dich. Beruhige sie."

Unten wartete ein neuer Sturm auf mich. Katja, die an der Thür gehorcht haben mochte, rannte wie eine Besessene durch alle Zimmer und stürzte eben ins Freie hinaus, um den Vorübergehenden zuzurufen: „Sie werden sich schlagen! Sie werden beide todt sein."

Zum Glück wurde ihr fremder Accent nicht recht verstanden. Ich mußte sie mit Gewalt vor den staunenden Dienstboten in das Haus und in ihre Zimmer zurückführen. Dort wollte ich ihr Fassung und Vernunft anbefehlen, aber sie wälzte sich schluchzend auf dem Divan, raufte sich die Haare und rief unaufhörlich:

„Laß mich, ich will verzweifeln."

Nun schien sie mir häßlich und entblößt von allen Reizen, daß ich meine vorige Trunkenheit nicht mehr begreifen konnte. Wie wenn ein Glühwurm sein Licht verdunkelt, mußte ich denken, und nichts mehr übrig ist, als eine farblose, formlose Raupe.

Ich entfernte mich rasch und ließ sie die fessellose Aufregung, die solchen Naturen ein Genuß ist, allein auskosten.

Als ich wieder zu Konrad kam, fand ich ihn zwar äußerlich ruhiger, aber das Zittern seiner Kiefer und der krampfhafte Ruck, der zuweilen seine Gesichtsmuskeln auseinanderschob, verriethen, daß der Schmerz noch immer mit derselben Heftigkeit in ihm tobte.

Ich führte ihn am Arm in den Garten hinab, damit der Anblick der Natur und die abendliche Kühle heilsam auf ihn einwirkten. Die Dienstboten, die Katjas Geschrei erschreckt hatte, beruhigten sich, als sie uns so zusammen sahen, und ließen uns allein.

Lange gingen wir miteinander im Garten auf und ab, beide mit entblößtem Kopf, keiner sprach ein Wort.

Konrad ließ sich endlich auf eine Gartenbank nieder.

„Wahrhaftig," sagte er mit trübem Lächeln, „unrecht Gut gedeiht nicht. Ich entriß sie dem Grafen, Du nimmst sie mir — es ist nur das Recht der Wiedervergeltung."

„Großer Gott," fuhr er fort, „wenn mir nur die Kraft bleibt, sie freizugeben! Wenn mir nur die fürchterliche, die würdelose Leidenschaft nicht jeden Rest von Männlichkeit nimmt! Ein Herz festhalten wollen, das einem nicht mehr gehört, Tag für Tag um einen Tropfen Liebe betteln,

die sich einem entzieht! Diese Schmach, o Gott, lieber gleich eine barmherzige Kugel!"

Ich zitterte, daß er mir vorschlagen könnte, Katja zu heirathen und mich dadurch zwingen, ihm die ganze Wahrheit zu sagen. Aber offenbar konnte er sich den Gedanken an eine völlige Trennung von ihr noch nicht dauernd vergegenwärtigen, denn er ließ den Gegenstand wieder fallen und sagte hoffnungslos vor sich hin: „Was soll geschehen?"

Ich schlug ihm eine lange Reise mit Katja vor und schwur ihm, daß ich gewiß sei, die neuen Eindrücke würden in den ersten drei Wochen die Erinnerung des Vorgefallenen in ihr verlöschen.

Er schüttelte leise den Kopf und sah mich mit dankbarem, aber traurigem Lächeln an, als wollte er sagen: „Ich verstehe Dich wohl, Du willst mich trösten."

Ich sah keine Möglichkeit, ihn aus seinem Wahn zu reißen.

Der grauende Tag fand uns noch im Garten. Aber Konrads Aufregung legte sich allmählich; die Hoffnung, diese erste und letzte Freundin, die einzige, die uns nie verläßt, und die, tausendmal verscheucht, immer aufs Neue zurückkehrt, nahm ihn wieder in ihre Arme, und der Wunsch, aus seinem Schiffbruch die Trümmer zu retten, gewann die Oberhand.

„Glaubst Du wirklich, daß sie vergessen könnte und Alles werden wie zuvor?" fragte er schüchtern, indem er nach ihren Fenstern spähte, hinter denen es schon lange still war.

Ich betheuerte es ihm.

„Mein Anblick könnte ihr peinlich sein in den nächsten Tagen," sagte er zartfühlend. „Ich möchte ihr ja so gern jeden Schmerz ersparen. Wäre es nicht das Beste, wir reisten gleich in der Frühe zusammen ab?"

Ich stimmte lebhaft zu, und war froh, ihm jede Möglichkeit eines Aussprechens mit seiner Frau abzuschneiden, denn es stand von ihr zu erwarten, daß sie ihm durch die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit das Herz zerfleischt hätte. In ein paar Tagen aber, wenn ich außer Sicht war, konnte die Wage lange wieder zu seinen Gunsten umgeschlagen sein.

Ein Brieflein wurde geschrieben, das Nitrofan erst nach unserer Abreise übergeben sollte, dann gingen wir gemeinsam fort, ohne Gepäck, um kein Aufsehen zu erregen. Aber der alte Mann kam mir noch mit verstörter Miene nachgelaufen und ließ sich von mir versprechen, daß ich seinen Herrn keinen Augenblick verlassen wolle, ehe er wieder völlig ruhig geworden sei.

„Solange Sie um ihn sind," sagte er, mich treuherzig anblickend, „ist er beschützt und behütet wie bei seiner Mutter."

Wie tief das Vertrauen des alten Mannes mich beschämte, brauche ich nicht zu sagen.

Es war noch eine volle Stunde bis zur Abfahrt des Schiffes und wir gingen unterdeß am Ufer auf und ab. Ich sah in der vollen

Tagesbeleuchtung, daß Konrads Gesicht fahl und eingesunken und seine Stirn gefurcht war von den Schmerzen dieser Nacht. Aber keine Spur von Groll herbergte in seiner Seele, nicht gegen sie, noch gegen mich, er schien Alles für das Werk des Fatums zu nehmen.

Eine Ueberraschung sollte mir noch zu Theil werden, ehe ich den unglückseligen Ort verließ. Als ich einmal im Gehen flüchtig nach der Terrasse emporsah, lehnte Katja im weißen Morgenkleid an der Rampe mit gelöstem Haar, frisch und lächelnd wie der junge Tag, nickte und winkte mit Hand und Taschentuch, als wäre nichts geschehen. Und doch mußte sie, die von unserem Einverständniß nichts wußte, aus den gestrigen Reden und unserem heimlichen Weggehen einen ernsten Schluß ziehen.

Dieser Gleichmuth setzte selbst mich in Erstaunen. Konrad entfärbte sich, wankte in den Knieen, aber er hing unverwandt mit sehnsüchtigem Blick an ihrer Erscheinung und starrte noch hinauf, als sie schon lange verschwunden war. Klavierspiel und Gesang tönten gleich darauf zu uns herunter.

Was ich je für diese Frau empfunden hatte, verwandelte sich jetzt in bitteren, ingrimmigen, ja — ich muß es nachträglich gestehen — in ungerechten Haß. Ich dachte und fühlte nur noch in Konrads gequälte Seele hinein, aus der dieses Geschöpf mit unverständiger Kinderhand blutige Fetzen riß. Sonst hätte ich mir sagen müssen, daß sie nur die eine Schuld beging, ihrer Natur zu leben, und daß ihre Ehe mit Konrad, alles Glück und Unglück, das er darin gefunden hatte, die Folge eines ungeheuren Mißverständnisses war. Im Grunde hatte sie ihn nie betrogen; konnte sie dafür, wenn er in der tragischen Verblendung seines Liebeswahnsinns ihr eine Seele unterschob, die sie nicht besaß, und für Stärke des Gefühls hielt, was nur wechselnde, unersättliche Laune war?

So lernte ich später über sie urtheilen; an jenem Morgen aber, als ich ihr weißes Tüchlein von unserer alten Veranda flattern sah, erblickte ich in ihr nur die Verderberin, die lächelnde Sirene, und ich hätte mögen selbst der beleidigte Gatte sein, um sie in meinen Händen zu zerbrechen.

Bei der Ueberfahrt waren wir die einzigen Passagiere, deßhalb hielt sich der Kapitän verpflichtet uns Gesellschaft zu leisten, und der auferlegte Zwang befreite ein wenig unsere Gemüther, indem er uns abzog.

Ich bemerkte, daß Konrad mich oft lange von der Seite betrachtete, und als der wackere Schiffsmann einmal in die Kohlenräume hinabgestiegen war, sagte er resignirt:

„Wenn ich Dich vor mir sehe, so stark und männlich mit den festen, undurchdringlichen Zügen, so muß ich mir gestehen, daß auch ich als Frau Dir den Vorzug geben würde. Warum kann ich nicht sein wie Du! Sie würde mich fürchten, und Furcht ist schon die halbe Liebe!"

So veredelte sich auch die Eifersucht, als sie mit seiner Seele in Berührung kam. Wohl nie hat ein beleidigter Gatte so zu dem gesprochen,

den er für seinen Rivalen halten mußte. Ich ging nach dem hinteren Schiffsende hinunter und lehnte mich über den Rand, um meine nassen Augen nicht sehen zu lassen. Aber bald kam er nach, drückte mir theilnehmend die Hand und sagte:

„Wir leiden alle drei das Gleiche."

Und nicht sagen dürfen: „Ich leide nur um Dich!"

Dennoch hoffte ich im Stillen, die unumstößliche Thatsache, daß er sie auf meinem Zimmer gefunden hatte und daß mein gepackter Koffer im Wege stand, müßte sich allmählich seinem Geiste aufdrängen und ihm die Augen öffnen. Ach, ich hatte nicht mit der völligen Blindheit seiner Liebe gerechnet und ich sollte es erfahren, daß auch die frömmste Täuschung zum verderblichen Frevel werden kann.

— — In München war es meine erste Sorge, alle Anstalten, die ich zu meiner Uebersiedelung getroffen hatte, rückgängig zu machen. Wohl sollte ich nun auf des Freundes werkthätige Mithülfe bei der Anordnung meiner Arbeit verzichten, mancher Punkt, den ich noch mit ihm durchzusprechen gehofft hatte, mußte unerledigt bleiben, aber das sah ich als meine gerechte Strafe an. Bitterer war es mir, ihn freundlos und allein zu wissen, da doch seiner Ruhe zu jeder Stunde neue Gefahren drohen konnten.

Als ich den Freund auf dem Bahnhof zum letzten Mal an die Brust drückte, sagte ich mir mit Stolz, daß es auch dieser gefährlichen Frau nicht gelingen würde, mir sein Herz zu entreißen, und selbst wenn ihre plötzliche Neigung für mich in Haß umschlagen sollte, blieb ich doch seiner gewiß.

Ich nahm meinen Weg über Landshut, wo mich Geschäfte über eine Woche festhielten. Dort traf mich ein Brief von Konrad, in dem er mir die Besorgung meines Gepäcks meldete und nebenbei mittheilte, sein häusliches Leben beginne allmählich in die alten Geleise zurückzukehren. Die letzten Ereignisse berührte er mit keiner Silbe, aber aus der ganz besonderen Wärme seines Tones schloß ich, daß er mich noch immer für unglücklich hielt. — Im Uebrigen galt das Schreiben einer wissenschaftlichen Frage, die schon zu häufigen Erörterungen zwischen uns geführt hatte. Konrad glaubte nämlich bei unseren gemeinsamen Studien am physiologischen Institut die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Wirkung des Schlangengifts auf den Organismus lahm gelegt werden könne durch Inoculation mit demselben Giftstoff, aber unter verschiedenen Bedingungen; und mit dem ganzen Fanatismus des Entdeckers hatte er mich für diese Ansicht zu gewinnen gesucht. Ich war von Anfang an ungläubig, mußte aber mit meinen Bedenken zurückhalten, um ihn nicht durch Widerspruch noch mehr zu reizen, und hoffte nur, er werde sich durch den Mißerfolg von der Unhaltbarkeit seiner Theorie überzeugen lassen. Dutzende von Versuchsthieren wurden an die Experimente gewendet; durch die complicirtesten Uebertragungen suchten wir den richtigen Impfstoff zu gewinnen, da der Versuch auf einfache Weise nicht gelang. Doch umsonst, sämmt-

liche Thiere gingen uns unter Vergiftungserscheinungen zu Grund. Ich kannte Konrads Hartnäckigkeit, wenn er sich einen Gegenstand in den Kopf gesetzt hatte, erwartete also nicht, daß er so bald von seinen Versuchen abstehen würde, aber gleichwohl war ich aus verschiedenen Gründen höchlich überrascht, als er mir jetzt in seinem Brief mittheilte, daß die Lösung der Frage bereits gefunden sei. Ich werde bald Weiteres darüber hören, schrieb er, und bat vorerst um die Adresse einer wissenschaftlichen Zeitschrift, deren Redacteur mir befreundet war. Ich entsprach augenblicklich seinem Wunsch, rieth ihm aber dringend Vorsicht bei der Veröffentlichung an, denn ich war keineswegs von der Unfehlbarkeit seiner Beobachtungen überzeugt und sah von allen Seiten Widerspruch voraus.

Sobald sich meine Angelegenheiten in befriedigender Weise geordnet hatten, setzte ich mich in den Wiener Schnellzug; denn nachdem meine Niederlassung in München vereitelt war, blieb mir kein triftiger Grund mehr, dem Zusammenleben mit meiner Mutter auszuweichen.

Jahre sind verflossen, aber noch sehe ich das Coupé mit den abgenützten rothen Sammetpolstern, in das ich stieg, und den wohlgepflegten ältlichen Herrn mit dem weißen Backenbart und den klugen grauen Augen, der mich nach kurzem Gegenübersitzen in eine Unterhaltung verflocht. Er fuhr von München nach Passau und schien ein Diplomat oder hoher Beamter zu sein; die Knopflöcher seines zugeknöpften Ueberrocks blickten so vornehm und discret, als hätten sie ein Geheimniß zu verschweigen. Er brachte nach längerem Gespräch aus mir heraus, daß ich vor Kurzem ein gut Stück Welt gesehen hatte, und stellte verschiedene Fragen bezüglich colonialer Verhältnisse an mich, die ich zu seiner Befriedigung beantworten konnte. Wir tauschten sogar die Visitenkarten aus, was mir sonst auf Reisen nicht so leicht begegnet. Endlich zog er die „Allgemeine Zeitung“ aus der Tasche seines Ueberrocks hervor, setzte eine goldene Brille auf und begann zu blättern. Doch mochte er bemerken, daß ich ihm etwas mißgünstig zusah, denn ich hatte einer kleinen Verspätung wegen bei der Abfahrt versäumt, mich mit Gedrucktem zu versehen. Nach kurzem Hin- und Herwenden reichte er mir höflich das Blatt, das er schon gelesen zu haben schien. Ich überflog es rasch, ein Zug des Herzens lenkte meine Augen sogleich auf die Münchner Nachrichten, da sprang mir Konrads Name entgegen, als ob die Lettern aus dem Papier herausstrebten, nur einen Augenblick, dann war es, als stünde die Erde mit einem wirbelnden Ruck still — ich hatte die Nachricht von seinem Tode gelesen.

Wie ich aus dem Wiener Zug heraus und wieder auf die Route nach München kam, weiß ich noch heute nicht; ich habe aber eine dunkle Vorstellung, als sei mir der alte Herr an der nächsten größeren Station behülflich gewesen, in den rechten Zug zu gelangen. An alles Weitere erinnere ich mich nur dunkel wie an einen Traum; ich kam erst wieder zu mir, als ich an der Schwelle von Konrads Wohnung stand und die

Klingel zog. Ich hatte unterwegs freilich Zeit gehabt, das verhängnißvolle Blatt wieder und wieder zu lesen, aber aus der grauenvoll lakonischen Anzeige die eine Herzlähmung als Todesursache nannte war weiter nichts zu unternehmen. Und noch immer hoffte ich; was? hätte ich selbst nicht sagen können, vielleicht eine Verwechselung, ein Mißverständniß, wie uns vor Kurzem ein Studiengenosse irrthümlicherweise todt gesagt worden war. Ich erwartete fast, den Freund selber auf der Schwelle erscheinen zu sehen, frisch und kraftstrotzend, wie er mich vor wenig Tagen eben diese Treppe hinabgeleitet hatte. Aber als die Thüre langsam und mühselig aufgezogen wurde, stand der alte Nitrosan vor mir mit aschfahlem Gesicht und eingesunkenen glanzlosen Augen, deren Ergebung fast etwas Stumpfsinniges hatte.

„Sie kommen zu spät," sagte er leise, „schon gestern um drei Uhr hat man ihn fortgetragen."

Sein zahnloser Kiefer zitterte so heftig, daß er lange nicht auf meine Fragen antworten konnte. Ich mußte Geduld haben, ihn zu einem Stuhl im Vorzimmer bringen und sich ausweinen lassen, bis ich endlich erfuhr, daß sein Herr, nachdem er am Abend in Gesellschaft gewesen und noch einen Theil der Nacht hindurchgearbeitet hatte, am gestrigen Morgen entseelt im Bette gefunden worden sei. Kein Zeichen von Kampf und Schmerz in Gesicht und Stellung des Todten; der herbeigerufene Arzt schloß auf eine Herzlähmung. Erst im Laufe des Tages sprachen Freunde und Collegen, die ihn noch den Abend zuvor an ihrem Stammtisch in einem Weinlocal gesehen hatten, die Ueberzeugung aus, daß der Verstorbene im Uebereifer seiner Entdeckung die Probe mit dem Impfstoff, die er für völlig gefahrlos erklärte, an sich selbst gemacht habe und einer wissenschaftlichen Hypothese zum Opfer gefallen sei. Nitrosan, der mir dies nach seiner Art erzählte, fügte langsam und bedeutungsvoll hinzu:

„Kann sein, daß das Schutzmittel nicht gewirkt hat." — Eine Welt voll Zweifel und schrecklicher Ahnungen lag in diesem „Kann sein."

Ich konnte ihn nur durch einen Blick des unaussprechlichsten Entsetzens befragen.

„Könnte auch sein, daß es nicht wirken *sollte*," fuhr er fort, indem er unwillkürlich seine Stimme dämpfte und diese Worte mit einem Blick begleitete, der mir über ihren Sinn keinen Zweifel mehr ließ. — „Aber wir brauchen nicht leise zu sprechen," setzte er hinzu, „es ist Niemand in der Nähe. Die gnädige Frau ist zwar schon seit gestern benachrichtigt, aber sie läßt sich Zeit" — und ein Blitz des Hasses brach aus den müden, erloschenen Augen.

Es war eine unglückliche Stunde, in der Konrad an den See zurückkehrte, um der Frau, die ihm so großen Schmerz bereitet hatte, seine Verzeihung und seine unwandelbare Liebe zu bringen. Sie hatte eben ihre Migräne, war in einer diabolischen Laune, schlug sogar nach dem

Kammermädchen, das ihr die Nachricht von der Rückkehr ihres Gatten brachte, und wollte ihn um keinen Preis vorlassen. Erst am Abend erhielt er Zutritt, und nach einer Stunde, während welcher man Katja heftige Worte ausstoßen hörte, kam er ganz entstellt und bleich aus ihrem Zimmer und schloß sich in den oberen Räumen ein, wo ihn der alte Nitrofan die ganze Nacht hin- und hergehen und laut stöhnen hörte. Mehrere endlos lange Tage vergingen, ohne daß man die Gatten gemeinsam zu Gesicht bekam, nur hieß es, die Baronin wolle reisen, aber wohin, wußte nicht einmal Varenka. Endlich, nachdem Konrad seiner Frau einen dicken Brief geschickt, der, wie es scheint, ohne Antwort blieb, hatte der Unglückliche noch eine letzte lange Unterredung mit ihr. Was zwischen den Beiden verhandelt wurde, erfuhr Niemand, sicher ist nur, daß Konrad noch desselben Tages ganz zerstört und gebrochen mit dem Abenddampfboot nach Starnberg zurückfuhr. Nitrofan, der seinen Gebieter an das Schiff begleitete, erhielt die strenge Weisung, zu Diensten der Dame auf dem Landhaus zu bleiben, aber den alten Mann litt es nicht länger am Ort mit der Todesangst im Herzen.

Wie ein Hund, dessen Herrn das Schiff allein davongetragen hat und der winselnd am Ufer hinrennt, machte er sich mit seinen alten Knochen zu Fuß nach München auf. Unterwegs ließ ihn ein Bauer aufsitzen, der mit Holz zur Stadt fuhr, und als er am andern Morgen vor Konrad erschien, wußte er selbst nicht mehr, ob er recht oder unrecht gethan, mit so verschlossenem Gesicht empfing ihn dieser. Er erlaubte ihm zwar, um seine Person zu bleiben, schien jedoch seine Nähe gar nicht zu bemerken und nur nach innen zu blicken, als sei nichts Aeußeres mehr vorhanden. Als Nitrofan am Ende das schweigende Herumgehen nicht mehr ertragen konnte und seinen vergötterten Gebieter um Verzeihung bat, daß er sich zum ersten Mal seinem Befehl widersetzt habe, gab ihm dieser freundlich die Hand und sagte:

„Bedenke künftig, daß Du mir nur Freude machst, wenn Du Deiner Herrin gehorchst.“

Er hielt sich, wenn er daheim war, immer in dem kleinen Zimmerchen auf, das er zum Laboratorium eingerichtet hatte, ohne die anderen Räume zu betreten, und schlief auch dort auf dem Canapé; aber die meiste Zeit brachte er auswärts, wie es scheint im physiologischen Institute, zu, das ihm ganz zur Verfügung stand. Dort machte er die letzten Versuche, von denen er mir berichtet hatte, und der glückliche Erfolg schien ihn in solche Aufregung zu versetzen, daß er selbst dem alten Diener ganz gegen seine Gewohnheit ausführlich von seinen Experimenten erzählte.

Am Abend vor seinem Tod war er ruhig und heiter; er ließ den alten Mann, der gern gesprächig ward, von Kurland und von seinen Kinderjahren erzählen, schrieb dann eine Postkarte an seine Frau, die Nitrofan wie Tags zuvor den Brief an mich zum Schalter tragen mußte, und verließ

erst, als es schon dunkel war, das Haus, indem er den Hausschlüssel zu sich steckte und den alten Mann zu Bett gehen hieß.

Nitrosan, der sonst Nacht für Nacht die oft späte Heimkehr seines Herrn abgewartet hatte, legte sich diesen Abend völlig arglos zur Ruhe und schlief wie ein Murmelthier. Und am andern Morgen die gräßliche Ueberraschung! Durch die Nachbarn erfuhr er erst im Laufe des Tags, daß das Arbeitszimmer seines Herrn fast die ganze Nacht hindurch erleuchtet gewesen war. „Ach Herr Oskar, ich habe es immer geahnt,“ schloß der alte Mann seine Erzählung. „Schon als er auf dem Standesamt seinen Namen unterzeichnete, mußte ich denken: er unterschreibt sein Todesurtheil.“

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen ich diesen langen Bericht des Alten anhörte; ich hatte kaum den Muth zu fragen, ob man etwas Schriftliches gefunden habe.

„Nichts als ein paar verkohlte Blätter im Ofen, die ebenso gut noch vom Frühjahr her dort liegen können,“ war die Antwort.

Ich wünschte sie gleichwohl zu sehen, aber sie waren schwarz und zerfielen bei meiner Berührung zu Asche.

Also war er in der Stille der Nacht ohne ein Wort des Abschieds von uns gegangen und nahm das Geheimniß seines Entschlusses mit ins Grab, um der Frau, die ihn verrieth, und mir, dem unseligen Urheber seiner Leiden, die Reue zu ersparen! Oder war sein Gehen doch kein freiwilliges? Hatte er in seinem Leid bei der Wissenschaft Trost gesucht und diese andere trügliche Sirene hatte ihn zu Grunde gerichtet? Ich sah voraus, daß auch die Leichenöffnung auf diese angstvolle Frage keine Antwort geben werde; denn wenn es Konrads ernstliche Absicht war, den Schauplatz seiner bitteren Enttäuschungen ohne Aufsehen zu verlassen, so kannte er auch die Mittel, um über sein Ende einen unlöslichen Schleier zu breiten.

Ich brach nach dem traurigen Orte auf, wo ich dem Freunde den letzten Besuch abstatten sollte. Seit diesem Wiedersehen in der stillen Halle hinter den hohen Glasscheiben wird kein Anblick auf Erden mich mehr erschüttern können, und es ist mir, als sei meine Seele damals in die Wasser des Styx getaucht und unverwundbar gemacht worden. Ich erkannte ihn schon von weitem unter all seinen Schlafkameraden. Er lag unentstellt in rührender Schönheit da und glich mehr einem Gebilde der Kunst als einem entseelten menschlichen Leibe. Das weiche Kinn, von dem er vor Kurzem erst den stattlichen Bartwuchs abgenommen hatte, gab seinem Gesicht wieder das jugendlich Mädchenhafte, das ihm früher eigen war, und erinnerte mich an die Zeiten unserer ersten Jugendschwärmerei, wo ihn die Freunde meine schönere Hälfte nannten. Ja, meine schönere und meine bessere Hälfte war er gewesen, und mit ihm verlor ich, was meinem Leben den echten und ewigen Inhalt gab! Wie sonst ein Mann der geliebten Frau den besten Schatz seines Innern zu Füßen legt, so war ich von meinen Wanderfahrten jedesmal in Konrads Arme zurückgeeilt, mit der ganzen Ausbeute

neuer Eindrücke und Erfahrungen, die erst, wenn sie von ihm aufgenommen und zurückgegeben waren, für mich ihren bleibenden Stempel bekamen. Das alles war nun zu Ende, und durch wessen Schuld?

Ich trat bei ihm ein und stand lange, lange über ihn gebeugt. Die stillen Züge gaben keine Antwort auf meine Frage und schienen sich nur zu freuen wie über einen Kampf, der beendet ist. Der Tod hatte die Linien der Jahre und die Spur der letzten Kämpfe aus seinem Gesicht verwischt und die fleckenlose Weiße des reinsten Marmors darüber gebreitet, die keinen Gedanken an Zerstörung aufkommen ließ. Diese herrlichen Züge festzuhalten, ehe das Messer der Gerichtsärzte sie berührte, war meine erste Sorge, und ich hatte schon nach einem mir bekannten jungen Bildhauer geschickt, um die Maske abzunehmen. Als ich daher von außen ein Geräusch vernahm, meinte ich, es sei der Erwartete, und erschrak nicht wenig, als ich Katjas ängstlich neugieriges Gesicht durch die Scheiben blicken sah.

Nachdem sie mich erkannt hatte, trat sie entschlossen in die Halle. Sie sah aus, als hätte sie geweint, auch war ihr Aeußeres etwas unordentlich; aber zu dem Todten beugte sie sich hinab mit der fühllosen Neugier eines Kindes und sagte:

„Das ist er also — nein, es ist gar nicht schauerlich —" und zu mir gewandt setzte sie wie zur Erklärung hinzu; „ich habe noch nie einen Todten gesehen."

Ich bat sie mit aller Fassung, die ich aufbieten konnte, sie möchte diesen traurigen Ort nun wieder verlassen, der so wenig für ihre Gegenwart geeignet sei; aber sie schüttelte eigensinnig den Kopf und sagte:

„Wenn sein Geist noch nah ist, so wird er sich freuen, daß ich bei ihm bin. Er hat mich lieb gehabt, sehr lieb —"

In den letzten Worten lag etwas wie ein Vorwurf, und sie küßte die Hand des Todten unter Thränen, die, wie ich glaube, aufrichtig waren.

Ich mußte ihr Recht geben; seine Liebe zu ihr war so schrankenlos und übermächtig, daß, hätte noch ein leiser Lebensfunke in diesen erkalteten Organen geglommen, er ihre Nähe als ein Glück empfunden hätte.

Die Ankunft des Bildhauers erlöste mich aus der qualvollen Lage. Katja gab weniger meinen Vorstellungen als dem Bitten und Drängen der Kammerfrau nach, die sie auf dem traurigen Weg begleitet hatte und nun bei den Anstalten zum Einrühren des Gypses — Gott mag wissen warum — in ein fürchterliches Geschrei ausbrach.

Von ihr ließ sich die junge Frau nach dem Ausgang zerren; dort aber blieb sie noch einmal stehen und warf dem Todten wehmüthig lächelnd eine Kußhand zu.

„Ein todter Adonis!" sagte der junge Bildhauer, indem er mit leisen Schritten um die Leiche herumging und sie von allen Seiten betrachtete. „Sie haben Recht, so edle Züge sollen nicht in das Nichts zurück."

Als wir fertig waren, erschienen die Aerzte, und das Ergebniß ihrer

Untersuchung war so, wie ich vermuthet hatte: alle Organe vollkommen gesund, und der Gedanke an ein Herzleiden oder etwas Aehnliches gänzlich ausgeschlossen. Ebenso wenig ließ sich im Körper eine Spur von Gift nachweisen. Nur am linken Arm fand man eine kaum bemerkbare Schwellung, die — vielleicht — von dem Stich einer Hohlnadel herrühren konnte. Aber diese Annahme erhob sich nicht über eine bloße Möglichkeit.

Ich wollte den bittern Trank bis zur Hefe leeren und wohnte auch der Bestattung bei, die den andern Tag unter großem Zudrang und allseitigen Beweisen der wärmsten Theilnahme stattfand. Ich hörte um mich her Ausrufe des Bedauerns für die arme junge Wittwe und fürchtete sogar einen Augenblick, daß sie eine leidenschaftliche Scene am Grabe aufführen könnte. Aber ich that ihr Unrecht: Heuchelei lag ihr so fern wie irgend eine falsche oder wahre Scham, und sie betrug sich gefaßt und würdig. Sie war die erste, die eine Erdscholle hinunterwarf; wir andern folgten und deckten den Sarg zu, in dem der beste Theil meines Selbst lag, jetzt nur noch ein Haufe Verwesung — vielleicht durch mein Verschulden! Mir war es, als hätte ich mein eigenes Herz ihm nachgeworfen, so stumm und kalt wurde Alles in mir, und ich hätte gern die wahnsinnigen Schmerzen vom vergangenen Tag zurückbeschworen, um nur die dumpfe Starrheit zu lösen, die wie der Tod selber auf mir lag.

Nun blieb mir noch die letzte Pflicht: ich sollte im Auftrag der Wittwe die schriftliche Hinterlassenschaft ordnen. Ich wurde in das Studirzimmer geführt, wo seit dem Todestag nichts verändert war; auf dem Ruhebett waren noch die Umrisse seiner Gestalt eingedrückt, wie man ihn dort gefunden hatte.

Ich ordnete und packte Alles und steckte die fertigen Arbeiten zu mir, in der Absicht, später ihre Herausgabe zu besorgen, was auch seitdem geschehen ist. In selbstquälerischer Gier suchte ich aufs Neue nach irgend einer Enthüllung, einer Zeile von seiner Hand — ich fand nichts. Seine Instrumente lagen alle blank im Kasten, die präparirten Gifte standen wohlverwahrt an ihrem gewohnten Platz, nichts, das auf eine Spur führen konnte.

Und doch war er nicht ohne Ankündigung seines Vorhabens aus der Welt gegangen; denn wenn ich es recht überlegte, so war schon in seinem letzten Schreiben an mich dieser Entschluß ausgesprochen, ich hatte ihn nur nicht zu entziffern gewußt. Jetzt, als ich den Brief wieder durchlas, gewann Wort für Wort eine andere Bedeutung, und zwischen den Zeilen ergänzte ich leicht, was er verschwieg. Wo er von seiner Frau mit der alten Innigkeit sprach, schien er zu sagen: „Ich scheide ohne Groll," und der heiße Wunsch für *mein* Wohlergehen, was sagte er anders als „Ich schaffe Dir Platz, um glücklich zu sein?"

Und er wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn ich recht zu lesen gewußt hätte

Unerwartet stand Katja vor mir. Sie war unhörbar wie eine Katze auf den Teppichen hereingeschlichen; nur an einer Veränderung der Luft merkte ich ihre Nähe. Die Verderberin war in ihrer Trauer so lieblich wie je. Man sah zwar wohl, daß sie geweint hatte: aber es waren keine Thränen, die ein Auge entstellen, wie ich sie damals weinte, Thränen, die den Schmelz der Jugend wegwischen.

Sie legte den Finger auf den Mund, näherte sich und sagte leise: „Weißt Du, ich glaube, daß er es selbst gethan hat."

Als sie sah, daß sie mir mit dieser Mittheilung nichts Neues sagte, fuhr sie fort:

„Ach, er nahm immer die Dinge so schwer. Soll man sich denn nicht wie zwischen zwei guten Freunden sagen können: ‚Ich habe Dich einmal lieb gehabt, nun ist es vorbei, gieb Dich drein?' Muß man darum gleich sterben?"

Sie weinte ein wenig; aber da ich sie nicht tröstete, hörte sie von selber auf.

„Könnte ich es ungeschehen machen," sagte sie, „o wie gern! Aber was hilft das jetzt?" Und wie sich selbst zur Tröstung fuhr sie fort: „Er hat gelebt und ist eine Zeitlang glücklich gewesen, unendlich glücklich — durch mich. Jetzt ist er todt und hat Ruhe. Ich, ich war niemals glücklich — hab' ich denn nicht auch ein Recht auf Glück?"

Ich schwieg zu Allem, was sie sagte, und beeilte mich nur, um fertig zu werden.

Sie sah es und näherte sich schüchtern wie ein Kind, das hofft, man werde ihm nicht ewig zürnen.

„Willst Du schon weggehen?" sagte sie. „Du wirst mich doch nicht allein hier lassen? Ich habe ja keine Seele — selbst Nitrosan haßt mich. Ach, und allein kann ich nicht bleiben! Nimm mich mit Dir, Oskar, ich fürchte mich hier!"

Es war keine Gefahr, daß ihre Blicke, der Druck ihrer Hand und ihr zärtliches Anschmiegen mir noch einmal den Kopf verrückt hätten. Und als meine Strafe auf mich zu nehmen, was er mir als Glück zugedacht hatte, mich für den Rest meines Lebens an Katja zu binden, das ging über meine Kräfte. Aber ich sah in ihr Konrads Vermächtniß, das ich ehren wollte, und bot ihr meinen Schutz und Rath sowie jeden Dienst an, den sie fordern könne, unter der einen Bedingung, daß ich sie nie wiedersehen müsse.

Als sie meine kalte, vom Entsetzen versteinerte Miene sah, warf sie sich weinend auf das Ruhebett und rief:

„O Konrad! Konrad! — Du hast mich geliebt und Dich konnte ich opfern!"

Dann überkam sie eine plötzliche Wuth. Sie richtete sich auf und sah mir mit starren Augen bis zur Thüre nach.

„Geh, Heuchler! Der mich die ganze Last allein tragen lassen will! Dein eigenes Gewissen muß es Dir sagen, daß Du doch mitschuldig bist!" rief sie mir nach, als ich mich schon entfernte, und ihre Worte konnten die Last nicht mehr vergrößern, die auf mir lag; sie sprach ja nur aus, was ich selbst empfand.

* * *

Wir sind einander nie wieder begegnet; aber ihr eigener Tod, der einige Jahre später erfolgte, hat den Groll gegen sie aus meiner Seele verwischt. Ich lernte sogar mit der Zeit milder von ihr denken als von mir selbst, so geringfügig mein Verschulden auch neben dem ihrigen erscheinen mag, denn was sollen sittliche Forderungen einer Halbwilden gegenüber? Auch starb sie würdiger als sie gelebt hatte; sie erlag einer Epidemie in Moskau, wo sie in einem Hülfscomité große Hingebung bewies.

Anders verhält es sich mit mir. Ich kann nicht Unzulänglichkeit des Charakters und mangelhafte Erziehung als Entschuldigung in Anspruch nehmen. Ich hätte fliehen müssen, als es noch Zeit war. Freilich kann mein eigenes Gewissen mich nur auf fahrlässige Tödtung verklagen, aber bin ich darum minder schuldig? Die Alten, die in diesen Dingen feinfühlig waren, pflegten solche Frevel ebenso streng zu sühnen wie absichtlichen Mord. Und in der That, ist es nicht schlimmer, wenn ich aus Versehen statt eines Hirsches mit dem Jagdspieß den eigenen Bruder tödte oder unvorsichtig den Ziegel vom Dach stoße, der meinen besten Freund niederstreckt, als wenn ich einen Todfeind erschlage, der mir nach dem Leben trachtet?

Erzählen will ich noch, daß nach Konrads Tode mehrere seiner Collegen die Probe mit der Wirkung und Gegenwirkung des Schlangengifts wiederholten. Von zehn geimpften Thieren wurden nur zwei gerettet, und bei diesen blieb es zweifelhaft, ob nicht der Giftstoff durch die Zeit oder durch häufige Uebertragung von seiner Wirksamkeit eingebüßt hatte. Die Theorie, die anfangs einiges Aufsehen erregte, gerieth später ganz in Vergessenheit.

Meine Geschichte ist zu Ende. Von Allem, was mich einst glücklich gemacht hat, ist heute nichts mehr übrig als in einem Ebenholzkästchen, das mich nie verläßt, der Abdruck eines todten Angesichts.

Wie es in meiner Seele so finster ward, daß ich daheim nicht mehr bleiben konnte, und aufs Neue ruhelos durch fremde Länder zog, von Eindrücken zu Eindrücken eilend, wissen Sie. Ich glaubte meine Erinnerung zur Ruhe zu sprechen, indem ich immer neue Schichten darüber häufte, aber ich täuschte mich. Durch allen Lärm der Welt hindurch hörte ich eine leise Stimme, die mich fragte: „Was hast Du mit Deinem Bruder gemacht?"

Ich kam endlich zurück, doch nur, um mich in fieberhafte Thätigkeit

zu stürzen. Ich lernte den Segen einer ernsten und aufopfernden Arbeit kennen; aber immer sieht mir von Zeit zu Zeit ein bleiches Gesicht über die Schulter mit stillen Augen, deren Blick mir wehe und wohl thut.

Ich glaube, es wäre mir leichter gewesen, wenn die Welt mich beschuldigt hätte; ich hätte mich vertheidigen, mich in die Ueberzeugung von meiner Unschuld hineinreden können. So aber trage ich einen stummen Ankläger mit mir herum, vor dem keine Rechtfertigung gilt.

Ich wagte mich an Niemand mehr anzuschließen, wie oft auch gute Menschen mir freundlich die Hand bieten wollten, denn ich glaubte, daß meine Nähe unheilbringend sei. Auch Sie wollte ich fliehen, aber Sie hielten mich zurück und versprachen lächelnd, wie nur Sie lächeln, den Kampf mit meinem bösen Genius aufzunehmen.

Ihr Glaube an mich war so groß, daß Sie mich niemals nach meiner Vergangenheit fragten und bereit waren, blindlings Ihre Hand in die meinige zu legen. Das durfte nicht sein — Sie sollten wissen, woher diese Schatten über mich gekommen sind, und wissend mein Urtheil sprechen.

Sie kennen den Gast, der mit uns in dem neuen Hause einziehen wird. Werden Sie seine traurige Nähe ertragen können, ihn an Ihrem Herde sitzen und an unseren Gesprächen Theil haben lassen, bis die letzten Schauer von ihm weichen? Wollen Sie ihn aufnehmen als den Dritten im Bunde? Die Ehre der Erinnerung ist ja das Einzige, was wir unsern armen Todten geben können.

Oder graut Ihnen vor der stillen Gemeinschaft, und werden Sie die Hand zurückstoßen, die Sie erst entsühnen sollen?

* * *

Unter diese Beichte schrieb eine feine, aber sichere Frauenhand:

Absolvo te!





Graf Julius Andrássy.

Von

Gustav Steinbach.

— Wien. —

In einer einzigen Thatsache drückt sich die Ausnahme-Stellung aus, welche Graf Julius Andrássy unter den leitenden Staatsmännern Oesterreich-Ungarns einnahm. In dieser Monarchie, die so viele politische Talente rasch verbraucht, ist der Fall selten, fast nie dagewesen, daß ein Staatsmann, nachdem er die Insignien der Macht niedergelegt hat, nach Unten oder nach Oben einen entscheidenden Einfluß ausübt. Felix Schwarzenberg, Buol, Rechberg, Mensdorff und selbst Beust, sie waren Schatten von dem Tage an, an dem sie die Treppe der Staatskanzlei hinabstiegen. Ihre Autorität war gebrochen, sie hatten aufgehört im Staatsleben als Factoren zu zählen. Anders Graf Julius Andrássy. Er war nicht gegangen worden, er war, nach seinen eigenen Worten, vom Pferde gestiegen, ehe dieses den Reiter abgeworfen hatte. Auch darin zeigte sich der mächtige politische Instinct, welcher sein Genie bildete: er hatte auf der Höhe seines Ruhmes den Abschied genommen. Vergöttert von seinen ungarischen Landsleuten zog er sich ins Privatleben zurück, der Entwickelung der Ereignisse es überlassend, auch seine Gegner zu entwaffnen und von seiner Größe zu überzeugen. Der 3. Februar des Jahres 1888 bildete den Tag des Triumphes im Leben Andrássys. Als in der sechsten Nachmittagsstunde dieses denkwürdigen Tages der Bündnißvertrag der beiden mitteleuropäischen Mächte vor Aller Augen enthüllt ward, da vereinigte sich mit dem Enthusiasmus der Ungarn die ungetheilte warme Anerkennung der Deutsch-Oesterreicher für die staatsmännische Thätigkeit Andrássys. Vergessen war der Groll über die bosnische Politik und der

verabschiedete Leiter der äußeren Politik gewann in den österreichischen Ländern eine Volksthümlichkeit, welche der active Minister außerhalb Ungarns nie besessen hatte. Aber auch der Krone gegenüber bewahrte Graf Andrássy seine Autorität bis an sein Lebensende. Kaiser Franz Josef hat es sich seit jeher zum Grundsatze gemacht, Fragen der Politik nur mit seinen Ministern zu discutiren und auch mit diesen bespricht er nur die Angelegenheiten, zu deren Verwaltung der betreffende Minister berufen ist. Graf Andrássy bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme. Obwohl er nicht mehr in den Geschäften stand, wurde sein Rath häufig eingeholt und in mancher heiklen parlamentarischen Lage ward seine Mitwirkung zur Lösung in Anspruch genommen, er war ein Factor im öffentlichen Leben Oesterreich-Ungarns geworden und er blieb es, bis das Siechthum seine Kraft gebrochen hatte.

Das Geheimniß dieser merkwürdigen Stellung, die Graf Julius Andrássy sich erobert und bewahrt hatte, liegt nicht in seiner Geburt, nicht in dem Ansehen und den Verbindungen seiner Familie; sie ist auch nicht allein in seinen Fähigkeiten und in dem Zauber zu suchen, welchen seine Persönlichkeit ausstrahlte, und dem Niemand sich zu entziehen vermochte, der ihm je nahe getreten war. Die Stärke des Grafen Andrássy lag in dem unbegrenzten Vertrauen, welches ihm das ungarische Volk entgegenbrachte. Obwohl einer hohen Adelsfamilie entstammend, war er nicht durch die Gunst des Herrschers, sondern durch den Wunsch seines Volkes auf die hohen Posten emporgehoben worden, die er bekleidete. Wenn Franz Deak, der „Weise der Nation" seinen Liebling als den providentiellen Staatsmann Ungarns bezeichnete, dann gab er mit diesem Worte nicht seiner persönlichen Ansicht Ausdruck, sondern dem Urtheile des ganzen ungarischen Volkes.

Das Jahr 1848 und der an dasselbe sich anschließende Unabhängigkeitskampf bilden einen Glanzpunkt in der ungarischen Geschichte. In der Gesetzgebung des Revolutionsjahres hatte die Selbständigkeit und staatliche Unabhängigkeit dieses Landes, um welche dreihundert Jahre hindurch gestritten worden war, eine klare verfassungsrechtliche Form erhalten und der Unabhängigkeitskampf galt der Behauptung der errungenen Freiheit gegen den Ansturm der Contre-Revolution. Das Jahr 1848 hatte die rechtlosen Massen des Volkes zu vollberechtigten Bürgern erhoben, es hatte die Privilegien der bevorrechteten Stände gebrochen, es hatte den Bauern befreit, den unfreien Unterthanen zum Herrn seines Daseins gemacht. Darum war das ungarische Volk im Kampfe um seine Freiheit und Unabhängigkeit erfüllt von begeisterter Hingebung, darum fand Ludwig Kossuth selbst dann noch enthusiastische Gefolgschaft, als er sich bereits auf dem verderblichen Wege der Empörung befand, und darum windet das ungarische Volk bis zum heutigen Tage den Kranz dankbarer Erinnerung um die

Häupter derjenigen Männer, die an den Ereignissen der großen Zeit theilgenommen und als Märtyrer gelitten hatten, nachdem der Absolutismus die junge Freiheit erwürgt und Ungarn in einen Kirchhof verwandelt hatte.

Die Jugend des Grafen Andrássy fiel in die Zeit der mächtigen und erregten Kämpfe, die sich im Vormärz zwischen der Metternich'schen Regierung und den ungarischen Ständen abspielten. Das imperative Mandat der Abgeordneten an der Ständetafel verpflanzte diese politischen Kämpfe in die Comitate, in deren Vertretungskörpern nicht minder heftige Schlachten geschlagen wurden, als auf dem Preßburger Reichstage. Die Comitate waren die wirksamsten Bundesgenossen der Reformpartei, der Widerstand, der in diesen zahlreichen Verwaltungsgebieten systematisch organisirt wurde, lähmte die Actionen der absoluten Regierung. Ein Matador der Alt-Conservativen, Baron Paul Sennyei ging aus dem Zempliner Comitate hervor; demselben Boden entsproß Graf Julius Andrássy, der sich schon in jungen Jahren mit Begeisterung der fortschrittlichen Partei anschloß, welche ein freies, von der reactionären Wiener Regierung unabhängiges, von einem verantwortlichen Ministerium parlamentarisch regiertes Ungarn auf ihr Panier geschrieben hatte. Wie Graf Andrássy zeitlebens der entschiedene Gegner Sennyeis geblieben ist und einen hervorragenden Antheil daran hatte, daß der Führer der Altconservativen seine politischen Ansichten nicht verwirklichen konnte, so blieb Graf Andrássy bis an sein Lebensende ein treuer Anhänger der freisinnigen Grundsätze, ein überzeugter Vertreter des streng parlamentarischen Systems und den österreichischen Parteiverhältnissen stand er nur deshalb so fremd gegenüber, weil es nicht fassen konnte, daß eine so große Partei wie die deutsch-liberale in Oesterreich in kleinlichen Fractionsinteressen unterging und das große Ziel, ihre führende und leitende Stellung für sich und für den Staat zu erhalten, aus den Augen verlor. Die Männer, die im Jahre 1848 eine hervorragende Rolle spielten, haben mit wenigen, nicht gerade ehrenvollen Ausnahmen sich den idealen Schwung jener Zeit zu bewahren verstanden und zu diesen Männern gehörte auch Andrássy. Aber er war ein Achtvierziger, kein Neunundvierziger. Das Jahr 1848 bedeutet in Ungarn den auf dem Boden des Gesetzes geführten Kampf um die im freiheitlichen Sinne zu reformirende avitische Verfassung und um die Erhaltung der ungarischen Verfassung; das Jahr 1849 war die revolutionäre Abwehr der Contre-Revolution. Provocirt durch die Unehrlichkeit der Wiener Regierung, welche das leitende magyarische Element durch die aufgestachelten Rumänen, durch die verhetzten Serben, durch die fanatisirten Slovaken und durch die von Jellacic mobilisirten Kroaten und Grenzer erwürgen lassen wollte, um zur Rettung der Gesellschaft die neue Verfassung confisciren zu können, artete die Abwehr der Ungarn in Meuterei und Abfall aus, der Bürgerkrieg entzündete sich und der Debrecziner Reichstag, auf welchem Ludwig Kossuth die Dictatur ausübte, sprach die Entsetzung der Dynastie Habsburg aus. Graf

Andrássy bekämpfte die Reaction, welche seinem Vaterlande Verfassung, Freiheit und Selbständigkeit rauben wollte, aber er bekämpfte nicht den König von Ungarn, noch dessen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte. Obwohl er an dem Debrecziner Reichstage — dem „Convente der Rebellen“, wie ihn die österreichischen Kriegsgerichte nannten, nicht theilgenommen hatte, ward er wegen Hochverraths kriegsrechtlich in contumaciam zum Tode verurtheilt und sein Name durch Henkershand an den Galgen genagelt. Korporäle und Feldwebel urtheilten damals in Oesterreich wie in Ungarn über staatsrechtliche Fragen ab und auf Grund solcher Urtheile vollzogen Jellacic, Haynau, Windischgrätz, „kraft Rechtens“ jene Bluthaten, welche man die Pacification oder die Rettung der Gesellschaft zu nennen liebte. Graf Andrássy zog es vor, die Martialrichter nicht weiter mit seiner Persönlichkeit zu behelligen. Aus Konstantinopel, wohin ihn eine diplomatische Mission der Revolutionsregierung geführt hatte, begab er sich nach Paris, wo der Boden für ihn sicherer war, als in der Heimat, welches der auf die Bajonette und den Krummstab gestützte Absolutismus unter sein Joch gedrückt hatte.

Die Jahre des Exils bildeten für Andrássy die Zeit der Reife. Paris war der Mittelpunkt der ungarischen Emigration, welche der neue Cäsar an der Seine anlockte und die deshalb auf Napoleon ihre Hoffnungen setzte. Graf Andrássy lernte das Treiben der Emigranten, die Intriguen und Verschwörungen derselben von der Nähe kennen, er hatte Kenntniß von den Fäden, die zwischen London, Paris, und Turin, zwischen Napoleon Cavour, Mazzini und Kossuth gesponnen wurden, er durchschaute aber auch das frivole Spiel, welches die französische Politik mit der Noth, der Verbitterung und der glühenden Vaterlandsliebe der ungarischen Exilirten trieb und er gewann die Ueberzeugung, daß Napoleon III. die revolutionäre Propaganda zwar zur Förderung seiner Zwecke, zur Schwächung Oesterreichs ausnützen werde, daß aber Ungarn für seine politische Wiedergeburt von dieser Seite eine directe Unterstützung nicht zu erwarten habe. Als Graf Andrássy nach siebenjährigem Aufenthalte im Auslande auf die dringende Verwendung seiner Mutter die Erlaubniß zur Rückkehr nach Ungarn erhielt, war es die klare und nüchterne Beurtheilung der aussichtslosen Lage, in welcher sich die Emigration befand, wodurch er die Aufmerksamkeit Franz Deaks im höchsten Maße erregte. Beide Männer stimmten in der Verurtheilung der revolutionären Propaganda, wie in der Ueberzeugung überein, daß Ungarns Zukunft nicht in dem Zerfalle der Monarchie, sondern nur in dem Bestande derselben gesichert sei und daß der Kampf um Ungarns Recht nicht mit jenen Waffen zu führen sei, welche das Land schon einmal in ein Meer von Blut gestürzt hatten, sondern mit den Waffen des Rechts. Hatte der Charmeur Andrássy, das Herz des „alten Herrn“ im Fluge erobert, so gewann diese Harmonie der beiderseitigen Ansichten dem Grafen Andrássy das unumschränkte Vertrauen Franz Deaks und Franz Deak war damals

der Kopf und der Mund Ungarns, dessen Volk in grenzenloser Verehrung zu seinem Führer aufblickte.

Indessen die Waffen des männertödtenden Krieges gewannen noch zweimal für die Gestaltung der Dinge eine entscheidende Bedeutung. Bei Magenta und Solferino fiel das System der „ererbten Uebelstände“, bei Königgrätz wurde das Drei-Grafen-Ministerium geschlagen, dessen geistiges Haupt jener Moriz Eszterházy war, zu dessen Entschuldigung nach den Enthüllungen der neuesten Memoiren-Literatur heute vielleicht angenommen werden darf, daß er schon zu jener Zeit unter der Einwirkung einer Psychose handelte. Der Sturz des Cabinets Belcredi beendete die Verschwörung der feudalen Magnaten gegen die Einrichtung freiheitlicher Verfassungszustände in Oesterreich und Ungarn, der ungarische Ausgleich kam zu Stande. Die Phasen der langwierigen Verhandlungen zu schildern, ist hier nicht der Ort, aber in allen Phasen derselben stand Graf Andrássy an erster Stelle. War Franz Deak der Feldherr, dann stand ihm Andrássy als Generalstabschef und zugleich als Diplomat zur Seite, welcher die ertheilten Dispositionen praktisch zur Ausführung brachte, unausgesetzt mit den gegebenen Machtfactoren zu rechnen verstand und den österreichischen Staatsmännern gegenüber mit glänzendem Geschick und siegreicher Gewandtheit als Unterhändler auftrat. Was die Thätigkeit, die Klugheit und das Genie Andrássys für das glückliche Zustandekommen des Ausgleichs bedeutete, hat Niemand rückhaltloser und neidloser anerkannt, als Franz Deak in seiner antiken Größe. Er war es, auf dessen Vorschlag der Reichstag den Graf Andrássy mit der Obliegenheit betraute, bei der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn in Stellvertretung des Palatinus die Krone auf das Haupt des Königs zu setzen und auf den Vorschlag Deaks ward Graf Julius Andrássy als erster Ministerpräsident Ungarns mit der Bildung des ersten Cabinets betraut.

Die Ministerpräsidentschaft Andrássys schildern, hieße die Geschichte des Wiedererstehens des ungarischen Staates und dessen Reorganisation schreiben. Von Grund auf mußte damals Alles neugebaut werden; das absolute System hatte einen solchen Haß gegen sich hinterlassen, daß selbst manche gute Einrichtung desselben nicht beibehalten werden konnte. Graf Andrássy war zwar nicht der Mann der Detailarbeit, allein er war der Mann der großen, intuitiven Conception; stets voll Ideen gab er auf den mannigfachsten Gebieten fruchtbare Anregungen. Sein unmittelbares Werk ist die Umgestaltung Pests; aus einer mittleren Provinzstadt schuf er eine große, schöne Hauptstadt; er gab seinem Lande eine Capitale, welche für ganz Ungarn einen mächtigen reizvollen Mittel- und Anziehungspunkt bildet, deren Wachsthum und Gedeihen das Herz jedes Ungarn mit Stolz erfüllt. Es galt die Einführung des reinen parlamentarischen Systems, dessen Consolidirung nach Oben wie nach Unten, die Herstellung der Harmonie zwischen dem System der ministeriellen Verantwortlichkeit und dem alten

oft widerhaarigen Municipalismus, welcher aus dem Bewußtsein seine Kraft schöpfte, daß an seinem zähen Widerstande die centralisirende Richtung früherer Regierungen so oft Schiffbruch gelitten hatte. Wenn der Parlamentarismus in Ungarn bis zum heutigen Tage sich ungebeugt erhalten hat, während er in Oesterreich nach kaum zweijährigem Bestande einem schwächlichen Scheinparlamentarismus weichen mußte, so fällt ein guter Theil des Verdienstes auf Andrássy zurück; allerdings hat es auch die ungarische Nation verstanden, den Parlamentarismus als ein kostbares Kleinod zu bewahren, welches die Opfer werth war, die für dasselbe gebracht werden mußten. Andrássy fiel auch die Errichtung und Organisation der ungarischen Honvédarmee anheim, deren Aufstellung er bereits während der Ausgleichsverhandlungen in der ersten Hälfte des Jahres 1866 angeregt hatte und die er nun als Parlamentsheer in's Leben rief, um den Umtrieben der revolutionären Elemente, welche den staatsrechtlichen Ausgleich nicht annahmen, sondern bekämpften, einen mächtigen Damm zu setzen und denselben ihren bedrohlichen Charakter zu entziehen.

In die Zeit seiner Ministerpräsidentschaft fällt auch der gewaltige Verfassungskampf in Oesterreich, der Kampf gegen die Fundamentalartikel, welche die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes, die Föderalisirung der Monarchie und die Slavisirung Oesterreichs zum Zwecke hatten. Heute ist es außer Zweifel gestellt, daß Graf Andrássy in diesem verzweifelten Ringen eine weit hervorragendere und ausschlaggebendere Rolle spielte, als der Reichskanzler Graf Beust, dessen Stellung damals schon erschüttert war und dessen Ansehen nicht mehr ausreichte, um den Umsturzbestrebungen Einhalt zu gebieten. Die Cabinetsfrage, die Andrássy in aller Form der Krone gegenüber aufwarf und welche eine unabsehbare Krise in Ungarn bedeutete, bewirkte den Sturz des Ministeriums Hohenwart und der Fundamentalartikel. Clam-Martinitz und Schäffle, welche den Oesterreichern das „wahre Oesterreicherthum" lehren wollten, erschienen dem Grafen Andrássy als die Bedroher der freiheitlichen Principien, auf welchen das ungarische Staatswesen aufgerichtet war; dem Czechenthum gegenüber aber stand Andrássy auf dem Standpunkte der streng deakistischen Maxime, welche den Dualismus als unzertrennlich betrachtete mit der Herrschaft des ungarischen Stammes in Ungarn und mit der leitenden Stellung der Deutschen in Oesterreich.

Wir haben bereits auf die erschütterte Stellung des Grafen Beust hingewiesen; der Reichskanzler besaß, bereits als die Fundamentalartikelkrise ihre Höhe erreicht hatte, nicht mehr das volle Vertrauen der Krone die von ihm gestellte Kabinestfrage hätte die Durchführung des föderalistischen Experimentes und die Herstellung des böhmischen Staates nicht gehindert. Wenige Wochen nach der Entlassung des Grafen Hohenwart fand sich — wie Graf Beust selbst erzählte — bei ihm der Staatsrath

Baron Braun ein, um sich in überaus lebhafter Weise nach dem Gesundheitszustande des Reichskanzlers zu erkundigen und demselben begreiflich zu machen, daß nach den Aufregungen der letzten Monate die Gesundheit des Ministers erschüttert und diesem eine Erholung willkommen sein dürfte. Als Graf Beust sich trotz dieser verständlichen Andeutung begriffsstützig zeigte, rückte der Director der kaiserlichen Cabinetskanzlei ganz offen mit dem Zweck seines Besuches heraus und erklärte dem Reichskanzler: Der Kaiser habe mit der Entlassung des Grafen Hohenwart ein großes Opfer gebracht, man müsse es nun dem Kaiser leicht machen, das Opfer zu tragen und dazu müsse Graf Beust mitwirken. Anscheinend riß also der Sturz Hohenwarts Beust mit sich, in Wirklichkeit war Graf Beust mit dem Fiasco gefallen, welches seine äußere Politik gemacht hatte.

Die Politik der freien Hand, welche Graf Beust in der ersten Delegationssession proclamirt hatte, war im Grunde nichts Anderes, als die Politik der Revanche gegen Preußen, Hand in Hand mit Frankreich. Man ennt heute die Abmachungen Beusts mit Grammont aus dem Jahre 1870, man weiß aber auch, daß Graf Andrássy direct den Herzog von Grammont warnte, auf Zusagen Beusts in diesem Punkte zu bauen, da die Monarchie gegen den Willen Ungarns keinen Krieg führen werde. Denn die führenden ungarischen Staatsmänner waren, obwohl es in Ungarn sehr lebhafte französische Sympathieen gab, die sich noch steigerten, als nach Sedan in Frankreich die Republik errichtet wurde, nicht nur Gegner jeder Revanche, sondern in ihnen bildete sich schon damals die Ueberzeugung heraus, daß die beiden mitteleuropäischen Großmächte auf einander angewiesen seien, daß man die alte, aus der Rivalität in Deutschland entsprungene Feindschaft vergessen müsse und daß durch die gegenseitigen Interessen die Grundlage für einen aufrichtigen und dauerhaften Freundschaftsbund gegeben sei. Niemand hat sich dieser Idee mit größerem Feuereifer hingegeben, als einer der vornehmsten Geister und schärfsten Denker Ungarns, Baron Josef Eötvös, welcher den unvergänglichen Ruhm, den er sich durch die Organisation des ungarischen Unterrichtswesens erworben hat, noch erhöht hat, durch den weiten staatsmännischen Blick, den er für die naturgemäße Entwickelung der internationalen Verhältnisse Deutschlands und Europas in geradezu überraschender Weise bekundet hat. Am 17. August 1870 schreibt der in Carlsbad zur Badecur weilende Unterrichtsminister Baron Eötvös in einem vertraulichen Privatbriefe an den Ministerpräsidenten Grafen Andrássy: „Wenngleich der leicht errungene Sieg der Preußen einige Bedenken einflößen könnte, kann für uns eine eigentliche Gefahr nur von den Slaven her drohen .... Das deutsche Volk kann noch lange nicht an Eroberungen denken und das hauptsächlich deshalb, weil der jetzige Sieg nicht von Preußen, sondern vom deutschen Volke errungen wurde, und das deutsche Volk wird als solches auf Preußen insofern einwirken, als nunmehr die Idee der

deutschen Einheit an die Stelle Preußens treten wird. Ich gebe zu, daß das deutsche Kaiserthum wieder hergestellt und daß ein Hohenzoller vor unseren Augen in Frankfurt gekrönt werden wird. Allein der jetzige Feldzug hat dargethan, daß Deutschland stark sein kann, ohne daß die Staatsindividualitäten Bayerns, Württembergs, Sachsens u. s. w. verschwinden müßten . . . Ueberdies ist die Lage so, daß Deutschland das ganze Donauthal denn doch nicht occupiren kann; es liegt daher in seinem eigenen Interesse, daß dieses im Besitze einer ihm freundlichen, zum Theile deutschen Macht verbleibe und nicht in den Besitz einer slavischen Macht übergehe. Und gerade weil die preußische Politik von einem Mann geleitet wird, den keine Sentimentalität plagt, haben wir von Preußen, wenn es nur nicht provocirt wird, nichts zu fürchten und darum halte ich die Herstellung freundlicher Beziehungen zu dieser Macht vor allem Anderen für nothwendig." Und am 28. August desselben Jahres schreibt Baron Eötvös wieder aus Carlsbad an den Grafen Andrássy: „Noch mehr wie stets, seit 1866 ist es jetzt meine Ueberzeugung, daß die einzige Bürgschaft unserer friedlichen Fortentwickelung darin gelegen ist, daß wir mit Preußen auf gutem Fuße stehen. Dies mag auch der Grund sein, warum ich mich oft im Traume mit unserem Minister des Aeußeren befasse und zwar nicht auf eine angenehme Weise. Mein einziges Vertrauen beruht auf Dir, der Du weder Börsencurse, noch die Gunst der Journale suchst, sondern nur eine Selbstsucht kennst, diejenige des Vaterlandes."

Man ersieht aus diesen vertraulichen Aeußerungen Eötvös' die Gründe, aus welchen die öffentliche Meinung und die Staatsmänner Ungarns, die vordem dem Grafen Beust in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen des Ausgleichs große Sympathien entgegengebracht hatten, dem Reichskanzler entfremdet wurden und gegen ihn sogar eine feindselige Haltung einzunehmen begannen. Die in obigen Briefen niedergelegten politischen Ideen, denen Graf Andrássy vollkommen beistimmte, zeigen, wie zuerst in Ungarn der Gedanke an jenen Allianzvertrag aufkeimte, der neun Jahre später thatsächlich und unter hervorragender Mitwirkung des Grafen Andrássy geschlossen wurde und heute der Hort des europäischen Friedens geworden ist. Im Geiste dieser von Eötvös vertretenen Politik hatte Graf Andrássy bereits unmittelbar nach dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges gehandelt. In dem großen Kronrathe, der am 18. Juli 1870 in Wien über die Haltung der Monarchie entscheiden sollte, siegte der Standpunkt Andrássys über jenen Beusts, die Revanche-Politik wurde in dem Augenblicke zurückgewiesen, in welchem sie Aussicht hatte, sich verwirklichen zu können. Eine mächtige Stütze allerdings fand Graf Andrássy in der erregten Stimmung der öffentlichen Meinung Deutsch-Oesterreichs, deren ungetheilte Wünsche dem Siege der deutschen Waffen gehörte und die sich mit elementarer Macht gegen die Möglichkeit aufbäumte, daß Oesterreich dem stammverwandten Deutschland in der Zeit

der höchsten nationalen Noth in den Rücken fallen solle. Dies war das erste Fiasco, welches die Beust'sche Politik erlebte.

Allein Graf Beust verstand die Zeichen der Zeit nicht zu deuten. Am 9. November 1870 las der russische Botschafter in Wien dem Grafen Beust die Note Gortschakoffs über die Pontusfrage vor. An den folgenden Tagen wurde die Reichskanzlei auf dem Ballhausplatze von den diplomatischen Vertretern der Mächte förmlich belagert; in London, in Berlin, auf der hohen Pforte wollte man wissen, welche Stellung Oesterreich-Ungarn zu dem von Rußland begangenen, flagranten Rechtsbruche einnehmen werde. Graf Andrássy, vertraulich und ohne Wissen Beust's, von dem Vorgefallenen verständigt, wartete zwei Tage auf eine Mittheilung, endlich eilte er voll Ungeduld nach Wien. Er fand den Reichskanzler ebenso wenig, als ihn die Botschafter gefunden hatten. Graf Beust war am 10. November, ohne sich um den Rücktritt Rußlands vom Pariser Vertrage viel zu kümmern, nach München gereist, um auf die Haltung der deutschen Südstaaten bei den gerade damals in Versailles schwebenden Verhandlungen über die staatsrechtliche Stellung der Letzteren zum deutschen Reich Einfluß zu nehmen. Die Intrigue gegen das deutsche Einigungswerk stand ihm höher, als die Zurückweisung der Insulte, welche Europa soeben von Rußland empfangen hatte, als die Wahrung der großen und wichtigen Interessen der Monarchie, welche durch die russische Action verletzt wurden. Man hat dem Grafen Beust im Kreise der ungarischen Politiker und an viel höherer Stelle diese Leichtfertigkeit in der Behandlung der Pontusfrage nie verziehen, ja es wurde aus dieser Haltung ein viel ernsterer Vorwurf als jener der Leichtfertigkeit gegen den Grafen Beust erhoben. Graf Beust machte zu seiner Entschuldigung geltend, Rußland müsse Preußens vollständig sicher gewesen sein, wenn es in so entschiedener Weise den Pariser Vertrag eigenmächtig außer Kraft zu setzen wagte. Heute ist es klar gestellt, daß Kaiser Wilhelm und Bismarck den Schritt Rußlands als einen Treubruch betrachten und daß man in St. Petersburg sehr besorgt über die Folgen des Wagnisses war. „Auf dem Berliner Congreß — so erzählte Graf Andrássy dem Schreiber dieser Zeilen — promenirte ich einmal mit Gartschakoff im Couloir des Sitzungssaales. Gartschakoff kam auf einzelne Vorkommnisse aus seiner diplomatischen Laufbahn zu sprechen und hob hervor, in welcher Angst er die Zeit nach Absendung der Pontusnote zugebracht habe. Fünf Tage — sagte er — habe ich mich damals eingesperrt und Niemanden empfangen. Unausgesetzt zitterte ich davor, es könnte mir eine Depesche, enthaltend den Protest einer Macht überbracht werden. Wir hatten damals nicht mehr als 50 000 Mann zur Verfügung. Auf den ersten energischen Protest hätten wir die Note wieder zurückziehen müssen. Erst nach fünf Tagen athmete ich wieder auf, wir hatten gewonnen."

Noch schwieriger gestaltete sich für Beust die Lage, als die freund-

schaftliche Annäherung zwischen dem geeinigten Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie sich thatsächlich vollzogen hatte und als es galt, dieses vielversprechende Verhältniß, das in der Kaiser-Entrevue zu Salzburg im Hochsommer des Jahres 1871 auch seinen feierlichen äußeren Ausdruck empfing, aufrichtig zu pflegen und ehrlich auszugestalten. In Berlin brachte man begreiflicher Weise dem Grafen Beust wenig Vertrauen entgegen, auch in Pest war man von seinem guten Willen nichts weniger als überzeugt und selbst in der Wiener Hofburg mußten Bedenken auftauchen, ob Graf Beust der richtige Mann sei, eine Politik zu inauguriren, die mit seiner ganzen Vergangenheit in Widerspruch stand. Graf Beust hatte sich selbst den Boden abgegraben, der Abschluß der inneren Krisis im November 1871 war nur der Anlaß, keineswegs die Ursache seines Sturzes und gradezu albern ist es, wenn in einem großen Pamphlet, welches Geschichte zu schreiben vorgiebt, der Sturz Beusts auf die Intriguen Andrássys und einiger ungarischer Edeldamen zurückgeführt wird. Graf Beust wurde durch nichts gestürzt, als durch den Sturze seiner Politik.

Nicht ohne Grund haben wir uns mit diesen Krisen und Kämpfen eingehender beschäftigt. Sie zeigten, daß das führende Element in denselben Graf Andrássy war, er war sonach auch der prädestinirte Mann, dem Beusts Erbschaft mit Naturnothwendigkeit zufallen mußte. Im Spätherbst 1871 übernahm Graf Andrássy die Leitung der äußeren Angelegenheiten. Eine verheißungsvolle Verlassenschaft war es nicht, die ihm nach dem Grafen Beust blieb. Oesterreich-Ungarn war ein isolirter Staat. Mit Deutschland waren eben die ersten Fäden zu einem besseren Verhältniß geknüpft worden, und dem Königreich Italien standen nicht blos die militärischen und officiellen Kreise mit jener Verbitterung gegenüber, welche den Verlust zweier herrlicher Provinzen begreiflicher Weise erzeugen mußte; in Italien aber machte Niemand ein Hehl von den Zukunftsplänen, welche man allgemein bezüglich des Trento und des Küstenlandes, mit Einschluß Triests, hegte. Rußland endlich hatte mit der Kündigung des auf das schwarze Meer bezüglichen Theiles der Pariser Congreßacte dargethan, daß die Epoche seiner Sammlung abgeschlossen und daß es gewillt sei, nunmehr wieder activ in Europa aufzutreten. Der Aufstand in der Crivoscie, die omladinistischen Agitationen in Serbien, die panslavistische Bewegung in Böhmen hatten gezeigt, daß der Rubel bereits auf Reisen gegangen war.

Solcher Gestalt war die Lage, die Graf Andrássy bei seinem Einzuge in die alte Staatskanzlei vorfand und selbst seine bittersten Feinde gestehen zu, daß sich ein fundamentaler Wechsel vollzogen hatte, als Andrássy acht Jahre später seinen Abschied nahm. Die Zeit, in welcher er als leitender Minister an der Spitze der Monarchie stand, ward die Glanzzeit seines Lebens; sie war aber auch die Periode wieder aufsteigender Macht und des neu errungenen Ansehens der österreichisch-ungarischen Monarchie.

War das Oesterreich des alten Metternich gefürchtet, so wurde das dualistische Oesterreich-Ungarn unter Andrássy zum Gegenstande der Achtung und der Sympathie und nie war der absolute Einheitsstaat so mächtig, militärisch so kraftvoll organisirt gewesen, als das dualistische Reich, welches sich aus zwei constitutionell regierten Staaten zusammensetzte. Einen ungarischen Staatsmann, der an der Begründung des Dualismus einen so hervorragenden Antheil hatte, wie Andrássy, mußte gerade diese Entwickelung mit hoher Befriedigung erfüllen, die Zeit, in welcher er die Leitung der äußeren Politik der Monarchie führte, hat die Probe für das dualistische Problem gebildet, sie hat gelehrt, daß die gewichtigsten Bedenken, welche gegen den Dualismus vom Standpunkte der Actionsfähigkeit und der Machtstellung der Monarchie im Treffer geführt wurden, unbegründet waren. Graf Andrássy hat das neue staatsrechtliche Verhältniß, auf welchem sich die Monarchie aufbaute, gleichsam Europa-fähig gemacht.

Die Geschichte der Ministerschaft Andrássys ist die Geschichte der jüngsten Orientkrise bis zum Berliner Congresse und bis zur Occupation Bosniens und der Herzegowina. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Krise in ihren Einzelheiten zu verfolgen. In allen Phasen derselben spielte Graf Andrássy eine führende Rolle, überall trat gleichmäßig sein Streben hervor, den Frieden zu erhalten, den Ausbruch eines Weltbrandes zu verhindern und bei alledem die Interessen der Monarchie zu wahren, die berechtigten Ansprüche Oesterreich-Ungarns zur Geltung zu bringen, bedrohliche Aspirationen Rußlands zurückzudrängen. Zum ersten Mal fand er Gelegenheit, die russischen Bestrebungen zu durchkreuzen, als er im Jahre 1875 während des Aufstandes in der Herzegowina in Berlin mit den Fürsten Bismarck und Gortschakoff zusammentraf. Letzterer brachte zur Entrevue ein Memoire, von dem Andrássy äußerte, daß es ihm die Schamröthe ins Gesicht getrieben habe. Andrássy weigerte sich rundweg, das Memoire als Grundlage einer Verhandlung anzunehmen und dasselbe verschwand von der Bildfläche, an seine Stelle trat die Reform-Note, welche Graf Andrássy erließ. Nicht besser erging es einem zweiten Memoire Gortschakoffs. Auf der Fahrt nach Reichstadt trafen die beiden Minister zusammen und im Coupé begann Gortschakoff seinem Collegen ein langes Memoire über die russischen Pläne vorzulesen. Eine Weile hörte Andrássy die fein gedrechselten Perioden des Schriftstückes schweigend an; plötzlich nahm er seinem Gegenüber das Memoire aus der Hand und redete ihn an: „Mein Fürst! beantworten Sie mir eine Frage mit Ja oder Nein, dann brauchen wir die lange Auseinandersetzung nicht: Wollen Sie Konstantinopel oder wollen Sie es nicht?“ — In Reichstadt kam das Memoire Gortschakoffs nicht mehr zum Vorschein.

Dem russisch-türkischen Kriege im Jahre 1877 gegenüber blieb die österreichisch-ungarische Monarchie neutraler Zuschauer. Graf Andrássy war — sehr im Gegensatze zu vielen seiner ungarischen Landsleute — der

Ueberzeugung, daß der Auflösungsproceß auf dem Balkan nicht aufzuhalten sei, daß selbst ein bewaffnetes Einschreiten Oesterreichs zu Gunsten des osmanischen Reiches die Decomposition nur verzögern, aber nicht zum Stillstand bringen könnte. Aber er war sich auch von Anfang an darüber klar, daß die neue Ordnung im Orient nicht von Rußland dictirt werden dürfe, sondern von Europa eingerichtet werden müsse. Als vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges auf dem Ballplatze ein russischer Diplomat erschien und die vertrauliche Anfrage verbrachte, ob Oesterreich einer Action Rußlands feindlich entgegentreten werde, lautete die Antwort Andrássys dahin, Oesterreich-Ungarn fühle nicht den Beruf, Rußland in den Arm zu fallen, aber der Friede werde nicht ohne Oesterreich geschlossen werden. Getreu seinem Vorsatze blieb Graf Andrássy unbeweglich während des ganzen Krieges; er trat auch dann nicht in Action, als das russische Heer bei Plevna in die bedenklichste Lage gekommen war und es nur eines geringen Kraftaufgebotes bedurft hätte, um Rußland jede Bedingung aufzuerlegen. Graf Andrássy hielt treu zu den Vereinbarungen, die vor der Entrevue in Reichstadt getroffen und daselbst besiegelt worden waren. Der Friede von San Stefano aber, der ein Bruch dieser Abmachungen war, rief überall und so auch in Wien, Entrüstung und Bestürzung hervor. Graf Andrássy entschloß sich von den Delegationen einen Credit von 60 Millionen Gulden zu verlangen. In St. Petersburg war man sich bewußt, daß diese Forderung eine Rüstung gegen Rußland bedeute. Man war sich klar über die bedenkliche Lage der russichsen Armee, welche sich, wenn Oesterreich mobilisirte, in einer Falle befand und man wurde geradezu consternirt, als — wenngleich ohne Verabredung mit Oesterreich — gleichzeitig die englische Flotte in der Besika-Bai vor Anker ging. Der russische Botschafter in Wien erschien beim Grafen Andrássy, um sich Auskunft über die Bedeutung der den Delegationen unterbreiteten Creditvorlage zu erbitten. Graf Andrássy berief sich trocken darauf, daß er vor Ausbruch des Krieges Rußland keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß der Friede nicht zwischen Rußland und der Türkei, sondern unter Mitwirkung Europas geschlossen werden würde. Der Friedensschluß von San Stefano bestehe nicht zu Recht; sollte Rußland einen einzigen Schritt zur Durchführung dieses Friedens machen, dann würde eine österreichische Armee aus den siebenbürgischen Pässen hervormarschiren und dem russischen Heere einfach die Rückzugslinie abschneiden. Graf Andrássy behielt Recht, Rußland mußte sich fügen; der Tractat von San Stefano wurde zerrissen, Europa schuf auf dem Berliner Congreß die neue Ordnung auf der Balkanhalbinsel; Rußland hatte einen großen Krieg geführt, aber die Früchte desselben nicht geerntet.

Von dem Berliner Congresse, auf welchem Andrássy neben Bismarck, Beaconsfield und Gortschakoff eine so glänzende Rolle gespielt hatte, brachte er das europäische Mandat zur Besetzung und Verwaltung

Bosniens und der Herzegowina heim. Andrássy war nicht eitel im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und doch kränkte es ihn tief, daß er bei seiner Heimkehr so wenig Anerkennung gefunden habe. Manchmal in späteren Jahren sprach er in Worten des Neides über den Triumphzug, der Lord Beaconsfield, welcher für England doch nur das kleine Cypern erworben hatte, bereitet worden war, während er doch der Monarchie ohne Schwertstreich zwei Provinzen errungen habe. In der That war dem so; Graf Andrássy fand für dieses sein Werk herzlich wenig Anerkennung. In der Hofburg war man verstimmt darüber, daß Bosnien und die Herzegowina der Monarchie nur zur Besetzung und Verwaltung zugewiesen und dem Sultan alle Souverainetätsrechte auf diese Länder gewahrt worden waren. Man hatte die Annexion, den Erwerb dieser Provinzen ohne Vorbehalt erwartet, zumal Rußland durch den General Suwaroff Oesterreich diese Provinzen schon i. J. 1877 hatte anbieten lassen, allerdings unter einer Bedingung, welche Andrássy mit aller Entschiedenheit ablehnte, daß nämlich Rußland Bulgarien als Pfand für die Einhaltung der Verpflichtungen der Türkei gegen ihre christlichen Unterthanen besitzen dürfe. Der Abtretung Bosniens und der Herzegowina setzten aber die türkischen Congreßbevollmächtigten — von Rußland aufgestachelt — einen so zähen Widerstand entgegen, daß Andrássy, um zu einem Abschlusse zu gelangen, nachgab und sich mit dem Occupations-Mandate zufrieden gab, trotz der völker- und staatsrechtlichen Schwierigkeiten, deren Keime dieses eigenartige Verhältniß in sich trägt. Die Bevölkerung Oesterreichs und Ungarns konnte sich für die Occupation nicht begeistern. Man befürchtete — und die Folge hat dieser Besorgniß Recht gegeben — daß die Durchführung der Occupation große Opfer an Blut und Geld kosten werde. Die Expansionsbestrebungen an sich fanden keinen Anklang, man erblickte in der Occupationspolitik die Wiederaufnahme der alten italienischen Politik Oesterreichs in veränderter, verschlechterter Form, man ahnte einen Rückschlag auf die innere Politik, und in Ungarn gab es Kreise, welche mit einer gewissen Beängstigung die Eingliederung eines dritten absoluten Gebietes in das dualistische Gefüge sahen. In Ungarn führte auch die Occupation zu einer Cabinetskrise, in Oesterreich hatte sie mittelbar in ihrem Gefolge eine Umgestaltung des Regierungssystems zu Ungunsten der Deutschen, zu Gunsten der Slaven. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Graf Andrássy die Befriedigung, daß man sich allseitig mit den vollzogenen Thatsachen abfand und sogar mit Wohlwollen das große Culturwerk verfolgte, welches sich Tag für Tag in den neuen Provinzen der Monarchie vollzieht. Noch stehen wir in der Entwickelung der Dinge und ein abschließendes Urtheil über die bosnische Politik Andrássys ist zur Stunde nicht möglich. Gewiß ist nur eines: die kriegerische Verwickelung, deren Verhinderung das Ziel der Bestrebungen Andrássys war, ist auch bis zur Stunde nicht eingetreten, trotz aller

Fährlichkeiten der europäischen Lage dauert der Friede nun im elften Jahre nach seinem Rücktritte aus dem Amte fort.

Die bedeutendste staatsmännische Leistung Andrássys und die nachhaltigste Frucht seines amtlichen Wirkens ist der Abschluß des Bündnißvertrages mit Deutschland im September 1879. Wie sich auf österreichischer Seite das Bedürfniß nach dieser Allianz herausbildete, haben wir oben dargelegt; die Motive, welche auf deutscher Seite die entscheidenden waren, hat Fürst Bismarck in seiner großen Rede wenige Tage nach der am 3. Februar 1888 erfolgten Veröffentlichung des Bündnißvertrages auseinandergesetzt. Die Veröffentlichung dieses Vertrages hatte eine sensationelle Wirkung auch für Andrássys staatsmännischen Ruf. Selbst in jenen Kreisen der Deutsch-Oesterreicher, in denen man dem Grafen Andrássy noch immer Groll nachtrug nicht nur wegen seiner bosnischen Politik, sondern auch wegen der Gegnerschaft, die er der Verfassungspartei in Folge ihrer Opposition bethätigt und die er seit dem Experiment Taaffe mehr als einmal bereut hat, — selbst in diesen Kreisen söhnte man sich vollständig mit ihm aus und man feierte rückhaltslos das staatsmännische Genie des Mannes, der als demissionirter Minister diesen festen Wall für den europäischen Frieden geschaffen hatte! Zähneknirschend standen an diesem Tage in Oesterreich seitwärts nur die Czechen und ihre südslavischen Freunde.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, die Bemerkung beizufügen, daß der Bündnißvertrag nicht ganz nach dem Wunsche des Fürsten Bismarck ausgefallen ist. Fürst Bismarck hegte den Wunsch, Oesterreich-Ungarn möge die Verpflichtungen des Allianzvertrages auch für den Fall auf sich nehmen, daß Deutschland von Frankreich allein angegriffen würde. Graf Andrássy widerstrebte dieser Forderung. Er könne, wie er auseinandersetzte, nur solche Verpflichtungen eingehen, deren unbedingte Einhaltung er verbürgen könne. Zwischen Frankreich und Oesterreich-Ungarn bestehe keinerlei divergirendes Interesse und in der Bevölkerung der Monarchie müßte es den größten Reseus erregen, wenn im Falle eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich die österreichische Armee gegen Frankreich mobilisirt werden sollte. Er müßte zweifeln, ob diese Stipulation gerade dann zur Ausführung käme, wenn der casus fœderis gegeben wäre. Graf Andrássy beharrte selbst dann bei dieser ablehnenden Haltung, als Fürst Bismarck betonte, die Aufnahme dieser Bestimmung sei ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers Wilhelm, welcher darauf das allergrößte Gewicht lege und von der Einfügung derselben sei vielleicht das Zustandekommen der Allianz abhängig. Graf Andrássy erklärte sich daraufhin bereit, den Kaiser Franz Josef zu bitten, daß er einen anderen Bevollmächtigten mit den Negociationen betraue, er selbst weigerte sich, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, bezüglich dessen er von der Unausführbarkeit einer der wesentlichsten Bestimmungen überzeugt sei. Um diesen Punkt drehten sich die Verhandlungen tagelang; Fürst Bismarck drängte, der Tag seiner Abreise

nahte heran. Am Abend vor derselben war im „Hotel Imperial" bis in die anbrechende Nacht verhandelt worden, Graf Andrássy fuhr nach Schönbrunn, wo er im Stöckelgebäude den Sommer über wohnte. Er war der Ueberzeugung, daß die Verhandlunden über den Bündnißvertrag gescheitert seien. Am folgenden Tage, in früher Morgenstunde, erschien Fürst Bismarck im Stöckelgebäude. Noch einmal erhob er seine Forderung, noch einmal wurde die ganze Frage durchdiscutirt. Graf Andrássy blieb fest, wenn ihm auch innerlich gar bänglich zu Muthe war. Fürst Bismarck wurde endlich nervös, ungeduldig erhob er sich und rief mit starker Stimme: „Wenn Sie durchaus nicht wollen, nun dann — — (hier machte der Reichskanzler eine lange Pause) unterschreibe ich auch so!" Der Präliminarvertrag ward unterschrieben, das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich war zu Stande gekommen.

Als demissionirter Minister unterfertigte Graf Andrássy den Allianz-Act, am 7. Oct. 1879 ward dieser endgiltig ausgefertigt, vom 8. Oct. datirt das kaiserliche Handschreiben, mit welchem das Entlassungsgesuch Andrássys angenommen wurde. Der Grund seines Rücktrittes war ein einfacher: er wollte gehen, nicht gegangen werden. Noch besaß er das volle Vertrauen seines kaiserlichen Herrn, aber seit seiner Heimkehr aus Berlin fand seine Feinfühligkeit manchen Grund zur Verstimmung. Auch mit den hohen militärischen Kreisen stand Graf Andrássy nicht auf dem allerbesten Fuß; er nahm für sich ein selbständiges Urtheil in militärischen Dingen in Anspruch und er trat den Forderungen des Militärs entgegen, wenn er in demselben nicht eine Nothwendigkeit, sondern unnütze Wichtigthuerei erblickte. Das so oft gegen ihn ausgebeutete Wort: Man könne Bosnien mit einer Compagnie und einer Musikbande erobern, fiel in einer militärischen Berathung über die Vorbereitung der Occupation. Graf Andrássy legte das Hauptgewicht auf eine entsprechende administrative Vorbereitung der Occupation und war der Meinung, daß nach einer entsprechenden Präparation die Besetzung mit einer bescheidenen Truppenmacht durchgeführt werden könne. Das angeführte Wort war eine absichtliche Uebertreibung Andrássys, gerichtet gegen die kostspieligen Outrirungen der Generäle, insbesondere des F. Z. M. Philippovich, von dessen Befähigung zur Durchführung der Occupation und zur Organisation der neuen Verwaltung Graf Andrássy nicht sonderlich überzeugt war. Je mehr die Geschichte der Occupation den Anschauungen Andrássys Recht gab — man erzählt in vertrauten und gut informirten Kreisen gar merkwürdige Dinge über die Führung in diesem Occupationsfeldzuge — desto weniger freundliche Gefühle hegte man gegen Andrássy und er konnte häufig genug die Wirkung dieser Feindschaften merken. So faßte er einen unerschütterlichen Entschluß: er schied in der Stunde seines höchsten Glückes und wartete nicht auf seinen letzten Tag.

Und nun noch ein Wort über den Redner Andrássy. Ein Rhetor, ein Schönredner war Andrássy so wenig als Fürst Bismarck. Er sprach,

namentlich Anfangs, mit heiserer, fast tonloser Stimme, die Worte rangen sich ihm schwer von den Lippen, die Sätze kamen stoßweise heraus. Selbst wenn er in den Fluß der Rede gerieth, war der Vortrag häufig stockend, in der Form meist zerrissen, er suchte nach dem Ausdrucke, er kämpfte mit dem Worte. Und dennoch führte er eine glänzende polemische Klinge und er verstand es meisterhaft die pathetischesten Ausführungen seiner Gegner mit einem drastischen Bilde oder mit einem zündenden Witzworte zu zerstören. Die großen ausgearbeiteten Reden Andrássys — wie die Vertheidigung der Occupation und seine letzte Rede, die über das Wehrgesetz — sind Meisterwerke des logischen Aufbaues und der Dialektik, seine glänzendsten Reden sind aber jene, die er im vollen Flusse der Debatte aus dem Stegreife hielt. Einzelne dieser Worte haben mehr als vorübergehenden Werth erhalten. In der Adreßdebatte des Jahres 1861 sagt Andrássy: „Das neue Oesterreich glich einer Pyramide, die man auf die Spitze gestellt hatte; darf es da Wunder nehmen, wenn sie nicht aufrecht stehen konnte?" Die auf die Spitze gestellte Pyramide blieb ein geflügeltes Wort während des ganzen Ausgleichskampfes; und heute noch wendet man häufig die Wendung an, mit der Andrássy ein energisches Einschreiten gegen die Jesuiten ablehnte: „Man soll mit Kanonen nicht auf Spatzen schießen." Das scharf zugeschliffene Mot war überhaupt eine Lieblingswaffe Andrássys. Inmitten der Ausgleichsaction zu Ende 1866 traf er im Pester Nationalcasino mit dem Führer der Conservativen, dem Baron Paul Sennyei zusammen, dessen Partei die größten Anstrengungen machte, sich zu behaupten oder doch eine Coalition mit dem Deakisten zu erzielen. „Aber so sage mir doch," redete Sennyei den Grafen Andrássy an, „was ist denn eigentlich Euer Programm?" — „Unser Programm," — war die schlagfertige Antwort — „ist einfach, daß Ihr geht und wir kommen!"

Nun ist auch diese bedeutende staatsmännische Gestalt aus unserem öffentlichen Leben verschwunden, das in der Gegenwart so arm ist an großen Erscheinungen. Andrássy ist vorfrüh von dannen gegangen in dem Augenblicke, wo man erst recht allgemein seine volle Bedeutung erkannt hatte und die Berechtigung der Worte verstand, die Franz Deak sprach: „Ich halte meinen Freund fürwahr durch einen uns durch Gottes Gnade geschenkten providentiellen Mann." Die Sympathie und das Vertrauen, das Andrássy gerade in so unbeschränkten Maße in seinen letzten Lebensjahren genoß, sind Beweise, wie unrichtig das Wort von dem Undank der Völker ist. Voll Dankes standen zwei Völker an Andrássys Grab in aufrichtiger Trauer; seine Werke beherrschen die Gegenwart; ihre Spuren werden unsere Zeit lange überdauern.





Ungedruckte Dichtungen und Briefe Fritz Reuters.

Mitgetheilt von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

Nach der Festungszeit, nach dem mißlungenen Versuch des erneuten Universitätsstudiums, im Sommer 1841, hatte sich Fritz Reuter, damals einunddreißig Jahre alt, in seiner mecklenburgischen Heimat das stille freundliche Kirchdorf Jabel, welches zum Kloster Malchow gehört, als Ruhepunkt gewählt. Sein Oheim, der dortige Pastor Reuter, ein Biedermann und voll von Humor, nahm den „verlorenen Sohn", von dem der eigene Vater nichts mehr wissen zu wollen schien, mit offenen Armen auf; ihm blühten sieben liebliche Töchter, die den trübsinnigen Vetter durch ihre natürliche Laune — denn es waren muntere Mädchen — bald heiter stimmten. Allmählich gewann auch der gestrenge Bürgermeister von Stavenhagen durch die günstigen Berichte seines „geistlichen" Bruders wieder eine väterliche Theilnahme für Fritz.

Vielleicht in diesen Lebensabschnitt unseres Reuter fällt ein hochdeutsches Scherzgedicht. Das Manuscript trägt von fremder Hand die Notiz: „Nach einem Aufenthalt in Warnemünde mit seinem Vater". Die nun folgenden Namen zweier junger Damen aus seiner Verwandtschaft geheim zu halten, ist mir zur Pflicht gemacht. In Heinrich Heine'scher Manier erklingt es:

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habt Ihr angestift't!
An Folgen viel gelinder
Sind Schwerdt und Dolch und Gift.

Aus ist's mit Grünen und Blühen
Im Mecklenburger Land,
Mit Eurer Augen Glühen
Habt Ihr die Fluren verbrannt.

Der ganzen Ostsee Fluthen
Die löschen das Feuer nicht,
Das Eurer Augen Gluthen
Bei uns hier angericht't.

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was gabt Ihr uns für Dank!
Wir machten Euch gesünder,
Ihr uns am Herzen krank.

Die Jünglingsherzen alle
Zu Zunder sind verzehrt,
Ach! nicht 'mal auf dem Balle
Sind sie's Verschenken werth.

Und unsre Mädchen sitzen,
Bis taub sie werden und lahm,
Denn all ihr Blicken und Blitzen
Ist nur Theaterkram.

Auch meinem alten Vater
Dem habt Ihr's angethan,
In seinem Leben hat er
So leidig nicht gethan.

In unsern Ostseebädern,
Wie an der Müritz Strand,
Riecht's nach verbrannten Federn
Vom großen Herzensbrand.

Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habet Ihr vollführt!
Die Herzen, und meins nicht minder,
Sind all' nicht verassecurirt.

Sein „nicht versichertes" Herz sollte zehn Jahre später, 1851, ohne Police eine Prämie gewinnen, die höchste, nach seinem eigenen Ausspruch:

„Mit den uns' Herrgott meint dat tru,
Den giwwt hei ene gaude Fru."

Lange hatte er um Fräulein Luise Kuntze werben müssen. Neben vielen vortrefflichen Eigenschaften hatte ihr Gesang und Clavierspiel ihn gefesselt; andächtig und träumerisch pflegte er zuzuhören. Einst dichtete er zu Beethovens letztem Walzer diese Worte:

Was treibt euch, ihr Wogen,
In ewigen Bogen
Vom Meer auf die Lande,
Vom Land auf das Meer?
Wer hat euch gezogen
Mit liebendem Bande
Zum wohnlichen Strande,
Was eilt ihr so sehr?

„Wir eilen, zu schauen
Die Berge, die blauen,
Wo lachende Triften
Uns laden zum Gruß;
Wo grünende Auen
Mit wärmeren Lüften
Und würzigen Düften
Uns laden zum Kuß.

Und wenn wir umfangen
Mit holdem Verlangen
Die Mutter des Schönen,
Die Erde als Braut —
Dann ziehn wir mit bangen,
Mit traurigen Tönen
Hinab zu den Söhnen
Der trauernden Fluth!"

O, wär' ich die Welle,
So rauschend, so schnelle,
Dann, Liebchen, dann wüßt' ich,
Wo morgen ich wär'!
Mein Liebchen dann grüßt' ich,
Mein Liebchen dann küßt' ich,
Dann weint' ich nicht mehr.

Als Luising ihm endlich ihr Jawort gab, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden, da legte der nach so vielem, schwerem Unglück nun überglückliche Mann das Geständniß seiner innigsten Zuneigung und Zuversicht in drei ergreifenden Strophen nieder. Wie einen bösen Traum streift er die bittere Vergangenheit ab, Gegenwart und Zukunft erscheinen ihm hoffnungsvoll an der Seite Luisens, und er betet:

Ich denke Dein, wie eines schönen Bildes,
Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
In Deinem Auge nichts als Holdes, Mildes,
Und ewige Verzeihung in dem Munde.
Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
Mich selbst gestört, entflieht im Hauch; die Wunde
Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Ich denke Dein, wie eines frohen Sanges,
Der wie ein Trost zu mir herüberklingt,
Unwiderstehlich, wie die Lieb' ein banges,
Gequältes Herz zu neuem Hoffen zwingt,
Wenn bei dem Glockenton voll süßen Klanges
Der Sehnsucht Thrän' in's feuchte Auge bringt,
Das Herz mit seliger Vergessenheit umhüllet
Und jede Rache ruht und jede Schmerzen stillet.

Ich denk' an Dich, wie an ein hohes Wort,
Das Gott einst einem Genius versprach,
Als in des Chaos finstern Armen dort
Noch als ein unerschaff'ner Geist ich lag;
Du solltest sein in meiner Brust der Hort,
Du solltest lösen meines Lebens Frage,
Dich sollte ich auf Erden wiederfinden
Und Deine Liebe mich vom Fehl entsünden.

Ja, diese reine Liebe hat ihm ein neues Leben gegeben, und der Segen des Höchsten ruhete auf dem Ehebunde.

Trotz sehr einfacher und bescheidener Verhältnisse konnte das junge Paar, welches in dem pommerschen Städtchen Treptow an der Tollense seinen häuslichen Herd gründete, einen Gast beherbergen: der hieß Zufriedenheit. Sonntags wurde der beste Freund Fritz Peters auf dem benachbarten Landgute Thalberg besucht. Reuters „Läuschen un Riemels" erschienen und waren rasch vergriffen, seine Gelegenheitsdichtungen wurden in weiteren Kreisen berühmt, größere poetische Pläne beschäftigten ihn und verhießen Erfolg; — das Glück heftete sich jetzt endlich, endlich an seine Sohlen!

In diese Zeit gehört ein ernsthaftes Polterabendgedicht, halb hoch-, halb plattdeutsch, für eine der Cousinen aus Jabel, deren neckisches Wesen er stets gern gehabt. Aus voller Seele fließt ihm die Mahnung an Bräutigam und Braut:

Sucht nicht den Himmel über Euch,
Sucht ihn in eigener Brust,
Sucht ihn nicht in dem Sternenreich,
Ihr findet seine Lust,
Ihr findet seine Seligkeit,
Und — wenn Euch sonst nichts blieb —
Ihr findet sein tiefes sel'ges Leid
Im Herzen voller Lieb!*)

Das Originalmanuscript aber zeigt, welcher Schelm dem Verfasser oft im Nacken saß. Er hat nämlich die letzte Seite des Papiers, sogar Rand und Ecke, mit allerhand Gedanken angefüllt: mit scheinheiligen als väterlicher Freund, mit übermüthigen als lustiger Vetter. Da lesen wir: „Ich bitte mir auf das Ernstlichste aus, daß meine Autorschaft verschwiegen bleibt, denn ich will dies als das letzte Mal angesehen wissen, daß ich mich zu solchen Dingen verstehe. Verstehen Sie mich, mein Fräulein? Deine Mutter, die würdige Frau, grüße von mir und strebe, ihr ähnlich zu werden; überhaupt bessre Dich und führe einen ordentlichen Lebenswandel, mein liebes Kind. Verstauche Deine Rede nicht und werde nicht reizend! Wüßte ich, daß Du eine Stelle des Gedichts für reizend erklärtest, würde ich etwas wie Maulschellen empfinden. Dein väterlicher Freund F. R. — — — Katz! höre ich, daß Du gut gespielt hast, und daß Einige vor Aerger etwas schwarz angelaufen sind, will ich von jetzt ab Alles an Dir reizend finden. Reise auf ein paar Tage nach Jabel und studire Lining; sie ist das prächtigste Exemplar der Rallögigkeit**). Von ihr nimm den schmachtenden Aufschlag der Augen, das übersinnlich Langweilige; von Mining das zarte Sentimentale; von Dir selbst die weltverachtende Resignation: von allem diesen mache ein Rührei und lade sie selbst zu Gaste dazu, dann wird's prächtig, und Du sollst auch einen rechten herzlichen Kuß von mir dafür haben. Dein von Dir ewig geliebter Vetter F. R. — Kleine prächtige Katz, reich mir die Tatz! gieb mir 'n Schmatz! — — Ach, Du reizende kleine Katz! Du wirst mal niedlich sein, als Erzieherin; Du mußt rallögen, daß der Kalk von der Wand fällt. Wie werden sich unsere rallögenden, himmelnden, gefühlständelnden, schwärmerischen, ätherischen, supernaturalistischen und transcendentalen Cousinen an dieser Parodie ihrer selbst erbauen? Oh! — — — Luise grüßt und freut sich über Deinen Briefstyl, der wirklich schon einen Beigeschmack von den Redeverstauchungsexperimenten, denen Du Dich hingiebst, erhalten hat. —

*) Diese empfindungsvolle Strophe genüge als Probe. Das Ganze ist — etwas umgeändert, ohne die Partie der „Erzieherin" — in Reuters Polterabendgedichten als Nr. 10 gedruckt: Hanne und Fiken, Gärtnerinnen.

**) Die Namen Lining und Mining sind fingirt. Rallögigkeit läßt sich schwer übersetzen: die Augen rollen, schwärmerisch, schmachtend, himmelnd drein blicken, wie man's wohl an ältlichen Gouvernanten schon wahrgenommen hat. Und solch „Unglückswurm" sollte und wollte seine Lieblingsbase werden und in der kleinen Scene spielen.

Liebes Cousinchen, nichts für ungut; ich bin Dir doch recht gut und wünsche, daß Dir das Ding gefalle, und daß Du Glück damit machst. Lache nur nicht selbst dabei und wasche und kämme Dich vorher!"

Gewiß, das ist nicht sonderlich bedeutend, ist sehr harmlos, kindlich, — aber, ich meine, in hohem Grade charakteristisch für Fritz Reuter. Wohl dem Menschen, der nach solchen Kümmernissen und Demüthigungen, wie er sie durchgemacht, sich die Heiterkeit und Unschuld des Herzens, ein wahres Kindesgemüth, so zu erhalten weiß!

Er hatte es verschworen, nie wieder Polterabendscherze zu liefern. Doch als die Familie seines besten Freundes ihn darum bat, konnte er nicht Nein sagen; so entstand im Juni 1857 ein drolliger Dialog in plattdeutscher Mundart.

Die eine der zwei Personen, Fru Möllern, wurde durch Reuters Luising dargestellt*). Auf Thalberg geschah die Festlichkeit zur Verheirathung von Peters' Nichte, Fräulein Minna Rust, mit dem Oekonom Heinrich Binnier aus Röbel in Mecklenburg. Wir lernen auf humoristische Art durch die beiden Bauerfrauen den Kreis der Reuter'schen Bekanntschaft kennen und begrüßen darunter liebe Gestalten: die Großmütter Peters aus Liepen und Ohl aus Stralsund, Fritz Peters und Frau Marie geb. Ohl, den dicken Justizrath Schröder, der das Geld zur Drucklegung der „Läuschen un Riemels" vorschoß, u. s. w.**)

Es treten also auf: Fru Möllern (Luise Reuter) ut Pommern un Fru Schulten ut Meckelnborg. Erstere beginnt:***)

Schulten, Schulten, hür doch mal,
Kumm driest man rinne in den Saal,
Kumm driest man rin, hier deiht Di Keiner wat!
Schulten. Oh Möllern, ne, wo schön is dat!
Ick möt gestahn, ick bün verwunnert,
Ick stah, as wier ick ganz verbutzt,
Wo hett dat Volk sich upgedunnert,
Wo hett dat Volk sich rute putzt!
Möllern. Du red'st, as wenn in Meckelnborg Du wesen dehrst;
Ne, wi dauhn hier up'n Tholbarg sin,
Hier is dat niederträchtig fin.

*) Diese ihre „erste Rolle" weiß Frau Dr. Reuter noch jetzt auswendig; ganz zufällig declamirte sie mir einmal die Worte der „Fru Schulten" mit lebhaftem Ausdruck vor.

**) Ueber diese Persönlichkeiten findet der Leser manche Charakterzüge in meinen „Fritz Reuter-Reliquien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1885) und „Fritz Reuter-Studien" (ebenda 1890).

***) Fast gleich lautet der Anfang eines späteren Polterabendscherzes, den Reuter für Fräulein Friederike Gesellius, die Tochter seines Lieblingslehrers in Parchim, 1860 verfaßte; doch nur die Einleitung, zwölf Verse, stimmen überein, auch ist die Idee beibehalten, daß zwei Bauernweiber, ebenfalls Fru Möllern und Schulten geheißen, sich über die Gesellschaft und das Brautpaar belustigend äußern.

Schulten. Ja, 't is woll ganz entfahmten hier;
Wenn'ck blot man wüßt, wer't all so wier!

Möllern. I, weck dauh'ck kenn'n,
Dei will'ck Di nenn'n.
Des taum Exempel, dat is dei Lieper Großmama,
'ne klauke Fru mit vele Insicht
Un vel Verstand in jede Hinsicht.

Schulten. Na, wer mag denn dit woll wesen?
Kieck blot mal an, mi dücht,
Man kann't up ehren Angesicht
Un in ehr ganzes Wesen lesen,
Dat sei gor tau leiw un gor tau tru.

Möllern. Ja, dat's 'ne ganze prächt'ge Fru:
Großmutting Ohl, ut Stralsund bürtig.
Twor's all tau Johren, doch ümmer hurtig.

Schulten. Ne, kieck doch blot mal desen an,
Wat is't för'n lütten schnackschen Mann!

Möllern. Du meinst den Lütten, den'n Bein un Dwierl (Wirbel)
So dicht tausamen sitten? dat's en prächt'gen Kierl!
Dor gah man driest heran un strak em öwer,
Dei deiht Di nix, den'n strakt ein Jeder,
Dat is dei Herr Justizrath Schröder. —
Schad', schad', dei Mann dei hett 'ne Lewer!

Schulten. Ach Gott erbarm! Wat hewt Ji hier
Doch för oll lütt erbärmlich Lür!
Dor süllst nah Meckelnborg mal kamen,
Dor finn'n sich dägte Kierls tausamen.

Möllern. Oh, gah mi doch mit Juge Riesen!
Hier will'ck Di'n orndlich Enn mal wiesen.
Hei deiht't man nich un reckt sich nich in'n Enn,
Sünst süllst mal seihn, dat is noch ein,
Dei is mal nüdlich lang geraden.

Schulten. Ach, wenn hei't man nich öwel nehmen deiht?!

Möllern. Oh ne, dor dauh Di man nich grämen,
Dei ward uns dat nich öwel nehmen,
Hei weit Bescheid, wat spaßen heit.

Schulten. Un wo's sin Fru, ick mein, wo sei sitt?

Möllern. Sin leiwe Fru, süh, dei is dit,
Nich mit dei gelen Hoar, ne mit dei schwarten:
Dat is sin leiwste Fru Eduarden,
Dat is 'ne Fru, dei makt den Spaß noch mit.

Schulten. Na, nich tau hastig, täuw mal 'n bäting!
Wo is denn dei Fru Justizräthing?

Möllern. Dei Fru Justizräthin? süh, dor, dor sitt s',
'ne klauke Fru mit velen Witz,
Doch uck mit Lewer siehr behafft,
Dat liggt woll in dei Schröderschaft.

Schulten. (läuft auf Fritz Peters zu).
Dau, Möllern, kumm! kumm hier mal schnell!

Wat's dit för'n lüttes nahrsch Gestell?
(lacht: Ha ha ha!)
Möllern (lacht auch). Ha ha ha! ja, 't is tau dull!
Schulten. Ne kiek dat Ding so rund un vull
Un mit so'n fründlich Angesicht,
Wenn't Ding man blot nich't Tründeln krigt!
(lacht wieder.)
Möllern. Nimm Di in Acht, dat Ding dat brennt gliek lichterloh!
Frag hier man na, dei weit Bescheid,
Dei weit dat, wo dat Kauhreip deiht.
Schulten (zu Frau Marie Peters). Ach Gott, dit arme Kreatur,
So lütt un knendlich von Statur!
Möllern. Ja, Schulten, ja; mißhandeln deiht hei 's,
Un wenn hei jichtens kann, denn schleit hei 's;
Ja, 't is 'ne böse Oart, dei Peiters!!
Schulten. Ja, 't is denn woll 'ne böse Oart! —
Wer is denn dat dor mit den Boart?
Möllern. Postholler, Kopmann, Oekonom
Un Gaudsbesitter in 'n Drom,
Den'n kennst Du nich? Dat's Hermann Kaibel.
Schulten. Dat wier dei Deuwel!
Dat 's Hermann Kaibel?
Nu kiek mal Ein!
Den'n heww ick früher uck all seihn,
Un früher seeg hei jünger ut. —
Wer is denn dei, süh dei, dei Grief'?
Möllern. Uem Gotteswillen nich tau lud!
Wenn ich Dich diesen soll erklären,
So muß ich mit Dich hochdeutsch reren (sie will sagen: **reden**).
Süh diesen Griesen Dich mal an,
Du stehst nicht vor gemeinem Mann:
Er ist ein Ritter und zwar ohn' Dadel,
Man schade blos — auch ohne Adel;
Sonst hat er ein ganz gut Gesicht,
Und kleine Kinder läßt er gehn,
Auch Stiefelwichse ißt er nicht*)
Und wird auch heut wohl Spaß verstehn.
Un dit un dit's sin leiwe Fru.
Schulten. Kiek mal, wo fründlich süht s' uns an;
Wo kümmt dei Fru tau so 'nen Mann,
Wo kümmt dei Mann tau so 'ne Fru!
Möllern. Oh, harrst Du em man früher seihn,
Ick segg Di: nüdlich, nobel, fein,
Gesicht un Liew vull Nick un Schick,
Ick segg Di, 't was en nobel Stück.
Ick segg, dat was twoarst all vör Joahren,
Nu hett hei frielich siehr verloaren!

---

*) **Vergl.** Reuters Läuschen „De swarten Pocken."

Schulten. Kieck, Möllern, kieck, dor sitt noch Ein,
Dei is mal staatschen antauseihn!
Möllern (heimlich). Ach still, ach still, ne, den'n lat gahn,
Dei künn am Enn nich Spaß verstahn!
Schulten (laut). I wo, man kann ja doch woll fragen?
Möllern (leise). Je, weck dei känen 't nich verdragen.
Schulten (heimlich). Verfriegt?
Möllern (flüsternd). Nee!
Schulten (ebenso). Un hei heit?
Möllern (ebenso). Kreisrichter Bad.
Ach schad, ach schad!
Dat so'n Mann nich friegen deiht! — —
(laut.) Nu weitst Du hier Bescheid. Doch kieck, dor linke Hand,
Dor sitt en Mann, dei is mi nich bekannt.
Schulten. Wen meinst Du? desen hier?
Oh, den'n kenn ick, dei heit Binnier (der Vater).
Gun Abend uck! Na, uck en bäten hier?
Na, Herr Binnier, Sei kenn'n mi woll nich miehr?
Na, so wat lett sich uck vergeten,
Ick was dunn noch en lüttes Mäten.
(zu Möllern.) Süh, kieck mal hier! des' Beiden, Möllern,
Dat sünd den Brügam siene Oellern,
En poar siehr uterwählte Lühr. —
As 'ck dunn bi ehr in Näbel wier,
Dunn sähr, wat hier dei Vatter is,
Tau sienen Sähn: „Heindrich, mien Sähn,
Du sollst nu hin nach Jena gehn
Un sollst Oekonomie doa liehren
Un sollst doa hellischen studieren,
Un wenn Du damit büst zu Schick,
Denn kumm nach Meckelnborg zurück
Un dauh uns aus den Drom mal wecken,
Un dauh uns mal en Licht anstecken!"
Un wat hier sien Fru Mutter is,
Dei sähr tau em: „Mien leiw lütt Heining,
Du geihst nu in dei Welt alleining;
Du büst nu in dei Joahren endlich,
Wo den Verstand man bruken kann.
Un treck Di ümmer propper an
Un ümmer sauber, ümmer rendlich,
Un wasch Di hübsch Gesicht un Knäbel
Un nahsten kumm taurügg nah Näbel;
Denn kannst Du Di 'ne Fru mal nehmen,
Un Vadder ward sich uck bequemen."
Möllern (zum Brautpaar tretend). Un dit is hei, dit is lütt Heining?
Schulten. Dit is hei, ja! dit is hei, Möllern,
Dit is der Sohn von diese Oellern!
Möllern. Na, hett hei denn uck brav wat liehrt?
Schulten. Just nich siehr von Bedüden wier't;
Un't hett em just uck gor nich drückt,

Indessen hett't sich doch so schickt,
Dat hei en Praktikus is worren.
Hett hei uck grar nich äwer Bäuker legen,
Hett hei 'ne Pachtung un 'ne Brut doch kregen,
Un siene Hochtied is all morren.
Doch wat sien Brut is, wo sei heit,
Dat is mich gänzlich unbewußten.

Möllern. Dat weit ick, wer dat wesen deiht:
Süh, dat is 'ne gewisse Rusten,
Un is't nich mal 'ne schmucke Brut?
En bäten span'sch blot süht sei ut;
Du süllst mal seihn, wenn sei't blot man deiht,
Wenn s' blot dat Og tau Höcht mal schleiht,
Denn kieckt s' so still, so fram, so schmachtig,
So säut, so drömig-öwernachtig,
As wenn 'ne Flur doräwer tüht.
Kieck, wenn s' lütt Heining so ansüht —

Schulten. Ja, Möllern, dat is waahr,
Dat is en gor tau nüdlich Poar.

Möllern. Ja, Heining un Mining, un Mining un Heining,
Un ick bün Deining, un Du büst Meining:
So mag dat noch heiten vel lange Joahr!

Schulten. Dat wünsch ick Jug uck noch männigen Dag,
Dat lang Ji noch leben taufreden un froh, —
Und Niemand den Spaß verdenken uns mag.

Möllern. Denn Spaß muß sein, sagt Cicero.

Mit diesen hochdeutschen Schlußworten unter Berufung auf die klassische Autorität des alten Römers verbeugten sich die beiden Bäuerinnen.

Man beglückwünschte den Dichter und bestürmte ihn nach wie vor bei jeder fröhlichen Gelegenheit mit Bitten um derartige Gaben seiner Muse.

Doch nicht erst bitten ließ er sich bei einem traurigen Ereigniß, das, irre ich nicht, im Jahre 1856 sein liebes Jabel heimsuchte. Eine Feuersbrunst legte Alles in Asche, das ganze Pfarrdorf, welches ihm stets eine freundliche Rückerinnerung gewährt hatte, deren es gerade nicht viele gab aus der Jugendzeit. Dort amtirte ja auch Küster Suhr, der mißingsch redende Schulmeister, uns wohlbekannt aus „Läuschen un Riemels", „Reis' nah Belligen" und „Hanne Nüte". Kaum vernahm Fritz Reuter die Schreckenskunde vom Brande, als auch schon sein Hülferuf erscholl „An miene gauden Frünn":

So oft hett Mannig tau mi spraken,
Hei wier mi gaud un wier mien Fründ,
Wiel ick sien Trurigkeit harr braken
Un em en lustig Lachen günnt.
Hüt kam 'ck tau Jug in arge Trur
Un reck Jug hen de Snurrerhand,
Denn denkt Jug mal, oll Köster Sur,
Ganz Jabel liggt in Schutt un Brand!

Daglöhners all un all de Buren,
De Kirch mitsammt den Kerkenthurm,
De Preisterie, de Försterie,
Da liggt nu Allens — süh mal, süh! —
Bet in de gruge Grund verluren,
Dat liggt nu Allens in de Asch! —
Nu griep mal Jeder in de Tasch
Un denk doch mal an Köster Suren
Un denk doch an de Annern all!
Ick red hier nich von Luggeburen,
Doch wat Ein will, dat gew hei dall.*)

Noth zu lindern, war unserem Volksdichter ein Bedürfniß; sein gutes Herz trieb ihn, zu helfen mit Rath und That, und möglichst schnell, nach dem Spruch: „Wer rasch giebt, giebt doppelt.“ Später, von Eisenach aus, in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 weckte sein Mahnruf ein Echo im Vaterlande und öffnete die Börsen und Sparbüchsen von Hoch und Niedrig.

Von Eisenach aus! Johanni 1863 sagte er nämlich seiner norddeutschen Heimat Valet und ließ sich am Fuße der Wartburg nieder. Bei seinem Einzuge stand ihm der Banquier Severus Ziegler als treuer Freund zur Seite. Der private und geschäftliche Verkehr mit demselben rief allerlei ergötzliche Episteln und Verse hervor**); neu ist das folgende „pecuniäre“ Poem, das keines Commentars bedarf und vermuthlich aus der ersten Zeit des Eisenacher Aufenthaltes datirt:

Mein lieber Freund, es erfolgen allhier
Ein Thaler und zwei Groschen
Für meine Frau ihre Filzgaloschen;
Sie danket Dir vielmal dafür.
Ich thue desgleichen für die besorgten Talons
Und vor Allem für die beigelegten Coupons,
Bitte Dich aber, diese fünfzölligen
Sowie die mitfolgenden, nächstens fälligen
Pommeraner in's Praktische zu übersetzen
Und mich mit Silberklang zu ergötzen.
Leb' wohl, ich grüß' Dich und so weiter —
Mit höchster Achtung
Dein Fritz Reuter.

Den Zusammenhang mit seinen Freunden in Neubrandenburg ver-

*) Diese Improvisation erhielt ich durch Herrn Bürgermeister Hofrath Brückner-Neubrandenburg von dem Kammerherrn von Borck auf Möllenbeck bei Malchow mit der Bemerkung: „Vorstehendes wurde ungefähr 1856 von Fritz Reuter meinem Schwager von Kardorff als Bitte vorgetragen, von diesem sofort nach Diktat aufgeschrieben und mir gegeben.“

**) Vergl. Gaedertz: „Reuter-Reliquien.“ S. 57 folg. „Reuter-Studien.“ S. 139.

mittelte ein reger Briefwechsel, der, hauptsächlich an die Brüder Präpositus Franz und Dr. Ernst Boll adressirt, in den „Reuter-Studien" (S. 117 bis 188) zum Abdruck gelangt ist. Auch an die Familie Brückner — der eine Bruder war erster Bürgermeister, der andere lebt noch als Medicinalrath daselbst — schrieb Reuter bisweilen. Als ihm, beim Abschied aus der mecklenburgischen Vorderstadt, die Gymnasiasten einen Fackelzug brachten, hatte der junge Ludwig Brückner, des Medicinalraths Sohn, der bald darauf die Universität Würzburg bezog und jetzt als Arzt in Neubrandenburg wirkt, die Ansprache gehalten und zu einem begeisterten Hoch auf den gefeierten Dichter aufgefordert. An dessen Vater richtete Reuter aus Eisenach den 31. August 1863 die nachstehenden Zeilen:

Mein lieber guter Doctor,

Es würde doch von einer grenzenlosen Undankbarkeit zeugen, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem und der Ihrigen Wohlbefinden erkundigte. Daß Sie nach Berlin gereist sind, habe ich erfahren, aber Ihre übrigen Schritte — wahrscheinlich weil sie etwas sehr lang sind — sind meinen Augen verborgen geblieben.

Uns geht es hier sehr gut, und an den mannigfaltigsten Unterhaltungen fehlt es uns hier nicht, denn Zeit und Ort sind für allerlei Vereine, Versammlungen wie geschaffen; es ist hier ein wahrer confluxus von Fremden, weit über 25 000 besuchen alljährlich die Wartburg, und der ganze Zug dieser Völkerwanderung muß an meinem Hause vorbei und giebt ab und an seinen Zoll in Gestalt eines braven Mecklenburgers oder Holsteiners oder Pommern an meiner Gartenpforte ab. — Ja mein lieber guter Doctor, an Langeweile leiden wir hier nicht, und ein Glück ist es, daß für den Winter eine ruhigere Zeit eintritt, sonst würde aus dem Arbeiten nicht viel werden. Von den vielen Leuten, die mich hier besucht haben, erwähne ich nur die, die für Sie Interesse haben können: Advokat Raspe und Frau, Müller-Stargard mit Tochter und Fräulein Schmidt, Subrector Keil nebst Frau und dann vor Allen den alten guten Spitz Gentzen*) mit Frau, der aber auf mich einen sehr traurigen Eindruck gemacht hat; er war in seiner herzlichen Weise froh und heiter, nahm auch in reger Weise Theil an Natur und Kunst auf der Wartburg, aber körperlich war er entschieden bedeutend leidend. — Er hat auf mich einen wohlthuenden, aber sehr elegischen Eindruck gemacht. — Drei meiner alten Leidensgenossen habe ich hier auch schon bei mir gesehen: einen Archidiakonus Müller aus Coburg, einen Lehrer an der Militärschule in Woolwich, Namens Schlutter, und dann meinen alten Captheín

*) Gentzen, mit dem Cerevisnamen Spitz, war Großherzoglicher Bibliothekar in Neustrelitz, mit Brückners Schwager Boll befreundet und so auch mit Reuter bekannt geworden.

Schultze mit seinem Bruder*). Sie können sich in Ihrer wohlwollenden Art und Weise wohl denken, wie erquickend dieser Besuch für einen alten Menschen, wie ich bin, gewesen ist. — Ein sehr bekannter Philologe, Professor Ullrich aus Hamburg**), kam mit seiner Frau und brachte Grüße und Einladung von Friedrich Rückert aus Neuseß bei Coburg, und der erste größere Ausflug, den wir machen, soll zu ihm und Reinhard sein***).

---

*) Vergl. Gaedertz: „Reuter-Reliquien". S. 59—61. Herr Generalsuperintendent D. Müller in Coburg theilt mir u. a. mit: „Schriftliches besitze ich von Reuter keine Zeile; selbst das Blatt, das er mir für das Stammbuch schrieb, und einen harmlosen Scherz enthielt, ist in jener entsetzlichen Untersuchungszeit wohl als ein staatsgefährlicher Gegenstand zu den Kriminalakten gewandert. In Jena waren wir Beide Mitglieder der Germania, und ich verkehrte gern mit dem treuherzigen Genossen ohne alles Falsch, geschmückt mit reichen, geistigen Gaben und schönen Kenntnissen. Er war wohl bewandert in der Geschichte, las mit Vorliebe Sophokles, beschäftigte sich mit deutscher Literatur, und, wenn ihn ein gewisser Geist des Leichtsinns dazu kommen ließ, verweilte er für einige Zeit am Zeichentisch. Bei seinen Kneipereien im engeren Sinne, an denen meist nur Mecklenburger (Königk ꝛc.) theilnahmen, und die in Cospeda sich oft auf mehrere Tage ausdehnten, war ich niemals zugegen; aber an den allgemeinen Kneipabenden schloß er sich gern an mich an und nannte mich auch wohl, wenn ich ihm eine milde Strafpredigt gehalten hatte, seinen Mentor; ein intimes Verhältniß bestand zwischen uns nicht. Keiner der Kommilitonen hat geahnt, daß Reuter später eine so ungewöhnliche Bedeutung erlangen und seinem Namen einen so schönen, weithin tönenden Klang verleihen werde. Er hat wohl oft auf der Kneipe Anekdoten in plattdeutscher Mundart, ähnlich den späteren „Läuschen", erzählt. Die Zeit der Demagogenhetze, gegen die sein Buch eine gerechte Verurtheilung bleiben wird, hat auch uns auseinander gebracht. — Im Jahre 1863 machte ich einen Ausflug nach Eisenach. Als ich aus dem Eisenbahnwagen laut den Namen eines Bekannten rief, der mich erwartete, schrie eine Stimme: „Das ist der Coburger Müller!" und „Du bist Fritz Reuter!" rief ich hocherfreut, und wir lagen in den Armen. Wir hatten uns 32 Jahre nicht gesehen. Wir verlebten einen schönen Abend und schieden in Hoffnung, uns bald in Coburg zu sehen. Nach einigen Monaten besuchte er mich . . ."

**) Die Wittwe des Professors Franz Wolfgang Ullrich berichtet an mich: „Mein Mann und ich wurden durch das Vorlesen von Reuters Franzosentid durch den verstorbenen Landsyndikus Langfeld aus Rostock am Heiligen Damm 1860 mit dem Dichter bekannt, den mein Mann als solchen sehr hoch stellte, so daß er auf einer Heimreise von Salzburg im Sommer 1863 mit mir den Umweg über Eisenach machte, eigens um Reuter kennen zu lernen. In seiner am Fuße der Wartburg belegenen Wohnung trafen wir ihn nicht und traten in der Dämmerung den Rückweg in's Hotel an. Plötzlich sah mein Mann von einer einsamen Stelle einen Herrn kommen und sagte zu mir: „Das muß Reuter sein!" Er ging auf ihn zu und redete ihn an: „Sie sind Fritz Reuter!" „Ja", lautete die Antwort, und, nachdem mein Mann sich zu erkennen gegeben, lagen sich Beide in den Armen; denn Langfeld hatte seinem Freunde schon viel von ihm erzählt. Nun verbrachten wir am andern Morgen noch mehrere höchst angenehme Stunden in seinem Heim und schieden sehr befriedigt, um uns hier nie wiederzusehen. Wir sprachen u. a. von Kräpelin, von dem Reuter sagte: „Er illustrirt meine Werke," d. h. durch sein treffliches, anschauliches Vorlesen."

***) Vergl. über Rückert und Reinhard „Reuter-Reliquien" S. 103—111, 136 u. ö., „Reuter-Studien" S. 141 folg.

Aber nun genug von uns, nun von Ihnen! Zu diesem „Ihnen“ rechne ich außer „Ihnen“ noch Ihre Frau und die Herren Jungs, sowie auch die Bollen- und Krullenfamilie*). Wie geht's? Hoffentlich sehr gut, sonst hätte mein alter Pastor wohl schon früher etwas Näheres berichtet. — —

Hier bin ich schon wieder unterbrochen; es kam der Herr Oberbürgermeister Röse hieselbst und der Dichter Hans Köster, welcher letzterer mit seiner Frau, der bekannten Sängerin Köster, uns heute Nachmittag zu einem Spaziergange abholen wollen. —

Den ersten aus der Krull'schen Familie erwarten wir mit Freude, es wird wohl Ihr Ludwig sein; er solle, sagen Sie ihm, mit Sack und Pack in das Hotel Reuter einrücken und soll hier bei uns einer recht herzlichen Aufnahme gewiß sein.

Diesen Brief habe ich vorläufig auch an meinen alten Pastor und Onkel Ernst geschrieben, Sie theilen den Inhalt wohl freundlichst mit.

Mit meinen freundlichsten Grüßen schließe ich als Ihr und der Ihrigen freundschaftlichster

Fritz Reuter.

Wie sehr auch unser Dichter Neubrandenburg liebte, wo er die fruchtbarsten Jahre seines Schaffens, die glücklichsten seines Lebens genossen und nicht nur treue, sondern vortheilhaft und entscheidend auf ihn einwirkende Männer gefunden hatte, eine andere Stadt war und blieb ihm nicht minder an's Herz gewachsen durch die Eindrücke aus der Knabenzeit, durch die Gräber seiner Eltern, nämlich sein Geburtsort Stavenhagen. Pietas suprema lex esto, sagte er sich; mit pietätvoller Hand pflanzte er dort die Eiche zum Andenken an Vater und Mutter, schilderte mit Scherz und Ernst in „Schurr-Murr“ die Zustände und Persönlichkeiten Stavenhagens, bereicherte die Volksbibliothek mit Büchern. Aber mehr noch: sein edler Sinn bethätigte sich durch eine ansehnliche Schenkung zur Begründung eines Krankenhauses. Ein solches war der Lieblingsplan seines schon 1845 verstorbenen Vaters gewesen, der ein Menschenalter hindurch die Stadt verwaltet hatte zum Segen der Einwohner. Jetzt, im Jahre 1867, verwirklichte sich der Herzenswunsch des weiland Bürgermeisters Reuter, und der Sohn hielt es für Pflicht und Ehrensache, als Einer der Ersten und „Nächsten dazu“ das Seine beizutragen. Dieser schöne Charakterzug unseres Fritz Reuter kam bisher noch nicht zu allgemeiner Kenntniß. Er zeigt sich in reinen, erwärmenden Strahlen aus dem folgenden, inhaltsreichen Briefe**)

*) Die Familien Boll und Krull in Neubrandenburg waren mit Brückner verschwägert.

**) Denselben erhielt ich, Dank der Vermittelung Gotthilf Weissteins, von dem trefflichen Schauspieler Moriz Moritz, einem Neffen des Adressaten und Mecklenburger von Geburt. Als Letzterer, in Erfurt gastirend, einst einen Abstecher nach Villa Reuter in Eisenach machte, hieß es: der Dichter wäre nicht zu sprechen. „Sagen Sie, ein Neffe

an seinen alten Schulkameraden, den praktischen Arzt Dr. Michel Liebmann zu Stavenhagen:

Mein lieber treuer Bruder,

Weiß Gott! mit wahrem Schauder setze ich mich täglich an den Schreibtisch, um eine fast erdrückende Correspondenz abzuwickeln, aber heute Morgen ist es anders, heute Morgen ist es eine Freude für mich.

Wie ich aus den mecklenburgischen Zeitungen ersehen habe, habt Ihr Stemhäger einen langersehnten Wunsch meines verstorbenen Vaters, die Errichtung eines Krankenhauses, der Erfüllung nahe gebracht, und da wollte ich doch auch gerne mein Scherflein beisteuern. — Der gütige Gott hat meine Schriftstellerei reichlich gesegnet, so daß ich nach menschlichem Ermessen wohl ohne Sorge in die Zukunft schauen kann, und nun läuft mir da gestern ein hübsches Goldfischlein in mein Netz, und das, denke ich, soll Euch für das Krankenhaus zu Gute kommen. Mir ist nämlich die große Ehre geworden, daß mir die deutsche Nation durch das Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden einen Ehrenpreis von 100 Ducaten übermittelt hat*) (vide die Anlage, die ich mir sobald als möglich zurückerbitte). Und

---

des Dr. Liebmann aus Stavenhagen überbrächte Grüße!“ Und siehe da, Fritz Reuter empfing den Besuch auf's Herzlichste, erkundigte sich eingehend nach dem Onkel, freute sich an dem Talent des jugendlichen Mimen und rief lebhaft aus: „Süh, süh, dat is jo prächtig! Sie können noch ein zweiter Dawison werden!“

*) Die Anregung war durch den bekannten Romanschriftsteller und Kritiker Dr. Gustav Kühne geschehen. Dieser 1888 verstorbene Veteran des „jungen Deutschland“ begründete seinen Antrag folgendermaßen: „Eine poetische Erscheinung, die wir krönen, muß, wo nicht eine unantastbare, doch eine cultur- und literargeschichtlich bedeutsame, eine in die Entwickelung deutschen Schriftthums epochemachend eingreifende sein. Ich sehe eine solche in Fritz Reuters Werken, gleich sehr in denen gebundener wie ungebundener Rede. Es liegt in Reuter nicht mehr ein Werdender vor, der noch irren kann, vielmehr ein in seiner Art und Weise Fertiger, der mit der Sammlung seiner Werke in Versen und Prosa (10 Bände) seinen Abschluß gefunden hat. Seine poetischen Erzählungen in gebundener Rede zählen zu den besten Epen deutscher Dichtung. Seine Scenen aus dem Leben des Volkes, seine Romane voll classischer Schilderung des ihm speciell heimischen Stammes sind von allgemein deutscher Gültigkeit, nach Inhalt und Form gleich meisterhaft. Unter den „Olle Kamellen“ dürfte namentlich das dreibändige Werk „Ut mine Stromtid“ den komischen Meisterstücken Jean Pauls, wo nicht den Meisterwerken aller Zeiten und Völker in demselben Genre, an die Seite zu setzen sein. Gestalten wie Onkel Bräsig, Karl Hawermann und viele Andere sind mit dem ganzen Gewicht des sittlichen Ernstes zugleich Musterbilder deutscher Kernkraft und Gediegenheit. — Daß Reuter das Plattdeutsch seiner mecklenburgischen Heimat schreibt, kann und darf kein Umstand sein, den allgemein deutschen Werth seiner Schöpfungen zu verkennen, macht vielmehr seine Erscheinung in der Literatur der Gegenwart zu einem seltenen Ereigniß, zu einem Unikum. Das Plattdeutsch seiner Mundart ist unserer Voreltern Sprache, deren Zurückdrängen leider nicht ohne Beseitigung der sittlichen Volkskraft möglich wurde. In Fritz Reuters Plattdeutsch stecken und erhalten sich die starken Tugenden unserer Altvorderen, ihre Ehrbarkeit, schlichte Treue und Standhaftigkeit, verbunden mit dem Kern echt gesunden Humors, dieser Geistes- und Herzensgabe tüchtiger und ungeschminkter

für diese Summe habe ich für meine liebe Vaterstadt die einliegenden 250 Rthlr. preuß. Cour. zu dem oben angeführten Zweck bestimmt, der Rest wird in ähnlicher Weise verwendet werden; ich halte es nämlich für Unrecht, eine solche ehrenvolle Gabe für Fleisch und Brod und Hosen und Röcke zu verwenden, wenn man's nicht gerade hochnöthig hat. Nicht weil Dein und Deines Schwiegersohnes Name*) in dem betreffenden Zeitungs-Artikel genamt wurde, sondern weil ich seit langen, langen Jahren Dein treues, ehrenvolles Wirken in Deinem Berufe und Deine

---

Wahrheitstreue. Sprachforscher der Grimm'schen Schule sollte es gelüsten, in dem verdrängten Plattdeutsch, das sich aus der Mitte Deutschlands an die Nord- und Ostseeküsten geflüchtet hat, den verlorenen Zusammenhang mit dem Deutsch unseres Mittelalters, dem Deutsch der Hohenstaufenzeit und des Nibelungenliedes, wieder aufzusuchen. — Fritz Reuters Leben, das er in „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid" u. a. erzählt hat, weist einen geprüften, gediegenen Charakter auf. In der Zeit burschenschaftlicher Jugendschwärmereien und ihrer Verfolgungen zur Festung verurtheilt, bis ihn König Friedrich Wilhelm des IV. von Preußen Amnestie 1840 ehrenhaft freigab, lebte er seitdem im Mecklenburgischen, bald als Lehrer, bald als Mann der landwirthschaftlichen Praxis, in stetem Verkehr mit dem Volke, sodaß seine Schilderungen deutscher Natur in der That naturwüchsig werden konnten. Seit Jahr und Tag hat er, einfach und still bürgerlich, in Eisenach seinen Wohnsitz. Der Erfolg seiner Schriften ist in ganz Niederdeutschland ein entschieden durchdringender, bedeutsamer." — Diesem Gesuch vom 10. März 1865 gab das Comité der Tiedge-Stiftung zwei Jahre später Folge und ertheilte dem Dichter speciell für die „Stromtid" den Preis als einen Beitrag zu der wohlverdienten Anerkennung, die dem bezeichneten Werke geworden. Reuter antwortete am 24. März 1867: „Mit der lebhaftesten Freude und dem wärmsten Danke habe ich die Ehre und die dieselbe begleitende Gabe von Einhundert Ducaten, die mir von dem deutschen Volke durch die Vermittelung des Comité der Tiedge-Stiftung geworden ist, in Empfang genommen. Die Ehre werde ich zeitlebens im warmen Herzen pflegen, und auch die Gabe soll nicht für den profanen Gebrauch des gewöhnlichen Lebens verausgabt werden; ich habe dieselbe dem größten Theile nach als Beisteuer zur Errichtung eines Krankenhauses in meiner kleinen und armen Vaterstadt Stavenhagen in Mecklenburg eingesandt. Ich hoffe, das Comité wird einer solchen Verwendung seine Beistimmung nicht versagen . . ." Gütige Mittheilung der Herren Oberbürgermeister Stübel und Regierungsrath von Seidlitz in Dresden.

*) Der jetzt in Berlin lebende Sanitätsrath Dr. Reß, Gatte von Anna Liebmann. Ihr Vater war von Jugend auf mit Fritz Reuter befreundet gewesen, hatte mit ihm auf derselben Schulbank in Friedland gesessen und sich nachmals in Stavenhagen als junger praktischer Arzt niedergelassen. Zur Zeit, da Fritz Reuter von einer Festung zur anderen geschleppt wurde, tröstete Liebmann den armen Vater, und wenn letzterer in seinem strengen Sinn bitter und hart sich über seinen Sohn äußerte, dann war Liebmann derjenige, welcher den unglücklichen Freund warm in Schutz nahm; „er hat viel mit dem alten Manne durchgesprochen," meldet mir eine Verwandte. Dr. Liebmann ist der Doctor So und So (im 3. Theil der Stromtid, 43. Capitel), welcher dem Notar Sluf'uhr schriftlich bezeugt, daß die von Bräsig verabreichten Hiebe ihm nicht geschadet haben. Ein ähnliches Attest soll er wirklich einem „durchgeprügelten Stemhäger" ausgestellt haben. Seine Tochter ist „de lütt Akzesser", auch „de lütte Anna", Luise Hawermanns Freundin, aus der Stromtid, wo es Cap. 34 heißt: „De Vader von de lütte Anna was en Dokter, un en Titel hadd hei gor nich; äwer hei hadd wat Beteres, hei hadd en Hart för de Armauth".

Liebe und Freundschaft für mich kenne, sende ich diese Gabe an Dich. — Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Noth und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr, als manchem durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen.

Nun kommen sie, Viele, ach sehr Viele! es sind die bravsten Leute und aufrichtigsten Freunde darunter; aber damals, als es Noth that, da hatte ich wirklich keinen, der mir so treu zur Seite stand, wie Du.

Nun grüße mir Deine liebe Anna von ihrem alten Onkel und von dessen Frau, streich' ihr in deren Namen das schöne Haar von der weißen, hohen Stirn und dann geh' zu den Meinigen, grüß' sie ebenso warm und dann zu dem ehrenhaften, lieben Pastor Niederhöfer und dank' ihm für seine Treue in meinem Namen.

So, nun, Ihr lieben Stemhäger Kinder, genießt es in Gesundheit — hätte ich beinahe gesagt, wenn's nicht für schwere kranke Tage gesandt wäre.

Dein alter Freund

Eisenach, d. 24. März 1867. Fritz Reuter.

Der betreffende § des Tiedge-Instituts lautet, wie mir nachträglich von Freundes Hand gemeldet wird, wörtlich: „Nach dem Ermessen des Comité soll eine von ihm zu bestimmende Summe von Zeit zu Zeit, je nachdem es es für angemessen findet, demjenigen dichterischen Werke zuerkannt und an dessen Verfasser verabreicht werden, welches unter den in den letztverflossenen fünf Jahren im Druck erschienenen als ein vorzügliches, von allgemein anzuerkennendem Werthe in Beförderung der höheren geistigen Interessen der Menschheit, sei es in gebundener oder ungebundener Rede in deutscher Sprache, anerkannt wird." — Gott Lob! Etwas Aehnliches, knapp daran Heranreichendes hätte ich nun erreicht; aber abschreiben kann ich noch immer nicht, so viele Mühe sich mein alter Vater dabei gegeben hat. Sieh blos die obige Schweinerei an*)!

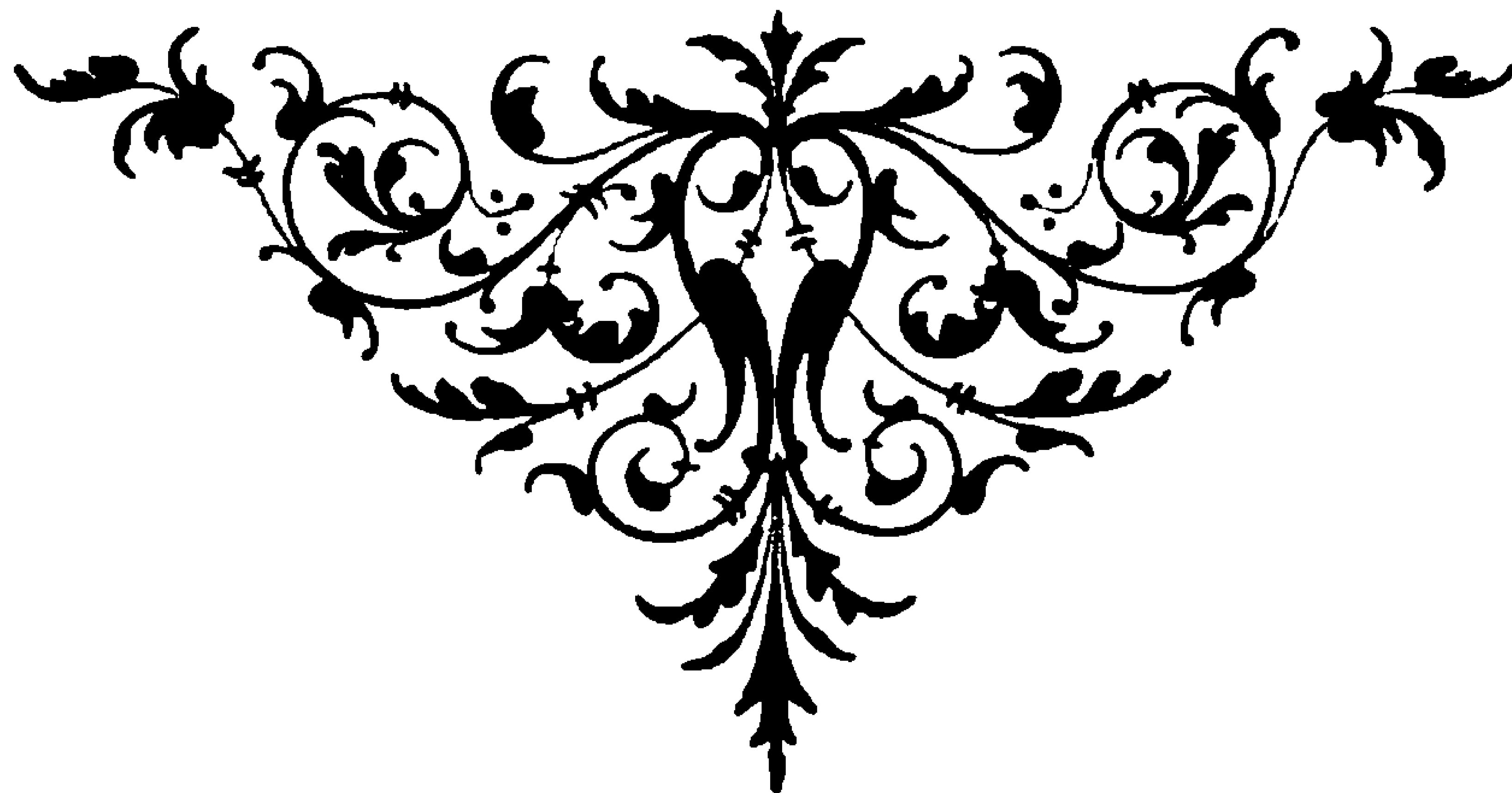
Dieser Brief ist ein Beispiel für viele, wie treu und theilnehmend unser großer Humorist und Volksschriftsteller seiner norddeutschen Heimat und seinen Landsleuten auch in der Ferne anhing; wohl erfaßte ihn mitunter eine Sehnsucht, und er besuchte mehrmals die beiden ihm gleich lieben Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Aber dann zog es ihn doch wieder eigenthümlich hin nach dem waldumrauschten Thal am Fuße der Wartburg, durch das er mit Lust weite Spaziergänge und Ausfahrten unternahm über die Hügel und Höhen. Am 18. Mai 1866 schrieb er einem Freunde, der ihn für eine Bekannte um sein Autograph gebeten: „Recht gern will ich der Dame in ihrem Wunsche gefällig sein, und wär's auch nur des Robinson wegen, der mir in meiner Jugend die erste

*) Ein Tintenklecks. Im Allgemeinen sind Reuters Briefe sehr sauber geschrieben, wie er denn überhaupt eine leichte und leserliche Handschrift hatte.

literarische Freude gemacht hat. Meine Frau, sowie ich grüßen Sie und die Ihrigen und erinnern uns noch oft an die Stunden, die wir mit Ihnen durchplaudert haben. Ob wir uns wohl noch einmal wiedersehen? Ja, wenn Sie uns hier einmal besuchen, etwa auf einer Thüringer Wald-Reise. Bis dahin, vale!"

Die entzückende Landschaft bei Eisenach lockte und ließ ihn nicht, obgleich er anfangs eine Rückkehr nach Neubrandenburg beabsichtigt hatte. Unter den Wipfeln der Eichen und Buchen schritt er so gern auf und ab, seine Brust dehnte sich, und er jubelte, wenn die Sonne durch das grüne Laub lachte, wenn Vogelgezwitscher klang durch die Stille des Forstes. Da warf er an dem nämlichen Maientage einige Strophen für die Verehrerin auf ein Blättchen Papier; das kleine Stimmungslied möge hier zum Beschluß stehen:

Oh gräune Wald, oh Vagelsang!
Un wier dat Hart ok noch so krank,
Fäuhlt't sich von alle Welt verlaten:
Din helle Klang, din frische Athen,
De tröſten, heilen, richten wedder,
Wat lag in Angst un Bangen nedder.





Schliemanns Troja und sein Angreifer.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Unsere Zeit ist reich an eigenthümlichen und weltbekannten Streitfällen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Streitfällen, in denen man einst seltsame Irrungen der Generation, welcher wir angehören, belächeln wird. Sie tauchen auf wie Blasen unter dem Wasser, die eine Welle emporwerfen und dann in der Luft zerrinnen. Die Unruhe an der Oberfläche, die sie bewirken, dauert manchmal länger, manchmal kürzer. Ein obscurer Autor tritt auf und behauptet, die berühmtesten Werke eines kürzlich dahingegangenen Dichters verfaßt zu haben. Ein Anderer ergreift die Feder, um zu beweisen, daß wir die herrlichsten Dramen der Welt irrthümlich unter dem Namen Shakespeares bewundern. Ein Dritter, ein Astronom, sucht den Weg zu den Gestirnen des Nachruhms dadurch, daß er sich kreuzigen läßt für den von ihm vertretenen Zusammenhang der Erdbeben, Orcane und schlagenden Wetter mit den Constellationen der Himmelskörper. Und ein Vierter erklärt die Trümmer einer glorreich wieder erstandenen uralten Fürstenburg, wohl der berühmtesten, die jemals auf Erden gestanden, für die Ueberreste eines großartigen Leichenverbrennungsofens. Wo irgend Etwas rauschenden Beifall, allgemeines Interesse oder auch nur, wie die obgedachten tellurischen Phänomene, Aufregung und Lärm hervorgerufen hat, da sehen wir den Mann stehen, der aus vollen Kräften schreit: „Das ist nicht so, wie ihr glaubt. Mich müßt ihr hören!“ Und nie fehlt es an Gläubigen, die wissensdurstig an seinen Lippen hängen und das Wort des Mannes als Evangelium verehren.

Wir wollen nicht noch andere Zeit- und Streitfragen berühren, die den vorigen allenfalls angereiht werden könnten, und schweigen darum von den Theorien Richard Wagners und Gustav Jägers, von Vegetarianismus und Antisemitismus. Mag sein, daß alle diese Probleme am Ende ihr Gutes haben. Man muß immer froh sein, wenn eines derselben von der Bildfläche verschwindet und sich der Nutzen überblicken läßt, den es etwa gestiftet haben mag. In dieser angenehmen Lage sind wir heute gegenüber der Hypothese Ernst Böttichers, des erbittertsten und hartnäckigsten Gegners Schliemanns und seiner Mitarbeiter. Wie ein Krieg, wenn auch die Entscheidungsschlacht schon geschlagen ist, erst durch die Einnahme der feindlichen Hauptstadt sein Ende erreicht, so hat im letzten Monat des abgelaufenen Jahres die für Bötticher lange schon verlorene Fehde unter den Mauern Ilions ihren endgültigen Abschluß gefunden.

Die Frage nach der Bedeutung des Hügels von Hissarlik ist definitiv erledigt. Die Arbeiten an demselben sind aber neuerdings in Fluß gekommen, ob sie gleich in das Bett nicht einlenken werden, welches Bötticher ihnen vorzuschreiben beflissen war. Virchow ist jüngst abermals nach der Troas gereist, um seinem alten Freunde Schliemann als Zeuge zu dienen. Sogar jenseits des Oceans interessirt man sich jetzt wieder so lebhaft für trojanische Angelegenheiten, daß ein Forscher aus Amerika bei der Wiederaufnahme der Ausgrabungen zugegen sein will. Böttticher selbst wird natürlich, so lange er athmet, nicht ablassen, seine vermeintlichen Entdeckungen zu vertheidigen. Schon wissen die Redactionen verschiedener Fachblätter von den Einwendungen zu erzählen, welche er theils fertig zur Hand hat und allerorten anbietet, theils eifrig vorbereitet. Möge es darum auch an dieser Stelle gestattet sein, auf den Streitfall und das Streitobject zurückzukommen.

Das Land der Griechen wurde von den älteren Generationen, die sich in dem idealen Sinne Schillers und Goethes an althellenische Geistesgröße anlehnten, nur, wie von der im nordischen Tauris schmachtenden Iphigenie, „mit der Seele gesucht.“ Lord Byron war der erste Enthusiast, dem seine philhellenische Schwärmerei auch andere als bloß geistige Flügel verlieh. Auf den damals noch recht unwirthlichen Pfaden der Levante lernte er Hellas und Kleinasien kennen und ließ seine Werke gleichsam durchdringen von dem eigenthümlichen Reiz dieser Länder und der wehmuthvollen Schönheit ihrer Ruinenstätten. Seither hat dilettantische Begeisterung, Eifer der Forschung oder bloße Wanderlust und Neugier Tausende und Abertausende hinabgeführt in die Gewässer des östlichen Mittelmeers, zu den altberühmten Hafenorten und Trümmerfeldern klassischer Gestade. An den erinnerungsreichen Hügeln der troischen Ebene, an den kyklopischen Mauern von Tiryns und den räthselhaften Bauten von Mykenä sind sie vorübergegangen oder haben andachtsvoll in ihrem Schatten gesessen. Man hat ausgegraben, gezeichnet und gemessen, beschrieben und phantasirt. Bilder und Abgüsse verbreiteten die Funde in alle Museen und Bibliotheken.

Eine deutsche und eine französische Schule der Archäologie wurden in Athen errichtet. Die klassische Alterthumswissenschaft feierte in unserem Jahrhundert eine Reihe der glänzendsten Triumphe auf griechischem und kleinasiatischem Boden. Wahre Schätze der Bau- und Bildkunst wurden in Olympia, Pergamos, Samothrake, Gjölbaschi und an hundert anderen Orten gehoben. Fast will jedes folgende Jahrzehnt den Ruhm des früheren verdunkeln, und der Stolz unserer Väter und Lehrer, die Entdeckungen von Aegina, Xanthus, Halikarnaß und Phigalia scheinen uns bereits in weiter Ferne zu liegen.

Trotz dieses regen, von zahllosen Kräften in aller Welt geförderten Wirkens und Schaffens erscheint ein Mann in unserer Zeit wieder vorbildlich, wie es einst in verwandtem Sinne Lord Byron gewesen. Zuerst, im Zeitalter unserer Klassiker, hatte man das literarische Hellas erobert. Aber man erkannte bald, daß diese Errungenschaft in der Luft schwebe, wenn ihr nicht die Erforschung der physischen Heimat des altgriechischen Geistes und die Hebung der Schätze, die hier noch im Boden schlummerten, auf dem Fuße folge. Auch diese zweite Eroberung gelang. Aber noch immer blieb etwas Dazugehöriges, diesmal nicht in räumlicher, sondern in zeitlicher Ferne unberührt liegen. Die Urgeschichte Griechenlands hat bei den Schülern Winckelmanns nicht jene Pflege gefunden, die ihr, als dem Mutterschoße der späteren hellenischen Cultur, gebührte. Und dieses Gebiet ist die Domäne Schliemanns geworden. Hier ist er als Pfadfinder bahnbrechend aufgetreten, als Erster mit der Fackel der Wissenschaft hinabgestiegen in dunkle Räume, die vor ihm nur der Schimmer der Sage und des Mythos trügerisch erhellte. Die Griechen haben etwas aus ihrer Urzeit gerettet und treu bewahrt, was ihnen keine spätere Blüthe zu bieten vermocht hätte: die Lieder Homers, unvergänglich schöne Erzählungen von den gemeinsamen Heerzügen ihrer Volksstämme und den wundersamen Schicksalen ihrer alten Könige. Diese Gesänge haben zu allen Zeiten die fühlende Menschenbrust hingerissen; keine Seele aber haben sie zu höherem Schwung entfaltet als diejenige Heinrich Schliemanns. Im Rausche der Begeisterung mit unsicherer, aber kühner Hand hat er den Schleier von der griechischen Vorwelt hinweggerissen und uns Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka und eine Reihe anderer durch die Heldensage geweihter Stätten zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und der Dardanellen in ihrer wirklichen Urgestalt enthüllt.

Nichts ist natürlicher, als daß bei solchen Untersuchungen nicht alle Zweifel im ersten Anlauf gelöst werden konnten. Die Städte des Alterthums sind weder an einem Tage erbaut noch mit einem Spatenstich ausgegraben worden. Troja ist zwar im Vergleich zu Rom nur ein Maulwurfshaufen; aber die Geschichte seiner Aufdeckung hat ihre Phasen und Irrthümer zu verzeichnen, wie jede große archäologische Arbeit im Terrain. Die Bücher „Ilios“ (Stadt und Land der Trojaner 1881) und „Troja“

(Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen u. s. w. 1884) enthalten starke Verschiedenheiten in der Darlegung der Thatsachen, worunter namentlich hervorzuheben ist, daß nach ersterem Buch die „verbrannte Stadt", das schätzereiche homerische Ilios, in der dritten Schicht von unten auf zu suchen sei, während nach dem Buche „Troja" diese Schicht eine spätere, ruhmlose Ansiedelung bedeuten soll und die zweite Stadt mit einem oder vielmehr zwei ganz anderen Grundplänen als das eigentliche Troja anzusehen wäre. Die Schätze der ersten Ausgrabung sind jedoch, wie es scheint, trotzdem in der ruhmlosen dritten Stadt gefunden worden. Es lebten eben Tapfere sowohl als Reiche nicht nur vor, sondern auch nach dem Zeitalter Agamemnons und Priamus', aber sie schlummern in Vergessenheit, weil ihnen kein Lied zu Theil geworden ist. Das eigentliche Troja des gleichnamigen Buches hat zwei Bauperioden erlebt, welche solche Aenderungen im Grundriß mit sich brachten, daß man den Effect derselben als zwei verschiedene Anlagen bezeichnen muß. Hält man das Mauerwerk dieser Perioden und der darüberliegenden „dritten Stadt" nicht genügend auseinander, so entsteht ein räthselhaftes Gesammtbild von Grundfesten, das man am besten in Burnoufs Plan (im Buche „Ilios") überblickt, und auf welches Bötticher in gutem Glauben seine Irrlehre aufgebaut hat. Wir kommen nun zu dem unglücklichen Gegner Schliemanns, den wir nicht unbedeutend finden können, da wir ihn als eine typische Erscheinung in dem gesteigerten Geistesleben unserer Tage auffassen müssen.

Herr Ernst Bötticher, Hauptmann a. D. der preußischen Artillerie, veröffentlichte zuerst im „Ausland", Jahrgang 1883, Nr. 51 und 52, eine Abhandlung unter dem Titel „Schliemanns Troja, eine Feuernekropole der Urzeit". Hier entwickelte er die neue Idee, Hissarlik sei nie eine Wohnstätte gewesen, sondern habe stets zur systematischen Vollziehung des Leichenbrandes und zur Beisetzung der Urnen gedient. Diesen Gedanken hat der Genannte seither in zahllosen Zeitungsartikeln, Sendschreiben, zuletzt sogar in eigenen Büchern, unermüdlich wiederholt und vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht. Er hatte immer den Plan Burnoufs aus Schliemanns „Ilios" vor Augen, wo an Stelle einer später entdeckten großen Halle eine Menge kleiner Zimmerchen und zellenartiger Räume gezeichnet war. Unterschiede zwischen der zweiten und dritten Schicht wollte er nicht anerkennen und behauptete, daß man in der zweiten Schicht durch Entfernung des kleinen Zellengemäuers, d. h. der Unterabtheilungen, größere Räume — die bewußte Halle, ursprünglich von Schliemann für einen Tempel gehalten — hergestellt habe. Die Zellen denkt er sich zum Zweck der Leichenverbrennung errichtet, allmählich gefüllt und ersetzt durch neue, welche über den alten angelegt waren. So seien die verschiedenen Schutt- und Mauerschichten der angeblichen sieben Städte entstanden. „Hissarlik," schreibt er, „ist ein Conglomerat von Aschengräbern, eine vollständige Nekropole, planmäßig angelegt und so lange benutzt, bis die

von selbst entstehende Kegelgestalt mit dem Wachsthum des Hügels den Raum wegnahm. . . . Neben den Aschenurnen lagen in den Brandzellen zahlreiche Cultusgefäße, Wirtel, Idole, Schmuck und allerlei Geräth von Stein, Bronze und Eisen. Alles das sind Todtenbeigaben. Selbst Schliemanns ‚Schätze‘ sind nichts anderes!"

Von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß alle primitiven Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit, die in prähistorischen Culturschichten gefunden werden, aus Gräbern stammen und daß alle in Gräbern gefundenen Beigaben Erzeugnisse einer eigenen für den Todtencultus arbeitenden Industrie seien, entdeckt Bötticher an allen Ecken und Enden der Welt Analogien zu den Funden von Hissarlik, welche ihm beweisen, daß dieser Platz kein Wohnort, sondern nur eine Begräbnißstätte sein könne. Er kann ohne Zweifel auf diesem Wege noch viel Verwirrung in das Studium der prähistorischen Funde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen.

Indessen ist auf der angeblichen Verbrennungsstätte Hissarlik ein guter Theil seiner wissenschaftlichen Reputation in Rauch aufgegangen. Durch die Behauptung, Schliemanns Architekten hätten einen Theil des vorhandenen Mauerwerkes abbrechen lassen, um durch die Entfernung der Zwischenwände Räume von mehr Ansehen herzustellen, fühlte sich Dörpfeld mit Recht in seiner Ehre gekränkt und antwortete zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" Jahrgang 1884, Nr. 294. Allein Bötticher fuhr fort, den eben geschilderten Plan der zweiten Stadt als ein Phantasiegemälde Dörpfelds zu bezeichnen. Er bezichtigte Schliemann und seine Mitarbeiter absichtlicher Fälschungen, hervorgegangen aus der Verlegenheit, die Ruinen von Hissarlik mit der von Homer beschriebenen Stadt Troja zu identificiren. Diese Verlegenheit gesteht Schliemann im Buche „Troja" selbst ein. Sie war die Quelle der Grabungen von 1882, durch welche eine für den altberühmten Herrschersitz passenden Grundanlage wirklich gefunden wurde. Und im Uebrigen hat Schliemann den einzig richtigen Weg eingeschlagen, die von Homer als groß, anmuthig, blühend, wohlgebaut und wohlbewohnt geschilderte Stadt nicht allein in dem Burghügel zu suchen, sondern anzunehmen, daß Hissarlik mit seinen 3000 Quadratmetern Bodenfläche nur die Akropolis oder Herrscherburg der von den Griechen nach zehnjähriger Belagerung eroberten und zerstörten Stadt gewesen sei.

Im Anfange war Bötticher das Opfer verhängnißvoller Mißverständnisse, an denen Schliemann selbst nicht ganz unschuldig gewesen. Später, als der Streit zum vollen Ausbruch gekommen war, und als seine durch ungerechte Anschuldigungen gereizten Gegner natürlich nicht allzu zart mit ihm umgingen, klammerte er sich mit aller Kraft an seine Einwendungen und Hypothesen. Die Controverse wurde immer bitterer. Sie erreichte ihren Höhepunkt im abgelaufenen Jahre. Auf dem Wiener Congreß der deutschen und der österreichischen Anthropologen wurde die Discussion der

Frage einfach abgelehnt und Böttichers Theorie von Virchow als „furchtbarer Unsinn" bezeichnet. Auf dem ungefähr gleichzeitigen Congreß für vorgeschichtliche Anthropologie zu Paris wurde sie jedoch wieder abgehandelt, und Schliemann vertheidigte persönlich sein Troja gegen S. Reinach, den Vertreter der Bötticher'schen Ideen. Da Worte und Schriften nicht mehr zum Ziele führten, entschloß sich Schliemann, die Frage durch Experten an Ort und Stelle in Gegenwart der Betheiligten prüfen zu lassen, und so fanden sich gegen Ende des Jahres 1889 Schliemann, Dörpfeld, Bötticher und die Herren Major Steffen und Professor Georg Niemann, die beiden Letzteren als Vertrauensmänner der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und Wien, am Fuße des Burghügels von Hissarlik zusammen. Hier wurden nun, wie die kürzlich zur Veröffentlichung gelangten Protocolle beweisen, alle Streitpunkte auf das Genaueste geprüft, und Bötticher sah sich gezwungen, die gegen Dörpfeld erhobene Beschuldigung der mala fides in aller Form zurückzunehmen. Seine Feuernekropolentheorie gab er nicht auf; aber die einzige Stütze, die sie zu besitzen schien, hat er ihr selbst entziehen müssen.

So endete der jüngste Kampf um Troja. Zehn Jahre lang haben die Griechen der Sage nach Priams Feste belagert, bis sie durch eine phantastische Idee Mord und Brand in ihre Mauern trugen. Sechs Jahre hindurch hat sich Schliemanns Gegner abgemüht, mittels eines Werkzeuges seiner Erfindung, das fast ebenso abenteuerlich war, als das trojanische Pferd, die Axt an die Wurzel der Schliemann'schen Entdeckungen zu legen und das wiedererstandene Ilion vom Erdboden verschwinden zu machen. Aber der Ausgang des Kampfes war ein anderer. Während in der Ilias Achilleus den gefallenen tapfersten Vertheidiger der Stadt an seinen Siegeswagen bindet und dreimal um den Grabhügel seines Freundes Patroklos schleift, hat sich in unseren Tagen das Umgekehrte ereignet. Bötticher ist auf den Trümmern seiner vermeintlichen Beweisgründe hingesunken, und Schliemann hat ihn gezwungen, dem Dr. Dörpfeld, den wir wohl den Patroklos des großen Ausgrabungshelden nennen dürfen, Genugthuung zu geben.

Hauptmann Bötticher gehört in die Klasse jener unglücklichen Entdecker, welche den archimedischen Punkt gefunden zu haben glauben, von dem aus sich eine ganze Welt von Thatsachen in Bewegung und neue Ordnung bringen läßt. Diese Männer wollen sich mit einem kühnen Anlauf auf die Schultern einer Anzahl mühegebeugter Vorarbeiter schwingen und gleichen doch nur dem Erfinder eines neuen Luftschiffes, der seinen Ideen so blindlings vertraut, daß er durch sie den Tod findet. Der Gedanke, welcher sie im Flug emportragen soll zu hohem Ansehen in der Wissenschaft, gewinnt allmählich eine furchtbare Gewalt über sie und stürzt sie ins Verderben. Doch darf eine gerechte Erwägung nicht verkennen, daß unsere Zeit auch ein wenig Schuld trägt an solchen Verirrungen. Der Menschengeist neigt in der Gegenwart mehr denn je zur Kritik und zur Skepsis hin.

Die Massen sind zu selbständigem Denken erwacht, und das macht sich nach jeder Richtung hin fühlbar. Neben dem Ueberwuchern des blinden Autoritätsglaubens, an dem unsere Zeit in Folge anderer Umstände krankt, darf man wohl nichts so sehr beklagen, als daß es jetzt so leicht ist, durch hartnäckige Negation mühsam errungener Forschungsergebnisse, durch die Aufstellung kühner neuer Hypothesen Aufsehen und Lärm zu erregen. Man gewinnt damit zwar nicht jene Kreise, welche zur Wahrung und Mehrung der menschlichen Erkenntnisse berufen sind, wohl aber die breitere Schichte, welche im Besitze allgemeiner Bildung und regen Geistes das Richteramt in wissenschaftlichen Fragen unbefugt ausübt. Das große Medium dieser falschen Reformatoren ist die Tagesliteratur. Hier findet jeder neue Gedanke Hörer, jeder auch einen Anhang. Unsere Zeit glaubt einen Theil ihrer Aufgabe zu erfüllen, wenn sie den Zunftzwang auf allen Gebieten beseitigt und gläubig an den Lippen derer hängt, die sie für Märtyrer und verkannte Propheten hält. Es steht ja außer Zweifel, daß das Cliquenwesen auch auf Universitäten und in wissenschaftlichen Akademien mitunter recht schädigend auftritt, und daß es manchem verdienten Manne schwer gemacht wird, sich in Fachkreisen Geltung zu verschaffen. Das berühmteste Beispiel eines solchen Forschers ist Schliemann selbst. Denn man weiß, wie lange es gebraucht hat, bis das Eis der kühlen Ablehnung, die er von vielen Seiten erfuhr, gebrochen wurde und bis man den Werth des Mannes und seiner Entdeckungen würdigen lernte. Aber sein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hypnotisirendes Wiederholen und Variiren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und „Sendschreiben", wie sie Bötticher so unerschöpflich producirte, sondern durch beharrliches Weiterstreben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimüthig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken — das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen, und die harte Zucht seiner Jugend ist ihm auch auf dem neuen Felde, das er am Lebensabend betrat, nicht erspart geblieben. Noch ist lange nicht das letzte Wort über seine Entdeckungen gesprochen; ja die Arbeiten einiger jüngerer Forscher, die aus der deutschen Schule zu Athen hervorgegangen sind, bezeichnen erst den Anfang einer methodischen Zurechtlegung und wissenschaftlichen Bewältigung des von ihm gewonnenen und zuerst behandelten Materials. In wenigen Jahren wird man auf Schliemanns Bücher nicht mehr zurückzugreifen brauchen; sie werden bestäubt in den Bibliotheken stehen, wie jetzt etwa die Werke Winckelmanns. Dennoch wird sich die Anerkennung seines Verdienstes fortwährend steigern und sein Name als der eines Altmeisters auf neuem Forschungsgebiete stets mit Ehrfurcht genannt werden.



Ueber Mord in der Dichtung und in Wahrheit.

Gelegentlich des Romans
„La Bête humaine" von Emile Zola.*)

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Roubaud ist seit zwei Jahren mit Severinen glücklich verheirathet. Severine, die zwar keine blendende Schönheit, aber doch sehr hübsch ist, mit vollem schwarzem Haar und schwärmerischen grünbläulichen Augen, mit einem unschuldsvollen, sanften, sympathischen Gesichtchen, ist ihrem Manne an Bildung weit überlegen. Sie ist mit der Tochter ihres Vormunds in dessen Hause aufgewachsen und hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Dieser Vormund ist ein großer Herr. Grandmorin zählt gegenwärtig etwa fünfundsechzig Jahre und hat vor Kurzem seine glänzende juristische Laufbahn als erster Gerichtspräsident von Rouen abgeschlossen. Er ist Mitglied des Verwaltungsraths der Westbahn, Mitglied des Generalraths, Comthur der Ehrenlegion und mehrfacher Millionär.

---

*) Der gedrängten kritischen Anzeige des neuesten Romans von Emile Zola aus der Feder unseres Mitarbeiters Clemens Sokal lassen wir hier noch eine ausführliche und eingehende Studie über denselben Gegenstand auf dem Fuße folgen, die sich nicht blos mit diesem neuesten Romane, sondern mit dem Zola'schen Gesammtwerke befaßt, den Zusammenhang der „Bête humaine" mit den übrigen Romanen des Cyklus „Rougon-Macquart" näher prüft und namentlich auch das psychiatrische Moment ins Auge faßt und erörtert. Nach der Anlage dieser Abhandlung erschien eine vollständige Angabe des Inhalts, die kein Verbindungsglied vermissen läßt, geboten. Daß dadurch in dem ersten berichtenden Theile unseres Aufsatzes zwischen diesem und der kritischen Anzeige Sokals eine allerdings rein äußerliche Uebereinstimmung entstanden ist, werden unsere Leser gütig nachsehen. D. Red.

Präsident Grandmorin besitzt in der Normandie, unweit Rouen, in Doinville Grundeigenthum. Das Schloß von Doinville hat er seiner Schwester überlassen, einer vornehmen liebenswürdigen Frau. Er selbst hat sich nur — am Ende des Parks, den die neue Bahn durchschneidet, — ein kleines Gartenhaus, La Croix-de-Maufras, zu seiner eigenen Benutzung vorbehalten. Zu diesem Häuschen kann er, ohne zu stören und ungestört, auf einem besonderen abgelegenen Wege gelangen. Und bei seinen gelegentlichen Ausflügen von Paris nach Rouen kommt und geht er da oft ein und aus, ohne daß seine Schwester und die übrigen Schloßbewohner auch nur Kenntniß davon erlangen.

Die nächste Bahnstation von Doinville ist Barentin; und da hatte Roubaud den Präsidenten mit dessen Tochter Bertha und dem Mündel Severine oft ein- und aussteigen sehen. Roubaud, der früher gedient, es bis zum Feldwebel gebracht und alsdann als civilversorgungsberechtigt eine bescheidene Subalternstellung an der Bahn bekommen hatte, war schließlich in Barentin als Packmeister angestellt worden. Jedesmal, wenn er Severinen auf dem Bahnhof begegnete, hatte sein Herz mächtig geschlagen. An eine Verbindung mit dem hübschen, jungen, vornehmen Mädchen, dem Mündel des Präsidenten, hatte er in seinen kühnsten Träumen nicht zu denken gewagt.

Und doch! das nie Erwartete sollte zur Wahrheit werden. Roubaud, der glänzende Militairpapiere und vorzügliche Zeugnisse als Beamter besaß, hatte dem Präsidenten gefallen. Und der Präsident gab ihm sein Mündel, gab Severinen noch eine Mitgift von zehntausend Franken und vermachte ihr testamentarisch das kleine stille Gartenhaus Croix-de-Maufras. Aber damit nicht genug. Er sorgte durch seinen großen Einfluß als Verwaltungsrath der Westbahn auch dafür, daß Roubaud gleich nach der Vermählung zum Bahnhofsinspector befördert und nach Havre versetzt wurde.

In dieser Stellung hat sich Roubaud als tüchtiger, pflichteifriger Beamter durchaus bewährt. Vor einiger Zeit indessen hat er einen kleinen unangenehmen Auftritt mit dem Unterpräfecten gehabt. Alles Recht ist zwar auf seiner Seite, aber der Unterpräfect setzt es doch durch, daß Roubaud nach Paris berufen wird und wegen seines ungebührlichen Benehmens einen Rüffel bekommt. Hätte er nicht den Präsidenten Grandmorin hinter sich, so würde man ihn vielleicht sogar vor die Thür gesetzt haben. So aber verläuft die Sache noch ziemlich glimpflich für ihn.

Roubaud hat seine Frau, die allerhand zu besorgen hat, mit nach Paris genommen. Die Beiden haben ihrem hohen Gönner ihren pflichtschuldigen Besuch gemacht, und der Präsident ist, wie immer, sehr gnädig gewesen. Er hat Severinen sogar eingeladen, seine Schwester in Doinville doch wieder einmal zu besuchen. Severine hat in ihrer Ehe schon zwei solche Einladungen erhalten und dankend angenommen. Diesmal aber lehnt sie unter allerhand Vorwänden ab; und als ihr Roubaud zuredet,

zupft sie ihn am Rock. Der Präsident hat nun nicht weiter auf der Einladung bestanden und das junge Paar verabschiedet. Vor der Thür haben sie sich getrennt. Severine ist zum „Bon Marché" gelaufen, Roubaud hat auch noch einige Besorgungen gemacht und dann für ein improvisirtes bescheidenes Mahl allerlei eingekauft. Sie haben sich um drei Uhr bei Frau Victoire Pecqueur, der alten Frau eines trunksüchtigen Heizers, die im fünften Stockwerk eines zur Bahn gehörigen Gebäudes hart an der Bahn wohnt, verabredet. Frau Victoire ist Severinens Amme gewesen.

Roubaud ist rechtzeitig zur Stelle, und richtet nun in dem kleinen Stübchen Alles gemüthlich zum Mahle her und wartet. Er wartet lange und vergeblich. Severine scheint mit ihren Besorgungen gar nicht fertig zu werden. — Endlich, endlich kommt sie!

Roubaud, ein strammer leidenschaftlicher Gesell mit kurzgeschorenen rothen Haaren und einem blonden Vollbart, eine sinnliche eifersüchtige Natur, hat schon in seinem Kopf allerhand beunruhigende Gedanken hin- und hergewälzt. Aber Severinens Anmuth, ihr lustiges Geplauder, ihre natürliche Sanftmuth entwaffnen ihn schnell. Die Leutchen verzehren ihren Imbiß mit gutem Appetit und in bester Laune. Und nach der eingenommenen Mahlzeit wird Roubaud sogar sehr zärtlich. Aber Severine wehrt ihm, und sie führen einen neckischen Krieg auf. Wie zum Waffenstillstand reicht ihm Severine die Hand. Er streichelt sie und hält sie fest in seiner knochigen, starken Arbeiterfaust. Lächelnd betrachtet er die weißen zarten Finger. Sein Blick fällt auch zufällig auf den kleinen Rubinring, den sie mit ihrem Trauring zusammen trägt, und Severine bemerkt es. Nach einer Pause sagt sie:

„Ein Geschenk von ihm, als ich sechzehn Jahre alt wurde."

Roubaud hebt langsam den Kopf und blickt sie erstaunt an.

„Von wem? Vom Präsidenten?"

Es überläuft sie, und sie antwortet nicht.

„Aber Du hast mir doch immer gesagt, Du hättest den Ring von Deiner Mutter geerbt?" forscht Roubaud.

„Aber Du irrst Dich, mein Herz, das habe ich Dir nie gesagt."

Roubaud erbleicht. Sein Gesicht verzerrt sich.

„Das hast Du mir nie gesagt? Aber Du hast es mir zwanzigmal gesagt. Es ist ja gar nichts dabei, daß der Präsident Dir den Ring geschenkt hat. Wir verdanken ihm ohnehin so viel! Weswegen hast Du mir denn etwas vorgelogen?"

„Du irrst, ich habe nie von meiner Mutter gesprochen."

Die alberne eigensinnige Lüge reißt Roubaud mit einem Zuge die Binde von den Augen. Das Gefühl der Schande, der Eifersucht macht ihn wahnwitzig. Er erräth Alles.

„Der Hund hat Dich verführt!" schreit er.

Er packt Severinen. Er will von ihr ein Geständniß erpressen.

Und da sie leugnet, schmettert er sie mit einem fürchterlichen Faustschlage zu Boden, mißhandelt sie in viehischer Weise, schleift sie an den Haaren durch's Zimmer, bis sie endlich röchelnd zugesteht, was er längst errathen hat. Der Präsident ist ein alter Lüstling, und sein Mündel ist als sechzehnjähriges Mädchen, wie viele Andere, ein Opfer der greisenhaften Verirrung geworden.

Sobald nun Roubaud seinem bestialischen Drange, das unglückliche Weib zu mißhandeln, genügt hat, überlegt er sich, was er jetzt anfangen soll. Er ist rathlos. Alles, was er empfindet und denkt, ballt sich zusammen in dem einen Gefühle: Rache! Der Alte muß sterben! Und die mitschuldige Severine soll auch Mitschuldige an dem Morde werden.

Er zwingt Severinen, an den Präsidenten einen Brief zu schreiben, in dem sie ihn auffordert, mit dem Abendzuge, den Roubaud und sie benutzen werden, mitzufahren, sich in Paris auf dem Bahnhofe nicht zu zeigen, sondern erst in Rouen. Und der alte Sünder geht in die Falle.

Auf dem Bahnhofe in Rouen ist großes Gedränge. Es ist in der Nähe irgendwo eine Volksbelustigung. Roubaud findet aber doch Gelegenheit, seinem Collegen, dem Bahnhofsinspector, die Hand zu drücken. Er trifft auf dem Perron den Präsidenten. Die Drei plaudern gemüthlich miteinander, bis zum letzten Zeichen des Einsteigens, und da Roubauds vom Coupé des Präsidenten durch einige Wagen getrennt sind, forbert er sie auf, doch mit ihm einzusteigen. Das geschieht. Und Niemand hat's bemerkt . . .

An der nächsten Station in Barentin blickt Roubaud, als der Zug hält, gemüthlich aus dem Fenster des Coupés, das er früher innegehabt hatte, und drückt seinem dortigen Collegen wiederum die Hand. Und der Zug saust weiter, auf Havre zu. Das Coupé des Präsidenten ist jetzt leer.

Was sich da auf dem Wege zwischen Rouen und Barentin ereignet hat, ist in einem Augenblicke von einem Zeugen gesehen worden, — von einem Locomotivführer, der zufällig auf dem Walle des Bahnkörpers gestanden hat, als der Zug vorüberfliegt. Und das schnell erfassende Auge des Locomotivführers glaubt ein schreckliches Schauspiel erblickt zu haben: einen Mann der einem Andern, den er über das Kissen gestreckt hat, mit einem Messer einen Stich versetzt, während etwas Schwarzes, vielleicht eine Frau, vielleicht ein Gepäckstück, über den Füßen des Opfers liegt.

Dieser einzige Zeuge ist Jaques Lantier, ein guter, aber unglücklicher, von einem schrecklichen Uebel besessener Mensch. Jaques Lantier stammt aus einer Säuferfamilie, und die Trunksucht der Eltern hat auf die Kinder, auf Jacques' Geschwister und auf ihn selbst, erblich weitergewirkt. Der Vater ist ein Lump gewesen, die Mutter Gervaise, ursprünglich eine gute brave Frau, durch das Elend gleichfalls dem Alcoholismus anheimgefallen und in schrecklicher sittlicher Verkommenheit zu Grunde gegangen. Das Schicksal der beiden Brüder Jacques' ist tragisch. Jaques' Halb-

schwester, die Tochter seiner Mutter, die sich nach dem Tode seines Vaters zum zweiten Mal verheirathet hat, Nana, ist eine berüchtigte Pariser Dirne.

Von Kindheit an hat Jacques in sich einen unerklärlichen und unüberwindlichen Trieb verspürt, Blut zu vergießen. Seine guten Instincte haben ihn zu dem furchtbaren Kampfe, den er in sich auszukämpfen hat, gestählt. Er hat dem oft mit unerhörter Gewalt auftretenden Drange, einen Menschen zu tödten, sieghaft widerstanden. Es packt ihn plötzlich mit brutaler Gewalt. Er hat die Empfindung, als habe er ein schweres Unrecht, das in unvordenklicher Zeit an ihm begangen ist, eine ihm zugefügte uralte Schmach, zu rächen, und als müsse er dem ersten besten Opfer, das sich ihm darbietet, das Messer in die Kehle stechen. Er ist dann vollständig von Sinnen. Sobald ihm die Besinnung wiederkehrt, schaudert er vor sich und diesem Dämon, der in ihm arbeitet, zusammen. Er wird tief unglücklich, ein starkes Fieber durchschüttelt ihn, er verfällt in Weinkrämpfe. Er schämt sich.

Die beständige Angst vor dem Eintreten dieser Krisen vergiftet sein ganzes Dasein. Er hat allmählich die Wahrnehmung gemacht, daß dieser fürchterliche Mordtrieb sich besonders dann in ihm meldet, wenn er ein junges schönes Mädchen sieht, und wenn sein Blick auf den weißen Hals des Weibes fällt. Dann sucht sein Auge unwillkürlich schon die Stelle, die sein Messer treffen soll. Dieses grausame verhängnißvolle Leiden hat ihn menschenscheu gemacht und ihn, der auf der Polytechnischen Schule eine vortreffliche Bildung als Ingenieur erhalten hat, und der zu einer viel glänzenderen Laufbahn bestimmt erscheint, zur Wahl seines Berufes als Locomotivführer bestimmt. Da ist er mit seiner Maschine allein, in unausgesetzter Aufregung, in dem beständigen Gefühl der ungeheuren Verantwortlichkeit, die auf ihn lastet. Da allein, auf der Plattform, von der starken stoßenden Bewegung des eisernen Kolosses durchschüttert, fühlt er sich am wohlsten, wenn der scharfe Wind ihm das Gesicht zerschneidet, und der Regen ihn wie mit einer stählernen Geißel peitscht.

Jaques fährt die Strecke Paris-Havre und zurück. Mit seiner Maschine, der „Lison", deren Eigenthümlichkeiten er ganz genau kennt, unterhält er ein fast zärtliches menschliches Verhältniß. Er verkehrt mit ihr wie mit einem geliebten Weibe, betrachtet sie schmunzelnd, putzt sie selbst. Er sehnt sich nach ihr, wenn er von ihr fern ist.

Ein sehr herzliches und gemüthliches Verhältniß besteht auch zwischen Jaques und dem Heizer Pecqueux, einem grundbraven, aber namenlos verbummelten Kerl. Pecqueux ist übrigens ein ausgezeichneter Arbeiter. Er trinkt zwar auch im Dienste über den Durst, aber im Halbdusel thut er doch immer das Richtige, und wenn ihn Lantier gehörig anschnauzt, wird er ganz verständig. Pecqueux hat zwei Frauen, an jeder Endstation eine: die legitime Frau, Victoire, in Paris, eine alte, gute Person, die dafür sorgt, daß ihr Mann recht sauber zur „andern" kommt, damit sie sich

nicht vor dieser zu schämen habe, und diese andere in Havre, eine gewisse Philomene, eine reizlose, widerwärtige alte Schachtel mit einem unersättlichen Zärtlichkeitsdrange, die wegen ihrer leichtsinnigen Streiche von ihrem Bruder allwöchentlich wenigstens einmal eine gehörige Tracht Prügel bekommt, trotz ihrer vorgerückten Jahre.

Der Locomotivführer Jacques Lantier, der Heizer Pecqueux und die Maschine „Lison" bilden eine sonderbare Ehe zu Dreien.

Auf der letzten Fahrt ist nun der „Lison" ein kleines Unglück zugestoßen, das eine Reparatur nöthig macht. Die Maschine muß vierundzwanzig Stunden in Havre rasten. Und Lantier benutzt den unvorhergesehenen Urlaub, um einer Anverwandten, die zugleich seine Pathin gewesen ist, und bei der er einige Jahre seiner frühen Kindheit zugebracht hat, seinen Besuch zu machen.

„Tante Phasie" — wie sie gewöhnlich genannt wird —, früher ein schönes üppiges Weib, hat in erster Ehe zwei Töchter gehabt, Flora und Louise, und sich nach dem Tode ihres Mannes zum zweiten Mal mit dem Bahnwärter Misard verheirathet, einem hinfälligen, erbärmlichen, kleinen engbrüstigen Gesellen, beständig hüstelnd und kränkelnd. Misard hat sein Wärterhaus unmittelbar an der Bahn, in der Nähe des verlassenen Gartenhauses Croix-de-Maufras. In einiger Entfernung davon ist ein Uebergang über den Schienenweg, und die Schließung und Oeffnung der Barrieren hat Misard ebenfalls zu besorgen. Seine älteste Stieftochter, Flora, ein sprödes, hünenhaft starkes Naturkind, hilft ihm in seinem Dienste.

Die jüngere Schwester Floras, Louise, ist unter tragischen Verhältnissen gestorben. Eines Tages ist sie in einem fürchterlichen Zustande, wie in einem Anfall hitzigen Fiebers über das ihr Angethane, fast leblos vor der Höhle des Kärrners Cabuche zusammengebrochen und in den Armen dieses Halbwilden, ihres besten und treuesten Freundes, gestorben. Cabuche ist ein roher unbeholfener Tölpel, der seine Steine karrt und wie ein wildes Thier haust. Sein verstrolchtes Aussehen, seine riesige Stärke machen ihn zu einem gefürchteten Wesen. In Wahrheit aber ist dieser schreckliche Patron ein herzensguter, warm fühlender Mensch, der Niemand ein Leid anthut, der die kleine Louise in rührender und zärtlicher Freundschaft geliebt hat, der auch Flora wie eine Schwester liebt, täppisch, schwerfällig, rührend. Cabuche ist unter dem Verdachte, Louisen ermordet zu haben, sogar gefänglich eingezogen gewesen. Aber seine völlige Unschuld hat sich herausgestellt, und man hat ihn laufen lassen. Die letzten Worte des sterbenden, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchens lassen darauf schließen, daß ihr von dem Präsidenten Grandmorin, der sie als Aushülfemädchen bei seiner Schwester untergebracht hatte, Gewalt angethan worden ist. Aber der Präsident ist ein einflußreicher Mann, und das Gerede über die dunkle Sache wird unterdrückt.

Als nun Jacques seine Tante in dem Wärterhäuschen, das bei jedem

vorüberfahrenden Zuge von Grund auf erschüttert wird, nach langer Zeit wiedersieht, ist er erstaunt, wie die einst so blühende kräftige Frau zusammengebrochen ist und elend dahinsiecht. Sie verläßt kaum noch den großen Stuhl und kann sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Sie raunt auch ihrem geliebten Neffen die Lösung des Geheimnisses zu: ihr Mann, der alte, kleine, schleichende Misard, vergiftet sie, um ihr die tausend Franken abzunehmen, die sie geerbt hat. Aber diese tausend Franken hat sie versteckt, und Misard wird sie nie bekommen. Sie giebt ihm das Geld nicht, mag er sie immerhin vergiften. Jacques ist auf's Aeußerste bestürzt. Er versucht die Tante zu beruhigen, ihr ihre Furcht auszureden, aber sie bleibt dabei.

Er verläßt das unheimliche dumpfe Stübchen, um frische Luft zu schöpfen. Er nimmt den Weg nach dem Park von Croix-de-Maufras. Es dunkelt schon. Da trifft er in der Nähe des Gartenhauses mit Flora zusammen, die damit beschäftigt ist, Waschleinen, die da im Garten verfaulen, abzunehmen, und die, um die Arbeit zu vereinfachen, die starken Verknotungen mit einer großen Scheere durchschneidet. Flora, die jetzt ein Mädchen in der Vollreife ist, in ihrer Art schön, hat ihren Vetter Jacques schon als kleines Kind lieb gehabt, und in der Einsamkeit, in der sie ihr Dasein verbringt, hat sich diese Liebe zu einer sonderbaren Schwärmerei verstärkt. Jedesmal, wenn der Zug vorüberkommt, den Jacques führt, steht sie entweder am Häuschen oder an der Barriere und winkt ihm. Aber er sieht sie wohl kaum und hat seit langer langer Zeit nie mit ihr ein Wort gewechselt. Jetzt, da er dicht neben ihr sitzt und aus ihren abgerissenen Worten erkennt, was das Mädchen für ihn fühlt, als er aus ihren großen feurigen Augen die Bestätigung seiner Ahnung herausliest, kommt es plötzlich über ihn. Er schließt das stolze wilde Mädchen an sich. Die angeborene Scham stellt der Bewerbung einen ungewollten Widerstand entgegen. Er schließt sie fester an sich. Ihr Mieder öffnet sich ein wenig, und in dem Halbdunkel leuchtet der weiße Hals ihm entgegen . . .

Da packt es ihn wieder, das Schreckliche! Seine Hand tastet nach der Scheere, die da neben ihm glänzt. Schon will er sie zum tödtlichen Streich erheben. Zum Glück gewinnt aber noch einmal seine starke Willenskraft die Herrschaft über das Böse in ihm. Er schleudert die Scheere weg, stößt das Mädchen von sich und stürzt davon.

Lange, lange Zeit hatte er es nicht empfunden! Er hatte schon an Genesung geglaubt. Aber da war er wieder, der entsetzliche Morddrang, und stärker als je!

In besinnungsloser Verzweiflung läuft Lantier durch die Einöde. Er wirft sich auf den Bauch und zuckt und schluchzt und schreit. Dann schleppt er sich weiter, tief traurig. Und als er so in seinen planlosen Wanderungen an dem Walle angelangt ist, der den Bahnkörper einschließt,

setzt er sich nieder und bleibt stumm, stumpf, gedankenlos sitzen. Von fern hört er das dumpfe Rollen des Pariser Zuges. Der Zug kommt heran. Es ist inzwischen dunkel geworden. Er blickt durch die Scheiben in die hellbeleuchteten Coupés. So schnell auch der Zug vorübersaust, sein geübtes Auge unterscheidet deutlich die verschiedenen Gruppen der Reisenden. Und in dem einen Coupé erster Klasse sieht er den Mord. Er traut seinen Augen nicht. Er selbst hat eben morden wollen. Ist es nun eine Täuschung seiner überreizten Sinne, oder hat er wirklich den erhobenen Arm und das blitzende Messer in der geballten Faust, hat er wirklich einen niedergeworfenen Mann, über dessen Füßen etwas Schwarzes lag, erblickt? Er vermag sich nicht Rechenschaft davon abzulegen. Er bleibt noch eine Weile sitzen, schlendert dann langsam weiter und kehrt schließlich in das Wärterhäuschen zurück.

Als er die Thür aufmacht, sieht er Misard, der mit einer Laterne die Winkel ableuchtet. Misard sucht nach dem verborgenen Gelde. Er ist sehr betroffen, als er Jacques' ansichtig wird.

„Ich hole mir meine Laterne," sagt er. „Auf der Bahn liegt eine Leiche."

Er hat sie beim Schließen der Barriere gefunden. Jacques schaudert. Also nicht Einbildung, also Wahrheit! Sie begeben sich eilends nach der Stelle, an der der Leichnam liegt. Es wird nach allen Richtungen hin telegraphirt. Der Präsident Grandmorin wird als der Ermordete recognoscirt. Offenbar liegt ein Raubmord vor, denn man weiß, daß der Präsident zehntausend Franken mitgenommen, die er seiner Schwester zu zahlen hatte. Außerdem fehlt sein Portemonnaie und seine Uhr. Dagegen steckt der schöne Brillantring noch am Finger. Grandmorin ist durch einen fürchterlichen Schnitt am Halse getödtet worden.

Dieser Eisenbahnmord macht gewaltiges Aufsehen. Mit auffälliger Vordringlichkeit macht sich der Bahnhofsinspector Roubaud mit demselben zu schaffen. Er ist freilich auf demselben Zuge gewesen, auf dem der Präsident ermordet worden ist. Aber der ruhige tüchtige Beamte, der dem Präsidenten Alles zu verdanken hat: seine Frau, seine Stellung, und der außerdem sein Alibi glänzend nachweisen kann, wird in keiner Weise beargwohnt. Der Bahnhofsinspector in Rouen hat gesehen, wie sich Herr und Frau Roubaud mit dem Ermordeten in freundlichster Weise auf dem Perron unterhalten haben. Der Präsident hat ein Coupé allein gehabt. Roubaud hatte in einem ganz andern Wagen weiter hinten gesessen. In dem Wagen sind sogar bis Rouen verschiedene andere Passagiere mit ihm zusammen gewesen. An der nächsten Station, Barentin, hat er durch das Fenster des Coupés, in dem er sich in Paris schon befand, seinem Collegen, dem Bahnhofsinspector, die Hand gedrückt. Es liegt mit einem Worte nicht der geringste Grund vor, irgendwelchen Verdacht gegen Roubaud zu hegen. Zum Ueberfluß wird Jacques Lantier, der Einzige,

der den Mord gesehen hat, noch befragt, ob er wohl aussagen könne, wie die Gestalt des Mörder gewesen sei? ob sie mit Roubaud übereinstimme? Und Lantier erklärt sich außer Stande, die Frage zu beantworten. Keine Spur führt zu dem Urheber des Verbrechens.

Wiederum wird die Fabel von dem „großen Unbekannten" verbreitet, von dem „langen schwarzen" Manne, der im letzten Augenblicke in Rouen in das Coupé gestiegen sei, und zwar in das Coupé des Präsidenten, und den man nachher nicht wiedergesehen habe. Und wiederum vergeblich wird nach diesem furchtbaren Verbrecher, der unentdeckt schon so viel Unthaten begangen hat, gefahndet. Die Zeitungen machen sich lustig darüber und benutzen auch dieses Ereigniß, wie alle Ereignisse, zum Angriff gegen die wurmstichige Regierung. Der Mörder bleibt unentdeckt.

Aber Roubaud und Severine werden von einer tödtlichen Unruhe gepeinigt. Sie müssen diesen Jacques Lantier, den Einzigen, der den Mord gesehen hat, für sich gewinnen. Und der Bahnhofsinspector und der Locomotivführer, die sich früher ganz oberflächlich gekannt hatten, treten durch Roubauds unablässige Bemühungen einander näher. Lantier muß, wenn er in Havre ist, bei ihnen frühstücken, den Abend mit ihnen verbringen. Severine liebäugelt mit ihm. Kurz und gut, die Beiden überbieten sich in Aufmerksamkeiten für Jacques.

Jacques hat die Wahrheit denn auch längst durchschaut, und Severine weiß es, daß Jacques diese Wahrheit durchschaut hat. Es bleibt etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, das unbedingt einmal ausgesprochen werden muß, und das nur ausgesprochen werden kann unter den Bedingungen der innigsten Innigkeit. Roubaud macht es Jacques sehr bequem, mit Severinen zu tändeln. Und der hübsche Locomotivführer mit dem kleinen Schnurrbärtchen und dem runden Kopfe, mit den seltsam flackernden Augen mit Goldtupfen, der Mann, der Alles weiß und nichts sagt, gefällt Severinen gerade so gut, wie die anmuthige, sanfte, blauäugige und schwarzhaarige Severine dem Locomotivführer. Er wagt es nur nicht, ihr ganz nahe zu treten. Immer schnürt ihm die Angst, daß er von seinem Leiden wieder befallen werde, die Kehle zusammen und kühlt seine verliebte Leidenschaft.

Noch eine andere Persönlichkeit kennt jetzt die Mörder des Präsidenten Grandmorin: ein höchster Justizbeamter, Herr Camy-Lamotte, dessen Stellung etwa der unseres Staatssecretärs im Justizministerium entsprechen dürfte. Dieser hat nämlich unter den Papieren des Ermordeten jenen Brief Severinens aufgefunden, den diese unter dem Dictat ihres Mannes an den Präsidenten gerichtet hatte, um ihn zu veranlassen, am Tage der Ermordung denselben Zug zu benutzen, auf dem Roubaud und Severine sich befanden. Und wiederum wird Severine durch die unerklärliche treibende Gewalt des nichtentdeckten Verbrechens vor der Persönlichkeit Camy-Lamottes durch eine innere Stimme gewarnt und dennoch gleichzeitig

zu ihm hingehetzt. Jener Brief hat die schuldigen Ehegatten längst beunruhigt, und sie ahnen, daß Camy-Lamotte denselben besitzt. Darüber muß sie sich Gewißheit verschaffen. Sie sucht einen Vorwand und findet ihn, um den hohen Beamten aufzusuchen. Sie macht durch ihr rührendes mildes Wesen auf den alten diplomatischen Herrn einen sehr vortheilhaften Eindruck. Er weiß sie in geschickter Weise dazu zu veranlassen, in seiner Gegenwart einige Zeilen zu schreiben, und auf den ersten Blick überzeugt er sich, daß Severine in der That jenen anonymen Lockbrief geschrieben hat. Er durchschaut den wahren Zusammenhang ganz richtig. Er weiß, daß Severine das Mündel des Präsidenten gewesen ist, er weiß, daß der Präsident sie verheirathet hat, er kennt die Ausschweifungen des Ermordeten, und er macht den natürlichen Schluß, daß der Präsident der Rache des beleidigten Ehegatten als Opfer gefallen ist. Die hübsche, sanfte Severine thut ihm leid. Aber er hat auch viel triftigere Gründe, um die Schuldigen zu schonen. In Frankreich gährt es, die Opposition gegen die Regierung wächst. Die Handlung spielt im Jahre 1869. Ein jeder Skandal, der die Regierung compromittiren könnte, muß, wenn irgend möglich, vermieden werden. Die Ermordung des Präsidenten ist fast zu einer politischen Frage geworden. Die Enthüllung des lasterhaften Wandels dieses hochgestellten Mannes würde der Regierung neue und sehr schwere Unannehmlichkeiten bereiten. Inzwischen sind Wochen vergangen, ohne daß es den Behörden gelungen wäre, die Schuldigen aufzufinden. Die Sache ist schon am Einschlafen. Wozu sie wieder aufrütteln? wozu böses Blut machen? wozu der Regierung die unnützen und vielleicht verhängnißvollen Scherereien bereiten? Der Staatssecretär hat soeben eine Unterredung mit dem Untersuchungsrichter, Denizet, gehabt und sich überzeugt, daß sich dieser auf vollkommen falscher Fährte befindet. Sein Entschluß ist gefaßt. Er legt Severinens Schreiben, von dessen Vorhandensein er allein Kenntniß hat, und das die Beiden dem Schaffot überliefern könnte, bei Seite, er läßt den Untersuchungsrichter in seinem Wahn und bemerkt nebenher, daß es vielleicht gut wäre, von der Sache nicht mehr zu viel Aufheben zu machen. Der Untersuchungsrichter, ein Streber, der schon längst nach Paris berufen und mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion ausgezeichnet werden möchte, faßt die Andeutungen ganz richtig auf, und der Staatssecretär giebt ihm schmunzelnd zu verstehen, daß die Beförderungen, auf die Denizet vollen Anspruch habe, gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

Camy-Lamotte entläßt also Severinen mit der beruhigenden Versicherung, daß der Proceß zu den Acten gelegt werden würde, da man einstweilen die Hoffnung aufgeben müsse, den Verbrechern auf die Spur zu kommen.

Severine ist glücklich! Sie giebt sich übrigens nicht einen Augenblick der Täuschung darüber hin, daß Camy-Lamotte in ehrlichem Irrthum

befangen sei. Sie weiß, daß er sie schont, aber ihr weiblicher Instinct sagt ihr wohl auch, daß er sie schonen muß. Und so ist denn alle Welt zufrieden gestellt. Camy-Lamotte hat dem Staate einen großen Dienst erwiesen dadurch, daß er eine ärgerliche Affaire mundtodt gemacht hat; Denizet darf auf seine Berufung nach Paris und auf seine Decoration rechnen; und Severine wie Roubaud sind von der fürchterlichen Angst, daß der Brief an's Tageslicht kommen werde, befreit.

Severine erwacht wie zu neuem Leben. Sie fühlt sich in dem Bewußtsein, daß ihre Schuld nicht an's Tageslicht kommt, wie gereinigt. Und innige Dankbarkeit und Sympathie hegt sie für den verschwiegenen Locomotivführer Jacques Lantier. Zu diesem fühlt sie sich immer mehr hingezogen. Er liebt sie aufrichtig und wahr. Von ihrem Gatten wendet sie sich allmählich ab.

Roubaud ist im Dienste nach wie vor die Pünktlichkeit und Ordnung selbst. Aber es ist doch eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Der Tag, an dem er die Wahrheit über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten erfahren, hat seine Liebe getödtet und damit seinen sittlichen Halt gebrochen. Das gemeinsam verübte Verbrechen hat die Verbrecher nicht aneinander gefesselt, es hat sie im Gegentheil für ewig voneinander getrennt. Aber sie leben zusammen, anscheinend ganz wie früher. Roubaud, der früher alle Stunden, die nicht durch den Dienst in Anspruch genommen waren, in seiner gemüthlichen Häuslichkeit zubrachte, hält es jetzt mit der mitschuldigen Severine allein nicht mehr aus. Er verbringt nun die Hälfte seiner freien Stunden und mehr im Caféhause, und zwar bezeichnender Weise gerade in dem Caféhause, in dem der Polizeibeamte, der nach den Mördern zu fahnden hat, regelmäßiger Stammgast ist. Es ist ihm geradezu ein Bedürfniß, diesen aufzusuchen und mit ihm beständig zu verkehren. Und das Kartenspiel bietet die beste Gelegenheit dazu. Der Polizeibeamte ist ein Gewohnheitsspieler, und Roubaud macht eine Partie nach der andern mit ihm, und tagein, tagaus. Schließlich kommt er kaum noch nach Hause. Er schläft auf dem Sessel im Bureau in den Stunden seiner Dienstzeit, während deren er nicht durch den Dienst selbst in Anspruch genommen ist; und sobald die Dienststunden vorüber sind, treibt es ihn in's Café, und er spielt und spielt mit dem Polizeibeamten. Was in seinem Hause vorgeht, kümmert ihn nicht mehr. Er ahnt, daß sich da Dinge ereignen, die ihm nicht angenehm sein können — Dinge, die ihn, den eifersüchtigen, jähzornigen Mann, noch vor Kurzem zur Raserei gebracht haben würden. Jetzt schließt er die Augen und will nichts sehen.

In der That ist die Intimität zwischen Severinen und Jacques Lantier, die lange Zeit eine keusche geblieben war, zum ehebrecherischen Verhältniß geworden. Roubaud legt den Leutchen keinerlei Hinderniß in den Weg. Er denkt ja nur noch an seine Karten. Wenn er da halb

verstiert an dem kleinen Marmortische sitzt, dem Polizeibeamten gegenüber, trinkt, raucht und spielt, dann denkt er wenigstens nicht mehr an den Mord.

Er wird faul, schwerfällig, er setzt Fett an, er versumpft vollkommen.

Severine dagegen bewahrt ihr mädchenhaftes, reizendes Wesen. Sie ist glücklich in ihrer Liebe zu Jacques. Sie hat nicht die geringsten Gewissensbisse. Ihr Mann wird ihr widerwärtig und verächtlich dadurch, daß er sie frei schalten und walten läßt. Jeden Freitag fährt sie mit dem Zuge, den Lantier führt, unter dem Vorwande, daß sie einen Arzt zu consultiren habe, nach Paris und Abends von Paris nach Havre zurück. Die Beiden verbringen dann vereint und ungestört in Paris selige Schäferstunden. Die ersten Male hat Severine ihrem Manne gegenüber den Vorwand der ärztlichen Consultation angeführt; mit der Zeit hält sie es aber nicht mehr für nöthig. Sie fährt nun ohne nähere Angabe von Gründen nach Paris. Roubaud fragt sie auch nicht; er drückt dem Locomotivführer gemüthlich die Hand, als ob er nichts wüßte, und schlendert, sobald es ihm der Dienst gestattet, an diesen Freitagen, wie an allen anderen Tagen, in's Café und spielt.

Er wird beim Spiel von andauerndem Unglück verfolgt. Er spielt höher und höher, verliert größere Summen. Er hat alle seine Ersparnisse bereits verspielt und ist jetzt schon dem Polizeibeamten eine größere Summe schuldig. Er weiß nicht ein noch aus. Da stößt ihn die selbstverschuldete Noth noch tiefer in den Abgrund des Verbrechens hinab und macht aus ihm, dem Mörder aus Leidenschaft, nachträglich einen Raubmörder. Um auf falsche Spuren zu leiten und an einen Raubmord glauben zu lassen, hatte Roubaud dem Präsidenten, bevor er die Leiche aus dem Wagen gestürzt, das baare Geld, das dieser bei sich trug, zehntausend Franken in Scheinen, das Portemonnaie mit etwa dreihundert Franken und die goldene Uhr abgenommen. Der Gedanke, daß er jemals an diese abgenommenen Werthsachen, die nicht geraubt sein sollten, die Hand legen werde, war ihm niemals gekommen. Er hatte es hoch und theuer verschworen, daß er eher verhungern werde, als auch nur einen Sou des dem Ermordeten gehörigen Eigenthums anzutasten. Die auf der Uhr eingravirte Zahl ist den Behörden bekannt geworden, und nach dieser Uhr hat man lange vergeblich gefahndet. Roubaud hat sie mit dem Portemonnaie und der Brieftasche des Präsidenten in seinem Wohnzimmer unter der Diele versteckt.

In einer eiskalten Decembernacht wird Severine durch ein merkwürdiges Geräusch geweckt. Es knackt unheimlich im Wohnzimmer. Sie glaubt, daß man bei ihr einbrechen will. Es ist drei Uhr Morgens. Roubaud ist noch nicht heimgekehrt. Vor Furcht bebend, wagt sie es dennoch, aufzustehen und öffnet behutsam die Thür. Sie bleibt starr stehen. Sie sieht, wie Roubaud am Boden kauert, das Stück Diele entfernt hat und aus dem Versteck etwas nimmt.

„Was machst Du denn da?“ fragt sie.

Roubaud findet keine andere Antwort, als daß er sich erhebt und seiner Frau, die nur mit dem Hemd bekleidet ist und vor Kälte zittert, eine Ohrfeige giebt.

„Wenn ich ein Paar Schuhe brauche, hast Du natürlich kein Geld. Wenn Du aber verloren hast, dann findest Du schon, was Du brauchst!“

„Laß mich zufrieden!“ giebt er zur Antwort. „Bekümmre Dich nicht um meine Sachen. Frage ich Dich denn, was Du am Freitag in Paris thust?“

Mit dem Hacken stampft er die Diele wieder fest, wendet ihr den Rücken und kehrt ins Café zurück.

Am andern Morgen in aller Frühe — es war wieder einer der Liebes-Freitage — wüthet ein mächtiger Schneesturm. Lantier steht auf seiner Maschine und ist sehr beunruhigt. Die Schneeverwehungen, die telegraphisch gemeldet sind, lassen ihn befürchten, daß er seine „Lison“ schwerlich bis Paris bringen werde. Er muß aber abdampfen. Das Unwetter wird immer stärker, und an einer der ersten Stationen hinter Havre erbittet er eine zweite Maschine. Sie kann ihm jedoch nicht gestellt werden. Er dampft weiter. Aber schließlich werden die Schneemassen so ungeheuer, daß die Maschine nicht mehr durchbringen kann. Der Zug bleibt in den weißen flockigen Bergen stecken, und zwar vor dem langen Tunnel, unmittelbar an dem Wärterhause Misards. Telegraphisch werden Hülfsmannschaften zur Freilegung der Bahn heranbeordert. Aber es vergehen Stunden um Stunden. Die Reisenden haben sich in das kleine Wärterhäuschen geflüchtet. Sie hocken in der Küche. Es ist kalt. Sie haben nichts zu essen. Sie wettern und fluchen.

Severine, der das benachbarte Gartenhaus Croix-de-Maufras testamentarisch vermacht worden ist, wird von Misards mit Auszeichnung empfangen und in die Prunkstube genommen. Flora, das wilde Mädchen, wirft auf Severinen lodernde Blicke der Eifersucht. Es ist ihr ja längst aufgefallen, daß an jedem Freitage Severine mit Lantier nach Paris gefahren ist. Jeden Freitag hat sie an der Barriere gestanden, auf den verhaßten Anblick gewartet und sich mit dem Gedanken, daß der geliebte Jacques mit dieser Person alsbald in Paris vergnügte Stunden verbringen werde, zu Tode gepeinigt. Jacques selber hat nun die Pause, in der er zur Thatlosigkeit gezwungen ist, dazu benutzt, um die Locomotive gleichfalls zu verlassen und zu sehen, wie Severine untergebracht ist. Er findet sie allein im Zimmer. Sie tauschen zärtliche Worte. Er schließt sie an sich und küßt sie lange. Als er den Kopf aufhebt, sieht er Flora entsetzt und bebend vor sich stehen. Nun hat sie es gesehen! Und ihr unglückliches, wildes, jungfräuliches Herz ist gebrochen. Von diesem Augenblicke an weiß sie, daß sie nur noch eine Lebensaufgabe zu erfüllen

hat: sich an Jacques, der ihre Liebe nicht erwidert, und an dessen Buhle zu rächen. Die Beiden müssen sterben!

Nach einigen Stunden ist die Bahn wieder freigelegt. Aber bei dem Ausschaufeln der Locomotive hat die „Lison“ am Cylinder einige Stöße bekommen. Jacques wie der Heizer Pecqueux schütteln traurig den Kopf. Es ist nicht mehr die gute alte Maschine. Sie wird die Folgen der starken Erkältung nicht verwinden. Jacques bringt den Zug mühselig nach Paris. Erst um drei Viertel elf Abends läuft er an der Station ein.

Roubaud hat natürlich Kenntniß von der Schneeverwehung und der Verspätung von zwölf Stunden erhalten und weiß, daß er Severinen heute nicht erwarten darf. Victoire, Severinens Amme, die Pariser Frau des Heizers, liegt seit einiger Zeit im Spital krank darnieder. Der gutmüthige Pecqueux, der ganz genau weiß, wie es um Lantier und Severinen steht, und dem es nicht schwer wird, bei seinen zahlreichen Bekanntschaften in Paris ein anderes Unterkommen zu finden, stellt den Beiden seine Wohnung im fünften Stock zur Verfügung. Und in demselben Zimmer, in dem Severine durch ein unbedachtes Wort ihre Beziehungen zum Präsidenten verrathen hat, in dem die Ermordung des Präsidenten geplant worden ist, verbringt sie nun mit ihrem Geliebten Lantier die Nacht.

Jacques löscht die Lampe. Er will Severinens weißen Hals nicht sehen. Nur im Dunkeln fühlt er sich ruhig. Und in der finstern Nacht, hart aneinander geschmiegt, erzählt Severine in leisem Flüsterton dem Geliebten, der zwar Alles ahnt, aber das Nähere noch nicht kennt, den Mord in allen seinen furchtbaren Einzelheiten: wie sie den Brief geschrieben hat, wie sie in Rouen den Präsidenten auf dem Perron getroffen haben, wie sie im letzten Augenblick in das Coupé des Präsidenten geschlüpft sind, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hätte, wie plötzlich Roubaud das neue scharfe Messer, das sie ihm an demselben Tage geschenkt hatte, gezogen, den Präsidenten rücklings auf das Kissen gedrückt, mit ihm gerungen, wie sie selbst, um dem Kampfe ein schnelleres Ende zu machen, sich auf die zappelnden Beine geworfen und den Widerstand des Greises gebrochen, und wie Roubaud dann den tödtlichen Streich geführt habe; und wie sie alsdann die Leiche auf den Bahnkörper gestoßen, das Coupé geschlossen und während des rasenden Fluges in der Dunkelheit, unmittelbar vor der Station Barentin, sich auf den Trittbrettern an den verschiedenen Waggons entlang getappt haben, bis sie zu ihrem Coupé gelangt seien, das sich inzwischen in Rouen glücklicherweise entleert habe. Alles das haucht sie ihm in kaum hörbarem Geflüster zu, in tiefer Finsterniß, dieweil eine Treppe tiefer junge Leute, die bei einem andern Beamten sich zum Lämmerhüpfen versammelt haben, beim Klavierspiel fröhlich tanzen.

Nun ist Severine ganz glücklich! Nun giebt es nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihr und ihrem Geliebten. Nun liebt sie ihn zärtlicher,

leidenschaftlicher denn je. Liebt sie doch überhaupt zum ersten Male. Und je mehr sie ihn liebt, desto mehr haßt sie ihren Mann, desto gründlicher verachtet sie ihn, — den Elenden, der ihre strafbare Liebe duldet, der spielt und das genommene Geld nachträglich zum geraubten macht.

Als Jacques am Morgen nach dieser Schreckensnacht des Geständnisses erwacht, und als er Severinen schlummernd neben sich sieht, überfällt ihn wieder ganz plötzlich und schrecklich die fürchterliche Mordlust. Er springt aus dem Bett. Er wagt nicht, sich nach Severinen noch einmal umzusehen. Er kleidet sich in aller Eile an. Er stürzt davon. Irgend Jemand muß er morden, die erste beste Person, die ihm begegnet! Er läuft verschiedenen Frauen nach. Durch einen glücklichen Zufall wird sein grausiges Vorhaben vereitelt. Langsam kommt er wieder zur Besinnung und kehrt zu Severinen zurück. Severine ist sehr beunruhigt. Sie hat geweint. Sie fürchtet, daß das Geständniß Jacques ihr entfremden möchte, und sie bedarf seiner und seiner Liebe. Jacques beruhigt sie.

„Ach, wenn ich frei wäre, wenn mein Mann nicht mehr da wäre, wie würden wir da Alles schnell vergessen!"

„Wir können ihn doch nicht tödten," sagt Jacques, der laut gedacht hat.

Sie sieht ihn starr an, und er zittert, daß er das gesagt hat. Er hat ja nie daran gedacht. Aber da er doch nun einmal tödten will, tödten muß, warum soll er nicht gerade ihn tödten, den Menschen, der Allen im Wege ist? Und als er sie endlich verlassen muß, um seinen dienstlichen Verpflichtungen nachzugehen, umschlingt sie ihn, küßt ihn und sagt:

„Mein geliebtes Herz, Du mußt mich sehr lieb haben. Und wir werden auch noch glücklich werden."

Roubaud hat inzwischen immer größere Verluste erlitten. Er hat zunächst das Portemonnaie des Präsidenten genommen mit den dreihundert Franken. Aber das kleine Hinterzimmer des Cafés ist mit der Zeit zu einer richtigen Spielhölle geworden. Es wird um verhältnißmäßig hohe Summen gespielt. Roubaud verliert immer, und der Polizeibeamte, der den Mörder sucht, gewinnt. Und noch einmal erwischt Severine ihren Mann, als er in der Nacht die Diele aufhebt und von dem Gelde des Präsidenten den ersten Schein nimmt. Und als sie ihn einen gemeinen Dieb nennt, sagt er ganz ruhig:

„Du willst Deine Hälfte haben? Schön, Du sollst sie bekommen. Dann halt aber das Maul."

Severine überschüttet den Räuber mit Schmähungen. Die Berührung des geraubten Geldes flößt ihr Entsetzen ein. Als sie aber wieder in ihr Bett gekrochen ist und sich die Schändlichkeit ihres Gatten recht zu Gemüthe führt, sagt sie sich, daß sie, wenn sie die Hälfte nähme, wenigstens Roubaud daran verhindere, das ganze Geld zu verjuchheien. Und nun steht sie selbst

auf, lockert die Diele und — erstarrt. Es ist Alles weggenommen! Nur die Uhr ist liegen geblieben. In äußerster Empörung nimmt sie wenigstens diese und giebt sie Jacques; denn bei ihm ist sie am besten aufgehoben, und sonst wird sie Roubaud auch noch nehmen und verkaufen. Jacques weigert sich zwar zunächst, aber er nimmt sie schließlich doch. Und als die Beiden in zärtlicher Stellung, Severine auf Jacques Knieen, darüber klagen, wie freudlos ihre Gegenwart ist, und wie glücklich ihre Zukunft sein könnte, tritt Roubaud unversehens ein. Severine ist keineswegs betroffen, daß sie in der verfänglichen Situation überrascht wird. Sie springt auf und schreit ihm in's Gesicht: „Spitzbube! Räuber!" und sie wiederholt diese Schimpfworte beständig. Roubaud zuckt die Achseln, nimmt sein Dienstbuch, das er vergessen hat, und begnügt sich mit der Antwort: „Halt's Maul!" Er geht ruhig wieder ab. Und in das verstohlene Geflüster der beiden Liebenden drängt sich wieder mit dämonischer Kraft die Frage: Weshalb sollte man den elenden Menschen, der unserm Glück im Wege steht, nicht beseitigen?

Seit jenem Tage verkehren Severine und Jacques ohne sich irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Und das, was zunächst als ein gelegentlicher Einfall, ohne daß auch nur die Möglichkeit der Verwirklichung in Betracht gezogen wäre, sich geregt hatte, erstarkt allmählich zum ruhigen Vorsatze. Die sanfte Severine, die so aussieht, als ob sie kein Wässerchen trüben könne, und die in ihrer grenzenlosen Verworfenheit eine wunderliche Naivetät bewahrt hat, stiftet instinctiv den Geliebten zur Ermordung ihres Ehegemahls an, und schließlich wird die Sache, die für die Beiden alles Grausige und Schreckliche verloren hat, mit nüchternster Objectivität erörtert, und die Mittel und Wege, das schauderhafte Verbrechen auszuführen, werden ruhig erwogen. Die Ermordung Roubauds bildet fortan den Hauptgegenstand ihres Gespächs, auch an jenen Freitagen, an denen Severine gewohnheitsmäßig ihren Geliebten nach Paris begleitet, obwohl sie ihre Liebe vor Roubaud zu verstecken schon längst keine Veranlassung mehr hat.

Flora steht nach wie vor an jedem Freitage an der Barriere, sieht Lantier auf der Locomotive und im ersten Waggon am Coupéfenster Severinen, die sich regelmäßig herausbeugt, um einen Blick auf das ihr gehörige Gartenhaus zu werfen. Und wenn sie die Beiden vorübersausen sieht, schnürt sich ihr die Kehle zusammen, und sie wird halb wahnsinnig vor Eifersucht, Haß und Rache. Sie kann es nicht länger ertragen! Die Beiden müssen sterben! Aber wie sterben? Das wilde Mädchen von der Bahn sucht nicht lange. Wenn der Zug entgleist, dann wird der Locomotivführer das erste Opfer sein, und Severine, die immer im ersten Wagen sitzt, wird auch nicht lebend davon kommen. Daß Andere, Unschuldige, bei dem Rachewerk mit zu Grunde gehen — was kümmert es Flora!

Und an diesem Freitag ist das unbändige Mädchen vollends verzweifelt. Ihre Mutter ist gestorben, die arme Tante Phasie. Dem hüstelnden

Schleicher Misard ist die Vernichtung endlich gelungen. Er hat seiner Frau, der armen Tante Phasie, da sie längst keine Speise, die Misard berührt, mehr zu sich genommen hat, das Gift auf anderm Wege beigebracht. Die Unglückliche ist gestorben, ohne das Geheimniß, wo sie ihre tausend Franken verborgen hat, verrathen zu haben. Die Leichenstarre ist eingetreten, bevor die Augen haben geschlossen werden können, und schrecklich und unheimlich starrt das gebrochene Auge in die Leere.

Heute, ja heute müssen die Beiden sterben! Flora überlegt sich, wie sie den Zug am sichersten zum Entgleisen bringen könne. Sie will eine Schiene ausreißen. Aber als sie zur That zu schreiten sich anschickt, wird sie doch unschlüssig. Sie steht wieder an der Barriere. In wenigen Minuten muß der Zug vorbeisausen. Da kommt der Kärrner Cabuche des Weges. Fünf kräftige Pferde vermögen kaum den Karren, auf den zwei gewaltige Steinblöcke geladen sind, von der Stelle zu bringen. Als der Kärrner an Flora vorüberkommt, sagt er:

„Was hast Du denn? Du machst so ein merkwürdiges Gesicht.“

„Meine Mutter ist gestorben,“ antwortet Flora.

Cabuche spricht in ungelenker, herzlicher Weise sein Beileid aus. Er möchte die Todte wohl sehen. Sie weist nach dem Hause und beruhigt Cabuche, der Bedenken trägt, den Wagen allein zu lassen. Sie selbst wird Alles überwachen. Cabuche begiebt sich zur Todten. Flora führt langsam die Pferde auf den Bahnkörper. Sie hört das dumpfe Rollen des Zuges. Mit ihrer Riesenkraft hält sie die Pferde zurück. Der Zug braust heran. Die Pferde, von Angst gepeitscht, wollen über den Schienenstrang hinweg. Der Zugführer pfeift. Die Locomotive stößt ihren Nothschrei aus. Cabuche eilt herbei. Flora stemmt sich mit aller Macht gegen die Pferde. Die Locomotive prallt gegen die kolossalen Steinquadern. Ein fürchterlicher Ruck. Ein wüster Knäuel von Wagen, die sich überturkeln. Die Locomotive ist auf die Seite geschleudert. Sie pafft noch einigemal, die Räder drehen sich. Dann ist Alles aus. Man hört Wimmern und Schreien. Die Pferdeleichen liegen auf der Bahn. Ein Dutzend Todte, dreißig bis vierzig Schwerverwundete. Ein entsetzliches Eisenbahnunglück! Der Heizer Pecqueux ist weit weggeschleudert und nicht beschädigt worden. Jacques wird lebend, aber besinnungslos unter der Locomotive hervorgezogen. Er hat keine äußerlichen Verletzungen. Severine, die sich zufälligerweise im letzten Coupé befunden hat, ist ganz heiler Haut davongekommen . . .

Aus den nahegelegenen Städten kommen die Hülfsmannschaften. Die Leichen werden fortgeschafft, die Verwundeten möglichst gut untergebracht.

Jacques, der noch immer die Besinnung nicht wiedergefunden hat, wird nach Croix-de-Maufras getragen, und Severine pflegt ihn. Er allein hat gesehen, wie das Unglück geschehen ist. Und Flora hat in einem fürchterlichen Augenblicke den entsetzten Blick Lantiers aufgefangen. Die Rasende hat nicht erreicht, was sie gewollt hat. Sie geht heroisch zum

Tode. Sie schleicht nach dem Tunnel und wartet, nachdem der Betrieb wieder hergestellt ist, auf den nächsten Zug. Ruhig legt sie einige Kleinigkeiten, die sie noch bei sich hat, an die Seite. Da sieht sie in der Ferne das rothe Auge der Locomotive. Sie hört das unheimliche Donnern des Zuges im Tunnel. Sie springt auf den Schienenstrang, und mit vorgebeugtem Oberleib rennt sie gegen den eisernen Koloß an, hüpft auf, so daß sie mit ihrem Schädel die rothe Laterne zertrümmert und das Licht löscht, und wird zermalmt. Ihre Leiche, die bald aufgefunden wird, wird neben der der Mutter gebettet, die aus ihren offenen Augen schauerlich ihr zerfleischtes Kind anstarrt. Flora hat sich selbst gerichtet.

Jacques, der von Severinen liebevoll gepflegt wird, hat keine inneren Verletzungen erlitten, wie man zuerst befürchtet hatte. Die starke Erschütterung hat ihn nur auf einige Tage stumpfsinnig gemacht. Allmählich kehrt ihm das Bewußtsein wieder. Und das erste Wort, das Severine ihm zutuschelt, ist: „Sei unbesorgt, mein Schatz, die Uhr habe ich in Sicherheit gebracht.“ Sie hat aus der Tasche des Bewußtlosen die verhängnißvolle Uhr genommen und sie in eines ihrer Taschentücher eingenäht.

Jacques gesundet nach einiger Zeit vollständig und steht im Begriff, seinen Dienst wieder aufzunehmen. Und hier in diesem Zimmer von Croix-de-Maufras, dem Schauplatze von Severinens Besudelung durch einen lasterhaften Greis, verabreden die Beiden, wie sie den Mörder des Präsidenten ermorden können. Alles wird weislich überlegt, und es wird ein Plan ausgeheckt, der die Ermordung Roubauds sichert und die Spuren verwischt. In diesem ganz entlegenen Hause kann die Leiche lange Zeit unbemerkt liegen bleiben, und es wird nicht schwer werden, Roubaud unter dem Vorwande, daß sich für das längst verkäufliche Haus endlich ein Käufer gefunden habe, zu einer bestimmten Stunde herbeizulocken, zu überfallen und niederzumachen. Hier ist in der That die völlige Vereinsamung. Flora und Tante Phasie sind todt, und in dem einsamen Wärterhause sucht Misard unablässig und vergeblich nach dem versteckten Gelde.

Das einzige menschliche Wesen, das sich von Zeit zu Zeit sehen läßt, ist der Kärrner Cabuche, der große, schwerfällige Rüpel, der ausschaut wie ein wüster Verbrecher und in Wahrheit ein ungeschlachtes herzensgutes großes Kind ist. Cabuche hat sich in seiner dummen täppischen Weise in Severinen verliebt, und er nimmt von Zeit zu Zeit kleine werthlose Gegenstände, die Severine berührt hat, heimlich weg, schleppt sie in seine Höhle und freut sich darüber. Er schleicht um das Haus in der Hoffnung, ab und zu hinter den beleuchteten Scheiben die Silhouette Severinens zu erspähen.

Der Mordplan ist nun völlig ausgereift. Lantier verabschiedet sich von Misard und Cabuche und begiebt sich nach Rouen in ein kleines Hotel wo man ihn gut kennt. Dort sagt er, er fühle sich noch abgespannt, und er zieht sich gleich nach der Mahlzeit in sein im Erdgeschoß gelegenes

Zimmer zurück. Sobald er die Thür hinter sich geschlossen hat, öffnet er das Fenster, springt hinaus, lehnt die Laden an und macht sich auf den Weg nach Croix-de-Maufras. Zwischen neun und zehn Abends kommt er dort an. Er schleicht sich in das Haus auf dem bezeichneten Wege, und als er in das Zimmer tritt, springt ihm Severine, die sich schon völlig entkleidet hat, tändelnd und zärtlich entgegen . . . Ihn überläuft's!

„Weshalb hast Du Dich denn ausgezogen?" fragt er.

Sie setzt ihm ganz ruhig auseinander, daß das das Richtige wäre. Er solle sich auch entkleiden, dann würden keine Blutspritzen an die Kleider kommen. Sie erörtert alle Einzelheiten der Ermordung mit diabolischer Ruhe, und er sieht sie mit erstauntem Schrecken von oben bis unten an. Der sanfte Ausdruck ihres Gesichts ist derselbe geblieben. Ihre ruhigen, klaren, jungfräulichen Augen strahlen ihn zärtlich an. Er schaudert noch einmal zusammen. Da wird das Haus erschüttert. Der Zug saust vorüber — der Zug mit dem Unglücklichen, der in Barentin aussteigen, nach kurzer Frist die Schwelle dieses Hauses ahnungslos überschreiten und das einsame Haus nicht lebend wieder verlassen soll. Jacques hat Severinen befohlen, sich wieder in's Bett zu legen und sich bis oben zuzudecken. Er will sie so nicht sehen. Schon regt es sich wieder in ihm mit unheimlicher Gewalt. Das Messer liegt da unter der Lampe — dasselbe Messer, mit dem Roubaud den Präsidenten getödtet hat. Die offene Klinge blitzt unter der Lampe . . .

Severine erhebt sich. Roubaud muß bald kommen.

„Leg Dich nieder!" herrscht Jacques seine Geliebte an.

Sie lächelt ihn zärtlich verlangend an. „Komm, mein Geliebter!" Sie will ihm Muth machen durch ihre Liebe. Sie schlingt die Arme um ihn. Er fühlt sie warm an seiner Brust. Er will sie von sich stoßen, er vermag es nicht. Er reißt sich los und greift nach dem Messer.

„Aber Jacques — mein Gott! Warum? warum?" schreit Severine entsetzt auf und taumelt zurück. Er beißt die Zähne aufeinander, sagt kein Wort, stürzt hinter ihr her, stößt sie auf's Bett. Sie ist wehrlos. Ihr Hemd ist zerrissen.

„Aber warum? Mein Gott! warum?"

Er schlägt sie mit der Faust nieder, und das Messer nagelt ihr die Frage in der Gurgel fest.

Regungslos, ohne Bewußtsein, bleibt Jacques eine Weile stehen. Er weiß nicht, ob sie geschrieen hat. Er weiß nichts.

Dann stürzt er davon, in die dunkle Nacht und rempelt beinahe Cabuche an, der sich in der Nähe des Hauses herumtreibt. Cabuche ist blödsinrig thöricht und wundert sich eigentlich über nichts. Aber die Sache kommt ihm doch nicht geheuer vor. Die Hausthür ist offen geblieben. Er horcht eine Weile; Alles still; dann tritt er ein. Die Thür zum Zimmer steht offen, und da sieht er Severinen in ihrem Blute schwimmen.

Der stumpfsinnig gute Mensch ist von tiefster Trauer erfüllt. Es jammert ihn, sie so entblößt daliegen zu sehen. Er hebt sie in seinen Armen auf, bettet sie, deckt sie züchtig zu und befleckt sich dabei über und über mit dem Blute, das ihrer klaffenden Wunde entströmt. Es ist genau derselbe tiefe Schnitt am Halse, der dem Leben des Präsidenten ein Ende gemacht hat. Und so finden ihn Roubaud, der zur bezeichneten Stunde eingetroffen und Misard, dem er unterwegs begegnet ist.

Cabuche mit seinen blutbefleckten Kleidern wird zuerst verhaftet. Und in dem jämmerlichen Loch, in dem er haust, findet man allerhand Kleinigkeiten, die Severinen gehört haben, und als wichtigsten Fund die Uhr des Präsidenten, eingenäht in ein Taschentuch Severinens. Cabuche erklärt der Wahrheit gemäß, daß er das Taschentuch an sich genommen, weil es ihm Freude gemacht habe, etwas von Severinen zu besitzen. Er habe gar nicht gewußt, daß eine Uhr darin sei, und er wisse auch nicht, wie sie da hineingekommen sein könne; er wisse gar nichts. Diese albernen Ausflüchte können dem scharfsinnigen Untersuchungsrichter Denizet natürlich nicht genügen.

Die beiden Ermordungen des Präsidenten und Severinens sind unter ganz gleichen Bedingungen erfolgt. Es ist offenbar derselbe Mörder. Und dieser wüste Verbrecher ist kein Anderer als Cabuche. Cabuche ist zum Morde angestiftet worden durch Roubaud, der sich seit einiger Zeit durch sein Verhalten sehr verdächtig gemacht hat. Roubaud hat riesige Summen im Spiel verloren. Der Polizeibeamte, der das überwacht hat, giebt sehr interessante Aufschlüsse darüber. Roubaud ist durch das Spiel vollkommen verdorben, er hat Schulden gemacht und hat seine Frau ermordet, um in den Besitz ihres Vermögens, des Grundbesitzes von Croix-de-Maufras, zu gelangen. Dieser geniale Indizienbeweis wird in glänzendster Weise vom Untersuchungsrichter Denizet geführt.

Cabuche antwortet ein für allemal: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Sie geht mich nichts an. Ich kenne den Inspector Roubaud gar nicht. Laßt mich zufrieden.“ Man nennt das sein „System“.

Roubaud, der lange Zeit geleugnet hat, ist des ewigen Querulirens müde und macht eines Tages dem Untersuchungsrichter ein umfassendes Geständniß. Dieser lächelt fein und findet es sehr geschickt, daß Roubaud den Raubmord zu einem Mord aus Eifersucht machen will. Er zollt dem Verhalten der beiden Angeklagten, die andauernd sich „so stellen“, als ob sie sich nicht kennen, eine gewisse schmunzelnde Anerkennung. Es sind schlaue Burschen! Aber es findet sich auch ein Zeuge, der gehört hat, wie die Beiden miteinander Verabredungen getroffen haben — ein ehrlicher und unverfänglicher Zeuge, der gewiß seine Aussage im besten Glauben macht, wenn auch thatsächlich die beiden Beschuldigten niemals die geringste Berührung miteinander gehabt haben.

Und als die Sachen nun so weit gediehen sind, als Denizet dem

Staatssecretär Camy-Lamotte umfassenden Bericht erstattet und auf die zweifelnde Zwischenfrage des Staatssecretärs, ob er denn seiner Sache auch ganz gewiß sei, mit vollster sittlicher Ueberzeugung antwortet, daß das Verbrechen der Beiden: die Ermordung des Präsidenten und der Severine durch Cabuche und die Anstiftung zum Morde durch Roubaud, über jeden Zweifel festgestellt sei, lächelt der Staatssecretär freundlich und verabschiedet den Untersuchungsrichter in Gnaden. Nachdem dieser die Thür geschlossen hat, nimmt er aus einem geheimen Fache seines Pultes Severinens Schreiben und verbrennt es.

So ist denn die Sache spruchreif, und vor den Geschworenen von Rouen stehen Cabuche und Roubaud als des Doppelmordes beziehentlich der Anstiftung dazu beschuldigt. Das freche Leugnen des Cabuche und dessen ungeberdiges Verhalten, das die echte Verbrechernatur überall verräth, die Darstellung Roubauds, daß er allerdings den Präsidenten aus Rache getödtet, an der Ermordung seiner Frau aber keinerlei Antheil habe, sowie die fortgesetzte Betheuerung der Beiden, daß sie sich gar nicht kennen — Alles das vermag den niederschmetternden und geschickt aufgebauten Schuldbeweisen gegenüber nicht Stand zu halten. Sie werden Beide, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Lantier selbst ist als Zeuge gehört worden. Auf Severinens Mörder ist nie der Schimmer eines Verdachtes gefallen. Jacques wird auch nicht von Gewissensbissen gequält. Was er gethan hat, hat er thun müssen. Und die Ermordung Severinens scheint ihn von seinem grauenhaften Leiden befreit zu haben. Er lebt zurückgezogen von aller Welt. Seine alte liebe Maschine ist durch das Eisenbahnunglück bei Croix-de-Maufras zerstört worden, und mit der neuen kann er sich nicht recht befreunden. Auch das Verhältniß zwischen ihm und Pecqueux, das früher ein so herzlich gemüthliches gewesen war, hat sich verändert. Pecqueux' illegitime Frau in Havre hat, wie dieser längst bemerkt, ihre begehrlichen Arme nach dem schmucken Locomotivführer ausgestreckt. Und aus Langweile, und auch gewissermaßen aus Neugier, um zu versuchen, ob die Mordlust in ihm wirklich getödtet sei, läßt sich Jacques mit der reizlosen alten Philomene ein. Und Pecqueux weiß Alles . . .

Weltbewegende Ereignisse haben sich inzwischen zugetragen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist erklärt. Lantier hat einen riesigen Zug voll trunkener, johlender und singender Soldaten zu führen. Pecqueux ist heute wieder einmal trunken, und sogar noch trunkener als gewöhnlich; wie ein Wahnsinniger schleudert er Schaufel um Schaufel Kohlen in die Gluth.

„Genug!" sagt Lantier.

Pecqueux brummt etwas in den Bart und heizt weiter. Er schaufelt und schaufelt. Lantier wird es unbehaglich zu Muthe. Der Mensch ist heute vollständig unzurechnungsfähig, er hat seinen bösen Blick, und wenn

er betrunken ist, weiß er nicht, was er thut. Der Führer wiederholt seinen Befehl, das sinnlose Feuern endlich einzustellen. Pecqueux kümmert sich nicht darum. Da packt Lantier den Heizer bei der Faust, und nun setzt sich Pecqueux zur Wehr.

„Du Hund hast mir mein Weib genommen!“ schreit der Trunkene in sinnloser Wuth.

Die Beiden packen sich, und auf der Plattform, während des rasenden Fluges, der die gestattete Maximalgeschwindigkeit längst überschreitet, bei überheiztem Kessel, ringen die Beiden, und Pecqueux drängt den Locomotivführer an den Rand und will ihn hinabstürzen. Lantier zerrt ihn nach sich. Die Beiden kollern herunter, werden überfahren, und führerlos saust der Zug mit den nichtsahnenden Soldaten davon.

Schreckensstarr sehen die Beamten den Zug an den Stationen vorübersausen. Man telegraphirt nach allen Richtungen. Die Kessel sind noch mit Wasser reichlich versehen, und die Gluth dauert an. Die elektrischen Klingeln läuten. Der Geisterzug saust in die Nacht.

„Was kommt auf die Opfer an, die die Maschine unterwegs zermalmt. Läuft sie nicht selbst in das Ungewisse, das da kommt? Sorglos um das vergossene Blut, ohne Führer, inmitten der Nacht, wie ein blindes, taubes, wildes Thier, das man in Tod und Verderben losgelassen hat, rollt es, rollt es davon, beladen mit Kanonenfutter, mit jenen Soldaten, die vor Ermattung schon stumpfsinnig geworden, die trunken sind und Schelmenlieder singen! . . .“

* * *

Das ist der Inhalt des neuesten Romans von Emile Zola, „La Bête humaine“, — wenn wir recht zählen, des siebzehnten Romans jenes großartig angelegten und durchgeführten Cyklus „Die Rougon-Macquart“, Social- und Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, des Lebenswerkes des Dichters, an dem er seit nunmehr zwei Jahrzehnten mit gewaltigem Talent, mit erstaunlichem Fleiß und ungebrochener Kraft unausgesetzt arbeitet.

Jeder dieser siebzehn Romane bildet zwar ein selbstständiges und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber jeder einzelne fügt sich zugleich nach einem festen, schon beim Beginn der Riesenarbeit fertigen Plane als ein organisches Glied in die große Kette ein.

In dem Gesammtwerke will Zola schildern, wie sich die Mitglieder einer und derselben Familie in den verschiedenen Geschlechtern unter den Einflüssen der allgemeinen sittlichen, ökonomischen, religiösen und politischen Verhältnisse des Kaiserreichs, unter den verschiedenen individuellen Bedingungen der Erziehung, der Umgebung und vor Allem unter der Einwirkung des naturgeschichtlichen Gesetzes der Vererbung verschiedenartig entwickeln.

Die Stammmutter, aus dem Bauernstande, ist nervös, hysterisch

sinnlich und einfältig, und alle ihre Abkommen zeigen gewisse krankhafte Erscheinungen, Uebertreibungen nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Die Stammmutter verheirathet sich legitim mit einem hartherzigen, habsüchtigen Bauern, und fast alle Kinder und Enkel dieser Abstammung zeichnen sich aus durch Mangel an Herzensgüte und rücksichtsloses Streberthum. Als Wittwe hat diese Stammmutter ein Liebesverhältniß mit einem verwegenen, aber nicht schlechten Menschen, der als Wilderer in ständiger Auflehnung gegen das Gesetz lebt, und die Sprossen aus dieser Verbindung besitzen als entscheidende Charaktereigenthümlichkeit ein Gemisch von Herzensgüte, Gewaltthätigkeit, Rohheit.

Aus der Mischung des Blutes dieser Adelaide Fouque, der Stammmutter, mit dem Bauern Rougon stammen die kühl berechnenden Streber, und schon im zweiten Geschlechte begegnen wir unter diesen Abkommen einem Minister.

In den Kindern und Kindeskindern der Adelaide Fouque mit dem Wilderer Macqart wüthet die erbliche Trunksucht verhängnißvoll weiter, und da zeigen sich neben der Herzensgüte und den edlen Eigenschaften die sich nur selten ungehindert entwickeln können, die Laster und Verbrechen, als deren schrecklichsten Vertretern im dritten Geschlecht wir der zügellosesten Ausschweifung und dem entsetzlichsten Laster in Nana und der tragischen angeerbten Mordlust in Jacques Lantier, dem Helden des neuesten Romans, begegnen.

Der grundlegende Roman des Cyklus ist naturgemäß der erste: „La Fortune des Rougon", in dessen Mittelpunkte Adelaide Fouque mit ihren beiden Männern, dem gesetzmäßigen und dem erwählten, dem Bauern Rougon und dem Wilderer Macquart, steht. Aus diesen Verbindungen gehen hervor: Pierre Rougon, ein ehrgeiziger, rücksichtsloser Bauer, der später Oelhändler wird und sich mit der verschlagenen Felicité Puech vermählt; und Antoine und Ursule Macquart. Antoine ist ein fauler, verlüderter Korbflechter, der sich mit Josefine Gavaudon, einer rohen, aber gutmüthigen, der Trunksucht ergebenen Person, vermählt. Ursule, die von ihrer Mutter die Schwächlichkeit geerbt hat, ist ein zartes, sentimentales, gutes Wesen, das sich mit dem fleißigen und soliden Hutmacher Mouret verehelicht. Hier kommt also das zwar Schwächliche, aber Gute, zum Guten, und die Sprossen dieser Verbindung, die Mourets, sind die erfreulichsten Früchte, die dieser Stammbaum trägt.

Das zweite Geschlecht stellt die Helden zu folgenden Romanen: „Son Excellence Eugène Rougon", „La Curée", „La Conquête de Plassans", „Le Ventre de Paris", „L'Assommoir" und „Une Page d'amour". Aus der Ehe von Pierre Rougon und Felicité sind fünf Kinder hervorgegangen. Die drei Söhne haben studirt. Der älteste, Eugène, ist Jurist, wird imperialistischer Streber und Minister. Der zweite, Pascal, wird Mediciner und bleibt außerhalb der Familie, die

er mit naturwissenschaftlicher Objectivität studirt. Der dritte, Aristide, bummelt als Student, macht kein Examen, wird vom Geldfieber und von der Speculationswuth befallen und bringt es auch zu einem großen Schwindelvermögen, das ihm gestattet, seiner Genußsucht zu fröhnen. In erster Ehe hat sich dieser Gründer Aristide mit Angela Sicardot verheirathet, in zweiter Ehe mit einer leichtsinnigen und lasterhaften Person aus guter Familie, mit Renée, die mit ihrem eigenen Stiefsohn ein strafbares Verhältniß anfängt und an einer Gehirnkrankheit stirbt. Die beiden Mädchen, Sidonie und Martha, verheirathen sich, — am glücklichsten Martha mit ihrem Verwandten, François Mouret, einem soliden Kaufmann.

Aus dem Macquart'schen Blute stammen im zweiten Geschlecht: erstens aus der Ehe Antoines mit Josefinen drei Kinder: Lisa, Gervaise und Jean; zweitens aus der Ehe der Ursule Macquart mit Mouret ebenfalls drei Kinder: François, Helene und Silvère.

Lisa Macquart, ein hübsches, braves, gutes Mädchen, heirathet einen ordentlichen Mann, den Schweinemetzger Quenu. Gervaise, ein gutmüthiges, aber sinnliches Frauenzimmer, verbindet sich zuerst mit dem Gerber Lantier, einem elenden Lump, und alsdann mit dem Dachdecker Coupeau, der ursprünglich ein anständiger Mensch ist, aber nach einem Unfall, der ihn brodlos macht, verbummelt und Säufer wird. Auch Gervaise ist, wie ihre Mutter Josefine, der Trunksucht ergeben. Der Bruder Jean, der Schreiner wird, spielt keine besondere Rolle in dem Cyclus.

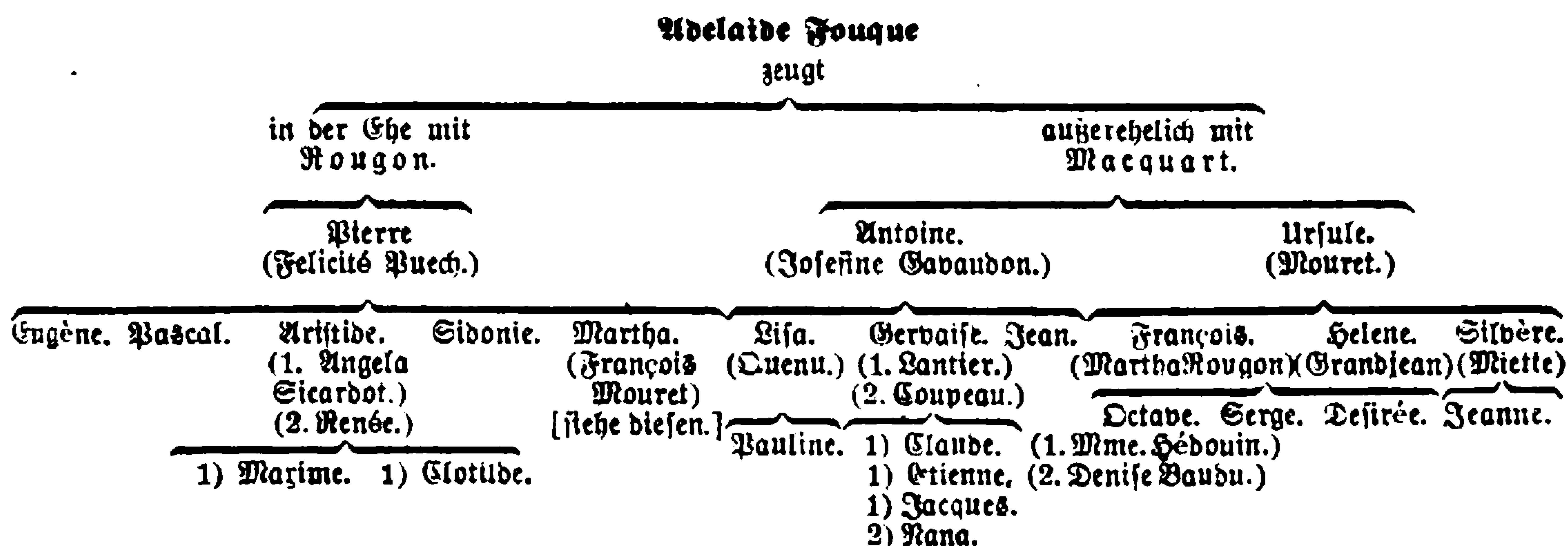
Die Kinder von Ursule Macquart und dem Hutmacher Mouret sind: François, ein rechtschaffener Kaufmann, der später schwachsinnig wird, Helene, ein gutes, wohlgebildetes Mädchen, und Silvère, ein Träumer, Idealist und Halbwisser. François heirathet seine Halbcousine Martha Rougon, ein Mädchen von erotisch-mystischer Veranlagung, aber nicht schlimm, vielleicht die liebenswürdigste des ganzen Rougon'schen Schlages. Helene vermählt sich mit dem Fabrikanten Grandjean.

Dem dritten Geschlecht begegnen wir in den Romanen: „La Faute de l'abbé Mouret", „Nana", „Pot-Bouille", „Au Bonheur des Dames", „La Joie de vivre", „Germinal", „L'Oeuvre", „La Terre", „Le Rêve" und „La Bête humaine". Da sind also zunächst die beiden Kinder des Aristide Rougon und der Angela: Maxime, der verächtliche, hinfällige, entnervte kleine Stutzer des Kaiserreichs, der „petit-crevé", der mit seiner Stiefmutter Renée strafbare Beziehungen hat, und Clotilde. Dann aus der Mischung des Blutes der Rougon und der Macquart, aus der Ehe zwischen François Mouret und Martha Rougon, drei Kinder: Octave, der Großkaufmann, der in seiner Ehe mit Madame Hédouin in „Pot-Bouille" seine Laufbahn beginnt und als der Besitzer des mächtigen Modemagazins „Au bonheur des dames" in der zweiten Ehe mit der liebenswürdigen und guten Denise Baudu den Gipfel seiner Laufbahn erklimmt; Serge, in dem sich der mystische Sinn der Mutter

fortgeerbt hat, der Geistlicher wird, und Désirée. Aus der Ehe der Helene Mouret mit dem Fabrikanten Grandjean stammt Jeanne. Aus der Ehe der braven Lisa Macquart mit dem Schweinemetzger Quenu ist Pauline, die sympathische Heldin der „Joie de vivre“, hervorgegangen.

Am interessantesten sind die Sprossen der Gervaise. Aus ihrer Ehe mit dem elenden Lantier stammen: Claude, ein halbes Genie, der Maler eines großartigen Bildes, das nie fertig wird, der sich unter den deutlichen Anzeichen des Irrsinns, der verhängnißvollen Vererbung der Macquart'schen Trunksucht, das Leben nimmt, der Held des Romans „L'Oeuvre“; Etienne, eitel, großartig, gewaltthätig, der Held von „Germinal“, der aus Leidenschaft einmal einen Menschen tödtet, der Grubenarbeiter, den das sociale Elend zum Aufständischen macht; und Jacques, ebenfalls ein guter Mensch, in tragischer Weise durch die Trunksucht seiner Eltern und Großeltern erblich belastet und periodisch von Mordwahnsinn befallen, der Held der „Bête humaine“. Die Tochter der Gervaise Macquart und des Coupeau ist die schreckliche Dirne Nana.

Eine genealogische Tafel der Familie Rougon-Macquart mag diese sehr verwickelten und weitverzweigten Familienverhältnisse veranschaulichen:



Die eingeklammerten Namen sind die der Gatten bezw. Geliebten, und die Zahlen vor den Namen der Kinder geben an, von welchem Gatten diese abstammen.

Zola hatte diesen Stammbaum bereits im Jahre 1878 dem Roman „Une Page d'amour“ beigegeben und in seiner Vorrede darauf hingewiesen, daß der Entwurf seines Gesammtwerkes von vornherein in den festesten Linien umgrenzt worden sei, und daß er diesen Stammbaum schon jetzt veröffentliche, damit man nicht etwa glaube, daß er ihn nach Abschluß seines Werkes erst künstlich zurechtgemacht habe. Die Mittheilung dieser Abstammungstafel mag der Eitelkeit des Dichters geschmeichelt haben. Es mag ihm ein besonderes Vergnügen gewesen sein, zu betonen und nachzuweisen, daß das Hauptwerk seines arbeitsamen Lebens ein durchaus einheitliches ist, und daß alle Umrißlinien mit Bestimmtheit und Schärfe vorher gezogen sind. In Wahrheit aber hat das nicht viel zu bedeuten. Ob der Plan zu den Rougon-Macquart-Romanen von vornherein fest-

gestanden, ob er sich während der Arbeit erst herausgebildet, ob er diese oder jene Veränderung erfahren hat, das ist schließlich ganz gleichgültig. Wir haben nur ein Interesse daran, wie die einzelnen Romane selbst ausfallen, und wie sie sich in den Gesammtplan schicklich einfügen.

Es fällt uns daher auch gar nicht ein, Emile Zola deswegen zu chicaniren, daß er im Jahre 1889 etwas Anderes macht, als er es im Jahre 1870 vorhergesehen hatte. Es ist uns vollkommen gleichgültig, aus der früher mitgetheilten Stammtafel zu ersehen, daß Zola ursprünglich der Gervaise aus ihrer Verbindung mit Lantier nur zwei Söhne gegeben hat, während in „La Bête humaine" ein dritter, früher noch nicht genannter Sohn der Gervaise, Jacques, auftritt.

Das pedantische Festhalten an dem einmal gefaßten ursprünglichen Plane wäre eine Kinderei und eine Thorheit. Uns genügt es vollauf, daß dieser Jacques nach seiner ganzen physischen und psychischen Beschaffenheit sehr wohl die Frucht der guten, lüderlichen Gervaise und des trunksüchtigen Lantier sein kann.

* * *

Es ist unzweifelhaft richtig, daß es keine kritische Gewalt giebt, die den Dichter in der Wahl seines Stoffes beschränken darf.

Der diesmal von Zola gewählte Stoff macht nun die Schilderung der sittlichen Entartung, der Scheußlichkeiten und Widerwärtigkeiten geradezu nothwendig. Zola geht aber in seiner sonderbaren Vorliebe für das Häßliche und Abstoßende über den Zwang des Nothwendigen sogar noch hinaus und gefällt sich in überflüssigen und entbehrlichen Unsauberkeiten. In dieser Beziehung sind einige Einzelheiten sehr charakteristisch: Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers, hat einen kleinen Posten an der Bahn. Er hätte sie ganz gut als Aufwaschfrau oder dergleichen beschäftigen können. Aber nein, er giebt ihr den unangenehmsten Posten, der denkbar ist. Misard, der seine Frau tödtet, wählt dazu den unappetitlichsten Weg.

Die Zärtlichkeiten, die der Dichter selbst in das tiefe Dunkel der Nacht verlegt, werden von ihm mit hellsehendem Auge so deutlich geschildert, als ob die volle Sonne darauf schiene. Mit Wohlgefallen werden die Ausschweifungen des alten Sünders in abscheulicher Breite besprochen. Und wenn Zola die Wahl bleibt zwischen dem statthaften und dem cynischen Ausdruck, so kann man darauf wetten, daß er sich für den garstigen entscheidet.

Der Begriff, daß es eine Keuschheit für Ohren, Augen und andere Sinne giebt, scheint Zola niemals aufgegangen zu sein. In dieser Beziehung ist er nicht der Mann unserer Cultur, will es nicht sein. Wenn man das Schamgefühl als eine Frage des Längengrades hat bezeichnen dürfen, so ist er auch nicht der Mann unseres Welttheils. Er hat in dieser Beziehung nicht die Anschauungen unseres Landes, auch nicht seines eigenen Landes. Er hat eine von allen Bedingungen unseres Daseins und unseres Klimas

losgelöste, von jeder Rücksicht befreite Auffassung, die vielleicht bei irgendwelchen wilden Völkerschaften zu Hause sein mag.

Ich habe mich allmählich zu der Meinung bekehrt, daß dem großen Schriftsteller, dessen vornehme und edle Gesinnung von Niemand angezweifelt werden darf, die Erkenntniß des Schicklichen, das Unterscheidungsvermögen zwischen dem, was man sagen darf und was man verschweigen soll, überhaupt fehlt. Denn die Widerwärtigkeit und Gemeinheit seiner Ausdrucksweise hat durchaus nichts Lüsternes, nichts Schlüpfriges, sie hat eine gewisse ehrliche Selbstverständlichkeit: sie wandelt in paradiesischer Nacktheit ohne Feigenblatt daher. Als ich durch Zolas erste Romane die Bekanntschaft mit diesem eigenthümlichen Mann machte, hielt ich diese häßliche Sonderbarkeit für gewollte und berechnete Zote. Allmählich aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Speculation auf die uneingestandene Freude an der Gemeinheit, die den großen Haufen beherrschen mag, dem bedeutenden Manne fernliegt. Seinem schriftstellerischen Schaffen fehlt einfach der große ästhetische Regulator, der Geschmack. Der Sinn für das Wohlanständige und für das Unanständige ist ihm vollkommen versagt. Diese Klappe functionirt nicht in dem sonst so wunderbar organisirten Gehirn des großen Schriftstellers.

Das ist tief beklagenswerth, ja, es ist ein Unglück, und Zola hat dadurch um so mehr Unheil angerichtet, als sein mächtiges Talent ihn befähigt hat, Schule zu bilden. Er vor Allem, ja vielleicht er allein, hat es verschuldet, daß der Ton unserer gesammten zeitgenössischen Literatur, nicht nur in Frankreich, in betrübender Weise herabgedrückt worden ist.

Und nicht nur in Frankreich, auch anderwärts sehen wir prahlhänsige Jünger dieser neuen Schule erstehen, die die Vornehmheit und den Adel im Ausdruck als geschniegelt und affig begeifern. Das Niedrigste und Derbste, ja nur das Gemeine soll wahr, soll echt und kräftig sein. Die Sauberkeit des Ausdrucks ist Ziererei, Feigheit, Lüge. Unsere jüngere Literatur renommirt mit dem schmutzigen Hemd.

Aber noch schlimmer als der Einfluß, den Zola durch die Bedeutung seiner schriftstellerischen Individualität auf die jüngeren Berufsgenossen geübt hat, ist sein Einfluß auf das Publikum selbst. Er mehr als jeder Andere hat uns an das Häßliche und Widerwärtige gewöhnt. Er hat es dahin gebracht, daß die Leser das Gemeine, das Zola als Selbstverständliches schreibt, auch wie etwas Selbstverständliches hinnehmen. Der Aufschrei der Entrüstung über das Unerträgliche, Geschmackwidrige und Schauderhafte, den früher jeder Roman Zolas hervorrief, ist allmählich verstummt. Der Leser scheint kaum noch zu merken, was er sich von diesem Schriftsteller bieten, welche Ungeheuerlichkeiten er sich ruhig erzählen läßt!

In dem Drama „Die Macht der Finsterniß“ von Leo Tolstoi, das mit den Werken Zolas die Eigenschaften der Großartigkeit und der Abscheulichkeit gemein hat, sagt der alte Akim, der ein ähnliches Geschäft

verrichtet, wie Severinens Amme in Zolas neuestem Roman, der die Mistgruben reinigt: „Das ist richtig, Anfangs stößt der Geruch auf. Gewöhnt man sich dran, dann macht's nichts aus. Ganz wie Branntweinschlempe! Nämlich . . . ganz genau so!"

Und ganz genau so verhält es sich mit den Miasmen, die aus den Zola'schen Werken aufsteigen, die zunächst Ekel und Uebelkeit hervorgerufen haben, an die man sich aber auch gewöhnt hat, hat gewöhnen müssen, wenn man die Hervorbringungen eines der merkwürdigsten Schriftsteller unserer Zeit nicht einfach ignoriren will.

Zola hat eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, in dieser Beziehung seine Macht erwiesen zu haben. Der Unflath, der früher in elenden, talentlosen Machwerken zur Erbauung junger und alter Lüstlinge von anonymen Pressen hergestellt und heimlich und versiegelt in einen beschränkten Kreis des Publikums eingeschmuggelt wurde, ist durch Zola literatur- und salonfähig geworden. Er macht sich breit und erhebt keck und schamlos die Stirn in den Werken eines der größten Erzähler, die die Literatur überhaupt kennt. Ein erstes und vornehmstes Verlagsgeschäft vertreibt diese Werke und überschwemmt damit den Weltmarkt. Unwillkürlich denkt man an die herrlichen Worte des sterbenden Valentin:

„Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht."

* * *

Die Vorzüge dieses neuesten Romans in der Erfindung, in der Gestaltung und Anordnung des Stofflichen, in der Charakteristik und in der Schilderung gebieten den tiefsten Respect vor dem Können dieses ausgezeichneten Mannes.

In der künstlerischen Composition ist dieser Roman, dessen Titel: „La Bête humaine" wohl am einfachsten und treffendsten ganz wörtlich mit „Die menschliche Bestie" zu übersetzen ist, vielleicht der vollendetste, den Zola geschrieben hat.

In den früheren Werken Zolas störten immer unangenehme Längen und allzu breite Schilderungen des Ueberflüssigen. Vieles war geradezu langweilig. Diesmal ist Zola viel knapper als gewöhnlich, und bis auf verhältnißmäßig wenige Seiten, die die Eisenbahnstrecke zwischen Paris und Havre zu verschiedenen Malen mit einer lästigen Anhäufung von topographischen Einzelheiten schildern — bis auf diese Schwerfälligkeiten, die

die Schnellflüssigkeit der Handlung hemmen, rücken die Ereignisse stetig, wenn auch ohne Ueberstürzung, vor, und nicht einen Augenblick ermattet die Theilnahme des Lesers an dieser verhängnißvollen Fortbewegung.

Die scharfsinnig erdachte Geschichte ist in ihren vielfach verschlungenen und verwickelten Fäden so klar und verständlich wie nur möglich. Alles ist am rechten Flecke richtig angebracht und richtig gesagt.

Durch den wahrhaft kunstgerechten Aufbau weiß Zola uns beständig zu fesseln, ohne jemals zu den niedrigen Mitteln des Handwerks, zur wohlfeilen Hervorrufung der sogenannten „Spannung" zu greifen.

Ganz meisterlich ist in dieser Beziehung der Bericht eingefügt, durch den wir das Hauptverbrechen, die Ermordung des Präsidenten, in allen seinen Einzelheiten kennen lernen. Daß der Mord geplant wird, erfahren wir gleich auf den ersten Seiten. Wir erfahren auch, daß der Anschlag gelingt. Wir sehen die Folgen. Wir kennen Alles, nur nicht die Mordscene selbst. Und doch haben wir dasselbe Interesse daran, die Wahrheit darüber bis in's Geringfügigste zu erfahren, wie der Untersuchungsrichter, der vergeblich nach den Mördern fahndet.

Diese Wahrheit erfahren wir aber erst viel später, und zwar unter den eigenthümlichsten und richtigsten Bedingungen: im vertraulichen Austausche der am Mord betheiligten Severine mit ihrem Geliebten. Wir belauschen diese Unterhaltung, die im Dunkel im leisesten Flüstertone zwischen der Mörderin und ihrem Buhlen in zärtlicher Umschlingung geführt wird. Es ist wahrhaft genial, diesen Bericht über das Hauptsächliche gerade an diese Stelle des Romans und unter diese unheimlichen Bedingungen verlegt zu haben.

Bis zur letzten Seite weiß Zola das Interesse an den Vorgängen und Persönlichkeiten rege zu erhalten, und niemals wendet er gewaltsame Mittel an. Er verschmäht plumpe Ueberraschungen. Alles ist einfach, natürlich, erwartet. Und doch ist in diesem Erwarteten immer wieder etwas Neues. Mit einem Wort: als künstlerische Composition erscheint mir dieser Roman als ein Werk ersten Ranges.

* * *

Es giebt keinen Schriftsteller, ja, es hat vielleicht nie einen Schriftsteller gegeben, der so gut zu schildern weiß wie Zola. Aber gerade in seiner Eigenschaft als Maler mit der Feder hat er auch den Fehler seiner Vorzüge: er sieht vielleicht allzu scharf, und er besitzt vielleicht in zu hohem Grade die Gabe, das Erfaßte in den schärfsten Farben und mit übertriebener Deutlichkeit zu zeichnen. Und der Lockung, seine Kunstfertigkeit als schildernder Mikroskopist zu zeigen, vermag er nicht zu widerstehen.

Seine früheren Romane leiden daher unter der pedantischen Genauigkeit und der verwirrenden Anhäufung von allen möglichen Einzelheiten. Dadurch wird die Perspective des Bildes gestört, und es verliert an

plastischer Wirkung. Der Hintergrund darf eben nicht mit derselben minutiösen Kleinmalerei behandelt werden, wie die Hauptfiguren.

Dieser Fehler, den Zola zwar noch nicht ganz abgelegt hat, tritt in dem neuesten Romane doch viel weniger störend hervor. Die wichtigsten Figuren und Ereignisse heben sich scharf und in hellem Lichte ab. Ganz und gar hat sich Zola freilich auch diesmal von der gerügten Schwäche, technische, topographische und sonstige Angaben auszukramen, noch nicht loszusagen vermocht, und für die Genauigkeit und Richtigkeit dieser Einzelheiten, die Manche bewundern, habe ich, ehrlich gesagt, nicht viel übrig. Derartige ad hoc erworbene Specialkenntnisse sind doch nur Leimruthen für Gimpel.

Gerade bei diesen Angaben verfällt Zola auch in den einzigen Fehler, der ihm als Schriftsteller zum Vorwurf gemacht werden kann: in den Fehler der Wiederholung. Die Strecke von Paris nach Havre wird uns wohl zehnmal geschildert. Mit allen an der Handlung betheiligten Personen müssen wir darauf hin- und herrutschen, an den verschiedenen Stationen anhalten und beständig den Kopf zum Wagenfenster hinausstecken und uns umsehen. Wir lernen aber die Gegend deswegen doch nicht besser kennen, als irgend eine beliebige andere uns gleichgültige Bahnstrecke, die wir im Zuge durchsausen. Eine scharfe und genaue Vorstellung gewinnen wir doch nur von dem kleinen Flecke zwischen Rouen und Barentin: da, wo der Zug einen mächtigen Tunnel durchfährt, wo sich unweit der Barriere ein schräg an den Bahnkörper angebautes einsames Wärterhäuschen und dann ein Park mit einem verödeten Gartenhause, das von der Bahn aus sichtbar ist, befinden. Wir brauchen eigentlich auch gar nichts Anderes zu kennen, als diese paar Kilometer der langen Strecke, und der seitenlangen Schilderungen hätte es dazu nicht bedurft. Der Weg ist uns im Uebrigen vollkommen gleichgültig. Wir denken doch immer nur an das alte Haus im Park und dessen nächste Umgebung.

Das aber ist gewiß eine richtige dichterische Empfindung — und man braucht nicht einmal ein Dichter zu sein, um dergleichen schon empfunden zu haben —, daß gerade ein Haus wie dieses zum Schauplatze eines unheimlichen Vorganges wie gemacht ist. Jedermann, der vom Fenster des Eisenbahnwagens aus in einer unbekannten Gegend irgendwo so ein einsames Haus hat liegen sehen, wird schon eine derartige eigenthümliche Empfindung gehabt und sich gesagt haben: Was mag sich wohl in diesem Hause schon abgespielt haben? Gewiß etwas Sonderbares, vielleicht etwas Tragisches und Schreckliches . . .

Es ist geistvoll und gut, daß Zola diese Empfindung, die sich aller Welt bemächtigt, aufgegriffen und dichterisch verwerthet hat, daß er gerade ein solches Haus, an dem wir vorüberrasen, das wir nur auf einen Augenblick flüchtig erspähen, und das sich dennoch unserer Phantasie mit sonderlicher Gewalt aufdrängt — und so stark aufdrängt, daß wir immer

wieder daran zurückdenken müssen —, zum Schauplatz einer blutigen Katastrophe gewählt hat.

Da Zola seinen neuesten Roman auf der Eisenbahn spielen läßt, hat er sich mit dem technischen Apparate der Bahn natürlich vertraut gemacht. In dieser Beziehung ist er sicher Autodidakt, und als solcher hat er auch den von Gutzkow als das bezeichnende Merkmal für den Selbstlehrer angeführten Drang, die eben erworbenen Kenntnisse sofort an den Mann zu bringen — eine wahre Hast, um Gottes willen nur Alles gleich wieder loszuwerden, damit nichts verloren geht!

Alles, was Zola von den Fachmännern, die mit dem Eisenbahnwesen vertraut sind, erfahren und was er in sein Notizbuch notirt hat, — Alles das muß er den Lesern wiederholen. Da darf kein Wörtchen verschwiegen bleiben.

Nun ist es freilich ganz richtig, daß man, wenn man als Romanschriftsteller von Sachen spricht, um die man sich bisher nicht sonderlich hat zu kümmern brauchen, sich genau unterrichten und keine falschen und thörichten Angaben machen soll. Aber diese schriftstellerische Gewissenhaftigkeit ist doch etwas Anderes, als das protzenhafte Prunken mit der Kenntniß aller möglichen Einzelheiten, die den Gebildeten nicht weiter interessiren, und ohne deren Kenntniß er sein ganzes Leben lang gut auskommen kann. Das hat etwas Großspuriges, und es ist dabei ein gar billiges Vergnügen! Ein kluger, verständnißvoller und gewissenhafter Mann, ein Mann wie Zola, kann sich in einigen Stunden, oder doch in einigen Tagen, alles erforderliche Material, um in einer Specialität wie ein eitler Pfau sein Rad zu schlagen, ohne sonderliche Anstrengung zu eigen machen.

Alle großen Meister der Schriftstellerei stimmen indessen darin überein, daß gerade diese Sucht, Alles zu sagen, was man weiß, eine grobe Unart ist, die sich der feinergebildete Schriftsteller niemals zu Schulden kommen lassen darf. Die Uebereinstimmung in den Aussprüchen der großen Dichter ist in diesem Falle eine so merkwürdige, daß ich mich versucht fühle, diese Warnungen hier zusammenzustellen:

Voltaire sagt:

„Le secret d'ennuyer est celui de tout dire."

Goethe:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben ...
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Schiller:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht,
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

Die Wichtigthuerei mit fachmännischen Kenntnissen, die Ueberlastung der Schilderung mit allerlei gleichgültigem Krimskrams sind allerdings bedauerliche Fehler, aber sie wiegen nicht schwer im Verhältniß zu den

erstaunlichen Eigenschaften, die Zola in der Beschreibung bewährt. Die Fehler stören nur das Einzelne, die Vorzüge aber heben das Ganze.

Die Schilderung des Hauptsächlichen ist bei Zola geradezu bewundernswerth und von einer Anschaulichkeit sondergleichen. Man sieht die Menschen, die er vorführt, leibhaftig vor sich, man bewegt sich in den Räumlichkeiten, die er darstellt, und die Handlungen, die er erzählt, vollziehen sich vor unseren Augen. Und immer, wenn er das Wichtige schildert, genügen ihm wenige feste, starke Striche, und er verwickelt sich dann nie in überflüssige Ausführlichkeiten. Für die Bilder, die er von seinen im Vordergrunde stehenden dichterischen Geschöpfen entwirft, genügen ihm wenige Züge. Aber diese sind so fest, so deutlich, daß wir diese Menschen selbst nach der flüchtigen Begegnung auf den ersten Blick wiedererkennen, deren charakteristische Physiognomie und eigenartiges Wesen nie wieder vergessen.

Da ist der Bahnhofsinspector Roubaud mit seiner gedrungenen vierschrötigen Gestalt, mit seinen vollen rothen Haaren und seinem blonden Bart, mit den großen kräftigen Händen, denen man den früheren Bahnarbeiter anmerkt. Und wie sich der Elende im Laufe der Begebenheiten verändert! Wie der muskulose starke Mann nach dem Verbrechen Fett ansetzt, schwerfällig wird, aufgedunsen!

Da ist der hübsche Locomotivführer Lantier mit seinem runden Kopf dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen, mit den merkwürdigen braunen schwermüthigen Augen, die kleine Goldpünktchen in der Iris zeigen, und dem unsicher flackernden, mitunter angstvoll flehenden scheuen Blick.

Und die beiden Heldinnen Severine und Flora! Severine, die durch die Verbrechen, an denen sie stark betheiligt ist, wie traumhaft und unbetheiligt taumelt, die hübsche junge Frau mit ihrem Madonnengesichtchen, mit ihren sanften grünblauen Augen und dem üppigen schwarzen Haar. Zola scheint ein besonderes Gefallen daran zu haben, das Haupthaar als einen „Helm“ zu bezeichnen. Jedesmal, wenn er das Aeußere der Einen oder Andern mit einigen Worten schildert, läßt er Severinen in ihrem „schwarzen Haarhelm“ und Flora in ihrem „blonden Haarhelm“ erscheinen. Das Bild kehrt wohl ein Dutzendmal in dem Romane wieder.

Die ungeberdige und ungestüme Flora, ein rauhes Naturkind in der Vollblüthe, ist eine Art ländlicher Brünhild, ein Heldenmädchen, großartig in ihrer Jungfräulichkeit, großartig in ihrer unerwiderten Liebe und fürchterlich in ihrer Rache. Man sieht das Mädchen mit den kräftigen schlanken Gliedern und dem festen weißen Fleisch, mit dem flachsblonden üppigen Haar, wie eine Gestalt aus der nordischen Sagenwelt, die durch eine geheimnißvolle Laune der Natur in unserer Gegenwart Fleisch und Blut gewonnen hat, leibhaftig vor sich stehen.

Meisterlich ist auch das Ehepaar Misard: der kleine verkümmerte nichtswürdige Schleicher, der hüstelnde Schwächling, der giftige Wurm, der langsam mordet, und die starrköpfige Frau Phasie, die die tausend Franken,

die sie geerbt hat, um keinen Preis ihrem habsüchtigen Mann geben will, und die sich deshalb in ihrem blödsinnigen Bauerntrotz mit ruhigem Bewußtsein hinmorden läßt.

Und eben so wahr und eben so plastisch sind alle anderen Gestalten des Zola'schen Romans.

Die Schilderung des Räumlichen bleibt hinter der des Figürlichen nicht zurück. Wir kennen das hohe alte Haus am Pariser Bahnhofe, das die Eisenbahndirection für ihre Beamten gepachtet hat. Wir kennen das Zimmer im obersten Stockwerk, das Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers Pecqueux, dem jungen Ehegatten zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Es ist das richtige Pariser Proletarierstübchen, eng, mit wenig Möbeln, sauber, dürftig, überheizt. Und es ist der rechte Ort für den ersten Ueberfall, für die Mißhandlung Severinens durch Roubaud, für das nächtliche Geständniß, das Severine ihrem Geliebten ablegt.

Wir kennen auch das Wärterhäuschen, in dem Misard mit seiner sterbenden Gattin und der ungeberdigen Flora haust, und das jedesmal, wenn der Zug vorüberdonnert, so durchschüttert wird, daß die Möbel wackeln und die Gläser klirren.

Wir kennen vor Allem das unheimliche und unbehagliche Landhaus, das unweit von Misards Wohnung, ebenfalls hart am Bahnkörper, liegt, im Grün, das Landhaus des Präsidenten, wie verhext, grausig. Und es giebt keinen geeigneteren Schauplatz für all die Schandthaten, die sich da abspielen. Da ist Severine vom Präsidenten verführt worden, da wird zwischen Severinen und dem verunglückten Locomotivführer Lantier Alles verabredet, um den überflüssigen und uninteressanten Mann, den Mörder des Präsidenten, gewaltsam zu beseitigen; und da überfällt bei der geplanten Ausführung dieses Verbrechens den unglücklichen Lantier die angeerbte Mordlust, und er bohrt das Messer in Severinens Hals.

Eben so richtig und scharf sind die Dienstwohnungen im Bahnhofsgebäude zu Havre geschildert: die ewig graue und unerquickliche des Bahnhofsinspectors, die auf den Perron geht, mit der verstimmenden Aussicht auf das trostlose Zinkdach, das den freien Blick absperrt, und die nach der Stadtseite zu gelegenen freundlichen Stuben mit dem Blick auf das lustige Leben der Hafenstadt. Alles das sehen wir vor uns, wir befinden uns in Räumen, die uns sogleich vertraute sind.

Die Schilderung des Landschaftlichen ist eben so bedeutend, wie die des Interieurs. Vor Allem ragt da das Bild des Schneesturms unter sackgrauem Himmel hervor.

Die größte Meisterschaft aber bekundet Zola in der Erzählung der Begebenheiten. Jede Scene ist in der Darstellung ein untadeliges Meisterwerk. So gleich die rohe Mißhandlung zu Anfang des Buches. Man sieht die noch arglose junge Frau, die sich durch ein unbedachtes Wort verräth, unter dem unerwarteten gewaltigen Faustschlage ihres Mannes

zusammenbrechen. Der Anprall des Zuges gegen den mit schweren Quadersteinen beladenen Karren, die Entgleisung, das Eisenbahnunglück, der mit wahrhaft homerischer Einfachheit und Größe geschilderte Selbstmord Floras, die Ermordung Severinens durch Jacques, der furchtbare Zweikampf zwischen dem eifersüchtigen besoffenen Heizer und dem Locomotivführer auf der Maschine, das Herunterkollern der Beiden, ihre Zerfleischung, das Dahinsausen des führerlosen Zuges in das Ungewisse, wahrscheinlich in die Vernichtung, während die trunkenen, nichtsahnenden Soldaten johlen und schreien — jede Scene, jeder einzelne Vorgang, kann man sagen, ist ein fertiges herrliches Bild von schärfsten Umrißlinien und in den sattesten Farben. In dieser Kunst ist Zola vielleicht der größte Meister.

Auch die Charakteristik ist durchaus echt und bedeutend. Die Figuren, die Zola vorführt, sind innerlich eben so wahr wie äußerlich. Sie sehen nicht bloß aus wie lebende Menschen, sie leben wirklich, und sie entwickeln sich mit grausamer Folgerichtigkeit.

Der ehrliche Arbeiter Roubaud, der ein guter Beamter ist, wird durch ein ideales Motiv, durch Liebe und Eifersucht, zum Mörder. Und nun wird er durch die Schwerkraft des Verbrechens, obgleich er unter dessen Folgen einstweilen nicht zu leiden hat, allmählich wirklich ein ganz gemeiner Verbrecher. Um sich zu betäuben, spielt er zunächst; um die Verluste zu decken, wird er alsdann zum Dieb und macht das ideale Verbrechen zu einem nachträglichen gemeinen Raubmord. Er, der durch die Leidenschaft für seine Frau auf die Verbrecherbahn gedrängt ist, duldet es mit der Zeit, daß seine Frau einen Geliebten hat, und drückt ein Auge zu. Alles Ehrgefühl, aller Sinn für das Anständige wird durch das erste unheilvolle Verbrechen, das bei allem Schrecken an sich doch eine gewisse Größe und Reinheit hatte, zu Schanden gemacht und ausgetilgt. Er wird stumpf, sein Gewissen peinigt ihn nicht mehr. Er wird fett, und als elender Lump endigt er sein abscheuliches Dasein im Zuchthause.

Am interessantesten ist wohl Severine. Das anmuthige, sanfte, von Hause aus gutgeartete Mädchen ist durch die Ausschweifungen des alten Sünders verführt worden. Sie ist damals ein Kind gewesen und ist ein Kind geblieben. Sie hat es geschehen lassen, ohne zu wissen und ohne sich etwas dabei zu denken. Sie ist in der That entehrt, aber jungfräulich im Gemüthe geblieben. Zola verweilt bei der Schilderung dieses Gegensatzes mit besonderer liebevoller Bedächtigkeit. Es reizt den tiefsinnigen Mann, wie schon in Roubaud ganz besonders in der Gestalt dieser Severine die corrumpirende Gewalt der objectiven That zu zeigen. Subjectiv ist Severine noch gut geblieben, aber das an ihr verübte Verbrechen des Präsidenten hat in ihr schon sittlich verheerend gewirkt. Sie ist noch eine gute Frau, die ihren Mann glücklich macht, ohne ihn gerade zu lieben, die ohne Leidenschaft pflichtgemäß gewährt, was dieser in seiner Leidenschaft wild begehrt. Sie ist eine nüchterne, alltägliche, simple Ehefrau von an-

muthigem Aeußern. Sie schaudert noch bei dem Gedanken, an dem Verbrechen, das Roubaud plant, theilzunehmen. Sie wird zunächst durch die überlegene Körperkraft ihres Mannes dazu gezwungen. Bei der Mordscene selbst aber leistet sie ohne Grauen, ja ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie etwas Schlimmes thut, ihrem mordenden Manne Beihülfe und unterstützt ihn dabei, den Widerstand des Opfers zu überwinden. Sie wirft sich auf die strampelnden Beine des Präsidenten, um ihren Mann die Rache vollenden zu lassen. Aber selbst diese schreckliche That scheint ihr Inneres eigentlich noch nicht ergriffen zu haben. Sie hat sich noch immer eine gewisse Reinheit des Gemüths und ihre freundliche Ruhe und Milde bewahrt. Da wird sie, die früher ohne ihr Wissen und Willen Besudelte, die ohne ihren Willen an der Mordthat Betheiligte, nun mit Bewußtsein zur schuldigen Gattin, zur Ehebrecherin, und nun gebiert diese böse That fortzeugend das Böse. Jetzt wird ihre Seele vollends vergiftet. Sie liebt ihren Buhlen leidenschaftlich, sie liebt zum ersten Mal in ihrem Leben. Und nun, nachdem die Angst vor ihrem Manne in dem Bewußtsein, einen Beschützer zu haben, allmählich schwindet, haßt sie den rohen Gesellen, dessen sittlichen Niedergang sie still beobachtet, und sie selbst wird von Roubaud angesteckt: sie will ihren Antheil an dem Mordgelde haben, und es erfüllt sie mit tiefster Entrüstung, daß ihr Mann Alles gestohlen hat; und zu dem Haß und der Empörung gesellt sich die tiefste Verachtung vor dem Elenden, der es weiß, daß sie mit dem Geliebten geheime Zusammenkünfte hat, und es ruhig duldet. Sie denkt daran, wie glücklich sie wohl sein könnte ohne ihn. Und ganz langsam und unmerklich, ohne daß sie sich selbst davon Rechenschaft ablegt, wird sie aus einer passiven zur activen Verbrecherin. Sie stiftet ihren Galan dazu an, ihren Mann zu tödten, erst schüchtern und behutsam, allmählich ohne Scheu und mit vollster cynischer Offenheit. Sie selbst trifft vorsorglich alle Maßregeln, um den Mord zu gutem Gelingen zu führen. Sie lockt ihren Mann in die Falle. Sie will sogar eine Art von Generalprobe des Mordes machen, damit Lantier den tödtlichen Streich sicher führe. Sie hat auch Alles ersonnen, um die Spuren zu verwischen. Kurz und gut: sie wird zur ruhigen, vorsorgenden, überlegenden Mörderin. Dabei bewahrt sie immer ihren lächelnden und sanften Ausdruck, den madonnenhaften Aufschlag ihrer Taubenaugen, ihr stilles, hausmütterlich liebes Wesen. Und als sie unter dem Messer Lantiers tödtlich getroffen zusammenbricht, schwebt auf ihren halboffenen Lippen die Frage: Warum?

Der ruhigen Severine steht die wilde Flora gegenüber, wie ein nordisches Hünenweib: wehrhaft in ihrer versagenden Jungfräulichkeit und schrecklich in ihrer Rache. Sie liebt Lantier. Lantier liebt eine Andere. Die Beiden, der Geliebte und ihre Nebenbuhlerin, müssen sterben. Und deswegen muß der Zug entgleisen. Ob da so und soviel andere Menschen mit zu Grunde gehen, ist ihr vollkommen gleichgültig. Diese gräßliche

und großartige jugendliche Schreckensgestalt weist vielleicht die bedeutendsten Züge auf. Als das Unglück, das sie angerichtet hat, in seiner ganzen Entsetzlichkeit ihr vor die Augen tritt, regt sich in dieser starken Brust nicht einmal ein Gefühl des Bedauerns darüber. Sie ist nur zum Tode betrübt, daß ihr Zweck, die Beiden zu tödten, verfehlt ist. Deshalb tödtet sie sich mit der einfachen Größe, die dem ganzen Wesen dieses herrlichen und entsetzlichen Mädchens aufgeprägt ist.

Jacques ist von anständigem Wollen. Aber unter dem verhängnißvollen Fluche des Ererbten wird er wider Willen zum Verbrecher. Seine ganze Willenskraft verwendet er darauf, sich im letzten Augenblick noch von dem Ungeheuren, zu dem er sich wie mit Peitschenhieben hingetrieben fühlt, abzulenken. Immer kämpft er dagegen an und kasteit sich. Der Umgang mit Severinen aber erschlafft seine sittliche Kraft. Als das Fürchterliche sich endlich erfüllt, als er das geliebte Weib, das sich an ihn schmiegt, niedergestochen hat, stürmt er sinnlos davon. Langsam dämmert in ihm das Bewußtsein des Geschehenen auf. Er fühlt keine Gewissensbisse bei dem Gedanken an das Scheußliche. Er empfindet etwas wie eine Befreiung, wie die Erfüllung des Unvermeidlichen, das doch einmal geschehen mußte. Bis zu dem Augenblick seines strafbaren Liebesverhältnisses ist sein unglückliches Dasein frei von verbrecherischen Thaten gewesen. Aber wie Roubaud, wie Severine, so wird nun auch er durch das Schwergewicht des Verbrechens in den sittlichen Morast hinabgezogen. Mit einer reizlosen alten Vettel fängt er ein dummes, sinnloses Verhältniß an, eigentlich aus Neugier, um zu probiren, ob das alte ererbte Uebel ihn wieder befallen werde. Er denkt gar nicht daran, daß er seinem armen treuen Freunde, dem Heizer Pecqueux, den Todesstoß damit versetzt. Auch in ihm hat sich die Empfindung für das Sittliche völlig abgestumpft. Ohne irgendwelche Regung des Gewissens wird er meineidig und läßt es geschehen, daß ein Unschuldiger an seiner Statt zu ewigem Kerker verurtheilt wird. Als die Locomotive den Körper des bejammernswerthen Mannes zermalmt, ist die Seele längst getödtet.

Eben so erschütternd wahr sind auch die anderen Exemplare der menschlichen Bestie: der rohe, aber herzensgute, trunksüchtige Heizer Pecqueux, der seinen Locomotivführer rührend liebt und furchtbar haßt, als er erfährt, daß dieser ihm seine Geliebte abspänstig gemacht hat, der ihn tödtet und sich mit ihm. Und Cabuche, dieser gutgeartete Caliban, eine Gestalt, wie aus Tolstois „Macht der Finsterniß“, ein unglückliches Wesen, das an der Blödheit und Verdummung zu Grunde geht, obgleich es nichts Arges verbrochen hat. Dieser Kärrner ist ein grundedler Mensch mit zarten Regungen und Empfindungen. Aber er kann sie nicht ausdrücken. Er ist einfach zu dumm dazu. Er liebt die geschändete kleine Tochter des Bahnwärters, Floras Schwester, wie ein edler Freund, er bewacht sie wie ein großer Hund. Dumm und täppisch verliebt er sich

auch in Severinen, und wie ein schwärmerischer Jüngling eignet er sich heimlich kleine Sachen an, die Severinens Hand berührt hat, schleppt diese in seine Höhle und erfreut sich daran. Es ist ein idealer Mensch, aber er ist vollkommen ungeschlacht. Und da man ihn an der Leiche Severinens blutbedeckt findet, da er im Besitze der Uhr des Präsidenten betroffen wird, wird er als Doppelmörder, als eine wahre Bestie in Menschengestalt verurtheilt. Und doch ist er der einzige Edle der ganzen Sippschaft. Die Verurtheilung läßt ihn schließlich ziemlich gleichgültig. Er fühlt, daß er unfähig ist, sich zu verantworten, und er ist daran gewöhnt, nicht recht verstanden zu werden. Mag man nun mit ihm anfangen was man wolle! Ob er da ist oder da, ist ihm einerlei. Ob er seine Steine karrt oder im Zuchthause Wolle spinnt, der Unterschied ist nicht groß. Dieser Cabuche ist wohl das traurigste und mitleiderweckendste Exemplar des menschlichen Thieres.

* * *

Neben den hervorragenden Eigenschaften, die Emile Zola in diesem Roman in der Composition, in der Schilderung und in der Charakteristik bewährt, müssen noch einige bedeutende Momente in der Ausführung erwähnt werden.

Es ist durchaus richtig beobachtet und unübertrefflich durchgeführt, wie die Schuldigen von dem unwiderstehlichen Drange der Selbstdenunciation befallen werden.

Die Beiden, die das Verbrechen an dem Präsidenten begangen haben, Roubaud und Severine, werden zunächst in keiner Weise behelligt und von keinem Menschen verdächtigt. Aber sie drängen sich instinctiv heran. Sie fühlen ein herrisches Bedürfniß, sich auffällig zu machen, sie schieben sich gewaltsam in den Kreis hinein, in den sie allerdings gehören, außerhalb dessen sie aber bisher gestanden haben.

Das zeichnet Zola in einem Dutzend kleiner Züge, vor Allem in der auffälligen und verdächtigen Absichtlichkeit, mit der die beiden Mörder die Freundschaft des Locomotivführers Lantier zu gewinnen suchen, der beim Vorübersausen des Zuges das Verbrechen mit einem Blick gesehen hat, selbstverständlich ohne die Urheber irgendwie zu erkennen. Jacques denkt zunächst natürlich auch gar nicht an den Bahnhofsinspector und an dessen Frau, er kann gar nicht an sie denken; aber von diesen selbst wird ihm der Verdacht aufgenöthigt. Allmählich ahnt er es, und schließlich weiß er es. Und als er es weiß, hat auch Severine das Bewußtsein, daß sie durchschaut ist; und nun fühlt sie sich gedrungen, es ihm einzugestehen und sich Schweigen von ihm geloben zu lassen. Bis dahin kennen sich die Beiden noch wenig; von Stund ab sind sie aneinander gekettet. Sie wird seine Geliebte, und da erzählt sie ihm Alles haarklein.

Ebenso drängt sich Severine an den hohen Beamten heran, der das compromittirende Schreiben aufgefunden, das sie, von ihrem Manne genöthigt,

an den Präsidenten gerichtet hatte. Sie könnte ihrem gefährlichsten Gegner so leicht aus dem Wege gehen! Aber nein! Sie sucht den Löwen in seiner Höhle auf. Sie weiß, der Staatssecretär besitzt ein Stück Papier, das mit ihren Schriftzügen bedeckt ist, und sie schreibt auf seinen Wunsch etwas nieder. Sie weiß auch, weshalb das geschieht. Sie weiß ganz genau, daß ihre Handschrift mit der auf dem einzigen und beweiskräftigsten corpus delicti verglichen werden soll. Sie muß sich beschuldigen, sie kann nicht anders! Anstatt zu fliehen, fühlt sie sich zu dem Manne, der die furchtbare Waffe gegen sie in Händen hat, hingezogen; und es ist ein wahres Wunder, daß sie sich in dem selbstgelegten Garn nicht verfängt. Sie kann von besonderm Glück sagen, daß sie durch ihre einschmeichelnde Sanftmuth und ihr liebes Wesen diesen hohen Beamten für sich gewinnt, und daß dieser, der aus Staatsraison den Proceß begraben sehen will, von dem verfänglichen Schreiben keinen Gebrauch macht und sogar die Anweisung giebt, den ganzen Proceß in den Acten zu begraben.

Und der Mörder, der Bahnhofsinspector Roubaud — wen sucht er nach dem Morde auf? mit wem verkehrt er fast ausschließlich? Mit demselben Polizisten, der auf ihn, den Mörder, fahndet! Mit diesem spielt er stundenlang täglich Karten, und in die Taschen des Polizisten wandert allmählich auf dem Wege des Spiels die dem ermordeten Präsidenten abgenommene Baarschaft.

Schon in diesem einen Zuge bekundet sich die grausame bitterböse Satire, die dieses Buch ganz durchtränkt.

Schärfer als in diesem Roman ist die französische Criminaljustiz niemals gegeißelt worden, die in der That durch die frivole Schaulust des Publikums, durch die sachwidrige Behandlung der Criminalfälle in der Presse, durch die rhetorische Prunksucht der Staatsanwälte und Vertheidiger, ein widriges Zerrbild geworden ist. Der Typus des „interessanten Verbrechers", besonders des interessanten Mörders, darf auf dem Repertoire der Pariser Lebewelt niemals allzu lange fehlen. Ein schöner, blutiger Mordproceß, womöglich mit einem leidenschaftlichen Helden oder einer wahnsinnig verliebten Heldin, gehört zu den ausgesuchtesten Belustigungen der eleganten Pariser Welt und darf mit den Premièren von Dumas und Sardou wetteifern.

Gegen das unwürdig Theatralische des französischen Schwurgerichts, gegen diese künstlichen mises-en-scène, gegen das frevelhafte Herausputzen des Verbrechers zu einem ersten Helden und Liebhaber, gegen die Entwürdigung der Richter, des Staatsanwalts, des Vertheidigers, der Geschworenen und Zeugen zu bezahlten Gauklern, deren Leistungen der öffentlichen Kritik unterliegen, schleudert Zola seine schärfsten Pfeile mit der ruhigen Treffsicherheit des unbetheiligten Satirikers. Nirgends verräth sich die bebende Entrüstung über diesen schnöden Mißbrauch. In dieser

nüchternen Objectivität der Schilderung liegt aber gerade die blutigste Ironie, die giftigste Satire.

Mit guter Absicht wählt Zola bei seinem Berichte über die Verhandlungen vor den Geschworenen ganz dieselben Ausdrücke, deren sich die Kritik bei der Würdigung der künstlerischen Darbietungen auf der Schaubühne bedient: Der Präsident führte seine Rolle mit großem Geschick und würdiger Haltung durch . . . Die Haltung der Angeklagten entsprach den Erwartungen . . . Der Vertheidiger riß die entzückte Zuhörerschaft zu begeistertem Beifall hin . . . Frau X. X. als Zeugin hatte einen großen Erfolg des Geschmacks und der Vornehmheit u. s. w.

In der That machen alle an diesen Verhandlungen Betheiligten mehr oder minder den Eindruck von Schauspielern, die ihre Rollen wohleinstudirt und memorirt haben; und auch das Publikum benimmt sich gerade wie im Theater und giebt seine unverhohlenen Sympathien und Antipathien in der theaterüblichen Weise, durch Zischen und Beifall, kund. Der Ausgang des Processes selbst wird ebenfalls genau so behandelt, wie der Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes.

Wird hier der äußere Apparat in boshaftester Weise verhöhnt, so ist die Satire, die die Sache selbst, das Wesen des vor den Geschworenen verhandelten Processes trifft, womöglich noch unerbittlicher.

Aus dieser Zola'schen Darlegung können alle gewissenhaften Richter eine ernste Lehre ziehen. Hier wird durch Zufall und durch Absicht das Wahre und Thatsächliche der Begebenheiten in verhängnißvoller Weise entstellt und gefälscht. Die zufällige Entstellung entsteht durch das seltsame Zusammenwirken von Thatsachen, die als Indicien von dem findigen Untersuchungsrichter in scharfsinniger Weise combinirt und gruppirt werden, so daß sie auf einmal ein fürchterliches Ganzes bilden, das die Unschuldigen mit centnerschwerer Schuldbelastung bedrückt. Der Spürsinn des Untersuchungsrichters wird vor Allem geschärft durch den nichtgenannten im Verborgenen wirkenden Hauptmitarbeiter an diesen Verhandlungen, durch das Streberthum. Der Untersuchungsrichter will nach Paris versetzt und will mit dem rothen Bändchen im Knopfloch geschmückt werden. Er muß auf alle Fälle mit diesem Processe eine Glanzleistung vollbringen, er muß die vollste Zufriedenheit seines hohen Chefs erlangen.

Auch dieser, der Staatssecretär Camy-Lamotte, wird in seinem Verhalten nicht durch das Sachliche, sondern wiederum durch das im Geheimen treibende Streberthum bestimmt. Der Proceß, an dem der Präsident, eine in Tuilerienkreisen angesehene Persönlichkeit, tragisch betheiligt ist, macht der Regierung viel Scherereien. Es ist ihr unbequem, wenn über das Vorleben dieses Präsidenten gehässige Mittheilungen an den Tag kommen. Auch der Staatssecretär will nach oben hin keinen Anstoß geben, und deswegen äußert sich bei ihm das Streberthum in einer Art von diplomatisirender Opportunitätspolitik. Er bedeutet also zunächst, als es

sich nur um die Ermordung des Präsidenten handelt, dem Untersuchungsrichter, daß es am zweckdienlichsten sei, die Sache, die schon soviel böses Blut gemacht habe, ruhig einschlafen zu lassen. Und der Untersuchungsrichter versteht den Wink vollkommen. Der Staatssecretär macht daher von dem Hauptschuldbeweis, den er in Händen hat, keinen Gebrauch. Und als durch die Ermordung Severinens, die Verhaftung des Cabuche und des Bahnhofsinspectors die fatale Geschichte wieder aufgewühlt wird, als wiederum die Ermordung des Präsidenten zum Gegenstande der erneuten gerichtlichen Untersuchung gemacht werden muß, vernichtet der Staatssecretär jenen Brief Severinens, der ihre und Roubauds Schuld beurkundet, mit kühler Gewissenlosigkeit, nachdem er festgestellt hat, daß der Untersuchungsrichter auf falscher Fährte ist, und daß dieser gleichwohl genügendes Material zusammengetragen und künstlich zusammengestellt hat, um die Verurtheilung des vorgeblichen Doppelmörders Cabuche und des der Anstiftung beschuldigten Bahnhofsinspectors Roubaud zu erwirken. Es ist in der That viel angenehmer, wenn das Publikum glaubt, Roubaud habe aus Geldgier und Habsucht den Präsidenten, der Severinen mit einer ansehnlichen Erbschaft bedacht hatte, und dann Severinen selbst durch den wilden Cabuche ermorden lassen. Wird diese Habsucht Roubauds als Motiv zur Ermordung angenommen, so liegt keine Veranlassung vor, in dem anrüchigen Vorleben des Präsidenten herumzustöbern. Wird hingegen die leidenschaftliche Liebeseifersucht als Motiv zum Morde enthüllt, so muß nothwendiger Weise über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten und bei diesem Anlaß über die sittlichen Ausschweifungen des Greises umständlich verhandelt werden. Und das würde der Opposition die gewünschte Gelegenheit geben, die Sittenlosigkeit, die unter den höchsten Beamten und Würdenträgern des Kaiserreichs herrscht, zum Gegenstande ihrer erneuten und heftigen Angriffe zu machen. Aus diesem Grunde ist es also zweckmäßiger, den Untersuchungsrichter in seinem geistvollen Irrthum zu belassen! Daß ein armer unbeholfener Tölpel, der gute Cabuche, dadurch zu Grunde geht, ist in Berücksichtigung der allgemeinen Wohlfahrt nicht weiter in Betracht zu ziehen.

So ist denn in dem ganzen kunstvoll genestelten Gewebe, das der Untersuchungsrichter zusammengebastelt hat, auch nicht eine Masche solide. Es ist eine unentwirrbare Verknotung von Lug und Trug. Und lediglich dem blinden Zufall ist es zu verdanken, daß die Justiz in einem der Aufgegriffenen wirlich einen der Verbrecher gefaßt hat. Auf Roubaud, den Mörder des Präsidenten, hat sie die Hand gelegt. Aber Roubaud steht nicht etwa unter der Beschuldigung, den Präsidenten ermordet zu haben; er ist vielmehr beschuldigt, zum Morde des Präsidenten und Severinens angestiftet zu haben. Nach dieser Richtung hin will der Untersuchungsrichter in den zahllosen Verhören, die er mit Roubaud anstellt, ein Geständniß erpressen. Er will durchaus von Roubaud hören, daß dieser den Kärrner Cabuche überredet habe, den Präsidenten und

Severinen zu ermorden. Vergeblich versichert Roubaud, daß er den Cabuche überhaupt nicht kenne. Die Wahrheit wird ihm nicht geglaubt. Immer wieder und wieder wird er vom Untersuchungsrichter dahin bearbeitet, zu bekennen, daß er in Gemeinsamkeit mit Cabuche gehandelt habe. Und als die Geschichte den Bahnhofsinspector schließlich zu langweilen anfängt, als er von all dem unnützen Gefrage mürbe gemacht ist, entschließt er sich eines Tages dazu, die Wahrheit in ihrem vollen Umfange einzugestehen. Er erklärt: „Ja, ich habe den Präsidenten ermordet. Er hat die Kindheit meiner Frau besudelt. Die Leidenschaft der Eifersucht hat mich zu dem Verbrechen getrieben." Und da umspielt die scharf geschnittenen Lippen des Untersuchungsrichters ein kluges und feines Lächeln. Er findet es sehr geistreich, daß der des Verbrechens überführte Roubaud durch diese Angabe den gemeinen Raubmord zu einem Morde aus Eifersucht machen wolle — zu einem jener beliebten Fälle, die vor den sensitiven Geschworenen Frankreichs immer eine milde Beurtheilung finden. Aber der kluge Mann läßt sich durch die Schlauheit des abgefeimten Verbrechers nicht beirren. Er weiß ja ganz genau, wie die Sachen liegen. Er weiß, daß der Spieler und Verschwender Roubaud in den Vollgenuß der Erbschaft hat gelangen wollen, und er weiß, daß zu diesem Behufe der Präsident und Severine haben als Opfer fallen müssen. Daran ist nun einmal nichts mehr zu ändern. Das sogenannte Geständniß Roubauds paßt nicht in die Construction des Untersuchungsrichters. Es wird daher auch gar kein Gewicht darauf gelegt, und Roubaud wird nicht der Ermordung des Präsidenten, sondern der Anstiftung zum Morde des Präsidenten und Severinens angeklagt. Der vollkommen unbetheiligte Cabuche, der nie gelogen, der immer einfach der Wahrheit gemäß erklärt hat: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Ich kenne den Inspector nicht. Ich habe keinen Mord begangen," — der bleibt der brutale Doppelmörder. Das hat die Untersuchung über allen Zweifel festgestellt. Und es findet sich sogar ein vertrauenswerther Zeuge, der im besten Glauben aussagt, daß er gehört hat, wie Roubaud und Cabuche, die sich thatsächlich vor der Ermordung Severinens nie gesehen und nie gesprochen haben, einige Tage vor diesem Verbrechen Heimlichkeiten miteinander gehabt und wahrscheinlich Verabredungen getroffen hätten.

In dieser fratzenhaften Gestalt, in dieser Verdrehung alles dessen, was richtig ist, in dieser Verfilzung von Zufälligkeiten, die in grausigster Weise entstellt sind, kommt nun dieser Rattenkönig von Mordproceß endlich in dem schwülen, menschenüberfüllten Schwurgerichtssaale zu Rouen zur Verhandlung.

Nichts als Lug und Trug!

Und das Schlimmste ist, daß alle an den Verhandlungen betheiligten Factoren, der Staatsanwalt und auch die Vertheidiger, die Richter und die Geschworenen, durch den Irrthum des Untersuchungsrichters vom Pfade der Wahrheit abgedrängt, in bestem Glauben handeln. Der durch das

Strebertthum gestärkte Scharfsinn des Untersuchungsrichters hat das Unheil ausgebrütet. Der Staatssecretär hat es aus hochpolitischen Gründen geschehen lassen. Und so steht denn auf diesem Untergrunde von Falschheit das stattliche Gebäude da, befestigt und bewehrt vom Staatsanwalt und mit oratorischen Flunkerkunststückchen äußerlich glänzend, aber innerlich schwach angegriffen von den Vertheidigern. Die Geschworenen geben ihm durch ihr Urtheil die feste Basis. Und Alles Lug und Trug!

Auf einen Augenblick indessen — und das ist einer der schönsten Momente der Zola'schen Dichtung — dringt in diesen Wust und in diese Nacht der göttliche Lichtstrahl des Wahren. Freilich nur auf einen Augenblick.

Der Mörder Severinens, Jacques, steht als Zeuge vor den Geschworenen. Er blickt zur Anklagebank hinüber. Den Bahnhofsinspector Roubaud, den er als den Mörder des Präsidenten kennt, begrüßt er mit einem flüchtigen Lächeln. Den unschuldigen Cabuche, an dessen Stelle er auf der Anklagebank sitzen sollte, streift er mit gleichgültigem Blick. Er beantwortet die Fragen des Präsidenten sachlich und gut, und Alles, was er sagt, wird durch die Angeklagten gebilligt.

Während dieses Verhörs ereignet sich nun etwas Seltsames, Unerklärliches . . .

„Auf einmal erhob sich zwischen diesen drei Männern etwas unsagbar Trauriges. Todtenstille ging durch den ganzen Saal. Eine rauschende Bewegung, man wußte nicht, von wannen sie gekommen war, packte auf einen Augenblick die Geschworenen bei der Gurgel. Das war die Wahrheit, die dahinschwebte, stumm."

* * *

Schon vor Beendigung dieses neuesten Werkes war allerorten angekündigt, daß der nächste Roman Zolas ein Eisenbahn- und ein Mordroman sein werde. Beides ist in gewissem Sinne richtig und auch nicht richtig.

Ein Eisenbahnroman ist „La Bête humaine" sicherlich insofern, als alle handelnden Personen Eisenbahnbeamte sind, als der Ort der Handlung die Eisenbahn selbst ist: das Bahnhofsgebäude, der Bahnhof, das Wärterhaus, der Tunnel, der Waggon und die Locomotive, und als alle wichtigen Begebenheiten mit der Eisenbahn in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Der erste Mord wird auf der Eisenbahn begangen. Durch ein auf den Bahnkörper geführtes Hinderniß wird ein Eisenbahnunglück herbeigeführt. Die Locomotive tödtet Flora, den Locomotivführer und den Heizer, und der führerlose Zug, der ins Ungewisse rennt, symbolisirt zum Schlusse das in die Vernichtung rasende unglückliche Vaterland, gerade wie die schreckliche Auflösung Nanas in dem Augenblick, da der Boulevard-Janhagel „à Berlin!" schreit, das Ergebniß der sittlichen Fäulniß des

Kaiserreichs symbolisirt. Man ist also vollberechtigt, in diesem Sinne den Roman einen Eisenbahnroman zu nennen.

Diese Bezeichnung wäre jedoch völlig ungeeignet, wenn man an einen solchen Eisenbahnroman das gewiß nicht unberechtigte Verlangen stellen wollte, daß in ihm die Eisenbahn selbst als großer Culturfactor das eigentlich bedeutende, das wesentliche Moment zu bilden habe. Davon ist hier gar nicht die Rede. Die universale Wichtigkeit der modernen Locomotion wird in unserm Romane nicht einmal gestreift.

All die mächtigen Fragen: welche Bedeutung die durch die Eisenbahn herbeigeführte Annäherung der Menschen aneinander für die Cultur gewonnen hat, der erleichterte Verkehr, die Befruchtung des Unfruchtbaren und Wüsten, die Belebung des Todten, mit einem Worte: die völlige Umwandlung des gesammten Verkehrs der Menschen miteinander und die durch diese radicale Veränderung der Verkehrsbedingungen herbeigeführte Umwandlung der Menschheit selbst — diese großartigen Fragen werden hier nicht einmal aufgeworfen.

Zola hat für seine Zwecke die Eisenbahn eben nur rein äußerlich benutzt, als eine Umhüllung, als eine eigenartige Verpackung für die Handlung und für die Ereignisse.

Vor Allem und im Wesentlichen ist auch „La Bête humaine“ nichts Anderes, als ein Roman des verhängnißvollen Fluches der Erblichkeit.

Jacques Lantier, der eigentliche Held des Romans, stammt, wie wir wissen, aus dem Blute des Wilderers Macquart. Seine Großeltern auf väterlicher und mütterlicher Seite sind Säufer gewesen, sein Vater ist ein verkommener Strolch, seine Mutter ebenfalls trunksüchtig und verlüdert. In der Großmutter Josefine indessen und auch in der Mutter Gervaise steckt bei aller Rohheit doch eine starke Herzensgüte, die erblich weiterwirkt. Aus dieser Ehe sind, wie schon erwähnt, drei Söhne hervorgegangen: Claude, der Held des Romans „L'Oeuvre“, nimmt sich als unglücklicher, unbefriedigter Künstler in einem Anfall wahnsinniger Schwermuth das Leben; Etienne, der Held des Bergwerkromans „Germinal“, ein guter, tüchtiger Mensch, aber jähzornig, erschlägt seinen Nebenbuhler und wird Revolutionär; und endlich Jacques, der Held unseres Romans, in dem sich die Vererbung der Trunksucht der Vorfahren als unüberwindliche Mordlust inmitten edler Instincte regt. Jacques muß morden. Eine unbezähmbare Macht arbeitet in ihm, altes Unrecht, das an ihm begangen ist — er weiß nicht, wann, er weiß nicht, wo, er weiß nicht, von wem —, zu rächen, einen Schimpf, den man ihm angethan hat, mit Blut reinzuwaschen. Dieses Unbewußte, das ihm die Mordwaffe in die Hand zwängt, ist eben eine tragische Aeußerung der im Kinde unbewußt nachwirkenden Rohheit und Trunksucht der Vorfahren, ererbtes Leiden.

Zola hat diesen Typus des Mordsüchtigen nicht erfunden. Er hat

die nachweisbare Anregung dazu in dem vielumstrittenen Werke Lombrosos: „Der Verbrecher" und in einer Anfang der siebziger Jahre von den Zeitungen gebrachten Criminalgeschichte gefunden.

Diese, die auch in unsere bekannte Sammlung interessanter Criminalfälle, in den „Neuen Pitaval", Aufnahme gefunden hat, hat offenbar Zola vor Allem bei der Gestaltung seines Helden vorgeschwebt.

Der Held jener französischen Criminalgeschichte heißt Eusebius Pieydagnelle, dessen angebliche Schlußrede vor dem Schwurgericht im „Neuen Pitaval" vollständig mitgetheilt wird. Dieser Mörder, der als eine pathologische Merkwürdigkeit bezeichnet wird, erzählt, wie er schon als Kind ein besonderes Vergnügen daran gefunden habe, bei einem benachbarten Metzger zuzusehen, wenn geschlachtet wurde. Die blutigen Hände der Fleischer, die langen Messer bereiteten ihm eine unsagbare Freude, der Geruch des frischen Blutes erregte sein Entzücken. Und so wurde er denn Metzger aus Passion. Er trank mit besonderm Wohlbehagen frisches Blut, und wenn er sicher war, daß es Niemand bemerkte, verwundete er heimlich Thiere und sog das hervorströmende Blut aus. Er wurde in seinem Handwerk sehr geschickt, und „ich fühlte es als das Süßeste, wie das Thier unter dem Messer zitterte. Das fliehende Leben schlängelt sich der Klinge entlang und in die Hand herein, die das tödtliche Werkzeug hält . . . Der mächtige Anprall des wuchtig mit dem Schlägel geführten Kopfschlages, unter welchem der Ochse zusammenbrach, klang in meinen Ohren wie Sphärenmusik."

Am 15. Juni 1860 — so wird weiter berichtet — wurde nun ein Mord begangen. Man fand die Tochter eines Wirths mit einem Messer an den Küchentisch angeheftet. Der Mörder war dieser Eusebius, und er erzählt darüber wie folgt:

„Sie war ein braves, zuvorkommendes, liebes Mädchen. Es war bereits elf Uhr vorüber, als ich an dem Gasthofe anlangte. Ich wunderte mich, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen Licht schimmern zu sehen. Ich dachte an Lurotte — das ist der Name des Opfers —, aber nur in freundlicher Absicht. Die Thür stand halb offen, und ich trat ein. Lurotte schlief neben dem großen Heerd. Sie war über einen langen Tisch in der Mitte der Küche gebeugt. Ihre Stirn lag auf ihren wie zum Gebet gefalteten Händen. Ihre weißen Arme hoben sich von dem rothen Tischtuche ab. Ihr Hals war entblößt, und ihr schwerer, hochgesteckter Chignon ließ den üppigen unteren Haaren Raum, die lose auf den breiten Nacken herabwallten. Das flackernde Licht beleuchtete die üppigen Formen der schönen Schläferin in malerischer Weise. Lurotte war allein. Ich näherte mich ihr. Alles war still. Ich hörte nur ihre gleichmäßigen Athemzüge und das Ticken der Uhr. Was sich nun meiner Sinne bemächtigte, ist so seltsam, daß ich nicht weiß, wie ich es in Worte kleiden soll. Sie können es nicht begreifen, wie mir zu Muthe war,

Sie müßten denn zuvor verrückt werden, so wie ich es auch war in jener Nacht. Als ich das schöne Mädchen ansah, dachte ich zuerst daran sie zu küssen. Ich beugte mich nieder, um meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken. Aber ich hielt inne. Ich schaute den prächtigen Nacken an. Meine Pulse fingen an zu schlagen, meine Phantasie fing an zu arbeiten. Ich wähnte am Halse von Lurotte zwei lächelnde Lippen zu sehen, welche mir verlockende Küsse zusandten. Ich beugte mich tiefer, und siehe, die Lippen öffneten sich immer weiter. Aber hinter ihnen sah ich nicht weiße Zähne, sondern perlendes, schäumendes Blut quoll hervor. Das Alles sah ich, und der Schweiß trat mir auf die Stirn. Neben dem Mädchen lag ein langes scharfes Küchenmesser. Bei meinem Eintreten hatte ich es nicht gesehen, aber jetzt fiel ein Lichtstrahl auf die Klinge, und sie blinkte mir einladend entgegen. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht. Ich schloß die Augen, aber ich sah eben so deutlich. Es zog mich mit magnetischer Gewalt hin zu dem Messer. Ich ergriff es. Aber Gott weiß, ich wollte der Schläferin nichts anhaben. Und dennoch erhob ich den Arm und stieß . . . Nun wollte ich fort. Ich konnte jedoch die Thür nicht finden. Das Blut schoß mir so gewaltig nach dem Kopfe und hämmerte so an den Schläfen, daß ich wankte und mich festhalten mußte, um nicht nieder zu stürzen. Endlich ergriff ich die Klinke der Thür. Ich eilte fort in die freie Luft, da wurde mir wieder wohl. Ich stürmte nach Hause."

Die ganze hier geschilderte Scene stimmt in allem Wesentlichen, mitunter sogar im Wortlaute, überein mit der Ermordung Severinens durch Lantier. Auch bei Lantier bricht die unbezähmbare Mordlust aus in dem Augenblick, da er küssen will. Auch er greift, ohne es zu wollen, durch eine geheime wie „magnetische Gewalt" getrieben, nach dem Messer, das unter der Lampe „einladend blinkt", und er stößt zu, ohne Severinen ein Leid anthun zu wollen. Er muß zustoßen.

Dieser Eusebius Pieydagnelle hat in derselben Weise noch eine Reihe anderer Morde begangen. Er bezeichnet sich als eine Tödtungsmaschine und sagt: „Ich tödtete niemals aus Haß, sondern ich mußte tödten." Und auch viele andere Züge, die Eusebius von sich erzählt, stimmen mit denen Lantiers vollkommen überein. Wie Eusebius meidet Lantier den Umgang mit Menschen. Eusebius zieht sich in den Wald zurück, Lantier vereinsamt sich auf seiner Maschine. Immer ist es der Anblick des Messers, der Scheere, also eines spitzigen, schneidenden, blitzenden Instrumentes, niemals einer andern Mordwaffe, der den wahnsinnigen Blutdurst in ihm erweckt. Und auch Eusebius hat ganz dasselbe dunkle Gefühl, das Lantier beherrscht. Als er eines seiner Opfer zusammenbrechen sieht, sagt er: „Ich hatte die Empfindung, mich an ihm gerächt zu haben."

Diese Mordgeschichte, die der Herausgeber des „Neuen Pitaval", Dr. A. Vollert, in die Sammlung der bemerkenswerthesten Criminalgeschichten aller Länder aus alter und neuer Zeit eingefügt hat, ist sicherlich

sehr merkwürdig und in höchstem Grade interessant. Im Vorworte bezeichnet der Herausgeber die Rede des Mörders Eusebius Pieydagnelle als einzig in ihrer Art, und er fügt hinzu: „Leider haben wir uns vergeblich bemüht, die Acten über diesen Proceß zu erhalten. Es ist uns nur möglich gewesen, die für einen Geisteskranken gewiß sehr wohldurchdachte und wohlstilisirte Rede zu bekommen." Ich bin der Ansicht, daß sich der Herausgeber des „Neuen Pitaval" einfach hat mystificiren lassen und die geistvolle Erfindung eines französischen Schriftstellers irriger Weise als einen wahrheitsgetreuen Bericht hingenommen hat. Die Autorität der Glaubwürdigkeit, die der „Neue Pitaval" mit Recht in Anspruch nimmt, würde es wohl erheischen, daß die Sache ganz klar gestellt, daß entweder der Irrthum, der dieser dichterischen Erfindung den Charakter der wahren Begebenheit verliehen hat, eingestanden oder das Nähere und Authentische über die Thaten dieses räthselhaften Verbrechers nachträglich noch mitgetheilt werde.

Für unsern Zweck ist es übrigens gleichgültig, ob der mordlustige Eusebius in Wahrheit oder nur in der Phantasie eines Dichters gelebt hat. Als feststehend darf uns gelten, daß Zola diese von den französischen Blättern gebrachte Geschichte ganz genau gekannt und aus ihr die hauptsächliche Anregung und in dem mordlustigen Eusebius das Vorbild zu seinem Jacques Lantier gefunden hat. Denn die Uebereinstimmung zwischen den beiden ist unverkennbar und bis in die kleinen Züge hinein eine so vollkommene, daß von einer zufälligen geistigen Begegnung füglich kaum die Rede sein kann.

Dieser Eusebius ist aber natürlich nicht das einzige Modell für Jacques Lantier gewesen. Auch das Bild eines wahren Verbrechers in Fleisch und Blut hat dem Dichter bei der Gestaltung seines Lantier vor Augen gestanden.

Jener irre Mordgeselle, von dem der berühmte Psychiater Legrand du Saulle in seinem Werke: „De l'Epilepsie" spricht, und dessen auch in Lombrosos Werk*) über den „Verbrecher" Erwähnung gethan wird, heißt Thouviot.**) Er ist der Enkel eines Apoplektikers, der Sohn eines Selbstmörders und einer öffentlichen Dirne.

Vergegenwärtigen wir uns nun auf einen Augenblick, wie sich Jacques nach jener Schreckensnacht benimmt, in der Severine ihm die Ermordung des Präsidenten in allen Einzelheiten erzählt. Als er die schlafende Geliebte am andern Morgen beim Sonnenlichte erblickt, überfällt ihn wieder die unbezwingliche Mordlust. Er kleidet sich in aller Eile an und läuft auf die Straße. Er muß morden, er weiß noch gar nicht, wen.

*) Deutsche Bearbeitung von Dr. Fränkel, Hamburg, J. F. Richter, 1887.

**) Dies ist der wahre Name des irren Verbrechers, nicht Thouriot, wie er irrthümlich in dem Werke Lombrosos genannt wird.

Er schleicht allen weiblichen Personen, die ihm zufällig in den Weg laufen, nach. Schon greift er nach der Mordwaffe. Lediglich durch zufällige, von seinem Willen unabhängige Umstände wird er daran verhindert, seine entsetzliche Lust zu befriedigen.

Und hören wir jetzt, was Legrand du Saulle über Thouviot zu berichten hat:*) „Thouviot klagt über Anfälle von Betäubung und einen Zustand, in welchem er den Drang verspürt, irgendwen umbringen zu müssen. Während dieser Anfälle läßt es ihn nicht ruhig. Er muß irgendwelche Gewaltthat begehen. Während eines solchen Anfalls verläßt er einmal seinen Laden, kauft ein Messer, verbringt die Nacht mit einer Buhlerin, überlegt am Morgen, ob er sie umbringe, geht dann mit dem Messer in der Tasche fort, irgendwen zu tödten. Im Laufe des Tages schreibt er in einem Gasthofe, er werde Jemand umbringen, er wisse noch nicht, wen, ob die Magd oder die Wirthin. Die Magd bedient ihn, er tödtet sie. Im Gefängniß ist er ruhig."**)

Zola, der das Aufsehen erregende Werk Lombrosos unzweifelhaft studirt hat, darf also dem Vorwurf, daß er die Schöpfung eines andern Dichters, jenen fabelhaften Mörder Eusebius, für seine Charakterstudie benutzt hat, durch den Hinweis auf Lombroso begegnen und sich darauf berufen, daß ihm für seine Gestalt des Lantier nicht nur ein erfundener, sondern auch ein wirklicher Mensch, der epileptische Mörder Thouviot, Modell gesessen habe.

Den Grad von Glaubwürdigkeit, den Lombroso in seinen wissenschaftlichen Feststellungen und Folgerungen zu beanspruchen hat, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern. Darüber mag die Kritik der psychiatrischen

*) Siehe Lombroso, deutsche Bearbeitung, Seite 500.

**) Ueber dieses Verbrechen finden wir in dem soeben erschienenen Werke „Mon Musée criminel" von Macé, dem früheren Director der Criminalabtheilung in Paris, einige nähere Angaben, die wir ergänzend nachtragen. Am 12. Juni 1874, Nachmittags zwei Uhr, trat der siebenundzwanzigjährige Thouviot, der, beiläufig bemerkt, eine sehr gute Gymnasialbildung genossen, in die Restauration des Herrn Gautier, 7 Rue Cujas, und bestellte ein Frühstück. Während des Frühstücks schrieb er in sein Notizbuch die folgenden Zeilen: „Seit dem Jahre 1866 werde ich von der Idee, ein Verbrechen zu begehen, verfolgt. Jetzt ist der Augenblick dazu da. Ich muß mir endlich Ruhe verschaffen. Mir gegenüber am Kassentisch befinden sich zwei Personen. Welche von beiden soll ich tödten: die Kellnerin oder die Wirthin? Mir ist es einerlei. Die Eine oder die Andere muß sterben. Ich werde diejenige tödten, die mir die Rechnung bringt." Darauf verlangte er seine Rechnung. Die Kellnerin Marie Cotard übergab ihm dieselbe. Er erhob sich, und ohne ein Wort zu sagen, stieß er ein langes Dolchmesser in das Herz der Unglücklichen. Bei der Verhaftung fragte ihn der Polizeicommissar: „Hatten Sie Ihr Messer denn schon geöffnet?" Und Thouviot antwortete: „Natürlich! Mit diesem Dolch habe ich ja den Bleistift gespitzt, um meine fixen Ideen aufzuschreiben." Die Sachverständigen sprachen in ihrem Gutachten sich dahin aus, daß Thouviot im Sinne des Gesetzes unzurechnungsfähig sei. Er wurde in das Irrenhaus von Bicêtre gebracht, und am 25. Juni 1881 wurde er dort in seiner Zelle erhängt gefunden.

Fachgelehrten das Urtheil abgeben. Für uns hat das jedenfalls sehr interessante Werk: „Der Verbrecher" oder, wie der italienische Titel in wörtlicher Uebersetzung lauten würde: „Der verbrecherische Mensch", nur insofern eine besondere Bedeutung, als es nachweislich Zola als Hauptquelle für seine psychiatrische Studie gedient hat. Wir haben uns also nicht um die Frage zu kümmern, ob die Lombroso'schen Forschungen als unbedingt zuverlässige und in den Schlüssen folgerichtige wissenschaftliche Thatsachen gelten dürfen oder nicht. Uns genügt es, aus der Vergleichung zwischen den von Zola geschilderten Vorgängen mit den von Lombroso gemachten Mittheilungen zu erweisen, daß der französische Dichter den italienischen Psychiater als maßgebende Autorität anerkannt und sich dessen Lehren und Beispiele zu eigen gemacht hat.

Daß übrigens der angeborene, durch Vererbung überkommene Mordtrieb in Wahrheit vorhanden ist, darf nach den übereinstimmenden Untersuchungen der psychiatrischen Fachgelehrten als eine tragische Wahrheit gelten. Ich selbst habe in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf mehrere von diesem Mordwahnsinn befallene verbrecherische Irrsinnige kennen gelernt: den unglücklichen Wilhelm Mercker, der in einem epileptischen Anfalle eine Frau, bei der er ein Zimmer miethen wollte, und die er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah, ohne irgend welche Veranlassung niedergeschlagen und sich darauf in einem Briefe an die Frau selbst mit seinem vollen Namen als den Mörder bezeichnet, den Küfer Heise, der sich mitten in der Nacht von seinem Lager erhoben und ohne Weiteres dem ihm befreundeten Schlafgenossen mit einem Rasirmesser die Kehle durchschnitten hat.

Und vielleicht ist auch der Mörder des Briefträgers Cossäth, Sobbe, zu diesem vom Mordwahn befallenen Unglücklichen zu rechnen. Denn in dem Leben dieses Mannes, der einer guten bürgerlichen Familie entstammt — seine Geschwister sind geachtete Leute in wohlgeordneten Verhältnissen, er selbst hat nie irgend eine böse oder gewaltthätige Neigung verrathen, hat eine gute Erziehung genossen, hat sich als Soldat musterhaft gehalten, hat überhaupt vorzügliche Führungsatteste und niemals Noth gelitten —, steht die fürchterliche That, die Sobbe dem Scharfrichter überliefert hat, ohne irgendwelche Verbindung mit seinen sonstigen Handlungen völlig isolirt da.

Der Untersuchungsrichter Hollmann, der während seiner langjährigen Amtsführung mit den berüchtigtsten Verbrechern der letzten Jahrzehnte eingehend zu schaffen gehabt hat, dem alle Spielarten der Verbrecherklasse bekannt waren, den nichts mehr überraschte, sagte mir: in seiner Praxis sei ihm ein Verbrecher wie dieser Sobbe nie begegnet. Sobbe sei ihm ein vollkommenes psychologisches Räthsel geblieben. Hollmann fügte hinzu: „Ich war von den Verhören, die ich mit Sobbe anzustellen hatte, geradezu erschüttert. All die charakteristischen Merkmale der Mörder, theatralisches Prahlen, Eitelkeit, Rohheit, Jähzorn, Heuchelei, fehlten bei diesem merk-

würdigsten Exemplare des Verbrecherthums. Er hat mich — auch das möchte ich als ein Unicum bezeichnen — während der langen Verhöre nicht ein einziges Mal auch nur in einer Geringfügigkeit zu beschwindeln und zu belügen versucht. Er hat stets die vollste Wahrheit gesagt. Nur einmal sagte er mir: „Ich bitte Sie, mir zu gestatten, diese Frage nicht zu beantworten, da ich sonst einen Namen nennen müßte, den ich durch die Betheiligung an meinem Proceß nicht compromittiren möchte. Die betreffende Persönlichkeit hat mit meiner Sache übrigens nicht das Geringste zu schaffen, und die wahrheitsgemäße Beantwortung Ihrer Frage würde die klare Sache absolut nicht klarer machen. Ich bitte Sie also, darauf zu verzichten." Er benahm sich vom ersten Augenblick, da ich mit ihm zu thun hatte, bis zu dem Augenblick, da er auf's Schaffot stieg, würdig, männlich, einfach. Er empfand die tiefste Reue. Er sehnte sich nach der Vollstreckung seiner Strafe wie nach einer Erlösung. Aber er bewahrte eine geradezu erstaunliche Festigkeit und Ruhe in der Haltung. Ich wußte, welches fürchterliche Verbrechen dieser Mann begangen hatte. Er erzählte es mir in allen seinen grauenhaften Einzelheiten. Und trotz alledem konnte ich mich eines Gefühls der Sympathie nicht erwehren. Ich habe niemals einen Verbrecher so bedauert wie diesen."

Ganz denselben Eindruck habe auch ich von meiner Begegnung und Unterredung mit Sobbe gewonnen. Wenn man diesen jungen hübschen, etwas über mittelgroßen Mann mit seinen treuen guten Augen, seinem kleinen koketten Schnurrbart, seinem gepflegten Aeußern, vor sich sah und ihn hörte, wie er sich mit einem leichten Anfluge Harzer Dialekts in der Sprache der Gebildeten einfach und klar ausdrückte, so mußte es Jedermann vollkommen unfaßbar erscheinen, wie dieser ruhige stille Mensch eines so fürchterlichen Verbrechens sich hatte schuldig machen können. Von seinen Anverwandten, von seinen Freunden, von Allen, die mit ihm in Verkehr getreten sind, ist denn auch ausgesagt worden, daß Sobbe sich niemals irgendwelche Rohheit oder Gefühllosigkeit habe zu Schulden kommen lassen. Er war seines freundlichen Wesens wegen allgemein beliebt.

Und auf einmal taucht in diesem Manne der Mordgedanke auf!

Er liest auf der Eisenbahn zufällig einen Bericht über den Briefträgermörder Francesconi in Wien. Er liest nur den Bericht über das Verbrechen, nicht über die Gerichtsverhandlung, und er bekümmert sich um den Verlauf der Sache so wenig, daß er erst später im Gefängniß erfährt, welches Loos Francesconi ereilt hat. Aber diese Geschichte regt ihn fürchterlich auf. Er beschäftigt sich unausgesetzt mit ihr. Eine Geldeinzahlung machen, in der Nähe des Postamts eine Wohnung miethen, den nichtsahnenden pflichtgetreuen Beamten in der Ausübung seines Berufs in die Mordhöhle locken und ihn niederschlagen — „ich wurde den Gedanken nicht mehr los," sagte er in der öffentlichen Verhandlung. Und dieser bis dahin so harmlose Mensch, der niemals irgend Jemand etwas zu Leide gethan hat,

verübt nun mit kalt berechnender Grausamkeit das furchtbare Verbrechen! Er verübt das Verbrechen in der unvorsichtigsten Weise: in einer kleinen Berliner Wohnung, ohne den Riegel vor die Zimmerthür zu schieben, und während sich im Nebengemach die Wirthin aufhält. Er erschlägt den unglücklichen Cossäth. Das Abnehmen des Geldes gehört zum Programm. Aber obgleich er reichlich Zeit hat, sein Opfer zu berauben, nimmt er nur die wenigen Briefe mit geringen Beträgen, die der Beamte in der vorderen Tasche hat, ohne sich die Mühe zu geben, die Tasche abzuschnallen, und die namhaften Summen, die in dem andern Behälter der Tasche stecken, sich anzueignen. Nach vollbrachter That läuft er wie ein Irrer durch die Straßen, von der Adalbertstraße nach dem Schlesischen Bahnhof, von da nach dem Potsdamer Bahnhof . . . Dann kehrt er nach Magdeburg, von wo er gekommen war, zurück.

Vierundzwanzig Stunden lang bleibt das Verbrechen überhaupt unentdeckt, alsdann macht es das gewaltigste Aufsehen. Sobbe verweilt volle acht Tage in Magdeburg bei den Seinigen. Er unternimmt nicht den geringsten Fluchtversuch, obgleich er täglich in den Zeitungen liest, wie die Polizei auf den Mörder des Briefträgers fahndet. Ja, er rührt sich nicht vom Flecke, als sein Name bereits als der des Mordes Verdächtige in den Zeitungen genannt worden ist! Er läßt thatlos, stumpf, noch volle achtundvierzig Stunden vergehen, bis ihn die Polizei abführt.

In der öffentlichen Verhandlung erklärte er auf eine Anfrage des Vorsitzenden, er habe niemals an Flucht gedacht. „Ich konnte ja doch nicht vom Flecke," fügte er charakteristisch hinzu

Zur Erklärung dieses Verbrechens sind also weder stichhaltige subjective noch objective Gründe anzuführen. Sobbe war durchaus keine gemeine Verbrechernatur, und die Habsucht kann nicht als genügendes Motiv für diesen Mord angeführt werden. Sobbe lebte keineswegs in schlechten Verhältnissen. Er hatte sogar bemittelte Verwandte, mit denen er auf bestem Fuße stand, und er selbst hatte sein bescheidenes anständiges Auskommen. Er gerieth auch in offenbare Verlegenheit, als die Frage an ihn gestellt wurde, weshalb er das Verbrechen begangen habe. Schließlich kam er immer wieder darauf zurück: „Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, und ich wurde es nicht wieder los." Der Morddrang hatte sich, mit anderen Worten, Sobbes mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt; und wenn der Ausdruck für die von ihm verübte blutige That statthaft wäre, so würde man sagen können: der Mord sei bei ihm zur fixen Idee geworden.

Es war allerdings eine Art Wahnsinn, eine jener ganz abnormen, verbrecherischen Handlungen, wie sie besonders von geisteskranken Epileptikern begangen werden. Wenn nun auch wissenschaftlich feststeht, daß die von epileptischem Irrsinn Befallenen nicht immer die äußerlich wahrnehmbaren Convulsionen zu haben brauchen, so erscheint bei Sobbe die Annahme, daß

hier verborgene Epilepsie vorliege, doch wenig gerechtfertigt, da er, aus guter Famile stammend, erblich in keiner Weise belastet war, körperlich wohlgebildet, keine Anomalie des Schädels und keine andern krankhaften Symptome darbot, da er, mit einem Worte, den Eindruck eines durchaus normalen und gesunden Menschen machte, in dessen Dasein eben nur diese eine unerklärliche schreckliche That die Gesetze seines psychischen und physischen Organismus durchbrochen hat.

Der Held des Zola'schen Romans, Jacques Lantier, hingegen gehört entschieden zu der Gattung jener traurigen Kranken, die an epileptischem Wahnsinn leiden. Bei diesem liegt zunächst die tragisch bedeutungsvolle erbliche Belastung vor. Seine Eltern und Großeltern sind Trunkenbolde und lüderlich gewesen. Welche Rolle aber die erbliche Belastung bei Kindern von abnormen sittlichen Anlagen aufweist, hat Lombroso in seinem vielberufenen Werke durch statistische Untersuchungen festgestellt.

Unter solchen Kindern mit verbrecherischen Neigungen konnte bei 46 Procent die erbliche Belastung nachgewiesen werden! Der große Einfluß der erblichen Belastung auf die Hervorbringung abnormer sittlicher Anlagen ist also unbestreitbar, wiewohl derselbe nicht so weit geht, daß er die Entstehung eines normalen sittlichen Charakters geradezu unmöglich mache. Denn unter 42 Kindern mit erblicher Belastung waren zwölf, also zwischen 26 und 27 Procent, gutgeartet.

Unter den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, steht aber die Trunksucht obenan. Sie scheint in den späteren Geschlechtern am verheerendsten weiterzuwirken. Die Kinder von Gewohnheitssäufern sind fast niemals normal, und gerade die Epilepsie ist eines der gewöhnlichsten Vermächtnisse der elterlichen Trunksucht.

Gerade in der Epilepsie bricht nun das Thierische im Menschen am erkennbarsten hervor, zeigt sich die „bête humaine" in ihrer unverhülltesten Gestalt. Gowers zählt in seiner Schrift über Epilepsie (London, 1860) die seltsamen Handlungen der Epileptiker auf und sagt dann: „Man sollte meinen, es seien das instinctmäßige Aeußerungen des Thierartigen, das verborgen in uns schlummert."

Die krankhafte Anlage des Locomotivführers Jacques wird auch in der Zola'schen Schilderung durch äußerliche Symptome angezeigt. Zola macht zwar nur wenige Andeutungen darüber, aber diese genügen dem aufmerksamen Leser und Kenner, den Charakter der Krankheit, von der Lantier befallen ist, sehr wohl zu erkennen. Das unruhige flackernde Auge, der Kopfschmerz, der den Anfällen vorherzugehen pflegt, dann plötzlich das Schwinden des Bewußtseins, der blendende rothe Feuerschein im höchsten Stadium und endlich nach der überstandenen Krisis die furchtbaren körperlichen und seelischen Schmerzen — Jacques wirft sich auf den Boden, schlägt um sich und heult, als er Flora hat ermorden wollen —, oder auch die völlige Apathie und Stumpfheit, wie sie sich seiner nach

der Ermordung Severinens bemächtigt — Alles das sind Krankheitserscheinungen, die genau so bei den Epileptikern vielfach beobachtet worden sind.

Und das ganze Wesen der verbrecherischen Veranlagung Lantiers, die Unfähigkeit, der zwecklosen und von ihm selbst verabscheuten Schandthat Widerstand entgegenzusetzen, findet keine bessere Erklärung als in der Epilepsie. „Bei Gehirnen, die durch aus frühster Kindheit herrühende Entwickelungsschäden zur Epilepsie beanlagt sind," sagt der schon mehrfach angeführte Psychiater, „ist stets ein locus minoris resistentiae vorhanden, an welchem sich eine jener tausend krankhaften Neigungen, wie sie bei Jedem von uns vorkommen, einnistet. Eine solche entwickelt sich zu irgend einer schlimmen Stunde, wenn sie auf günstigen Boden fällt, und wenn man es unterläßt, sie zu bekämpfen."

Diese Gemüthsverkehrtheiten können in ihrer Fortentwicklung die furchtbarsten Verhältnisse annehmen und sehr wohl, wie bei Lantier, bis zum unwiderstehlichen Mordtrieb ausarten. Im Mailänder Gefängniß wurde vor einigen Jahren ein gutmüthiger Wärter, dem keiner der Gefangenen übel wollte, erschlagen. Der Mörder sagte aus, er habe weder aus Haß noch aus einem sonstigen Grunde die That verübt, aber er habe Jemand tödten müssen. Ein anderer Epileptiker begegnete einem Händler, den er nach seinem Namen fragte, und den er auf die Antwort, er heiße Weiß, mit den Worten tödtete: „Ich werde Dich schwarz machen!" Ohne alle Veranlassung, blos aus plötzlicher Mordlust.

Zola steht ganz auf dem Standpunkte Lombrosos: daß im Menschen eine Bestie schlummere, die nur durch die stärkere Gewalt der Erziehung unschädlich gemacht werde, die aber, wenn eine krankhafte Veranlagung, wie namentlich die Epilepsie, die Widerstandskraft bricht, sich entfesselt und in ihrer vollen Bestialität sich offenbart. Lombroso sagt: „Welchen andern Schluß kann man aus diesen Dingen — aus den von ihm angeführten Beispielen — ziehen, als den, daß sogar die scheußlichsten Verbrechen einem physiologischen, auf thierischem Trieb beruhenden Zustande entspringen, der sich beim Menschen infolge der Erziehung oder aus Furcht vor Strafe zwar abstumpft, aber unter dem Einfluß von Krankheit, von Liebesrausch und dergleichen mehr plötzlich wieder hervorbrechen kann?"

Bei Lantier ist es eben die Liebesleidenschaft, die die Epilepsie hervorruft, und diese öffnet den Käfig, um das wilde Thier loszulassen. Wollust und Mord hausen im Wahnsinn in grausiger Nachbarschaft dicht beieinander.

„Die Epilepsie," sagt Voisin, „verdirbt den Charakter, tödtet das sittliche Gefühl, schwächt den Verstand, ruft Verstimmungen, Verblendung, Illusionen hervor." Und Zerstörungssucht ist eine fast allen Epileptischen anhaftende Eigenschaft. „Sie haben," sagt Lombroso, ein wahres Bedürfniß, leblose Gegenstände zu zerstören, noch mehr aber, lebende

Wesen zu vernichten; daher der Hang, zu verwunden und zu morden." Und weiter: „Die Anfälle bilden durch ihr plötzliches Auftreten, durch das Uebermaß an unmotivirter Grausamkeit, vor den Augen des aufmerksamen Beobachters ein Momentbild von dem eigentlichen Zustande des Epileptischen, eine Caricatur des Verbrechens. Auch die Abstumpfung der Sinne, die vorübergehende Betäubung, welche den Anfällen folgen und sie begleiten, sind nichts, als der gewöhnliche und oft angeborene Zustand der Epileptischen."

Alles das stimmt mit der Art und Weise, wie Lantier Severinen mordet, vollkommen überein, und es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß Zola die psychiatrische Unterlage für seine Composition dem Werke Lombrosos verdankt. Wir finden sogar die besondere Art der Krankheit Lantiers in dem Lombroso'schen Buche unter dem Capitel der „epileptoiden Verbrecher" scharf bezeichnet: als „Schwindel mit Liebeswuth und Blutgier" (Seite 510 der deutschen Bearbeitung).

Indessen muß noch ein wichtiges Moment erwähnt werden, das dem epileptischen Anfall Jacques Lantiers, als er Severinen den Todesstreich versetzt, die verhängnißvollste Wendung giebt. Jacques hat früher auch den gewaltsamsten Anfällen des Mordtriebs trotzen können. Durch den ehebrecherischen Umgang mit Severinen aber ist er sittlich depravirt. Er hat den Einflüsterungen des halb satanischen, halb engelhaften Wesens Gehör geschenkt. Er hat sich mit dem Gedanken, das fluchwürdigste aller Verbrechen, den vorbedachten Mord, zu begehen, vertraut gemacht. Er will Roubaud ermorden — nicht, weil ihn sein erblich überkommener Mordtrieb dazu zwingt; er will ihn mit kühler Ueberlegung, in der Freiheit des Willens morden. Er, der bisher aus Angst vor den Lockungen der ererbten Mordlust menschenscheu und zurückgezogen gelebt hat, beschäftigt sich in seinen fast täglichen langen und vertrauten Zusammenkünften mit der Geliebten seit langer Zeit ausschließlich mit Mordgedanken. Er athmet nur noch in der Mordatmosphäre. Auf dem Boden dieser sittlichen Depravation kann sich die ererbte Mordlust, als sie plötzlich wieder aufsteigt, frei tummeln und ohne Widerstand ausrasen. Es ist also nicht ausschließlich erbliche Belastung, es ist auch sittliche Verkommenheit, die die Faust Lantiers mit dem blitzenden Messer bewaffnet. Allerdings hängt auch diese sittliche Verkommenheit wiederum mit der erblichen Belastung zusammen, insofern diese die sittliche Widerstandskraft schwächt und schließlich bricht.

In Jacques Lantier wird also jenes Exemplar des menschlichen Thieres dargestellt, in dem die unglückliche Vererbung die Bändigung des Bestialischen durch Erziehung, durch Furcht vor Strafe und dergleichen, unmöglich macht.

Bei drei anderen Exemplaren dieses menschlichen Thieres, die Zola vorführt, ist es immer dieselbe Leidenschaft, die Liebe, und zwar die gemißhandelte, gekränkte Liebe, die die furchtbare Bestie entfesselt.

Roubaud tödtet den Präsidenten, der seine Frau, die er für rein

gehalten, besudelt hat. Die Unthat des Präsidenten trifft ihn bis in's tiefste Herz. Sie vernichtet sein Seelenleben. Und Vernichtung gegen Vernichtung! Er muß sich rächen. Der Schändliche, der ihn um das Glück seines Lebens betrogen hat, muß von seiner Hand sterben. Hier erhält die Tödtung, wenn sie auch mit satanischer Ruhe und Schlauheit ausgeführt wird, doch noch durch die Gewalt einer edlen Leidenschaft etwas Versöhnlicheres. Roubaud hat bis zum Morde des Präsidenten nie etwas Böses gethan.

Ebenso verhält es sich mit den beiden Anderen, mit dem Heizer Pecqueux, der den Locomotivführer mordet, weil dieser ihm seine Geliebte weggenommen hat, und mit Flora, die durch das von ihr absichtlich herbeigeführte Eisenbahnunglück so und soviel Unglückliche tödtet, weil sie Jacques, der ihre Liebe verschmäht, und Severinen, die von Jacques geliebt wird, aus dem Dasein schaffen will.

Es ist verwunderlich, daß Zola dreimal dasselbe Motiv zum Morde gewählt hat, das in den drei Fällen nur durch die Verschiedenartigkeit der Individualitäten verschiedenartig schillert. Die drei Fälle sind gleichmäßig in ihren Motiven der leidenschaftlichen Aufwallung. Am elementarsten und rohsten wirkt das Verbrechen bei dem Heizer Pecqueux, mit größerer Berechnung wird es verübt von Roubaud und in einer Art von grausigem, nichts bedenkendem Heroismus von Flora.

Aber um das halbe Dutzend voll zu machen, läßt Zola außer den vier genannten noch zwei „bêtes humaines“ auftreten: die sanfte Severine und den dürren Misard.

In Severinen wird das reißende Thier langsam geweckt. Sie gewöhnt sich an das Unmenschliche. Sie wird wider Willen an dem ersten Morde betheiligt, und in ihrem beschränkten Egoismus scheint sie aus dem ihr gegebenen Beispiele die Lehre genommen zu haben, daß es kein einfacheres und radicaleres Mittel giebt, einen unbequemen Menschen zu beseitigen, als den Mord. Sie sieht in der ungestörten Gemeinsamkeit mit dem Geliebten das Glück ihres Lebens und sieht als Hinderniß für diese Vereinigung mit dem Geliebten den Mann. Dieses Hinderniß muß beseitigt werden, und von ihrem Manne selbst hat sie gelernt, wie man so etwas macht. Hier ist es also die Genußsucht, der wüste Egoismus in sanfter Form, der langsam den Riegel des Zwingers aufschiebt, der bei den Krankhaften und Leidenschaftlichen mit einem Schlage zurückgestoßen wird, um das wilde Thier entspringen zu lassen.

Bei Misard ist es das niedrigste Motiv, die Habsucht, die unerbittlich, langsam, heimtückisch und feige mordet. Wenn Lantier, Roubaud, Pecqueux, Flora und auch Severine mit den wilden Thieren aus dem Katzengeschlecht eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, den Löwen, Leoparden, Tigern und Hyänen beizugesellen sind, so gehört dieser Misard zu den widerwärtigen Kriechthieren; wie die Schlange umringelt er sein Opfer,

begeifert es mit seinem bösen Speichel, erdrosselt und vergiftet es. Hier wird das Scheußliche durch nichts gemildert, weder durch den unverschuldeten Fluch, wie bei Lantier, noch durch den Adel des Motivs, wie bei Roubaud, Pecqueux und Flora, noch durch das Versöhnliche der Erscheinung, wie bei Severinen.

* * *

Wenn man sich diese Summe menschentödtender Ungeheuer, die Zola hier vereinigt hat, vergegenwärtigt, die Zahl der Opfer, die eines unnatürlichen Todes sterben — es sind der Präsident Grandmorin, Severine, Frau Misard, Flora, Jacques, Pecqueux, dann die Ungenannten, die bei dem durch Flora begangenen Eisenbahnverbrechen ihr Leben verlieren, und endlich die trunkenen Soldaten, die auf dem führerlosen Zuge in den Schrecken des Ungewissen und der Nacht gejagt werden — wenn man diesen schauerlichen Zug Tödtender und Getödteter vor dem geistigen Auge noch einmal vorüberziehen läßt, so wird man Zola die Berechtigung, sein neuestes Werk einen Mordroman zu nennen, gewiß nicht bestreiten wollen. Und dennoch, trotz aller in der „Bête humaine“ geschilderten Bluthaten und Verstümmelungen wäre diese Bezeichnung nicht vollkommen zutreffend!

Denn ebensowenig wie Zola in diesem Roman, dessen handelnde Personen allesammt mit der Eisenbahn unmittelbar zu schaffen haben, und dessen Hauptereignisse sich auf der Eisenbahn vollziehen, das eigentliche Wesen der Eisenbahn und deren Bedeutung in dem Culturgetriebe unserer Zeit auch nur berührt, ebensowenig hat er auch das große sittliche und pathologische Problem des Mordes zu erörtern, zu ergründen und darzulegen versucht.

Die von ihm geschilderten Mordthaten gehören zwar nicht zu den seltenen Ausnahmen, aber sie können keineswegs als typische gelten.

Wenn wir hier von Mordthaten sprechen, so haben wir immer nur die gewaltsame, unmittelbare Tödtung des Menschen durch Menschenhand im Sinne. Wir scheiden daher das Verbrechen Misards, der heimtückisch, langsam, durch Beibringung von Gift den Tod seiner Frau herbeiführt, das Verbrechen Floras, die sich nicht unmittelbar auf ihre Opfer stürzt, sondern zu deren beabsichtigter Vernichtung sich einer Mittelsgewalt bedient, die in der Hoffnung, die Verhaßten zu tödten, ein Eisenbahnverbrechen verübt, und endlich das Verbrechen Severinens, die bei dem einen Morde nur Beihülfe leistet und zu dem andern Morde nur anstiften will, aber nicht selbst mordet — wir scheiden diese Fälle als nicht zur Kategorie des gewaltsamen und unmittelbaren Mordes gehörig zunächst aus unserer Erörterung aus. Diese Drei haben ihre Hände nicht mit Blut befleckt.

Wirkliche Mörder, die ihren Opfern von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten, diese packen, mit ihnen handgemein werden und sie umbringen, sind Jacques Lantier, der Severinen, Roubaud, der den Präsidenten ersticht, und Pecqueux, der Jacques Lantier von der Locomotive stürzt.

Jacques Lantier verübt die That in einem Anfall von Unzurechnungsfähigkeit, unter der unbezähmbaren Gewalt einer angeerbten krankhaften Veranlagung. Er würde, wenn seine That in ihrer vollen Wahrheit an's Licht der Sonne käme, von den irdischen Richtern niemals dem Schaffot überliefert, sondern in's Irrenhaus geschickt werden.

So bleiben als gewaltsame zurechnungsfähige Menschentödter nur noch Roubaud und Pecqueux übrig. Beide handeln bei ihrer Blutthat unter der mächtigen Beeinflussung einer blinden rasenden Leidenschaft, die auch diesen Verbrechern sehr wahrscheinlich bei der Bemessung der Strafe mildernde Umstände erwirken würde. Beide sind von denen, an denen sie sich mit der Absicht zu tödten vergreifen, in ihren heiligsten Gefühlen tödtlich getroffen worden, Beide handeln in wahnwitziger Eifersucht und aus Rache für erlittene Schmach. Gemeine Mörder sind auch sie nicht.

Und so fehlt denn in der That diesem mit mörderischen Gräuelthaten angefüllten Buch der echte, der typische, wenn der Ausdruck gestattet ist: der normale Mörder.

Das aber ist der Raubmörder! Bei diesem ist stets die Habgier die treibende Gewalt zu seiner ruchlosen That. Es gelüstet ihn, gerade wie den Dieb, sich fremdes Eigenthum auf unrechtmäßige Weise anzueignen. Von dem Diebe aber unterscheidet er sich vollkommen bei der Wahl der Mittel, die er zur Ausübung des Verbrechens anwendet.

Der Dieb sucht sich das fremde Eigenthum je nach seiner verbrecherischen Neigung unter einfachen oder erschwerten Umständen zu eigen zu machen. Der Eine nimmt, wenn er sich unbelauscht wähnt, was ihm gerade erreichbar ist: Kleidungsstücke aus Wirthschaften oder Privatwohnungen, zu denen er sich unter irgend einem Vorwand, als Bettler oder Ausrichter einer Bestellung, ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln Zutritt verschafft; er entwendet Werthgegenstände aus öffentlichen Verkaufsläden, oder, wenn er die besondere Geschicklichkeit dazu besitzt, auch aus den Taschen von Personen, an die er sich in geschickter Weise herandrängt.

Ein Anderer verschmäht diesen einfachsten Weg. Es würde ihm nicht beikommen, unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Werthgegenstand vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. Ihn reizt die Ausführung des Verbrechens nur unter erschwerenden Verhältnissen. Er muß „knacken“. Nur mit Anwendung von Dietrichen und Brecheisen gelangt er zu dem, was sein begehrlicher Sinn heischt. Das zu entwendende Gut scheint für ihn nur dann wirklichen Werth zu haben, wenn er es sich mühsam aus geschlossenen Räumen, zu denen er sich nur gewaltsam und am liebsten im Dunkel der Nacht den Weg bahnt, und im Steigerungsfalle noch aus besonders verschlossenen Behältern, die gewissermaßen ihm zum Trotz construirt worden sind, greifen kann. Beim Einbrecher ist die Schwierigkeit der Ausführung, verbunden mit der steten Angst vor dem Ertapptwerden, die eigentliche Würze des Verbrechens.

In einer Unterredung mit einem vielbestraften, in der Criminalwelt sehr bekannten Einbrecher sprach sich dieser mir gegenüber in überaus charakteristischer Weise über die unbeschreiblichen Sensationen, die er bei der Ausübung seiner gewaltsamen nächtlichen Unthaten empfand, mit einer Beredtsamkeit aus, die ich nicht wiederzugeben vermag. Seine Augen funkelten, als er mir erzählte, wie ihm zu Muthe sei, wenn er am Tage das Haus, in das er in einer der folgenden Nächte eindringen wolle, von außen besichtigt habe, wie er sich nach den Gardinen u. s. w. die Bestimmung der einzelnen Räume zurechtgelegt und nun seinen Operationsplan ausgearbeitet habe, wie er dann in der Nacht auf Schritt und Tritt auf Unerwartetes, Unvorbereitetes, seltsam Aufregendes gestoßen sei, welche unsagbare Erregung ihn erfaßt habe, wenn er endlich auf seinem Operationsfelde sich befunden und sich nun mit schleichenden Schritten vorsichtig an die Arbeit gemacht, wie er bei jedem verdächtigen Geräusch, bei jedem Knarren der Diele den Athem angehalten, das Hämmern seiner Pulse und das stürmische Schlagen seines Herzens gefühlt, und welches Gefühl von Befriedigung und Stolz ihn nach gethaner Arbeit ergriffen habe. Ein Verliebter, der in glücklicher Erinnerung ein Liebesabenteuer erzählt, konnte das Bild, das der Verbrecher von seiner Unthat gab, nicht mit sinnlicheren Farben schildern.

Der gemeine Dieb wird vom Einbrecher vielleicht noch mehr verachtet, als vom ehrlichen Manne. Denn der gemeine Dieb bedarf nur der Geschicklichkeit und Schlauheit, die unter den Eigenschaften der Verbrecher von diesen selbst als geringwerthig betrachtet werden, während der Einbrecher verwegen bis zur Tollkühnheit sein und gewöhnlich auch besondere Körperstärke besitzen muß, also männliche Eigenschaften, die auch unter den Verkommensten dieser Menschenklasse einen gewissen Respect gebieten.

Aber dieser Wagemuth bewährt sich bei den Einbrechern nur in dem Angriff auf das Object. Die Stärksten und Frechsten unter ihnen nehmen Reißaus, sobald sie bei ihrem Unternehmen gestört werden. Vor dem kleinen kläffenden Hündchen, vor dem schwachen Mädchen laufen sie sinnlos davon und lassen die schon zusammengeraffte Beute im Stich. Sie denken nicht daran, ein lebendes Hinderniß gewaltthätig zu beseitigen. Einbrecher, die zu Mördern werden, gehören zu den großen Seltenheiten. Es kommt fast niemals vor, daß diese oft mit herkulischer Kraft ausgestatteten Gesellen, die spielend eine schwere Thür aus den Angeln heben, wenn sie bei der Ausübung der That ertappt werden, auf den Störenfried losgehen und diesen zu Boden schlagen. So lange ihnen irgendwie die Möglichkeit zum Entweichen geboten ist, ergreifen sie die Flucht, und ist ihnen der Weg dazu versperrt, so lassen sie sich ruhig abfassen. Sie haben es eben nur auf das leblose Eigenthum abgesehen, und schlägt ihr Unternehmen fehl, so bescheiden sie sich und sehen der Bestrafung ruhig entgegen. Das ist die Regel.

Ganz anders der Raubmörder. Dieser denkt gar nicht daran, daß er dem Lebenden Geld und Gut abnehmen könne. Bei ihm stellt sich die Ausführung des geplanten Verbrechens vielmehr immer so dar, daß er zunächst tödten müsse, um alsdann zu rauben. Das Wort „Raubmörder“ ist deswegen auch nicht ganz logisch gebildet. Richtiger würde das Wort „Mordräuber“ den Begriff decken.

Daher erklärt es sich denn auch, daß, wie die Criminalstatistik aller Länder als unumstößliche Thatsache festgestellt hat, der Raubmörder gewöhnlich zu den noch nicht bestraften Individuen gehört. Ist er schon bestraft, so hat er die Vorstrafe gewöhnlich durch Rohheiten, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Auffässigkeit u. s. w. erwirkt, fast niemals aber durch Veruntreuung oder durch Diebstahl.

An dem Tage, da sich im Hirn des typischen Raubmörders der fürchterliche Vorsatz befestigt, sich fremdes Gut anzueignen, sagt er sich sogleich: Du mußt einen Menschen tödten, um ihn berauben zu können. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß seine That dem Beschädigten unbedingt bekannt werden müsse, während der Dieb und Einbrecher umgekehrt immer von der Voraussetzung ausgehen, daß der Beschädigte nichts erfahre. Und weil der Raubmörder mit Wissen des Beschädigten zu seinem Ziele gelangen will, muß er dessen Widerstand niederschlagen und den Mund, der das Verbrechen bezeugen könnte, für ewig stumm machen. Deswegen muß er morden.

So, wie hier geschildert, tritt uns die widrige Mißgestalt des Mörders als Urheber der bei weitem überwiegenden Mehrzahl von Capitalverbrechen, die vor den Geschworenen zur Verhandlung kommen, entgegen. Auch die beiden in der letzten Schwurgerichtsperiode (April 1890) von den Berliner Geschworenen verurtheilten Mörder Beo und Kuhnisch decken sich vollkommen mit diesem Bilde.

Vielleicht am schärfsten ausgeprägt sind die für den gemeinen Mord charakteristischen Merkmale in Heinrich Schunicht, der des Mordes schuldig befunden, zum Tode verurtheilt und in den ersten Monaten des Jahres 1886 in Berlin hingerichtet worden ist.

Dieser Schunicht hatte eine mittlere Bildung genossen und war ein tüchtiger Arbeiter gewesen. Durch sein Geschick und seinen Fleiß hatte er es Anfang der siebziger Jahre zu wirklichem Wohlstand gebracht. Er war Tischlermeister und hatte sich besonders auf die Billardtischlerei geworfen. Zur Zeit seines geschäftlichen Gedeihens beschäftigte er über ein Dutzend Gesellen in seiner Werkstatt. Noch heute findet man in vielen Berliner Wirthschaften Billards mit der Firma „P. H. Schunicht“.

Durch die Ungunst der Verhältnisse und auch durch eigenes Verschulden ging das Geschäft zurück. Schunicht wurde faul, trieb sich in den Schänken umher, verpraßte sein Geld in schlechtester Gesellschaft, und das Ende vom Liede war, daß er das einträgliche, früher so gute Geschäft

völlig aufgeben mußte und nun sittlich immer tiefer und tiefer sank. Seine Frau wurde geisteskrank und nach Dalldorf in die Irrenanstalt gebracht. Schunicht trieb sich meist beschäftigungslos herum, in Noth und Elend. Eine Unredlichkeit hat er sich während dieser Zeit nicht zu Schulden kommen lassen. Er hat weder betrogen, noch gestohlen. Er ist, wie die meisten Mörder, bis zu der Verurtheilung wegen des furchtbarsten Verbrechens unbestraft geblieben. Von Zeit zu Zeit arbeitete er, der frühere Meister, als Geselle bei einem fremden Meister; und wenn er dann ein paar Groschen bei Seite gelegt hatte, verfiel er wieder in seinen leichtsinnigen Lebenswandel, bis wiederum das Elend über ihn hereinbrach.

So stand es auch um ihn im Frühling 1885. An einem schönen, warmen, sonnigen Vormittage, am 18. Mai — er hatte die Nacht vorher im Freien zugebracht —, hatte er nach planlosen Wanderungen durch die Stadt sich neben dem Schiller-Denkmal auf dem Gensdarmenmarkt auf eine Bank niedergelassen und zermarterte sein Gehirn mit dem Gedanken, was er nun mit sich anfangen solle. Er hatte keinen Pfennig Geld. Alles, was er an Wäsche und Kleidung besaß, trug er auf dem Leibe. Er hatte keine Wohnung. Seinem elenden Dasein selbst ein Ende zu machen, daran dachte er nicht. Wie weiterleben, das war die Frage.

Da kommt ganz zufällig eine alte Bekannte des Wegs daher. Es ist die von ihrem Ehemanne geschiedene Johanne Weber, die bei einer unverheiratheten Dame als Wirthschafterin und Köchin dient, und die ihr Fräulein, das sich in die Sommerfrische begeben, soeben zur Bahn begleitet hat. Johanne Weber ist eine ältere Person, sehr gutmüthig und zärtlichen Neigungen noch immer zugänglich. Sie hat vor etwa einem Jahre in intimen Beziehungen zu Schunicht gestanden. Schunicht weiß, daß sie sich in den langen Jahren ihrer Dienstzeit einige hundert Mark gespart und diese Summe in der Sparkasse angelegt hat.

In dem Augenblick, als Johanne ihren Freund begrüßt, fährt Schunicht freudig zusammen. Nun bietet sich ihm ja das, was er sucht. Mit dem Gelde der Johanne Weber kann er schon eine Weile weiterleben. Und in demselben Augenblicke reift auch bei ihm der Mordgedanke zum festen Entschluß.

Auf die Fragen des Vorsitzenden des Schwurgerichts: „Haben Sie denn nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht möglich sein würde, sich von Frau Weber das Geld zu verschaffen, ohne zur äußersten Gewaltthat zu schreiten? Frau Weber soll ja sehr gutmüthig gewesen sein und soll für Sie eine sehr starke Neigung besessen haben. Würde sie Ihnen das Geld nicht auf längere Zeit geliehen haben? Würden Sie es ihr nicht unter Vorspiegelungen haben ablocken können?“ — auf diese Fragen antwortete Schunicht: „Sie würde es mir wohl gegeben haben, wenn ich sie darum gebeten hätte.“

„Und warum haben Sie sie nicht darum gebeten?“

„Daran habe ich nicht gedacht," lautete die charakteristische Antwort.

„Also Sie haben gleich den Entschluß gefaßt, die Weber zu tödten?"

„Ja."

„Und es ist Ihnen gar nicht eingefallen, daß Sie ohne zu tödten zu Ihrem Ziele gelangen konnten?"

Schunicht schwieg eine Weile und sagte dann: „Ich habe es mir nicht weiter überlegt. Ich habe mir nur gedacht, daß ich die Frau todtschlagen müßte, um das Geld zu haben."

Das ist in der That bei diesen gräßlichen menschlichen Abnormitäten sozusagen der normale Ideengang.

Arglos läßt sich die schon zum Morde auserkorene Johanne Weber neben Schunicht nieder. Schunicht hört nun, daß der Zufall sein bestialisches Vorhaben in besonderer Weise begünstigt. Johanne Weber ist allein in der Wohnung, die Schunicht längst kennt. Das Fräulein wird erst in einigen Wochen zurückkehren, und lange, lange Zeit kann das Verbrechen unentdeckt bleiben.

Die Beiden begeben sich also nach der Wohnung des Fräuleins, bei dem Johanne Weber dient. Schunicht trennt sich vor der Thür von seiner Geliebten, und sie verabreden sich für den Abend.

Als die Dunkelheit hereingebrochen ist, betritt er das Haus, nimmt die ihm wohlbekannte Hintertreppe und trifft ohne irgendwie auffällig zu werden, mit der Weber zusammen.

Sie bereitet ihm eine kräftige Mahlzeit, und Schunicht nimmt sich vor, die Weber nach dem Essen zu tödten. Aber sie erzählt zufällig, daß sie noch eine kleine Rechnung an die Wäscherin zu zahlen habe, die am andern Morgen die Wäsche bringen und das Geld holen werde. Ohne irgendwie Verdacht zu erwecken, stellt Schunicht fest, daß außer dieser Wäscherin in den nächsten Wochen voraussichtlich kein Mensch anklingeln werde. Diese Mittheilung veranlaßt Schunicht die Ausführung des Mordes zu verschieben, bis die Wäscherin gekommen sein wird. Diese kommt in der That am andern Morgen um neun. Johanne Weber bezahlt die Rechnung, und die Wäscherin geht. Die Beiden verbringen den ganzen Tag in ungestörter Gemüthlichkeit miteinander. Kurz vor sechs Uhr essen sie zu Abend. Johanne Weber hat noch einige Flaschen Bier aus einem benachbarten Keller geholt.

Da gleich nach der Mahlzeit kurz nach sechs — „da war es mir," erzählt Schunicht, „als ob mir Jemand auf die Schulter klopfte und mir ins Ohr flüsterte: Jetzt greif an!"

Diese Empfindung ist eine so starke, daß er sich umsieht, und daß es der Weber auffällt. Sie fragt ihn: „Was hast Du denn eigentlich?"

„Und darauf faßte ich an," setzte Schunicht hinzu.

Er hat den Mordgedanken in seinem Gehirn so unablässig hin- und

hergewälzt, daß schließlich die gereizten Gehirnfasern die Täuschung einer Stimme und einer Berührung hervorrufen.

Da umklammert er also mit seinen starken Fäusten die Unglückliche, die ihn beherbergt, ihm zu essen und zu trinken giebt, von der er nur Beweise ihrer Zuneigung empfängt. Und diese versieht sich der Gewaltthat so wenig, daß sie zunächst an einen etwas rohen Scherz glaubt, an einen Zärtlichkeitsbeweis, und lächelnd ihm sagt: „Du thust mir weh." Er schließt die knochige Faust fester und fester, und in wenigen Minuten ist das grausige Verbrechen vollbracht.

Als er sich überzeugt hat, daß die Weber todt ist, trägt er sie auf das Bett, bedeckt sie mit Kissen und breitet das Betttuch darüber, sorgsam und bedächtig, so daß das Bett unberührt erscheint. Dann erbricht er die Kommode, sucht und findet das Sparkassenbuch und die Baarschaft, 75 Mark, und geht seiner Wege . . .

Als er vor dem Hause angelangt ist, fällt ihm auf einmal ein, daß der kleine Kanarienvogel im Bauer verhungern müsse, wenn, wie er vorausgesetzt hatte, daß Verschwinden der Weber bei den Hausgenossen nicht in Kürze bemerkt werden sollte; denn in diesem Falle dürfte ja die Wohnung voraussichtlich auf lange Zeit nicht wieder geöffnet werden. Und derselbe Mensch, der eben einen Menschen ermordet hat, kehrt um, öffnet mit dem mitgenommenen Schlüssel die Küchenthür, streut von den Ueberresten des Mahles Brosamen umher, macht die Thür des Käfigs auf und lehnt das Fenster an, so daß der zahme Vogel, wenn er in der Wohnung nichts mehr findet, wo anders seine Nahrung suchen kann.

Diese Fürsorge des Mörders für das Leben des kleinen Thieres ist freilich seltsam und verdient hervorgehoben zu werden. Man darf aber nicht in falscher Sentimentalität so weit gehen, darin etwas besonders Rührendes zu erblicken. Derartige psychologische Widersprüche begleiten sehr oft die grausigsten Verbrechen. Es sind in dieser Beziehung andere merkwürdige Fälle bekannt. An demselben Tage, an dem Lacenaire, einer der fürchterlichsten Mörder aller Zeiten, die Chardon tödtete, wagte er sein eigenes Leben, um eine Katze zu retten, die eben vom Dache stürzen wollte. Ein anderer Mörder gab dem Säugling, dessen Mutter er eben ermordet hatte, die Flasche. — Sind das wirklich edle Regungen, die inmitten der grenzenlosen Verderbniß des Ganzen unangetastet geblieben sind? Oder sind es renommistische Komödiantereien, wie sie bei fast allen großen Verbrechern beobachtet werden können? Es ist schwer zu sagen. Denn einem Menschen wie Schunicht, der nach begangenem Morde die Wohnung säuberlich in Ordnung bringt, die Ermordete bettet und zudeckt, das Gesangbuch aufschlägt u. s. w. — einem solchen Menschen ist auch sehr wohl zuzutrauen, daß er den Vogel vor dem Hungertode bewahrt hat, um sich zu einem Verbrecher der interessanteren Art herauszustaffiren. Mit der Frage, die uns beschäftigt, hat es auch nichts weiter zu schaffen.

Wir haben in Schunicht nur ein Exemplar jenes typischen Mörders schildern wollen, in dem sich zugleich mit der Begehrlichkeit nach fremdem Gut bei dem Gedanken an die Befriedigung seiner Habgier als erstes Mittel, das bei der Ausführung zur Anwendung zu kommen hat, die Tödtung des zu Beraubenden darstellt, — den Verbrecher, dem, wie Schunicht mit vollkommener Wahrhaftigkeit ausgesagt hat, überhaupt gar nicht der Gedanke beikommt, sich das begehrte fremde Eigenthum auf eine andere Weise, durch Bitten, Ueberlistung oder sonstwie zu verschaffen. Die gutmüthige Weber würde ihrem Freunde Schunicht unzweifelhaft aus der Verlegenheit geholfen haben, wenn er sie darum gebeten hätte. An dieses Nächstliegende und Einfachste hat er aber in der verhängnißvollen Einseitigkeit des echten Mörders überhaupt nicht gedacht. Er hat das Geld haben wollen, und um es zu bekommen, hat er kein anderes Mittel finden können als den Mord.

Diese typische Mördergestalt, die in der Wirklichkeit mit geringfügigen Abweichungen im Einzelnen sich bei den Capitalverbrechen aller Orten und aller Zeiten immer wieder darstellt, hätte in einer Dichtung, welche sich mit der Lösung des blutigen und psychologischen Problems des Mordes befaßt, nicht umgangen werden dürfen. Sie fehlt aber in dem Zola'schen Romane, und deswegen ist im Hauptsächlichen die Bezeichnung dieser Dichtung als eines Mordromans ebensowenig zutreffend, wie die eines Eisenbahnromans.

Daß dieses Zola'sche Werk in denjenigen Theilen, die sich mit den schrecklichsten menschlichen Verbrechen befassen, mit „Raskolnikow" („Verbrechen und Strafe") von Fedor Dostojewskij und in den auf die Eisenbahn bezüglichen Theilen mit „Le Train 17" von Jules Claretie viele übereinstimmende Züge aufweist, ist unbestreitbar. Diese Uebereinstimmungen aber sind doch rein äußerlicher Art. In allem Wesentlichen ist der Roman Emile Zolas, zu dem der Dichter von mancher Seite her durch wirkliche Begebenheiten und schriftstellerische Erfindungen allerdings Anregungen empfangen haben mag, eine durchaus selbstständige, eigene, ehrliche Arbeit.

Und eine großartige dabei, die in der Technik, in der Composition, in der Schilderung und Charakteristik unter den erzählenden Dichtungen vielleicht eine höchste Stufe einnimmt, und deren mächtige Vorzüge das Bedauern, daß die Wahl des blutigen, schauderhaften Stoffes dem Dichter die Nothwendigkeit auferlegt hat, sich fast ausschließlich mit dem Grausigsten und Häßlichsten zu beschäftigen, und daß Zolas rauhe, rücksichtslose Wahrheitsliebe das Widerwärtige und Abscheuliche niemals mildernd dämpft, nur zu einem um so lebhafteren machen.



Ambrogios Beichte.

Erzählendes Gedicht.

von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Vom Klosterthurm erscholl die Kunde
Des Glockentons in's Thal hinab,
Daß einem Mönch in früher Stunde
Man dort ein letzt' Geleite gab.
Alt war der Bruder, achtzig Jahre,
Wohl drüber auch, und in dem Zug,
Der singend heut des Greises Bahre
Zum dunklen Gruftgewölbe trug,
War Keiner, der gewußt zu sagen
Wie lang' Ambrogio hier gewohnt,
Noch wagte man, ihn drum zu fragen.
Der Abt sogar ließ ihn verschont,
Und wie er einst ihn vorgefunden,
Da er die Schwelle selbst betrat,
Seit zwanzig Jahre hingeschwunden,
Gönnt' er dem Alten, seinen Pfad
In schweigsam ernster Ruh zu gehen.
Kurz war der Weg nur, den er nahm,
So Tag für Tag, wenn im Erstehen
Die Sonne zur Kapelle kam,
Wo sie ein schönes Bild erhellte
Des heiligen Sebastian,
Dem er sich im Gebet gesellte.
Ein halbes Menschenalter sah'n
Die Morgenstrahlen hier den Alten
Stumm hingebeugt auf seinen Knien
Die Büßerandacht schmerzlich halten,
Die doch nicht Trost zu geben schien.
Ja selbst, als schon sein Aug' erblindet,
Versagt er Führung und Geleit,
Da Fuß und Hand von selbst sich findet
Zur Stätte seit so langer Zeit.
Und als er eines Abends fehlte
Zur Hora in der Brüder Schaar,
Ward aufgefunden der Entseelte
Vor Sankt Sebastians Altar.
Zu Grabe ward ihm heut gesungen
Ein Lied von ewigem Vergehn.
Und als der letzte Ton verklungen
Ward's still, als wäre nichts geschehn.

Da trat ein Bruder auf die Schwelle
Des Abts, und legt' in seine Hand
Was man in des Verstorbnen Zelle
Geschrieben und verschlossen fand.
Vergilbte Blätter, blaß auch waren
Die Federzüge, da versenkt
In Blindheit schon seit so viel Jahren

Die Augen, so die Hand gelenkt.
Der Abt empfing, was dem Verwesen
Entgangen, und zur selben Stund'
Begann entziffernd er zu lesen
Der Schrift geheimnißvollen Fund:

Wer's immer sei, den man zur Würde
Des Haupt's im Kloster sich erkor,
Ihm legt der Schuld und Qualen Bürde
Der Mönch Ambrogio beichtend vor.
Entsühnen konnte mich im Leben
Kein Spruch, kein priesterlich Gebot,
So schwieg ich. Doch den Schleier heben
Von meinem Elend soll der Tod.
— Venedig war's, wo ich geboren,
Wo ich zur Kunst erzogen ward,
Der ich mich früh schon zugeschworen.
Gemälde schuf ich vieler Art,
Und stand in meinen Mannesjahren
Den ersten Meistern zugesellt,
Umgeben von Bewund'rerschaaren.
Stets war die Werkstatt wohlbestellt.
Für Schmuck der Kirchen und Altäre,
Und für des Reichthums gold'nes Haus,
Daß Schmuck und Schönheit es verkläre,
Ging Bild um Bild von ihr hinaus.
Reich ward ich selbst, und die Genossen
Bestaunten meines Hauses Pracht,
Wenn ich's der Festesluft erschlossen
In mancher schwelgerischen Nacht.
Vermählt nicht war ich. Doch zu krönen
Ein Fest, bot immer sich die Hand,
Wie ich sie sucht' im Kreis der Schönen,
In Sinnenrausch und Unbestand.
Denn reich an Schönheit war Venedig,
Die unbekümmert, unbedroht
Von Fesseln, jeder Schranke ledig,
Der Kunst sich und dem Leben bot.
Ich aber war der Frauen Kenner,
Wie zum Genuß, so für die Kunst,
Und galt ich viel im Kreis der Männer,
Fand bei den Frau'n ich gleiche Gunst.
So ging's, daß ich Madonnen malte,
Leichtfert'gen Sinn's und rücksichtslos,
Und warf den Preis, den man mir zahlte,
Dem Urbild lachend in den Schooß.

Da trat, von Cypern hergekommen,
Einst in mein Haus ein fremder Gast,
Für Kunst im Innersten erglommen,
Ein Jüngling, noch ein Knabe fast.
Der trug mir vor sein heiß Begehren,
Als Schüler ihn, von diesem Tag,
In meiner Werkstatt zu belehren,
Was Farb' und Griffel schön vermag.
Ein Brief auch sollt' ihn mir empfehlen.
Die Hand, die nicht geringe wog,
Erkannt' ich, da Venedigs Kehlen
Den schönsten Cyperwein sie zog.
So las ich. Doch nicht gar erbaulich
Erschien mir, was der Freund bewies,
Wenn für den Knaben er vertraulich
Ein Pflichtgebot mich finden hieß.
Aus leichtem Bund, gelöst seit lange,
Fast der Erinnerung entflohn
Im wechselvollen Zeitengange,
War mir entsprossen einst ein Sohn.
Das war nun Baldo, den der Alte,
Der würdiger als ich empfand,
Daß ich die Zukunft ihm gestalte,
Auf seinem Schiff mir zugesandt.

Doch Argwohn, daß der Knab' im Bunde,
Auf Rechte pochend, mir genaht,
Trieb mich, nicht in der ersten Stunde
Schon zu erfüllen, was er bat.
Ich forscht' ihn aus in strenger Weise
Nach Haus und Herkunft, Heimatsort,
Und seinem früh'ren Lebenskreise.
Er bot mir ruhig Wort um Wort,
Bescheiden, doch mit freiem Tone:
Die Eltern hab' er nicht gekannt,
Sie starben früh. Zum Tagelohne
Ward er erzogen auf dem Land.
Doch wenn im Weinberg ihm die Stunden,
Im Dienst bei Signor Loredan'
In heißer Arbeit hingeschwunden,
Dann trieb's ihn, was die Augen sah'n
Zu fesseln hastig durch die Hände.
So zeichnet er, noch unbelehrt,
Auf Kufen, Fässer und auf Wände
Zuerst was Herz und Sinn begehrt.
Bei solchem Thun ward er gefunden
Von Lovadan, dem er gefiel.
Sein Werk schien mehr ihm zu bekunden
Als hingeworfnes Knabenspiel.
Sein Gönner ward er und sein Leiter
Für Lehr' und ersten Unterricht.
So schrieb der Freund auch. Was er weiter
Erforschte, Baldo wußt' es nicht.

Es mochte sein. Doch eine Probe
Verlangt' ich erst von seiner Hand.
Und kargt' ich gleich mit meinem Lobe,
Doch sah ich, wie er sie bestand.
So ward mein Haus ihm denn erschlossen,
Die Werkstatt und der Schüler Kreis,
Wo bald er unter den Genossen
Sich regt' in freudevollem Fleiß.

Doch wenn zuerst ich für den Knaben
Von innerm Antheil nichts gespürt,
So fühlt' ich bald durch seine Gaben
Mich rein und wundersam berührt.
Daß Andre schnell er überflügelt,
Zur Arbeit immerdar bereit,
Daß jeder Trieb in ihm gezügelt
Durch seines Wesens Lauterkeit,
Ich staunt' es an; doch was nicht minder
An ihm belebend zu mir sprach,
Die Schönheit war's, die noch geschwinder
Mein Künstlerauge ganz bestach.
Denn niemals hatt' ich noch gefunden
Vollendet so die Wohlgestalt
Der Jugend, so in Eins verbunden
Was je für schön und reizend galt.
Und so nicht ließ ich mir entgehen,
Der edlen Form jedweden Zug
Mit Farb' und Griffel abzusehen,
Und nie that sich die Hand genug.

Den Künstler hat er so gewonnen,
Den Freund gewann er auch sich bald,
Dem er, bevor ein Jahr verronnen,
In Allem unentbehrlich galt.
Und überrascht mußt' ich erkennen,
Daß ich es als ein Glück empfand,
Ein Leben dauernd mein zu nennen,
Mit dem Natur mich nah verband.
Wie nah mir — ob es Baldo wußte?
Vielleicht daß er's geahnt, vielleicht
Daß er's von Andern hören mußte,
Wenn ihn ein Flüsterwort erreicht.
Man sprach's, und schon nicht mehr bei Seite,
Beneidete mich gar um ihn,
Wenn stolz ich in des Sohns Geleite
Bei mancher Festlichkeit erschien.
Doch zwischen uns — den Schleier heben?
Wozu? Wir gingen gleichen Pfad,
Der Schüler blieb, durch Kunst und Leben
Vereint, des Meisters Kamerad.
Und zwar in allem Guten. Leise,
So fühlt' ich, wirkt' auf meinen Sinn
Die Reinheit seiner Jugendweise,
Und lächelnd gab ich ihr mich hin,
Erfreut, betrachtend zu erfahren,
Wie hoch des Jünglings Ziel gespannt,
Denn Baldo ward mit zwanzig Jahren
Als Künstler rühmlich schon genannt.

Da ward ein Auftrag mir. Es sollte
Ein heiliger Sebastian sein.
Als ein Gelübd', im Kloster wollte
Ihm den Altar ein Frommer weih'n.
Ich war erfreut, denn wer von Allen
Besaß ein Vorbild, so wie meins?
Und Baldo war, mir zu Gefallen
Im Dienst der Kunst auch mit mir Eins.
Nun ward gemalt! — Doch eh vollendet
Mein schönstes Werk — weh mir! Es kam
Der Tag, da mein Geschick, gewendet
Durch eigne Schuld, mir Alles nahm!

Bei einer Festfahrt voll Gepränge
Sah ich erstaunt auf dem Kanal
Im Barkenwimmelnden Gedränge
Ein schönes Weib zum ersten mal.
Auch sie sah mit erstaunten Mienen
Zuerst Venedigs laute Pracht,
Denn gestern erst war sie erschienen
Von Rom. Bei ihrem Anblick wacht
In mir die ganze Glut der Sinnen
Von Neuem auf, und nur bedacht
Bin ich, dies Weib mir zu gewinnen,
Das Alles mich vergessen macht.
Ein Dämon, strahlend und entzückend,
So hatt' ihr Auge mich erfaßt,
Und hielt im Banne mich berückend.
So stürzt ich mich in wilder Hast,
Mit jeder Huldigung Verschwenden,
In ihren Zauberkreis hinein,
Mein Werben war ein fürstlich Spenden;
Und so — Giovanna wurde mein.
Von diesen Tagen schien verloren
Die Werkstatt mir. In müß'gem Thun
Trieb ich es gleich dem jüngsten Thoren.
Mein Sankt Sebastian mochte ruhn,
Da ganz Giovanna mich erfüllte.
Doch wenn ich diesmal meine Spur

Und Wege mehr als sonst verhüllte,
Geschah's um Baldo's willen nur,
Zu bergen ihm der Thorheit Kunde.
Wir sahn uns selten. Eine Frag',
Ein Grüßen nur von flücht'gem Munde,
Mußt' ihm genügen für den Tag.

Nun kam's, daß ich mich rüsten sollte
Zu einer Fahrt auf's feste Land.
Ein Nobile zu Parma wollte
Gemälde dort auf Deck' und Wand
Von mir in seiner Villa sehen.
Ich konnte Niemand dort vertraun,
Und kurz, ich mußte selber gehen,
Zu prüfen, messen, zu beschaun.
Zur Zeit nicht gern. Doch wenig Tage
Nur, wünscht' und hofft' ich, fern zu sein.
Doch von Geschäft und Festesplage
Ging's nicht so schnell mich zu befrein.
Mehr als die Woche war vergangen,
Als wieder Glockentöne mir
Durch's Abendgrau Venedigs klangen.
Mein erster Weg — zu ihr! Zu ihr!
Giovanna soll die erste Stunde
Beherrschen meiner Wiederkehr!
Seit Jahren stand mit mir im Bunde
Mein altvertrauter Gondolier',
Andrea, kundig und verschwiegen.
Ein Zeichen nur — so wußt' er gleich
Mit Bark' und Ruder einzubiegen
In's dunkelnde Kanalbereich.
So, durch gewundne Wasserstraßen
Führt' er mich lautlos, eilend fort,
Bis wir der Brücke Thor durchmaßen
Zum Landeplatz. Hier war der Ort!

Hoch in Giovanna's Fenster oben
Fiel noch ein fahler Tagesschein,
Indeß von Dämmerung schon umwoben
Der enge Platz. In's Haus hinein
Beflügelt eilt' ich. Doch die Stufen
Nur leis betrat ich, um mit Lust
Der Ueberraschung Freuderufen
Zu wecken in Giovanna's Brust.
Da, wie der Vorhang des Gemaches,
Das ich geschmückt ihr schön und reich,
Ich fassen will, dringt an mein waches
Gehör ein Ton, Geflüster gleich —
So war sie nicht allein? Und lauschend
Beug' ich mich vor. Mein Ohr vernimmt
Ein Kosen, Liebesworte tauschend,
Ein heimlich Lachen —! Wuthergrimmt
Reiß' ich den Vorhang auf, gewahre
Im Umriß nur und Dämmerlicht,
Wie eines Hauptes Lockenhaare
Sie kosend drückt an ihr Gesicht.
Ein Nebenbuhler! Wahnsinntrunken
Stürz' ich hervor im Augenblick,
Und sicher trifft, wie Blitzesfunken
Mein Dolch den Frevler in's Genick
Bis an das Heft. Ein Schrei! Und stöhnend
Bäumt sich ein Körper auf — es faßt
Mein Messer seine Brust, und dröhnend
Sinkt auf den Teppich seine Last.

Ein Angstruf von Giovanna's Munde,
Wie Höllenspott und Teufelshohn:
„Zu Hülfe! Mörder! Weh der Stunde!
Ermordet hast Du Deinen Sohn!
Triff mich zugleich, die ihn verlockte,
Seitdem Du fern! Er wußte nichts
Von — Dir zu mir!" Mein Athem stockte,
Und, wie vom Spruch des Hochgerichts
Verdammt, sank ich zu Baldo nieder.
Noch schien in ihm das warme Blut
Zu pulsen durch die jungen Glieder,
Und noch zu hoffen hatt' ich Muth.
Mit Hand und Fuß zurücke stieß ich
Das buhlerisch verworfne Weib,
Und taumelnd das Gemach verließ ich,
Im Arme meines Sohnes Leib.

Andrea harrte. Schnell verständigt
Schafft' in die Bark' er mich und ihn,
Den ich, von Todesangst gebändigt,
Erschüttert hielt auf meinen Knieen.
Wie endlos, trotz Andreas Eile,
War mir der Weg nach Haus! Ich trug
Auf's Lager Baldo. Kurzer Weile
Belebt' er sich. Die Augen schlug
Er auf zu mir — wie mit Erschrecken,
Und sank zurück. Nichts ward versäumt
Sein Leben wieder mir zu wecken,
Umsonst! Sein Traum war ausgeträumt.

Ein Märchen hatten wir ersonnen
Von Ueberfall durch Räuberhand.
Wer hätte je Verdacht gewonnen,
Daß ich — ich selbst zerriß das Band?
Andrea schwieg. Sie mochten suchen
Und forschen jetzt. — Ich aber lag

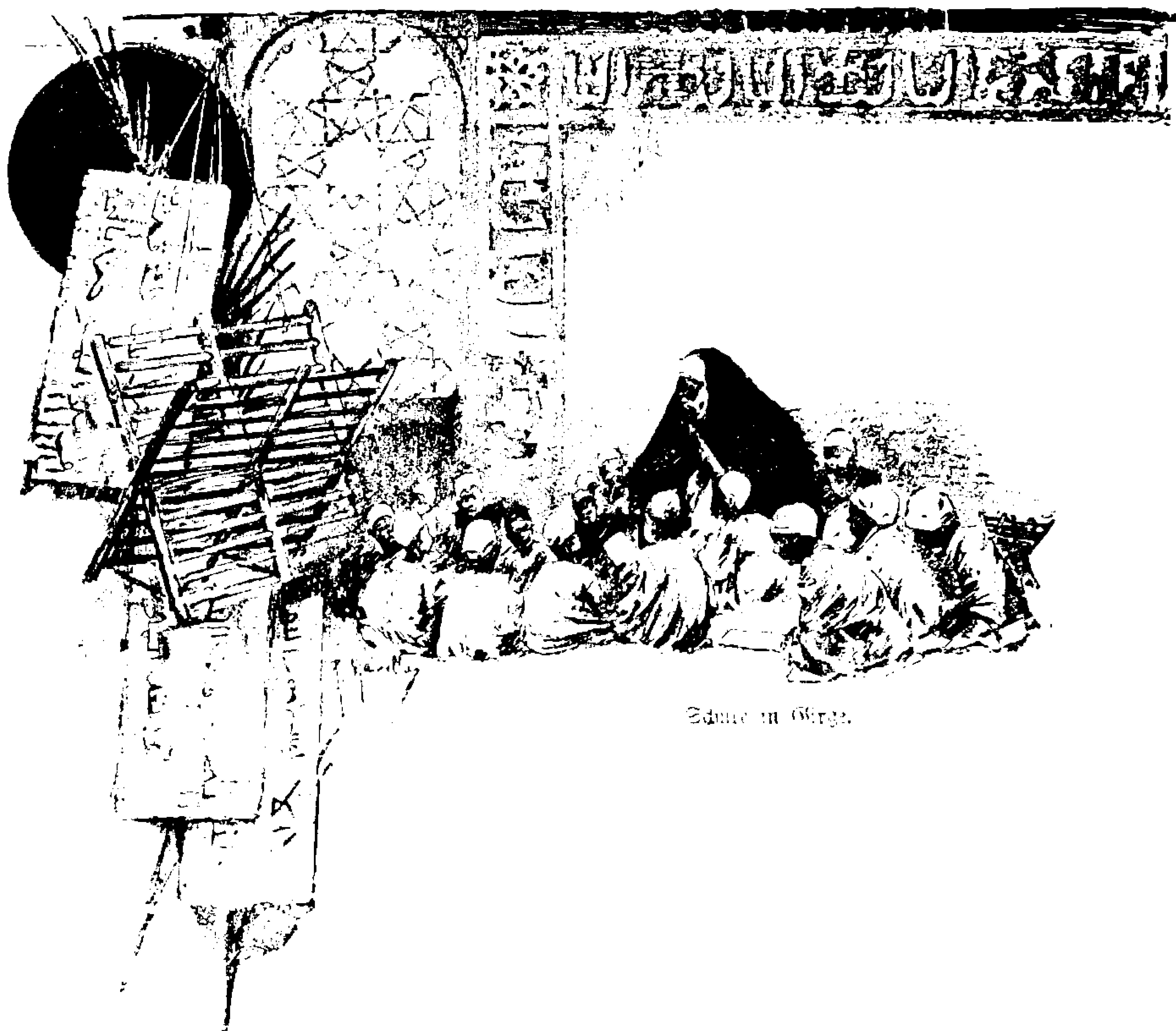
Verzweifelnd und mit Selbstverfluchen
An Baldos Lager Nacht und Tag.
Nun wußt' ich erst, was ich verloren,
Nun fühlt' ich erst, was ich besaß,
Als ich, was ich mir selbst beschworen,
Aus des Entseelten Zügen las!
Und nun ich grausam, wahnvergessen
Mein eignes Leben mit zerstört,
So wollt ich, gleich der Schuld gemessen,
Auch meine Sühnung unerhört.
Gericht! Gesetz! Welch' eine Buße
Konnt' es mir bieten, als den Tod?
Die größ're ward im Todesgruße
Des Sterbenden mir zum Gebot!

Drum nach des Jünglings Grab-Bestattung
Ging ich an Sankt Sebastians Bild,
Bekämpfend Schauder und Ermattung,
Es zu vollenden streng gewillt.
Des Sohnes Bild, den ich vernichtet!
Sein Antlitz, das mein Herz geweckt!
Die Augen, starr auf mich gerichtet,
Erstaunend, vorwurfsvoll, erschreckt!
Es gab, ich fühlt' es, kein Vergeben,
Nicht Reue, keines Trostes Macht,
Daß um sein blühend Jugendleben
Mit Mörderhand ich ihn gebracht.
Und jeden Pfeil, den Leib durchdringend
Des heil'gen Märtyrers — ich fühlt'
Ihn selber, Todesschmerzen bringend,
In eigner Brust, von Qual durchwühlt!
So malt' ich fort — in jedem Striche
Des Pinsels mir ein Martertod,
Dem keine Sühne sich vergliche,
Die je ein schuldig Herz bedroht!
Und als mein Büßerwerk vollendet
Bis dahin, fühlt' ich auch die Kraft,
Die reichlich sonst der Kunst gespendet,
Für immer meinem Sein erschlafft.
Bewundernd mochten sie nun sagen,
Daß mir das Größeste gelang!
Aus meiner Werkstatt ließ ich tragen,
Das Bild zu seinem Wandergang.
Ich aber schon im Stillen hatte
Verkauft mein Haus und all' mein Gut.
Es suchte fern der Lebenssatte
Den Ort, wo alles Leben ruht. —

Nacht war es, als mit letztem Gruße
Andrea mich zu Lande fuhr,
Dann zog, ein Pilger, ich zu Fuße
Dahin auf meines Bildes Spur.
Vor eurem Kloster hielt ich inne,
Wo den Altar man ihm geweiht,
Bot volle Hand euch zum Gewinne,
Für eures Ordens härnes Kleid.
Und so, vom Leben abgeschieden,
Verwehte meines Namens Spur.
Nicht Gnade sucht' ich, noch den Frieden,
Die ew'ge Marter sucht' ich nur!
Und lag ich täglich im Gebete
Vor Sankt Sebastian — es war
Der Heil'ge nicht, zu dem ich flehte,
Mein Sohn war's, dessen Augenpaar
Ich mir zum Strafgericht erwählte,
Durch dreißig Jahre, Tag für Tag,
Und deren Vorwurf schärfer quälte,
Als jeder Büßung Geißelschlag!
Denn nicht Verzeihung sollt' es geben,
Nicht Gnad' entquellen diesem Blick,
Den der Verfluchte für das Leben
Sich selbst geweckt, als sein Geschick!
So sollt' es sein! So trag' ich's, reichte
Dies Leben auch noch Jahr um Jahr!
Der Tod erst leg' in dieser Beichte
Ambrogios Schuld den Brüdern dar! —

So las der Abt. Als in der Zelle
Verschluß er drauf die Schrift gelegt,
Zu Sankt Sebastians Kapelle
Lenkt' er die Schritte, tief bewegt.
Und Abends, als im Dunkel lagen
Gemäuer, Wald und Bergeshang,
Kam durch die Luft zu Thal getragen
Noch einer Seelenmesse Klang.





Schule in Girge.

Illustrirte Bibliographie.

Nilfahrt. Von C. von Gonzenbach. Mit 203 Illustrutionen in Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt.

„Der ‚Gwalior‘ der P.- und O.-Gesellschaft dampfte bei schönem Wetter langsam aus dem Hafen, und ehe die Sonne im Westen unterging, war die egyptische Küste unseren Augen entschwunden. Doch unvergeßliche Erinnerungen begleiteten uns; wir hatten den Strom befahren, von dessen Ufern die Schöpfer der abendländischen Cultur ihre Gedanken, ihre Lehren, ihre Muster geholt und dessen Wasser einst den Gesetzgeber beschützt, dessen zehn Gebote noch heute die Grundlage der Gesetzgebungen aller civilisirten Völker bilden. Von der Geburtsstätte der menschlichen Gesellschaft, ihren blauen Wassern und goldenen Wüsten, ihren stummen Tempeln und flüsternden Palmen blieb uns ein sonniges Bild tief ins Herz eingegraben, das seinen Zauber über manchen frostigen Winterabend erwärmend ausgießen wird.“

Mit diesen Worten schließt Herr von Gonzenbach das Werk, in welchem er seine Erlebnisse und Erfahrungen auf einer langen Nilfahrt aufgezeichnet hat. Es sind Tagebuchblätter sehr ausführlicher Art, die er uns vorlegt. Sie reichen vom 17. November 1887 bis zum 23. April 1888; über jeden einzelnen Tag während des halben Jahres wird getreulich Bericht erstattet. Allein das geschriebene Wort ist eigentlich nicht die Hauptsache. Der Verfasser bemerkt in einem kurzen Vorwort, daß sein Tagebuch die Zeichnungen begleite, welche der Künstler Rafaello Mainella auf einer gemeinschaftlichen Reise zwischen Alexandrien und Wadi Halfa an Ort und Stelle angefertigt und welche durch ihre Treue und Originalität einem größeren Kreis von Egyptenreisenden eine

willkommene Gabe sein dürften: nur in diesem Sinne habe er es gewagt, vor ein größeres Publikum zu treten. In der That giebt das Buch, wie es nunmehr vorliegt, in Wort und Bild einen sehr anziehenden und lehrreichen Einblick in die Wunder des egyptischen und nubischen Landes.

Das Nilgebiet ist für die culturelle Entwickelung der Mittelmeervölker von jenen grauen Zeiten an, in welche das Licht der modernen Geschichtsforschung nur gerade noch vorzudringen vermag, viele Jahrhunderte hindurch von der weitreichendsten Bedeutung gewesen. Unter der Herrschaft glorreicher Pharaonen ist in Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft eine sehr eigenthümliche und in sich abgeschlossene Cultur empor-



Levantiner.

gewachsen, die in friedlichem Verkehr oder kriegerischem Zusammenstoß mit fremden Nationen ihren Samen ausstreute. Die griechische Cultur hat späterhin das Empfangene reichlich zurückerstattet; es genügt, auf die Weltstellung hinzuweisen, zu welcher griechische Bildung die Stadt Alexandrien hinanführte. Auch unsere Zeit ist an der Arbeit, das Nilthal für ihre Cultur zu gewinnen. In Unteregypten kommt den Europäern schon jetzt beinahe eine dominirende Rolle zu. Die Erschließung des Sudans für die abendländische Civilisation ist freilich durch die Siege der Mahdisten auf eine noch nicht absehbare Zukunft hinausgeschoben. Allein das Interesse an dem merkwürdigen Uferlande des gewaltigen Stromes, welches die antiquarische und anthropologische Forschung der modernen Zeit so ausgiebig beschäftigt hat und noch beschäftigt, ist heut vielleicht lebhafter als je zuvor.

Wir besteigen mit Gonzenbach und Mainella in Venedig das Schiff, welches sie nach Alexandrien hinüberträgt. Wir folgen ihnen in Kairo auf das Segelschiff oder, wie man dort zu Lande sagt, „die Dahabie"



Aufgehängtes Krokodil.

mit dem stolzen Namen „Sesostris", welches für Monate hinaus ihre schwimmende Wohnung zu bilden bestimmt ist. Die Reisenden haben Muße für ihre Fahrt; sie ziehen deshalb das Segelschiff dem Dampfboot, auf welchem die Reise sich binnen vier Wochen zurücklegen läßt, vor, um gemächlich genießen und lernen zu können. Häufig genug muß sich bei widrigem Winde die Mannschaft an das Schlepptau, „den Liban" spannen, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Vor unseren Augen aber entrollt sich ein großartiges Schauspiel mit stets wechselnder und stets gleich reizvoller Scenerie; bald nimmt das gegenwärtige bunte Leben unseren Sinn gefangen, bald steigen uralte Zeiten, die uns gewaltige Denkmäler ihres Daseins hinterlassen haben, vor uns auf und regen unsere Phantasie zu erhöhter Thätigkeit an. Wir lernen die Männer des „Sesostris" und alle einzelnen Mitglieder seiner Bemannung kennen; wir lassen die landschaftliche Eigenart, die von den mächtigen Fluthen des Nils getränkte Ebene auf uns wirken; wir weiden uns an dem imposanten Anblick der Katarakte; wir streichen durch die Gassen Kairos und lassen das bunte Treiben an uns vorüberrauschen; wir besuchen die Bazare und nehmen Theil an der zu Ehren des Geburtsfestes des Propheten veranstalteten Messe; wir machen die Bekanntschaft von allerhand Volkstypen, Arabern, Kopten, Nubiern, Sudanesen, von vornehmen Würdenträgern und geringem Volk, von Männern und Frauen; wir sehen Einiges von den Sitten und Gewohnheiten dieser fremden Welt vor uns; und wir staunen vor Allem über das uns von der Vorzeit überkommene Testament, über die Pyramiden, die Ruinen von Luksor und Karnak, den Felsentempel von Abu Simbal, die Schätze des Museums von Bulak.

Taubenhaus [illegible]



Zuckerrohrverkäufer.

Und überall arbeiten sich Beschreibung und bildliche Darstellung in die Hände. Die Schilderung des Herrn von Gonzenbach ist einfach und lichtvoll. Und die Zeichnungen Mainellas, von welchen wir unseren Lesern einige Proben beifügen, geben in charakteristischer Auffassung alles Wichtige und Interessante wieder, was den Reisenden auf ihrer Fahrt begegnet ist.

So darf das mit Geschmack und Opulenz ausgestattete Buch gegründeten Anspruch auf die Theilnahme aller Derer erheben, welche dem Lande der Pharaonen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt sind. u.

Badische Geschichte von Friedrich von Weech.

Karlsruhe, A. Bielefelds Hofbuchhandlung 1890.

Eine Darstellung der Geschichte Badens darf auch außerhalb des Landes in weiteren Kreisen auf Theilnahme rechnen, schon weil hier in den dreißiger und vierziger Jahren zum ersten Male mit Entschiedenheit bei uns in Deutschland jene Richtung auf ein liberales constitutionelles Verfassungsleben sich verwirklicht hat, welche damals das kleine Land in den Augen aller politisch frei Denkenden zu einem Hort wissenschaftlicher Bestrebungen machte. Diese uns immer noch lebhaft berührenden Dinge sind in jüngster Zeit bekanntlich nicht immer ohne Parteilichkeit und Voreingenommenheit geschildert worden. Um so mehr erfreut eine Darstellung, die neben quellenmäßiger Treue durch hohe Objectivität des Urtheils, durch echt historischen Sinn sich auszeichnet.

Wenn irgend Jemand zu einer solchen Arbeit berufen war, so war es ohne Frage Friedrich von Weech, der als Archivdirector in Karlsruhe aus den Quellen des urkundlichen Materials schöpfen konnte und zugleich durch Specialarbeiten auf diesem Gebiete sich hervorgethan hat. Muß es daher von vornherein als unzweifelhaft bezeichnet werden, daß man bei ihm stets gesicherten historischen Boden unter den Füßen hat, so gehörte andererseits sein großes Talent klarer, anschaulich lebensvoller Darstellung dazu, um den nicht überall dankbaren Stoff in anziehender Erzählung fesselnd zu entrollen. Denn selbstverständlich mußte er den Leser in die graue Vorzeit hinaufführen, um die ersten Spuren des Zähringer Herrschergeschlechtes aus dem Dunkel der Zeiten hervortreten zu lassen.

Die älteste Geschichte der Markgrafschaft Baden bis zur Theilung der Linien, also bis 1535, behandelt das erste Buch. Im zweiten folgt die Geschichte der Markgrafschaft Baden-Baden, im dritten die der Markgrafschaft Baden-Durlach bis zum Jahre 1771, wo beide Lande wieder vereinigt wurden. Im vierten Buch wird dieser neue Abschnitt bis zum Jahre 1806 geführt, wo Baden zum Großherzogthum erhoben wurde. Das fünfte Buch führt sodann die Darstellung bis zur Gründung des neuen Deutschen Reiches.

In den Frühepochen der Geschichte hatte der Verfasser mit einer gewissen Sprödigkeit des Stoffes zu kämpfen; aber indem er die dynastische Geschichte eines Sondergebietes mit den allgemeinen deutschen Verhältnissen in Verbindung setzt, weiß er das Interesse des Lesers stets wach zu erhalten. Dennoch wird das heutige Publikum vorzüglich durch diejenige Epoche gefesselt werden, welche die ersten parlamentarischen Kämpfe der Neuzeit schildert in denen überall der Gedanke der Einheit des Gesammtvaterlandes zu Tage tritt. Mit steigendem Interesse erkennt man auf's Neue den tüchtigen politischen Sinn der Bevölkerung und ihre rege Theilnahme an der Förderung eines Culturlebens, das alsbald vorbildlich werden sollte. Am kräftigsten hatte sich dasselbe gegen die schon früh zu Tage tretenden und stets erneuerten Angriffe der römischen Curie auf das Verfassungsleben bewährt, und es gereicht dem badischen Lande zu hohem Ruhm, daß, obwohl seine Einwohnerzahl zu mehr als zwei Dritteln katholisch ist, bis jetzt in den Kammern stets eine starke liberale Majorität den ultramontanen Ueberziffern sich entgegengesetzt hat. Erst bei den jüngsten Wahlen für den Reichstag hat das Centrum, Dank unserem bedenklichen Wahlgesetz, eine Majorität erlangt, die aber hoffentlich für die badischen Kammern sich nicht durchsetzen wird. Bezeichnend für den klerikalen Geist war der Umstand, daß der Erzbischof von Freiburg, dieser Hochburg des Ultramontanismus, schon beim Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs (1852) sich weigerte, die Abhaltung von Seelenämtern bei den Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen Großherzog Leopold zu gestatten. Wenn die Regierung im Kampf gegen die römischen Anmaßungen nicht immer entschieden genug blieb, da doch jeder Staatsmann sich sagen muß, daß gegen die Curie nicht Nachgiebigkeit, sondern strenges Festhalten an den Gesetzen und Machtbefugnissen des Staates allein zum Siege führt, so darf doch im Ganzen nicht verkannt werden, daß die badische Regierung, unterstützt von einer zwar katholischen, aber nie ultramontanen, sondern stets liberalen, jedem Fortschritt zugethanen Volksvertretung, die Würde des Staates und das Wohl seiner Bewohner aufrecht gehalten hat. So erfreut sich denn das badische Land seit einem halben Jahrhundert des Ruhmes, daß Regierung und Volk Hand in Hand gehen und

die politische sowie die culturelle Entwickelung des schönen reich gesegneten Landes auf's Gedeihlichste zu fördern bestrebt sind.

Mit warmer Theilnahme verfolgt man in der klaren, anziehenden, von objectivem, echt historischen Geiste getragenen Darstellungen des Verfassers dies Bild eines ruhigen, stetigen, unaufhaltsamen Fortschreitens, und auch der ferner stehende Leser wird diese Geschichte eines Landes, das nach allen Seiten als ein Muster freiheitlicher Gesinnung und hoher Culturentfaltung dasteht, mit Befriedigung sich zu eigen machen.

W. L.

Bibliographische Notizen.

Die Ueberfüllung der höheren Berufsarten. Von Keferstein. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 53) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G.

Verfasser zählt die ziemlich bekannten Gründe für die Ueberfüllung auf und macht dann Vorschläge zur Abhülfe. Von den letzteren scheint uns nur einer Erfolg zu versprechen, nämlich die Verminderung der Gymnasien und Realgymnasien und Vermehrung der höheren Bürgerschulen. Dabei ist vorausgesetzt, daß die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur Abiturienten verliehen wird und daß der Uebergang von einer höheren Bürgerschule zum Gymnasium ohne Schwierigkeit stattfinden kann.

R. J.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin, F. Fontane.

Mit dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit, die diesem Schriftsteller eigen ist, hat Karpeles hier Alles zusammengetragen, was sich auf Goethes Verhältniß zu Polen bezieht, seine persönliche Bekanntschaft mit Polen von Bedeutung wie Mickiewicz und Odyniec, seine Kenntniß slawischer Dichtungen, seinen Verkehr mit der polnischen Aristokratie in deutschen Badeörtern, seine Beziehungen zu der entzückenden Szymanowska, und andrerseits die Arbeiten der Polen über ihn, also Uebersetzungen seiner Werke, Beziehungen zwischen den Werken der aufstrebenden polnischen Romantik und dem großen deutschen Dichter, das Verhältniß Brodzinskis, des Vorläufers der polnischen Romantik und der großen Romantiker selber, Slowackis und Krasinskis — alles wird erschöpfend, mit voller Kenntniß alles vorhandenen Materials dargestellt. Die Arbeit ist aus einem vor Jahren in der Nationalzeitung veröffentlichten verhältnißmäßig kurzen Vortrag hervorgegangen und hat sich durch langes Studium zu dem Buche erweitert, das uns vorliegt und das wir als einen höchst werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur begrüßen.

rl.

Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Ein kurze Darstellung und Entwicklung bis auf das XIX. Jahrhundert von N. Katajew, Lehrer am Priesterseminar zu Odessa. Aus dem russischen übertragen von Dr. Alexis Markow. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wir haben bisher in deutscher Sprache nichts über diesen Gegenstand besessen, darum ist uns dieses Büchlein sehr willkommen. Es zerlegt den großen Zeitraum von neun Jahrhunderten in drei große Perioden: in die Zeit des byzantinischen Einflusses, die Zeit des lateinischen, polnischen Einflusses und in die Zeit der Selbständigkeit der russischen Predigt. Aus dem Ganzen geht einleuchtend hervor, daß die Predigt in Rußland stets einer der wichtigsten Bildungsfactoren war. Wo das Volk nicht lesen und schreiben kann, gewinnt die Stelle des Geistlichen eine doppelte Bedeutung. Die Geistlichkeit war es denn auch, die kurz nach der Christianisirung des Landes den Glauben und die Sittlichkeit förderte, die zur Zeit des Mongolenjochs den Vaterlandssinn aufrecht erhielt, und die bis in die jüngsten Tage hinein bildend auf das Volk einwirkte. Zahlreiche Proben unterstützen die Ausführungen des Verfassers und geben auch dem minder Eingeweihten ein hinreichend klares Bild von der Entwickelung der Predigt in der russischen Kirche.

rl.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners von Rudolph Schleiden. Neue Folge 1841—1848. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Den Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners läßt der bejahrte Verfasser

Erinnerungen aus den Jahren 1841—48 folgen. Wenn jene uns einen Einblick in das Leben einer hervorragenden Familie thun ließen, so führen diese in die politischen Bewegungen der vierziger Jahre hinein, und zwar in Bewegungen, welche mit der Entwicklung der deutschen Frage in engster Beziehung stehen. Als Amtssecretär in Reinbeck, dann als Auscultant im königlichen General-Zollkammer- und Commerz-Collegium, und schließlich als Committirter dieser Behörde, d. h. etwa als vortragender Rath, hatte Schleiden die beste Gelegenheit, die einzelnen Phasen der schleswig-holsteinschen Frage genau zu beobachten und die handelnden Persönlichkeiten kennen zu lernen. Der Historiker dieser ereignißreichen Zeit findet hier ein werthvolles, weil zuverlässiges und theilweise urkundliches Material. Wenn die Darstellung der hohen Politik häufig unterbrochen wird durch Reiseschilderungen, kunstkritische Ausführungen oder Erzählung unbedeutender persönlicher Erlebnisse, so mag man das einem Memoirenschreiber zu Gute halten, namentlich dann, wenn er in einem so gefälligen, anmuthigen Tone zu plaudern weiß.

pr.

Fritz Reuter-Studien. Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto.

Die hier vereinigten 6 Aufsätze bringen, zum Theil auf Grund bisher noch nicht veröffentlichter Briefe des Dichters, manche interessante Mittheilungen, welche uns das Bild des warmherzigen, gemüthvollen Menschen, als welchen das deutsche Volk ihn kennt, noch tiefer in's Herz zu prägen geeignet sind, und welche auch auf die Genesis einzelner Werke, wie „Kein Hüsung“ ein helles Licht werfen. Außer mehreren unbekannten Briefen sind auch eine Anzahl noch nicht zur Veröffentlichung gelangter Gedichte Reuters hier zum ersten Male abgedruckt, die freilich nur zum Theile poetischen Werth und echte humoristische Kraft besitzen, vielmehr meistens nur von literaturhistorischem oder rein persönlichem Interesse sind. Die „Reuterstudien“ sind jedenfalls als eine werthvolle Ergänzung zu den Werken von Wilbrandt und Glagau, die in manchen Punkten durch des Verfassers Angaben corrigirt werden, zu bezeichnen, und liefern einem späteren Biographen manches schätzenswerthe Material.

O. W.

Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von Heinz Tovote. Berlin, Ad. Zoberbier.

Das Sujet des Romans ist das oft behandelte Motiv, daß eine Verlorene trotz des Schmutzes, aus dem sie hervorgegangen, und trotzdem ihre unbeschützte Jugend die Beute des ersten Besten geworden ist, sich eine gewisse Keuschheit der Seele bewahrt hat, eine Noblesse der Gesinnungen und hauptsächlich die Fähigkeit wahrhaft zu lieben und dem Geliebten die Treue zu bewahren. Der Zwiespalt zwischen ihrer Denkungsart und ihrem Lebenswandel ergiebt auch den Conflict, an dem sie zu Grunde geht. Ein junger Aristokrat, ohne jedes Vorurtheil seines Standes, der Nationalökonomie studirt hat und sich mit socialistischen Weltbeglückungstheorien beschäftigt, lernt ein schönes Mädchen kennen, auf welche Alles paßt, was wir oben gesagt haben. Seiner erwachenden Leidenschaft für sie kommt die ihrige nur allzu willig entgegen, und „im Liebesrausch“ gelangt er zu dem Entschlusse, sie zu seinem angetrauten Weibe zu machen, obgleich er von ihrer Vergangenheit genug kennt, um davor zurückzuschrecken. Mit Hintansetzung aller Rücksichten wird sie seine Frau. Nun beginnt leise das Zerstörungswerk der geheimen Mächte, die ein auf solcher Basis geschaffenes Glück nicht dulden wollen. Der Widerstand, welchen die Gesellschaft dem jungen Paare entgegensetzt, wirft schon einen Schatten auf ihr Glück, aber noch ist ihre Liebe groß genug, um sich darüber hinwegsetzen zu können; da erhebt sich drohend zwischen ihnen beiden das Gespenst der Vergangenheit. Ein junger Maler, der die schöne Frau heimlich liebt, hat ein Bild von ihr in sehr naturalistischer Auffassung entworfen; sie hat keine Ahnung davon, es ist nur ein Product seiner Phantasie, aber der Gatte, welcher das Bild zufällig zu Gesicht bekommt, beschuldigt sie in der Raserei der Eifersucht, dem Maler Modell gesessen zu haben, und wirft ihr vor, in plötzlicher Erinnerung ihrer Vergangenheit, daß sie mit ihm die Ehe gebrochen habe. Die ahnungslose Frau geräth durch diesen schmählichen Verdacht in einen Zustand wahnsinniger Verzweiflung, in welchem sie ein hohnvolles Geständniß ihrer Schuld macht und aus seinem Hause flieht. Bei dieser Flucht holt sie sich eine Krankheit und stirbt, indem sie einem Kinde das Leben schenkt.

Der Verfasser überläßt es dem Tode die Lösung zu übernehmen, — glaubt er,

daß derartige Conflicte im Leben unlösbar sind? Mz.

A. de Gubernatis, Dictionaire international des écrivains du jour. Florence, Louis Nicolai. Leipzig F. A. Brockhaus.

Mehr als viele Andere war der Graf Gubernatis zu einem biographischen Wörterbuch der Neuzeit vorbereitet, da er bereits eine Reihe derartiger Arbeiten glücklich ausgeführt hat und viele Jahre hindurch als Kritiker der Nuova Antologia thätig war. Sein Werk hat in der Anlage Aehnlichkeit mit Vapereaus Dictionaire des Contemporairs, das aber bereits zum großen Theile veraltet ist, während wir hier die Fortführung bis auf die Gegenwart erhalten. Auch ist der Kreis bedeutend weiter gezogen und es haben in dem Lexicon neben den eigentlichen Literaten auch alle Gelehrten von irgend welcher Bedeutung Platz gefunden. Dabei ist besonders die große Unparteilichkeit des Italieners gegenüber den anderen Nationen hervorzuheben. Das auffallende Mißverhältniß, das in einer der Lieferungen Italien nur durch 14, England durch 27, dagegen Frankreich durch 133 und Deutschland sogar durch 300 Namen vertreten ist, erklärt sich allerdings aus dem Umstande, daß dieses Heft im Wesentlichen den Buchstaben H enthält. In den übrigen Theilen steht Frankreich in erster Linie, dann folgt Deutschland und mit ziemlich gleicher Summe Italien. Die Titel der Bücher, deren Aufzählung meistens auf Mittheilungen ihrer Verfasser beruht, scheinen im Ganzen correct wiedergegeben zu sein, abgesehen von manchen Druckfehlern, die bei einem derartigen Werke unvermeidlich sind. Die Anschaffung dieses brauchbaren Nachschlagewerkes, das bis J vorliegt und vollendet etwa 30 Frcs. kosten wird, ist durchaus zu empfehlen.

P . . . r.

Jone. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, E. Pierson.

Die Marlitt ist todt, aber das Recept, nach dem sie ihre Romane fabricirt hat, ist erhalten geblieben und es scheint sich, wenn es von ihren jüngeren Schwestern in Apoll auf seine Wirksamkeit geprüft wird, immer noch zu bewähren. Der Geschmack der Zeit ist ein anderer geworden, und doch, würden Bücher, wie der uns vorliegende Roman nicht noch massenhaft gelesen, so würden sie nicht massenhaft geschrieben werden. Allerdings sind derartige Producte wohl hauptsächlich für junge Mädchen berechnet; dem Bedürfniß nach Zeitvertreib gewähren sie auch Befriedigung, während ihnen jeder bildende Werth abzusprechen ist. Auch ist ihre Harmlosigkeit nicht so ganz unbedingt; denn sie regen die jugendlich unreife Phantasie dazu an, sich Ideale zu schaffen, die in ihrer Edelmuth triefenden Langweiligkeit nie und nirgends im Leben zu finden sind. Mz.

Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Pröll. — **Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich** um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. Dritte vermehrte Auflage. — **Sturmvögel.** Sechszig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder von Karl Pröll. Zweite vermehrte Auflage. — Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Karl Pröll ist ein eigenartiger Schriftsteller; er kann mit dem bekannten Franzosen sagen: Mein Glas ist klein, aber ich trinke aus meinem Glase. Als Politiker hat er sein Sondergebiet in der Vertretung des Deutschthums in Oesterreich, als Dichter ist er in der novellistischen Skizze ganz er selbst, ganz ohne Muster.

Die „Vogelbeeren" sind eine hübsche Sammlung solcher novellistischer Skizzen, moderne Gedanken in origineller Form, Plaudereien, Anregungen, die vom kleinsten ausgehend, die wichtigsten, ernstesten Fragen behandeln, welche in Schriftthum und Gesellschaft erörtert werden. Jeder Frage weiß Pröll eine neue Seite abzugewinnen und in seiner Art für seine Anschauung überzeugend zu sprechen. Es tritt uns aus Prölls Büchern — was heut leider so selten ist — eine Persönlichkeit entgegen, eine kräftige, männliche Persönlichkeit.

Dieselbe Männlichkeit spricht aus den politischen Flugschriften. Die „Kämpfe der Deutschen" sind eine Geschichte unseres Volksstammes in Oesterreich von ihren ersten Ansiedelungen und Staatenbildungen bis in die letzten Tage der schmachvollen Bedrängung und Gefährdung des nationalen Gedankens in Ungarn, Mähren, Böhmen, Siebenbürgen, Krain.

Pröll ist ein Parteimann und er will für die Sache der Deutschen werben. Er wendet sich mehr noch, als an seine Stammesgenossen in Oesterreich, an die Reichsdeutschen; diese müssen, meint er, mit sorgsamem Auge die weiteren Geschicke der Vielgeprüften verfolgen, nicht nur von

natürlicher, sondern auch von der realpolitischen Erwägung geleitet, daß, wenn erst der deutsche Bannwald in Oesterreich niedergehauen ist, die Lawine des Slaventhums dann über unsere Grenzen hereinbrechen muß.

Von demselben Geist sind die Dichtungen durchdrungen, die unter dem Titel „Sturmvögel" gesammelt sind, und die allerdings mehr ein rhetorisches als ein liederartiges Gepräge tragen. rl.

Uebersetzung des Bibliographischen Bureaus zu Berlin. Band I. Madame Sévigné von Gaston Boissier, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Carl Seefeld. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Porträt der Madame de Sévigné. — Band. II Vier Novellen von Emile Zola, übersetzt von Wilhelm Lilienthal. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. — Berlin, Commissions-Verlag von F. Fontane.

Der Anfang dieser Uebersetzungsserie ist vielversprechend. Madame de Sévigné ist ein Theil der in Paris bei Hachette & Co. erscheinenden Sammlung von Studien über die großen französischen Schriftsteller, an welcher die ersten Kräfte Frankreichs mitarbeiten. Madame de Sévigné gehört zu den Autoren, die in Deutschland zwar viel genannt werden, deren Wesen und Werke aber nur Wenige kennen. Die vorliegende Studie ist keine Lebensbeschreibung im hergebrachten Sinne. Die nackten Thatsachen aus den Lebensschicksalen der berühmten Frau werden kurz abgethan und der Hauptwerth auf eine Charakterisirung ihrer bedeutenden Persönlichkeit und ihrer Werke gelegt.

Der zweite Band der Uebersetzungsserie des Bibliographischen Bureaus macht uns mit vier sehr interessanten kleineren Arbeiten des großen Erzählers bekannt. Es ist sehr schade, daß der Uebersetzer nichts über die Zeit der Entstehung der dargebotenen Novellen mittheilt; wer sich für die Entwickelung eines großen Dichters interessirt, wird diesen Mangel sehr empfinden. Man darf annehmen, daß sie aus Zolas jüngeren Jahren stammen, denn sie zeigen zwar die außerordentliche Kraft der Darstellung, die ihm eigen ist, zugleich aber auch ein gewisses Suchen nach entlegenen gewagten Stoffen und Problemen. Die Uebersetzung des zweiten Bändchens ist vortrefflich; Band I. leidet an mancher Holprigkeit. rl.

Wahrheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890.

Es macht fast den Eindruck, als ob der geistvolle Essayist, der stimmungsreiche Schöpfer historischer und socialer Romane die vorliegende Erzählung in tendenziöser Absicht geschrieben habe. Seitdem das totale Mißverstehen des französischen und nordischen Naturalismus in Deutschland eine Reihe widerwärtiger literarischer Auswüchse getrieben, hat Frenzel wiederholt vom ästhetischen Standpunkt aus sein Mißfallen gegen die radicale Umsturzbewegung in der Literatur kundgegeben.

Indem er nun in der Erzählung, die uns hier beschäftigt, die Frage behandelt, ob es für den Menschen unter allen Umständen ersprießlich sei, der Wahrheit, die oft mit seinem größten Unglück identisch ist, in's Auge zu sehen, ist die Annahme wohl nicht ganz unberechtigt, daß er den nordischen Wahrheitsaposteln — namentlich Björnson — die ihrem fanatischen Wahrheitsdrange zu Liebe alle anderen Rücksichten über Bord werfen, ein literarisches Product hat entgegenstellen wollen, dessen ethischer Gehalt den Anforderungen auch des strengsten Sittenrichters Genüge leistet, ohne daß die Postulate der Aesthetik, wie sie bisher galt und noch immer gilt, außer Acht gelassen würden. Subjectiv hat natürlich sein Standpunkt dieselbe Berechtigung, wie der gegnerische, und objectiv ein Urtheil in dieser Sache zu fällen, ist Niemand im Stande, am allerwenigsten in unserer Epoche, in der die beiden Richtungen noch um den orrang in der Literatur streiten. Jedenfalls hat Karl Frenzel in seiner Novelle eine werthvolle und fesselnde Dichtung geschaffen, die, von der eben angedeuteten Tendenz abgesehen, auch den verwöhntesten literarischen Geschmack zu befriedigen geeignet ist. Die Fabel ist einfach und erscheint auch für die Werthschätzung der Erzählung ziemlich nebensächlich. Das Hauptgewicht hat der Dichter auf die Entwickelung der psychologischen Vorgänge gelegt. Die Charakterzeichnung des Pastors, der mit seiner verstorbenen Gattin in unglücklicher Ehe gelebt hat und nun nach ihrem Tode in unsäglicher dauernder Pein nach Wahrheit und Klarheit über ihre von ihm nur geahnte Schuld trachtet, zeugt von scharfsichtigster Beobachtung, und die Qualen seiner Seelen-

kämpfe sind ebenso ergreifend wie folgerichtig geschildert, sodaß der Leser, obwohl der Charakter des Mannes nicht eben sympathisch ist, doch zu wärmstem Mitgefühl für ihn genöthigt wird. Die Figur der Tochter ist vielleicht im ersten Theil der Geschichte ein wenig zu skizzenhaft behandelt, sodaß man anfangs bei der Lectüre sich von ihr ein den Intentionen des Autors nicht entsprechendes Bild macht, aber mit dem Moment, wo sie aus ihrer anfänglichen Passivität heraustritt und eine bedeutsamere Rolle in der Entwickelung der Handlung zu spielen beginnt, ändert sich dies mit einem Schlage, und je schärfer und klarer ihre Physiognomie wird, desto wärmere Theilnahme gewinnt man für sie und ihr Geschick. Der Abschluß des Buches bestätigt die Ueberzeugung, die man während der Lectüre gewonnen hat, daß es kein Erzeugniß der Sensation suchenden und lediglich für Unterhaltung sorgenden heutigen Romanfabrication, sondern ein echtes Dichterwerk ist. Der Autor verschmäht die landläufige Zuspitzung zu einer Verlobung, die das Entzücken der romanlesenden höheren Töchter und ihrer vorsorglichen Pflegerinnen hervorzurufen pflegt. Er läßt das Geschick seines Liebespaares offen, was nach Lage der Sache für den feiner empfindenden Leser der einzig richtige Abschluß ist; und wenn er auch dadurch vielleicht beim Gros des Lesepublikums die Popularität seiner Dichtung verwirkt hat, so wird er doch bei der maßgebenden Minorität um so größeren Beifall finden.

F. G.

Russische Dichtungen, übersetzt von Sophie Behr. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock.) 1890.

Eine vortreffliche Auswahl mit vortrefflichen Nachbildungen. Eine vortreffliche Auswahl, da die Uebersetzerin neue Männer vorführt, die in einem gewissen Gegensatz zu den in Dentschland bekannten russischen Dichtern stehen. Wir kennen zumeist die russischen Prosaschriftsteller, deren Werke als der Spiegel der politischen und socialen Bewegung gelten. Sophie Behr führt uns eine Anzahl echter Lyriker vor, von welchen einzelne, wie der früh verstorbene Nadson, der vielseitige A. Maikow und der innige W. Nikitin wohl verdienen, dem westlichen Europa bekannt zu werden. Sophie Behr hat sich durch Uebertragungen von Werken der russischen Literatur schon große Verdienste erworben; das vorliegende Buch erscheint uns in jeder Hinsicht als ihre werthvollste Leistung.

rl.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adressbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter. Hand- und Jahrbuch der deutschen Presse. Mit Angabe der Adressen der Redacteure und Verleger etc. 31. Jahrg. 1890. Bearbeitet von H. O. Sperling. Leipzig, Expedition des Zeitschriften-Adressbuchs.

Althof, Paul, Gernrode. Poetische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze.

A., B. v., Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches. Leipzig und Berlin, Verlag von Otto Spamer.

Art'l, St., Seeluft. Schauspiel in einem Aufzuge. Dresden, E. Pierson.

Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften gesammelt von Rob. Falck. Berlin, Verlag von Herm. J. Meidinger.

Berliner Pflaster. Herausg. von M. Reymond. Heft 1. Berlin, W. Pauli.

Bilderbuch, Kulturgeschichtliches aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 64—66. München, G. Hirths Verlag.

Bock, C. E., Kleine Gesundheitslehre. Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen. VII. Aufl. Neu bearbeitet von M. v. Zimmermann. Leipzig, E. Keils Nachf.

Brecht, Th., Schwarz, weiss, roth. Eine Ethik des Patriotismus. Heft I. Halle, E. Strien.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator Populäre Vorträge. Mit Illustr. Lieferung 2. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellsch.

Bülow, M. v., Neue Novellen. Berlin, Walther & Apolant.

Büttner Pfänner zu Thal. Die St. Peterskirche zu Bacharach. Kunsthistorische Skizze. Leipzig, Verlag zum Greifen.

Büttners Literaturführer. Abth. III: Schöne Literatur von 1884—1889. Abth. IV: Philosophie von 1884—1889. Abth. V: Protest. Theologie von 1884—1889. Abth. VI: Kath. Theologie von 1884—1890. Leipzig, Verlag zum Greifen

Daudet, A., Die Könige im Exil. Roman. Autorisirte Uebers. von W. Loewenthal. 2 Bände. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. VI. Jahrg. Band 17). Stuttgart, J. Engelhorn.

Defoe, D., Sociale Fragen vor zweihundert Jahren Uebers. von Hugo Fischer, Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Ebner-Eschenbach, M. v., Miterlebtes. Erzählungen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Engel u. Aplan, Liederperlen des deutschen Volkes. Leipzig, Hilm. Bennewitz.

Fels, R. v., Agramer Schreckenstage „Jourfixe“ der Resignirten. Hans Heiling. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Frapan, I. Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Freese, A., Aus deutschem Hause. Preisgekrönte Novelle. Danzig, C. Hinstorff.

Friedler, A. v., Der Liebe Fluch. Tragödie in in 5 Akten. Zweite Auflage. Leipzig, O. Mutze.

— Ein echter Rembrandt. Lustspiel in einem Aufzuge. Leipzig, Otto Mutze.

Gopcevic, S.. Die Wahrheit über Makedonien Wien, Verlag der „Welt".

Grosse, J., Tante Carldore. Roman. 2 Bände Dresden, E. Pierson,

Hahn, Alban v., Nach Ober-Ammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Mit 10 Text-Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer.

Hayn, H., Bibliotheca Germanorum nuptiarlis. Verzeichn. von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von der Mitte des 16. Jahrh. bis zur Neuzeit. Supplem. zu Goedekes „Grundriss zur Geschichte der deutschen Litteratur" u. Hayns „Biblioth. Germanorum erotica". Köln, Pr. Teubner.

Hauptmann, G., Das Friedensfest. Eine Familien-Katastrophe, Bühnendichtung. Berlin, S. Fischer.

Hesse-Wartegg, E. v., Mexico. Land u. Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Mit zahlreichen Abbildungen u. einer Generalkarte Mexicos. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel.

Hildebrandt, F. W., Joab. Trauerspiel. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchh.

Himmel und Erde. Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellsch. Urania. II. Jahrg. Heft 7 u. 8. Berlin, H. Paetel.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Erste Lieferung. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchh.

Ihne, W., Römische Geschichte. Band 7, 8. Leipzig, W. Engelmann.

Jensen, W., Der Schwarzwald. Mit Illustration. Lieferung 12—14 (Schluss.) Berlin, H. Reuther.

Karpeles, E., Goethe als Bibelforscher. Ein Vortrag. Berlin, H. Engel.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Mit vielen Karten und Abbildungen. Lieferung 80, 81. Prag, F. Tempsky.

Klein, Oscar. Schmerzliche Wonnen. Roman. Elberfeld, Verlag des Verfassers.

Kohut, Dr. Adolph, Johannes Miksch, der grösste deutsche Singemeister u. sein Gesangssystem. Mit bisher ungedruckten Briefen Johannes Miksch's, ungedruckten Tagebuchblättern G. W. Teschners und einem ungedruckten Aufsatz von Johannes Miksch: Vom Athmen". Leipzig-Reudnitz, Carl Rühles Musik-Verlag (vormals P. J. Tonger).

Kretzschmar, H., Führer durch den Concertsaal. II. Abtheilung, zweiter Theil: Oratorien und weltliche Chorwerke. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kristeller, S., Der ethische Tractat der Mischnah Pirke Aboth d. i. Sprüche der Väter. Uebers. Berlin, Speyer & Peters.

Kyffhäusser, Der, Deutsch-nationale Rundschau. IV. Jahrg. April-Heft Berlin, G. Höppner.

Lauenstein, A. u. Grottewitz, K., Sonnen-Aufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Leipzig, C. Reissner.

Longfellow, H. W., Evangeline. Eine arkadische Erzählung. In's Deutsche übertragen von R. Seehaussen. Eisleben, Kuhnt'sche Buchh.

Marbach, H. Das Mysterium der Kunst. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Mauthner, Fritz, Der Villenhof. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden.

Morgenstern, Lina. Das Paradies der Kindheit. Eine ausführliche Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zur Kindespflege und Erziehung in den ersten sechs Jahren, sowie zur praktischen Anwendung von Friedrich Fröbels Spiel - Beschäftigungen in Haus und Kindergarten. Mit 2 Vollbildern und 150 Holzschnitten im Text. Fünfte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, Verlag von A. Pichlers Wittwe & Sohn.

Müller-Guttenbrunn, A., Das Wiener Theaterleben. Leipzig und Wien, Verlag von Otto Spamer.

Perrens, F. T., Histoire de Florence depuis la domination des Medicis jusqu' à la chute de la république (1434—1531). Tome troisième. Paris. Maison Quantin.

Pontoppidan, H., Ein Kirchenraub. Autor. Uebers. a. d. Dänischen von Ziegeler-Glücksburg. (Engelhorns allg. Romanbibliothek VI. Jahrg. Band 16). Stuttgart, J. Engelhorn.

Pröll, Karl, Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Reymond, M., Der Reichsfassbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Personen zu agieren und hat drei Akte nebst Vor- und Nachspiel. Mit Bilderschmuck von C. Menzel. Berlin. W. Pauli.

Richter, Prof. Dr. Otto, Das deutsche Reich. Vaterlandskunde. Erste Abth. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Schmid, A., Die deutsche Literatur in der Klemme. Eine liter. Randglosse. Weimar, H. Weissbach.

Seehäfen die des Weltverkehrs. Lieferung 12 bis 14. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag von A. Dorn.

Seifert, W., Gemeinfassliche Geschichte der elektrischen Fernverständigung. Leipzig, G. Fock.

Türck, Dr. Hermann, Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig approbirte Promotionsschrift. Leipzig-Reudnitz, Verlag von Max Hoffmann.

Ullrich, Titus, Dichtungen. Berlin, R. von Deckers Verlag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVII. No. 3. Berlin. D. Reimer.

Wex, J., Gedichte, München. P. Zipperers Verlagshandlung.

Kaiser Wilhelm I., Die Prinzess Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm, Herausg. von G. E. von Natzmer. Berlin, Gebr. Paetel.

Windelband, W., Fichtes Idee des deutschen Staates. Freiburg, J. C. R. Mohr.

Winteler, J., Tycho Pantander. Eine Geistesentwickelung in Liedern dargestellt. Frauenfeld, J. Haber.

Wittenberg, H., Im Kampf mit Vorurtheilen. Novelle. Danzig, C. Hinstorff.

Zapp, A., Im neuen Sparta. Roman, Berlin, R. Eckstein Nachf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.

Dreiundfünfzigster Band
Mit den poroattÂ« vom Lrnft kesden, jranccscÂ« Lrisxi, Zulius AndrÃ¤jsy.

VreKlsu
Schlesische Buchdruckerei, KunstÂ» uns Verla gs>Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 55. Bandes.
April. — Mal. — Mnl.
I890.
»

Inhalt des 5Z. Bandes.

Mit den Portrait? von:
Ernst keyden und Francesco Erispi, radirt von wilh. Arauskopf in
München und Julius Andrüssy, radirt von k. Kühn in Nürnberg.

April !8«>0.

Inhalt.

hierzu ein Portrait von Ernst Leyden.
Radirung von Wilhelm «rauskopf in München,

Nord und SKd" ericheinl am Aowng jel», MonoK in heue» mit >e e„,r, «unllkeiioge.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" l»
züglichen 5endun^n sind ohne Angabe eines Personennamens z
richten an die
Nedaction von ^.Kord und Süd" Breslau.
Licbenhufenerstr. 2/3.

Münks ZNadonna.

Novelle,

von

Han^ Goffmsnn.

— Lreiburg i. B. —

uf Schloß Vogelsang bei Stolpenburg in Hinterpommern saß in Ehren und Wohlstand der Baron Henning von Schindelwick, noch jung, seit wenigen Jahren verheirathet. Die Ehe war nach Aussage aller Zeugen die glücklichste; die junge Baronin Wiltrud, geborene Freiin von Damnitz, galt als ein Muster von Sanftmuth, und man sagte scherzend von ihr, sie habe nur den einen Fehler, keinen Fehler zu haben.

Der Baron hatte seine Jugend genossen, wie es einem ritterlichen Manne geziemt? sobald ihn die Pflichten eigenen Hausstandes heimberiefen, ward er unverzüglich das vollendete Bild eines gesetzten Hausvaters und Staatsbürgers. Er wirkte untadelig als Verwalter seiner er« erbten und erheiratheten Güter, als Mitglied wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine, als Meister edlerer Sitten in der guten Gesellschaft. Standesvorurtheilen unterlag er wenig; er war gleicherweise beliebt unter dem Adel der Umgegend, unter den Offizieren der Garnison und in den bürgerlichen Kreisen, mit denen Geschäfte oder Geselligkeit ihn zusammenführten. Unter seinen Standesgenossen besaß er den festen Ruf eines ungewöhnlich, ja unnatürlich geistreichen Mannes, eines glänzenden und unglaublich unterrichteten Plauderers; in wissenschaftlichen Kreisen wußte man ihm die seltenere Kunst eines liebenswürdigen ZuHörens nachzurühmen. Kurz, ein Mann, der überall auf seinem Posten mar und sich mit Anstand auf seinem Posten zu zeigen wußte.

Daß er etwelche sogenannte Jugendsünden auf dem Kerbholz hatte, mühte er sich niemals heuchlerisch zu verbergen; im Gegentheil, er benutzte freiwillig manche Gelegenheit, in geeigneter Gesellschaft einen weise bedauernden Rückblick in allgemeinen und andeutenden Ausdrücken darauf fallen zu lassen: mehr verlangte Niemand, und er blieb dafür von flüsterndem Nachzischen fast völlig verschont. Er liebte die Wahrheit, Heucheln und Lügen erachtete er für unschön, für würdelos, ja sogar für nicht standesgemäß.
Einzig vor seiner Gemahlin war er nicht glücklich mit seiner Aufrichtigkeit: er fand schlechthin keinen Glauben. Wenn er je in aller Schüchternheit auch nur von einem Champagnerräuschchen, einer Begrüßung des Morgenroths beim Kartenspiel, einem abendlichen Ständchen und ähnlichen Abirrungen leichteren Kalibers schüchtern zu erzählen versuchte, dann lächelte sie ebenso sanft als ungläubig, indeß ihre runden Taubenaugen den Ausdruck einer leisen persönlichen Kränkung zeigten, und sagte mit einer gemissen kirchlichen Klangfarbe in der Stimme:
„Scherze nicht mit solchen Dingen, lieber Henning: es berührt mich peinlich. Dich auch nur im Spaß auf gleicher Linie denken zu, sollen etwa mit Deinem wüsten Vetter Otto, der vor vier Jahren sich durch einen förmlichen Rausch geschändet haben soll, oder mit dem erbärmlichen Lieutenant von Braunstein, der einer gemeinen Kunstreiterin den Hof gemacht hat. Das ist unwürdig."
„Liebes Weibchen," bemerkte dann wohl der Baron bescheiden, „das ist ein bischen sehr hart geurtheilt, ein bischen einseitig; man muß berücksichtigen —"
„Unwürdig und erbärmlich," betonte sie nur desto nachdrücklicher, „und Ernst von Saling hat Schulden gemacht. Das ist ehrlos."
„Er hat sie pünktlich bis auf den letzten Heller bezahlt," wandte der Baron hier ernsthaft ein.
„Damit wirst Du den Flecken auf seiner Ehre nicht auslöschen wollen," entgegnete die Gemahlin sanft, „Du darfst auch nicht den Schein erwecken, als ob Du die Frivolität solcher Gesinnung theiltest. Traurig genug, daß es überhaupt so entartete Menschen in unserem Stande giebt. Ich bitte Dich, lieber Henning, nenne Dich nicht in einem Athem mit so niedrigen Schwächlingen."
Vor der vernichtenden Kraft so ernster Urtheile pflegte der Baron aufseufzend das Haupt zu neigen und tiefere Beichtergüsse einstweilen noch zu verschieben. Nur zu verschieben: sie wird einst tiefer sehen, gerechter richten lernen; es würde ein schmerer Mangel an Lebensklugheit sein, in den Augen der Geliebten sich selbst als einen niedrigen Schwächling, als unwürdig, frivol, erbärmlich darzustellen.
Dies seltsame Hemmniß auf der reinlichen Bahn seiner Wahrheitsliebe verdroß ihn lebhaft; ja noch mehr: die ungebeichteten Jugendsünden

begannen in seiner Brust den unbegrabenen friedlosen Seelen gleich gespensterhaft so lange nach ihrem Tode noch heimlich umzugehen.

Baronin Wiltrud, geborene von Damnitz, war nicht allein eine treue Gattin, sondern auch eine liebevolle Tochter. Alle vierzehn Tage fuhr sie in gewissenhafter Stetigkeit auf einen Tag zu Besuch bei ihren Eltern, deren Gut eine Eifenbahnstunde von der nächsten Station entfernt lag. Sie fuhr regelmäßig Sonnabends mit dem Mittagszuge ab und kehrte Sonntag gegen Abend zurück. Der Baron hätte sie jedesmal für sein Leben gern begleitet; zum Unglück traf fast jedesmal ein unvorhergesehenes Ereigniß ein, das ihn im letzten Augenblicke zwang, der schönen Hoffnung zu entsagen und den Mantel wieder auszuziehen. Der Viehhändler erschien plötzlich mit der Behauptung, grade auf diese Stunde bestellt zu sein: ein seltsamer Jrrthum; oder die Dreschmaschine zeigte eine Unordnung: da war das Auge des Herrn selber nöthig; oder ein Wölkchen stieg eben drohend am Himmelsrande auf: die Heuernte mußte beschleunigt werden; oder das kostbare Reitpferd zeigte Symptome von Unwohlsein — oder was sonst ein tückischer Kobold mit nimmer müder Erfindungskraft ihm in den Weg zu werfen wußte.

Das Aergerlichste mar, daß stets sehr bald nach der Abfahrt der Baronin die Hindernisse sich als nur scheinbare oder flüchtige zu erweisen pflegten. Der Viehhändler hatte es nur auf ein einziges Ferkelchen abgesehen, der Fehler an der Dreschmaschine mar nichts als eine Dummheit des Knechtes, das Wölkchen verschwamm hinduftend im reinen Azur, das Pferdchen Hub an vor stürmischem Lebensmuth im Stalle zu schnauben und zu tänzeln. Der Baron würde seine Gemahlin ganz gut haben begleiten können, wenn sie nur ein klein wenig hätte warten wollen. Freilich, der Zug wartet ja auch nicht.

In der unthätigen Einsamkeit verfiel der Baron alsbald in eine unbestimmte Schwermuth, darnach in eine Sehnsucht nach Menschen; zuletzt in ein gewisses friedloses Heimweh nach leisen Jugendsünden. Verzweifelnd fuhr er endlich in die Stadt.

Wann er heimkam, erfuhr Niemand, denn er hatte den Ehrgeiz, das Pferd grade diesmal eigenhändig wieder in den Stall zu bringen, um zu zeigen, daß er dergleichen kleine Verrichtungen noch nicht verlernt habe, und übrigens auch aus humaner Rücksicht auf das starke Schlafbedürfnis; des Stallknechts. Dieser Letztere hatte jedoch am andern Morgen nicht selten schwere Arbeit mit dem Putzen des Thieres.

An diesen Sonntagen pflegte der Baron bis gegen Mittag in seinen inneren Gemächern zu verweilen; auf dem Hofe verbreitete sich dann mit dunklem Raunen das Gerücht: „Der Herr Baron arbeitet geistig." Er bestätigte dasselbe nachher durch ein abgespanntes Aussehen, unsicheres Schreiten und ein häusiges Streichen oder Pressen der Stirn mit der flachen Hand.

Abends, wenn die Baronin heimkam, empfand er dann jedesmal ein erneutes und besonders starkes Bedürfnis?, seinem wahrheitsliebenden Heizen durch eine volle Beichte endlich Luft zu machen; allein sie vereitelte das stets: nicht einmal die harmlosesten und heitersten Seitensprünge vom Pfade conventioneller Sitten glaubte sie ihm; sie lächelte sanft und versicherte, so Unwürdiges vermöge sie sich von ihrem Gatten nicht einmal vorzustellen.
Unwürdig — erbärmlich — ehrlos — ein Schwächling neinl
Das doch nicht. Der Baron ergab sich in Schweigen, und die Gespenster in seinem Busen spukten unbegraben weiter.
Es lebten um eben diese Zeit zu Ttolvenburg und wirkten an seinem Gymnasium zwei jüngere Lehrer, welche in ihrem außerdienstlichen Lebenswandel von so eigenthümlichen Sitten waren, daß ihr College Munt, der Religionslehrer der Anstalt, sie einst in herber Mißbilligung mit Hophni und^Pinehas verglichen hatte: und diese Beinamen, die sie selbst mit lockerer Freudigkeit auf sich nahmen, waren im Volksmunde an ihnen haften geblieben. Es sind das, wie jeder Christ weiß, die beiden Söhne Eli, des Hohenpriesters, welche nicht in des Baters Wegen wandelten, sondern von denen geschrieben steht: ,,Sie waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herm noch nach dem Recht der Priester an das Volk/'
Der Vergleich war schlagend; auch diese neuen Söhne Eli stammten beide aus ehrbaren Pfarrhäusern; und wenn das Sprichwort sagt:
Pllstois Kind und Müllers Vieh
Gedeihen selten oder nie,
so bildeten sie keine Ausrahme von der düsteren Regel; doch wenn es leise tröstend hinzufügt:
Wenn's «eräth, wird's gutes Vieh,
so konnte dies auf sie ganz gewißlich keine Anwendung finden.
Sie hatten sich, obgleich untereinander nicht verwandt, zusammengefunden durch eine gemeinsame Tante, die sie um ihrer Wohlhabenheit willen ungemein verehrten und der sie ihre letzten Lebenstage durch ihr scherzhaftes Wesen zu vergolden wußten. Die daraus sich ergebende Erbschaft, die ihnen gemeinsam zufiel, hatte verwunderlicherweise ihr einträchtiges Verhältnis; nicht erschüttert, sondern im Gegentheil erst eine dauerhafte Freundschaft begründet: fast der einzige nachweisbare Zug in ihrem Charakter, der ganz zu ihren Gunsten spricht. Ursprünglich hatten sie, und zwar vierzehn Semester hindurch, mit mehr Glanz als Erfolg Medicin studirt; als sie auf dieser Bahn zu keinem Ziele kamen, gaben sie vor, sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt zu haben (woran schließlich ein Fünkchen Wahrheit war, soweit es sich um allerhand experimentelle Schnurrpfeifereien und Kunststückchen handelte), machten schleunigst in dieser Disciplin ein kleines Examen sür das höhere Lehrfach, empfingen laut Zeugniß die Lehrbefähigung bis Untertertia einschließlich und hatten

durch dieses Kunstmittel nach einigem Suchen zu Stolpenburg ein pädagogisches Aemtchen erlangt. Merkwürdigerweise erwiesen sie sich in ihren Grenzen als recht brauchbare Lehrer, indem sie mit der beweglichen Schülerschaar besser als mancher gelehrte und sittenstrenge College umzuspringen verstanden.

Desto trübseliger stand es um ihr Privatleben. In der Kette ihrer Laster stach eines besonders hervor, welches der Neligionslehrer dahin ausdrückte, daß ihre beiderseitigen Eltern bei der Geburt eines Jeden von ihnen versäumt hätten, das Gelübde zu thun: „Kein Scheermesser soll über sein Haupt kommen. Und soll keinen Wein noch starke Getränke trinken." Jedenfalls, wenn dies Gelübde etwa doch für sie gethan mar, so brachen sie es auf eigene Hand in seinem ersten Theile monatlich einmal, in seinem zweiten dreißig bis sechzigmal. Und weil ihr Einkommen trotz der fetten Erbschaft zu solchen Neigungen und ihrer Leistungsfähigkeit doch nicht im glücklichsten Verhältnis? stand, so hatten sie die Sitte angenommen, sehr häusige Sonntagsausflüge in die Städtchen und Dörfer der Umgegend zu machen und die dortige Geistlichkeit in so nachdrücklicher Weise zu besuchen, daß im Lande die Rede ging, ein dreimaliger Besuch der Söhne Eli sei einem einmaligen Abbrennen gleich zu achten. Auch das getreu dem Worte der Schrift: „Sie fragten nicht nach dem Herrn noch nach dem Recht der Priester an das Volk." Sie selbst aber pflegten von solcher Brandschatzung heimkehrend in der Redeweise des College« Münk zu sagen: „Wir haben Tribut erhoben von den Städten der Ammoniter."

So mar ihr Ruf denn nach allen Richtungen der schlechteste und märe ganz für sie vernichtend gewesen, wenn sie nicht selbst ein Mittel gefunden hätten, dem gerechten Tadel durch eine geschickte Machenschaft ein Schnippchen zu schlagen. Sie erzählten nämlich von Zeit zu Zeit irgend einem züchtigen und glaubensreichen Bürger ein Märchen von einer ganz ausschweifenden Schlechtigkeit, die sie verübt haben wollten, und wenn die Kunde dann wie ein Lauffeuer die Stadt durchbraust und erschüttert hatte, lachten sie alle Welt aus und bewiesen zugleich ihre Unschuld und die Quelle des Gerüchtes. So brachten sie es zu Wege, daß bald Niemand mehr recht wagte, auch an ihre mirkich begangenen Streiche zu glauben, aus Furcht, sich durch eine derartige unvermuthete Aufklärung der Lächerlichkeit ausgesetzt zu sehen.

Auf die Weise machten sie es möglich, sich trotz alledem in ihrer Stellung zu behaupten, an der ihnen übrigens in Wahrheit schon nicht einmal viel gelegen war. Sie hatten nur den sonderbaren Ehrgeiz, ihren Posten nicht freiwillig zu verlassen, als ob sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten: wurden sie jedoch um auheramtlicher Vorgänge willen von demselben entfernt, so meinten sie ihre Ehre gewahrt 'zu haben; denn der . Uebermacht zu weichen, sei keine Schmach. Auch hatten sie für alle Sülle

schon uoigesoigt, sich ein Hinterthürchen zu anderen Nerufsarten zu öffnen. So hatten sie sich im Stillen mit ziemlich reichen Vorkenntnissen für die Ausübung des Vrauereigewerbes versehen; oder sie dachten daran eine belletristische Zeitschrift zu gründen, oder sich auf das Schankgeschäft, die Kunstkritik, oder den Cigarrenhandel zu verlegen. Ganz neuerlich aber hatten sie begonnen, sich mit der Photographie zu befassen, und diese Kunst ist später wirklich ihr Beruf geworden; ihre Firma gehört heute zu den angesehenen der Reichshauptstadt, aus welchem Grunde es richtig erscheint, ihre bürgerlichen Namen zu verschweigen und sich mit den wohlklingenden und schriftgemäßen Hophni und Pinehas zu begnügen.

Einstweilen betrieben sie damals die neue Kunst, unbeschadet des ernsteren Hintergedankens, mit eben der Possenhaftigkeit, Spielerei und Nichtsnutzigkeit, wie alle anderen Dinge auch. Ihr Hauptspaß war, ihre Mitmenschen aus dem Hinterhalt zu photographiren, wobei sie eine abscheuliche Gewandtheit entwickelten, sie in den ungünstigsten und lächerlichsten Stellungen oder Mienenspielen zu belauern. Das thaten sie theils von ihren Fenstern aus, wo sie einen großen und trefflich arbeitenden Apparat geschickt hinter Vorhängen zu verbergen wußten und lange Stunden täglich schußbereit auf dem Anstand lagen, theils auch auf ambulantem oder peripatetischem Wege, wie sie sich ausdrückten, mittels eines kleinen teuftischen Maschinchens, das unter dem Rocke verborgen durch das Knopfloch seine tückischen Wirkungen übte.

So hatten sie bald eine höchst merkwürdige Sammlung von Stolpenburger Charaktertnpen erbeutet. Sie begnügten sich jedoch keineswegs mit solcher Ansammlung von rohem Stoff, sondem pflegten denselben in einem eigenartig satirischen Sinne künstlerisch zu verarbeiten. So setzten sie einmal den stattlichen Oberleib der Frau Gymnasialdirectorin auf die Beine und Hosen des Herrn Directors, den Uebergang mit Geschicklichkeit zurechtschneidend und vermittelnd; das so gewonnene Ganze übertrugen sie auf eine neue Platte, retouchirten es fleißig und brachten solcher Art ein einiges und untheilbares Bildniß zu Stande: Kenner der häuslichen Verhältnisse des Gymnasiums konnten nicht umhin, darin eine Andeutung zu erblicken, daß die Frau Directorin in irdischen Dingen die weitaus größere Willenskraft zu offenbaren pflege. Oder sie hatten einmal den Bürgermeister der Stadt bei einem Schlummerchen ermischt, das ihn nicht selten beim Glase Grog befiel: sie setzten das ehrwürdige Haupt auf die Schultern eines Seydlitz, der bei Roßbach vor dein Angriff die Tabakspfeife in die Luft wirft. Der Bürgermeister wurde von seinem Volle mehr um seines schlafliebenden Charakters als um irgendwelcher persönlichen Tapferkeit willen geschätzt. Einen jungen Husarenoffizier, der ein schneidiger Reiter, aber sonst auch garnichts war, versetzten sie mit einem Gesichtsausdruck hülfloser Verworrenheit, der bei ihm leicht zu erlangen war, zu Pferde mitten in den geweihten Raum der Gymnasialbibliothek. Auch

Gruppen verstanden sie zu componircn: so ließen sie den Schuldiener Eichler, einen energischen und pflichttreuen Menschen, mit dem Nohrstabe auf dem Lehrstuhl sitzen, vor ihm aber auf dem Bänkchen den gelehrten Professor Röper, der mit den Schülern, wie Jeder mußte, nicht fertig zu werden vermochte. Und so fort ins Unendliche. Kurz, sie übten eine Kunst, welche hart an der Grenze des strafgesetzlich noch Unverbotenen hinlief, diejenige des sittlich Schönen aber auf der ganzen Linie überschritt. Einzig die hübscheren Mädchen und Frauen des Ortes kamen gelinder fort, und in deren Auswahl zeigten sie allerdings einen ebenso sicheren Geschmack wie in ihrer sinnbildlichen Zurichtung nicht selten die feinsten Griffe der Schmeichelei, indem sie die Eine als Jungfrau von Orleans ausstasiirten, die Andere als Aschenbrödel mit dem zierlichen Schuh, die Dritte als Sappho, die Vierte, welche den beispiellosen Ruhm hatte, nicht Clavier zu spielen, als heilige Cäcilie, alle irdischen Instrumente von sich werfend; noch eine Andere ward durch die Begleitung eines Mohren (eines herrschaftlichen Dieners: so etwas gab es in Stolpenburg!) als Desdemona gekennzeichnet, und Eine endlich als Titania neben einem Eselskopf: man versteht, die letzten Beiden waren verheimthet. So wußten sie das weite Gebiet der Sage, Geschichte und Dichtung für ihre wunderlichen Zwecke zu veriverthen.

So waren Hophni und Pinehas.

Daß diese zwei Abenteurer fo ziemlich in allen Kneipen der Stadt, deren nicht zu wenige sind, bewandert und gleichsam zu Hause waren, ist fast selbstverständlich; sie fühlten jedoch bisweilen auch den Trieb, sich auf sich selbst zu ernsterer Beschallung zurückzuziehen, und da ihnen hierfür ihre eigene Häuslichkeit als ein sehr ungeeigneter Ort erschien, so hatten sie sich in einem Hinterzimmer eines sonst anständigen Gasthofes ein eigenes Kneipchen eingerichtet und mit Schlägern, Säbeln, zahllosen Trinkgefäßen und einer Auswahl ihrer besten photographischen Aufnahmen genügend bunt und lustig ausgeschmückt. In dieser Klause verbrachten sie selbander geruhsam zechend viele Stunden, indem sie in stiller Gedankenarbeit einander anblickten und schwiegen. Denn ihre Vertraulichkeit war durch das langjährige Beisammenleben eine so große geworden, wie sie vielleicht unter besseren Menschen überhaupt nicht möglich ist-, es war längst schon etwas Ueberflüssiges für sie, ihre Gedanken vor einander bis zu Ende auszusprechen oder gar breiter zu begründen und zu entwickeln; vielmehr begnügte sich Jeder von Beiden mit einer flüchtigen Andeutung dessen, was er zu sagen hatte, und der Andere setzte den abgebrochenen Satz entweder stillschweigend oder bei sehr redseliger Stimmung auch in ausdrücklicher Rede fort. Wenn zum Beispiel Hophni einen Blick aus dem Fenster that und ansing: „Heute —", so genügte das vollkommen; Pinehas verstand und fuhr stumm oder hörbar fort: „— ist recht leidliches Wetter, wir können daher unseren Vesper» schoppen im Freien trinken," oder so etwas. Ja selbst wenn sie stunden-

lang geschwiegen hatten, wußte Jeder ziemlich genau an welchem Punkte die Gedanken des Anderen in jedeni Äugenblick gerade angelangt waren.

In diese Art Unterhaltung vertieft, saßen sie am Sonnabend dem 15. October Abends 11 Uhr 30 Minuten einander gegenüber, als sich die Thür aufthat und der Baron Henning von Schindelwick hereintrat; er trug bereits leichte Spuren von innerer Erheiterung im Gesicht.

„Bravo, meine Herren!" rief er fröhlich, „immer bei der Denkarbeit! Jetzt aber gönnen Sie sich ein Stündchen der Erholung und erzählen Sie mir das Neueste aus dem Reiche des Witzes."

Er schüttelte ihnen die Hände, setzte sich zu ihnen und ließ sich willig einen umfangreichen Humpen mit Rheinwein füllen. Hophni und Pinehas begannen ohne weitere Umstände zu erzählen, städtische Klatschgeschichten, Dummheiten Anderer und tolle Streiche, die sie selbst im Laufe der letzten Wochen verübt hatten. Der Baron lauschte mit der sehnsuchtsvollen Theilnahme eines Verbannten, der von seinem fernen Vaterlands erzählen hört.

Nachdem die wichtigsten Fälle so erledigt waren, nahm Hophni aus einer großen verschließbaren Mappe, die sie dort stehen hatten, ein ansehnliches Blatt heraus, befestigte es mittels einiger Stiftchen an der Wand und sagte: „Und nun, Baron, betrachten Sie unser neuestes Werk — Sie sehen, wir sind auf dem Wege zum höchsten Kunststile: Heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten. Was sagen Sie dazu?"

Ter Baron stieß in der That einen Ruf der Ueberrafchung aus.

„Sie erkennen hier," erklärte Pinehas mit Würde, „in dem weiten Hintergrunde ohne Schmierigkeit die große syrische Wüste. Todmüde hat die reisende Familie Joseph um die Mittagszeit in dieser greulichen Sandöde Rast gemacht; was geschah? Eine reizende Weinlaube ist unverzüglich auf höheren Befehl aus dem starren Boden emporgesproßt. Papa Joseph hält sich natürlich bescheiden außerhalb derselben; vorsichtig lehnt er sich an einen ihrer Seitenpfosten, vielleicht, daß er ihrer photograuhischen Realität nicht völlig traut; doch darin würde er Unrecht haben. Die jungfräuliche Mutter aber —"

„ — ist im Innern der Laube sogleich in tiefen Schlaf versunken," nahm Hophni in gleichem Tone die Erklärung auf, „vor ihr auf dem Tische liegt das Jesuskind, auch von der Schlummernden noch mit ausgestreckten Armen sorglich festgehalten. Das Kindchen selber ist jedoch inzwischen erwacht und guckt halb aufgerichtet mit großen Augen in die Runde; und hast du nicht gesehn, da ist schon ein viertel Dutzend Engel vom Himmel herabgeschwirrt und bemüht sich, den göttlichen Kronprinzen anständig zu unterhalten. Sehen Sie wohl, der Eine spielt mit seinen Händchen, der Zweite zupft ihm die Strümpfe glatt, und der Dritte riskirt es fogar, ihm gemüthlich auf den Speckhals zu klopfen. So etwas dürfte natürlich vor irdischen Augen nicht vorkommen, auch nicht vor denen der Madonna höchstselbst; doch da sie schläft, braucht sich ein Engel nicht zu geniren, denn Joseph

ist natürlich wie wir anderen Sterblichen von Hause aus überhaupt vollkommen engelblind. — Nun, was sagen Sie? Wie finden Sie die Composition? Hübsch, originell, geistreich — nicht? Und Alles Stück für Stück getreu nach der Natur Photographie!"
„Reizend! Ganz reizend!" rief der Baron schnell, „ja, mehr als das — Sie sehen mich wahrhaft verblüfft —"
In seinem Gesicht lag wirklich etwas Verblüfftes, ja, ein Zug von Schrecken und ernstlicher Verwirrung: und er that jetzt einen hastig forschenden, fast scheuen Blick nach den Augen der seltsamen Künstler, doch da hier keine absonderliche Arglist zu entdecken war, so fragte er ein wenig beruhigt und doch noch mit Zeichen einer unterdrückten Aufregung:
„Aber sagen Sie, meine Herren, wie ist das möglich? Woher haben Sie diese Modelle? Ich begreife nicht — ganz und gar nicht ich meine vor Allem diese Wüste; wie kommen Sie zu dieser großartigen Wüstenlllndschaft?" -
„Sehr einfach, Baron, mit der Post kommt man dahin. Man fährt vier Stunden von hier, dann noch ein paar Stündchen zu Fuß und dann hat man's. Nach Afrika oder Asien brauchen Sie sich nicht zu bemühen."
Pinehas nahm ein neues Blatt aus der Mappe und nagelte es an die Wand.
„Sehen Sie," sagte er, „da haben Sie unfern Hintergrund im Naturzustände, noch ohne Staffage. Nicht wahr? Die prachtvollste Wüstenlandschaft von der Welt; kein Baum, kein Strauch, kaum ein ärmlichster Grashalm; aufgethürmte hohe Hügel, mächtig von Formen, groß gefchwungen, wild hingeworfen, gezackt und zerfließend, zart und gewaltig, furchtbar und schön. Und von Hügel zu Hügel durch die tiefe Mulde des stummen Thales gelagert der ewige Sand, nichts als Sand, schwerer,, gelber Sand und immer 'nur Sand, über breite Gehänge hingesprengt, zu Kegeln zusammengewirbelt, in langen Wogen hinrollcnd. Ein wildes Meer von Sand, mitten im Sturmaufruhr urplötzlich erstarrt, nun glühend in mächtigem Sonnenglanz unter dem lastend blauen, wolkenlosen Himmel — so sieht es wirklich aus da hinten in den Dünen! Sie merken, Baron, daß die Natur auch in Hinterpommern Effectslücke vollbringen kann."
„Sie sind wahrhaftig Tausendkünstler!" rief der Baron erstaunt und bewundernd, „so etwas zu entdecken, wovon wir andern Eingebornen keine Ahnung haben!"
„Sie werden sich noch zu weiterem Verwundern rüsten müssen," meinte Hophni gelassen. „Wir gehen jetzt zur Erklärung der Staffage über. Sie wissen, wir sind ehrliche Taschenspieler und keine Spiritisten, wir gönnen dem Publicum gern den Einblick in unsere Technik. — Hier ist zuvörderst noch ein kleiner Seitensprung; es war ein erster Versuch, unsere leere Wüste zu bevölkern."
Der überraschte Beschauer erblickte im Vordergrunde eines dritten

Wüstenbildes einen mächtigen Löwen, welcher auf dem Körper eines Menschen lag, dessen Kopf die wohlgetroffenen Züge Hophins zeigte. Neben dem Thiere aber stand Pinehas in äußerst wirkungsvoller Stellung, eben im Begriff, dem Ungethüm ein langes Dolchmesser in die Seite zu bohren.
Der Baron brach in ein Helles Gelächter aus.
„Köstlich!" rief er, „ganz köstlich! Pinehas, der Löwentödter!"
„Natürlich," sprach dieser mit der ernsthaftesten Miene, „was wollen Sie? In den Hundstagsferien haben wir bekanntlich einen Ausflug in die Sahara gemacht und erlebten dies Abenteuer außer vielen andern. Welcher Stolpenburger Philister darf zu zweifeln wagen vor solchem Beweise?"
„Und wenn nun der Philister fragt," bemerkte der Baron noch immer lachend, „wer von Ihnen beiden die vorliegende Momentaufnahme gemacht hat?"
Hovhni maß ihn mit einem überlegenen Blicke.
„Sehen Sie her," sagte er, ein neues Blatt hervorziehend, „mir haben natürlich einen Neger abgerichtet, der uns mit dem Apparat begleiten und unsere bedeutsamsten Thaten auf die Platte werfen mußte. Damit nun die Stolpenburger erkennen, wie es zugegangen, haben wir auf diesem Abzüge den photographirenden Mohren mit auf dem Bilde behalten — fehen Sie, da!"
„Halt," rief Pinehas, „der Baron merkt, daß da irgend etwas nicht in Ordnung ist; dieses dritte Bild erst giebt Ihnen die volle Erklärung des Herganges. Da sehen Sie zu jeder Seite unserer Gruppe einen photographirenden Neger; es ist ganz klar: Jeder von ihnen nimmt außer uns auch seinen College« auf, und bei dieser Gegenseitigkeit der Firirung müssen selbstverständlich auch Beide auf dem Bilde zu sehen sein. Ja, ja, auch die Kunst des Photographen hat ihre Logik."
„Und wo haben Sie diesen ausgezeichnet schönen Löwen aufgestöbert?" fragte der Baron, sich schüttelnd vor Lachen.
„In einer Danziger Menagerie erlegten mir ihn," berichtete Hophni, „doch halten mir uns nicht länger mit Nebendingen und Vorstudien auf. — Also die Wüste haben wir; folgt die Weinlaube mit Inhalt als Vordergrund. Vernehmen Sie ihre Geschichte. Vor etwa vierzehn Tagen kommen wir von einer Studienfahrt zurück, den Apparat auf dem Rücken. Wir haben Durst; doch das ist selbstverständlich, ich meine aber, gemeinen, bürgerlichen Durst; im Garten hinter Köhlers Gasthaus giebt es eine schattige Laube; wir wollen eintreten, und entdecken — das hier."
Ein neues Blatt, das sie hervorlangten, zeigte dieselbe Gruppe wie das zuerst betrachtete, nur ohne den heiligen Joseph, und alle anderen Figuren in sehr profaner Gewandung: die Engel, durchaus flügellos, waren drei kleine Mädchen, die wohl nicht einmal auf Erden den höheren Töchtern zuzurechnen wären, hübsche Dinger allerdings, der Iesusknabe ein munterer Säugling im gewöhnlichen Tragelleidchen; am auffallendsten

unterschied sich das Urbild der früheren Madonna von dieser: ein kokettes Strohhütchen, das Haar in lockeren Fransen darunter hervorquellend, ein luftiges, so elegantes wie modernes Kleid mit einer graziös heraus- fordernden Schulterschleife, sogar ein Paar reizvoller Halb stiefelchen sicht- bar meidend und darüber ein sich andeutendes Stück eines durchbrochenen Strumpfes; das Alles mar wirklich nicht von fehr madonnenmäßigem Zuschnitt. Dagegen das liebliche, zarte, mädchenhafte Gesicht der jungen Schläferin war ohne Abzug und Zusatz eben das der Madonna.
„Sehen Sie, so war es," fuhr Pinehas fort, „fo fanden wir die Situation: die junge Dame, dilettantische Kinderfreundin wie alle jungen Damen, hat das jüngste Wurm der Frau Wirthin in ihre Obhut genommen, ist jedoch über der ungewohnten Arbeit ein wenig eingenickt; die scheuen Schwestern des Kleinen benutzten die Gelegenheit, sich heran- zuschleichen und in lautloser Heiterkeit mit dem zappelnden Dinge zu spielen; so war's, und so haben wir's eingesungen — die Stilisirung der Gewänder hat reichliche Mühe gemacht, doch immer setzten vor das Gelingen die Götter den Schweiß — ein genialer Wurf, nicht wahr? Und doch nichts Wunderbares; denn es ist eine alte Sache: in jeder Straßenrange steckt ein regelrechter Engel mit Flügeln und allem Zubehör, nur oft ein bischen fehr tief drinnen, aber wer den Blick hat und vor Allein den er- füllten Augenblick zu fassen weiß, der fpürt es schon aus und holt es herauf, daß dann auch die Kurzsichtigen und Blinden es sehen können. Es giebt zwar auch Leute, die glauben, was ein Engel sein soll, das müßte aus der Luft gegriffen werden; aber das hat nur einen kleinen Haken: herumflattern mögen sie ja wohl da oben, aber greifen lassen sie sich nicht. Und mit den Madonnen ist's gerade so: in jedem Weibe sitzt eine Madonna verborgen, da freilich meist entsetzlich schwer zu finden, aber der verstorbene Rafael fand sie fogar in der unangenehmen Forna» rinn und mir in der Soubrette einer kleinstädtischen Schmiere. — Was haben Sie, verehrter Baron? Es scheint fast, unsere Sanctissima erweckt Ihnen besondere Gefühle — oder Sie kennen unsere Fornarina?"
Hophni und Pinehas warfen einander einen kurzen Blick der Über- raschung zu, in welchem ein condensirtes Aha! zu lesen stand.
„1ieii8! ÜLN8!" sagte der Baron, indem er einer Erregung Herr zu werden suchte, die sich dennoch in einer gewissen Haft und dem nervösen Klange seiner Stimme noch geltend machte. „Jetzt kommt mir's! Wußte erst garnicht, wo ich das Persönchen hinbringen sollte. Wer kann alle hübschen Schauspielerinnen gleich wieder so beim Namen fassen? Aber kenne sie, kenne sie, natürlich. Nun entsinne ich mich: bei Wallner habe ich sie gesehen. Valeska — Baleska — Zarnikow, richtig. Ganz kleine Rollen. Erregte seiner Zeit ein gewisses Aussehen weniger in kunstkritischen als in militärischen jKreisen; viel Reiz, wenig Talent; aber bis auf Stolpenburg zu sinken, das ist hart."

„Sie scheint nicht allzuschiver an ihrem Schicksal zu tragen," bemerkte Pinehas, „Wissen Sie, wie ihr erster Ausspruch lautete, als- sie plötzlich ermachte und ihre etwas pflichtvergessene Lebenslage erkannte? Ich Gott/ rief sie, ,mie ungeschickt von mir! Ich habe Kinder so gern; und nun schlafe ich hier ein. Aber das macht, mir haben vorige Nacht ein bischen viel gekneipt/"
„Wir auch," konnten mir wahrheitsgetreu erwidern, und damit war die gegenseitige Vorstellung vollbracht und eine sichere Basis der Freundschaft gegeben. War das nicht reizend?"
„Echt!" sagte der Baron heftig lachend.
„Natürlich haben wir die neue Bekanntschaft eifrig gepflegt," fuhr Hophni fort, „nicht am wenigsten, um unsere Stolpenburger Gönner zu ärgern. Denken Sie doch, zwei Lehrer ihres hochehrbaren Gymnasiums verkehren und zeigen sich auf öffentlicher Promenade mit einer lästerlich hübschen Schauspielerin; welcher Skandal! Uebrigens läßt sich in Wahrheit nicht leicht etwas Ehrbareres ausdenken als unsere Freundschaft mit Fräulein Valeska: beschämend ehrbar, muß ich sagen."
„Gebührt das Verdienst der Dame oder Ihnen?" fragte der Baron mit einem etwas lauernden Lächeln.
„Zur Beantwortung dieser berechtigten Frage," entgegnete Pinehas, zdiene folgende Thatsache: Die sichersten Zeugen für den Ruf einer Dame sind allerotten die Aristokratie und das Militär; die himmlischen Heerschaaren aber jubiliren dann, wenn die irdischen trauern. Die Thatsache nun ist, daß seit dem ersten Auftreten unserer Freundin am hiesigen Platze das gesammte Offiziercorps in Linie, Reserve und Landwehr, besonders auch soweit es unverehelicht ist, in die tiefste Bestürzung, Trauer. Verzweiflung versetzt wurde. Was bedürfen wir weiter Zeugnis??"
In den aufmerksamen Blicken des Barons zeigte sich der schnell unterdrückte Ausdruck einer innern Befriedigung. Dann vertiefte er sich nachdrücklich in die Betrachtung des Madonnenbildes; doch blieb feinen stark gespannten Zügen ein unruhiges und aufgeregtes Nachdenken anzusehen. Hophni und Pinehas wechselten ein zweites stummes: Aha!
Endlich nach längerem Schweigen und Sinnen begann der Baron in einem bemüht nachlässigen Ton, ohne den Blick von dem Blatte zu erheben:
„Man sollte aufhören, von jeder Schauspielerin gleich Besonderes zu denken oder doch Zweifel zu hegen. Die meisten von ihnen sind zehnmal reiner, als der Ruf ihres Standes. — Der Ausdruck dieser schlummernden Züge zum Beispiel scheint mir die feinste Bürgschaft für den Charakter der Dame zu geben: in diesem lieblichen Kopfe liegt Frauensinn und geahnte Mütterlichkeit — missen Sie was? Einer von Ihnen sollte sie Heirathen; er würde nicht mit ihr betrogen sein."
Hophni und Pinehas lachten laut.

Münks Madonna. —
„Wir hätten sogar alle Aussicht, von ihr genommen zu werden," versicherte Dieser. „Wissen Sie, was sie gesagt hat? Prediger und Lehrer seien ihr furchtbar interessant. Sehr begreiflich allerdings: die interessantesten sind uns allemal die Menschen, die wir am wenigsten kennen. Aus diesem Grunde fand Fräulein Valeska sogar sich selber hochinteressant — in der Verkleidung als Madonna. Sie betrachtete sich lange verwundert und entzückt, als wir das fertige Bild ihr vorlegten, und brach zuletzt in den seltsamen Klageruf aus: „O Gott, wenn ich noch so märe!" Aber wahrhaftig, das kam so treuherzig heraus wie bei einem Kinde, es war ordentlich rührend, und ich behaupte, eine wirkliche Thräne schimmerte in ihrem großen Auge — und das soll keine gute Schauspielerin sein?"
„Nein!" rief der Baron sehr lebhaft, sich dann erst mit sichtlicher Absicht zur Ruhe zwingend, „aber Sie sind schlechte Kritiker, die nicht Natur und Kunst zu sondern missen. Glauben Sie mir, dieser Ausruf mar so naturecht wie der andere, daß sie ein bischen viel gekneipt habe — ich entnehme das Vertrauen einzig der beredten Aussage dieses Bildes."
„Wahrhaftig — einzig?" fragte Hophni mit einem unmerklichen Lächeln, „nun ja, das Bild scheint allerdings eine starke natürliche Anlage zur Tugend und Madonnenhaftigkeit zu verrathen, keineswegs aber, wieweit diese Anlage auch praktisch entwickelt ist. Wollen Sie sich übrigens gefälligst erinnern, daß wir lange vor Ihnen für den Ruf unserer Dame Stimmung machten. Und selbst bei anderer Sachlage — Sie werden uns nicht für Moralprediger halten. Allein wir sagten schon, wir nennen Valeska unsere Freundin, und das im süßesten, in schwärmerischen: Sinne; wie sollten wir nun so thöricht sein, den Duft dieses holden Namens mit dem grundprosaischen Titel Ehefrau zu vertauschen und unseren zart hinschwebenden Gefühlen in dem Sumpfboden der Ehe ein unwürdiges Grab zu graben? Die alte Garde liebt, doch sie verliebt sich nicht."
„Ein reinlicher Grundsatz," lachte der Baron, „eines antiken Philosophen würdig. Nur eines wundert mich, daß Sie sich die Gelegenheit entgehen lassen, so Bürgerschaft als Gymnasium in eine wahrhaft lebensgefährliche Aufregung zu versetzen: stellen Sie sich das verklärte Antlitz Ihres Herrn Direktors vor, wenn Sie ihm eine Komödiantin in den unbefleckten Kreis seines Collegiums einführten! — Nun, ich sehe, Sie wollen nicht; man soll Niemanden zu seinem Glücke zwingen. — Dafür dürfen Sie mir eine andere Bitte nicht versagen: schenken Sie mir einen Abzug dieses Bildes. Denn ich weiß ja, käuflich sind Ihre Werke nicht zu haben; sonst säßen Sie vielleicht schon längst im Schooße der Millionen."
„Wenn mir das Recht der Vernichtung unserer Platten verkauften, ganz gewiß," versicherte Pinehas, „Ihr Wunsch aber ist uns natürlich Befehl. Sie können den vorliegenden Abzug gleich behalten. Sie scheinen Freude an dem Gegenstande zu haben," fügte er mit einem eigenthümlichen Blinzeln hinzu.

^ Hans kjoffmann in Fieiburg i. V.

„Ein Kunstwerk! Ein volles Kunstwerk!" bestätigte der Baron sehr eifrig, „und dabei doch der kecke Reiz des unmittelbaren Lebens! Es ist einzig. Ja, der Wahrheit die Ehre, ich leugne es nicht: wenn ich noch ledig wäre und ich sähe mich selbst als heiligen Joseph mit dieser Madonna so auf einem Bilde vereinigt, es würde mich eine eigenthümlich warme Empfindung durchströmen — fürchte ich — fürchte ich. Man könnte diesen Joseph wahrhaftig um feine Stelle beneiden. Uebrigens gleichfalls ein vorzügliches Modell: Sie sind und bleiben Tausendkünstler. Wo haben Sie das wieder aufgefischt? Wirklich, wie geschaffen für feine Rolle: kein schönes Gesicht, gewiß nicht; ziemlich grob geschnittene Züge vielmehr, doch sehr eigenthümlich im Ausdruck — wie soll man sagen? Treuherzig und doch nicht einfältig, unglaublich ehrlich, klug zugleich und rein. Und wie picant das fchneeweiße Haar über dem männlich jungen Gesicht: ich muß bekennen, ein äußerst merkwürdiges Gesicht. Man möchte ordentlich Nespect haben vor solchem Heiligen."

„Vielleicht darf man sogar vor dem lebenden Urbilde einen gemissen Nespect haben, wenn man nicht zufällig Hophni oder Pinehas heißt. Jedenfalls ist es keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß selbst seine eigenen Schüler veritabeln Nespect vor ihm haben; und das will mehr sagen, als Sie wahrscheinlich ahnen, Herr Baron. Ich wundere mich nur, daß Sie ihn nicht kennen; als Mitglied des hohen Curatorii unserer Anstalt mären Sie eigentlich fast zu dieser Kenntniß verpflichtet. Es ist unser Religionslehrer, Nathanael Munt; er wohnt unserm Fenster gerade gegenüber; so haben wir ihn auf die denkbar bequemste Weise aufgegriffen und in diesen angenehmen Käfig versetzt. Und übrigens ist nachzutragen, daß wir vielleicht erst durch den Gedanken an ihn auf unsere Composition gekommen sind; er ist nämlich ein schwärmerischer Madounenanbeter; er besitzt eine ganz hübsche Kupferstichsammlung —"

„Wie, ein Kunstkenner?" rief der Baron. „Das ist ein Naturwunder. Ein Kunstkenner in Hinterpommern!"

„Nichts weniger als das," entgegnete Pinehas, „denn er denkt in Mußestunden über die Kunst, ein sicheres Zeichen, daß er nichts davon versteht."

„Dann also ein Krnptokatholik?"

„Auch das nicht. Sein Madonnencultus ist sehr menschlicher, ich möchte sagen, heidnischer Natur, wenn das bei unserm frommen Nathanael Munt im Geringsten erlaubt wäre. Es ist eine Art platonischer Vielweiberei; ein Surrogat für das, was anderen Menfchenkindern die Liebe ist. Denn er ist im Uebrigen entschlossener 'Junggeselle, freilich nicht aus Weisheit und Grundsatz wie wir, sondern aus bitterer Thorheit, da doch sein innerstes Herz nichts in der Welt so heiß ersehnt, wie die Freuden des christlichen Ehestandes. Doch weil er nicht eben schön ist, hält er sich sür häßlich und darum auch für schlechthin unfähig, einem Mädchen zu gefallen.

Auch sein vorzeitig ergrautes Haar bestärkt ihn in dieser Meinung; er be« trachtet sich als einen Jubelgreis, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreicht hat. Sie sehen, der wunderliche Heilige, wie er im Buche steht."
„Er hat also nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das ihn vom Gegentheil zu überzeugen wußte?" fragte der Aaron.
„Er kennt überhaupt kein weibliches Wesen." sagte Hovhni, „Beweis dessen: er hält sie alle in Bausch und Bogen für eingeborne Engel und Heiligenbilder."
„Ich hörte vor Kurzem," bemerkte der Baron ein wenig spöttisch, „zwei grimmige Skeptiker so ziemlich denselben holden Glauben bekennen. In jedem Weibe steckt eine Madonna, behauptete Jemand."
„Oho, Verehrtester," rief Pinehas laut, „machen Sie gefälligst keine Kartenkunststücke! Ein Anderes ist es, in einer Gans eine Göttin sehen, wie es ein Optimist und ein Verliebter thut, und ein Anderes, den Tropfen Götterblutes, der auch in jedem Gänschen fließt, zum Kunstgebrauch her- auszuzapfen missen, wie das wir gottbegnadeten Künstler leisten. Munk aber geht sogar noch um Vieles weiter in der Verblendung: er hält seine eigenen Schüler von Hause aus für unschuldsfromme Lämmerseelen, für lauter ausgepichte junge Heilige und pflegt uns mit ernsten Worten zu strafen, wenn wir sie im allerbesten Falle für lauter junge Affen erklären."
„Da scheint mir freilich seiner Art," meinte der Baron, „nur jener denkfaule Idealismus zu Grunde zu liegen, der sich nicht erst die Mühe giebt, die Menschen zu kennen — wie aber will ein Solcher Menschen er- ziehen? Mir scheint, er muß nothwendig ein spottschlechter Lehrer sein. Ich möchte wohl einmal sehen, wie die munteren Jungen mit dem um- springen, der sie unbesehen für fleckenlose Englein hält und den sie gar nicht erst zu betrügen brauchen, weil er dies freiwillig schon selbst besorgt."
„Ja, sehen Sie, Baron," sagte Pinehas trocken, „das ist eben ganz unsere Meinung auch, ganz unsere Weisheit. Das Nichtswürdige ist bloß, daß diese unsere schöne, klare, festgefugte Theorie von der brutalen Praxis rücksichtslos auf den Sand gesetzt wird. Es ist leider eine traurige That-' sache, daß Munt besonders im Punkt der Disciplin der glücklichste Lehrer unserer Anstalt ist; kein Neid der College« wagt ihm das zu bestreiten. Nie ist während seines Unterrichts ein ernstes Vergehen gegen die Schul- zucht vorgekommen; Ungehorsam, Trotz oder gar Widersetzlichkeit, ja selbst der sonst so beliebte Kleinbetrug sind fast unbekannte Dinge. Für keinen Lehrer auch wird so redlich gearbeitet wie für ihn. Kurzum, feine Macht über die wüste Rotte ist unbeschränkt: die hoffnungslosesten Wpel werden unter seinen Augen zu Musterknaben: es ist, als wenn da hundert unent- deckte Tugenden in ihnen plötzlich zum Licht empordrängten, wie die Spargel im Mistbeet. Und das Merkwürdigste: er bringt das alles zu Wege ohne die geringste Strafe, ja ohne Scheltwort, selbst tadelnde Zeug- nisse kennt er nicht; wo mir urtheilen: ,Unter aller Kanons, da schreibt

er: Ziemlich gut'. Es ist eigentlich eine unerlaubte Methode; und läßt sich Einer verleiten, sie nachzuahmen, so stürzt er in den Abgrund; die Jungen lachen ihn aus und tanzen auf Tischen und Bänken."

„Da wird man schließlich an Wunder glauben müssen, um so mehr als er ein Schriftgelehrter ist," rief der Baron."

„Ja, es hilft nichts," sagte Hophni achselzuckend, „es gehen wirklich Zeichen und Wunder von ihm aus; man wird sich an diesen Uebelstand gewöhnen müssen. Vernehmen Sie ein abenteuerliches Erempel. Kennen Sie Frau Duhr, die alte Waschfrau? Ohne Zweifel nicht. ,Du siehst geschäftig bei den Linnen' u. s. w. Besondere Kennzeichen: keine; denn sie gleicht allen anderen Waschfrauen darin vollkommen, daß sie es nie übers Herz bringen kann, ihren Clienten von einem Dutzend Hemden mehr als elf Stück zurückzugeben, außer wenn eine ordnungswüthige Hausfrau ihr das kleine Andenken mißgönnt. Was aber geschieht der Aermsten mit unserem Nathanael Munt? Eines Tages erscheint sie in großer Verlegenheit bei dessen Zimmerwirthin und liefert ihr aus freien Stücken das zwölfte Hemde aus, das in Gedanken bei ihr liegen geblieben fei. Die Mithin, eine weife und tapfere Frau, wittert erst recht Unrath bei einer so naturvergessenen Ehrlichkeit und nimmt die verdächtige Person in ein scharfes Kreuzverhör, bis die in den bekennenden Iammerruf ausbricht: ,Ia, wer kann denn fo'n neugeborenes Kind was nehmen? Wenn das Einen so antiett mit seine unschuldige Augen, das ist ja wohl beinah, als wenn uns' Herrgott selbst das sieht/ So läuft sie heulend ab, und Munks Wäsche ist vollzählig geblieben bis auf den heutigen Tag. Ein andermal hat ihm ein Bettler einen silbernen Leuchter gestohlen und gleich darauf freiwillig zurückgebracht mit der denkwürdigen Begründung, er sei ihm im Hutfutter hängen geblieben. Und solcher stadtkundiger Geschichten giebt es viele."

„Sehr merkwürdig," sagte der Baron nachdenklich, „doch wohl zu begreifen: das unbedingte Vertrauen hat eine still beschämende Kraft. Und Sie meinen, daß feine pädagogischen Erfolge auf diesem selben Grunde ruhen?"

„Zu einem Theile, ja," erklärte Pinehas, „und das geht ungefähr fo zu: er kommt also zutraulich wie ein junger Hund auf die fündige Rotte zugesprungen und seine munteren Augen scheinen Jedem einzeln zuzurufen: Du bist ein reiner, treuer, grundehrlicher, edler, engelguter Junge! Das glaubt ihn« natürlich Jeder gern von sich in aller Treuherzigkeit, und weil er es glaubt, bemüht er sich in der That mit unbewußtem Drange, auch wirklich ein bischen so zu sein, so gut es geht — vielleicht auch vorläufig nur zu scheinen."

„Heißt das aber nicht Scheinheilige und Heuchler erziehen?" warf der Baron mit einem etwas salbungsvollen Ton dazwischen.

Pinehas kniff ein wenig die Augen ein und erwiderte gelassen:

„Was wollen Sie? Die Heuchelei ist eben die wahre Mutter der Tugend. Wer wenig heuchelt, wie Hophni und Pinehas, der ist wahrhaftig auch der Tugendhafteste nicht. Bei aller Erziehung der Kinder und der Menschheit konnnt es zuletzt doch einzig darauf an, die Gewissen kitzlich zu machen; ist das im Gange, fo reden wir uns vor, wir seien so ungefähr der Art, wie dies frisch geschlissene Gewissen uns haben will; diesen Schwindel können wir aber nicht lange aufrecht erhalten, weder vor uns selbst noch gar vor Anderen, wenn wir nicht wirklich mehr und mehr so werden. So gewöhnt man sich langsam die Tugend an, und Mancher ist am Ende, was er am Anfang^scheinen wollte. Das ist Freund Munks Methode, erster Theil: je unbewußter, desto consequenter. In diesem Sinne gleicht er dem Propheten, der künftige Dinge dadurch schafft, daß er im Geiste sie als fertig voraussah und verkündete. Oder auch dem Künstler, der im schwachen Keim die volle Blume sieht und durch sein Sehen selbst sie schafft. Seine gläubigen Augen erschassen in den struppigen Seelen das Gute, das er vorahnend in ihnen sieht."

Der Baron machte ganz verwunderte Augen. „Hophni und Pinehas," sagte er langsam, „ich fange an zu glauben, Sie könnten um Einiges besser sein als Ihr Ruf, wenn Sie wollten."

„Das heißt, wenn wir Anlage zum Heucheln hätten," bemerkte Hophni trocken. „Wir kommen nun zu feiner Methode zweitem Theil. Sein Glaube hat natürlich gewisse Grenzen, denn schlechthin blödsinnig ist Nathanael nicht. Die Gemeinheit und Verlogenheit tritt ihm denn doch einmal so plump entgegen, daß er sie sich beim besten Willen nicht mehr leugnen kann. Dann sieht er dies Böse, dies Unreine mit großen, verwunderten Augen an wie etwas Fremdes, Unbegreifliches, und er wendet, sich still davon ab als von einer Sache, zu der er keine Beziehung findet, die er nicht versteht. Er bekämpft es nicht, er lehnt es ab, er fchmeigt es todt. Diejenigen, die sich so von ihm ertappen liehen, haben für ihn aufgehört zu leben. Er straft sie nicht, er verleugnet sie. Er vermag es nicht über sich, mit den Sündern noch eine persönliche Gemeinschaft zu pflegen. Es ist eine Art von Verlegenheit, die er solchem Unreinen gegenüber zu empfinden scheint, er weiß nicht mehr mit ihm umzugehen, da er ihm nicht mehr vertrauend ins Auge blicken kann; seiner frohen Sicherheit ist hier der Boden unter den Füßen weggezogen. Er scheut sich vor ihm wie vor einem fremdartigen Geschöpfe, dessen Denken und Fühlen von dem seinen so verschieden ist, daß es keine gegenseitige Mitlheilung ermöglicht. Sieht er sich doch genöthigr, zu ihm zu sprechen, so thut er es mit abgewandten Augen und allen Ernstes erröthend. Die so gezeichneten Schüler bleiben im Winkel straflos sitzen und werden von ihm nicht mehr beunruhigt weder durch Fragen noch durch Forderungen. Sie sind moralisch hingerichtet."

„Aber das ist grausam!" rief der Baron lebhaft. „Das ist auch

ungerecht und unchristlich; unser Herr Christus richtete die Sünder auf, und dieser stößt sie von sich."
„Es ist noch schlimmer als das alles," nickte Pinehas ruhig, „es ist einfach dumm. Es ist psychologischer Unsinn. Als ob es von Hause aus gute und schlechte Menschen gäbe, Engel und Teufel. Als ob der gesunde Baum nicht hundert kranke und faule Früchte trüge; als ob der kränkste Stamm nicht gesunden könnte. Er ist ein Schwärmer und ein Narr. Doch siehe da, diese eine ungeheure Dummheit ist's, die dem Manne die Seelen unterwirft, sie zum Zittern zwingt, zur Besserung und — zur Liebe. Keine Strafe wird je fo gefürchtet, wie jener unausgesprochene Nannstrahl; kein Lob oder Lohn vergleicht sich an Macht dem stolz treuherzigen Blick dieser glaubensvollen Augen. So groß ist die Gewalt des Unsinns auf unserm armen Planeten."
Der Baron blickte sinnend vor sich hin.
„Ich habe wohl Aehnliches schon kennen gelernt," sagte er nach einer Pause ein wenig zögernd, „doch nur bei Frauen, und nicht von gleicher Wirkung: es zwingt nicht zur Liebe und zur Besserung, sondern zum Achselzucken, zum Trotzen, zur Lüge."
„Das mag wohl davon kommen," warf Hovhni hin, „daß man dieselbe Gesinnung haben kann aus Hochmuth, Beschränktheit und Froschnatur, oder aber aus Reinlichkeit. Die letztere Art ist Munks."
„Und doch ist's bei Frauen erklärlich, die das Leben nicht kennen," fuhr der Baron fort, ohne der Zwischenrede zu achten, „wie aber kann die Schwärmerei sich behaupten bei einem Manne, der mit täglicher Erfahrung mitten im Leben steht?"
„Das mag wohl ebenso zu Stande kommen," meinte Pinehas, „wie er und zahllose andere Leute es machen, die aller neuen Wissenschaft ein furchtloses Ohr leihen und dennoch fest am strengen Christenglauben hangen. Ganz einfach: sie halten ihren Geist als ein offenes Land mit freien Wegen und Stegen, darin sie alle fremden Gedanken als willkommene Gäste sich munter tummeln lassen; mitten drinnen aber steht eine Festung, die Keiner betreten darf, der nicht nach Landesart uniformirt ist; diese Festung ist ihnen ihr Glaube; auch sie ist bevölkert mit schönen Gedanken, aber sie tragen alle Uniform, und wer sich in Civil auf der Straße betreten läßt, wird als Spion erschossen. — So wird auch Munt seine Festung haben, in der er sicher wohnt vor allen feindlichen Gedanken und Erfahrungen."
„Wenn es nun aber geschähe," sagte der Baron, „daß einmal eine gewaltige Mine spränge und eine Bresche in den Wall seiner Festung legte?"
„Dann wäre sie eben verloren," antwortete Hovhni, „und höchst wahrscheinlich der Herr der Festung auch. Gott schütze ihn vor so einer überwältigenden Erfahrung, die ihm den Glauben an die ganze Neinheit der Reinen in die Luft sprengte. Kein Zweifel, der ganze Kerl würde aus den Fugen gehen und nicht mehr zu gebrauchen sein. Er ist ein Nacht»

mandler; wird er aufgeweckt, so bricht er das Genick. Mit Engeln versteht er uinzugehen, mit sündigen Menschen aber nicht. Die Schüler zumal werden ihn nicht mehr fürchten und nicht mehr lieben, sondern ihm wie manchem anderen armen Wicht vergnüglich auf der Nase herumspielen. Für diesen wunderlichen Gesellen ist's nicht anders:

Nur de! Jrrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Der Baron versenkte sich init erneuter Theilnahme in das merkwürdige Madonnenbild.

„In der That," bemerkte er, „es liegt in den Augen dieses Joseph etwas, davor man sich fürchten könnte wie vor einer unbekannten schlummernden Naturgewalt. — Aber sagen Sie, welchen Eindruck hat auf ihn dies Bild gemacht?"

„Gar keinen," erwiderte Pinehas, „denn er hat es nicht gesehen."

„Was Sie sagen!" rief der Baron verwundert. „Aber warum zeigten Sie es ihm denn nicht? Ich dächte, seine Ueberraschung müßte Ihr Hauvtoergnügen an dem ganzen Spaße fein."

„Das sollte es auch; allein mir wagen es nicht," bekannte Hophni beinahe kleinlaut, „er könnte so etwas wie eine Lästerung darin erblicken. Sein armes Selbst auf stech photographischem Wege zum thätigen Mitglieds der heiligen Familie befördert zu sehen, das wird er nicht vertragen. Und in solchen Fällen kann er unangenehme Augen machen."

„Ei, ei!" lachte der Baron, „Hophni und Pinehas in ihren kühnsten Launen von furchtsamem Zartsinn gebändigt, das ist keine alltägliche Naturerscheinung. Aber hören Sie — der Mann muß dies Kunstmerk kennen lernen, ganz unbedingt; es wäre sündhaft, es ihm vorzuenthalten. Ich meine aber auch, da er gewissermaßen doch ein Heiliger ist, wird es ihn garnicht mundern, sich als solcher photographisch erkannt und festgehalten zu sehen. Thun Sie's mir zu Liebe, ich habe meine besonderen Gedanken dabei. Ich miederhole, es muß ein eigenes — wie soll ich sagen? molliges, bestrickendes, durchwärmendes Gefühl sein, so unvorbereitet den Joseph dieser Madonna vorzustellen. Glauben Sie mir, Sie machen einen Menschen glücklich, wenn Sie es thun. Und Sie gewinnen ein Schauspiel, wie Sie selten eins erlebt Haben. Wagen Sie's; versprechen Sie es mir."

„Wenn Sie uns versprechen, uns am nächsten Sonnabend wieder in dieser unserer Klause aufzuzusuchen," sagte Hophni schnell mit einem kaum merklichen, aber sehr boshaften Blinzeln.

Ein verdrießliches Zucken ging über die Züge des Barons. „Ich verspreche es," sagte er endlich mit ungemein fester Stimme.

Hiermit mar die Unterredung über diesen Gegenstand abgeschlossen; man ging zu leichteren Gesprächsstoffen und schwereren Getränken über. Nach vielen Stunden gelang es dem Baron sich loszureißen, den Wagen zu besteigen und die ungefähre Wegrichtung nach seinem Gute hin zu

seiner tiefen Beruhigung endlich doch noch wiederaufzufinden. Hophni und Pinehas verweilten noch bei ihrer Thätigkeit.
„Du, er hat etwas —" sagte Hophni.
„— Mit der Valeska," sagte Pinehas.
„Siehe in seinem Lebensleriton —"
„ — unter: Jugendsünden."
„Und er hatte etwas vor mit ihr und mit —"
„Nathanael Munt. Er wurde so dringend. Doch es hat keine Gefahr, denn Munt —"
„— ist und bleibt nur Fernliebhaber; wir können es darauf wagen ohne moralische Bedenken. Und jedenfalls —"
„— wird es ein Hauptspaß. Neugierig bin ich nur, ob unser Baron —"
„— sich loskämpfen wird. Gott schütze jeden Ehrenmann vor —"
„— einer tugendhaften Frau."
„Amen."
„Es lebe Valeska!"
„Prosit!"
„Wir trinken —?"
„Immer noch eins."
„Immer noch."
„Prosit."
Acht Tage nach diesem saßen Hophni und Pinehas mit Zweifeln den Baron ermattend. Sie hatten eine neue photographische Teufelei ersonnen: der sanfte Kopf der Baronin Wiltrud von Schindelwick saß auf dem stattlichen Rumpfe des Stolpenburger Superintendenten in Talar und Baffchen; neben ihm stand, demüthig seinen Befehlen laufchend, der dürre Küster Hulewenz mit dem wohlfrisirten Haupte des Barons gefchmückt. Es waren die Früchte ihres jüngsten officiellen Kirchenbesuchs. An diesem Bilde ergötzten sie sich eine Weile bei verschlossenen Thüren, dann versteckten sie es sorgsam in ihrem Kasten.
Der Baron kam wirklich. Seine Züge hatten einen abgespannten Ausdruck wie nach einer starken Erregung.
„Verwundeter Krieger nach der Schlacht," bemerkte Hophni laut zu seinem Kumpan hinüber.
„Wer?" fragte der Baron stutzend.
„Munt," sagte Pinehas schnell.
„Ei, ei," rief der Baron sogleich beruhigt und neugierig, „erzählen Sie. Wie hat sich's gemacht?"
„Wie zu erwarten war," meldete Hophni ruhig.
„Wie war's zu erwarten?" fragte der Baron.
„Was haben Sie erwartet?"

„Daß er Feuer finge."
„Hat er. Zunächst vergaß er uns wegen der Blasphemie zu rüffeln. Schien sich vielmehr auf seinem Posten ehrlich zu gefallen. Im Uebrigen fchmieg er sich aus. Doch feine Augen redeten in eigener Tonart."
„Und weiter —"
„Wir beobachteten ihn dann von unferem Fenster aus. Es ist richtig, alle seine Madonnen von Fra Angelico bis van Dyk sind abgesetzt, verstoßen, zu Kebsweibern erniedrigt. Sancta Valesla ist Alleinherrscherin. Er steht stundenlang verzückt und starrt sie an. Ob auch sich selber, war nicht zu unterscheiden/'
„Und hat er nicht nach dem Modell gefragt?"
„Mit keinem Wort. Er fchien ihre himmlische Abkunft nicht einen Augenblick anzuzweifeln."
„Oder vielmehr," ergänzte Pinehas, „um genau bei der Wahrheit zu bleiben, es war ihm nur zu deutlich anzusehen, wie ihni die Frage auf der Zunge brannte. Doch er verbiß sie sich dauernd: und das Naturspiel war sehr drollig zu beobachten."
„Nach etlichen Tagen aber schmolz unser Herz," fuhr Hophni fort, „und wir beschlossen, uns seiner Leiden zu erbarmen. Wir lockten ihn ins Theater. Nicht ohne List und Mühe; doch es gelang."
„Das mar sehr unvorsichtig von Ihnen," meinte der Baron, „der Sprung von der Madonna zur Soubrette ist ein bischen weit auch für feine stark geflügelte Seele; und überdies präsentirt sich grade Fräulein Valesla nach meinem Erinnern niemals schlechter, als in der Ausübung ihrer sogenannten Kunst. Sie mußten so den Aermsten mit einem Schlage aus allen Himmeln reihen."
„Das war freilich sehr genau unsere Absicht," bemerkte Pinehas trocken, „doch leider mißlang sie vollkommen und schlug in ihr traurigstes Gegentheil zurück. Vielleicht war die Wahl des Stückes von uns nicht minder verfehlt — wie sie es vom Herrn Theaterdirector war. Doch es ließ sich nicht anders einrichten: in eine ehrliche Posse war Munt mit voller Anstrengung nicht zu verschleppen. Vernehmen Sie und staunen Sie: man gab Emilia Galotti. Es war schauderhaft, ein literarischer Königsmord. Die Titelrolle aber gab —"
„Doch nicht Valeska?"
„Grade sie. Die erste Liebhaberin war plötzlich krank geworden. Valesla mußte eintreten."
„Entsetzlich! Armer Herr Munt!"
„Ja, armer Munt! Diese Emilia nämlich war — entzückend."
„Das Unmöglichste des Unmöglichen. Man kann die Emilia doch nicht wohl als munteres Kammerkätzchen spielen."
„That man auch nicht. Man stand auf der Höhe tragischen Empfindens."

,,Dann um so mehr zum Lachen."
„Um so mehr zum Entzücken. Im Anfang zwar fürchteten — hofften vielmehr auch mir das Schlimmste. Doch es ließ sich aushalten; was sie in der ersten Scene zu sagen hat, ist allenfalls unschädlich; ihre Haltung mar harmlos und niedlich; das wohlerzogene Schäfchen, wie es im Buche steht. Sie hatte aber Zeit, sich umzusehen und uns nebst Munt zu entdecken; wir saßen in den vordersten Reihen. Nathanael war unbeschreiblich fehenswerth: ganz Auge, ganz Andacht, ganz Anbetung. Kein Zweifel, er sah kein Schauspiel, sondern eine lebenswirkliche Emilia Galotti; und diese Emilia war seine Madonna. Es gab für ihn keinen Sprung von der Allheiligen zur Komödiantin, sondern diese Beiden schwebten sich auf einer goldenen Brücke entgegen und flössen ineinander. Madonna Valeska Galotti. Ein solches Quantum schwärmerischer Hingebung in einem einzigen Gesichte werden Sie sich kaum vorstellen können. Oder 'denken Sie an die verzücktesten Heiligen eines Murillo. So sieht sich Valeska nun angehimmelt: eine stumme Huldigung, derengleichen die kleine Soubrette wohl schwerlich schon erlebt haben kann. Und ihren Joseph natürlich erkennt sie. Und siehe da, die Neuheit eines solchen Triumphes über ein Mannesherz verwirrt sie vollkommen, sie verliert jede künstlerische und künstliche Haltung, sie ist nichts mehr als ein schüchternes, zartes, ahnungsvoll bangendes, selig erröthendes junges Mädchen, das die Augen nicht losbringen kann von einer gewissen gefürchteten Stelle, das die vorgeschriebenen Worte nur mühsam und ohne Betonung hervorstottert; kurzum, die denkbar schlechteste Darstellerin der Emilia und die denkbar reizendste Emilia selber. Dies war das ungeahnte Ergebniß dieses denkwürdigen Theaterabends. Wir waren ernstlich erschrocken."
„Aber worüber erschrocken?" fragte der Baron, „Sie follten stolz sein auf Ihren Erfolg. Allein ich merke — Sie sind eifersüchtig!"
Hophni und Pinehas blickten ihn von der Seite her mitleidig an, ohne ihn einer Zurückweisung solchen Verdachtes zu würdigen.
„Was soll daraus weiden?" fragte Hophni statt dessen, „so etwas von Hülflosigkeit einer armen Seele kennen Sie ja gar nicht, Baron! Die einsame Schwärmerei war ungefährlich: das frißt keinen Menschen auf. Wir hätten es dabei lassen sollen. Wo aber das Feuer auch von der anderen Seite kommt — das einsame Schwärmen dürfte kaum nach Fräulein Valeskas Geschmack sein. Was soll er nun aber mit ihr machen? Verführen kann er sie nicht, das ist nicht sein Fach. Weder als Mensch noch als Schriftgelehrter. Er müßte sie also gradezu heirathen."
„Nun, und warum wollen Sie ihm das Glück mißgönnen?" fragte der Baron.
Hophni und Pinehas zuckten die Achseln.
„Ein köstlicher Spaß märe es, nämlich für uns, aber ein häßlicher

Ernst, nämlich für unseren College«. Hand aufs Herz, Baron, halten Sie es für möglich, daß dies eine glückliche Ehe gäbe?"

Der Baron lächelte. „Sie reden wie der blaue Idealismus. Iunggesellenträume. Was nennen Sie eine glückliche Ehe?

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag —

es sind doch nicht Hophni und Pinehas, die solche Verse machen. Jede Ehe kann glücklich werden."

„Valeska und Nathanael — Nathanael und Valeska — nein."

„Was giebt Ihnen das Recht, von dem Fräulein so niedrig zu denken?"

„Niedrig? Wir werden Sie vor die Klinge fordern müssen, Baron, wenn Sie das wiederholen. Sie missen doch, mir sind bis über die Ohren verliebt in die Dame. Aber das kann uns nicht hindern, uns klar zu machen, daß sie jedenfalls keine Madonna ist."

«Zugegeben; und vielleicht auch keine Emilia Galotti. Aber welcher Thor verlangt das?"

„Nathanael Munt."

„Gestatten Sie mir, den Herrn für vernünftiger zu halten. Fräulein Valeska ist — nach Ihrer Schilderung — eine gutgeartete Person; giebt sich mit Wickelkindern ab, die sie garnichts angehen; interessirt sich nach eigener Aussage mehr für Prediger und Schullehrer als für Seiner Majestät Offiziere; geräth in Verwirrung, wenn sie übermäßig angeschwärmt wird; ist übrigens heiter, aufrichtig und liebenswürdig: das ist so grade der Teig, aus dem der liebe Gott die guten Hausfrauen bäckt."

„Und obendrein," bemerkte Pinehas mit Seelenruhe, „wird sie selbst nicht müde zu versichern, daß sie keine tiefere Sehnsucht, keinen schöneren Ehrgeiz kenne, als eine gute Hausfrau und Mutter zu werden. Und das ist ihr vollkommener Ernst, sie hat in aller Ehrlichkeit die Ueberzeugung."

„Nun also, was wollen Sie mehr?"

„Sie tanzt zu gut," versetzte Hophni kurz.

«Ist Ihr Herr Munk ein Puritaner von dieser Sorte?"

„Durchaus nicht," sagte Hophni, „aber ich habe neulich einen Traum gehabt."

„Hatte Pinehas ihn auch?" fragte lachend der Baron.

„In Träumen müssen wir uns nothgedrungen von einander emancipiren," erklärte Hophni, ohne sich stören zu lassen. „Wir hatten an dem Abend eine kleine Kneiperei mit den Schauspielern gehabt, die zuletzt in einen Ball ausartete. Unter anderm Unsinn gab Valeska einen ungarischen Czardas zum Besten. — In dieser Nacht also träumte ich von unserer berühmten Dünenwüste; aber sie war nicht photographirt, sondern aus freiem Handgelenk gemalt — Colorit unglaublich, sage ich Ihnen! Dies Gelb des Sandes und Blau des Himmels, dies Blau des Meeres und

Gelb des Sandes — ich hätte Tizians Neid nicht sehen mögen. Dazu eine nagelneue Staffage. Mitten im weltvergessenen Sandmeer saß ein einsames schönes Weib in glühenden Purpur gekleidet, mit Epheu umkränzt und blühenden Orangenzmeigen; aber sie saß nicht mehr, sie mar aufgesprungen, sie tanzte in jauchzendem Wirbel über die gelbe Fläche hin, den Sand aufwühlend, daß er in heißen Wolken um sie stob; sie tanzte, die purpurne Schleppe wie eine rothe Schlange nach sich schleifend oder wie einen Lavastrom, sie ganz allein in eigener Wildheit, einer sonnbeglänzten Sturmwolke gleichend, in heißer Verzückung, dem süßesten Taumel hingegeben, in sich selbst berauscht, trunken von Einsamkeit und wirr beseligt vom dumpfen Selbstgenusse ihrer ungesehenen Schönheit — und diese brillante Person trug ganz zum Photographiren deutlich die Züge unserer neuentdeckten Madonna Valeska."
„Nun, und — Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baron kopfschüttelnd. „Mit der Wissenschaft der Traumdeutung habe ich mich bisher noch nicht befaßt; und auch bei Ihnen ist mir dies neu, und ich gestehe, ein wenig überraschend; ich habe Sie immer für einen klaren Kopf gehalten."
„Ich mich auch, und gedenke diese Ansicht gegen Jedermann zu vertheidigen. Aus jenem Traume aber habe ich für meinen Privatgebrauch die folgenden vier Streitsätze abgeleitet, welche ich hiermit in Auslage stelle. Erstens: Der geistreichste Photograph (Sie verstehen, auf wen ich anspiele) ist noch lange kein Künstler. Denn das geschilderte Traumgemälde hätte ich niemals auf photographischem Wege herstellen können, auch wenn die Wiedergabe der Farben zehnmal erfunden wäre. Zweitens: Unter der Dauer dieses Traumes war ich, Hophni, in Firma Hophni K Pinehas, ein regelrechter Künstler von Gottes Gnaden. Drittens: Ein Künstler von Gottes Gnaden sieht aus den Dingen niemals etwas heraus, das nicht von Hause aus in ihnen steckt. Viertens: Eine junge Dame, von- der ein Künstler solche Abenteuer träumt, ist zur Ehegattin eines christlichen Religionslehrers nur sehr vorübergehend geeignet. Ihrem Wissen, Baron, will ich gem die genauere Schätzung überlassen, binnen welcher Frist die Langemeile in ihr die Sehnsucht nach der verderbten Welt wieder aufwecken wird."
„Große Götter!" rief der Baron, die Hände zusammenschlagend „verehrter Hophni, in Firma Hophni Pinehas, wer hätte so viel weise Voraussicht hinter Ihrem weltberühmten Leichtsinn gesucht! Wie kommt Saul unter die Propheten? Ich war allenfalls darauf gefaßt, Sie etwa die Vergangenheit der Dame mit unberechtigten Ahnungen durchleuchten zu sehen — aber die Zukunft! Das heißt doch fast noch mehr, als Gras wachsen hören! Mir scheint, es wäre klüger, weniger klug zu sein und diesen Dingen ihren Lauf zu lassen. Und übrigens, was geht Sie's an? Sie werfen spielend einen Traubenkern durch die Luft: ein zufälliger Wind trägt ihn in ein gutes Erdreich, der Keim geht auf, der Weinstock

mächst, die Trauben reifen, werden gekeltert — Ihr Bmder betrinkt sich an dem Wein und fällt im Rausch ins Wasser; sind Sie darum ein Brudermörder? Geben Sie es auf, Vorsehung zu spielen, Verehrtester, Sie gerathen in ein falsches Rollenfach."

„Sie haben vollkommen Recht," sagte Pinehas sanftmüthig. „Man spielte auf einem Heuboden mit brennenden Streichhölzern, man ist doch darum noch kein Mordbrenner. Und jedenfalls, da nun das Haus in Flammen steht, märe es kindlich, mit Wasserglasern löschen zu wollen. — Die Dinge sind nämlich bereits sogar noch weiter gediehen. Hören Sie zu und jauchzen Sie, Verführer! Am Tage nach der Galotti-Vorstellung holen wir Valeska zu einem Spaziergange ab; man muß doch etwas thun für das Vergnügen der Einwohner und des Gymnafialdirectors. Da ertheilt das gute Geschöpf nach einigem Zögern uns ernsthaft folgenden Auftrag: ,Bitten Sie doch Ihren Herrn Collegen/ sagte sie, ,er solle nicht wieder ins Schauspiel kommen, wenn ich auftrete/ — Und warum das nicht? fragen mir verwundert. — Zch kann es nicht aushalten, vor ihm zu spielen/ erklärt sie mit einem Thränchen im Auge, ,mir ist da grade so, als ob ich ihm etwas vorlöge. O Gott, ich bin doch keine solche Emilia Galotti! Und er — er macht so sonderbare, sonderbare Augen, so ganz als ob er Alles glaubte, was ich spiele. Sie können sich nicht vorstellen, wie mich das quält. Er darf wirklich nicht wieder ins Theater kommen. Bitte, sagen Sie ihm das. Wenn er mich sehen will, kann er mich ja in meiner Wohnung besuchen, wie Sie es thun/ Aha! —

^ Was blieb uns übrig, als den Auftrag ehrlich auszurichten? Den letzten Satz allerdings erlaubten mir uns wegzulassen, der Sicherheit wegen; vielleicht daß er sie dann gar nicht mehr wiedersähe, die Leidenschaft doch noch in Madonnenschwärmerei verpuffte. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Am andern Tage, als mir zum Appell bei Valeska antraten, finden mir in ihrem Empfangszimmer höchst feierlich in bitterernstem Gespräch ihr gegenübersitzend — Nathanael Münk. Ich will darauf schwören, er hat in seinein Leben noch nie mit einem andern Mädchen so Auge in Auge allein gesessen. — Nun mar er da und das Gespräch in flottem Gange, allerdings in Form einer Predigt oder Vorlesung von seiner Seite. Aesthetische Briefe an eine Jungfrau, in mündlichem Vortrage. Er mar bemüht, ihr langen Athems klar zu machen, daß die Schauspielkunst so wenig Lüge sei wie jede andere Kunst. ,Nicht einmal schöner Schein ist sie und jede Kunst/ offenbarte er, ,sondern ganze Wahrheit. Inden, Sie die Emilia darstellen, stellen Sie einen Theil von sich selber dar, einen wirklichen Theil Ihres lebendigen Wesens. Kein Künstler kann eine andere Rolle spielen als sich selbst; versucht er es dennoch, so scheitert er und spielt schlecht, denn dann versucht er zu lügen, und die Lüge ist häßlich. Es giebt keinen schönen Schein, sondern nur schöne Wahrheit. Ein Künstler schafft Schönes, so lange er das giebt, was er

in Wahrheit ist. Sie könnten niemals eine rechte Emilia weder dichten noch spielen, wenn Sie nicht eines Wesens mit ihr wären, wenn nicht ein Theil Ihrer Seele sich mit Emilias Seele deckte. Allerdings nur ein Theil. Sie müßten hundert Rollen spielen, um uns den hundertsten Theil Ihrer ganzen Seele aufzudecken. Die Kunst kann immer nur einen Theil der Wirklichkeit eines Dinges herausheben und mit einem Nahmen umschließen; den winzigsten Grashalm kann der Maler nur von einer Seite, in einer Beleuchtung, in einer Stellung wiedergeben, und Shakespeares Gestalten in all ihrer Fülle sind ja nur der hundertste oder tausendste Theil eines wirklichen Menschen; aber dieser Theil genau so wie die Natur ihn schuf — als sie Shakespeare erschuf. Alle Kunst ist wahr, die uns einen Theil des Künstlers giebt. Also, fürchten Sie sich nicht, mein Fräulein, S,e sind nie wahrer, als wenn Sie eine rechte Nolle spielen/ — Sie begreifen, Baron, daß Valeska zu dieser Predigt ein ziemlich dummliches und wir ein ziemlich schlaues Gesicht machten. Wobei bemerkt werden soll, daß Elfteres unendlich reizend anzusehen war: ein Kind, das sich abquält, das Dogma von der Dreieinigkeit in seinen Tiefen zu verstehen, kann nicht lieblicher aussehen und nicht drolliger. Kein Zweifel aber: durch eben diese Predigt ist Nathanael Munt für sie zum Nange eines Halbgottes emporgestiegen. Es dauerte eine gute Zeit, bis sie felbst ein Wort der Erwiderung wagte, das dann aber recht nachdenklich und geheimnißuoll klang. ,Dann kann man also/ fragte sie, ,in einem Augenblicke Alles vergessen, was man fönst ist und gewesen ist, und braucht nur zu sagen, was man in diesem Augenblicke fühlt — und das ist dann keine Lüge? Und wenn man in diesem Augenblicke sich gut und rein fühlte und hätte doch früher einmal eine Sünde begangen: darf man denn die vergessen und verschweigen?' Ihre Augen hatten einen seltsamen Glanz bei dieser Frage wie von einer scheuen und unsicheren Freude, wie wenn sie ein plötzliches Glück Heranschweben sähe, dem sie noch nicht zu trauen wagte, eine Freude mit stiller Angst vermischt — Sie haben mehr Erfahrung nnt weiblichen Personen, Baron, als wir; vielleicht wissen Sie das besser zu erklären als wir."

Der Baron lächelte etwas gezwungen.

„Vielleicht sahen Sie zur Abwechslung einmal das Gras wachsen," meinte er ausweichend. „Doch was erwiderte Ihr Herr Munk auf die fpitzsindige Nutzanwendung seiner Weisheit?"

„Er that einen Rückzug, der sehr bezeichnend für ihn ist," entgegnete Pinehas, „er wich unversehens hinter die Mauern seiner Festung. ,Emilia — diese Emilia, die Sie spielen/ erklärte er tiefsinnig, ,hat keine Sünde begangen, die sie nicht vergessen und verschweigen dürfte. Diese Emilia kann garnicht sündigen, und wenn sie sich vor sich selber fürchtet, fo irrt sie; sie kann nicht fündigen, weil ihre Seele nicht bloß gut ist, sondern schön. Das Weib, welches schön ist in diesem Sinne, kennt keine Sünde,

kennt nicht einmal eine Versuchung; wie schlafwandelnd geht es seinen selbstverständlichen Weg, den sein Verstand nicht kennt; es thut immer das Rechte und Neine, indem es einzig seinem Herzen folgt. Diese Ruhe, diese unbekümmerte Sicherheit ist es, die ihr die Chans aiebt, den besten Theil aller weiblichen Schönheit, die duftende Blume, die kampflos der Wurzel des reinen Naturtriebes entspringt. Dieses Weib kann nicht Recht oder Unrecht thun, es kann ewig nur schön sein, weiter nichts. Ein anderes Weib kann sündigen und bereuen, und es wird ihr siebenund-fiebenzig Mal vergeben werden, und man wird sie wieder gut und trefflich nennen; aber schön wie Emilia und schön wie die Madonna ist sie nicht und kann sie auch niemals werden. Die Charis der Reinheit kann nicht gegeben und nicht genommen werden/ — Was fagen Sie zu einer so ausbündigen Menschenkenntniß, Herr Baron? Möchten Sie so eine Wolkenschönheit nicht auch einmal mit Ihren sündigen Augen er« blicken? Nathanael Munt aber, der Beglückte — er sah solch Wunder» wesen vor sich in vollster Leibhaftigkeit, nicht über Wolken wandelnd, fondein ganz vernünftig auf einem etwas verblichenen Sopha sitzend. Was nicht geniale Äugen Alles sehen können!"

„Und Fräulein Valeska?" fragte der Baron lebhaft. „Wie ertrug sie diefen Ueberfchwang verliebter Huldigung?"

„Wie Sterbliche überhaupt den Duft des Weihrauchs zu ertragen pflegen. Im Anfang wehren sie den heißen Dunst mit beiden Händen ab, erröthen mit beschämtem Blick oder lachen wohl gar — bis allmählich, allmählich nun, der Proceß des Rausches ist uns Dreien ja geläufig. Und man kann sich bekanntlich auch in wenigen Minuten betrinken, wenn der Wein nur stark genug ist und man das nöthige Quantum einnimmt. So hat das gute Ding bald wirklich berauscht eine kurze Weile mit ganzer Seele über Wolken gethront' und Sie können glauben, sie ist nie so schön gewesen wie während dieser Weile. Nur ein klein wenig länger noch, und sie hätte zwei Gläubige mehr gewonnen. Zum Glück oder Unglück aber brach sie ganz plötzlich in schwer erklärbare Thronen aus und war nun — immer noch sehr niedlich, doch nicht mehr madonnenmäßig an-zusehen. So wurden wir des drohenden Zaubers ledig und schickten uns an, durch weise Flucht uns ganz in Sicherheit zu bringen, als Munt uns zuvorkam und mit stiller Feierlichkeit seinen Abschied nahm. Möglich, daß er die ansteckende Kraft der Thränen fürchtete; denn ein guter Mensch weint immer am leichtesten, wenn er gar keinen vernünftigen Grund dazu hat. Wie er jene ihre Thränen sich gedeutet haben mag, nun, das ist seine Sache: auf jeden Fall wohl unrichtig. Und Sie, Baron, welche Deutung würden Sie für die wahrscheinliche halten?"

„Ich deute weder Träume noch Thränen," sagte dieser kurz ab-weisend, „das aber steht mir jetzt fest: diesen Herrn Munt muß ich kennen lernen. Das ist eine positive Bereicherung meiner Menschenkenntniß;

solche Käuze findet man nicht alle Tage. Sagen Sie, meine Herren, könnten Sie den Mann nicht einmal hierher verlocken?"
„Er ist zu schade für unsere Gesellschaft," sprach Hophni trocken.
„Das ist etwas Anderes," sagte der Baron mit einem kurzen Lachen, „dann werde ich freilich auf Ihre Vermittlung verzichten müssen und ihn allein genießen, um ihn in besserer Gesellschaft zu haben. Richtig, ich habe einen Neffen auf dem Gymnasium; ich werde Gelegenheit nehmen, mich nach dessen theologischen Kenntnissen und moralischen Eigenthümlichkeiten im Namen seines Vaters zu erkundigen. Ich muß zwar fürchten, ein mehrstündiges Sündenregister verlesen zu hören, doch ich werde meiner eigenen Jugend denken und auch das ertragen um einer guten Sache willen. — Meine Herren," fügte er sich schnell erhebend hinzu, „Sie haben Grund zu der Besorgniß, ich könnte Sie in wenigen Tagen schon wieder hier belästigen. Ich spüre den Drang, Ihnen Rechenschaft abzulegen über meine Eindrücke; und überdies, der Fortgang dieser Liebesgeschichte interessirt mich. Für heute leben Sie wohl."
Er ging. Hophni und Pinehas blickten einander an.
„Das ist aber —" sagte Hophni.
Pinehas nickte.
So verweilten sie noch etliche Stunden schweigend und trinkbar.
Es folgte wirklich in einigen Tagen der dritte Kneipabend. Der Baron erschien auffallend ernst gestimmt.
„Es ist ganz gewiß die seltsamste Erfahrung meines Lebens," fagte er nachdenklich in sein Glas blickend, „ich kam zu ihm mit einem gewissen leichten Spott im Herzen — er war ja nicht boshaft, dieser Spott: Sie begreifen, ein mildes Lächeln behaglicher Ueberlegenheit. Unsere Unterredung dauerte ein kurzes Stündchen oder höchstens deren zwei, sie drehte sich garnicht um der Menschheit große Gegenstände, sondern meist um harmlose Fragen des nächsten praktischen Lebens. Und als ich von ihm ging, beherrschte mich ein seltsam freudiges und dennoch — ich muß beinahe fagen demüthiges Gefühl. Mir war — ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, da ich den Mann doch nie zuvor im Leben gesehen — mir war, als hätte ich einen alten vertrauten Kameraden zufällig wietergefunden, der es im Leben viel weiter gebracht als ich und doch mir redlich treu geblieben ist. Ganz wunderbar, diese Empfindung, ganz räthselhaft. Sie haben ihn -gut geschildert, meine Herren, und haben doch Manches vergessen, das nicht das Schlechteste an ihm ist, fo die heitere Unbefangenheit feines Wesens, die weder Hoch noch Niedrig kennt, die mit dem lieben Gott auf vertrautestem Fuße steht uud mit der alten Waschfrau auch — Meine Herren, was hat der Mensch für fröhliche, siegreiche Augen!"
„Da sind Sie ganz anderer Meinung als Fräulein Valeska," bemerkte

Hophni in gewohnter Gelassenheit, „wollen Sie hören, was die gesagt hat? Mas hat der Mensch für schreckliche, grausame Augen!' rief sie aus, Überhaupt, er gefällt mir schon garnicht; man muß sich ja fürchten vor dem. Und was er alles für Unsinn redete So hat sie gesagt, buchstäblich; aber was sie für ein Gesicht dazu gemacht hat — ich möchte wirklich einmal von einem Mädel so gefürchtet werden!"
Der Baron erwiderte nichts darauf, fondern versank noch tiefer in Nachdenken. Endlich begann er wieder mit dem gleichen Ernst:
„Ich habe noch etwas Anderes mit Ihnen zu besprechen, meine Herren, einen Nach zu erbitten. Es betrifft einen Vorfall, der mir seinerzeit schmerzlich zu schaffen machte und neuerdings auf eigenthümliche Weise wieder in meinen Gesichtskreis gerückt ist. Betrachten wir es als eine rein theoretische Frage, die Sie mir beantworten sollen. Sie sind durch Vorurtheile weniger beengt als Unsereiner und kennen doch die Verhältnisse genügend, um urteilsfähig zu fein. Sie sind Reserveoffiziere und wissen alfo, was uns Ehre bedeutet, und Sie haben doch zugleich den Blick in ein anderes Leben frei, das weniger gebunden, einfacher und von klarerer Menschlichkeit ist."
Hophni und Pinehas vernahmen mit einiger Ueberraschung den ungewohnten Ton und lauschten mit gespannterer Aufmerksamkeit.
„Es handelt sich um zwei ehemalige Kameraden, Hugo von N. und Kurt von der M. Die Namen mag ich nicht nennen, obgleich die Sache viel besprochen ist und Beide verstorben sind. Hugo von B., ein gutherziger, aber leichtsinniger Junge, lernte in einer kleinen rheinischen Stadt eine junge Dame aus leidlich guter bürgerlicher Familie kennen; beide Theile unvermögend, an eine Heirath nicht zu denken. Nun, Jugend hat keine Tugend; Noth bricht Eisen; kein Feuer, keine Kohle. . . kurz, man findet sich und weiß seine Gluthen zu kühlen. Leider kennt aber Jugend auch nicht die gebotene Vorsicht: das stille Glück des Paares ward ruchbar in dem Krähenminkel, sehr laut ruchbar; der Nuf der Familie ist schwer bedroht — schon mehr als das; sie ist klug genug, vor einem öffentlichen Ausbruch den Platz zu räumen, nach Berlin überzusiedeln und hier in der schützenden Masse unterzutauchen. Das gelang vollkommen, weitere Folgen hatte die Sache nicht, die Reinlichkeit, der Familie und des jungen Mädchens war unbezweifelt wie ehedem.
„Hugo athmete auf; was er an Vorwürfen verdiente, hatte er sich zur Genüge selbst gemacht. Auch er kam bald darauf nach Berlin; er that, was er thun mußte, vermied die alte Flamme hier aufs Strengste trotz starker Zuckungen im Gemüthe und wurde überhaupt fortan vernünftiger; gebranntes Kind scheut's Feuer. Zwei Jahre danach ging er auf correcteren Freiersfützen; die neue Erkorene war reich und überaus verliebt in ihn; er hatte also jetzt die richtige Weichenstellung.
„Eines Tages führte ihn der Zufall oder der Teufel auf der Eisbahn

mit der verlassenen Rheinländeiin zusammen, vielmehr wirst sie zusammen im buchstäblicheni Sinne; sie erkennen einander erst beim gemeinsamen Sturze. In verlegener Freundlichkeit begrüßen sie sich als alte Bekannte, ein kurzes Gespräch ist nicht zu vermeiden: im Verlauf desselben empfinden Beide mit leiser Genugthuung die zwischen ihnen eingetretene Kühle; die Vergangenheit ist unter dem Eise oder sonstwo begraben.

Zum Unglück nun hatte Kamerad Kurt von der M. den kleinen Auftritt mit angesehen; entzückt von dem Liebreiz der jungen Dame, entschloß er sich kurz, trat zu den Beiden heran und bat ihn bekannt zu machen. Widerwillig und erschrocken that Hugo, was nicht mehr zu vermeiden war.

Die Sache entwickelte sich mit größter Schnelligkeit. Kurt war einziger Sohn aus sehr wohlhabendem Hause, ganz frei in seinen Ent» schlüssen. Nicht sehr viele Wochen nach jener Eistragikomödie erhielt Hugo einen Brief von Kamerad Kurt, worin dieser ihm seine bevorstehende Verlobung unter der Hand mittheilte — ihm als dem Ersten, da er doch gewissermaßen der Anstifter und Vermittler des neuen Glückes fei. Die Veröffentlichung follte aus diesem und jenem Grunde erst in einigen Wochen erfolgen.

Hugo war außer sich vor Schrecken. Was thun? Das arme Mädchen verlathen, zum ziveitenmale unglücklich machen? Er selbst der Schuldige? Abscheulich. Unmöglich. Und gegen die Mannesehre. — Also schweigend zugeben, daß der Kamerad mit falscher Waare betrogen werde — wiederum durch seine Schuld, der ihn ungewarnt sich hat verstricken lassen? Und wenn nun vielleicht dereinst einmal die Lästerungen aus der rheinischen Heimat doch bis hier herüberzischen und die Hausehre eines Offiziers und Edelmanns beflecken?

So stand der Fall. Meine Herren, wie würden Sie ihn ent- schieden haben?"

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold," antwortete Hophni nach kurzem Bedenken.

„Mannesehre geht über Standesehre," fügte Pinehas hinzu.

„Sie entscheiden sich kurz und leicht," sagte der Baron, „dem armen Hugo wurde die Wahl schwerer, wie es denn wohl im Ernstfalle zu gehen pflegt. Und man muß fagen: die Folgen scheinen anders zu reden. Hatte Hugo das Mädchen geopfert, was wäre geschehen? Das Glück eines Herzens zerstört, das schließlich kein reines Herz mehr war, wenn es sein Glück mit einem Betrüge zu erkaufen vermochte — vielleicht auch nicht zerstört, nur aufgeschoben, bis zu einer dritten Liebe. So aber, was ge- schah? Hugo schwankte, und schwankend schmieg er wirklich so lange, bis es zu spät war. Die Verlobung ward gefeiert, die Ehe vollzogen; das Pärchen verlebte ein ungetrübtes Jahr in allem Glücke.

Da ward Kurt von der M. urplötzlich veranlaßt, um feinen Abschied einzukommen. Man konnte ihm auf seine Anfrage nicht verschweigen, daß

es der Ruf seiner Gemahlin sei, der-seine Stellung innerhalb des Offiziercorps unmöglich mache. Entlüftet forschte er weiter nach — und das Ende vom Liede war selbstverständlich das Duell mit Hugo von B. Kurt fiel, ins Herz getroffen. Der Arzt constatirte eine sonderbares Richtung des Wundkanals: schräg von oben nach unten. Es gab nur eine Erklärung — doch Hugo erfuhr sie nicht mehr; er jagte sich selbst auf dem Platze eine Kugel durch den Kopf. Sie sehen, meine Herren, der Fall war doch so einfach nicht."

„Vielmehr ein neuer Beweis für die oft beobachtete Thatsache, daß jedes Ding zwei Seiten hat," bemerkte Hovhni bedächtig, „Tretbriefe gewöhnlich ausgenommen."

„Der einzige sichere Rath, den man Herrn Hugo geben kann," fügte Pinehas hinzu, „ist also der, sich künftig so gearteter Jugendsünden zu enthalten und seinen Bedarf an Lastern auf andere Weise zu decken. Er könnte sich an uns ein Beispiel nehmen. Es ist ja wahr, das viele Weintrinken ist auch ein Laster, aber erstens ein schönes, und zweitens hinterläßt es keine Folgen, als etwas Katzenjammer und später etwas »Zipperlein. Doch Beides nur zum Privatgebrauch; die Mitmenschheit bleibt unbelästigt. Doch ist die beste Moral der Geschichte — von Ihnen freilich, Baron, sollten mir noch eine andere erwarten. Oder-war Ihr Streben bloß, Ihr Erzählertalent leuchten zu lassen?"

„Die Geschichte ist typisch," verfetzte der Gefragte, „derartige Fälle wiederholen sich leider. Ein junger Kamerad befindet sich in ähnlichem Falle, nur nicht zu gleicher Schärfe zugespitzt, der Gegenspieler hat nicht Ofsiziersrang und ist nicht von Adel. Doch der Kamerad, wie gesagt ist jung und noch sehr weichmäulig; sein Gewissen rumort. Er wendet sich an mich um Rath; welchen soll ich geben? Sie rathen zu schweigen und mein Gefühl im Anfang auch; und doch ist mir unheimlich dabei zu Muthe. So leicht vergißt man nicht, was man erlebte."

In diesem Augenblicke hörte man draußen den Namen des Barons nennen; Jemand fragte nach ihm. Ein Postbote ward hereingeführt und übergab einen Brief, den der Baron mit großer Verwunderung empfinger warf einen vorwurfsvollen Blick auf die beiden Genossen. Doch sobald er die Aufschrift betrachtet hatte, besann er sich schnell und zwang sich zur Ruhe, ohne doch eine starke Aufregung ganz verbergen zu können.

„Meine Frau vermeldet plötzlichen Besuch in meinem Hause," sagte er mit erkünstelter Nachlässigkeit, nachdem er den Brief gelesen, „ich kann mich den Pflichten des Hausherrn nicht entziehen. Leben Sie wohl für heute und erfreuen Sie sich weiter Ihres sündlosen Lebenswandels."

Mit diesem Versuche zu scherzen, der an dem zornigen Ausdruck seiner Züge scheiterte, entfernte er sich.

„Glaubst Du, daß die Baronin —?" fragte Hophni.

„— seine hiesige Adresse kennt?" nahm Pinehas die Rede auf.

Hans hoffmann in Freiburg i. B.

„Weder sie noch irgend ein Andere? So unvorsichtig geht er mit seinem Rnse nicht uin. Und uns war Discretion noch immer Ehrensache — eine zufällige Ausnahme ohne Bedeutung nur grade heute —"

„Valeska!"

„Also!"

„Also!"

Nach einem längeren Schweigen fragte Hophni:

„Scheint Dir der Kopf des Barons geeignet für eine Darstellung des Theseus?"

So dunkel diese Rede war, sein Pinehas verstand sie doch.

„Ariadne auf Naros," sprach er mit ruhigem Kopfnicken.

„Und Bacchus?"

,,Munk."

„Es soll die glücklichste Ehe von der Welt geworden sein."

„Nun also."

„Also."

Der Baron begab sich zu Fuß, mit hochgeschlagenem,Rockkragen in den Gasthof, in welchem der bessere Theil der Schauspielertruppe sich einquartiert hatte. Er fragte nach Fräulein Valeska und ward in ihr Empfangszimmer geführt.

Sie stand auf und ging ihm langsam entgegen. Sie war sehr einfach gekleidet; doch ihre jugendliche Anmuth schien nur um so frischer hervorzutreten.

Der Baron stand steif und zurückhaltend, vielleicht verlegen.

„Baron Schindelmick," sagte er mit einer kühlen Verbeugung, „Sie haben befohlen, mein Fräulein —"

Der Ernst in ihren Zügen ward verdrängt durch ein fast übermüthiges Lächeln.

„Aber ich will Sie ja nicht anpumpen, Herr Baron," sagte sie mit einem neckischen Knix, „die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, ist wirklich vollkommen anderer Art. Auch sonst haben Sie keinerlei Anspruch oder Forderung zu fürchten; Sie sind in jeder Hinsicht außer Gefahr. — Und übrigens," setzte sie, seine steife Verbeugung nachahmend hinzu, „ist mein Name immer noch Valeska."

Er lachte gezwungen. „Nun also?" fragte er kurz.

„Wie sonderbare Arten von Wiedersehen es doch in der Welt giebt!" rief sie aufrecht vor ihm stehend, und ihre Heiterkeit schien noch zuzunehmen: „Wir hatten gehofft, einander im Leben nicht mehr zu begegnen, — und hatten gefürchte«, es würde sonst eine bewegliche Scene geben; wirklich, Herr Baron, Sie haben das von mir gefürchtet! Und nun sehen mir uns doch und sind ganz vergnügt dabei. Sie wenigstens hätten allen

Grund dazu, mährend ich allerdings nebenbei sehr ernste Sorgen habe — — nein, nein, Geldsorgen sind es nicht, ich schwöre es Ihnen."

„Fräulein Valeska, ich weiß nicht, was ich von diesem spaßhaften Tone halten soll. Ich mar gefaßt, von einem ernsten Anlaß zu hören, denn nur ein solcher vermag Ihre auffallende Maßregel zu rechtfertigen."

„Aber warum zwingen Sie mich denn mit Ihrer Angst dazu, Sie auszulachen, Herr Baron? Sie sollten mich wirklich besser kennen; Gelegenheit hierzu habe ich Ihnen ja leider gegeben. — Es ist freilich wahr, meine Maßregel, Sie so nachdrücklich herzubitten, sieht sast wie ein Vertragsbruch aus; das dient zu Ihrer Entschuldigung. Wir hatten feierlich mit einander ausgemacht, das Stück unserer Vergangenheit, das uns gemeinsam ist, in einer tiefen, tiefen Versenkung für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Und nun komme ich doch und will Sie wieder in meine Netze locken, ganz wie ich damals gethan —"

„Valeska!" rief der Baron heftig, „Noch einmal, was sollen die Spähe? — Nein, wenn ich es denn immer wieder sagen soll, das haben Sie nicht gethan, Sie haben mich nicht mit Künsten gelockt — im Gegentheil, Sie haben sich tapfer gegen mich und sich selbst gewehrt; nie werde ich Ihnen diese Wahrheit verleugnen. Allein auch Sie haben mir keinen Vorwurf zu machen, auch ich habe Sie nie betrogen, Ihnen niemals Vorspiegelungen gemacht —"

„Nein," sagte sie freundlich, „die machen wir dummen Mädchen uns leider selbst. Auch ich werde Ihnen nie das Zeugnisz No. Is verweigern, daß Sie sich durchaus correct benommen haben im Kommen und Gehen, immer Gentleman. Zum Lohn für unsere beiderseitige Tugend konnten mir denn auch in Frieden und Freundschaft von einander scheiden. Nun ist da aber bloß die dumme Geschichte mit der Versenkung — Ihr Männer habt gut reden, für Euch ist so ein Zwischenfall ein Zwischenfall, den tootzuschweigen wenig Gewissensmurren kostet; keine kluge Gemahlin verlangt alle die Dummheiten zu erfahren, die der ehrbare Gatte vielleicht einmal gemacht hat; sein Werth wird durch solche Vergangenheiten nicht verringert. Doch mit einem Mädchen ist das ganz etwas Anderes. Da ist nicht zu murren, das ist so. Wir bringen falsche Waare auf den Markt, wenn mir so etwas verschweigen. Wir betrügen. Wir verkaufen uns zu einem Kurse, den wir hatten und nicht mehr haben. — — Lieber Freund, Sie müssen mich dieses Vertrages entbinden. Das ist meine Bitte. — Und noch mehr: Sie müssen selbst reden. — Da ist ein Herr Münk, ein Lehrer vom hiesigen Gymnasium; dem müssen Sie Alles erzählen, was zwischen uns einst vorgegangen ist!"

Hastig, ruckweise stieß sie die letzten Sätze heraus; in ihren Blicken flackerte es wie eine schmerzliche Angst. »

„Valeska!" rief der Baron im Tone der äußersten Ueberraschung, „Valeska, Du! — Sie selbst —?"

„Nein, Sie, Herr Baron, Sie sollen es thun," sprach sie, sich noch zu einem halben Lächeln zwingend; aber dann brach sie in Thränen aus. ,,Ich kann es ja nicht! Ich kann es ja nicht!"
Der Baron trat haftig ans Fenster und blickte eine Minute lang stumm in die Dunkelheit hinaus. Dann kam er zurück, bot der Schluchzenden ritterlich den Arm und führte sie zu einem Sessel; er selbst nahm ihr gegenüber Platz.
„Liebe Freundin", sagte er mit ernstlich bewegter Stimme, „lassen Sie uns diese Frage mit Ruhe und Sammlung besprechen. Sie haben mich völlig überrascht. In der That, das erwartete ich nicht, das konnte ich nicht erwarten. Das Gegentheil vielleicht — oder etwas Aehnliches. Ich sehe beschämt, ich habe Sie immer noch nicht hoch genug geschätzt. Sie sind eine wahrhaft vornehme Natur. — Und nun will ich Ihnen meinerseits ein Bekenntnis) machen. Es wird Ihnen das vielleicht angenehm sein. Sie brauchen mir nichts mehr von Ihren Beziehungen zu Herrn Munt zu erzählen. Sie machen ein verwundertes Gesicht; bedenken Sie, daß wir uns in einer kleiner Stadt befinden; in einer solchen giebt es keine Herzensgeheimnisse. Ich will sogar noch das gestehen, daß ich vielleicht ein klein wenig mitschuldig bin an der Entstehung dieser Bekanntschaft — kein Erschrecken, liebe Valeska, und keine Entrüstung! Ich habe nichts Verwerfliches und nichts Verdienstliches gethan, sondern nur in halbem Spiele einem glücklichen Zufall ein wenig Richtung gegeben."
„Und was bewog Sie zu diesem Spiele, Herr Baron?" fragte Valeska etwas befremdet. „Wer gab Ihnen das Recht, in mein Leben und das eines Andern ungebeten eingreifen zu wollen?"
„Ein Recht auf Theilnahme an Ihrem Geschick und ans herzliches Wohlwollen weiden Sie mir nicht bestreiten können, liebe Freundin," versetzte er ruhig. „Wir haben eine kurze glückliche Zeit mit einander verlebt; halten Sie uns Männer für so ganz leichtfertig, daß wir das völlig vergessen füllten, daß uns gar keine Dankbarkeit zurückbliebe? Sehen Sie, es follte mir eine freundliche Genugthuung sein, Ihnen als heimlicher Freund zu neuem Glücke unerkannt den Weg gebahnt zu haben. Ich wußte ja, daß Sie sich ein anderes Ziel ersehnten, als die meisten Ihrer Colleginnen. Ich hoffte Ihnen Gutes zu bereiten, Valeska."
„Indem Sie einen Mann mit mir — betrogen, Herr Baron? Es soll Sie nicht beleidigen; aber das war doch wohl mehr gutmüthig als vornehm gedacht."
„Und wenn es nun mein Ehrgeiz wäre, einmal mehr gutmüthig als vornehm zu denken? Vielleicht daß ich überhaupt die Vornehmheit so hoch nicht schätze. Auf jeden Fall foll mich Ihr Vorwurf nicht beleidigen. Was ging der fremde Mann mich an, mit dem ich nichts gemein hatte, nicht Stand, nicht Kameradschaft? Von dem ich nichts wußte als nur von Hörensagen, daß er wahrscheinlich geeignet sei —"

„Von uns betrogen zu werden," siel Valest« bitter ein.
»Ich will nicht ganz widersprechen," versetzte der Baron nach einer kurzen Pause. «Ich möchte mit Ihnen heute völlig wahrhaft sein. Ich glaubte, einen harmlosen, vertrauensvollen, herzensguten Menschen gefunden zu haben, der recht dazu geschaffen sei, nicht bloß Sie glücklich zu machen, sondern auch im unzerstörbarem Glauben an Sie von Heizen glücklich zu werden. So war meine Rechnung — bis ich ihn kennen leinte. Ich suchte ihn auf, Valeska, um Ihretwillen; ich ging selbst zu ihm mit dieser einzigen Absicht: ich wollte doch sehen, wie der Mann beschaffen war, der Ihr Herz so eilig hatte gewinnen können. So sah ich ihn und sprach ihn — und begriff das nur zu genau. Von dieser Stunde an ward ich von Reue und Zweifel gequält. Es war mir abscheulich fortan, diesen Mann betrügen zu sollen; es gab Stunden, wo es mir uner-träglich schien. Mir kam der Gedanke, ihm Alles zu offenbaren, Sie zu opfern, zu veirathen. Valeska — aber es war nur ein Gedanke: die Pflicht gegen Sie war dennoch älter und stärker. Und nun kommen Sie selbst und lösen diesen Zwiespalt. Sie begreifen meine Ueberraschung/'
Valeskas Augen leuchteten. „Sie kennen ihn!" rief sie freudig, „und haben das auch empfunden, daß man ihn nicht betrügen kann! Sehen Sie, Henning, als Sie hier eintraten, waren Sie mir fo bitter fremd, als hätten unsere Wege sich nie getroffen, mären nie so nahe neben einander gelaufen; und jetzt auf einmal sind Sie mir wie ein vertrauter Freund aus Kindertagen, dem man gerne Alles beichten mag, was man auf dem Herzen hat. Zwar ich habe weiter nichts zu beichten, weil ich Ihnen nichts mehr zu erklären brauche. Ich habe diesen Mann geliebt — ich kann sagen, ehe ich ihn sah. Und so — Henning, so habe ich auch Sie niemals geliebt; ich lache Sie aus, wenn Sie mir's übel nehmen! Und seit ich ihn dann kennen gelernt, dachte ich an nichts mehr, als daß ich ihn liebte, und vielleicht er mich — und nichts darüber. Und er konnte verlangen von mir, was er wollte — Alles — Alles — gegen ihn war ich widerstandslos; Henning, und gegen Sie — Sie wissen, wie ich gegen Sie einst zu kämpfen vermochte. Diesmal wäre es anders gewesen. Denn er ist anders als Ihr alle. Von allen Männern ist er der Einzige, der ganz fest in sich felber ist, der einzige Mann, der kein Schwanken und Fragen kennt, der Einzige mit vollem Glauben, mit stolzer, unverbogener Seele. Ihr anderen seid alle Schwankende und Zauderer, Euer Herz ist voll Mißtrauen und Zweifel an Euch selber. Ihr trauet sogar Euch selbst nichts Gutes zu — und uns noch weniger. Es giebt Keinen sonst, der lieben könnte mit solchem Glauben. Ihr anderen kommt mit kalter Klug-heit an uns heran, Ihr tastet und fragt — o. Jeden von Euch könnte ich betrügen mit lachendem Gewissen: Klugheit gegen Klugheit, List gegen List. Nur ihn nicht. Ihm sich zu verheimlichen ist unmöglich. Sobald ich zur Besinnung kam und den Gedanken faßte, daß er entschlossen sei.

mich zum Weibe zu begehren — denn ein Kind könnte es in seinen Auge« lesen — da wußte ich auch, daß es für mich keine Rettung gab vor der furchtbaren Nothwendigkeit, ihm Alles zu sagen. Aber ich fand die Kraft noch nicht in mir zu dem grausamen Betenntniß; ich wich ihm zitternd aus; ich vermied es, je mit dein geliebten Manne allein zu sein; es waren qualvolle Tage — und endlich erkannte ich: ich werde niemals die übermenschliche Kraft zu dieser Beichte gewinnen. Doch ich würde auch niemals ertragen, mit dieser erstickenden Lüge nur einen Tag lang unter seinen Augen zu leben. Und darum, Henning, in dieser Noth und Wirrniß, in dieser Verzweiflung habe ich Sie mir zur Hülfe gerufen als den Einzigen, der diesen Knoten mir lösen kann."

„Oder wohl auch nur ihn zerhauen kann." antwortete der Baron, nachdem er eine Weile bewegt und nachdenklich zur Erde geblickt. „Valeska — sonderbar — Ihre Worte grade haben eine wunderliche Verwandlung in mir bewirkt. Als ich hierher kam, hätte ich nur kaum etwas Besseres gewünscht, als eben diese Worte von Ihnen zu vernehmen, mein Gewissen durch Sie von dieser Unklarheit befreien zu lassen. Und nun auf einmal, da Sie mehr thun, als bloß mir diese Freiheit zu geben, da Sie felbst es fordern und mich drängen — nun auf einmal erscheint mir Alles von einer anderen Seite und in einem anderen Lichte. Sehen Sie, liebe Freundin, wir beide haben bisher nur immer an das Eine gedacht, unser eigenes Gewissen zu entlasten, uns von einem häßlichen Drucke zu erlösen; aber daran haben wir noch nicht gedacht, uns zu fragen: Welchen Eindruck wird auf diefen Mann unsere unerwartete Eröffnung machen? Und wie wird er sich verhalten nach dieser neuen Erkenntniß? — Valeska, sagen Sie ehrlich: wie, glauben Sie, wird er gegen Sie handeln, wenn er Alles weiß?"

„Verstoßen wird er mich," entgegnete sie tonlos, „er kann ja nicht anders. Und ich — wohl mir. wenn ich dann sterben kann."

„Valeska," fragte der Baron mit einem scharfen und ernsten Blicke, „ist das wirklich Ihre ganze und ehrliche 'Ueberzeugung? Haben Sie gar keine bessere Hoffnung?"

Sie sah ihn starr an und rief dann plötzlich mit wild ausbrechender Leidenschaft:

„Nein, nein, ich habe gelogen ^ ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben. Auch dann nicht, wenn er mich verstoßen hat. Ich dürste nach Leben, ich habe ja erst angefangen zu leben, es war Alles erst Vorspiel, es zuckt und brennt in mir nach 'einem volleren Dasein, nach einem überfließenden Glück, meine Sehnsucht zu ersättigen. Das hätte ich hier gefunden, hier allein — und wenn ich hier zurückgestoßen werde — Henning, ich muß noch leben, ich muß, ich muß! Nein, nein, nur nicht sterben! Ich bin keine Emilia Galotti — aber ich bin ganz verloren, wie Emilia es wäre, wenn sie nicht stürbe — Herr Baron, wenn Sie wollen, dürfen Sie mir lieber den Tod wünschen."

Sie legte die Hände über die Augen und zitterte.
„Liebe Valeska," sagte der Baron, „ich meinte etwas Anderes, wenn ich Ihre ganze Ehrlichkeit anrief. Ich weiß es ja doch, Sie haben geheim im Herzen eine bessere Hoffnung; und diese theile ich niit Ihnen. Ich hege den festen Glauben, dieser Mann wird, wenn er Alles weiß, sich in Alles finden und Ihnen in duldsamer Großnmth die Arme öffnen: hat doch sein Meister Jesus von Nazareth auch den Ehebrecherinnen und Magdalena verziehen."
„Aber er hat sie doch nicht geheirathet!" rief Valeska leidenschaftlich aus, „und o mein Gott, ich wünsche mir ja auch nichts Besseres, als mit meinen Haaren seine Füße trocknen zu dürfen; und diese Magdalena war doch viel, viel schlimmer als ich!"
Der Baron mußte lächeln und fuhr doch gleich wieder ernsthaft fort: „Glauben Sie mir, grade Ihre hochsinnige Redlichkeit wird ihn zwingen, Sie dem Allen zum Trotz, sich selbst zum Trotz zu Heirathen. Ihr Glück verlieren Sie nicht durch Ihr Bekenntniß, und Sie werden es behaglicher genießen, von dem Druck des Geheimnisses endlich erlöst. — Und dennoch, ehe Sie dies lockende Glück ergreifen, bedenken Sie sich noch einmal und fragen Sie prüfend: Wie wird die keusche Seele dieses Mannes eine solche Wahrheit ertragen? Oder wie wird sie durch so schroffe Erkenntnis verwandelt werden? Sie preisen selbst als das Besondere, das Einzige an ihm seinen stolzen Glauben, den festen Tritt seines unbesorgten Vertrauens — Sie kennen den seltsamen Begriff, den er kühn sich erträumt hat, von dem reinen, dem vollkommenen, dem schönen Weibe: Sie sind ihm dies schöne Weib, das nicht sündigen kann. Sie sind ihm die Madonna, in der sein Traum sich erfüllt: — und nun auf einmal wird er durch den grellsten Lichtschein aufgeweckt, der festeste Stern seines Glaubens ist ein flatternder Dunst gewesen, das Heiligste, das er verehrte, sieht er befleckt, entstellt, tief im irdischen Staube haftend — Valeska, ich fürchte, dieser eine vernichtend helle Blitzstrahl zerreißt ihm allen andern Glauben auch, zerwühlt ihm auf immer den starken Grund, auf dem er stand: wem soll er noch glauben, was für rein und heilig halten, wenn dies ein Trugbild war? Seine Welt bricht um ihn zusammen, und er steht haltlos da in einem fremden, wirren, unverständlichen Leben. Und begreifen Sie, Valeska, er ist dann auch der Mann nicht mehr, der Sie zur Liebe gezwungen hat. Sie zertrümmern zugleich den Grund, auf dem Sie selber stehen mit Ihrer Liebe. Statt des glaubensvollen Helden finden Sie einen schwankenden Grübler, ein schwächeres Menschenkind als mir alle sind, die mir statt des Glaubens die rechnende Klugheit haben, einen Menschen, den alle die vielleicht verlachen werden, die ihn jetzt verehren — Valeska prüfen Sie sich —"
Er schwieg einige Secunden lang; sein Blick siel auf das ihm wohlbekannte Madonnenbild, das gegen die Wand gelehnt auf einem Tischchen

stand wie auf einem Altäre; ei führte sie an der Hand dorthin und sagte mit tieferem Nachdruck:
„Sehen Sie diese Madonna an, Ihr Ebenbild: — Valeska retten Sie dieses Bild in seiner Seele."
Sie rang erschüttert die Hände.
„Aber die Wahrheit." rief sie verwirrten Blickes, „wie kann man ihm etwas Anderes fügen als die Wahrheit? Wie könnte man denn seine Augen ertragen mit solcher Lüge?"
„Was ist Wahrheit?" versetzte der Baron eifrig. „Die Wahrheit ist ein vielgestaltiges Ding, das jedem Sterblichen in anderem Gewände erscheint. Oder was meinen Sie, wenn ich einem frommen Kinde, einem gläubigen Volte, das mit einfältiger Inbrunst seinen Gott anbetet in der Gestalt eines gekreuzigten Menschenkindes oder eines schönen alten Mannes mit ehrwürdigem Bart und segnenden Händen, — wenn ich diesem treuen Volke mit unerbittlicher Ehrlichkeit das predigte, was ich für Wahrheit halte i ,Was Ihr da anbetet, ist nichts als ein Gebilde Eurer kindlichen Phantasie; der wahre Gott kann nicht die Gestalt eines Menschen tragen, sondern er ist reiner Geist, Alles umfassend. Alles durchdringend, nicht über der Welt und nicht neben ihr, sondern in ihr und mit ihr, der Geist des Weltalls selber, und jeder Einzelne von uns ein Theil dieses gestaltlosen Gottes und eins mit ihm; laßt darum ab, zu Bildem und Götzen zu beten!' Wenn ich das den Leuten verkündigte, was mir Wahrheit ist.- würden sie Wahrheit von mir empfangen? Nein, wirbelnden Unsinn, der ihr Gehirn zerrüttete; ihre Wahrheit aber würde ich mit plumpem Fuße zertreten. Was ist Wahrheit? Die Worte gehen anders aus meinem Munde und dringen anders zum Ohr dessen, zu dem ich rede. Nicht was wir sprechen ist Wahrheit oder Unwahrheit, nur was gehört wird, kann die eine oder die andere sein. Das, liebe Freundin, bedenken Sie, ehe Sie Ihre Beichte ablegen. Sie werden zu sagen glauben: ,Ich habe einst eine Sünde begangen, erklärlich aus meinen Lebensverhältnissen, aus meiner Umgebung, verzeihlich, weil liebende Schwäche mich dazu trieb; ich fühle die Kraft in mir, hinfort an Deiner Seite fo reinen Sinnes wie je das edelste Weib zu leben.' Aber das ist es nicht, was er hören wird, sondern in seinem Ohr wird es anders klingen: ,Ich bin ein unreines Geschöpf, gefallen, verworfen, der Frauenwürde baar, unwerth der Liebe, unfähig je wieder rein und fchönen Herzens zu werden.' Das wird er hören und Sie wissen genau, es ist die schnödeste Unwahrheit. Darum müssen Sie schweigen, um wahrhaft wahr zu bleiben. Die Vergangenheit ist todt und nur Lebendiges kann eine Wahrheit sein. Begraben Sie das Todte in Ihrer Seele, wie ich es begraben habe, und es ist nicht mehr. In wahrhaft gegenwärtigem Leben aber seien Sie ihm das, was er in Ihnen sieht, seine Madonna, das vollkommene, reine, das schöne Weib; so allein vermögen, Sie vor ihm und vor sich selbst die herrlichste Wahrheit zu

reden. Valeska, hören Sie auf meine Warnung: zerstören Sie das Bild in seiner Seele nicht!"

Sie stand mit herabhängenden Armen starrblickend vor dem Bkadonnenbilde. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte mit einem sonderbaren Ausdruck schmerzlicher Schalkheit im Gesicht:

„Sie müssen wohl Recht haben mit Ihrer Lehre; denn sehen Sie, Alles, was Sie da Schönes sagen, klingt in meinen Ohren doch immer ganz anders, als Sie es sagen. Es klingt immer ganz genau wie: lügen, betrügen — lügen, betrügen. Und das haben Sie doch gewiß nicht sagen wollen. Nein, lieber Freund, ich würde es nicht ertragen können, solche Art von Wahrheit zu ihm zu reden; ich würde seine Augen nicht ertragen können. Aber das Andere auch nicht; es klingt zu süß, zu wunderbar, .das schöne Weib — das schöne Weib'; es wäre schrecklich, wenn er dies Bild verlieren müßte. Was soll ich thun? Wie soll ich es ihm retten? Ich muß verzweifeln, ganz verzweifeln. Wenn ich sterben könnte — aber Sterben ist gräßlich. Sterben ist unsagbar schauderhaft. Lieber Freund, nun bitte ich Sie, lassen Sie mich allein; das Schwerste muß Jeder allemal doch in sich selber auskämpfen. Wir haben uns wider Erwarten noch einmal im Leben getroffen; vielleicht nicht zum letztenmal; immer ist es mir tröstlich, einen Menschen zu missen, der im Geheimen versteht, was meinem Handeln die Richtung gab. Leben Sie wohl. Ich weiß nicht, was ich thun soll — ich muß versuchen, ihm das schöne Weib zu bleiben. Es klingt zu süß, zu munderbar."

Der Baron küßte ihr die Hand und ging. Von der Schwelle noch einmal zurückblickend, sah er sie andächtig, mit gefalteten Händen vor dem Madonnenbilde stehen. Ein sonderbares Lächeln glitt schnell über seine Lippen. „Das schöne Weib!" murmelte er und nickte befriedigt.

5

Wenige Tage nach diesem erhielt der Baron einen Brief des folgenden Inhalts:

„Hochedler Freiherr, Gönner und Spießgeselle!

Es würde mir ungewöhnlich lieb sein. Sie zu sprechen — leider kann es nur auf meiner Bude geschehen, woselbst ich krumm geschloffen liege. Zwar sind noch ziemlich viele meiner Knochen ganz, doch nicht genug, um mich zum Tempel des Bacchus zu schleppen. Für Speisen und Getränke ist gesorgt. Auch lagert hier für Sie ein rosa Briefchen von unbekannter Hand; was man durch den Umschlag entziffern kann, ist gänzlich uugenügend für das Verständnis;. Also erlösen Sie mich bald von dieser Tantalusqual. Zur Belohnung lese ich Ihnen auch einen und den anderen schönen Spruch des Jesus Sirach vor, z. B.:

HO Hans Hoffmann in Freiburg i. V.
,Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen?
Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen?
Nämlich, wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenket ist.
Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein.
Aber darnach beißet er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter.
So werden Deine Augen nach anderen Weibern sehen, und Dein Herz wird verkehrte Dinge reden . . /
Und weiter:
,Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsband . . /
Von dieser meiner Schriftgelehrsamkeit dürfen Sie aber beileibe Nathanael Munt nichts sagen. Oder meinetwegen, thun Sie's: er «er-steht ja doch nichts von der Schrift. Wozu hätte er sie denn studirt?
Es grüßt Sie harrend
Ihr ergebener
Pinehas (8W! — Ohne Hophni).
Der Naron ließ unverzüglich anspannen.
„Du bist jetzt so unruhig." sagte seine Gemahlin, „Du fährst fo viel in die Stadt."
„Immer wieder Gymnasialangelegenheiten," entgegnete er freundlich, „man muß den Herren auf die Finger fehen. Wozu sind wir Cura-torium."
„Ich weiß. Du sagst mir die Wahrheit?" sprach sie sanft mit einem leise fragenden Ton.
„Was ist Wahrheit?" versetzte er mit einem munteren Lächeln, küßte sie auf die Stirne und ging.
Er fand Pinehas in einem großen Ohrenlehnstuhl am Fenster sitzend, den Kopf und die linke Schulter stark verbunden, einen Eimer Eis zu seiner Seite.
„Was ist denn das?" rief der Baron, „Sie sind verwundet? Und wo ist Ihr Hovhni?"
„Abcommandirt," antwortete Pinehas gemächlich. „Setzen Sie sich, Baron. Die Schmisse sind natürlich unbedenklich. Hophni wird mir doch nicht ernstlich ans Leder gehen."
„Alle guten Geister!" rief der Baron in höchstem Erstaunen, „Sie haben sich doch nicht mit Hophni geschlagen?"
„Mit wem denn sonst?" entgegnete Pinehas. „Ich schrieb es Ihnen ja doch schon. Ich schlage mich iminer nur mit dem anständigsten Menschen, den ich am Ort grade auftreiben kann. Natürlich in voller Freundfchäft. Bestimmungsmensur." >

Münks Madonna,
Der Baron schüttelte den Kopf. „Sie werden mir kaum einreden wollen, daß da nicht etwas Ernsteres im Spiele wäre/'
„Wie Sie es nennen wollen; ich finde es nur scherzhaft. — Es ist Ihnen doch bekannt geworden, daß Fräulein Valeska Zarnikow heimlich dieser verderbten Stadt den Rücken gekehrt hat? Contractbruch selbstverständlich."
„Nicht möglich!" rief der Baron erschrocken. „Keine Ahnung habe ich — Und wie ist das denkbar — grade jetzt —"
„Und Hophni auch," setzte Pinehas gelassen hinzu.
,,Lieber Freund, ich wollte, Sie entschlössen sich, vernünftig mit mir zu reden. Oder wenn Sie Wundfieber haben —"
„Ganz ohne Bedeutung, theurer Freund. Und regen Sie sich nicht auf. Lassen Sie mich nur zu Worte kommen Die Geschichte ist ja so unendlich einfach. Nichts weiter als dies: Fräulein Valeska erklärt uns vor drei Tagen feierlich, sie sei gesonnen, durchzubrennen. Grund: übermäßige Langeweile am hiesigen Platze. Sie sehen: äußerst plausibel. — ‚Ganz mutterseelenallein?' fragen wir mitleidsvoll. Da platzt sie heraus: Wenn Einer von Ihnen mein Reisemarschall sein will, habe ich nichts dagegen/ — Aber Sie hätten sie dabei sehen müssen. Denn eine Sehenswürdigkeit war's. Wenn sie mit demselben Tonfall und Gesichtsausdruck declamirt hätte ‚Den Kopf ihm ab', das verwöhnteste Publicum Hütte stürmischen Beifall geklatscht. Aber daneben flackerte in ihren Augen etwas ganz Anderes, Wildes, Tolles, Ueppiges, Zigeunerhaftes, etwas, das mich immer wieder an Hophnis verrückten Wüstentraum denken ließ — ich habe mal irgendwo eine Geschichte gelesen von einer buhlerischen Königin, die ihre Liebhaber je nach einmaligem Gebrauche köpfen ließ: so etwas hätte man ihr auch zutrauen mögen. Die Kerlchen sollen übrigens alle einverstanden gewesen sein, daß dies bischen Köpfen gar nicht in Betracht käme gegen das genossene Vergnügen. Ich will es glauben, wenn die Person annähernd so verführerisch ausgesehen hat, wie unsere Valeska in jenem Augenblicke; so etwas sollte in einem geordneten Polizeistaate gar nicht erlaubt sein. Neugierig bin ich in der That, ob Hophni mit oder ohne Kopf zurückkommt; mundern will ich mich über garnichts. Doch ehe ich's vergesse, es war noch eine geheime Clause! bei dem Vertrage, die auch Sie angeht: ein feierlicher Schwur; kein Mensch außer uns und Ihnen, am allerwenigsten aber College Münk, dürfe je von der Sache etwas erfahren, nämlich von der Begleitung; das Durchbrennen war natürlich nicht geheim zu halten, brauchte es auch gar nicht. 'Natürlich begriffen mir nun ungefähr. Entweder hat sie sich mit Münk gezankt, oder dies alte Kameel hat einfach wider Erwarten nicht anbeißen wollen, vuobns litigäntibus terti«8 ßiwäet. Aber das Gaudium hatte seinen Haken; ein derartiges Durchbrennen mar in Krina nicht gut zu machen. Also Trennung von Tisch und Bett. Und da ergab sich das Ungeheure, Himmelschreiende,

Lächerliche, ja vollkommen Dumme: Hophni und Pinehas waren beide zur gleichen Stunde ergriffen von der gleichen Kinderkrankheit. Solche Ansteckungsfälle sind bekanntlich festgestellt bei den erwachsensten Männern, Masern, Scharlach, Croup, Alles was sonst bei unseren Kleinen gebräuchlich ist. Diesmal war's eine Art Drehkrankheit, ischeint mir, erotische Tuberkeln im Gehirn oder Aehnliches. Solche Anfälle muß man hinnehmen als ein unverschuldetes Schicksal. Natürlich verständigten wir uns mit einem Blicke. Die Partie stand völlig gleich, also Würfel oder Waffen. Aber Würfel waren uns zuwider; die Sache saß tiefer. Pistolen sind feige und heimtückisch, Schläger »kindisch, also krumme Säbel. Bis zur Entführungsunfähigteit. Fertig. Hophni hat mich noch mit aller Sorgfalt hier eingepackt und ist dann auf Reisen gegangen. Heil ihm! Die Schulmeister« ist er los. Sie sind nach dem Süden. Wir haben ein Vierteil unserer Erbschaft an die Sache gewandt; das giebt ein Jahr lang ein Götterleben für sie. Länger kann ich Hophni nicht entbehren. Bis dahin muß ich mich so behelfen. Vorläufig geht es auch ganz gut; so ein Krankenlager hat sein Behagliches, man kommt endlich einmal zur Ruhe und inneren Sammlung. Und dann habe ich drüben den Munt; ein vortreffliches Beobachtungsobject. Leider jedoch muß ich von ihm höchst Ungünstiges aussagen: der Kerl ist herzlos im Grunde: diese Idealisten sind alle herzlos. Man sollte doch meinen, anständigerweise müßte er in Schmerz und Gram ob der entschwundenen Liebsten vergehen, mühte wüthen und toben, Selbstmordversuche anstellen und dergleichen. Aber nichts von dem Allen, keine Spur von einem reell gebrochenen Herzen. Im Gegentheil; er sitzt und schwärmt mit weit entzückterem Angesicht als je zuvor seine Madonna an. Stundenlang, sage ich Ihnen. Einmal habe ich ihn sogar auf den Knieen rutschen sehen. Ein Bild vollkommenster Glückseligkeit. Hie und da einmal wischt er sich die Augen, das ist wahr. Aber das ist auch Alles und geht im Handumdrehen vorüber. Da bin ich doch eine tiefere Natur, mir ist in diesem Punkte hundserbärmlich ums Herz. Es geht allerdings auch vorüber, kommt aber in ungleich kürzeren Intervallen wieder als bei ihm. Er ist in Wahrheit mehr in das Bild verliebt als in sie selber: da liegt's. So sind die Idealisten. Und das muß man ihm freilich lassen: der Vernünftigste unter uns ist er. Hophni verthut sein Geld in der sinnlosesten Weise; ich hocke hier und blase Trübsal; Nllthanael aber denkt vermuthlich: ,Wenn sie schwindsüchtig ist, hätte sie mir ja doch nicht viel genützt.

Latz fahren dahin!
Sie Habens kein Gewinn,
Das Reich Gottes muh uns doch bleiben.'

Und so ist er aetrüstet."

„Schwindsüchtig?" unterbrach ihn der Baron, „Wer? Fräulein Valeska doch nicht? Das war ihr wahrhaftig nicht anzusehen."

Pinehas lachte.

„Sie sind doch sonst ein Heller Kopf, Baron! Das hat sie ihm als Grund ihrer Flucht geschrieben: unheilbare Krankheit, erblich — verstehen Sie Baron, erblich! Gewissenhafte Menschen heirathen nicht mit solcher Krankheit im Leibe. — Uns hat sie zur Bestätigung dieserAussage eidlich verpflichtet; und Sie, Baron, gehören als Dritter zu den Verschworenen. So weiden die begeistertsten Wahrheitsfreunde zu Lügnern gemacht, bloß damit das eitle Ding in den Augen eines verliebten Schwärmers eine Heilige bleibe. — Sie hätten uns übrigens nicht zu verschweigen brauchen, Herr Baron, daß Sie mit der Dame in Briefwechsel stehen; wir hätten wahrhaftig nichts dabei gefunden. Es ist etwas so sehr Unschuldiges. In dem rosa Briefe für Sie wird wohl jene treuherzige Aufforderung zum Lügen stehen; er liegt dahinten auf dem Schreibtisch."

Der Baron trat hastig dorthin, erbrach den Brief und las:

„Es ist unmöglich, ich kann an seiner Seite nicht leben. Aber das Bild soll ihm bleiben. Sterben kann ich nicht, ich kann nicht; ich dürste wie im Fieber nach Leben. Es soll in ewigem Taumel sein, aber leben muß ich. Denken Sie von mir, was Sie wollen — nur Ihn lassen Sie Gutes denken!j

Ihre ergebene

Valeska."

Der Baron faltete den Brief zusammen und steckte ihn schweigend in die Tasche. Pinehas beobachtete ihn scharf und sagte lächelnd:

„Nach dem Ausdruck Ihrer frommen Augen zu schließen, muß etwas sehr Rührendes in dem Briefe stehen. Ich merke, auch Sie sind so ge« müthlos nicht wie dieser Munt. Wie denken Sie im Allgemeinen über diese neueste Form seiner Heiligenverehrung?"

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich denke, daß Munks Madonna eine äußerst wunderliche Heilige ist."

„Ein räthselhaftes Geschöpf," bekräftigte Pinehas, „im Schlaf eine Madonna, im Wachen eine Bacchantin. Wer will entscheiden, welches von beiden Gesichtern die Wahrheit spricht?"

„Glücklich der Glaubende," sagte der Baron, „was ist Wahrheit?"

Er trat ans Fenster und starrte lange schweigend über die Straße nach dem stillen Hause hinüber, das Nathanael Munt bewohnte.

Ernst seyden.

Zu seinem fünfundzwanzigsährigen sirofessoreN'Iubiläum
an, 6. April ^890.

von
Martin Mendelfnhn.
— Verlin. —

„Nur ein guter Mensch lann ein
guter Arzt sein."

dem großen Sydenham kam eines Tages ein lernfreudiger Schüler mit der Bitte, er möchte ihm den medicinischen Schriftsteller, das bedeutende Werk nennen, das er lesen und studiren müßte, um die beste Belehrung für seinen künftigen Beruf als Arzt daraus zu schöpfen. Der Meister antwortete ihm: „Lies den Don Quirote!"

Heute sind allerdings die Nerzte, welche das Leben und die Thaten des sinnreichen Junkers von la Manch« studiren, um daraus zu lernen, an den Fingern Einer Hand zu zählen; aber Andere sind an die Stelle des spanischen Klassikers getreten, und auch heute noch kann der Komödiant den Pfarrer lehren. Und in erster Linie der erstaunliche Emile Zola.

In seiner ,,^c»io 6s vivro" kommt eine Episode vor, welche für die weituerbreitete Art der Auffassung des ärztlichen Berufs in unserer Zeit recht charakteristisch erscheint. Ein junges Mädchen erkrankt heftig und plötzlich, und die Angehörigen, besonders der Bräutigam, befürchten Diphtherie und schweben in Todesangst. Das Mädchen leidet sehr unter hohem Fieber und starken Schmerzen und droht, wenigstens für ihre Umgebung, zu ersticken. Nach langen, bangen Stunden erscheint der brave Landarzt

Cazenove, sieht ihr in den Hals, meint, es hätte nichts zu bedeuten, und
geht wieder.
— .so rsvisnär»! äsmaiu vsr8 miäi, äit>il » Lasars äsns Is
corriclor. ^rau^uillissx-vons ... II n'v ä (jus <is In souklrancs.
— X'sst-ee llou« rien, I« Zsuffrance! cris Isjsuus Komme. Ou
ue cievrait p»s souklrir.
Osxsnovg Is re^äräs, puls Is?» Iss brss »u «isl, äsv»nt uns
ziretsutioa si sxtraoräinairo, st partit. —
Daß dem Arzte die Forderung, die Kranke solle nicht leiden, als
prstsntion exti-uoräinaire erscheint, hat seinen tiefen Grund in de/ heutigen
Ausbildung der Aerzte und in dem augenblicklichen Stande der medicinischen
Wissenschaft. Der Arzt früherer Tage wirkte mehr durch sich selbst, als
durch seine Wissenschaft. Die Medicin war subjectiv und der Arzt mußte,
wenn er Geltung haben wollte, ein „denkender Arzt" sein. Denn es mar
ihm in jedem einzelnen Falle überlassen, bei der mangelnden positiven
Grundlage des Wissens, die zerstreuten Erscheinungen der Krankheit durch
Deutungen über Entstehung und Zusammenhang zu einem Ganzen, zu einem
Gesammtbilde zu vereinigen, ob er nach diesem oder jenem Systeme curirte
oder ob als Eklektiker nach seiner eigenen hippokratischen Beobachtung und
Erfahrung. Was ihm an möglicher Erkennung der Krankheit abging, was
seine Mittel nicht leisten konnten, mußte er durch eine auf die Person
berechnete vertrauenerweckende Sicherheit und Menschenkenntniß ausführen.
Seine Aufgabe mar vielleicht schwieriger als jetzt, denn er hatte es nicht
mit dem Objecte einer Krankheit, sondern mehr mit der Person des
Kranken zu thun, aber dafür auch um Vieles erfreulicher und befriedigender. Alles hing an seiner Persönlichkeit, und er genoß das Vertrauen,
welches nur der persönliche Eindruck hervorruft. Um die Ursachen zu erforschen, mußte er Psychologe sein und Menschen und Verhältnisse beurtheilen, um mit Rücksicht darauf den Heilplan zu entwerfen; der alte Arzt
kam seinen Kranken näher, er mußte und durfte in Haus und Familie
sich eindrängen, er sollte und wollte zum Hausarzt auch Hausfreund sein.
Den „alten Heim" kannte jedes Kind in Berlin; die Wissenschaft kennt
ihn nicht.
Ismpi pnssäti. Heute ist es gleichgültig, wer am Bett steht, aber
er muß verstehen, zu untersuchen, zu erkennen, zu diagnosticiren. Der Arzt
tritt vor ein Object, welches er betrachtet, beobachtet, befragt, befühlt, behorcht, beklopft, gleichgültig wo er es findet, in welchen Verhältnissen, unter
welchen Bedingungen. Der Kranke wird zum Gegenstand. Die Medicin
ist eben zu solchem Umfange angewachsen, hat so viele Hülfswissenschaften,
so viele früher getrennte Zweige in sich aufgenommen und mit ihrem
Wissen durchdrungen, daß unmöglich der Einzelne sie in allen ihren Theilen
noch mit gleicher Gründlichkeit studiren und ausüben kann; die Wissenschaft
bleibt zwar eine einheitliche, aber der Beruf des Arztes scheidet sich nach

ihren Zweigen. Die Folge davon ist, daß sich die früheren persönlichen Beziehungen lockern und ganz aufhören, denn man gewöhnt sich den Arzt zu wechfeln und wählt ihn je nach der Krankheit; und andererseits verlieren sich beim Arzt gewisse Rücksichten, welche der frühere intime Umgang veranlaßt hatte. Der allverehrte Arzt, den früher jede Stadt aufzuweisen hatte, ist verschwunden, und die berühmten Namen in der Medicin giebt es nur noch bei den Svecialisten.
Ob für das Publicum diefer Wechsel, dieser „Fortschritt" wirklich ersprießlich ist, oder ob, nicht vielmehr in praxi der Gewinn an größerer Wissenschaftlichkeit bei weitem durch den Verlust an eben jener liebevollen Berücksichtigung der Individualität des Kranken und seiner sveciellen Verhältnisse aufgewogen wird, ist wohl kaum zweifelhaft; zumal da die Therapie, die eigentliche Heilung der Krankheiten, in erster Linie der inneren Krankheiten, aus diesem Fortschreiten der wissenschaftlichen Medicin gerade den geringsten Gewinn gezogen hat. Denn der Specialist vergißt über der Krankheit nur allzu leicht den Kranken.
Doch trotzdem giebt es noch Svecialisten, welche dabei auch Aerzte geblieben sind, welche, bei aller Sachkenntnis; in ihrem eigensten Gebiete, die große Zahl der neben der directen Einwirkung auf das gerade ertränkte Organ für einen vollkommenen Heilzweck unbedingt nothwendigen Factoren — die „Sorge um den Kranken" im weitesten Sinne des Wortes — anzuwenden wissen und gern anwenden; für die nicht bloß, wie es leider anderntorts häusig der Fall ist, das einzelne kranke Organ existirt, sondern die sich um ihren Kranken „kümmern", für die er ein leidender Menfch ist, der in all seinem Empfinden, in seinem ganzen Sein durch die Krankheit gestört und gequält ist, und der demgemäß auch behandelt werden muß. Curiren kommt von «unllL, sich sorgen, sich kümmern. Ein jeder dieser Specialisten im besten Sinne des Wortes wirkt unendlich segensreich, wo immer und in welchem Kreise er seinen Beruf ausüben mag; hat ihn jedoch hervorragendes Können und ein gütiges Geschick auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur durch die That, sondern auch durch Lehre wirken kann, wo er einer ganzen Generation von Aerzten „durch seine That und sein Kunstwerk" ein Beispiel bieten kann, das für ihr ganzes Leben vorherrschend bleiben und Anschauung wie Ausübung des Berufs dauernd beeinflussen kann, so sind die wohlthätigen Folgen seiner Lebensthätigkeit so unabsehbare, daß sicher weite Kreise ein mehr oder minder directes Interesse an einer solchen Persönlichkeit haben müssen und sich bei passender Gelegenheit immer wieder aufs Neue gern auf sie hinweisen lassen. —
Ernst Leyden feiert in diesen Tagen das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feiner Ernennung zum ordentlichen Professor. Gern folge ich der Aufforderung der Redaction dieser Blätter, zu dem Bilde meines verehrten Lehrers einige begleitende Worte zu schreiben; bei der Würdigung seiner Persönlichkeit, als Forscher und Lehrer, als Arzt und Mensch müssen

naturgemäß in dieser Zeitschrift die Verdienste des Gelehrten um den Ausbau seiner Wissenschaft, welche einem größeren Publikum im Detail vorzuführen nicht angebracht ist, zurücktreten und den Erfolgen des Lehrers und des Arztes, sowie den Qualitäten des Menschen den Vorrang lassen. Es bleibt auch so noch genug des Bemerkenwerthen übrig.

Der Regierungsrath Ferdinand Lehden in Danzig besaß unter seinen vier Kindeni, neben drei Töchtern, in Ernst Lenden den einzigen Sohn, der ihm am 20. April 1832 geboren mnrde. Der Vater sowohl wie dessen Gemahlin zeichneten sich durch reiche geistige Begabung aus, und besonders der Negierungsrath Leyden, der sich einer reizenden dichterischen Gabe erfreute, schien im Besitze jenes Ringes zu sein, der die geheimnißvolle Kraft hatte, den. der ihn trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; dazu war er einer der liebenswürdigsten Gesellschafter und gütigsten Menschen und liebte es, bei Tafel und in heiterem Kreise mit Erfolg zu imvrovisiren. Im Jahre 1840 verlegte die Familie ihren Wohnsitz nach Marienmerder, wohin der Vater auf seinen Antrag aus Gesundheitsrücksichten versetzt morden mar.

Doch dieser Wechsel sollte die Katastrophe nicht abwenden können: als der kleine Ernst kaum zwölf Jahr alt geworden war, besaß er keinen Vater mehr. Ein Herzleiden hatte dessen Leben auf dem Rückwege vom Bade Nenndorf, wo er vergeblich Heilung zu finden gehofft hatte, ganz plötzlich ein Ziel gesetzt; in Helmstedt verstarb er am 6. August 1844, und fein letzter Gedanke hatte sich, wie der dortige Geistliche später der Familie mittheilte, mit Sorge dem Sohne zugewandt, den er in so frühen Jahren zurücklassen mußte.

Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser. War der Verstorbene edel gewesen, hülfreich und gut gegen Jedermann, so mar man es nun wiederum auch allseitig gegen seine Familie, die ihres Schützers und Ernährers so plötzlich beraubt war. Besonders des Knaben nahm man sich sorgsam an, und der treffliche, liebenswürdige Director des dortigen Gymnasiums, Lehmann, stellte ihn unter seinen persönlichen Schutz, übermachte seinen Umgang und seine Arbeiten, und sorgte für ihn, bis er mit siebenzehn Jahren das Gymnasium absolvirt hatte. Es war eine enge, beschränkte Kindheit, doch keine unglückliche, und wenn auch den vier Kindern nur ein gemeinsames Arbeitszimmer zur Verfügung stand, in dem „Lernen" der einzige Gedanke mar, der Alle beschäftigte, so haben sie doch sicherlich in späteren, schönen Tagen sich gern der kleinen Oellampe mit grünem Schirme erinnert, um welche sie herum saßen, still in ihre Arbeiten vertieft, daß keins das andere störte; bis dann plötzlich der Bruder mit dem Rechte des Stärkeren die unsäglichen Leiden des Dulders Odysseus oder Achills göttlichen Zorn niit Emphase zu declamiren begann, und

nur dadurch zuni Schweigen gebracht werden -konnte, daß die drei Schwestern in zielbewußter Coalition Gleiches mit Gleichem vergalten. Doch die Frau Rath wußte immer den Frieden bald wieder herzustellten. Und als Ernst Primaner wurde, da machte sie ihm die Freude eines eigenen Zimmers, in welchem in wöchentlichen Versammlungen eine Anzahl Freunde zusammenkam, um sich gegenseitig ihre — Gedichte vorzulesen; Ernst Lenden galt bald als das anerkannte Haupt dieses IugendbundeZ, und es wurde mit solcher Begeisterung declamirt, daß die Schwestern mit ihren Freundinnen unter den Fenstern des Zimmers auf und ab gingen und lauschten. Eine von ihnen, die jüngste, welche später die Gemahlin des Professors Boetticher in Berlin wurde, hat sich weiterhin selber mit Erfolg der Dichtkunst zugewendet und ist, unter einem Pseudonym, eine angesehene und anerkannte Schriftstellerin geworden.

Doch nun mußte ein Beruf gewählt werden, und die Musen wurden verabschiedet. „Das Genie, es will gleich oben aus": der junge Mann wollte durchaus Jurist werden, weniger aus einer besonders tiefgehenden Neigung als aus dem Grunde, daß alle seine Schulfreunde Juristen wurden und in Marienwerder überhaupt das Jus als das vornehmste Studium galt. Das ging aus äußeren Gründen nicht an. Der Vormund und Hausarzt der Familie, Doctor Burkhards schlug der Mutter vor, sich für den Sohn um einen Platz in der Peviniöre zu bewerben, auf welchen sie Aussicht und Anwartschaft hatte, nicht allein, weil der Vormund das Gefuch befürworten wollte, fondern auch weil der Vater ein intimer Freund des berühmten Dieffenbach gewesen war, der maßgebenden Einfluß in der Pepiniöre hatte. Auf diese Weise konnte der Sohn, dessen frühzeitig zu Tage tretende außergewöhnliche Begabung und Veranlagung unter allen Umständen auf das Studium wies, am ehesten auf eigene Füße gestellt werden: clat 6alLl,u8 opL8 — wenigstens that er dies noch zu jener Zeit. Ernst war unglücklich. Unter Thränen erklärte er: „Lieber Schuster werden als Arzt!" und fügte sich nur der Notwendigkeit und der Hoffnung, seiner Familie sich nützlich zu erweisen. Er hat es nicht zu bereuen gehabt.

So reiste er denn schweren Herzens nach Berlin, um Militärarzt zu werden, und nun, wo der Entschluß einmal gefaßt war, führte er ihn auch mit der groß angelegten Naturen eigenen Willensstärke und eisernen Eonsequenz durch. Freilich war für einen jungen Mann das Leben in jenem großen, grauen, ein wenig kasernenmäßig angehauchten Hause an der Weidendammerbrücke, wo der Geist fest dressirt wurde, kein gerade übermäßig heiteres, zumal nicht bei einem jährlichen Zuschuß von sechzig Thalern; doch fand er in der Familie eines entfernten Verwandten, des Iustizraths Klebs, freundliche Aufnahme und in dessen beiden Söhnen Freunde mit künstlerischer Begabung und künstlerischen Kenntnissen, welche ihm gleichfalls Interesse für die Kunst einzuflößen wußten und auch seine nicht unbe-

deutende poetische Veranlagung nicht ruhen ließen. Besonders eifrig las er Shakespeare, den er bei seinem außergewöhnlichen Gedächtnisse noch heute großentheils auswendig kennt, und neben diesem Giganten mar Heine sein Liebling, den er in einer vollständigen Ausgabe besaß, von welcher er sich jedoch, bezeichnend für seine stete Anhänglichkeit an die Seinen, trennte, um sie seiner jüngsten Schwester zum Geburtstage zu schenken. Gerade bei einem Arzte, bei dem die allgemein menschlichen Eigenschaften seiner Persönlichkeit auch für seine Berufsthätigkeit ganz besonders maßgebend sind, verdienen derartige kleine Züge hervorgehoben zu werden.

?«ut M88S, t«ut c«8ss, Wut I»8«e. Die Studentenzeit ging vorüber und mit ihr Shakespeare und Heine. Mit einem Fleiße, welcher die unverhohlene Bewunderung seiner Kameraden stets von Neuem erregte, hatte Leyden Alles, was ein Schüler in seinem ihm schnell lieb gewordenen Berufe zu lernen vermag, sich zu eigen gemacht, und schon ermachte in ihm der Forscher. „Mit Eifer Hab' ich mich der Studien beflissen; zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen." Doch zunächst hieß es, des Königs Rock anziehen und das Leben nach des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr regeln. Als 1854 das letzte Examen mit Auszeichnun bestanden war, trat Leyden als Militärarzt in die preußische Armee ein und avancirte in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Stabsarzt. Wie es das Soldatenleben mit sich bringt, ging es im raschen Wechsel von einem Orte zum anderen? zuerst nach Düsseldorf, dann nach Dnnzig und Gumbinnen, und schließlich nach Königsberg. Hier, am Sitze der Universität, hatte der junge Militärarzt endlich die ersehnte Gelegenheit, wieder mit der Wissenschast und deren Vertretern in engste Berührung zu kommen, und die eifrige BethStigung dieses Strebens, sowie die immer deutlicher zu Tage tretende hervorragende Begabung und wissenschaftliche Veranlagung Levdens hatten zur Folge, daß er von seinen Vorgesetzten zur Ueberweisung an das Friedrich-Wilhelms-Jnstitut in Berlin, eben die PepiniSre, jene Akademie, in welcher er noch vor Kurzem selbst als Schüler gewesen und in der er nun die Lehrer bei der Ausbildung neuer Schüler unterstützen sollte, vorgeschlagen und auch im Jahre 1859 in der That dorthin abcommandirt wurde.

Dies mar entscheidend für seine ganze spätere Entwicklung, Das größte Krankenhaus in Deutschland, die königliche Charits, mar zu jener Zeit in noch weit höherem Maße als dies heute der Fall ist, eine fast ausschließliche Domäne der Militärärzte, wenigstens was die Stellen der Ober-, Assistenz- und Unterärzte anbetraf. Die dirigirenden Aerzte dagegen werden mit gutem Bedacht fast ausnahmslos aus den Reihen der ersten Kliniker der Berliner Universität ernannt, und nur die unbedeutenderen Abtheilungen haben auch ein militärisches Oberhaupt. Es liegt auf der Hand, von welch enormem Werths es für einen jungen Arzt sein mußte, zumal wenn er sich der sogenannten wissenschaftlichen Laufbahn widmen wollte, an diesem Krankenhause, mit seinem überreichen Kranken-

materiale, unter Leitung der ersten Autorität auf dem betreffenden Specialgebiete, zu welchem die einzelne Ablheilung gehörte, arbeiten zu können; aber wie gesagt, mit wenigen Ausnahmen wurden nur die Militärärzte der großen Vortheile dieser Stellungen theilhaftig. Auch heute ist es beinahe noch ebenso; wenn auch langsam, so doch, wie es scheint, unaufhaltsam bröckelt eine.dieser einseitig besetzten Positionen nach der anderen ab, und das größte Krankenhaus Deutschlands wird nicht mehr zu Gunsten einer einzelnen Klasse von Aerzten der Allgemeinheit derselben vorenthalten- Freilich bedurfte es seinerzeit keines geringeren Eingriffes als der Revolution, um diese Erschließung möglich zu machen, und auch da noch mußte ein Ludwig Traube kommen, um im Jahre 1848 als erster Cioilassistent an der Lateinischen Klinik der Charit^ — wenn auch ohne Gehalt — angestellt zu weiden.

Was demnach Anderen die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bot, gereichte Lenden zum Glück. Nachdem er kurze Zeit in der Pevinidre selbst als Instructor thätig gewesen, wurde er schon im Jahre 1860 als Assistenzarzt an die unter Leitung des nunmehrigen Geheimen Medicinalrathes und Professors Traube stehende propaedeutische Klinik commandirt, und damit begann aufs Neue das Lernen und bald auch das selbständige Forschen. Welch großes Gewicht übrigens Lenden selbst auf diese Stellung »n der Charitü legte, und wie wenig er geneigt war, deren hohe Bedeutung für eine weitere Carriöre zu unterfchätzen, hat er später selber ausgesprochen, als er am 11. December 1876 in der Universität, von der Kanzel der Aula herab, seinem verstorbenen Lehrer, dessen Nachfolger er nun geworden war, die Gedächtnißrede hielt und dessen Entwicklungsgang schilderte: „Somit war Traube nach langen, harten Kämpfen und Drangsalen in einen Hafen eingelaufen, nicht den Hafen der Ruhe, wohl aber gedeckt vor Stürmen und Unwettern. Er hatte nunmehr die Bedingungen für seine fernere Fortentwicklung gefunden, er war auf einen Platz gestellt, wo er nicht nur die Möglichkeit, fondern die Aufgabe hatte, wissenschaftlich zu wirken, wo er seine volle Energie und Fruchtbarkeit entwickeln konnte. Nicht ohne Grund hat Traube bei Gelegenheit seines 25 jährigen Charitö? Jubiläums seinen Eintritt in dies Krankenhaus als das größte Glück seines Lebens bezeichnet. Denn erst hierdurch mar ihm die Möglichkeit gegeben, das zu werden, was er geworden ist; ohne dies hätte sein Talent wie eine Pflanze ohne Luft und Licht verkümmern müssen."

Doch damals lebte Traube nicht nur noch, fondern stand auf der Höhe seiner Leistungen und seines Ruhmes, und die Gelegenheit zu ärztlicher Thätigkeit und wissenschaftlicher Forschung war gerade zu jener Zeit und in jener Klinik eine schier überreichliche. Traube war der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland geworden. Vor ihm ragte in den medicinischen Fächern allein die Physiologie hervor, in welcher das Experiment durch Johannes Müller auf deutschen Boden verpflanzt, gepflegt

und vervollkommnet war, während in den fpeciell meoicinischen, den klinischen Wissenschaften überall sonst ein Ringen, ein Dämmern, vielfach jedoch tiefe Dunkelheit herrschten. Hierin war Wien allen anderen medicinischen Facultäten voraus; die pathologische Anatomie hatte sich unter Rokitansky zu einer allgemeinen Pathologie erhoben, und durch Skoda war die Entdeckung der Auscultation, die Wiederentdeckung der schon früher in Oesterreich geübten Percussion nicht nur eingebürgert, sondern auf einer wissenschaftlichen, physikalischen Basis neu errichtet worden, und die Möglichkeit war nun gegeben, exacte pathologisch - anatomische Diagnosen zu stellen. Traube, der theils durch den Gang seiner Studien, theils in Folge der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche man sich allseitig bemühte, ihm in den Weg zu legen, mehr der Roth gehorchend als dem eigenen Triebe auf das Experiment hingeführt worden war, fügte mit glücklicher Hand dieses und die vervollkommneten Berliner physiologischen Methoden zu den klinischen Untersuchungsmethoden der Wiener Schule, und seit dem Erscheinen der „Beiträge zur experimentellen Pathologie" mit der epochemachenden Vorrede des ersten Heftes, das unter Anderem auch die berühmte Arbeit Virchows „über die Verstopfung der Lungenarterien und ihre Folgen" enthielt, datirt die Bildung der jungen Berliner Schule, welche alsbald zu Hellem Ruhmesglänze emporgedieh.

Als nun Leyden im Jahre 1860 Traubes eigenster Schüler und Helfer wurde, gehörte dieser unbedingt zu den beliebtesten und berühmtesten Klinikern, und nicht allein der Berliner Universität. Schönlein hatte sich im Jahre 1859 zurückgezogen und Traube gleichzeitig einen an ihn ergangenen Ruf nach Breslau abgelehnt. Der Zudrang zu feiner Klinik war ein außerordentlicher; Einheimische und Fremde, Studenten und Aerzte suchten dieselbe auf, und gerade feit dem Eintritte Leydens betheiligte sich auch das Friedrich-Wilhelms-Institut officiell an der propädeutischen Klinik. Und dabei blieb Traubes Einfluß als Lehrer weder auf die wenigen Lehrstunden noch auf die gemeinsamen Krankenvisiten beschränkt; er liebte es von jeher, sich mit jüngeren Männern zu umgeben und mit ihnen wissenschaftliche Gespräche zu führen, er war mittheilsam und belehrend auf Spaziergängen und im eignen Hause, und wenn er so weit über den Kreis seiner Schüler hinaus belehrend und belebend wirkte, so war für diese der persönliche Verkehr mit ihm von unberechenbarem Nutzen. Daß er seine ärztliche Umgebung auch zur Beihülfe an seiner nie rastenden Thätigkeit im Laboratorium zuzog, ist selbstverständlich; und für diese wieder war es wichtig, daß er, was nicht Jedermanns Sache ist, zu selbständigen Arbeiten anregte und diese jeder Zeit durch Rath und That förderte.

Und grade in jenen Jahren, wo Leyden Traube zur Seite stand, fchien es, als ob ein glückliches Geschick es hätte fügen wollen, daß der Schüler und bereinstige Nachfolger des Meisters Zeuge und Mithelfer der bedeutendsten und für die Wissenschaft nachhaltigsten Arbeiten des Lehrers

weiden sollte. In dieser Zeit brachte Traube seine Fiebertheorie, welche er seit dem Jahre 1851, wo in den Charit6°Analen seine berühmte Arbeit „über Krisen und kritische Tage" erschienen war, in bewundernswerther Weise durchdacht und ausgebildet hatte, zum Abschluß; setzte er seine Untersuchungen über die Digitalis fort, welche ihn zur Erkenntniß der Thätigteil der vitalen Nerven-Centra führten; wandte er sich der Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Ursache der Erstickungserscheinungen zu, welche die Wirkung des Sauerstoffs und der Kohlensäure im Körper klarstellten und auf die Lehre von der Nthmung ein neues Licht warfen; und — tb,e 1»8t not 1e»3t — veröffentlichte er, wie zu jeder Zeit, seine klinischen Arbeiten, welche klassisch waren durch die scharfe objective Beobachtung und ihre präcise Kürze, und von denen hier nur der Aufsatz über das Eindringen feiner Kohlentheilchen in das Innere der Luftwege und der Lunge erwähnt werden mag.

Eine Natur wie diejenige Leydens, die nur darauf gewartet hatte, Gelegenheit und Möglichkeit zu selbständigem Forschen zu finden, niußte in dieser Sphäre schnell Wurzel fassen und sich kräftig entwickeln. Und fo war er denn zielbewußt alsbald mit Untersuchungen, Beobachtungen und Experimenten auf demjenigen Gebiete beschäftigt, welchem er auf Jahre hinaus treu bleiben und deni sein Hauptwerk angehören sollte: dem Gebiete der Mckenmarkskrankheiten. Nicht daß er etwa einseitig sich ausschließlich diesem zugewandt hätte — die erste wissenschaftliche Arbeit, die er publicirte, betraf vielmehr ein anderes Gebiet, das der Nierenkrankheiten bei Vergiftungen, und war gemeinschaftlich mit PH. Munt, den, nachmals so berühmten Physiologen, abgefaßt, und auch andere klinische Gebiete streifte er — aber seine Hauptthätigteit war doch schon unverwandt dem Studium und der Erforschung der Mckenmarkskrankheiten zugewandt. Besonders war es die Rückenmarcksschwindsucht, die ^»ds» äoi-8ali8, welche er eingehend studirte und über welche er mehrfach Abhandlungen veröffentlichte, bis er das Ergebniß seiner Untersuchungen in einer Monographie, welcher alsbald nach ihrem Erscheinen allgemeine Aufmerksamkeit und berechtigte Anerkennung zu Theil wurde, im Jahre 1863 zusammenfaßte. In dieser erschöpfenden Bearbeitung und mustergültigen Darstellung einer schweren und weit verbreiteten Krankheitsform, welche den Titel „Die graue Degeneration der Hinteren Nückenmarksstränge" führt, legte er dar, daß diese furchtbare Erkrankung ihrem Wesen nach nicht, wie die Annahme war, als bloße Neurose aufgefaßt werden dürfe, fo daß alle körperlichen Veränderungen nur auf secundäre Ernährungsstörungen in Folge gehemmter Functionen zurückzuführen wären, sondern daß vielmehr die Tabes einen reinen Entzündungsproceß darstellt, welcher in bestimmten Bezirken des Rückenmarks vor sich geht und dort durch sein Ablaufen gewisse Partien des Centralorgans mehr oder weniger zerstört, und mit diesen naturgemäß auch die von ihnen abhängigen Functionen.

Während Leyden so mit eifrigen und bedeutenden Arbeiteil beschäftigt war und der Dienst in der Charit^, zumal unter Traubes nicht gerade anspruchsloser Oberleitung, für andere Dinge kaum freie Zeit übrig ließ, blieb dennoch während seines Aufenthaltes in dem Krankenhause seine Kunstliebe und seine dichterische Begabung noch immer lebendig. Besonders hatte er auch eine ausgesprochene Borliebe für Kanarienvögel und er mußte denen, die ihn besuchten, stets allerhand Hübsches von seinen Lieblingen zu erzählen. Noch heute spricht seine Schwester mit Rührung von jener kleinen Scene, da er, als ihm eines seiner Thierchen starb, an einer selbstgeschnitzten Bahre von Holz der von ihm mit einer Freundin Eingeladenen ein „wirklich sehr anmuthiges" Gedicht „auf den Tod des Kanarienvogels" vorlas. Als er dann die Charitö verließ, ohne jedoch von der Stellung am Friedrich-Wilhelms-Jnstitut abberufen zu werden, gründete er sich ein eigenes Heim, indem er nun seine Braut, die Tochter seines College« und Vorgesetzten aus der Zeit seines Garnisonaufenthaltes in Gumbinnen, heimführte. Doch das Glück der jungen Ehe sollte nicht von langer Dauer sein. Noch war kein Jahr seit der Vermählung verflossen, als der Dänische Krieg ausbrach und der Stabsarzt mit ins Feld mußte; und als er plötzlich, mit besonders gestattetem Urlaube, zurückgerufen wurde und vom Kriegsschauplatze fort nach Hause eilte, fand er nur ein anmuthiges Töchterchen vor, seine junge Frau war nicht mehr am Leben. Der rastlose Mann warf sich aufs Neue, als der Krieg beendet mar, in eine umfassende wissenschaftliche und ärztliche Thätigkeit und suchte Trost in der Arbeit, die wenigstens der Stunde einen Zweck giebt, hat auch das Leben keinen. —

Es ist beschwerlich, kleine Stufen zu steigen. Waren es die Heroorragenden wissenschaftlichen Arbeiten, welche er bereits geliefert, waren es die mannigfachen Vorzüge seiner Persönlichkeit, welche an dem Orte seiner künftigen Wirksamkeit noch von seinem nicht allzufernen Aufenthalte dafelbst her in vortheilhaftester Erinnerung sein mochten, genug, aus seiner Stellung alK preußischer Stabsarzt wurde Lenden unter dem Datum des 6. April 1865 zum ordentlichen Professor an der Universität Königsberg und zum Director der inneren Klinik ernannt. So war er mit einem Schlage am Ziele feiner Wünsche: in unabhängiger Position ärztliche Beobachtung mit wissenschaftlicher Forschung verbinden und vor Allem, den ihn: innewohnenden Drang und das ungewöhnliche Talent, als Lehrer zu wirken, endlich an bedeutender Stelle bethätigen zu können.

Und das that er denn auch rechtschaffen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß Leyden in Königsberg, gemeinsam mit v. Neck» linghausen und Spiegelberg, der Reformator des dortigen klinischen Unterrichts und der Stifter einer neuen Aera wurde. Sein leutseliges Wesen und seine stete Bereitwilligkeit, den Schülern mit Rath und That beizustehen »nd selbst persönliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, verschafften

ihm, der zu jener Zeil nicht viel älter war, als mancher seiner Studenten gewesen sein mag, in überraschend kurzer Zeit eine ungewöhnliche Beliebtheit und Popularität, nicht nur bei seinen Hörern, sondern bei allen Mitgliedern der Universität, bei allen Bürgern der Stadt. Die Zahl der Hörer an der inneren Klinik wuchs von Jahr zu Jahr, von Semester zu Semester, und mancher von Leydens Schülern aus der Königsberger Zeit ist heute „ein Mann von vielen Graden."

Neben dieser erfreulichen und, weil sie mit Liebe betrieben wurde, auch in hohem Maße erfolgreichen Lehrthätigteit wurde die selbständige wissenschaftliche Forschung nicht außer Acht gelassen. Auch hier war es wieder das große Gebiet der Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, welches Lenden fesselte und in Anspruch nahm. Es erschien in rascher Folge eine große Reihe von diesbezüglichen Abhandlungen, von denen fast eine jede für die Aeurtheilung und die Auffassung der in ihr beschriebenen Erkrankung neue Gesichtspunkte beibrachte. Ueber Sensibilität und Wirbelkrebs, über Paraplegie und Hirndruck, über Aphasie und Anarthrie, über Muskelsinn und Ataxie schrieb der unermüdliche Forscher; besonderes Interesse jedoch wandte er der progressiven Bulbärparalyse zu, die er in einer größeren Serien von Aufsätzen im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten behandelte. Doch auch hier wieder verstand er es, sich von Einseitigkeit fernzuhalten; wie es überhaupt ein hervorstechendes Charakteristikum Leydens ist, daß er auf nahezu allen Gebieten der klinischen Forschung zu Hause ist. Die acute Phosphorvergiftung und die Pathologie des Icterus erfuhren monographische Darstellungen; Untersuchungen über die Respiration im Fieber und über andere Cardinalfragen der Fieberlehre wurden angestellt; mit einer Abhandlung über Lungenbrand die berühmte Serie der von Volk« mann herausgegebenen Sammlung klinischer Vorträge eröffnet. Von besonders weitgehendem Interesse und geeignet, Leydens Namen zu noch allgemeinerer Bekanntschaft zu verhelfen, war alsdann die von ihm in Virchows Archiv publicirte Arbeit „Zur Kenntniß des Vronchial-Asthma", in welcher er die Theorie aufstellte, daß der asthmatische Anfall in einem Krämpfe der Muskulatur in den Luftwegen und hierdurch bedingten, theilweisen Verschlusse derselben bestehe. Dieser Krampf werde ausgelöst durch die Reizung zierlicher, regelmäßig geformter, überaus spitzer, von ihm entdeckter Krystalle, welche zur Zeit des Anfalles im Auswurfe der Asthmatiker, oft in überaus reichlicher Menge, sich vorfinden und unter dem Namen „Leyden'scher Krystalle" bekannt sind. —

Es kam der große Krieg und mit ihm der Zuwachs an bisher französischem Lande. Der Unterwerfung der Einwohner desselben durch das Schwert sollte nun deren moralische Eroberung durch die Waffen deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft folgen. Die kaiserliche Universität Strahburg wurde zu diesem Zwecke neubegründet, und der Regierung lag daran, derselben durch eine möglichst glänzende Auswahl des Lehrkörpers die größte

Anziehungskraft zu verleihen. Wurde doch sogar der berühmte Meister der vergleichenden Sprachwissenschaft, Max Müller, veranlaßt, seine Thätigkeit in Oxford auf ein Jahr zu unterbrechen, um mährend desselben an der Kaiser-Wilhelm-Universität Vorträge zu halten. Als erster der deutschen Professoren, an welche der Ruf erging, fortan an der neuen Universität des Deutschen Reiches zu wirken, wurde Leyden zum Mitglieds des Straß-burger Professorencollegiums ernannt, und er zögerte nicht, der ehrenvollen Berufung Folge zu leisten. Noch im Jahre 1872 siedelte er nach Straß-burg über, seine Gemahlin, mit der er seit vier Jahren vermählt war, aus ihrer preußischen Heimat in die Hauptstadt der deutschen Reichslande mit sich führend.

War die Ausmahl der Straßburger Lehrer unter dem Gesichtspunkte geschehen, daß sie der neuen Universität Hörer und Schüler zahlreich zu-führen sollten, so täuschte Leyden diese Erwartung nicht. Wie in Königs-berg versammelte er auch hier alsbald trotz der erheblich schmierigeren, durch die Verschiedenheit der feindlichen Nationalitäten bedingten Verhältnisse einen großen Kreis begeisterter, ihm treu anhängender Schüler um sich. Und es ist bezeichnend für seine Persönlichkeit, deren gewinnendem Zauber sich auch die Widermilligen nicht zu entziehen vermochten, daß er von den Unannehmlichkeiten und selbst Anfeindungen, welche, zumal in der ersten Zeit, die deutsche Bevölkerung über sich ergehen lassen mußte, wenig oder gar nichts zu erfahren hatte.

Der vierjährige Aufenthalt Leydens in Straßburg wird fast ganz aus-gefüllt durch die Herausgabe des Werkes, welches epochemachend wirken und seinen Ruhm dauernd begründen sollte, und zu welchem der größte Theil seiner bisherigen Forschungen und Studien eigentlich nur Vorarbeiten gewesen waren: der großen „Klinik der Rückenmarkskrankheiten," welche in drei umfangreichen Bänden in den Jahren 1874 bis 1876 in Berlin erschien. Seit der Monographie des französischen Arztes Ollivier d'Angers „Iraitö 6«8 roälaäis8 6s I» inMIs öpiniSre", deren letzte Auflage 1837 in Paris herausgekommen mar, hatte das Gesammtgebiet der Erkrankungen des Rückenmarks keine vollständige Darstellung mehr ge-funden. Es erscheint das nicht munderbar, denn die Schmierigkeiten der Bearbeitung gerade dieses Gebietes, so wissenschaftlich interessant und höchst anziehend dasselbe auch ist, waren enorme. Auch mochte wohl der Um-stand, daß die Therapie der Rückenmarkskrankheiten in vieler Beziehung auch heute noch eine trostlose ist. Manchen veranlaßt haben, sich lieber der Bearbeitung anderer Gebiete zuzuwenden. Leyden unternahm das kühne Wagniß und führte es glänzend durch. Seit der letzten französischen Ge-sammtdarstellung hatte die experimentelle Physiologie des Rückenmarks höchst merkwürdige und wichtige Resultate über diesen Theil des Centralnerven-systems ergeben, und wenn auch das anscheinend einfache Object oft uner-wartete und nicht selten unübersteigliche Schmierigkeiten darbot, so reizten

diese doch gerade zu immer mehr vertiefter und vervollkommneter Forschung an. Ebenso hatte die pathologisch-anatomische Untersuchung eine große Reihe verbesserter Methoden kennen gelemt, welche nur darauf harrten, auch für die Untersuchung der Erkrankungen des Rückenmarks verwendet zu weiden. Schließlich war die Elektrotherapie so weit vorgeschritten, daß sie nicht nur in der Heilung der verschiedensten Rückenmarksaffectionen erfreuliche Resultate gab, sondern sich auch ganz besonders als Hülfsmittel in der Erkenntniß des Wesens einzelner Krankheiten verwerthen ließ. In glücklicher Vereinigung dieser drei Disciplinen, der Physiologie, der pathologischen Anatomie und der Therapie, mit absolutester Beherrschung ihrer gesummten Resultate bis in die kleinsten Details hinein, mit einer außergewöhnlich reichen Erfahrung an klinischer Beobachtung, mit scharfer und objectiver Kritik des bereits Vorgearbeiteten, unternahm und vollendete Lenden sein Werk. Dasselbe enthält fast auf jedem Blatte neue Tatsachen und Beobachtungen und führt in formvollendeter Weise die einzelnen Krankheitsformen des großen Gesammtgebietes in plastisch-anschaulichen Bildern vor Augen. Die klinische Darstellung steht dabei stets in erster Linie, und wenn auch ihre möglichst sorgfältige Begründung durch die pathologische Physiologie und die pathologische Anatomie durchaus zu ihrem Rechte kommt und die ihr gebührende Berücksichtigung erfährt, fo liegt doch der Hauvtwerth des Werkes in der Einheit und Klarheit der klinischen Krankheitsbilder.

N», 11. April 1876 starb Traube in Berlin, gebrochen durch die mannigfachen Kränkungen, die man ihm zugefügt hatte. Lenden wurde sein Nachfolger. Als Geheimer Medicinalrath kam er, vierunduierzig Jahre alt, zum dritten Mal nach Berlin und betrat nun die Charit«; und die propiideutische Klinik, an der er zuerst als Unterarzt, dann als Oberarzt gewirkt hatte, als dirigirender Arzt und Director zum dritten Male. Auch in Berlin hatte er die gleichen Erfolge, welche er an den früheren Stätten feiner Lehrtätigkeit aufzuweisen gehabt hatte, zu verzeichnen, und die propädeutische Klinik, welche bald als „zweite medicinische Klinik" der von Frerichs geleiteten „ersten" gleichgestellt wurde, zeigte trotz der frühen Morgenstunde, in der die Vorlesungen stattfanden, stets eine Fülle aufmerksamer und eifriger Hörer. Als dann im Jahre 1885 Frerichs starb, wurde Lenden zum Director der ersten medicinischen Klinik ernannt und wirkt seither auf diesem ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands, unter einem solchen Andränge von Aerzten und Studenten, daß häufig Krankensäle und Äuditoriuni nicht ausreichen, die Menge seiner Hörer zu fassen.

Man sagt allgemein, daß die Berliner Luft Gelehrten nicht zuträglich sei, daß diese mit dem Momente, wo sie nach der Hauptstadt kämen, mit deren Verpflichtungen und Zerstreuungen, ihren Weitläufigkeiten und Ermüdungen, nicht mehr Zeit fänden zu wissenschaftlicher Arbeit und eigener Forschung; und Mancher schon, und nicht der Geringste, hat es an sich

selber erfahren müssen. Bei Lenden ist dies nicht der Fall. Obwohl er weniger als irgend ein Anderer sich von der großen Welt fern hält oder gar ein zurückgezogenes Gelehrten-Dasein führt, vielmehr mit Fug und Recht von sich sagen kann: Kum»ni nil «, ms alisnnin puw, ist seine Arbeitsfreudigkeit und seine Arbeitskraft doch unvermindert. Dem Gebiete der Nerven- und Rückenmarkskmnkheiten hat er sich, seitdem dasselbe durch ihn die umfassendste und erschöpfendste Darlegung gefunden hat, mehr und mehr abgewandt; es findet nur noch ausnahmsweise bei außergewöhnlichem Anlaß und in besonders interessanten Fragen Bearbeitung. Dafür hat er mit außerordentlicher Fruchtbarkeit in einer großen Anzahl höchst werthvoller Monographien, welche fast ausschließlich in der von ihm gemeinsam mit Frerichs begründeten „Zeitschrift für klinische Medicin" zur Veröffentlichung gelangt sind, die verschiedensten Gebiete der klinischen Beobachtung behandelt. Die Lungenkrankheiten, besonders die Lungenentzündung und ihre Folgeerscheinungen, sowie die Lungenschwindsucht sind wiederholt Gegenstand seiner Publicationen gewesen; auf dem schwierigen Gebiete der Nierenkrankheiten, das viele Verwirrung darbot, hat er maßgebenden Einfluß geübt und zur Klärung und Vereinfachung der Anschauung beigetragen; mit besonderer Liebe jedoch hat er die Herzkrankheiten beobachtet und erforscht, und die Kenntniß derselben in wesentlichen Stücken bereichert. Allen diesen Arbeiten seiner letzten Berliner Zeit ist aber jetzt das gemeinsam, daß sie einzig und allein auf klinischer Beobachtung beruhen, daß sie von einem großen Arzte für Aerzte geschrieben sind, und noch heute vergeht kein Monat, ohne daß nicht Leyden aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen die Aerzte belehrt, wie man Krankheiten erkennt und wie man ste heilt.

Der vorherrschende Zug in Lendens Persönlichkeit ist seine außerordentliche Liebenswürdigkeit, deren mohlthuendem Einflüsse sich kaum Jemand verschließen kann, der mit ihm, es sei aus welchem Grunde auch immer, in Berührung kommt. Dieser ckärmo — vergeblich suche ich eine deutsche Bezeichnung dafür — der von ihm ausgeht, gewinnt ihm täglich aufs Neue die Herzen seiner Freunde und Schüler, und nicht zum Mindesten die seiner Kranken, welche oft nicht nur in seiner Wissenschaft und Erfahrung, sondern in gleichem Maße auch in seiner herzerquickenden und leutseligen Art Trost und Heilung finden. Geselligen Freuden nicht abhold, von feinster Urbanität, Weltmann durch und durch, pflegt er in seiner glänzenden Häuslichkeit an der Seite seiner ihm geistig ebenbürtigen Gattin den ausgebreitetsten Verkehr mit den ersten Intelligenzen, welche die Hauptstadt in so reicher Zahl aufzuweisen hat. Dem freundlichen und gewinnenden äußeren Eindrucke entspricht als Grundzug seines Charakters eine tiefe Herzensgüte, welche sich nicht nur seiner Familie und seinen Freunden zu«

wendet, sondern einem Jeden, der ihrer bedarf und der sie in Anspruch nimmt. Bei der regsten Theilnahme für Alles, was in der Welt vorgeht und sie bewegt, weil er trotz aller Gelehrsamkeit mit beiden Füßen in ihr steht, ist ihm zwar, wie schon oben ausgesprochen, nichts Menschliches fremd, doch hat er eigentlich über seinen Beruf hinaus, dem er alles Andere unterordnet, keine besonders lebhaften Interessen; das Schachspiel, welches er früher leidenschaftlich und virtuos betrieb, hat er gänzlich aufgegeben, da es ihn allzusehr in Anspruch nahm, so daß sich in ihm die Anschauung ausbildete, man könne nur Eins sein, entweder ein guter Schachspieler oder ein guter Arzt, und auch die poetische Ausübung dürfte wohl schon lange aufgehört haben. Auch von der Neigung des Jünglings zur Juristerei ist wenig mehr zu spüren, wie überhaupt seinem praktischen und jeder Speculation abholden Sinne eine Wissenschaft nicht zusagen kann, welche, obwohl sie ausschließlich mit dem Leben und der Welt zu thun hat, doch so wenig aus dem Leben und der Welt in sich aufgenommen hat; höchstens, daß er noch dann und wann in vertrautem Kreise besonders auffällige Criminalfälle gern eingehend bespricht: doch handelt es sich dem Arzte dann immer nur um das psychologische Interesse. Durchaus mäßig und einfach in seinen Lebensgewohnheiten, ist er in seinen Anschauungen von der tolerantesten und liberalsten Vorurteilslosigkeit, eine Charaktereigenthümlichkeit, die nicht einem jeden Geheimen Rathe innezumohnen pflegt. Wie man auch nicht von einem jeden sagen kann, daß er wohl oft seine Würden vergißt, seine Würde aber nie.

Und daß dieser Würden bei einem Manne, welcher auf dein ersten klinischen Lehrstuhle Deutschlands sitzt, viele sind, ist selbstverständlich. Außer seiner Zugehörigkeit als ordentlicher Professor zur medicinischen FacultSt der Universität, deren Decan er schon gewesen, und außer seiner Stellung als Director der ersten medicinischen Universitätsklinik und dirigirender Arzt am königlichen CharitSkrankenhause, ist er auch ordentlicher Professor am Friedrich-Wilhelms-Jnstitut, Mitglied der Prüfungskommission für die ärztliche Staatsprüfung und Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalmesen in Preußen. Und auch Titel besitzt er und Orden und Auszeichnungen mannigfacher Art „und hat einen großen Stern." Oder gar mehrere.

Man sollte meinen, daß demnach diese amtliche Thätigkeit im Verein mit seinem Wirken als Lehrer und seiner ärztlichen Ausübung mehr denn hinreichend wäre, um die Arbeitskraft selbst eines Leyden vollständig in Anspruch zu nehmen. Doch weit gefehlt. Drei seiner Lieblingsschöpfungen sind es, welche ihre ganze Entwicklung ihm verdanken und in denen nicht das geringste Detail ohne ihn vor sich geht. Wenn auch Frerichs der erste Präsident des alljährlich in Wiesbaden zusammentretenden Congresses für innere Medicin mar, wenn auch von Jahr zu Jahr der Vorsitz in dieser aus den ersten Klinikern Deutschlands nicht allein, sondern

auch Oesterreichs und der Schweiz, Hollands und Rußlands zusammengesetzten Versammlung einem anderen Gelehrten zufällt, so ist doch Lenden, wie seiner Initiative allein die Gründung des Congresses zu danken ist, die Seele des Ganzen. Das Gleiche gilt von dem in Berlin ebenfalls durch ihn, in Gemeinsamkeit mit Freiichs, ins Leben gerufenen Verein für innere Medicin, der in allerkürzester Zeit zur zweitgrößten ärztlichen Gesellschaft Berlins durch Lendens Eifer und Sorgfalt um denselben emporgediehen ist; und es muß schon ein Anlaß von ganz besonderer Wichtigkeit sein, der Lenden von einer Sitzung des Vereins, dessen erster Präsident er ist, fernzuhalten vermag. Ebenso ruht die gesummte Nedaction der Zeitschrift für klinische Medicin, wenn dieselbe auch ofsiciell vier Herausgeber aufweist, in seinen Händen, und kein Manuscrivt gelangt zur Aufnahme, das er nicht persönlich gelesen, kein Bogen kommt zum Abdruck, den er nicht selbst durchgesehen und mit seinem „imprimutur" versehen hätte. Auch das Centralblatt für klinische Medicin, welches unter der speciellen Redaction seines langjährigen Assistenten, des Professors Fränkel steht, ist eine seiner Schöpfungen und erfreut sich seiner Förderung und Mitwirkung. —

Lenden hat m seiner Entmickelung eine bemerkenswerthe Wandlung durchgemacht, die man vielleicht so bezeichnen könnte, daß er vom ärztlichen Gelehrten zum gelehrten Arzte geworden ist. Von der pathologisch-anatomischen und experimentell-physiologischen Richtung, welche seine Arbeiten bis in die erste Zeit seines Berliner Aufenthaltes hinein beherrscht, hat er sich im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr einer ärztlichen Anschauung und Ausübung zugewandt, welche sich ihrem Wesen nach am meisten deckt mit dem Hippokratismus, wie er schon in den antiken Schriften formulirt ist, und wie er durch die großen Kliniker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts weiter entwickelt worden ist. Dieser hatte durch die pathologisch-anatomischen Kliniker der Schulen von Paris und Wien, welche alle in ihm enthaltenen früheren Erfahrungen und Beobachtungen kategorisch für völlig unbrauchbar erklärten, den Todesstoß erWten, und „anatomisch denken" war seither das Losungswort der klinischen Medicin. Die Consequenz hiervon mar einerseits der Specialismus, der anatomisch dachte, aber nicht weiter als eben ein Organ Veränderungen zeigte; andererseits der crasseste Nihilismus in der Therapie, besonders bei den inneren Krankheiten. Einer so durchaus human angelegten Natur wie der Lendens, kounte auf die Dauer diese Unfruchtbarkeit des ärztlichen Handelns nicht zusagen, welche die Signatur seiner Entwicklungszeit mar und der abzuhelfen sich damals geringe Aussicht zeigte; denn Untersuchung und Beobachtung geschah einzig und allein um ihrer selbst, um der Wissenschaft willen, nicht etwa um wirksame Heilmittel durch sie zur Anwendung zu bringen. So kam bei Lenden im Laufe der Zeit denn immer mehr und mehr der oberste Grundsatz des Hippokratikers — der so einfach ist, wie

allein das Wahre —: daß die Medicin nichts ist als eine lÄlio moäeuäi, zur Geltung, um so mehr, als bald auch auf anderen Gebieten der Medicin, besonders der Aetiologie, der Lehre von den Entstehungsursachen der Krankheiten, die Untersuchungen zu Ergebnissen führten, welche eine große Reihe von Grundanschauungen des Hippokratismus wieder in ihre Rechte einsetzten. Lenden begann also die großen allgemeinen Heilmethoden der alten Medicin, insbesondere die hygienisch-diätetischen Mittel, in immer weiterem Umfange anzuwenden, immer größere therapeutische Erfolge damit erzielend, und immer mehr und mehr die alte Forderung erfüllend, daß der Arzt der mini^wi- natura fein soll, nicht der rni,ß!8i«3,-.

Und diese als wahr erkannte neugewonnene Anschauung wird er nicht müde, immer wieder aufs Neue seinen Schülern mitzutheilen. Er lehrt sie, daß Alles, Untersuchung und Behandlung, eine schwere Kunst ist, zu der die Wissenschaft in ausgedehntem Maße zu Hülfe gezogen werden muß, deren Aufgabe und Ziel aber einzig und allein in der „Heilkunst" zu fuchen ist. Das Nichtigste für den Arzt ist die künstlerische unermüdliche Uebung am Krankenbette; ein angeborenes Talent, besondere Gäben des Geistes, einen eigenen feinen Takt kann der Heilkünstler als solcher nicht entbehren — „ein Handwerk will erkoren sein, die Kunst muß angeboren sein." Aber nur in der Ausbildung am Krankenbette, nur im Kranken selbst, nur in der rein klinischen Erfahrung hat er die einzige gültige Richtschnur für sein Handeln, die klinische Beobachtung ist für ihn wta me6irill«. Soweit es in Leydens Macht steht, sucht er bei den unglaublich beschränkten und für die Stellung der Universität geradezu unwürdigen Verhältnissen der Berliner medicinischen Kliniken seinen Schülern die Gelegenheit zu eigener, selbständiger klinischer Beobachtung in möglichst ausgedehntem Maße zugänglich zu machen, und ist unermüdlich in persönlicher Unterweisung und Belehrung. Er verlangt und will, daß seine Schüler sich mit dem Patienten, der ihnen übergeben wird, unter Anleitung und Aufsicht so beschäftigen, wie es ihnen später als Aerzten zukommen wird, damit sie hierbei die wichtige Erfahrung felbst machen, daß zwischen Arzt und Kranken ein persönliches Verhältniß besteht. „Der Kranke sieht in dem Arzt" pflegt Lenden zu sagen, „seinen Aerather und Helfer in der Roth, dem er sich mit vollem Vertrauen hingiebt, der Arzt sieht in dem Kranken einen Hülfsbedürftigen, dem er Mitgefühl spendet wie einem Kinde; und in diesem persönlichen Verhältnisse, in dem Vertrauen und der Anhänglichkeit des Kranken liegt für den Arzt eine unversiegbare Quelle der Befriedigung und Belohnung."

So ist Lenden nicht nur selber von der edelsten und reinsten Humanität durchdrungen, sondern er ist ein unermüdlicher Verkündig« derselben, und alljährlich gehen Hunderte von Schülern hinaus in die Welt, um das Evangelium des Meisters zu verkünden und ihm nachzueifern in Menschenliebe und Hingebung. „Meine Herren," schloß Leyden seine erste

Ernst keyden.
Vorlesung in der ersten medicinischen Klinik, „es ist eine hohe Wissenschaft und eine heilige Kunst, der Sie sich widmen. Tragen Sie die Wissenschaft hoch durch Ihr ganzes Leben, seien Sie scharf und kritisch, aber als Arzt seien Sie gleichzeitig milde, mitfühlend, hingebend und gewissenhaft. Gestehen wir es offen, meine Herren, was ist unsere ganze Medicin ohne Barmherzigkeit und ohne die Kraft der Selbstverleugnung? Wenn die Wissenschaft nach Erkenntnis? und Wahrheit ringt, so braucht sie gewappnete Männer, tapfer im Streit und kühl von Verstand; wenn sie aber niedersteigt von ihren Höhen zu den Bresthaften und Geschlagenen, dann muß sie den Mantel der Demuth anlegen und in Geduld und Sauftmuth ein warmes Herz im Busen tragen. ‚Nun merket/ sagt der alte Paracelsus, ‚daß Gott den Arzt unter allen Künsten und Facultciten der Menschen am liebsten hat. Damm soll er kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Henker, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern ein wahrhafter Mann!' Und weiter: ‚Wir Aerzte sollen suchen das Reich Gottes nicht bei den Priestern, noch bei den Leviten, fondern bei den Samaritanern."

Große Stadt und Großstadt.

von

Lorenz Kon Stein.

— Wien. —

s wird sich schließlich selbst in unserer, der Vereinzelung praktischer Interessen mit immer größerer Bestimmtheit sich zuwendenden Zeit kaum verkennen lassen, daß gemisse, scheinbar sehr abstracte Kategorien unseres Gesammtlebens sich als positive, bedeutsame Thatsachen geltend machen, die zuletzt nur noch des bestimmten Namens bedürfen, um anerkannt zu werden und von ihrer Anerkennung dann ins wirkliche Leben als mehr oder weniger interessante Factoren überzugehen. Unter den vielen Beispielen dieser Thatsache wollen mir für diesmal nur den Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen von großen Städten und Großstädten hervorheben. Denn in der That scheint es uns, als märe es Zeit, diesen allerdings mehr auf dem geistigen als auf dem statistischen Felde liegenden, aber darum nicht weniger bedeutsamen Unterschied neben dem vopulationistischen und industriellen ein wenig zur Geltung zu bringen. Die ungeheure Gemalt, welche die Entwicklung der wirthschaftlichen Produktion und Consumtion seit hundert Jahren auch über das Bewußtsein des Volkes ausübt, und mit ihr zugleich das Princip der formalen Rechts- und Verwaltungsordnung, welche das quantitative Element neben der formellen Gleichheit aller Einzelnen zuin Grunde legt, hat unter Anderem eine Folge gehabt, die man über den imposanten Resultaten jener Erscheinungen fast ganz vergessen hat. Der Begriff und Sinn der alten „Stadt" ist verschwunden. Die Stadt unserer Zeit ist entweder ein rein povulationistischer oder ein rein administrativer Begriff geworden.

Wenn dem, der darüber nachdenken mag, eine Stunde gegeben wird, in welcher er sich von der unmittelbaren Gegenwart loslösen und sich ein wenig in das Leben der Vergangenheit vertiefen mag, so ist wohl das erste Ergebniß solcher Anschauung, daß das, was mir die „Stadt" nennen, neben seiner äußeren auch eine innere, individuelle, ja mir möchten sagen, fast persönliche Geschichte hat, und daß es gerade hier ist, wo sich die Städte unserer Zeit von denen der Vergangenheit viel tiefer scheiden als man auf den ersten Blick glauben sollte. Es giebt aber in der ganzen Weltgeschichte nichts, was, wenn man seinen tiefer liegenden Sinn betrachtet, nicht für alles Gegenwärtige sofort seine oft schwerwiegende Bedeutung emvfinge.

Lassen wir nun hier für den Augenblick alle statistischen Elemente der Vergleichung bei Seite und leben wir uns ein wenig weiter in die Dinge hinein, für die mir das Verständniß eigentlich nicht verloren, sondern mir möchten sagen, mit vollem Bewußtsein von uns abgewiesen haben, um in unseren Berechnungen nicht gestört zu werden, so schält sich allmählich aus all den verschiedenen Bildern und Zuständen der alten Städte ein fester Kem heraus, der ihnen allen gleichmäßig gemeinsam und der gegen Umfang, Volkszahl, Verkehr und Macht derselben zuletzt gleichgiltig ist. Und dieser Kern ist es, von dessen Inhalt aus mir das heutige Städtewesen betrachten möchten.

Denn bei einer etwas tiefer gehenden Vergleichung des heutigen Charakters unseres Städtewesens mit dem der vorigen Jahrhunderte zeigt es sich, daß namentlich die deutschen Städte an Umfang und mirthschaftlicher Bedeutung gerade im letzten Menschenalter in einem früher nie gekannten Grade zugenommen, dagegen das, was das Städtemesen der alten Zeit so hochbedeutsam machte, beinahe gänzlich verloren haben. Und an die Frage, was dieser Charakter eigentlich ist, schließt sich die zweite, ob und auf welchem Gebiete die heutigen Städte denselben miedergewinnen können.

Wenn wir die Reminiscenzen der alten Städte in den heutigen vor uns auftauchen lassen, die Neste der alten Stadtmauern und Thurms, die alten Thore, die alten Rathhäuser und Rathsstuben, hier und da ein altes Patrizierhaus, so überkommt uns doch zuletzt ein gewisses Gefühl der Ehrerbietung vor etwas, das in einer Zeit gelebt hat und stark gewesen ist, die mir mit der unsrigen so schwer vergleichen können. Bettachten wir diese Empfindung genauer, so bedeutet sie uns nur selten den Eindruck des Schönen und Großen, wie bei den Städten der alten Welt; es ist vielmehr etwas Anderes, das von diesen Thürinen und Wällen, von diesen Stadtmappen und Waffensammlungen jener Epoche zu uns spricht. Der Eindruck, den uns diese Dinge machen, wenn mir ihn auf seinen Kem zurückführen, ist der einer starken, ihrer selbst bemußten, zur Vertheidigung bereiten Individualität dieser Städte. Jede

Stadt jener Zeit ruhte gleichsam auf sich selber; sie schuf sich theils mit ihrer Arbeit, theils mit ihren Waffen ihren eigenen Lebenskreis; sie kannte genau die Bedingungen ihrer Kraft und ihrer Blüthe; sie fühlte sich in der Mitte ruheloser, gewaltsamer Bewegung auf sich selbst angemiesen, und mußte mit voller Klarheit, daß sie sich als Ganzes zur Geltung bringen müsse, uni im Einzelnen die Interessen ihrer Angehörigen geltend machen zu können. Trotz aller oft sehr tief greifenden Gegensätze in ihrem Nürgerthum fühlte sie sich dennoch nach außen hin als Einheit; wo die Stadt als solche in Frage kam, wurden alle Parteiungen einig; das mit der Muttermilch eingesogene Gefühl des Zusammengehörens drückte jedem Einzelnen die Waffen in die Hand, wo Gefahr nahte, erfüllte jeden Einzelnen mit Stolz auf das, was „seine Stadt" war und was sie geleistet; das Wappen der Stadt war das Symbol dieser Selbständigkeit und Einheit; aus ihr entsprossen die großen Denkmäler, vor Allem die Domkirchen der Stadt, der Bau der Rathhäuser, der Respect vor den Häuptern der Bürgerschaft, das Bedürfnis; eigener Gesetzgebung und Verwaltung, an denen die ganze Bürgerschaft Theil nahm, die Forderung, in der ganzen ständischen Vertretung eine eigene Stimme zu haben, nicht als eine so und so große Anzahl von stimmberechtigten Einwohnern, sondern als selbständige, öffentlich rechtliche Körperschaft, ohne Unterschied der Grüße und des Reichthums. Und als nun die Bildung über die Waffengewalt eine Macht ward, da war es jede Stadt für sich, die sich ihr Bildungswesen schuf und auf die Träger desselben stolz war; auch der Gelehrte war ihr Bürger, und sein Ruhm war zugleich der Ruhm der Stadt. Und mit dieser Kraft ihrer starken, auf sich selbst vertrauenden Individualität traten sie muthig dem Raubwesen des Mittelalters, den Heiren mit ihren Burgen und Waffenknechten gegenüber, und beugten sie in mancher blutigen Schlacht, bis sie so gut wie die Fürsten und Herren bei der Auflösung des Reiches ihren Antheil an der aufgelösten Souveränität eroberten; ja sie führten ihre Kriege mit Königen und ganzen Ländern und wußten sehr wohl, daß sie ihr Ansehen eben nur der eigenen Kraft verdankten. Und dabei wurde nicht gefragt, wie viel Einwohner sie zählten, wie viel Gewerbsleute, wie viel Straßen, wie viel Häuser; das starke Gefühl ihrer Einheit ersetzte das Zählen und Berechnen und ohne allgemeine Wehrpflicht griff jeder Bürger, von dem Ersten bis zum Letzten, zu Helm und Harnisch, wenn es „die Stadt" galt. So war die Stadt jener Zeit ein einheitlicher Körper mit einheitlichen! Bewußtsein und einheitlicher Kraft, und diese individuelle Kraft war es, welche von den ursprünglichen Grundherren die volle Freiheit, von den Landesherren die formale Anerkennung derselben in ihren Statuten und Privilegien erzwang; die Macht und Unabhängigkeit der Kürperschaft ward zum Schutz ihrer Angehörigen, das freie Recht derfelben zum Recht, .das Mefühl der gemeinsamen. Interessen zum Schutz ^jedes Einzelnen gegenüber Dritten; die Stadt mußte das Vaterland ersetzen, und

sie that es. Und dieser Geist jener Zeiten, die Selbständigkeit und Freiheit des Einzelnen durch sein Angehören an seine Stadt ist es, was uns umweht, wenn wir die Denkmäler dieser Vergangenheit durchwandern: die Städte bildeten eine Welt für sich, und jede Stad! war in derselben eine kleine Welt, an die Jeder mit den tausend Banden der Tradition, des Interesses und der Familie gebunden war. Diese individuelle Selbständigkeit ist es, deren specifischer Hauch uns umweht, wenn wir bei dem verweilen, was uns jetzt noch als die ehrwürdigen Reste derselben entgegentritt. Da handelt es sich nicht um Größe, um Schönheit, um Umfang dieser Reste, sondern um den Geist der Zeiten, welcher sie einst mit gemeinsamer Anstrengung erschuf, um das Gefühl der individuellen Kraft jener Körperschaften als eines selbständigen Lebens, das es vermocht, den städtischen Ruhm, die städtische Ehre, die Liebe und Hingebung zur Vaterstadt zu erzeugen, die allein so große historische Aufgaben zu lösen vermochte.

Und wie ist es jetzt?

Wer etwa auch nur fünfzig Jahre in feiner Erinnerung zurückzudenken vermag, für den gilt, was man jetzt wohl als ziemlich allgemein anerkannt annehmen darf, der oft gehörte Satz, daß man wenigstens in Deutschland „die alten Städte gar nicht wiedererkennt" und daß zehn Jahre genügten, um aus den Resten des alten städtischen Lebens eine neues, zu schaffen. Es ist etwas, wir möchten sagen, Unstatistisches in dieser Bewegung, und wenig Städte in Deutschland giebt es, die nicht in einer oder anderen Weise daran Theil nähmen. Die alte Stadt ist allenthalben verschwunden, und wo noch Neste derselben sein mögen, da werden sie durch Gewalten langsam aber unwiderstehlich absorbirt, die eigentlich Niemandem unbekannt sind. Die alten Mauern und Wälle, die alten feierlichen Stadtthore mit ihren stolzen Stadtwappen, die Gräben um die Stadtmauern, die Thürme mit ihrem massiven Grundbau — wo sind sie geblieben? Die alten Fahnen und Waffen, die Insignien der alten Zünfte und Innungen, die Erinnerungen an alte Kämpfe und Siege, in denen Jeder Helm und Harnisch für die Stadt trug, will man sie finden, muß man in alte hlllbueigesseue Nüstkammern der Stadt oder in die historischen Museen gehen, deren Kataloge, statt an den geschichtlichen Boden anzuknüpfen, auf dem alle diese Alterthümer entsprossen sind und der ihnen allein ihren Werth giebt, höchstens die Nummern der Museumsstücke in „zweckmäßiger" Reihenfolge darbieten. Versunken und vergessen sind die alten „Wahrzeichen", zusammengefallen und niedergerissen die alten Gebäude, die, wo immer sie standen, den Charakter ihrer Individualität in Grundbau und Schmuck an sich trugen; und was einst in seiner innigen, so oft mit dem Blute der Bürger besiegelten Verschmelzung mit der ganzen inneren Geschichte der Stadt ein Gegenstand der Ehrfurcht und als ein Gemeingut erschien, ohne das sich die alte Stadt kaum denken ließ, ist

jetzt Gegenstand der Curiosität, und den: Touristen weit bekannter, als dem Bürger der neuen Stadt. Dafür aber ist diese Stadt selber eine andere^ im Innern wie an der Grenze ihres alten engen Gebietes, und wenn man von dem Unterschiede der alten und der neuen Zeit spricht, an keinem Dinge wird derselbe so greifbar und imponirend, als in der neuen Stadt, welche sich aus der alten entwickelt. Das neue Leben der Welt hat die alten Ringmauern gebrochen, und wo früher gewaltige Wälle sich graben-geschützt wie ein dichtes Kleid oder ein Panzerhemd um die hart beengten Häuser der Stadt legten, laden jetzt friedliche Spaziergänge und schattige Anlagen den Bürger ein, die Erholung von: Tagewerk zu suchen. Kinder spielen, wo ihre Vorväter die Waffen trugen, um die Heimat zu schützen; statt des Wächterhornes, das die Ankunft der Fremden kündete, pfeift jetzt die Locomotive heran, um die sich Niemand kümmert als der Passagier; kein Thorhüter schließt das Thor, wenn die Sonne ihre Bahn beendet hat, keiner Erlaubniß bedarf der wogende Strom der Kommenden und Gehenden; riesig und in wachsender Menge strömt die Bewegung aus und ein; es giebt für die neue Stadt jene Grenze nicht mehr, welche einst die alte zwar beengt, aber dafür auch selbständig und stark machte. Und draußen vor den alten Wällen und Thoren, wo einst die Kriegsläufte auch dem Reichsten verboten sich anzusiedeln, und wo das Ackerland darum an die eigene Thätigteit der Bürger so vertheilt war, daß man mit gutem Recht sagte, es sei die Mauer, welche Bürger und Bauer schied, da rollt sich jetzt ein ganz anderes Bild dem erquickten Auge des Lustwandelnden auf. Auf den alten Ackergründen erheben sich die freundlichen Villen der Besitzenden; Haus an Haus erhebt sich auf den alten Dorfgründen bis an die Stadtthore; frei bewegen sich Verkehr und Handel und die Menschen, welche beide tragen und von ihnen getragen weiden; ein zweites städtisches Leben lagert sich rings um das erste, ursprüngliche; die Grenze ist verschwunden zwischen Stadt und Vorstadt, und uni sie zu finden, bedarf es schon der Gemeindetafel, an die selber Niemand denkt, als wer der administrativen Competenz bedarf. Und wie nach außen, ist es auch im Innern der Stadt so wesentlich anders geworden. Noch steht das alte Nathhaus, aber drinnen ist eine neue Ordnung der Dinge eingezogen. Verschwunden ist der alte Bürgermeister, der Souverain in aller Vertretung der Stadt nach außen mit allen Zeichen seiner Würde; nirgends mehr wandelt der ernste Nathsherr mit Perrücke und goldbeschlagenem Rohr feierlich durch die Straße, den Schritt mäßigend, um nicht die Eile des Alltäglichen in seiner Würde zur Geltung kommen zu lassen; nirgends erscheint der Ctadtsoldat, den zuletzt, wie bei den Chinesen, Niemand fürchtete, als die ungeberdige Stadtjugend; Zünfte und Innungen führen nur als Form und und Namen ihre Existenz fort, und das alte „Innungshaus" steht als gewöhnliches Wirthshaus da für die arbeitslosen Gesellen, während es einst der Mittelpunkt zun, Theil recht ernster, blutiger Kämpfe zwischen

Meistern und Arbeitern war. Dafür aber ist in der neuen Stadt etwas entstanden, was die alte nicht kannte, und was wir auch jetzt noch zu kennen uns so oft vergebliche Mühe geben. Die Gesammtheit der Angehörigen der Stadt, einst so schön wohlgeordnet in Zünfte und Innungen, in Patrizier und Plebejer, hat mit dem alten Zunftmeister, mit den Wappen und Fahnen die alten Unterschiede von sich abgeschüttelt; alle Einzelnen der neuen Stadt sind jetzt gleich im öffentlichen Recht, so verschieden sie auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung sein mögen; es giebt keinen „hochmögenden Rath" und keine „gestrengen Herren" mehr; der Unterschied ist von der Form des Rechts auf die Substanz, welche ihn stets aufs Neue erzeugt, zurückgegangen und macht sich jetzt nur noch individuell in Kapital und Arbeit geltend; die Gleichheit des öffentlichen Rechts hat aber alsbald ihre Tochter, die Gleichheit in den Ansprüchen Aller an die Gemeinschaft, geboren; das große Princiv, ob formell ausgesprochen oder nicht, bricht sich unwiderstehlich Bahn, daß Alles, was diese Gemeinschaft für ihre Mitglieder thut, für Alle gleichmäßig zugänglich sein müsse, und das wieder erzwingt, was die alte Stadt nicht kannte, ein gemeinsames Nachdenken, ein gemeinsames Urtheil über das, was von der Geineinschaft und für dieselbe geschieht; es entsteht eine öffentliche Meinung, und mit der öffentlichen Meinung ein „Publicum". Es ist ein keineswegs gleichgültiges Wort in der allmähligen Entwicklung des öffentlichen Lebens, dieses „Publicum". Publicum bedeutet nicht eine Einwohnerschaft einer Stadt, obgleich aus naheliegenden Gründen anfangs nur die Städte, nicht das flache Land ein solches Publicum hatten; es ist dasselbe vielmehr eine Menge, welche durch die Gleichartigkeit der Empfindungen und Ansichten über irgend welche Erscheinung des öffentlichen Lebens sich ein gleichartiges Urtheil bildet, und von dem Urtheilen alsdann zum Fordern übergeht. Diese Ansichten, diese Urtheile und Forderungen entstehen zuerst in der Stadt, und wie einst die Zünfte und Innungen, die Meister und Gesellen sich an den hochmögenden Rath wandten, um ihr Begehren durchzusetzen, so wendet sich jetzt dies Publicum an die Stadtvertretung, um das, was es erwünscht und will, zur Geltung zu bringen. Denn eben diese Vertretung der Stadt selbst ist ihrem Wesen nach eine andere geworden. In der alten Stadt gingen Bürgermeister und Rath zwar auch aus der Bürgerschaft hervor; aber sieht man genauer zu, so bestanden sie doch nur aus denen, welche die gesellschaftliche Macht hatten. Darum verkehrten sie wenig oder garnicht mit der Gesammtheit der Einwohnerschaft; das Gebiet ihrer Thätigkeit iin Innern der Stadt waren die Interessen der machthabenden Klassen, und wehe denen, welche ihnen widersprachen, denn dieselben gestrengen Herren, welche ihre Kundmachungen und Befehle erließen, waren zugleich die Richter und die Strafgemalt über Alle, welche sich ihnen widersetzen mochten. Es war in diesen alten städtischen Rathsstuben daher eine Art Fürstlichkeit zu Hause, die sich fast von selbst mit einer gemissen Würde

umgab, dafür aber die Berechtigung des einzelnen Stlldtbürgers nur nach ihrem Ermessen gelten ließ, wie die fürstlichen Landesherren das Recht ihrer Unterthanen unbedingt mit Füßen traten, wo es ihnen selbständig entgegentrat. Die Willkür und die Beschränktheit, die daraus für die fürstlichen wie für die städtischen Gewalthaber entsprang, bedurften ihres Deckmantels, und es ward namentlich in dem vorigen Jahrhundert eine fast in ganz Europa geltende Regel, daß die Fähigkeit, öffentliche Angelegenheiten zu leiten, stets im umgekehrten Verhältniß zu den Förmlichkeiten und Feierlichkeiten stand, mit denen sich die Machthaber aller Art umgaben. So entstand jene tiefe Kluft Zwischen dem Fürstenthum im Allgemeinen wie im Besonderen zwischen den einfachen Bürgern der alten Städte und ihrer städtischen „Obrigkeit"; der freie stolze Sinn der ersteren ward gebrochen durch die Unverantwortlichkeit der letzteren; die Furcht vor der Vergewaltigung durch den Rath und seine Polizei machte aus dem Rathhaus dasselbe für die Stadt, was die Burg des Grundherrn für das flache Land war; der Stolz des alten Bürgerthums ward gebrochen, mit ihm der Eifer, mit ihm der Wohlstand, mit ihm die alte Anhänglichkeit an die Vaterstadt.

Das nun ist mit der neuen Stadt anders geworden. Dieser Bürgermeister, diese Nathsherren gehören nicht mehr der Klasse der „großen" Bürger; der „Patrizier" ist nur noch eine historische Erinnerung, und der Bürger weiß, daß er die Häupter der Stadt selber wählt, und daß er jetzt das Recht hat, dieselben durch den Druck seiner öffentlichen Meinung zu nöthigen, das zu thun, was im Gesammtinteresse liegt, und sie zur Verantwortung zu ziehen für das, was sie gethan. Unter diefem Athen» der neuen bürgerlichen Freiheit begann die neue Epoche des Städtewesens.

Im Großen und Ganzen kennen wir sie alle. Die wesentliche Grundlage der neuen Entwicklung der Städte aber erscheint zunächst als ein fast mechanifcher Factor. Als die alten Städte gezwungen wurden, die streng ständische Form ihrer inneren Verfassung zu ändern und das Stadtbürgerthum der höheren Idee des Staatsbürgerthums zum Opfer zu bringen, als damit auch jene äußerliche Abschließung der Städte von der Außenwelt ihr Ende fand und sie nicht mehr umhin konnten, auch den Nichtbürgern das Recht zu gewähren, zum Bürger zu werden, da begann jener zunächst rein wirthsckaftliche Proceß, in dessen Mitte wir stehen und der noch immer fast ausschließlich das Leben unserer gegenwärtigen Städte beherrscht. Das war das Hineinströmen einer ganz neuen Bevölkerung in die alten Städte, die nicht in der Stadt geboren, mit keiner Tradition von ihrer alten Ordnung und ihrer Geschichte erzogen, und daher von Hause aus ohne jene Anhänglichkeit an die Stadt war, die einst dieselbe so stark gemacht.

Wir werden uns an dieser Stelle nicht mit der Darlegung der einzelnen Gründe aufhalten, welche diefe Strömung in den Städten erklären. Aber wenn man dieselbe genauer betrachtet, so wird man zwei Elemente derselben unterscheiden müssen, und Inhalt und Folge dieser Unterscheidung

sind so gewaltig, daß sie bis auf den gegenwärtigen Augenblick in ihrer stillen aber unwiderstehlichen Bethätigung zur Grundlage des Schicksals' der neuen Städte geworden sind. Es ist von großem Werthe, wenn man von diesem Standpunkte aus dasjenige beobachtet, was die Statistik die Bewegung und den Wechsel der Bevölkerung nennt. In der That nämlich besteht der eine Theil derjenigen, welche ihren Aufenthalt in der neuen Stadt suchen, aus den wesentlich ländlichen Arbeitern, denen die Stadt als solche ganz gleichgültig ist, die aber, auf dem Lande bei schlechtem Lohn und ohne Aussicht darauf, sich eine Zukunft zu gründen, sich nach dem Geldlohn der städtischen Arbeit hindrängen, in dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein, daß sie bort Herren ihres Erwerbes und damit wirth-fchaftlich freie Leute werden. Hier treten nun Momente ein, die wir nicht verfolgen dürfen; aber Eines ist klar. So wie sich das Princip der unbegrenzten Theilbarkeit der Hufen mit der Tendenz des Geld-kapitals verbindet, treten zwei Dinge ein, welche für unsere Frage die gleiche gemeinsame Bedeutung haben. Das erste ist die Zerstückelung des mittleren Grundbesitzes in Verbindung mit der Bildung von Latifundien: das zweite ist die Anwendung der Maschine in der Landwirthschaft. Beide haben, so wie sie auf einem gewissen Punkte anlangen, die Folge, daß die besitzlose Arbeitskraft des ländlichen Arbeiters einen Theil ihrer früheren Beschäftigung, damit einen Theil ihres Werthes, damit einen Theil ihres Lohnes ziemlich aussichtslos verliert. Der Rückschlag besteht dann, fo alt überhaupt die Geschichte der Städte ist, darin, daß der Arbeiter die Stadt aufsucht, und hier das Angebot der mechanischen Arbeitskraft so sehr vermehrt, daß das Kapital auf Grundlage des damit ent-stehenden niederen Arbeitslohnes sich der Industrie zuwendet. Die neue in» dustrielle Bewegung des Kapitals schafft nun zuerst eine neue Form des Rechtisinnes, aber sie erzeugt zugleich den Kampf der Industrie mit dem Gewerbe, der so ernst ist, daß der alte Kampf zwischen den Gewerbs-meistern und ihren Gesellen daneben fast gänzlich verschwindet; zu gleicher Zeit bleibt die dritte Folge nicht aus, die Schöpfung eines Proletariats, das so wesentlich verschieden von der Armuth ist. Wir bleiben dafür an diefer Stelle bei demjenigen Momente stehen, welches unserer Aufgabe am nächsten liegt; die tiefere Begründung muß man uns hier erlassen. Die Armuth ist in der Wirklichkeit stets eine örtliche Erscheinung, und die Armenpflege daher ihrem Wesen nach die Aufgabe einer örtlichen Gemein-schaft; das Proletariat dagegen als die arbeitsfähige Armuth beruht auf der Natur der Industrie, und gehört daher der Gesammtgemeinschaft der Menschen, dem Staate. Eine Armuth und eine Art von Armenwesen haben daher alle Städte fast von jeher gehabt; die Gestaltung der städtisches Industrie dagegen und das Proletariat entspringt erst aus der Aufhebung der städtischen Ausschließlichkeit gegenüber dein Zuzug der fremden ländlichen Arbeiter. Damit kam der neuen Stadt eine Frage

und eine Aufgabe, welche der alten fremd war, und deren Bedeutung für das Städteleben darin gipfelt, daß dieselbe der Form nach zwar als städtische erscheinen kann, der Sache nach aber weit über dasselbe hinausgeht, und zu einer Landes-, zu einer Reichs-, ja zu einer allgemein menschlichen Frage wird. Es ist die große Verbindung der industriellen Entwicklung mit den Gegensätzen der socialen Bewegung, in welcher die specielle Stadt als solche keine Rolle spielt, höchstens daß sie durch die Anhäufung unbeschäftigter Arbeitskräfte zum Schauplatz jener offenen Kämpfe wird, die wir alle kennen, und welche die neue Stadt eben darum mit ihren eigenen örtlichen Mitteln nicht durchzuführen vermag, weil sie in der Thal nicht eigentlich städtischer Natur sind, sondern der gesammten socialen Bewegung angehören. Und wie nun dies erste Element das Leben der Stadt durch die Zunahme ihrer Bevölkerung unwiderstehlich über die alten Grenzen derselben hinaustreibt und sie in die Mitte des Gesammtlebens der Gemeinschaft hineinträgt, fo wirkt das zweite, wenn auch in anderer Weise, für dasselbe Ziel. Dies zweite Element ist die Entwicklung der geistigen Arbeit neben der industriellen. Das Gebiet der Erscheinungen, die sich damit ergeben, ist so groß und mannigfaltig, daß wir nur diejenige Seite desselben berühren, welche allein mit der Stadt als solcher zu thun habt. Zwei Dinge sind es vor Allem, die uns hier entgegentreten, beide zuletzt auf der gleichen Grundlage beruhend. Zuerst ist es nur die Stadt, welche der geistigen Arbeit als solcher einen wirthschaftlichen Erwerb zu geben vermag, und daher jede geistige Kraft, die sich erwerbsfähig fühlt, in die Stadt zieht und ihr hier auch wirklich ein Unterkommen bietet, das außerhalb derselben nur ausnahmsweise gefunden wird; die Stadt wird daher zur Heimat der geistigen Thätigkeit überhaupt, und diese in ihrer oft lauten, oft stillen Arbeit erzeugt dann das zweite Element in dem Leben derselben; es giebt den Wünschen und Forderungen der städtischen Gemeinschaft allmählich ihre Formulirung; es leitet auf der einen Seite die Parteien und ihre Bewegungen, auf der anderen drängt und treibt es die leitenden Organe, auch dem inneren wie dem äußeren Leben der Stadt eine Gestalt zu geben, welche, ohne sich an die alte Individualität derselben zu kehren, vielmehr den Ausdruck der allgemeinen Bildung sowohl in den Arbeiten als in den Anstalten und öffentlichen Anlagen und Bauten darbieten. Das geistige Lebeu in der Stadt erhebt sich damit in Schulwesen, Bauten, Anlagen, aber auch in der Presse und im Vereinswesen weit über seine alte Gestalt; die Stadt erzeugt dasselbe nicht mehr; sie empfängt es vielmehr innerhalb ihrer Mauern und erhält es, und zwar nicht als Stadt, sondern als Bevölkerung; die Stadt selbst wird zu einem Theile derjenigen Bewegung, die jetzt ein Genieingut des ganzen Volkes wird; daran schließen sich allmählich auch die Formen des täglichen Lebens; es wird gleichartig und von gleichen, nicht mehr an die alte Stadt gebundenen Wünschen,

Hoffnungen, Forderungen bewegt; die Stadt als solche verliert ihren alten Charakter auch in dem Geiste ihrer Angehörigen; sie wird aus einem Selbstzweck, der sie einst gewesen, jetzt zum Mittel und zur Vertreterin allgemein menschlicher Zwecke der Gemeinschaft; die Stadt ist nicht mehr da um ihrer selbst willen, sie wird zum Aufenthaltsorte derer, welche in ihr ihre eigenen Zwecke verfolgen; sie wird zur Dienerin einer Entwicklung, die sie mit allen anderen Städten wie mit dem flachen Lande aemein hat; und in dieser neuen und großen Stellung leistet sie unendlich viel mehr als früher in ihrer localen Beschränktheit, aber sie hat dadurch Eines eingebüßt, das unersetzlich erscheint. Sie ist aus einem selbstbewußten Körper eine besondere Gestaltung in der Vertheilung der Bevölkerung geworden; sie hat an die Bewegung der Bevölkerung ihre eigenthümliche Bedeutung, ihre alte Individualität verloren; sie ist eine nur statistische Thatsache und ein nur administrativer Begriff geworden. Und das ist der Charakter der neuen Stadt.

Und das zeigt sich nun alsbald auch auf einem anderen Gebiete.

Die Kraft, welche den mechanischen wie den geistigen Arbeiter in die neue Stadt zog, war nicht das Gefühl, die Heimat festzuhalten oder wieder zu betreten und sich Haus und Bürgerthum innerhalb traditioneller Verhältnisse zu gründen, die er lieb hatte, so sehr er darunter leiden mochte. Das was ihn in die neue Stadt trieb, war die Aussicht auf Erwerb.

Und je größer und je verständlicher ihm diese Aussicht war, um so lieber ging er hin; und in seiner freigewordenen Bewegung mar es natürlich, daß er dann unter den Städten, die ihm jetzt offen standen, diejenige wählte, welche ihm diese Aussicht am ersten und am meisten eröffnete. Damit schieden sich nun die Städte gerade in Beziehung auf diese Wahrscheinlichkeit, durch die individuelle Erwerbskraft eine individuelle Selbständigkeit zu schaffen und damit die Quelle der Freiheit und des Fortschrittes statt in der alten Ausschließlichkeit der Stadt in sich selber zu suchen. Diejenigen Städte, in welchen aus diesem oder jenem Grunde diese Wahrscheinlichkeit näher lag, waren diejenigen, die er wählte; und je mehr er Vertrauen auf sich selber hatte, desto mehr zog es ihn dahin, wo er hoffen durfte, sich selber am besten zu verwerthen. Nun aber ist es klar, daß mit der Vermehrung der Volkszahl die Möglichkeit, durch Arbeit und Tüchtigkeit sich eine Existenz zu gründen, fast in gleichem Verhältniß steigt und daß daher die Anziehungskraft jeder Stadt auf den Einzelnen in dem Grade wachsen muß, in welchem sie sich selber eben durch dieses Heranziehen von Arbeitskräften aller Art bethätigt, während andere Städte bald aus diesem, bald aus jenem, stets aber örtlichem Grunde, dieser Fähigkeit entbehren. So begannen diejenigen Städte, welche der ersten Klasse gehörten, sich zuerst langsam und dann immer rascher zu vergrößern, während die zweite Klasse in ihrer Entwicklung still stand; und so erklärt es sich, daß die Zunahme der Bevölkerung in

der ersteren selbst zur Quelle ihres eigenen Wachsthums ward, weil schließlich der eine Einwohner stets zur Quelle des Einkommens des anderen werden muß. Dazu kam dann die Leichtigkeit der Bewegung, die wachsende Verallgemeinerung der Verkehrswege; die Zahl erzeugte die Zahl, die Mehrheit die Mehrheit; diese wieder Erwerb und Geschäft, diese wieder die neue Ansiedelung; die alte Stadt galt nichts neben dem neuen Markt, den die Arbeit fand; weiter und weiter dehnten sich um ihre alten Grenzen die neuen Straßen und Häufer, größer und grüßer ward die Bevölkerung; geistige Thätigkeit und technisch-mechanische Arbeit reichten sich die Hände und so entstanden die großen Städte, deren Ausbreitung und Wachsthum die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts charakterisiren.

Faßt man nun zusammen, was auf diese Weise zugleich Quelle und Inhalt des großen Processes ist. der aus der alten und eingeschlossenen Stadt die neue und große Stadt macht, so kann man denselben wohl mit einem Worte bezeichnen. Die Größe der Städte ist die einfache Confequenz eines rein volkswirthschaftlichen Gesetzes. Die große Stadt ist nichts als eine Accumulirung von Einzelnen, welche vermöge der örtlichen Vermehrung der Bevölkerung auf einen leichteren und größeren Erwerb hoffen. Sie hat mit der Individualität der alten Stadt garnichts zu schaffen; sie besitzt weder eine Macht, noch strebt sie nach derselben; sie hat zwar die Grundform und die öffentliche Stellung einer Corporation, aber diese Corporation ist kein politischer Factor und giebt keiner Stadt, ob groß oder klein, eine individuelle Bedeutung im Gefammtleben, sondern sie ist die absolut gleiche für alle, ob groß oder klein, ob reich oder arm; der alte Unterschied zwischen der mächtigen und unmächtigen, der privilegirten und unprivilegirten ist verschwunden und wie alle Einzelnen in der staatsbürgerlichen Gesellschaft jetzt ohne Unterschied „Staatsbürger" unter gleichem Recht sind, so faßt unsere Zeit alle Städte gleichfalls unterschiedslos in der gleichen öffentlichen Kategorie der „Gemeinden" zusammen. Der Unterschied zwischen der kleinsten und der größten Stadtgemeinde ist jetzt nur noch die Differenz der Bevölkerung und die mit dieser Differenz gegebene größere pecuniäre Macht, der zugleich die Differenz in Umfang und Art der Anstalten und Aufgaben entspricht, welche die große Stadt von der kleinen unterscheiden. Damit hat aber auch die Leitung der städtischen Thätigkeit ihren Charakter geändert, und gäbe es noch alte Städte aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wir würden dieselben nicht bloß in ihrer Zusammensetzung, sondern auch in ihren Aufgaben und Leistungen nicht wiedererkennen. Denn nicht nur, daß ihnen die Jurisdiction und fast die ganze Polizei genommen ist, sie haben gar nicht mehr das Gefühl, daß die Erhaltung der städtifchen Macht und Selbständigkeit als eines politischen Factors in ihre Hände gegeben ist. Die neue Stadt, ob groß oder klein, hat gegenüber der alten weder Feinde noch Freunde mehr; sie hat keine Bundesgenossen und keine

Städtetage; das politische Leben des Volkes erfaßt sie nicht, sie überläßt dasselbe ruhig dem Einzelnen; dagegen ist ihre Aufgabe die reine Administration ihrer eigenen Angelegenheiten, die wie ihr letztes Object eben der Einzelne ist, die gleiche werden muß mit der Administration des ganzen Landes, nur im Umfange entwickelter und in den einzelnen Theilen grade in demselben Verhätlniß ausgebildeter, je größer die Einwohnerzahl ist. Dabei kann auf die Dauer keine Regierung sich der Erkenntniß enthalten, daß die naturgemäß örtliche Vertretung der Städte auch selber am besten die örtlichen Bedürfnisse ihrer „Gemeinde" kennen und berücksichtigen wird. Steht die neue Stadt daher wie jedes Dorf unter der gemeinsamen Gesetzgebung ihres Staates, so hat sie daneben ein gewisses Maß selbständiger öffentlicher Macht in Beziehung auf die örtliche Ausführung gewonnen; sie hat einen Theil desjenigen empfangen, was wir im neueren Staatsrecht die „Verordnungsgemalt" und somit des Rechts auf den öffentlichen Gehorsam nennen. In diesem Sinne ist ihr ein gewisses Maß von Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit geblieben, und das allgemeine Princip des verfassungsmäßigen Staatsbürgerthums hat die Ausübung dieser Rechte und damit die Herstellung der öffentlichen Organe mit dem Rechte der Wahl für jeden Bürger verbunden. Man hat den tiefen Unterschied, der zwischen dieser engbegrenzten, aber durch gewählte Mitglieder ausgeübten localen Selbständigkeit und derjenigen der ständischen Epoche liegt, sehr wohl einpfunden, und fast ein halbes Jahrhundert nach einem bezeichnenden Namen dafür gesucht. Das Studium des englischen öffentlichen Rechts, für das Gneist's Arbeiten noch immer die Grundlage bilden, hat die Bezeichnung der „8«It'A«vsrriru«nt" von England auf Deutschland übertragen. Die richtige Empfindung der specifischen Natur jener neuen Selbständigkeit namentlich der Städte hat uns aber gelehrt, auch hier die wesentliche Unterscheidung aufzustellen. 8eItA0vsrr>mrin bedeutet sowohl die Selbstregierung, als die Selbstverwaltung; die alte ständische Stadt besaß beides; die neue staatsbürgerliche Stadt hat die Selbstregierung verloren, und statt derselben nur die Selbständigkeit eines Theiles ihrer Verwaltung erhalten; sie ist mit ihrem ganzen Recht und mit ihrer ganzen Thätigkeit der eigentliche Selbstvermaltungskörver, und diese Selbstverwaltung, die nur Verordnungen und keine Gesetze mehr schaffen kann, ist bei gleicher principieller Grundlage für alles Gemeindewesen um so entwickelter, je mehr die Zunahme der Bevölkerung specisische Sonderinteressen des mirthschaftlichen und geistigen Lebens entwickelt und specisische Fürsorge für dieselben fordert und erzeugt. Das „Wohl" der Stadt ist jetzt in diesen Interessen concentrirt; die Vertretung der Stadt hat nur noch mit ihnen zu thun, und „differenzirt sich", wie die Naturhistoriker sagen, nach demselben, indeni die Beschlüsse über das, was für jene Interessen zu thun ist, von der Vertretung der Bürgerschaft, dem Gemeinderath, die Ausführung im Einzelnen von dem Magistrate besorgt wird; der Staat der

Verfassung hat seine beiden Grundformen auf die städtische Organisation „vererbt", und diese sich in Ausbildung und Form den Einzelbedürfnissen „angepaßt"; das Analogon des verantwortlichen Ministeriums und der Parlamente findet sich mehr oder weniger klar in jeder Stadt, und die Ge» sammtverwaltung des Staates beginnt somit in langsamem, aber vielfach noch unklarem Proceß der großen Scheidung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung; aber wenn wir sagen, daß die Stadt der neuen Zeit ihre Individualität verloren hat, so bedeutet das jetzt, daß sie trotz aller Selbstverwaltung aus der Regierung und Gesetzgebung völlig ver- schwunden ist. Sie ist mit allem Guten und Schlechten nur noch eine Kategorie der Verwaltung.

Das alles nun mag wahr sein; aber bei genauerer Betrachtung er- giebt sich, daß alles das gegenüber dem Wesen einer Stadt nur negative Momente sind. Auch die Unterschiede zwischen großen und kleinen Städten verschwinden eigentlich, wenn man sie kritisch beleuchten wollte, denn es ist kein Zweifel, daß sie nur quantitativer Natur sind; wer wollte die Grenze ziehen, wo die eine anfängt und die andere aufhört? Und wenn dem so ist, ist es denn doch nicht eigentlich ein Verlust, wenn mit alledem das, was wir die Individualität auch der Städte genannt haben, einfach ver- loren geht? Giebt es Jemanden, der die Individualität in allen mensch- lichen, ja sogar in rein natürlichen Dingen nicht schätzen, ja sie als den einzigen unverlierbaren Werth ansehen würde, den die einzelnen wirklichen Erscheinungen in ihrem Wechsel in sich tragen? Und darf, ja kann das weniger bei den Städten, diesen großen Centren menschlichen Lebens der Fall sein?

Das Eine ist vor der Hand gewiß, daß, wenn einmal eine Kategorie des Daseins die Natur dessen an sich trägt, das mir das Organische in ihr nennen, dasselbe nie verschwindet, sondern, auf einem Punkte unter- drückt, auf einem anderen wieder zur Geltung gelangt. Wir unsererseits halten nun die Kategorie der Individualität nicht bloß für eine organische überhaupt, sondern, wenn hier ein Unterschied statthaft ist, für eine Kate- gorie ersten Ranges in dem Sinne, daß sie die erste und ewig neue Ent- wicklung alles wirklichen Lebens enthält. Das nun dürfen wir hier zwar nicht verfolgen; aber wenn jener Uebergang von der ständischen Stadt zur staatsbürgerlichen, die wir als das Entstehen der großen Städte be- schrieben haben, die alte Form der städtischen Individualität vernichtet hat, und die letzte dennoch ihren hohen Werth behält, wo ist dann der Punkt, auf welchem wir den Keim einer neuen Bildung derselben begrüßen dürfen?

Wir wollen denselben mit einem Worte hier bezeichnen und die weitere Beobachtung des wirklichen Lebens und, wenn man will, auch das weitere abstracte Nachdenken darüber dem Einzelnen überlassen. Denn er- schöpfen läßt sich das nicht, grade weil es erst in seiner ersten, noch

unfertigen Entwicklung begriffen ist. Es ist der Unterschied zwischen einer großen Stadt und einer Großstadt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn sich vermöge der Factoren, welche die Anziehungskraft einer großen Stadt auf alle besten Einzelkräfte des Lebens ausmachen, alle höhere Entwicklung sowohl der mirthschaftlichen als der geistigen Elemente sich in der großen Stadt sammelt, sich allmählich eine gewisse Gegenseitigkeit unter denselben herausbildet, welche zwar einerseits das Eine durch das Andere beschränkt, aber andererseits sie auch gegenseitig erhebt, und das Gefühl, ja in seinen höheren Stadien das Bewußtsein erzeugt, daß gerade in dieser Wechselwirkung eine unversiegbare Quelle des Fortschrittes liegt. Damit schleifen und streifen sich die scharfen Kanten der individuellen Abgeschlossenheit ab, das Selbstgenügen des Einzelnen fängt an, der Empfänglichkeit für andere Auffassungen Platz zu machen, und in all den Dingen, welche öffentliche Angelegenheiten betreffen, entsteht für jeden Einzelnen das Bedürfnis;, wenigstens in gemissen Punkten mit Anderen übereinzustimmen. Da wo sich eine solche Bewegung nun auch über die Verschiedenheit in Bildung und Stellung der Einzelnen hinaus Bahn bricht, entsteht für alles, was direct oder indirect Allen naheliegt oder Alle angeht, das, was mir jenes „Publicum" nennen, das allmählich seine eigene Empfindung und mit ihr sein eigenes Urtheil und Vorurtheil bildet. Wie es von der Vorstellung von einer bloßen Vielheit zu der einer Gemeinschaft ein großer Schritt ist, so ist es ein nicht weniger großer von der Gemeinschaft zu der des Publicums. Und das werden wir hier nicht erst miederholen, wie es nur in der größeren staatsbürgerlichen Stadt ein solches Publicum giebt. Es ist nun natürlich, daß ein solches Publicum sich stets zunächst mit seinen örtlichen Fragen und Interessen beschäftigt; und es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß und weshalb, je kleiner die Gemeinschaft und je enger ihr Lebensgebiet ist, auch das Gebiet dieser Urtheile der öffentlichen Meinung sich um so enger und stärker eben auf diese örtlichen Fragen und Interessen beschränken wird. Allein zwei Dinge gehen alsbald über diese Beschrankung hinaus; das eine derselben ist der Verkehr, das andere ist die Volksvertretung. Beide sammeln je in ihrer Weise die Interessen und die Ueberzeugungen an demselben Orte, an welchem auch die Staatsgewalt, welche in beide hineingreift, ihren Sitz hat. Da wo dies der Fall ist, reicht jene Beschränkung des Publicums auf die eigene Oertlichkeit nicht mehr aus; mit diesen Centren des Gesammtlebens tritt die Stadt zugleich in alle Lebensverhältnisse frenider Städte und Länder hinein; jedes jener drei Elemente, Verkehr, Vertretung und Regierung, zwingt die beiden anderen, in Meinung und Urtheil selbst die große Stadt nur als einen Theil eines weit größeren Lebenskreises anzusehen, und auch für örtliche Fragen und Aufgaben den Standpunkt des Gesammtlebens, der Gesammtentwicklung der Menschheit zu Grunde

zu legen. Damit, mit dieser Berührung mit der großen Welt, wird die große Stadt zur Heimat aller der centralen Bewegungen und Gedankenarbeiten, welche sich von jeder begrenzten Oertlichkeit loslösen und innerhalb ihrer Gemeinschaft die Lebensprincipien der menschlichen Entwicklung überhaupt zur Anerkennung bringen wollen; erst in der großen Stadt werden Wissenschaft und Erfindungen aus merthvollen Factoren des Fortschrittes zu Mächten in der Entwicklung. Denn hier finden sie gleichsam die Mutter Erde, auf der ihre praktische Geltung erwachsen kann, die Zustimmung und die Unterstützung Vieler; und ob es scheinbar manchem Widerspruch unterliegt, so ist es dennoch wahr, daß alles theoretisch Wahre und künstlerisch Schöne erst dadurch „praktisch" wird, daß es sich in der großen Stadt sein Publicum bildet. Und das gilt von Wissenschaft, von Kunst, von Industrie, von politischen, ja von religiösen Dingen. So wahr und schön etwas sein mag, erst in der großen Stadt wird es aus einer individuellen Ueberzeugung und künstlerischen That ein Theil des Gesammtlebens, ein Inhalt des Gesammturtheils und der allgemeinen Meinung. Und weil nun schließlich eben dieses gemeinsame Urtheil doch das Resultat der in der großen Stadt sich vereinigenden besten Kräfte des Landes ist, so ist es natürlich, daß ein solches Urtheil auch über die Grenzen der Stadt hinaustritt, die Fähigkeit gewinnt, Auffassung und Ge» müth derer zu bestimmen, welche dieser Stadt nicht angehören. Anregungen gleichsam in der Fernmirkung zu schaffen, die sonst in der beschränkten Täglichkeit zu Grunde gehen, und damit die Leitung des gesummten geistigen und mirthschaftlichen Lebens für alles das zu übernehmen, was an sich an keine örtlichen und beschränkten Kräfte und Interessen gebunden ist. Und wo die leitende Gewalt der Auffassung einer großen Stadt derselben zum Bewußtsein kommt, wo sie emvsindet und erfährt, daß das örtliche Leben auf sie hinblickt und ihr zu folgen beginnt, da wird die Stadt wieder zu einer Macht für ihr ganzes Land; sie fühlt sich als solche, sie handelt als solche, sie erzwingt als solche ihren Einfluß auf allen Gebieten des Lebens; sie erscheint sich selber so gut wie Anderen als der Mittelpunkt des Gesammtlebens; sie giebt das Maß für den allgemeinen Werth aller Dinge und Bestrebungen und wird zum Beispiel für Andere, vor Allem für andere Städte^ ihr Urtheil wird entscheidend wie ihr Schicksal entscheidend wird; und in diesem Bewußtsein von sich selber und ihrem Einfluß auf das ganze Land findet sie das wieder, was die ständische Stadt an die staatsbürgerliche verloren hatte, ihre Individualität. Die große Stadt, welche auf diese Weise ihre geistige und wirtschaftliche Kraft zum maßgebenden Mittelpunkt in der fortschreitenden Entwicklung ihres Landes zu machen verstanden hat, ist die Großstadt.

Daher kann es unbeschränkt viele große Städte in jedem Lande und Reiche geben, aber nur Eine Großstadt. Das Entstehen mehrerer Großstädte in diesem Sinne bedeutet den Anfangspunkt, auf welchem sich die

Länder scheiden und eine neue Staatenbildung eintreten will; nicht die große Stadt, sondern die Großstadt ist es, welche zuerst deü höchsten Regionen des Gesammtlebens, dann aber allmählich auch dem ganzen Volke ihren Charakter aufprägt; wenn in der ständischen Zeit nur der Stadtbürger, so ist auf diesem Stadium der Entwicklung jeder Staatsbürger stolz auf seine Großstadt: während diese Großstadt ehemals nur durch den Sitz der Regierung für jeden Einzelnen die „Hauptstadt" war, ist sie jetzt die Hauptstadt, weil sie auch für Handel, für Industrie, für Geschmack, für die Grundrichtung der allgemeinen Bildung, für den Werth der großen öffentlichen Leistungen aller Art die tonangebende wird; während in der großen Stadt die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten Kern und Werth der städtischen Organe bildet, wird die Großstadt durch ihre öffentliche Meinung, welche die Gesammtverhältnisse ihres ganzen Landes umfaßt, zu einem gemaltigen politischen Factor im Leben des Volkes. Sie ist nicht bloß durch ihre Größe, sondern sie ist durch ihren Einfluß auf das ganze Land eine Macht, und diese Macht wird für das geistige Leben zur Autorität, die darum stillschweigend anerkannt wird, weil man sich sagt, daß das, was sie meint und thut, aus der Gesammtwirkung der besten und der stärksten Kräfte des Landes hervorgeht. Und damit sie das sein könne, muß der Proceß, der aus den letzteren ihr eigenes Publicum und ihre eigene öffentliche Meinung bildet, selber ein freier sein. Eine große Stadt kann man knechten, eine Großstadt ist durch ihre eigene Natur die Heimat der politischen Freiheit, und es ist eine jetzt leichtverständliche Thatsache, daß fast immer vom Volk in seiner Gesammtheit diese politische Freiheit gerade so verstanden wird, wie die Großstadt, die Hauptstadt des Landes sie versteht. Darum gewinnen politische Bewegungen immer erst in dem Grade ihren Werth, in welchem sie in der Großstadt heimisch werden; was auf diesem Gebiete nicht die Großstadt ergreift, wird stets unmächtig bleiben, gleichviel ob es berechtigt oder unberechtigt ist; denn alles öffentlich Geltende bedarf der Autorität, und jede wahre Großstadt ist auch ohne ihr Zuthun die mächtigste politische Autorität im ganzen Volksleben, gegen welche selbst die Negierung auf die Dauer nicht zu kämpfen vermag. Und dem entspricht in allen, und keineswegs bloß in politischen Dingen jener merkwürdige Organismus, den mir die Presse nennen. Nur in der Großstadt scheiden sich die beiden Gebiete des Journalismus, und stehen dennoch auf allen Punkten so nahe zusammen, daß sie grade durch diese ihre Fähigkeit, auch die tiefsten Verschiedenheiten der Anschauungen in sich zu verarbeiten, von der Hauptstadt aus die übrige Presse des Landes beherrschen; mit der einen ihrer Richtungen bilden sie die öffentliche Meinung und schaffen ihr neue Fragen und Standpunkte, mit der anderen bringen sie die bereits gebildete zum Ausdruck und erhalten sie. Wer vermag alle die Gesichtspunkte zu verfolgen, die sich an dieses Wesen der Großstadt knüpfen, und die doch zuletzt in dem einen

Princip ihres Lebens zusammenlaufen, daß hier alle Begrenzung dessen, was es will, zur Gefährdung des Werthes dessen wird, was es leistet? Vielleicht nun, daß alles das, was mir hier kurz angedeutet haben, doch einige unserer Leser zur Beobachtung vieler Erscheinungen anregt, welche sie umgeben. Am meisten aber wohl dadurch, daß uns alles das erklärt, weshalb die großen Städte in der ganzen Welt sich so gleich sind, daß es sich kaum noch der Mühe lohnt, sie überhaupt noch zu besuchen, mährend in den Großstädten eine so tiefe Verschiedenheit herrscht, daß viel Ernst und Zeit dazu gehören, sie wirklich kennen zu lernen. Denn das ist nun wohl klar, und mit dieser Bemerkung möchten mir schließen, daß jene Uniformität der großen Städte auf dem gleichartigen Grunde ruht, der sie hat entstehen lassen; sie sind eben in ihrer Größe nichts als die Wirkung rein nationalökonomischer Gesetze, und enthalten nichts als eine Addition von unbestimmten, aber stets gleichartigen mirthschaftlichen Einzelkräften. Eine Großstadt aber ist das Product aller geistigen Factoren des Gesammtlebens, welche wesentlich durch jene mirthschaftlichen Kräfte zur örtlicher Gemeinschaft gebracht werden, und deren Reibung auf allen Punkten Licht und Wärme erzeugt. Eben darum sind die großen Städte untereinander so gleich wie Handel und Industrie, die Großstädte aber so ungleich wie die Nationalitäten, die sie in ihrer individuellsten Gestalt zeigen. Ist es nöthig, dafür auf Paris, London. Berlin, Wien, Petersburg und andere hinzuweisen? Darum hört da, wo der Unterschied zwischen großer Stadt und Großstadt beginnt, die Statistik auf, und an ihre Stelle tritt das Studium des Volksgeistes, der in seinen Hauptstädten seinen Neflector findet, in welchem sich Ethnographie und Geographie zn einem gemaltigen selbsttätigen Ganzen verbinden. Weiter darauf einzugehen, gestattet der Raum nicht.

Allein mit einer Frage möchten wir doch über das Gesagte hinausgehen. Wir haben zu sagen versucht, was die Großstädte in ihrer Verschiedenheit von anderen Städten sind. Jede Besonderheit aber wird erst berechtigt dadurch, daß sie selbst ihre besonderen Aufgaben erzeugt. Was nun ist in der langsam sich entwickelnden Gesittung unserer Zeit diese specifische Aufgabe eben der Großstadt neben der großen Stadt?

Es scheint uns kein Zweifel, daß, während England und Frankreich sich diese Frage beantwortet haben, Mitteleuropa, Deutschland, Oesterreich, Italien noch im Bildungsstadium sind. Und auf dieses, Gebiet dürfen mir uns für diesmal nicht hinausbegeben.

Zwei Seegeschichten.

von

Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

I,

Die Geschwister.

wenn sich die Ebbe verläuft, so ragt aus den walten ein Hügel
Nahe dem Ufer hervor, der höher vordem und ein Werft war;
Darauf stand ein Haus, wie eine zerbröckelte Mauer
Heute noch zeigt, nicht groß, doch wohnlich, geräumig genug auch,
Um ein Sitz zu sein für zufriedene, glückliche Menschen.
Claus Harms hiesz der Besitzer; die Frau war leider gestorben,
Aber sie hart' ihr Jüngstes, ein Töchterchen, trefflich erzogen,
Daß, zwölf Jahr alt kaum, sie das Haus zu beschicken vermochte,
Und für den Vater und für drei ältere Brüder zu sorgen.
Ein paar Diemath Land war auch zu dem Hause gehörig,
Aber es war nicht genug, sie alle zusammen zu nähren.
Claus Harms fuhr auf der See als Steuermann, und es gerieth ihm,
Daß ihm als Capitcin ein Walfischjäger vertraut ward,
Welcher für Holland fuhr, ein plumpes, doch tüchtiges Fahrzeug.
Hart und rauh ist die Arbeit im Norden und riecht nicht nach Ambra,
Aber ein mnthiger Mann kann dort sein Glück sich erjagen.
Claus Harms sprach zum Rheder: „Zch will nicht fahren nach Grönland,
Dort sind selten geworden die Wale, ich segle nach Westen
Durch die Barrowstraße nach neu entdeckten Gewässern,
Denn dort schwimmet der Wal uns noch heerdenweise entgegen"
Und so geschah es denn auch, Claus kam mit reichlichem Fange
Glücklich zurück und brachte am Ende des Zahres zur Hallig
Ein paar Rollen zurück holländischer, blanker Ducaten,
Nebst zehn FZßchen mit Thran. „Ei," sagte mit Lachen die Tochter,

Heinrich Kruse in Bückeburg.
„Das heißt, Väterchen, ja auf Lebenszeit sich versorgen"
Doch Claus sprach: „Bei uns sind lang und dunkel die Nächte,
Da ist Hausvorrath von Thran garnicht zu verachten.
Sieh, und das Fett von dem Thier, auf das ich selbst die Harpune
Habe geworfen mit Glück, das scheint mir Heller zu leuchten."
Ebenso fuhr er mit Glück im andere» Jahr in das Eismeer.
Auch zwei tüchtige Söhne verdienten zur See sich 'nen Stüver
Geld; der ältste ein voller Matrose, der jüngste ein leichter,
Und sie kehrten zurück, am Ende des Zahres ein frohes
weihnachtsfest auf der Hallig mit ihren Geschwistern zu feiern.
Und sie brachten der Schwester gar seltene Dinge nach Hause,
Bald chinesische Tassen und bald Eorallen der Südsee,
Und Kehrbesen, aus Federn von indischen Vögeln gefertigt.
Damit wurde geschmückt dann das beste Zimmer, der Pesel.
Auch mit Sprüchen geziert war das kwus; so stand an der Thüre:
Wenn Du die Thüre betrachtest, so denk' an die Thüre des Himmels,
Denn zu Gott führt nur sein wort, durch Zesus verkündet.
Müssen die armen Bewohner der Halligen Manches entbehren,
Haben sie doch auf der einsamen Znsel das Eine, was Noth thut.
Da mit Glück auch fuhren die rüstigen Söhne des Schiffers,
Kehrte der Wohlstand ein in das Hans und stilles Behagen.
Und so saßen sie froh um die dampfende Bowle vereinigt
In der Silvesternacht, anstoßend auf glückliches Neujahr.
Glück und Glas, wie leicht bricht das! In dem Jahre, dem dritten,
wo Elans fuhr als Schiffer, erreicht' ihn die schreckliche Kunde,
Daß auf den Godwin Sands die Bremische Barke „Neptunus"
Aufgelaufen im Sturm und gesunken mit Mann und mit Maus sei.
Röben und Ulrich waren darauf, die ältesten Söhne,
Gut war durch den Eanal trotz Nebel und Sturm es gekommen,
Als das Schiff in stürmischer Nacht die Feuer verwechselt,
Deren so viele es giebt an jener gefährlichen Küste.
Elaus Harms jammerte nicht, doch wurde er stiller als früher,
Und saß stumm und starr oft da, in Gedanken verloren,
Und ihm war zu Muth, so sagte er selber, als hätte
Jemand ihm mit der Art vor den Kopf ganz plötzlich geschlagen.
Einmal fuhr er noch aus nach dem Norden, doch kehrt' er nicht wieder,
Denn sein Schiff, so stark es gebaut, ward doch von des Eises
Schwimmenden Bergen erdrückt. Zwar die Mannschaft rettete noch sich,
Nur Elaus Harms kam nicht davon mit dem Leben. Die Mannschaft
Sagte, daß ihr Eaxitän gleichgültig für Alles gewesen,
Und so hätt' er sich nicht zur Rettung !>ie Mühe gegeben.
Nun saß Ayme allein auf der Hallig mit Edda, der Schwester,
Und sie sprachen noch täglich vom Vater und auch von den frischen,
lebenslustigen Brüdern und konnten sich an den Gedanken,
Nie sie wiederzusehn, in langer Zeit nicht gewöhnen.
Ayme und Edda lebten einträchtiglich nun mit einander.
während im Hause sie schaffet, besorgt ihr Bruder die wiese,
Mähet das Gras und wendet das Heu und bringet es trocken
Unter dem Dach auf den Boden vom hochbeladenen wagen;
Hält in Ordnung den Stall mit den drei buntfleckigen Kühen,

Zwei Seegeschichten,
Die, von Edda gemolken, das Beste thun in der Wirtschaft;
Wäscht und scteeret die Schafe, und Edda spinnet die wolle:
Also wirket zusammen die fleißige Hand der Geschwister,
Ein Tag ging wie der andere hin; doch den Wechsel der Dinge
Müssen die Menschen erfahren auch auf der einsamsten Insel.
Niedrig lag und nahe dem Ufer das kand der GesHwistcr.
Und in jeglichem Jahr nahm ab es am Rande der wiese.
Nur um ein Wagengeleise, doch geht unaufhaltsam das Eiland
Langsam dem Ende entgegen, wenn nicht vorher es die Sturmfluth
plötzlich begräbt, daß nichts nachbleibt als schäumende wogen.
Einst nahm Ayme das wort und sprach nach langem Besinnen:
»Schwester, so geht es nicht mehr, wir müssen im Hause verhungern;
Gar zu klein ist die wiese geworden und nährt uns nicht länger.
Eine der Kühe verkauften wir längst, wir behielten nur zwei noch,
Heute Hab ich die kiese, die weiße, mit zierlichen braunen
Flecken gezeichnete Kuh, nach Husum gebracht auf den viehmarkt."
Edda entgegnete nichts und trocknete nur sich die Augen.
„Ja, ich wüßt' es ja wohl, daß nah es Dir gehe, drum bin ich
Heimlich vor Thau und Tag zu Schiff mit dem Rinde gegangen.
Da viel Futter gewachsen, verkauft man selten ein Rind nur
Und hoch sieht es im Preis. Ich bekam noch mehr als ich hoffte.
Da nimm, Edda! So nimm doch das Geld und bewahr's in der Truhe
Als Nothpfennig. wer weiß —" Ihm fiel in die Rede die Schwester:
„Hättest Du lieber doch mir es gesagt, was im Sinne Du hattest,
Denn dann HLtt' ich ihr noch ein zierliches Kränzchen gewunden
Ans Strandnelken und Blumen, die zahlreich stehn auf der wiese.
Und es dem lieben Geschöpf in die Hörner geflochten zum Abschied."
Ayme versetzte darauf: „Auch kiese verließ uns so ungern.
Als ich den Hals ihr geklopft noch einmal und dann von dem Markt ging,
Muhte sie traurig mir nach. Ja, Scheiden, das ist nun die kosung.
Hier ist nicht mehr Arbeit für mich, ich gehe fast müßig.
wenn ich ein wenig auch fisch' in den Wasserläufen und krebse,
)st's unsicheres Brod und reicht nicht aus für den Haushalt,
Darum muß ich denn gehn, um anderswo zu verdienen."
„Anderswo?" fragte die Schwester bestürzt, „Du willst mich verlassen?"
„Muß Dich verlassen, V» siehst es ja selbst." „wo willst Du denn Hingehn?"
„wer nicht Acker zu pflügen besitzt, muß furchen die Meere."
„Seemann willst Du werden?" „Jawohl, ich fuhr schon mit Vätern
Zweimal aus auf die See und habe ja kräftige Glieder."
„wenn es anders nicht ist, so hilft es nicht, weiß ich ja selber,"
Sagte die Schwester bekümmert, doch sich zu fassen versuchend.
„Und wann willst Du denn gehn?" „Heul lieber als morgen," versetzt' er,
„Denn hier zehr' ich ja nur von der Schnur." Doch ließ ihn so rasch nicht
Edda ziehn in die Welt, sie mußte mit Kleidern uns Wäsche
Ihn noch versorgen vorher und die Seemannskiste ihm packen.
Als er nun länger sich halten nicht ließ, so fragte die Schwester:
„wann, wann kommst Du zurück?" Er sagte, das könnt' er nicht wissen,
Denn ein Schiff muß nehmen die Fracht, die grade sich bietet
Nah und fern. „Zch komme vielleicht schon in wenigen Wochen
wieder zurück, doch, Edda, es kann auch Jahre noch dauern."

„Nein I o wie hielt ich das aus. Nein Ayme, Du mußt mir versprechen,
Einmal kehrst Du zurück in jeglichem Jahre wie Vater.
wenn ein Jahr um ist und Du bist nicht wieder gekommen,
werd' ich Dich jegliche Stunde erwarten bei Nacht und bei Tage.
Abends stell' ich ans Fenster die Lampe und lasse sie brennen,
Daß ihr Schein schon von ferne Dir zeigt, Dein warte die Schwester,
Und willkommen Dich heiße, geliebtester Bruder." So sagend
Streichelte sie ihm die Wange und streichelte immer von Neuem.
Innerlich that es ihm wohl, doch er machte sich stark und er wehrte
Ihre Zärtlichkeit ab, und gleich einem Scheltenden sprach er:
„Tausende gehen zur See, so mache davon doch nicht Wesens."
Bhne Abschied war er am anderen Morgen verschwunden.
Aber er ließ ihr sagen durch einen befreundeten Schiffer,
Daß er verheuert sich habe in Altona gleich und er wäre
Gut angekommen bei einem Eaptain, der mit Vätern bekannt war,
Und sie brauche um ihn sich keinerlei Sorge zu machen.
Edda ertrug wie sie konnte der Einsamkeit schleichende Stunden,
Sonntags ging sie zur Kirche und hatt' ein Gespräch mit den Nachbarn,
Die oft fragten: „Wie geht es dem Bruder?" Sie könnt' es nicht sagen.
Aber den Werktag hielt sie das Haus noch saubrer als früher,
Scheuerte, fegte und putzte, und wenn sie die einzige Kuh dann
Hatt' und die wenigen Schafe besorgt, so nahm sie das Spinnrad,
Und so spann sie so glatt und so gleich wie den Faden den Tag ab;
Schärfte die Sense und mähte das wenige Gras auf der wiese,
Galt es zu werben das Heu, so holt' aus dem Haus sie ein Laken,
Darin packt' sie das Heu, nicht bedurft' es mehr wagen und Karren;
Kurz, sie besorgte die wirthschaft allein, das tapfere Mädchen.
Abends setzte sie sich an das Spinnrad, und wenn der Nebel
Sich auf das Meer gelegt und von fern es brauste und heulte,
Horchte sie bang auf den Sturm und die traurige Harfe der Meerfluth,
Und es erklinget ihr kied, als kämen die Töne vom Jenseits.
Sinnend träumt sie ein Weilchen, dann schnurret von Neuem das Spinnrad.
Als nun wieder erschienen der Tag, wo Ayme davonzog,
Und sie die Hoffnung getäuscht, er trete hinein in die Stube
Grade den Tag, so nahm sie am Abend die eiserne kampe,
Füllte sie auf und als sie sodann mit weißem uud frischem
Dochte die Dille versehn und entzündet ihn hatte, so stellte
Sie vor das Fenster die keuchte, um still zu brennen die Nacht durch.
wie man im keuchtthurm stets, wenn es dunkelt, das Feuer entzündet,
Daß es die Nacht durch brennt,, so sah man an jeglichem Abend
Auch sich erleuchten das Fenster im Hause der einsamen Schwester.
Einmal nur blieb dunkel das Haus. Da sagten die Nachbarn:
„Kehrte nun endlich ihr Bruder zurück, der so lang' schon ersehnte?"
Und sie kamen schon früh am folgenden Morgen gegangen,
Zu glückwünschen dem paare der wiedervereinten Geschwister.
Aber sie fanden die Schweft,r noch einsam sitzen am Spinnrad,
Niedergesunkenen Haupts: ihr entglitten der Flachs und der Faden;
Zwar noch ruhte ihr fleißiger Fuß auf dem Tritte des Spinnrads,
Aber das Rad stand still und die Spindel bewegte sich nie mehr.
Das sind menschliche Hoffnungen! Ach l Fast möchte man weinen.

Zwei Seegeschichten.

II,

was kostet der Stockfisch?

mal Vater!" „Was hast Du denn da?" „Ja, rathe mal Vater."
„Ein Nußknacker vielleicht? Ein pfropfenzieher? vielleicht ein
Stiefelhaken?" „B nein, ich sehe, Du kannst es nicht rächen."
So sprach Robert zu seinem geachteten Vater, dem Rheder
Und Großhändler in Korn. Gr war in des Vaters Geschäft schon
Als Theilhaber getreten. Er zankte sich oft mit dem Alten,
Glaubte wohl klüger zu sein, doch übersah ihn der Vater,
„Sieh," sprach Robert zu ihm, „das Hab' ich mir eben ersonnen.
Ist ein Instrument, womit man auf leichteste weise
Schrauben sich selbst anfertigt." „Du hast wohl Schrauben im KopfeI"
„Nein," sprach Robert, „wozu sich Schrauben kaufen im Laden,
wenn man selbst sie verfertigen kann mit meiner Erfindung."
„So, so, lieber Sohn, berechnest Du auch vir die Kosten?"
„B, dies Instrument," sprach Robert mit Stolz es betrachtend,
„Kostet nicht viel." „Ich meine," so sagte der Vater dagegen,
„Nicht was Dich das Metall mag kosten; ich meine vor Allem
Robert, die Seit, die Du mit solcherlei Dinge» vergeudest.
Gehst Du zu Weiergang in der Wasserstraße, so kannst Du
Schrauben nach Herzenslust für wenige Pfennige kaufen."
Und so stritten sie oft, denn der Sohn war fleißig und sparsam,
Aber sein Sinn war stets auf Kleinigkeiten gerichtet,
während der Vater im Großen betrieb die Geschäfte mit Kühnheit.
Und nicht lange darauf sprach so zum Sohne der Vater:
„Immer bläst aus Bsten der wind und Eapitän Eggert,
Der mit der neu'n Galeasse Johanna segelt nach London,
Konnte sich besseren wind nicht verschreiben. Da nimmt es mich Wunder,
Immer noch nicht von Sack und Bremer in London zu hören,
Daß mein Weizen gekommen an Brt und Stelle und schleunigst
Jetzt zu den herrlichen preisen verkauft, wo bleibt die Johanna?
Ich mag Eggert wohl leiden — sonst gäb' ich ihm nicht die Johanna —
Denn er ist freundlich, der Mann, anständig und weiß auch zu reden
Glatt wie Honigseim. Doch was hilft das alles. So langsam
Sollte das neue Schiff nicht segeln. Das weiß doch der liebe" —
Damit brach er dann ab, denn es mar so seine Gewohnheit,
Niemals den letzten Satz, wenn er ärgerlich war, zu beenden.
Herr Eommerzienrath, er ahnte nicht, konnte nicht ahnen
Wie sich indeß die Johanna die Seit vertrieb auf der Nordsee.
Eapitän Eggert war an der Rügenschen Küste geboren,
Und sein Dorf lag hart an der See. von Jugend auf war nun
Angeln und Fischen das Liebste für ihn. Bb Karauschen im Teiche
Er mit dem Netze sich fing, ob Bungen für Schleien und Hechte
Er in das Schilf auslegte mit lockenden Eierschalen,
Vder ob Aale er stach, war gleich ihm. wenn er nur fischte;
Niemand verstand sich so gut auf Geräthe für Angeln und Fischen.
Als ihm, dem hübschen und freundlichen Mann, ein Schiff nun vertraut ward,
war fein erster Gedanke, man könnt' auf dem Meere auch fischen.

Und so brachte der junge Taplän, indeß man Johanna
Neben der Ballastkifte belud, ein gewaltiges Schleppnetz
Triumphirend an Bord, voll Hoffnung aus herrlichen Fischfang.
Und kaum ist er heraus aus dem Sunde und riechet die Nordsee,
Läßt er die Segel herab, so schön sie schwellten im winde,
Und läßt treiben das Schiff, und dann in die See mit dem Schleppnetz.
Nun war grade die Zeit, wo man Cabliau sänget; er macht auch
Linen so reichlichen Fang, daß das Herz ihm lachet im Leibe.
„Seile gespanntl" so befiehlt er, und rings um das Schiff, von dem Bugsprit
An bis zum Heck und rechts und links auf jeglicher Seite
Werden nun Seile gespannt, die gefangenen Fische zu trocknen,
Was nach Wunsch auch gelang bei dem Sonnenschein und der Brise,
Nachdem regelrecht man ausgeweidet sie hatte.
Darauf verstand sich der junge Eaptän, und riesige Fische
Baumelten nun von den Seilen zur Herzensfreude von Eggert.
Schmunzelnd in himmlischer Lust ob feines gelungenen Fanges
Hißt er die Segel von Neuem, um fortzusetzen die Reise,
Und so fuhr denn das Schiff seltsamlich behangen mit Stockfisch
Auf die Themse zum Staunen von sämmtlichen Uferbewohnern,
Ein Aauffahrer, zu sehn wie ein Fischerschmack in Neufundland,
Wo man den Tablian fängt für den ganzen katholischen Erdkreis.
Und zwei Tage bloß gingen verloren beim herrlichen Fischfang.
Leider nur fiel indessen in kaum zwei Tagen der Beste
Weizen am Londoner Markt um einen Schilling und Sizpence,
Als in Stralsund nun sein Rheder vom Herrn Kapitäne
Linen Sack erhielt mit dein herrlichsten Fischen, so rief er:
„Robert, so komme mal her," und erzählt' ihm die ganze Geschichte
Und dann fügt' er hinzu als Nutzanwendung und kehre:
„Siehe, der junge Taptän der Johanna ist gerade ein solcher
Kerl, wie vu selbst, denn er rühmt mir sehr den vorzüglichen Fischfang
Und hat uns zur Probe gesandt da den Sack mit dem Stockfisch.
Stockfisch mag ja für Liebhaber ein gutes Gericht sein.
Einmal laß ich mir das im Zahre gefallen. Gewässert,
Reichlich behandelt mit Senf und mit Salz und mit Butter, so schmecket
Solch ein Stockfisch fast, als sei es ein menschliches Essen.
Aber wie Gold, so kann auch Stockfisch werden zu theuer:
Wie viel kostet uns da der Sack mit den Fischen, was meinst Du?
wenn ich berechne den Preis, den ohne den dämligen Fischfang
wir für den Weizen erzielt, und der nun später bezahlt wird,
Rommt uns schlecht gerechnet der Sack auf mindestens tausend
Thaler zu steh«. Do bist, mein Sohn, ja gewesen in England,
Und dort sagt man: Für Pfennige klug ist thöricht für Pfunde."

Die Münchener Shakespearebühne.

von

W. LübKe.

— Karlsruhe. —

o„ einem der bedeutendsten künstlerischen Eindrücke meines ganzen Lebens möchte ich berichten: von einer Aufführung des Lear auf der neu eingerichteten Shakespearebühne des K. Hoftheaters zu München, welche vor einiger Zeit zu erleben mir vergönnt war. München hat sich neuerdings immer mehr zur ersten Stätte deutscher Kunst ausgeschwungen, und erst jetzt trägt der Samen, den König Ludwig I. ausgestreut hat, volle Früchte. Wie viel auch in Preußen die Regierung thut, die Kunst zu fördern, wie reichliche Mittel sowohl dem gegenwärtigen Schaffen, als der Verwaltung der Museen dargeboten werden: eine eigentliche Metropole der Kunst wird darum Berlin doch niemals sein. Es liegt wohl am Boden, und mehr noch am Charakter der Bevölkerung, daß es so ist. Um so blühender und kräftiger entfaltet sich das künstlerische Leben in München, und obwohl die Regierung in Förderung desselben weit hinter Preußen und selbst Sachsen zurückbleibt, weil die ultramontane Mehrheit des Landtages bekanntlich Herrn von Lutz Alles, was er für Culturzwecke verlangt, abschlägt oder doch beschneidet, so hat dies dem fröhlichen Gedeihen der Kunst dort doch nicht zu schaden vermocht, wenn auch in Ermangelung monumentaler Aufträge sie mehr und mehr auf das einseitig realistische Gebiet gedrängt wird. Gleichwohl haben Viele den im vorigen Jahre zuerst verwirklichten Gedanken regelmäßig miederkehrender Jahresausstellungen für München etwas gewagt gefunden, da ja

schon Beilin und Wien solche alljährliche Ausstellungen besitzen; dennoch hat das Gelingen des ersten Versuchs im vorigen Jahre gezeigt, daß die Münchener Künstlerschaft nicht zu viel gewagt hat, denn die dortige Ausstellung hat an frischem Interesse und künstlerischem Werth die Berliner und Wiener Veranstaltungen entschieden übertroffen.

Denselben Geist muthiger Initiative zeigt nun auch die Bühnenleitung, denn immer noch muß das K. Theater in München unter den deutschen Schmestero.nsto.lten als eine der ersten, hervorragendsten bezeichnet werden. Es ist nicht bloß die allgemeine Höhe, auf welcher sich die dortigen Aufführungen zu halten wissen, sondern auch das ungemein vielseitige Repertoire, welches mit dem bewährten klassischen Element die Bestrebungen der jüngsten Zeit und ihre frischesten Leistungen zu verbinden weiß, welches in der Oper neben mustergültigen Darbietungen der Wagnerschen Werke eine nicht minder sorgfältige Behandlung den klassischen Schöpfungen wie Don Juan, Figaros Hochzeit, Zauberflöte, Fidelio u. s. m. angedeihen läßt. Es gereicht der dortigen Bühne zum großen Gewinn, daß München in hervorragendem Maße Fremdenstadt ist, daß fast ein halbes Jahr lang der Strom der Tausende von Fremden auf dem Zuge zum Hochgebirge und nach Italien die Isarstadt auf der Hin- und Rückreise pafsirt und gerade dort für alle künstlerischen Eindrücke besonders empfänglich sich erweist. So sind denn die dortigen Theater nicht auf die locale Bevölkerung beschränkt, sondern sie genießen den Vorzug, ein internationales Publicum fesseln zu müssen. Dies ist gewiß ein nicht geringer Sporn, sowohl die Bühne auf einer gewissen Höhe zu erhalten, als auch sie in stetem Fortschritt begriffen zu zeigen. Ein genügender Beweis dieses Strebens ist die seit Kurzem eingerichtete Shakespearebühne.

Seitdem der große Brite für das deutsche Theater gewonnen ist, haben die bedeutendsten Dramaturgen bekanntlich darnach gestrebt, seine für eine ganz anders angelegte Bühne geschriebenen Stücke unseren Theater» Verhältnissen anzupassen. Ueber die Bühne der Elisabethanischen Zeit hat uns erst kürzlich Gädertz in seiner Schrift „Zur Kenntniß der altenglischen Bühne" (Bremen 1888) werthvolle neue Ausschlüsse gebracht, indem er eine noch nicht bekannte Innenansicht des Londoner Schwan-Theaters vom I. 1596. die sich auf der Bibliothek zu Utrecht befindet, veröffentlichte. Die Scene hat zwei durch ein Säulenpaar getrennte Abtheilungen, die durch einen zwischen den Säulen angebrachten Vorhang abgesondert werden kinmen. Diese Anordnung bildet die Grundlage der Münchener Einrichtung.

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie Shakespeare, wenn er auf das Protustesbett des modernen Theaters gespannt wurde, zerstückt und zerrissen werden mußte. Der fortwährende Scenenwechfel, der die einzelnen Acte zerschnitt, machte einen reinen Genuß unmöglich, mochte man, wie früher, alle Verwandlungen auf offener Scene vornehmen.

oder, wie es neuerdings geschieht, den Zwischenvorhang fallen lassen. Unter allen Umständen war der Zuschauer um die Stimmung gebracht, welche die Dichtung in ihm erregt hatte. Ein zweiter Uebelstand beruhte auf dem Bedürfniß des heutigen Publicums nach möglichst reicher fcenische'r Ausstattung, welche der erschlafften Phantasie eine Anregung geben sollte. Als bei den Meiningem diese Forderung zur höchsten Uevpigkeit gesteigert wurde und eine „stilvolle, zeitgemäße" Umgebung das erste und vornehmste Bedürfniß mar, kam man unter der realistischen Strömung der Gegenwart zu einem Extrem, bei welchem die Hauptsache völlig zur Nebensache herabgedrückt wurde. Keiner hatte unter dieser Geschmacksströmung mehr zu leiden als Shakespeare, denn keiner hat so wenig an solche Nebendinge gedacht wie er.

Nachdem man sich nun überall lange Zeit mit diesen Uebelständen herumgeschlagen und sich nur kümmerlich damit abgefunden hatte, kam plötzlich die Münchener Intendanz, angeregt durck R. Genöe und unterstützt durch einen so findigen und gebildeten Regisseur wie Savits, auf die geniale Idee, durch gewisse Umgestaltungen aus der heutigen Bühne eine Shakespearebühne herzustellen. Die wesentlichen Aenderungen sind folgende. Vor der eigentlichen, durch eine an beiden Seiten sich schließende Gardine zu isolirenden Bühne baut sich, um drei Stufen tiefer gelegt, eine breitere Vorbühne auf, welche in das Orchester vorspringt. Beide Bühnen sind ohne Coulissen mit festen Seitenwänden angelegt, die mit Thören für die Aus- und Eintretenden versehen werden. Das Spiel beginnt auf der inneren Bühne. Hat eine Scene sich abgespielt und folgt eine zweite mit verändertem Local, die bei der bisherigen Anordnung eine Pause und das Fallen des Zmischenvorhanges verlangen würde, so setzt sich bei der jetzigen Einrichtung das Spiel ganz zwanglos ohne irgend eine Unterbrechung auf der Vorbühne fort, während die Gardine der inneren Bühne geschlossen wird, um die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Sind dieselben aber nicht von durchgreifender Art, so bleibt die Bühne offen und ihr scenischer Hintergrund wird verdunkelt und durch Vermittlung einer Wandeldecoration verändert. Diese Vorrichtung war das Einzige, was trotz aller aufgewandten Vorsicht die Zuschauer einigermaßen stören konnte. Sie mar aber hervorgegangen aus dem Bestreben, den durch reiche scenische Prospecte verwöhnten Beschauer zufrieden zu stellen. Denn es mar selbstverständlich, daß man dem modernen Publicum nicht mit der ganzen primitiven Einfachheit der Shakespearebühne kommen durfte. In jener Zeit, wo die Menschen eine noch kindliche Vollkraft und Frische der Phantasie besaßen, vermochten die leisesten Andeutungen die Phantasie der Zuschauer zur selbstthätigen Ergänzung des Eindruckes anzuregen. Der altersschwachen, durch die stärksten Reizmittel abgestumpften Phantasie der heutigen Menschheit mußte man nachhelfend entgegenkommen. Es ergab sich daraus ein unvermeidliches Compromiß zwischen Shakespeare und

unserer Zeit, wobei die richtige Linie schwer zu treffen war. Wie ich höre, sind bei späteren Vorstellungen die immerhin etwas störenden Wandeldecorationen durch niederfallende Decorationen ersetzt worden, was jedenfalls als ein weiterer Fortschritt zu bezeichnen ist. Nach dieser Seite dürfte die jetzige Einrichtung kaum noch irgend etwas zu wünschen lassen.
Ein weiterer nicht minder wichtiger Punkt bei der neuen Shakespearebühne ist die Beseitigung fast aller Requisiten, mit denen man heutzutage die Bühne vollzupfropfen pflegt. Gewiß sind diese Einrichtungen, wo es sich um moderne Salonstücke handelt, völlig am Platze; in unseren neueren Lustspielen, wo ein Commerzienrath und ein Baron nicht fehlen darf (obschon dieselben sich oft nichts weniger als gentlemanlike benehmen), möchte man sie nicht entbehren. Daß sie aber bei Shakespeare nicht blos überflüssig, fondein fogar schädlich sind, ist oft genug dargelegt morden. Bei diesem großen Menschenkenner und Dramatiker muß Alles, was uns von der Hauptsache, von den handelnden Personen und ihren Schicksalen ablenkt, aufs Sorglichste vermieden werden. Von Requisiten waren daher auch in München nur die unerläßlichsten, etwa eine Ruhebank, ein Sessel, ein Tisch, aufgenommen. Nun erwachfen freilich unseren heutigen Schauspielen! aus dieser tief einschneidenden Neuerung neue Aufgaben; es gilt, ohne alle die bequemen Hülfsmittel, welche eine reiche Anwendung von Ausstattungsgegenständen dem Darsteller gewährt, sich ganz auf sich selbst zu stellen und völlig frei zu gestalten. Wenn diese Ungezwungenheit bei der Aufführung des Lear allen Mitwirkenden noch nicht in gleichen» Grade gelungen war, fo mußte man im Ganzen doch ein sehr erfreuliches Maß an Freiheit und Lebendigkeit in Haltung und Bewegung anerkennen. Daß im weiteren Verlauf auch darin sich immer günstigere Resultate ergeben werden, kann keinem Zweifel unterliegen.
Im Rahmen dieser Umgestaltungen und Neuerungen vollzog sich nun eine Darstellung der gewaltigen Tragödie, wie wir sie nie für möglich gehalten hätten. So oft ich früher den Lear gesehen, mußte selbst das Zusammenwirken der besten Kräfte an der Zersplitterung scheitern, welche durch die fast unzähligen Scenenwechsel und störenden Unterbrechungen sich ergaben. Kaum war man in der Stimmung, welche der Dichter durch die wunderbare Gewalt seiner Seelengemälde in uns wachruft und schon riß ein Fallen des Vorhanges und die damit verbundene Pause uns aus allen Himmeln und warf uns auf die platte Erde, in die trivialste Gegenwart zurück. Solcher Wechsel aber erneuerte sich so oft, daß es wohl keinem Zuschauer, selbst bei größter Concentration, möglich war, von dem erhabenen Werke den vom Dichter gewollten Eindruck zu erhalten.
Wie anders nun in München! In unaufhaltsamem Zuge, durch keinen fremden Eingriff gestört, schritt die gewaltige Tragödie in ihrer erschütternden Macht vor uns dahin. Keine Nebensachen, die sich sonst auf unserer Bühne zur Hauptsache machen, lenkten die Aufmerksamkeit ab. Shakespeares

Gestalten nahmen ausschließlich den athemlos gespannten Zuschauer gefangen, Shakespeares erhabene Dichterworte rissen die lauschende Seele mit sich fort. So hatten wir es nie erlebt, so unmittelbar packend die Gewalt der Poesie nie empfunden. Mochten Mängel in der Darstellung aus dem noch Ungewohnten sich bei einzelnen Künstlern fühlbar machen, alles dies Einzelne trat zurück vor dem großen dämonisch wirkenden Ganzen. Keine Frage: hier war Shakespeare aus der Zerstückelung, aus der Verballhornung befreit; hier war er zu neuem Leben auferstanden. Jeder Act schloß sich als dramatische Einheit eng und fest zusammen, von keinem Zmischenvorhang zerrissen, sich immer mehr steigernd und erst am Schluß den Zuschauer aus dem Bann dieser so erschütternden, das innerste GeTnüth erregenden und doch so mohlthuenden Poesie entlassend. Geberde und Wort des Schauspielers mar wieder Alles, das decorative Nebenmerk, dies aufdringliche störende Product unkünstlerischer Zeiten, war in Nichts aufgelöst.

Seitdem ist die Münchener Bühne auf diesem Wege unerschüttert fortgegangen, hat in der Vereinfachung des Scenischen noch weitere Fortschritte gemacht, und nach dem Lear bekanntlich Heinrich IV. und endlich vor Kurzem Heinrich V. folgen lassen. Wenn man bei letzterem Stück auch den-„Chorus" auftreten ließ, der dem Publicum vor den einzelnen Acten erzählt, was es zu erwarten habe, so ist dies ohne Zweifel eine zu weit getriebene Pietät. Mochte Shakespeare dergleichen seinem Publicum gegenüber für nothmendig halten, unserem heutigen Zuschauerkreise muß es befremdlich erscheinen und sich dadurch als bedenklich und störend herausstellen. Im Uebrigen aber muß jeder ernste Kunstfreund dem Baron Perfall dm wärmsten Dank sagen, denn sein Vorgehen ist eine der größten und, hoffen mir, auch folgenschwersten Thaten der modernen Bühnenleitung. Es ist, Shakespeare und allen ähnlichen Werken höchster Dramatik gegenüber, mahrlich das Ei des Columbus, und schon jetzt muß jeder Unbefangene sagen, daß nur auf diesem Wege all die schwere Unbill zu beseitigen und zu sühnen ist, die Shakespeare so lange Zeit bei uns erduldet hat.

Der Umschlag unseres ganzen Lebens aus einer idealen in eine realistische Stimmung, wie er sich seit den vierziger Jahren anbahnte und seit den letzten zwanzig Jahren immer unaufhaltsamer vollzog, mußte auch auf der Bühne sich mit Allgewalt geltend machen. Wie überall, so trat auch dort an die Stelle echter, hoher Kunst die Decoration, die zunächst nur die blöde Schaulust der Massen zu befriedigen trachtete. Nicht wenig trug dazu das stets machsende Uebergewicht der Oper bei, dieses wunderlichen Misch- und Zmittergeschöpfes, welches Her Poesie und der wahren dramatischen Kunst verderblich werden mußte. Klagten Goethe und Schiller schon über den unheilvollen Einfluß der Oper, was würden sie heute sagen, wo diese Zwitterkunst mit den colossalsten Klangercessen und Instrumental-

effecten die Nerven überreizt und die Sinne gefangen nimmt, und wo es nicht an eifrigen Chorführern fehlt, welche uns diese Kunst als das einzig wahre Drama, ja als die Gesammtkunst nicht bloß für unfere Zeit, sondern auch für die Zukunft anpreist«, ja sogar die bekannten Stoffgebiete als die eigentlichen nationalen Gegenstände der Kunst hinstellen. Mit der Häufung der Tonmassen geht aber ein ans Unsinnige streifender Ausstattungsluxus Hand in Hand. Diese Musik will weit mehr mit den Augen als mit den Ohren genossen werden. Man beobachte doch bei einer solchen gegen fünf Stunden lang Nerven und Sinne in unnatürlicher Spannung erhaltenden Aufführung das Publicum, wie es, innerlich und äußerlich überreizt, diesen blendenden Zauberkünsten des Decorationsmalers und des Maschinisten, sowie des Orchesters in fast stupider Hingerissenheit folgt, und man frage sich, ob dabei irgend eine edlere Wirkung und Stimmung zu Tage kommt. Wie die jetzige Generation, unter dem fortwährenden künstlerisch demoralisirenden Einfluß dieser Afterkunst herangewachsen, denkt und empfindet, davon erhielt ich vor einiger Zeit bei einer Aufführung des Don Juan einen Begriff. Eine junge hübsche Dame aus der Gesellschaft, die mit ihrem Gatten, einem höheren Offizier, in einer Loge des ersten Ranges faß, richtete an ihren Begleiter die Frage, ob die Ouvertüre wohl lange dauere! Nachdem er sie darüber beruhigt hatte, und dann das Stück begann, begleitete sie jede Scene mit ähnlich kindlichen Fragen, aus denen hervorging, daß sie den Don Juan zum ersten Male hörte! Die Musik ist doch „sehr dünn", meinte sie, und fügte die geistreiche Frage hinzu: Warum giebt man denn „solche Sachen"? Als sie nun bedeutet wurde, daß Mozart nun doch einmal ein Klassiker sei, und daß man gegen die Klassiker (leider!) doch eine gewisse Pietät haben müsse, faßte sie ihr Endurtheil dahin zusammen: „Na, mit den Meistersingern oder der Walküre kann er sich doch nicht messen."

Das sind die Anschauungen, in denen unsere heutige Jugend heranwächst! Ist es nun ein Wunder, wenn der Begriff von dem, was Kunst sei, immer mehr verloren geht, und wenn die heutige Plattköpsigkeit einfach erklären kann: „Kunst ist Nachahmung der Natur!"

Diese Unterwühlung und Zerrüttung der ästhetischen Anschauungen übt aber den schlimmsten Einfluß auf die Schicksale des ernsten Schauspiels aus. Die blendenden Nusstattungseffecte und die betäubenden Tonmassen der heutigen Oper sind so sehr in das allgemeine Gefühl übergegangen, daß man wenigstens ähnliches Schaugepräge auch für das Drama verlangt. Die letzte Confequenz davon war dann die Bühne der Meininger, die einer kunstgewerblichen Ausstellung nahe kam. In solche Umgebungen die Gestalten unserer großen Dichter, namentlich eines Shakespeare, hineinzustellen, war sicher das Verkehrteste und Verderbteste, was sich ereignen konnte. Es hing aber zusammen mit dem Mangel an monumentalem Sinn in unserem gesammten Kunstleben, mit der Vermischung des Künstlerischen

und Kunstgewerblichen. Beruht der Charakter des Monumentalen darauf, daß alles Unwesentliche fern gehalten und nur die Hauptsache mit vollem Nachdruck betont wird, so kann man sagen: auch unsere großen Tragiker, vor Allem Shakespeare, sind im echten Sinn monumental und verwerfen alle unnützen Zutbaten und Nebendinge als etwas Störendes.

Wie sehr aber die Gewohnheiten der Oper sich auch in das Schauspiel eingefressen haben, ist wohl nirgends so schlagend hervorgetreten, wie beim Bau des neuen Burgtheaters. Von diesen? Prachtmerke, an welches man viele Millionen verschwendet hatte, wurde bei der Eröffnung mit Pauken- und Trompeten-Fanfaren ausposaunt, daß es ein kostbares „stilvolles" Prunkstück der Architektur und der begleitenden Künste sei; daß jedes Möbel, jeder kleinste Gegenstand ein Meistermerk des Kunstgewerbes sei, und daß der ganze Bau bis ins Kleinste die hohe Stufe der heutigen technischen Errungenschaften bezeuge. Das sei gern zugestanden; aber leider ist der Bau nicht minder ein niederschmetterndes Zeugniß von der Unfähigkeit, die höchsten Zwecke und die eigentliche Aufgabe eines dem Schauspiel gewidmeten Baues zu verstehen. Denn dieser vom Beispiel moderner Opernhäuser entlehnte Prunk ist der ruhigen Sammlung und der Concentration auf die Gestalten und Vorgänge der Bühne so todfeindlich, daß die für das Schauspiel erforderliche Stimmung vollständig zerstört wird. Und das nennt man: der edlen Kunst des Dramas eine Huldigung darbringen! Aber noch weit schlimmer ist die Gesammtanlage des Hauses, die einerseits viel zu groß zugemessen ist, andererseits für Hören und Sehen durchweg so ungünstig erscheint, daß jetzt wohl nur eine Stimme darüber herrscht, wie völlig verfehlt dies Prachtwerk ist. Das alte Burgtheater, so tief sein eigentlich architektonisches Verdienst stand, hatte doch den unvergleichlichen Vorzug, in engem Raum das Werk des Dichters in seinen feinsten Nuancen und zartesten Betonungen dem lauschenden Ohre zuzuführen: daraus mar jene klassische Vollendung des Schauspiels hervorgegangen, welche durch die leisesten Schattirungen des Mienenspiels und der Recitation den Zuschauer und Zuhörer entzückte. Es war dadurch jene unvergleichlich intime Wechselwirkung zwischen Künstler und Publicum entstanden, welche die Burg zur ersten Stätte des klassischen Dramas machte. Mit dem neuen Hause ist dies alles vernichtet, und es fehlt nicht an Stimmen, welche einfach fordern, das ganze Prachtwerk niederzureißen und an feiner Statt ein einfaches, würdiges Bühnenhaus zu errichten, wenn man nicht den Ruin des Burgtheaters vollständig einbrechen sehen wolle.

Das sind die Consequenzen des Herüberziehens von Operngemohnheiten in das Wesen und die Existenzbedingungen des Dramas. Und von diesen Auswüchsen will uns die Münchener Shakespearebühne befreien; sie will uns unseren Shakespeare wieder rein und unverkümmert vorsühren; sie will, daß, kein äußerer Flitter, kein Kunstgriff des Deco-

rateurs, Maschinisten und Tapeziers uns den mächtigen Eindruck des größten Tragikers verderbe. Was uns davon bis jetzt vor Augen getreten, beweist, daß München auf dem rechten Wege ist; muthiges Ausdauern und Fortschreiten auf der betretenen Bahn muß zum vollen Siege führen
Dabei ist ja nicht zu leugnen, daß München an seinem colossalen, eigentlich nur für Opern berechneten Hause schwere Uebelstände zu bekämpfen hat; denn unwillkürlich nöthigt der ungeheure Raum den Künstler die Stimme ungebührlich zu steigern und auch die Mimik zu übertriebener Anspannung zu zwingen. Wenn aber trotzdem München so Großes zu erreichen vermochte, so sollten alle Bühnen, denen die Pflege des klassischen Dramas noch kein hohles Wort geworden ist, diesem Beispiel wetteifernd folgen.
Wer einmal eine Aufführung auf der neuen Shakespearebühne erlebt hat, einmal von der unvergleichlich großartigen und stimmungsvollen Wirkung derselben berührt morden ist, der wird keine Shakespeare-Aufführung auf der bisher üblichen Bühne zu ertragen vermögen. Wir hoffen, daß der Geist des Fortschritts und des edlen Wetteifers auf einer Anzahl unserer besseren Bühnen stärker sein werde, als die Gewöhnung des im Schlendrian Beharrenden. Dann kann und wird die Münchener Neuerung eine epochemachende Umgestaltung unserer dramatischen Aufführungen bedeuten, eine Entwicklung, welche Lessing. Goethe, Schiller, mit freudiger Zustimmung begrüßen würden.

Ueber die Kunst des Schauspielers.
von
Paul Lindau.
— Verlin. — »
senoit-Constant Coquelin, der zur Unterscheidung von seinem gleichfalls am TlMtre Francis engagirten Bruder Ernst Alexander >> sich unter dem Namen „Coquelin der Aeltere" eine schauspielerische Berühmtheit errungen, die die Grenzen seines Heimatlandes weit überschritten hat, gehört sicherlich zu den besten unter den lebenden Bühnenkünstlern. Er ist klug, er hat sich redlich bemüht, die Lücken, die seine ursprünglich spärliche Bildung gelassen hat, auszufüllen — Coquelin ist vom Backtrog auf die Bühne gegangen —, er hat viel gearbeitet und mancherlei gelernt. Zum Schauspieler bringt er von Hause aus ein wohllautendes Organ und eine angenehme schmiegsame Gestalt mit. Er sieht gescheidt aus. aber sein Gesicht mit den kaum mittelgroßen blinkenden Augen, der Stupsnase und den breiten Lippen ermangelt durchaus der vornehmen Schönheit. Man würde ihn eher für einen behäbigen Pariser Spießbürger und Pfennigrentner, der am Sonntag mit der Angelruthe nach Asniüres fährt, als für einen großen Künstler halten.
Coquelin, der im TlMtre Francis die komifchen und Charakterrollen des alten und des neuen Repertoires spielt, den Scapin und Figaro, den Herzog in der „Fremden" und den Leopold in den „Fourchambault", ist der unbestrittene Liebling der Pariser. Und mit Recht. Seine Rollen sind von der vollkommensten Sicherheit und Schärfe in den Umrißlinien und frifch und glänzend in der Färbung. Es sind lebensvolle Gestalten,

warmblütig und echt, ungemein wirksam und frei von aller Uebertreibung. Wenn Einer, so ist Coquelin befugt, ein kräftiges Wörtlein mitzusprechen, wenn von der Schauspielkunst die Rede ist, denn er beherrscht seine Kunst wie Wenige.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß Coquelin sich schon vor einigen Jahren einmal zun« Rädelsführer und Anwalt seiner Genossen aufgeworfen hat. Der Anlaß dazu war freilich ziemlich geringfügiger Natur, und der besondere Fall hatte für uns Nichtfranzofen kein Interesse. Es handelte sich darum, für einen bedeutenden, von der allgemeinen Gunst des Publicums hochgehaltenen Schauspieler des TtMtre Franyais, der ein seltenes Jubiläum feierte, aber darum der Bühne doch noch nicht Valet zu fagen brauchte, das Kreuz der Ehrenlegion zu erwirken. Als ein Ueberbleibsel der längst llbgethanen Vorurtheile einer grauen Vorzeit gegen die Schauspieler, — jener Auffassung, daß die Schauspieler den herumvagabundirenden Jahr» maiktsgautlein an die Seite zu stellen und der bürgerlichen Ehre nicht theilhaftig seien — selbst dem großen Molisie ist ja das ehrliche Begräbniß noch vorenthalten worden —, bestand in Frankreich noch der zum Princip erstarkte Brauch, daß Bühnenkünstlern, so lange diese ihren Beruf wirklich ausübten, niemals der Orden der Ehrenlegion gegeben wurde. Bei uns in Preußen herrscht, soviel ich weiß, dieselbe Auffassung. Ich glaube nicht, daß einer der thätigen Schauspieler einen preußischen Orden besitzt. Die einzige Ausnahme hat man, wenn ich nicht irre, zu Gunsten Theodor Dörings gemacht, der zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum vom Kaifer Wilhelm einen Orden erhielt. Liedtcke ist dieselbe Auszeichnung erst bei seinem Scheiden von der Bühne zu Theil geworden. In Oesterreich denkt man in dieser Beziehung viel freier. Die Regisseure Lewinsky, Gabillon, Hartmann u. s. w. sind mit dem Franz-Iosef-Orden decorirt, Laroche und Sonnenth'al haben sogar die Eiserne Krone und mit diesem Orden den Adel erhalten.

Coquelin erblickte nun in der Vorenthaltung der als eine besondere Auszeichnung angesehenen, durch ein Ordenskrenz am farbigen Bande sichtbar gemachten staatlichen Anerkennung verdienstlicher Leistungen eine Kränkung seiner Kunstgenossen und eine Herabsetzung der Schauspielkunst im Allgemeinen. Er veröffentlichte aus diesem Anlaß eine Flugschrift, in der er nachzuweisen suchte, daß die Kunst des Schauspielers mit demselben Fug und Recht als eine echte und volle Kunst betrachtet weiden müsse, wie die Dichtkunst, die Musik, die Malerei, die Bildner«, die Baukunst, daß sie zu derselben Werthschätzung berechtigt sei, und daß die ausgezeichneten Bühnenkünstler dieselbe Anerkennung beanspruchen dürften wie andere Künstler.

Die kleine Flugschrift war nicht gerade bedeutend, aber sie war ehrlich gemeint und nicht schlecht geschrieben. Sie fand denn auch viel Beachtung, und der verhältnißmäßige Erfolg dieser harmlosen Auslassung mag den Verfasser, den, der kleine Ausflug auf das literarifche Gebiet sicherlich be-

sonders reizvoll gewesen ist, dazu veranlaßt haben, die in jener ersten Schrift nur oberflächlich gestreiften Bemerkungen über das Wesen der Schauspielkunst etwas tiefer zu erfassen und sich darüber einmal etwas gründlicher auszusprechen.
Diesem Umstände verdanken wir also die größere Abhandlung „Die Kunst des Schauspielers", die Coquelin vor Kurzem in einer Pariser Monatsschrift veröffentlicht hat. Ungeahnte und tief verborgene Geheimnisse werden uns freilich nicht offenbart. Die Wichtigkeit und das lehrhafte Pathos, mit denen Coquelin Dinge vorträgt, die sich eigentlich von selbst verstehen, erinnern bisweilen an Hamlet, der sich von seinen Freunden feierlich Schweigen geloben läßt, um ihnen zögernd, im strengsten Vertrauen, die überirdische Offenbarung zuzuraunen, daß in ganz Dänemark kein Schurke lebt, der nicht ein ausgemachter Bube märe. Es braucht wirklich kein Geist vom 'Grabe herzukommen, um uns das zu sagen. Und man braucht kein erster Schauspieler der ersten Bühne der Welt zu sein, um über die Bühnenkunst die recht alltäglichen Wahrheiten und Bekanntheiten auszusprechen, die Coquelin mit wohlgefälliger Breite vorträgt.
Wenn man die Sache bei Licht besieht, so läuft Coquelins Weisheit eigentlich auf den Satz aus, daß man, uin ein guter Schauspieler zu sein, gut Komödie spielen müsse — was ganz ebenso unbestreitbar ist, wie die sinnreiche Sentenz des braven Bräsig, der die Menschheit regardirt: daß „die große Armuth in unserer Stadt von der Powerteh" kommt.
Der Schauspieler soll den Dichter verstehen, er soll sich ganz mit dem Wesen der dichterischen Gestalt, die er zu veranschaulichen hat, vertraut machen und sich nun bemühen, eine künstlerische Darstellung zu geben, die dem dichterischenBilde möglichst entspricht, und zwar durch ein charakteristisches Aeußere (Maske), durch Organ und Sprache, durch Haltung, Geberden und Blicke, ohne Uebertreibung, ohne Beschönigung und Verschlimmerung. Die schauspielerische Gestaltung soll kein einfacher Abklatsch des natürlich Gewöhnlichen sein, nicht die absolute Wahrheit, vielmehr die nach den besonderen Bedingungen der Bühnenakustik und Bühnenoptik gemodelte Natur, die Kunstwahrheit, nicht die Wiiklichkeitsmahrheit.
Hamlets Belehrung an die Schauspieler sagt in wenigen Sätzen alles das und viel mehr, als Coquelin in seiner langen Abhandlung vorträgt.
Nicht in Allgemeinheiten also, die oft, ja, meistens nicht viel mehr als Gemeinplätze sind, beruht das Beachtensmerthe und auch Reizvolle der Coquelin'schen Ausführung; mir gewahren dies vielmehr in den Anführungen von Einzelheiten, von besonderen Fällen aus seiner eigenen Erfahrung. Freilich werden wir bei der Erledigung unserer Aufgabe, die Coquelin'sche Abhandlung analytisch wiederzugeben, mit einigen kritischen Anmerkungen zu begleiten und zu ergänzen, um diese Allgemeinheiten nicht ganz herumkommen. Aber auch da, wo uns Coquelin nichts besonders Neues sagen kann, verlohnt es wohl, ihm zuzuhören, wenn er aus feinen

eigenen Erfahrungen heraus die noch wenig festgegliederten Gefetze feiner Kunst aufstellt und zu begründen fucht.
Diese Aufstellungen Coquelins, die dem Verfasser offenbar nicht leicht geworden sind, die ihn viel Nachdenken und Mühe bei dem Versuche, dieselben zum Ausdruck zu bringen, gekostet haben, sind in ihrem theoretischen Theile säst durchgängig von liebenswürdiger Naivetüt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Coquelin sich um das, was lange vor ihm an Geist und Bildung ihn weit überragende Aesthetiker über die Schauspielkunst geschrieben haben, nicht gekümmert hat; jedenfalls hat er die Bedeutung diefer ästhetischen Untersuchungen nicht zu würdigen gewußt. Daß er die Lehrsätze der alten Griechen und Römer als gar nicht vorhanden betrachtet, liehe sich schon erklären. Denn die Schauspielkunst der Alten war durch die von den unserigen grundverschiedenen Bedingungen der antiken Bühne mit ihre»« Schauplatz unter freiem Himmel, durch die ungeheuren Raumverhältnisse und die dadurch bedingten Verstärkungsmittel der Erscheinung und des Organs: Maske, Stelzenschuh und Schallrohr, sowie durch die eigenthümliche Einrichtung des Chors, eine im Wesentlichen andere Kunst.
Befremdlicher erscheint es, daß er Shakespeares goldene Worte im „Hamlet", die meines Erachtens in einer Abhandlung über die Schauspielkunst gar nicht umgangen werden können, unberücksichtigt gelassen hat. Und geradezu unverständlich ist es, daß Coquelin die sehr bemerkenswerthen Schriften Riccobonis und Sainte-Albines mit keiner Silbe ermähnt, daß er diese sehr wahrscheinlich überhaupt nicht gekannt hat.
Diese Schriften: „I/art äu tlMtre. ?ar ?rim<?oi8 liieeodoni. ?»ri8, 1750." und „I^e coiuöäieu. ?»r liemonä ä« Lainte-HIdins. ?n,li8, 1747." enthalten soviel vortreffliche Bemerkungen über die Bühnenkunst, daß Lessing die erster« vollständig übersetzt und aus der letzteren einen sehr umfangreichen Auszug gegeben hat. Coquelin hätte diefe gehaltvollen Schriften entschieden kennen sollen. Daß ihm auch von Lessings bedeutendsten ästhetischen Untersuchungen der Schauspielkunst, wie sie sich an vielen Stellen der „Hamburgischen Dramaturgie" verstreut finden, und von der dramaturgifchen Skizze zu der leider nicht ausgeführten Schrift Lefsings über körperliche Beredtsamkeit etwas hätte zu Ohren kommen sollen, wäre von dem Franzosen wohl zuviel verlangt gewesen.
Da nun Coquelin von alldem, was vor ihm über das von ihm behandelte Thema gesagt und geschrieben worden ist, so gut wie nichts kennt und Alles aus sich selbst heraus, aus seiner eigenen Wahrnehmung durch eigene Erfahrungen giebt, umständlicher, mühseliger und schwerfälliger, als es wohl nöthig gewesen wäre, fo macht er oft den Eindruck eines Sonderlings, der, um in feine Wohnung zu gelangen, auf einer halsbrecherischen Strickleiter mit klopfendem Herzen heranklimmt und die Scheiben einfchlägt, anstatt gemächlich durch die offene Hausthür über die bequeme Treppe zu gehen. Aber gerade das Nichtwissen, die gewiß überflüssigen, aber red»

lichen Anstrengungen verleihen der Arbeit Coquelins eine gewisse Anmuth und liebenswürdige Frische.

Lessing stellt die Schauspielkunst im System der Künste zwischen die bildenden Künste und die Dichtkunst. Er bezeichnet sie als „sichtbare Malerei", und deshalb muß Schönheit ihr höchstes Gesetz sein. Da sie aber zugleich transitorifche Malerei ist, so kann sie ihren Stellungen nicht die Ruhe der Antiken geben. „Sie darf sich, sie muß sich das Wilde und Freche öfters erlauben, nur muß sie nicht allzu lange darin verweilen, nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählich vorbereiten und durch die darauf folgenden wieder in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen, nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll."

Den Unterschied zwischen der productiven und der reproductiven Kunst läßt Coquelin kaum gelten. Wenigstens hält er sich bei dieser doch nicht ganz unwesentlichen Unterscheidung nicht weiter Zus. Er sagt: „Zur Hervorbringung eines Kunstmerks nimmt der Maler die Farben, Leinwand und Pinsel, der Bildhauer Thon oder Marmor, Modellirholz und Meißel, der Dichter die Sprache und die Leyer, Rhythmus, Tonfall und Reim. Die eine Kunst unterscheidet sich von der andern also nur durch das Werkzeug. Das Werkzeug des Schauspielers ist er selbst, ist sein eigenes Individuum. Zur Hervorbringung seiner künstlerischen Leistung bearbeite er sein eigenes Wesen, sein Gesicht, seinen Körper, fein Leben. Daraus ergiebt sich, daß der Schauspieler ein zmeitheiliges Wesen sein muß. Das eine, erfaßt die Persönlichkeit, die künstlerisch darzustellen ist, im Sinne des Dichters, der sie geschaffen hat. Nach diesem geistigen Modell stellt er mit sich selbst, mit seinem Werkzeug L, das veranschaulichte Kunstwerk her." Diese Zmeitheilung des erfassenden, beobachtenden, geistig thätigen ^. und des mit mehr oder minder geschickter Wandlungsfähigkeit verwirklichenden körperlichen L hält Coquelin für das charakteristische Merkmal des Schauspielers, der zugleich Virtuose auf dem Instrument ist und das Instrument selbst.

Für diese etwas geheimnihvollen ^ und L setzt Riccoboni einfacher und verständlicher die Begriffe „Einsicht" und „Ausdruck".

Wenn der Schauspieler eine neue Nolle zu „schaffen" hat, so hat er sich zunächst durch ernstes, aufmerksames und wiederholtes Lesen des Stückes mit dem Gesammtinhalt vertraut zu machm und insbesondere die Persönlichkeit, die er darzustellen hat, durch das, was sie selbst sagt oder was über sie gesagt wird, durch die Situationen, in denen sie erscheint,

ins Auge zu fassen und so genau kennen zu lernen, daß er sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt.

Diese Gabe der lebenskräftigen Veranschaulichung hält Coquelin für die Grundbedingung der guten Komödie. Der Schauspieler, der die dichterischen Gestalten nach seiner eigenen Individualität sich zurechtlegt, ist kein großer Künstler. Der Darsteller hat sich vielmehr dem dichterischen Willen rückhaltslos unterzuordnen. Der Dichter stellt ihm das Modell hin, und diesem hat sich der Darsteller anzuschmiegen, mit diesem muß er vollkommen verwachsen. >

Der Schauspieler sieht also die vom Dichter geschaffene Gestalt vor sich und empfindet mit ihr. Aeußerlich und innerlich verschmilzt er mit ihr. Da ist also ^ thätig.

Nun kommt ö an die Reihe. Jene Gestalt, die ^ zu veranschaulichen hat, kann nur so gekleidet fein. Der Künstler legt die Gewandung an und probirt diese, bis sie der Bekleidung des geistigen Vorbildes genau entspricht. Und so ist's mit den Bewegungen, mit dem Gesicht, mit allem Aeufzerlichen, bis das gefügiges den künstlerischen Absichten des vollkommen genügt. Nun muß der richtige Ton gewählt werden, die richtige Stimmlage, das Tempo, und dann und hauptsächlich der überzeugende Ausdruck für die Empfindung.

Die Individualität des Schauspielers muß hinter seiner Gestaltung vollkommen verschwinden. Das ist das oberste Gebot, das Coquelin aufstellt. Man soll also nicht sagen: „Da ist Friedrich Haase," man soll sagen: „Da ist ja der alte Klingsberg!"

Das Ideal des Schauspielers märe nach Coquelins Auffassungen derjenige, der sein L, seine Körperlichkeit für jede besondere Aufgabe ganz nach dem Willen des ^, der geistig thätigen Kraft, modeln, der als leidenschaftlicher, sinnlich liebender Jüngling Romeo eben so glaubhaft märe, wie als mißtrauischer Filz Harpagon. Der Verwirklichung dieses Ideals aber steht unsere Natur, die bei aller Wandlungsfähigkeit und aller virtuosen Ausbildung des Körperlichen doch schwerfällig und mehr oder minder einseitig bleibt, hindernd im Wege.

Unter den Schauspielern giebt es nun allerdings so scharf ausgeprägte einseitige Individualitäten, die sich unbändig wider Willen und immer vordrängen, die dabei aber zugleich so liebenswürdig oder so interessant sind, daß sie gleichwohl bedeutende Künstler genannt werden müssen, wem, sie auch von der Regel, daß die Individualität des Schauspielers hinter der dichterischen Schöpfung zu verschwinden habe, eine Ausnahme machen. Coquelin führt ein sehr überzeugendes Beispiel an, den Schauspieler Felix, der in den sünfziger und sechziger Jahren zu den beliebteiien Künstlern von Paris zählte.

Felir mar immer Felix, das ist richtig. Er spielte die Rollen der philosophischen Freunde, die den Helden während der Handlung begleiten

und in möglichst geistvoller Form aphoristisch und sentenziös alles Mögliche, was sich über den Conflict und die Charaktere des Stückes als v«x populi sagen läßt, in kurzen eingestreuten Bemerkungen und in einigen wohlgegliederten Tiraden, denen jedesmal ein Beifallssturm folgt, zum Besten geben.

Diesem neben der Handlung einherschlendernden oder eigentlich über der Handlung schreitenden Freunde werden jene Betrachtungen in den Mund gelegt, die Lesstng die „moralischen Stellen" genannt und über deren Vortrag er in seiner „Dramaturgie" eine lange Abhandlung geschrieben hat. Schauspieler, die es ernst mit ihrer Kunst meinen, sollten diese Abhandlung auswendig lernen!

Lessing sagt, daß diese „moralischen Stellen" ohne Stocken, ohne den geringsten Anstoß, in einem ununterbrochenen Flusse der Worte mit einer Leichtigkeit gesprochen werden müssen, daß sie keine mühsamen Auskramungen des Gedächtnisses, sondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen scheinen. Ebenso fordert er unbedingt, daß kein falscher Accent uns argwöhnen lasse, der Schauspieler plaudere, was er nicht verstehe. Er muß uns durch den richtigsten, sichersten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn seiner Worte durchdrungen habe. Aber damit nicht genug — die Seele muß ganz gegenwärtig sein; sie muß ihre Aufmerksamkeit einzig und allein auf das Reden richten.

Und vor Allem fordert Lessing noch: Empfindung. Darüber spricht er sich in sehr eingehender, ungemein scharfsinniger und anregender Weise aus; ich kann hier auf diese wundervollen Ausführungen, drittes und viertes Stück der „Dramaturgie", nur flüchtig verweisen.

Der von Coquelin angeführte Schauspieler Felix erfüllte nun diese von Lessing aufgestellten Forderungen in nahezu vollkommener Weise. Er besaß in seinem Vortrage bei größter Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit etwas ungemein kaustisch Witziges und zugleich gemüthlich Humorvolles und eine Kunst, mit nirgends wahrnehmbarer Absichtlichkeit die Pointen treffsicher in das Publicum zu schleudern, die geradezu bewunderungswürdig war. Er war freilich immer derselbe, aber daraus mochte ihm kein Mensch einen Vorwurf machen, denn er war immer geistreich, sprühend und behaglich. Und hier hat die schauspielerische Individualität in hohem Grade anregend und befruchtend auf die dramatische Dichtung Frankreichs gewirkt. Dieser von Felix in unerreichter Weise dargestellte philo so phirende Freund, gewissermaßen eine modernisirte und individualisirte Umgestaltung des antiken Chors, ist durch den besonderen Reiz, den dieser Künstler der von ihm wirklich „geschaffenen" Persönlichkeit zu geben mußte, im modernen französischen Lustspiel ein ständiger Typus geworden. Wir begegnen ihm in der „Annen Löwin" von Emile Augier als Bordognon. wir finden ihn in fast allen Dumas'schen Stücken wieder, am glänzendsten in der „Fremden" als Professor Remonin.

Und gilt nicht das Gleiche bis zu einem gewissen Grade auch von unserm großen Theodor Döring? Freilich besaß dieser wunderbare Künstler eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit. Sein Dorfrichter im „Zerbrochenen Krug", sein Attinghausen im „Tell", sein Bankier Müller in, „Liebesprototoll". sein Wirth in der „Minna", sein Mephisto und Nathan und all die anderen unvergeßlichen Leistungen des großen Künstlers waren untereinander allerdings grundverschieden; aber trotz der Verschiedenheit dieser Charaktere durchbrach die urtiäftige Natur dieses in Wahrheit gottbegnadeten Schauspielers immer wieder die dichterische Gestaltung', und es mar Döring, den wir beklatschten, dem wir zujubelten.

Mit diesen Künstlern, deren starke Eigenart die ihnen zur Darstellung anvertrauten dichterischen Gestalten ganz durchsättigt und beherrscht, darf man nicht jene anderen verwechseln, die eigentlich immer nur eine Rolle spielen, diese aber allerdings in geradezu vollkommener Weise und mit packendster lebensvoller Echtheit. Es sind ja auch große Künstler in ihrer Art, in ihrer Einseitigkeit. Sobald sie sich aber an der Lösung einer ihrer Individualität ferner liegenden Aufgabe versuchen, büßen sie an ihrer Bedeutung erheblich ein. Einen Typus haben sie geschaffen, der bisweilen sogar bleibt, und das ist gewiß viel, aber es ist eben nur ein Typus. Coquelin erinnert an Paulin-Menier, der den Verbrecher Choppard in dem Cchauerdrama: „Le Loun-isr äs I^oir" mit grausigem Realismus in berückender Wahrhaftigkeit darstellte,' der in dieser einen Rolle Wunderbares leistete, im Uebrigen jedoch nur viel! Geringwerthigeres bot. Ich habe eben schon auf Friedlich Haase verwiesen, der den alten Edelmann und vornehmen Sonderling, mag er nun Rocheferrier in der „Partie Piquet" ober auch Klingsberg heißen, mit ganz wunderbarer Echtheit im Gesammtwesen und in allen kleinen bezeichnenden Zügen barstellt, der in dieser Rolle geradezu unübertrefflich genannt weiden darf, in anderen Rollen dagegen die erwärmende Naturwahrheit oft vermissen läßt. Ich könnte auch auf Friederike Gohmann verweisen, die anmuthigste, die alleinige „Grille", die auch in allen anderen Rollen immer nur die Grille gewesen ist. Und um ein recht schlagendes Beispiel anzuführen, möchte ich hier einen Schauspieler nennen, dessen Name unter unseren Vühnenbeiühmtheiten nicht ohne Weiteres mit erwähnt zu werden pflegt. Ich meine Herrn Pandel, der in einem mittelmäßigen Stücke: „Heinrich Heine's junge Leiden" von Mels, den jüdischen Hühneraugenoperateur Hirsch mit geradezu vollkommener Meisterschaft gefpielt hat. Es war eine Kunstleistung ersten Ranges, von vollendeter Wahrheit und überwältigender Komik. Ein Künstler, der eine Gestalt so lebensvoll, so ganz und gar echt darzustellen vermocht, dessen drastisches Spiel allein dem mittelmäßigen Stück zu einem großen und verhältnißmcißig dauerhaften Erfolge verholfen hat, — ein solcher Künstler, sollte man meinen, müßte doch auch in anderen Aufgaben bemerkenswerthe fchauspielelische Qualitäten an den Tag legen können. Das war aber

durchaus nicht der Fall. In allen anderen Rollen mar dieser Schauspieler mehr oder weniger unbedeutend. Ich habe ihn als französischen Marquis gesehen, da war er auch der Hühneraugenoperateur Hirsch.
Nachdem nun Coquelin das Allgemeine, in dem er sich offenbar am wenigsten behaglich fühlt, abgethan hat und also zu dem Resultat gelangt ist, daß der Schauspieler zunächst vollkommen in den Geist und in die Seele der von ihm zu veranschaulichenden dichterischen Gestalt einzudringen und sich diese Schöpfung des Dichters geistig so lebhaft zu vergegenwärtigen habe, daß sie als leibhaftiges Modell vor ihm steht, daß alsdann der Schaufpieler dieses Modell möglichst vollkommen nachzubilden trachten und deswegen seinen Körper, seine Stimme, seinen Gesichtsausdruck, seine Bewegungen durchaus in der Gewalt haben müsse — Lessing würde sagen: daß der Schauspieler das dichterische Wort mit „körperlicher Beredtsamkeit" zu veranschaulichen habe —, geht unser ästhetisirender Künstler auf das Besondere über.
Coquelin legt zwar auf das Aeußerliche in der Charakterisirung, auf das malerisch Echte und Zutreffende im Costüm, in der Maske, in der Haltung, großen Werth, aber ungleich höher stellt er den Vortrag.
Methodisch ganz richtig verlangt er zur Erzielung des künstlerischen Vortrags vor allem Andern die Richtigkeit und Deutlichkeit der Aussprache (ai-tiLuIätion). Die deutliche Aussprache bezeichnet er als eine Höflichkeit gegen das Publicum. Das Publicum hat in der That unzweifelhaften Anspruch darauf, den Schauspieler mühelos zu verstehen.
Die Bühnenaussprache ist eine andere, als die des gewöhnlichen Lebens. Die Forderung, daß man auf der Bühne gerade so sprechen solle wie im Salon, beruht auf einer Verkennung der besonderen Verhältnisse und der Kunstgesetze der Bühne. Gewisse Nachlässigkeiten in der Aussprache der einzelnen Buchstaben, im Verschlucken der Silben u. s. w., die im gemüthlichen Geplauder, im kleinen Räume, in beschränktem Kreise üblich und statthaft sind, würden auf der Bühne unerträgliche Unarten werden. Der Bühnenkünstler muß im Allgemeinen viel schärfer und correcter sprechen, als es im gewöhnlichen Verkehr vonnöthen ist. Eine einfache Uebertragung der sogenannten „Natürlichkeit der Sprache" auf die Bühne wäre durchaus unkünstlerisch und verwerflich.
Ebenso schädlich wäre es aber auch, wenn der Künstler die für die Bühne nothwendigen Modificationen der Aussprache übertreiben wollte. Die Aussprache des Schauspielers soll nicht etwa pedantisch deutlich, nicht geziert klingen, sie soll nicht gekünstelt sein, sondern kunstgerecht. Und die Kunst des Schauspielers hat sich gerade dadurch zu bewähren, daß das Publicum der für die Bühne erforderlichen Umgestaltungen der Aussprache, der schärferen Ausprägung der einzelnen Laute nicht gewahr wird. Von

einem guten Sprecher muß das Publicum glauben, er spreche ganz so, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, wenn er auch thatsächlich seine besondere Bühnensprache hat.

In dieser Beziehung steht Coquelin genau auf dem entgegengesetzten Standpunkt der Sainte-Albine'schen Forderungen. Dieser sagt: „Es ist ein unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler, daß sie ebenso recitiren müssen, als sie außer dem Theater reden würden, wenn sie sich wirklich in den Umständen befänden, in welchen sich die Personen, die sie vorstellen, befinden."

Dagegen sagt Coquelin: „Man komme mir nur nicht mit der Natürlichkeit im Sprechen und führe mir nicht die Leute an, die es für entbehrlich halten, deutlich auszusprechen, die vor dem Publicum gerade so schwatzen, als ob sie bei Tisch säßen, die sich unterbrechen, wiederholen und mit der Cigarre im Munde die Worte zerknautschen und blubbern (dafcmillsut). Die Bühne ist kein Salon, und wenn man zu einer Gesellschaft von 1500 Zuhörern in einem Schauspielhause zu sprechen hat, so ist das etwas Anderes, als ob man am Kamin mit ein paar guten Freunden plaudert. Wenn man nicht lauter spricht, wird man einfach nicht gehört, und wenn man nicht schärfer ausspricht, wird man einfach nicht verstanden."

Ohne rechten Zusammenhang mit dem Vorigen geht Coquelin nun auf einen andern Punkt über, auf die Frage, wie sich der Schaufpieler dem dichterischen Worte gegenüber zu stellen habe. Er verlangt absolute Unterwürfigkeit. Das, was der Dichter geschrieben hat, mag er so oder so nach seiner Auffassung sprechen, aber er muß unbedingt die Worte des Dichters bringen, nicht mehr und nicht weniger. In diesem Punkte zeigt sich unser Künstler von unerbittlicher Strenge.

Er bestreitet freilich nicht die Möglichkeit, daß ein glücklicher Einfall eines Schauspielers unter Umständen der Rolle, und damit auch dem Ganzen, dem Werke, zu Gute kommen könne. Aber um der Möglichkeit dieses auf alle Fälle ziemlich geringfügigen Vortheils willen mag er die Gesammtheit nicht gefährdet wissen. Jeder Schauspieler ist bekanntlich der Ansicht, daß seine Einfälle, seine Zuthaten — in unserm Schauspieler-Kauderwelsch sagt man: „Nuancen" — vortreffliche seien, auch wenn sie in Wahrheit nichts weniger als das, vielmehr nur zu oft abscheulich ge» schmucklos und unerlaubte Versündigungen an dem Geiste der Dichtung sind. Und was sollte denn aus den dramatischen Dichtungen werden, wenn dem Schauspieler ohne Weiteres das Necht zugestanden würde, sich, wann es ihm paßt, zum unerbetenen Mitarbeiter zu machen!

Diese Mahnung sollte auch bei uns beherzigt werden, denn gerade in dieser Beziehung herrscht bei uns eine unglaublich lockere Auffassung, und die Verwilderung ist geradezu zum System erhoben. Man erinnere sich.

daß vor gar nicht langer Zeit ein allerdings sehr origineller und hochbegabter, aber völlig ungleichartiger Künstler, Herr Mittermurzer, zum Abschluß eines ihm angebotenen Vertrages geradezu die Bedingung aufstellte, die von ihm gespielten'Rollen nach seinem Ermessen sich „einzurichten", und daß er, als diese wirklich naive Forderung mit Recht zurück' gewiesen wurde, sich in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben rühmte, durch seine geistvollen Zusätze einer von ihm dargestellten Rolle erst die rechte Würze und Wirkung gegeben zu haben! Er verlangte für seine Verballhornungen und unberechtigten Verhunzungen obenein noch Anerkennung.

Was aus den dramatischen Dichtungen durch diese schauspielerischen Zuthaten mit der Zeit werden kann und wird — wir erleben es täglich. Wir brauchen uns nur eine Vorstellung von Freytags „Journalisten" im Königlichen Schauspielhause anzusehen. Herr Vollmer ist sicherlich einer der liebenswürdigsten und talentvollsten Künstler, die unsere Bühne gegenwärtig zählt. Das verhindert aber nicht, daß wir ihm durchaus das Recht versagen, seine Mätzchen in die anmuthige, geschmackvolle und schriftstellerisch wunderbar reine Sprache Gustav Freytags einzustreuen. Wohl lachen wir einen Augenblick über die Scherze, die Nellmaus-Vollmer in höchst ergötzlicher Weise vorbringt; wenn aber die Gardine heruntergelassen ist, ärgern wir uns doch darüber, daß wir uns von diesen ungehörigen Spaßen haben überrumpeln lassen und mit Vollmer fürlieb genommen haben da, wo wir auf Gustav Freytag Anspruch hatten. Der „ehrliche Schauspieler", sagt Coquelin, soll nicht mehr Geist haben, als der Dichter. Freilich gesteht er zu — und das macht ihm natürlich besondere Freude —, daß die Leistung eines Schauspielers ersten Ranges unter Umständen bedeutender sein könne, als die dichterische Vorlage, daß in Wahrheit in bestimmten Fällen dem darstellenden Künstler der Löwenantheil am Erfolge zufällt, und daß hinter der schauspielerischen Leistung die des Bi'chnenschriftstellers erheblich zurücksteht. Aber er beeifert sich, hinzuzufügen, daß dieser Ausnahmefall doch nur da Platz greife, wo ein Schauspieler von hervorragender Begabung in fragwürdigen und mittelmäßigen dramatischen Machwerken auftrete.

Als eine solche glänzende Ausnahme führt er den berühmten Schauspieler Fr6döric Lemaltre an, einen Künstler von glänzendsten Gaben, der allerdings von dem eigentümlichen Geschick verfolgt gewesen ist, seine herrlichsten Triumphe in recht mittelmäßigen Stücken zu feiern. Daß der berühmte typisch gewordene „Robert Macaire" in der Darstellung des „Talma der Boulevards" — wie man Früdörice LemaNre genannt hat — bedeutender war als der schriftstellerische der längst vergessenen Autoren Antier und Samt-Armand, ist freilich unbestreitbar. Ich habe den großen Schauspieler, der im Januar 1876 im tiefsten Elend in Paris gestorben ist, nur noch als Ruine gesehen, aber trotz der gewaltsamen Ver-

Wüstungen des Alters, trotz der rauhen und krächzenden Stimme und der Zappligkeit der Bewegungen von dem siebzigjährigen Greise noch den Eindruck eines seltenen und großartigen Künstlers empfangen.

Nach dieser Abschweifung kommt Coquelin auf den Vortrag zurück und stellt hier den Grundsatz auf: man soll auf der Bühne nicht „sprechen", wie man im gewöhnlichen Leben spricht, man soll „sagen", — nicht „parier", sondern „clii-e". „Sprechen" heißt soviel wie durch Lautgliederung Wörter hörbar machen. Das „Sagen" geht immer auf einen bestimmten Inhalt, es hebt den Sinn hervor. Man kann sehr viel sprechen und dabei doch sehr wenig sagen. Coquelin führt diesen Satz so aus: „Unter ‚Sagen' verstehe ich, daß man den Sätzen und wichtigen Wörtern ihren eigentlichen Werth giebt, über diese Stelle schnell hinweggeht und sie kaum streift, bei jener andern im Gegentheil rastet und ihr einen schwereren Accent giebt. Ich verstehe darunter die richtige Vertheilung von Höhe und Tiefe, von Licht und Schatten. ‚Sagen° heißt soviel wie Modelliren. Der Satz, der, wenn man ihn nur .spricht/, in einheitlicher Eintönigkeit erstarrt, gewinnt an Geschmeidigkeit und Gestaltung, wenn man ihn ‚sllgt', er wird kunstgerecht."

Coquelin sagt hier mit anderen Worten ganz dasselbe, was Lessing über den Vortrag ausspricht. Lessing bezeichnet es nur wissenschaftlicher und schärfer: er beansprucht für den Vortrag des Schauspielers die „intensiven Accente", das heißt die angemessene Hervorhebung des Wichtigen durch stärkere Betonung, oder, wenn das Organ dazu nicht ausreicht, durch das Tempo.

Es versteht sich, daß Coquelin seine Forderung: daß der Schauspieler auf der Bühne „sagen" müsse, nicht bis zur äußersten Consequenz treiben will. Da, wo der Dichter nichts zu sagen hat, soll auch der Schauspieler eben nur „sprechen". Und es ist ebenso geziert. Alles in dem sogenannten natürlichen Tone ohne besondere Unterscheidung und Hervorhebung einfach herunterzuschwatzen, wie in jedem Satze sich wichtig zu thun. „.Sprechen' allein genügt nicht; Alles zu ‚sage< wäre übertrieben; die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Hauptsache ist, daß der Schauspieler verstanden wird, und deswegen muß er sich daran gewöhnen, nicht zu schnell zu sprechen."

„Es wird vielleicht befremdlich erscheinen," fährt Coquelin fort, „daß gerade ich diesen Nach ertheile, denn ich gelte als einer der größten Schnellsprecher. Aber ich bemühe mich immer, dabei klar und deutlich zu bleiben. Und die Deutlichkeit im Schnellsprechen erlernt man nur, wenn man zunächst sehr langsam die Sätze spricht, die Silben voneinander loslöst, ohne sie auseinander zu hacken, ihnen die richtigen Accente giebt, die Interpunktion beobachtet und die Stärke des Tones nach der Räumlichkeit bemißt. Im Salon darf man nicht losdonnern und im großen

Schauspielhause nicht säuseln. Giebt man einer längeren Rede das richtige Licht und den richtigen Schatten, den richtigen Rhythmus, so erhält sie schon durch den Vortrag, wenn sie auch gar nicht bedeutend ist, eine Art von poetischem Reiz. Und von ganz besonderer Wichtigkeit ist dabei das Tempo (mouvement)."

Auch in diesem Punkte begegnet sich unser Empiriker mit dem feinsinnigen Aesthetiker Lessing. Auch Lessing betrachtet das Tempo und den Wechsel des Tempos als eine besondere Feinheit, von der leider die meisten Schauspieler gar keine Ahnung haben. „Man weiß," sagt er im achten Stück seiner Dramaturgie, „was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Tact, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, niit welchen! der Tact gespielt wird." Wir haben sür das Wort „mouvement," jetzt das italienische Wort „Tempo" angenommen. „Dieses Mouvement," fährt Lessing fort, „ist durch das ganze Stück einförmig: in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Tacte gefpielet morden, müssen sie alle, bis zu den letzten, gespielet werden. Diese Einförmigkeit ist in der Musik nothmendig, weil ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Declamation hingegen ist es ganz anders." Die verschiedenen Glieder einer Periode dürfen nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden, es ist vielmehr der Natur gemäß, „daß die Stimme die geringfügigern schnell herausstößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft; auf den beträchtlicher« aber verweilet, sie dehnet und schleift und jedes Wort und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählet. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich . . . Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig abwechselnde Mouvement der Stimme hat, und werden vollends alle Abänderungen des Tones nicht blos in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holvrigten und Geschmeidigen an den rechten Stellen damit verbunden, so entstehet jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann/'

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne EineS nur"

hat Lessing an einer andern Stelle gesagt.

Für die Wichtigkeit, welche das „Mouvement", das Tempo im Vortrage hat, ja, wie- dieses Tempo unter Umständen im Vortrage das Wichtigste sein kann, sogar wichtiger als das gesprochene Wort selbst, führt Coquelin ein sehr drastisches Beispiel an. Er erzählt uns eine Geschichte von Provost, dem köstlichen komischen Alten des TlMtre Fran?ais (gestorben 1865), der nicht wieder ersetzt worden ist. Provost hatte eine

lange Tirade zu sprechen, die in großer Geschwindigkeit vorgetragen werden mußte. Das Publicum hielt den Athem an, um seinem Vortrage zu folgen. Auf einmal, unmittelbar vor dem effectvollen Abschluß, merkt Provoft, daß das GedSchtniß ihm versagt. Er fühlt sogleich, daß er das Tempo jetzt nicht verlangsamen darf und nicht Zeit hat, auf den Anschlag des Souffleurs zu warten. Was thut er? Er hastet sich mit den Worten des Dichters so weit es geht, und als diese sich seinem Gedächtniß nicht mehr darstellen, spricht er weiter, noch schneller, noch lauter, Wörter ohne Sinn und Verstand, überhaupt keine französischen Wörter, irgend etwas. Laute, nur richtig im Rhythmus, richtig in der Stärke, richtig in der Schnelligkeit. Und als er aufhört — donnernder Applaus!

Er hatte sich durch das „Mouvement" verständlich geinacht, hatte durch das Mouvement die Zuschauer ergriffen, ohne daß diese die Worte hörten . . .

Zwei Verse sprach er in diesem wunderlichen Kauderwelsch, in diesem improvisirten Volapük, von dem das Publicum natürlich keine Silbe verstehen konnte, das es aber leidenschaftlich beklatschte, weil es richtig in der Stimmung des Ganzen mar. So sehr hatte die Bewegung, der Accent und hauptsächlich das Tempo diese selbsterfundene Sprache beredt, wirkungsvoll und verständlich gemackt.

Einen ganz analogen Fall erzählt Holtei in seinen Schauspielermemoiren. Holtet behauptet, daß er selbst einen seinerzeit berühmten Darsteller des Ferdinand den ersten Actschluß in „Kabale und Liebe" also habe sprechen hören: „Umengle Dich mit dem ganzen Gurte Deines Stolzlands! Ich verjüngle Dich — ein deutscher Werfling!" und daß diese herrlichen Worte, mit dem vollsten Brustton der.Ueberzeugung. mit sprechender Geberde, in richtigem Tonfall und in richtigem Tempo vorgetragen, das Publicum zu begeistertem Beifall hingerissen haben.

Auf die Ausbildung der Stimme und auf deren Modulationsfähigkeit legt Coquelin in Uebereinstimmung mit Allen, die über die Schauspielkunst geschrieben haben, großen Werth. Wie diese, so empfiehlt auch Coquelin beständige Organübungen in allen Stimmlagen.

Der Klang der Stimme muß in Uebereinstimmung mit dem Charakter der dargestellten Persönlichkeit sein. Es ist daher nothwendig, daß das Organ sich die Fähigkeit aneigne, die verschiedenartigsten Klangfarben an» zunehmen. Den Figaro kann man sich nur mit einem scharfen, hellen, beißenden Organ denken, die Stimme des Tartüff muß einen sinnlich weichen, salbungsvollen Klang haben. Coquelin führt das in wortreichen Erörterungen noch an vielen anderen Beispielen aus, die füglich unberücksichtigt bleiben können, da es sich um Selbstverständliches handelt.

Das Aeußere des Schauspielers, namentlich das Gesicht, ist
natürlich von großer, oft entscheidender Bedeutung für die Wahl des
Fachs, zu dem der Künstler von der Natur selbst bestimmt zu sein scheint.
Coquelin stellt mit Recht den Satz auf, daß es Künstler giebt, die zu
lebenslänglicher Jugend auf der Bühne als erste Liebhaber bestimmt, man
könnte beinahe sagen: verurtheilt sind. Aber er hat, glaube ich, Unrecht,
wenn er das Gesicht als Hauptmotiv für diese Bestimmung anführt.
Gesicht und Gestalt sind meines Erachtens auch hier nur mitbetheiligte
Factoren. Jene Künstler, die Coquelin im Auge hat, werden vielmehr
durch die Gesammtheit ihres Wesens, durch ihre Haltung, ihre Geberden,
durch den Klang ihrer Stimme, durch Ausdruck und Empfindung auf
dieses oder jenes bestimmte Fach auf die Dauer ihres Lebens angewiesen,
und Coquelin selbst bestätigt diese Auffassung, da er den berühmten jugend-
lichen Liebhaber des TlMre Franyais, Delaunay, als ein Beispiel des
Nichtalternkönnens auf der Bühne anführt. Delaunay hat mit sechzig
Jahren noch die jugendlichsten Rollen gespielt, und so glaubhaft, so be>
zaubernd, so einschmeichelnd und liebenswürdig wie Keiner nach ihm.
Dieses Wunder ist doch gewiß nicht durch sein Gesicht allein bewirkt
worden. Denn Delaunay widersprach sogar der Forderung, die Coquelin
an die Darsteller der ersten Liebhaberrollen stellt: er war durchaus nicht
schön. Seine aufwärts strebende Nase mit den großen Nasenlöchern war
sogar unschön. Aber daran dachte kein Mensch, wenn man Delaunay auf
den Brettern sah. Er hatte im Ausdruck seines Gesichts etwas so Freund-
liches, bestechend Liebenswürdiges und in seinem ganzen Gebaren, in
feiner Sprache, in seinem Vortrage eine so seelenvolle zärtliche Innigkeit,
daß man die jungen Mädchen, die sich auf der Bühne in ihn zu verlieben
hatten, vollkommen begriff.

Auch unser Emil Devrient gehörte zu jenen Künstlern, die sich auf
der Bühne die ewige Jugend zu bewahren schienen, und die in hohem
Alter noch auf den Brettern durch die Begeisterung und den schwunghaften
Idealismus des schwärmerischen Jünglings das Publicum bezauberten.
Freilich besaß Emil Devrient einen schönen edelgeschnittenen Köpf. Aber
nicht dadurch rief er die Täuschung der holden Jugendlichkeit hervor. Er
war als Künstler jung in Allen, geblieben. Vor Allem hatte sein Organ
den wundersamen Wohlklang der Jugend bewahrt, dessen Schönheit den
Künstler mitunter zu einem wohlgefälligen Singsang verleitete. Jung und
rund waren seine Bewegungen geblieben und jung auch seine Empfindungen.
Deswegen jubelte das Publicum ihm zu, wenn er auf den Brettern erschien,
deswegen sah es ihm die kleinen Geziertheiten in der Schönrednerei der
alten Schule freundlich nach. Um der Schönheit seines Gesichts willen
würde man sich schmerlich so ereifert haben.

Ich will die Wichtigkeit der Männerschönheit auf der Bühne — daß

die Schauspielerinnen schön, zum Mindesten in ihrer Art schön sein müssen, gilt als ausgemachte Sache — gewiß nicht unterschätzen. Wer Hendrichs als Marquis Posa, Barnay als Marc Anton, Robert als Oedipus, Matkowsky als Siegmund in „Leben ein Traum", Pittschau als Hermann den Cherusker u. s. w. gesehen hat, der weiß, wie stark die männliche Schönheit der Erscheinung die Wirkung der künstlerischen Leistungen zu fördern vermag. Aber es ist schließlich doch nur etwas Nebensächliches. Die Schönheit des männlichen Gesichts beruht nicht allein, nicht einmal hauptsächlich in den schönen Verhältnissen und dem edlen Schnitt der Linien, sie beruht vielmehr wesentlich in der Bedeutung des charakteristischen Ausdrucks. Und diesem läßt sich durch die Hülfsmittel, über die der Schauspieler in seiner Garderobe verfügt, wenn er vor dem Spiegel die Maske macht, in unglaublicher Weise nachhelfen. Was sich mit Schminke und Stift, mit Klebmitteln und falschen Haaren aus einem menschlichen Antlitz machen läßt, und wie vollkommen die Täuschung wird, ist unerhört! Dr. Max Pohl vom „Deutschen Theater" wird es mir gewiß nicht übelnehmen, wenn ich in seinem interessanten Kopf die Uebereinstimmung mit den Linien der klassischen Schönheit nicht entdecken kann. Und wie sieht dieser Künstler als König Lear aus! Ein idealer Greis von vollendeter großartiger, berückender, rührender Schönheit!

Und auch ohne alle künstlichen Zurechtmachungen vermag der Schauspieler, wenn er auch keineswegs „schön" ist, die volle Wirkung der Schönheit hervorzurufen. Coquelin führt als Beispiel Delaunay an. Wir könnten an Adolf Sonnenthal erinnern. Wie veredelt sich da das Gesicht des Künstlers durch die Wärme, Echtheit, Innigkeit und wahrhafte Liebenswürdigkeit der ganzen Individualität, wie sie durch die Kunst Sonnenthals zu uns spricht! Auch von ihm könnte man sagen, was Victor Hugo von der Dorval gesagt hat: „Sie sind nicht schön, Sie sind etwas viel Schlimmeres."

Ein wirkliches schauspielerisches Talent ist durch den Mangel an Schönheit noch niemals geschädigt worden. Die größten Schauspieler der letzten Jahrzehnte in Frankreich, Samson, Negnier und Coquelin — sie alle waren und sind viel eher häßlich als schön zu nennen. Schönheit im eigentlichen Sinne der Reinheit der Linien, des Ebenmaßes und der Verhältnisse, halte ich bei dem darstellenden Künstler, auch bei dem Darsteller der Liebhaberrollen, für keineswegs unerläßlich. Es genügt vollauf, wenn der Künstler gescheidt, interessant und sympathisch aussieht. Das Publicum gewöhnt sich gar leicht an die Gesichtszüge der Schauspieler. Und wenn ein Bühnenkünstler durch seine wirkliche Begabung, durch die Wanne und Wahrheit seines Spiels das Herz des Publicums gewonnen hat, so fragt es kaum danach, wie sein Liebling aussieht. Nicht das Aeußere, das Innere ist ihm lieb geworden, und es empfindet dasselbe, was Desdemona ausspricht, als sie auf die verwunderte Frage, wie sich die fchöne Jung-

frau in den häßlichen, plattnasigen und dickmäuligen Mohren habe verlieben können, zur Antwort giebt: „Mir war Othellos Seele sein Gesicht."
Störende körperliche Häßlichkeiten und Gebrechen, die Abscheu einflößen oder Mitleid erwecken, können dem Darsteller, der mit seiner vollen Körperlichkeit zur Veranschaulichung des Kunstwerks vor das Publicum zu treten hat, natürlich nicht nachgesehen werden; denn diese würden eben die Reinheit des Kunstgenusses unmöglich machen.
Wenn also meines Erachtens auf die Reinheit und den Adel der Gesichtszüge ein allzu großer Werth nicht gelegt werden darf, so stimme ich mit Coquelin allerdings darin überein, daß das Auge in der Physiognomie des Schauspielers von entscheidender Bedeutung ist. Das Auge ist ebenso wichtig wie das Organ. Es hat da zu sprechen, wo die Stimme schweigt. Es hat dem Worte des Redners die Schwingen des Geistes zu geben und den Klang seiner Stimme seelisch zu füllen. Ein Tauber muß am Blicke des Künstlers die Worte hören können. Man denke nur an das Auge unseres Döring, an diesen Augenaufschlag, an diesen Blick! Man denke an die blauen Augen der Auguste Wilbrandt-Baudius!
Coquelin bemerkt sehr richtig und fein, daß das Auge des Mitspielers beim stummen Spiel hauptsächlich die Scene erwärmt und belebt. Mag der sprechende Künstler noch so meisterlich spielen, wenn sein stummer Partner gleichgültig dabeisteht, und wenn sich diese Gleichgültigkeit durch den herumirrenden Blick, durch den Ausdruck der Unaufmerksamkeit im Auge dem Publicum offenbart und sich dadurch die Zerstreuung diesem mittheilt, so wird die Wirkung der Scene schwer geschädigt, bisweilen vernichtet. Unwillkürlich beschäftigt sich das Publicum, dem keine Einzelheit auf der Bühne entgeht, auch mit dem Zuhörer auf den Brettern. Es folgt seinen zerstreuten Blicken; und wenn dieser, anstatt durch den Ausdruck des Auges seine Theilnahme an den Vorgängen auf der Bühne zu bekunden, sich im Zuschauerraum umschaut, nach der Decke hinaufblickt, so lenkt er damit einen erheblichen Theil der Aufmerksamkeit, die der Bühne ganz und voll zugewandt werden soll, auf Ungehöriges ab.
Der Sprecher selbst soll die Dinge, die er vorträgt, vor seines Geistes Auge vor sich sehen. Er darf also nie zerstreut sein. Sieht er in Wahrheit das, was er sagt, so sieht es auch das Publicum. Sein Vortrag erlangt dadurch die volle Kraft der Veranschaulichung.
Coquelin zieht daraus als praktischer Künstler den mir sehr vernünftig erscheinenden Schluß, daß es immer ein Fehler ist, eine Erzählung auf der Bühne über irgend welche interessante Vorgänge im Profil zu sprechen. Das Publicum muß in diesem Falle dem Schauspieler ins Gesicht sehen können, die beiden Augen des Künstlers. Nur dann gewinnt die Erzählung die rechte Macht der Vergegenmärtigung. Coquelin giebt die folgende praktische Weisung: Bei einer Erzählung — wir wollen einmal aus unserer deutschen Literatur an den Bericht des schwedischen Haupt-

manns erinnern — mag sich der Schauspieler zu Anfang im Profil zeigen, fo daß er dem Partner gerade gegenübersteht. Aber ganz allmählich foll er eine unmerkliche Bewegung vornehmen, bis er dem Publicum von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Dann foll sich das Äuge auf einen festen Punkt richten und daran haften bleiben, weil sich da dem Schauspieler leibhaftig das Bild des Vorgangs darstellt, den er zu schildern hat. Die Blicke des Publicums klammem sich alsdann an den Blick des Schauspielers und sehen mit ihm jene Scene, die der Künstler zu erblicken meint und über die er zu berichten hat. Da erspäht das Publicum jene Vorgänge schon früher, als sie der Mund des Schauspielers gesprochen hat, und das Wort bestätigt gewissermaßen nur das, was das Auge des Zuschauers bereits vorgeahnt hat und was der Zuschauer schon weiß.

Die viel umstrittene und sehr schwer zu entscheidende Frage, inwieweit der Schauspieler mit der Rolle, die er künstlerisch darzustellen hat, verwachsen müsse, ob er in der Rolle stecken oder über der Rolle stehen solle, beschäftigt auch unfern ästhetisirenden Schaufpieler. Ich glaube, die Frage ist überhaupt nicht abfolut zu beantworten. Ich meine vielmehr, daß hier die Individualität des Künstlers allein die Entscheidung giebt.

Coquelin steht auf dem Standpunkte: der einsichtige Künstler, das, was er ^ nennt, müsse die Körperlichkeit des Künstlers, die er als ü bezeichnet, fo vollkommen in der Gewalt haben, daß der Künstler persönlich an den Freuden und Leiden, die er darzustellen hat, nicht^den geringsten Antheil haben dürfe. Der Schaufpieler müsse unter allen Umständen die Herrschaft über sich bewahren und auch in den Augenblicken, da das Publicum, das durch die liinstlerifchen Leistungen hingerissen ist, glaubt, daß der Künstler den Kopf vollkommen verloren habe, müsse er mit kühler Ueberlegung jede Bewegung, jede Stärke des Organs nüchtern abzumessen im Stande fein. Niemals dürfe er auch nur im Geringsten von dem Mitfühlen mit feiner Rolle ergrissen weiden, und um fo echter und überzeugender würde er die Leidenfchaften ausdrücken können, je kühler und befonnener er bleibe.

„Studirt Euere Rolle, geht ganz in ihr auf, aber entfagt nicht Euerem Selbst; bewahrt vielmehr die Leitung! Möge sich das L, die Körperlichkeit, noch so wild geberden. möge sie lachen oder weinen, bis zur Raserei sich ereifern und Todesqualen erdulden; alles das aber laßt forgfältig überwachen von ^., dem Geistigen, das unerreichbar hoch über der Darstellung thront, und das die Grenzen, innerhalb deren sich die dargestellten Leidenfchaften zu bewegen haben, vorher mit Schärfe gezogen und festgefetzt hat. Habt Ihr einmal den richtigen Ausdruck gefunden, fo müßt Ihr zu jeder Zeit befähigt fein, denfelben anzuwenden. Niemals darf sich der

Schauspieler vom Strom der Begeisterung hinwegtreiben lassen. Es ist falsch, es ist lächerlich, anzunehmen, daß die grüßte schauspielerische Kunst darin beruhe, daß der Künstler sich selbst ganz vergesse und mit sich das Publicum. Wenn Ihr so mit der Rolle zusammenschmelzt, daß Ihr beim Betrachten des Publicums ausruft: ‚Was wollen denn diese Leute eigentlich?' dann seid Ihr keine Schauspieler, sondern Verrückte. Der schöne Satz: ‚Wenn Du willst, daß ich weinen soll, so weine selbst', ist auf die Kunst des Schauspielers durchaus nicht anwendbar. Wenn der Künstler selbst weinte, so würde es sehr wohl geschehen können, daß er die Leute zum Lachen brächte; denn der Schmerz verzerrt und verhäßlicht die Gesichtszüge. . . Als Anfänger ist es auch mir begegnet, daß ich mich vollkommen in eine von mir dargestellte Rolle hineingelebt habe. In einer rührenden ergreifenden Rolle, die ich einmal zu fpielen hatte, wurde ich hinter den Coulissen ohnmächtig. Das ist ein Kadettenstreich. Wenn mir heute dergleichen zustieße, so würde ich mich schämen. Ein erfahrener Schauspieler muß vor solchen Erfahrungen gefeit fein."

In vollkommener Uebereinstimmung damit sagt Riccoboni, daß der Schauspieler, wenn er das Unglück hat, das, was er ausdrückt, wirklich zu empfinden, außer Stand gesetzt wird, zu spielen. Und er begründet diese Auffassung, indem er sagt, daß die Empfindungen in einem dramatischen Auftritte mit einer Geschwindigkeit wechselnd aufeinander folgen, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Er führt sogar sehr geistreich 'aus, daß der Schauspieler überhaupt gar nicht das empfinden könne, was er auszudrücken habe. Der Schauspieler kommt auf die Bühne. Die ersten Worte, die er hört, sollen ihm einen außerordentlichen Schrecken verursachen. Gesicht, Gestalt und Stimme zeigen ein Erstaunen, wodurch der Zuschauer gerührt wird. Kann er aber, der Mensch, der diese Affecte darzustellen hat, in der That erschrocken sein? Er weiß ja auswendig, was man ihm sagen will, und er kommt ja eigens zu dem Zwecke auf die Bühne, daß man es ihm sagen soll!

Dagegen 'vertritt der geistvolle Sainte-Albine die Ansicht, daß der Schauspieler sich selbst vergessen und ganz und gar während des Spiels in den Charakter der darzustellenden Rolle hineinkriechen folle. „Die Schauspieler," sagt Sainte-Albine, „müssen sich einbilden, daß sie wirklich das sind, was sie vorstellen. Eine glückliche Raserei muß sie überreden, daß sie felbst diejenigen sind, die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irrthum muß aus ihrer Vorstellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann sehen wir in ihnen nicht mehr frostige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen werden. Sie werden zu unbeschränkten Gebietern über junsere Seele, sie werden zu Zauberern, die das Unempfindlichste empfindlich machen können."

Wer wollte es wagen, zwischen diesen vollkommenen Widersprüchen,

die gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren bleiben müssen, das Richtige aufzuweisen! Es kann hier meines Erachtens eben gar nicht von einem absolut Richtigen die Rede sein. Es ist, wie gesagt, eine einfache Frage der künstlerischen Individualität.
Ich habe zwei große Künstler, ungefähr die größten unferer Zeit, gerade in dieser Beziehung zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Der eine stak vollkommen in seiner Rolle, der andere stand vollkommen darüber. Der eine war Theodor Döring, der andere Tommaso Salvini.
Während der ersten Aufführung des Schauspiels „Maria und Magdalena" stand ich hinter den Coulissen des Schauspielhauses. Die ersten drei Aufzüge waren vorüber und hatten Erfolg gehabt. Im Zmifchenact zwifchen dein dritten und vierten Aufzuge kam Döring auf die Bühne, der den Grafen Egg darzustellen hatte. Döring, der immer sehr freundlich zu mir mar, hatte aufrichtige Freude an dem Erfolg und beglückwünschte mich. Alsdann trat er bei Seite, löste sich von den übrigen Schauspielern los und ging auf der linken Seite der Bühne, von der er aufzutreten hatte, mit majestätischen Schritten auf und ab. Das Zeichen zum Beginn des vierten Aufzugs wurde gegeben. Ich ging ebenfalls nach der linken Seite hinüber, da mich die Ballmusik, die auf der rechten Seite fpielte, am aufmerksamen Zuhören hinderte. Döring achtete nicht mehr auf mich, er ging beständig auf und ab und murmelte mit vornehmen Gesticulationen mir Unverständliches. Er redete sich vollkommen in die Rolle hinein, und in demselben Schritt und mit denselben Bewegungen trat er auch auf die Bühne. Er spielte die kleine Scene meisterlich, und bei seinem Abgange war der Beifall rauschend.
Diese überaus günstige Aufnahme überraschte uns alle und mich mehr als die Anderen, denn wir hatten uns von der Episode nichts Besonderes versprechen können. Ich wollte Döring die Hand drücken und ihm danken. Aber er wies mich mit einer herrischen Geberde von sich, und ich hörte nun, wie er, beständig in kurzen Schritten auf und ab gehend, Sätze her» vorstieß wie die folgenden: „Und mit einer solchen Gauklerin soll man sich in anständiger Gesellschaft zeigen! Das muthet man mir zu! Mein leibhaftiger Neffe! Ja, diese jungen Prinzen! Aber ich werde es oieser Komödiantin schon eintränken!" Und so redete er sich in eine Wuth hinein, die geradezu köstlich mar. Und aus der Wuth ging er allmählich über in den Ton vornehmer Schadenfreude und bitterster Malice. „Nun, mein Fräulein, wie kommt es Ihnen denn hier in unserer Gesellschaft vor? Aber warten Sie nur, ich werde Sie noch ganz anders ärgern und quälen!"
„Herr Döring, Ihr Stichwort!" fagte der Inspicient.
Frau Erhartt legte ihren Arm in den Dörings.
„Ja, warten Sie nur!" sagte er in demselben Tone noch hinter der Coulisse. . .
Und nun sich ganz an den Inhalt und den Ton des von ihm selbst

lieber die Kunst de? Schauspielers, ^3
erfundenen Monologs hinter den Coulissen anschließend, fuhr er fort, die ihm vorgeschriebenen Worte feiner Rolle zu sprechen.

Döring fühlte sich also nicht nur auf der Bühne, als er sichtbar dem Publicum gegenüberstand, als Graf Egg, er fühlte sich auch als unzufriedener Aristokrat hinter den Coulissen, und er arbeitete sich künstlich vollkommen in diese Stimmung hinein und winkte, was ihn irgendwie in dieser Selbsttäuschung stören konnte, „in glücklicher Raserei" von sich ab. Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen und das Stück gut aufgenommen war, gratulirte mir Keiner herzlicher und menschlicher, als der gute Döring.

Und nun Tommaso Salvini!

Wir hatten uns eines Tages verabredet, nach dem Theater irgendwo zufammen zu Abend zu essen. Wir wollten das Local noch bestimmen.

Es wurde „Othello" gegeben. Ich hatte Salvini schon zwei-, dreimal in dieser Rolle gesehen, und jedesmal hatte mich dieser größte der lebenden Schauspieler in derselben mächtigen Weise begeistert, ergriffen und erschüttert.

Im Zwischenact ging ich auf die Bühne. Salvini war in großer Aufregung. Er spielte in dem damaligen Operettentheater der Friedrich-Wilhelmstadt, in dein jetzt das Deutsche Theater sein Heini aufgeschlagen hat.

Zur Comparserie und Statisterie waren also die Mitglieder des Operettenchors gestellt morden, und diese waren für die Tragödie allerdings nicht ganz geeignet. Die jungen Dämchen hatten in derScene vor dem Senat irgendwelchen Unfug getrieben, geliebäugelt — was weiß ich! Kurz und gut, Salvini war entrüstet. In einen» wunderlichen Kauderwelsch, halb französisch, halb italienisch, donnerte er die zarten Damen an, daß diese todtenbleich wurden, und er wurde immer noch wüthender: über den Director, über den Regisseur, über die ganze Gesellschaft. Er war fo aufgeregt, daß er gar nicht bemerkte, wie ich feit längerer Zeit stummer Zeuge dieser Scene war. Endlich sah er mich. Noch in Hellem Zorn über die Entweihung der Kunst durch die wenig künstlerischen Mädchen, die da vereinigt waren, bat er mich um Entschuldigung, daß er sich so wenig beherrschen könne, und erzählte mir die Veranlassung seiner ungewöhnlichen Erregung. Bei diesem Berichte ereiferte er sich aufs Neue, und der Spectakel ging noch einmal los. Er wurde so wüthend, daß Alles ringsumher zitterte und bebte. Mittlerweile war der Zwischenact zu Ende gelangt. Wir waren hinter die Coulisse getreten, und in gedämpftem Tone fuhr Salvini fort, mir seine Noth über die heillosen Zustände zu klagen. Er wandte dabei die stärksten Ausdrücke an, ballte die Faust, seine Stirn legte sich in tiefe Falten, kurzum, er war aufrichtig zornig.

Da klopfte ihm der Inspicient auf die Schulter und deutete nach der Bühne. Salvini drückte mir schnell die Hand und sagte: „Warten Sie hier, wir wollten ja etwas verabreden."

Und sofort, wie durch einen Zauberschlag, war der Mensch, der da vor mir stand, ein vollkommen anderer geworden. Der Ausdruck seines

persönlichen Empfindens war wie mit einem Schwamm weggewischt, es war nichts mehr von jenem Salvini da. der eben getobt und gepoltert hatte. Er richtete sich auf, legte die Hand auf die Brust, senkte den Kopf etwas und ging mit schweren schleppenden Schritten und dem Ausdruck einer tiefen nagenden Unruhe langsam auf die Bühne. Es war der leibhaftige Othello, ein vollkommen anderer Mensch, von einer andern Rasse, von anderm Temperamente, von anderer Statur, von anderen Bewegungen und von ganz anderen Empfindungen. Nicht der geringste Zorn über Ungehörigkeiten, ein dumpfer, schwerer Schmerz, etwas fürchterlich Bohrendes, das war es, was er mit seinem ganzen Wesen, mit dem Organ seiner Stimme, mit feinen Bewegungen, mit feinem Blick aussprach. Da hatte sich in wenigen Secunden die volle Wandlung vollzogen von der durch Unfug hervorgerufenen Wuth auf der Bühne, über eine freundschaftliche Verabredung zum Abendessen hinweg zu den schmerzlich aufwühlenden Qualen der keimenden Eifersucht!

Ich habe eine solche Wandlungsfähigkeit für unmöglich gehalten.

Nachdem Salvini feine Scene gefpielt hatte, gingen wir zufammen in feine Garderobe. Ich war ganz voll von dem Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, und sprach mein aufrichtiges Erstaunen darüber aus.

„Aber wie können Sie sich darüber wundern!" fagte er mir. „Das habe ich doch gelernt! Mit der Rolle bin ich eben fertig. Da kann ich in jedem Augenblick jede Scene spielen, was Sie wollen, und wann Sie es wollen. Wenn Sie mich die Nacht aus dem Bette holen und mir sagen, ich solle den Monolog vor der Ermordung Desdemonas sprechen, so fpreche ich ihn gerade fo, wie am Abend auf der Bühne, und empfinde genau dasselbe dabei, nämlich gar nichts. Ich weiß nur, wie ich es sagen muß, um an meine aufrichtige Empfindung glauben zu machen. Und ich habe es ja auch früher empfunden ... als ich die Rolle ftudirte! Da vollkommen, bis zum körperlichen Schmerz. Aber seitdem ich sie beherrsche, bekümmere ich mich um alles das nicht mehr. Das habe ich am Schnürchen. Ich greife die Leidenschaften, wie der Klavierspieler die Octane, ohne hinzusehen. Das ist in Fleisch und Blut übergegangen. Das Spiel strengt mich nur körperlich an, geistig und seelisch garnicht."

Ich gestehe, daß mich diese Offenherzigkeit starr vor Erstaunen machte. Dieser große Künstler, der nebenbei ein herrlicher Mensch ist — mit vollkommenster Aufrichtigkeit erklärte er mir, daß er. der die Empfindung durch den Ausdruck fo glaubhaft wie kein Zweiter machte, selbst nichts empfand, daß er durch die Kunst alles das hervorbrachte, was auf uns alle, die wir athemlos an feinen Lippen hingen, wie die reine tiefempfundene Natur wirkte!

Nach diesem Geständnis; beobachtete ich ihn später mit gedoppelter Aufmerksamkeit. Niemals und nirgends habe ich auch nur die geringste Spur des nüchtern regulirenden Verstandes, der kühlen Ueberlegung wahr-

zunehmen, niemals irgend eine Absichtlichkeit, niemals das Product des Studiums, das Gewollte und das Erreichte zu erkennen vermocht. Es war die Natur in ihrer vollen berückenden Unmittelbarkeit, in ihrer ursprünglichen Fertigkeit. Ja, Alles, was er that, mar so wahr und echt und dabei so wunderschön, daß man niemals an eine Rolle, an Studirtes und Erlerntes denken konnte. Es war wirklich Othello, Hamlet, Jngomar, es war der Unglückliche im „Bürgerlichen Tod", den mir vor uns sahen, niemals Salvini, der eine Rolle spielte.

Salvini entspricht also den von Coquelin aufgestellten Forderungen in vollkommenster Weise. Aber daraus folgt noch immer nicht, daß diese Forderungen die allein berechtigten seien. Das von mir angeführte Beispiel Theodor Dörings spricht schon dagegen.

Der Widersprüche bei der Entscheidung dieser Frage ist überhaupt kein Ende. Jffland sagt in einein Votum, das er über gewisse Einzelheiten der Schauspielkunst an Dalberg abgegeben hat*): „Wer will mit kaltem Blute die fürchterliche Verlängerung der Gesichtszüge, die lallende Zunge, die schrecklichen Töne, das Auge, das halb Kohle, halb fürchterlicher Brand ist — wer will mit kaltem Blute das nachahmen? Es giebt einige große Schauspieler, welche ihr ganzes Ansehen dahin verwenden, um zu behaupten, man könne es, man müsse es sogar. Sie scheinen zu glauben, ihre Größe erhalte den Zusatz der Selbständigkeit, wenn sie die Lächerlichkeit begehen, von der Dankbarkeit gegen die Natur sich loszusagen. Dem sei, wie ihm wolle. Ich habe nie gefühlt, wenn diese Herren nichts fühlten. Sie täuschten mich nie, wenn sie sich nicht vorher getäuscht hatten." Da haben wir also einen neuen Anmalt für die künstlerische Nothmendigkeit des Mitempfindens beim Schauspiel. Dagegen sagt wiederum Ekhof mit Salvini und Coquelin: „Die Kunst thut Alles und wischt sich die Thränen aus dem Auge."

Diejenigen Künstler, die wie die letztgenannten an ihrer schauspielerischen Leistung mit ihrem Mitempfinden nicht betheiligt sind, die auf der Körperlichkeit und den Organen zum Ausdruck der Gefühle spielen wie der Virtuos auf seinem Jnstruniente, sind jedenfalls die zuverlässigsten. Sie sind frei von Stimmungen und Verstimmungen, sie sind die gleichartigsten. Und diese Gleichartigkeit der schauspielerischen Leistung hält Coquelin für einen der größten Vorzüge der Bühnenkünstler. Nichts Thörichteres in seinen Augen als der Vorwurf: „Was sollen wir uns das Stück noch einmal ansehen! X. X. ist ja immer derselbe!" Der Künstler soll immer derselbe sein, — nämlich immer gleich gut! Das bezeichnet Coquelin als das erstrebensmerthe Ziel jedes gewissenhaften Schauspielers.

*) Siehe die „Protokolle des Mannheimer National-Theaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—89." Herausgegeben von dem verdienstvollen Regisseur des Mannheimer HoftheaterS, Max Martcrsteig. Mannheim, I. Bensheimer, 189«.

Läßt sich der Darsteller durch persönliche Eindrücke bestimmen, so ist es selbstverständlich, daß die künstlerische Leistung in ihrer Reinheit geschädigt wird, daß fremde Elemente hinzukommen, die nur schädlich wirken können. Dem sagenhaften König Lear soll man es nicht anmerken, ob dessen Darsteller sich vielleicht mit dein Director ober mit seiner Frau gezankt, oder sogar einen schmerzlichen Verlust erlitten, ob er in der Lotterie gewonnen hat oder von einem gewissenlosen Wucherer gepfändet worden ist, oder dergleichen. Wenn sich der Schauspieler, der auf den Brettern steht und eine dichterische Gestalt zu veranschaulichen hat, nicht vollkommen zu beherrschen und für die Dauer seiner künstlerischen Leistung nicht allen seinen persönlichen Stimmungen vollkommen Schweigen, zu gebieten weiß, so ist er ein unfertiger Künstler.

Von Wilbrandt habe ich gehört, daß Charlotte Wolter, die eines Abends an fürchterlichem Zahnreißen litt und sich hinter der Coulisse vor Schmerzen wand, sich in dem Augenblick, da sie die Bühne betrat, vollkommen schmerzensfrei fühlte und ihre Rolle meisterlich durchzuführen vermochte, ohne während des Spiels von ihrem Leiden irgendwie behelligt zu werden.

Durchaus ungehörig ist es, wenn sich der Schauspieler bei der Dar» stellung, die schon vorher durch das Studium im Zimmer und während der Proben auf der Bühne fertig gestaltet sein muß, im Laufe der Vorstellung durch sein Temperament zu Unerwartetem, zu nicht vorher fest Geregeltein hinreißen läßt, oder wenn er während der Vorbereitungen gebrachte Wirkungen in der Vorstellung abschwächt oder gar nicht bringt, wenn er also vor dem Publicum anders spielt, als allein oder vor dein Regisseur und Director, oder wenn er heute so und morgen so agirt.

Diese unberechenbaren Künstler erscheinen Coquelin als im höchsten Grade bedenklich, und er läßt das genialische Ausblitzen, die durch den Moment entfachte Begeisterung ebensowenig gelten, wie die künstlerische Ermattung durch psychische oder physische Affecte. Diese Art von Künstlern, die sich nicht in der Gewalt haben, tasten immer unsicher umher und kommen aus dem Experimentiren eigentlich gar nicht heraus.

Wir haben in Deutschland einen Künstler, an den diese Worte ganz besonders gerichtet zu sein scheinen. Friedrich Mitterwurzer gehört ganz unzweifelhaft zu den reichstbegabten Schauspielern. Er vermag wie wenige durch den echtesten Ausdruck der glühenden Leidenschaft hinzureißen. Er trifft den Ton der wärmsten Empfindung, wie den der schneidendsten und kältesten Ironie in gleich meisterlicher Weise. Er kann herzlich humorvoll und boshaft satirisch sein. Er bietet mitunter schauspielerische Leistungen, die die Vollkommenheit streifen. Mitunter! Wenn er nämlich aufgelegt ist! Manchmal aber schwebt ein böser Stern über feiner künstlerischen Leistung. Er vernachlässigt sich auf der Bühne, er martirt eigentlich nur, er wird zerstreut und rein äußerlich. All die großen Eigenschaften, die uns

gestern entzückt haben, scheinen heute zu schlummern, und derselbe Künstler, er uns gestern ergriffen und erschüttert hatte, läßt uns heute eisig kalt und erscheint uns geradezu unbegreiflich schwach!

Vor langen Jahren habe ich Mitterwurzer an zwei aufeinanderfolgenden Abenden als „Spieler" in dem Jffland'schen Schauspiele gesehen. Er hatte mich am ersten Abend so begeistert, daß ich die zweite Vorstellung wieder besuchte. Der Künstler war wie ausgetauscht: nüchtern, zerfahren, er schien gar nicht bei der Sache zu sein, undeutlich, polternd. Er, der am Tage vorher wirklich großartig genannt werden durfte, war bei der zweiten Vorstellung nicht einmal mittelmäßig zu nennen, er mar geradezu ungenügend, wie ein verschüchterter Anfänger.

« 5

5

Coquelin tritt nun noch der etwas heiklen Frage näher, ob der gute Schauspieler auch klug sein müsse, oder vielmehr, wie er sagt, ob eine große Einsicht (grsnäs intsIIiAsnce) für den dramatischen Künstler erforderlich sei. Er beantwortet die Frage ganz richtig dahin, daß die allgemeinen Verstandesgaben mit der Kunst nichts gemein haben, daß aber jede besondere Kunst ihre besondere Einsicht, ihre besondere Klugheit bei dem Künstler voraussetze.

Wir missen in der That, daß große Musiker und große Maler, die in ihrer Kunst Ungewöhnliches geschaffen, keineswegs Klugheit im gebräuchlichen Sinne des Wortes besessen haben, daß sie sich den wichtigsten Fragen gegenüber, welche ihre Kunst nicht berühren, vollkommen theilnahmlos verhalten, in den einfachsten Dingen des Lebens unerfahren sind, und daß niemals ein bemerkenswerthes Wort über ihre Lippen gekommen ist. Makart, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, war im gewöhnlichen Leben gewiß nichts weniger als bedeutend. Aber er wurde bedeutend, sobald er Palette und Pinsel in der Hand hatte, und in seinen Werken bekundete er ein so tiefes verftändnißvolles Eindringen in die Geheimnisse seiner Kunst, eine so munderbare Feinfühligkeit, einen so seltenen Scharfsinn, daß es geradezu abgeschmackt märe, einem Künstler, der solche Werke geschaffen hat, Klugheit und Verstand abzusprechen. Makart mar einer der klügsten Künstler, aber durchaus nicht einer der klügsten Menschen. Und gerade so verhält es sich mit allen anderen Künstlern. Im Allgemeinen läßt sich allerdings wohl behaupten, daß große Künstler auch ungewöhnlich kluge Menschen sind. Denken mir doch nur an unsere Musiker der neuesten Zeit, denken mir an Richard Wagner, Bülow, Brahms, Rubinstein u. A. Aber diese allgemeine Klugheit ist für die besondere Kunst nicht unbedingt erforderlich. Und Coquelin trifft meines Erachtens das ganz Richtige, wenn er sagt: „Der Schauspieler braucht weder von Malerei, noch von Musik, ja, er braucht nicht einmal von Poesie etwas zu verstehen, und er kann doch ein ausgezeichneter Künstler

sein, und sogar ein poetischer Künstler. Er braucht eben nur seine Kunst zu verstehen, die etwas ganz Besonderes ist/' Ich gehe sogar noch weiter. Ich meine, daß bisweilen nicht einmal das besondere künstlerische Verständniß unentbehrlich ist, daß mitunter sogar schon ein instinctives Ahnen, ein Unbewußtes in der Kunst, und in der Schauspielkunst ganz besonders, genügen kann, um das mangelnde Verständniß zu ersetzen und um den Künstler zu einer Leistung zu befähigen, die dennoch einsichtsvoll und klug wirkt. Jenes Unbewußte ist eben ein Theil dessen, was man Talent zu nennen pflegt.

Freilich möchte ich nicht anrathen, daß sich der Künstler auf das instinctiv richtige Erfassen forglos verlasse und sich deshalb der Mühe enthoben glaube, in das Verständniß der Rolle einzudringen. Ich sage, es kann vorkommen! Ich bezeichne es aber als einen Ausnahmefall. Und ich kann dafür ein Beispiel anführen.

Vor zwanzig Jahren sah ich in Leipzig eine Vorstellung des Lear, die sehr sorgfältig einstudirt mar und vorzüglich von Statten ging. Der damals noch sehr jugendliche Richard Kahle errang in der Hauptrolle stürmischen Beifall. Unter den übrigen Darstellern empfing ich von der Künstlerin, die die Cordelia gab, einen besonders tiefen Eindruck. Sie hatte etwas so mädchenhaft Seelenvolles, innig Wahres und Rührendes, in ihrem ganzen Wesen; im Klange ihrer Stimme, im Ausdruck ihres Auges, in der Lieblichkeit ihrer Bewegungen herrschte eine so wundersam harmonische Übereinstimmung, daß wir alle tief ergriffen wurden. Ich habe nie eine bessere Cordelia gesehen, weder vorher noch nachher. Ich saß neben Laube in der Directionsloge und sprach ihm und Frau Iduna Laube gegenüber mein Entzücken in wärmster Weise aus. Laube mar eben so warm in seiner Anerkennung. Er schmunzelte und sagte mir: „Gehen Sie einmal hinauf auf die Bretter und sagen Sie ihr ein paar freundliche Worte. Es wird ihr Spaß machen/'

Ich suchte die Künstlerin auf und beglückwünschte sie herzlich. Sie strahlte, drückte mir die Hand und dankte mir.

„Das freut mich," fagte sie. „Ich habe solche Angst vor der Rolle gehabt." Und im ärgsten Berliner Jargon, mit „ick" und „det" fuhr sie fort: „Ich verstehe nämlich den ganzen Quatsch nicht. Ich weiß nicht, was die da immer herumläuft, und weshalb sie so thut. Aber wenn ich's gut gemacht habe, um so besser. Aliens Talent, Docter!"

Als ich Laube über diese Begegnung Bericht erstattete, lächelte er so, wie nur Laube zu lächeln verstand. Es lag wie voller Sonnenschein auf seinem Gesicht.

„Sie hat ganz Recht." sagte er, „Allens Talent! Sie ist eine Gans, aber sie spielt besser als alle Anderen."

lieber die Runji des Schauspielers, 1,1.9

So wie es eine besondere Kunstklugheit giebt, so giebt es auch eine besondere Kunstwahrheit, die sich mit der Wirklichkeitswahrheit durchaus nicht immer deckt. Daß in der Kunst des Schauspielers von der absoluten Wahrheit nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die Menschen-darstellung auf der Bühne ist zunächst abhängig von der Nationalität des Künstlers. Das Temperament, der Geschmack, ja, das ganze Wesen unter-scheidet sich bei den verschiedenen Nationen gerade so scharf voneinander, wie ^die verschiedenen Sprachen. Der berühmte Darsteller des Helden in „Galeotto", Nafael Calvo, fand den deutschen Darsteller dieser Nolle, Josef Kainz, dessen lodernde Leidenschaftlichkeit auf uns Deutsche fast feuergefährlich wirkte, bewunderungswürdig; er wünschte ihn nur etwas wärmer! Garrick wirft den französischen Schauspielern vor, daß sie nicht wahr seien. Wir finden den Ton der französischen Tragöden langweilig und gespreizt und tadeln die krasse Übertreibung der englischen Schauspieler. Coquelin macht den deutschen Schauspielen! zum Vorwurf, daß sie weinerlich über die Maßen und philosophisch verschwommen seien. Was er damit meint, ist nicht recht zu verstehen. Es ist eine wohlfeile Phrase. Der gute Coquelin kennt die deutsche Bühnenkunst nur von seinen gelegentlichen Ausflügen nach Wien. Er ist vielleicht ein- oder zweimal im Burgtheater gewesen, ohne ein Wort von dem zu verstehen, was da gesagt worden ist. Er hat keine Ahnung von der deutschen Literatur, keine Ahnung vom deutschen Wesen. Sein Urtheil ist also vollkommen werthlos. Ich weiß nicht, ob er gegen Georg Engels den Vorwurf der Mhrseligkeit erheben würde, wenn er ihn kennte. Aber seine Aussage, deren Ehrlichkeit ich durchaus nicht be-zweifle, beweist eben nur. daß die französische Wahrheit auf der Bühne eine andere ist als die deutsche. Immer wieder haben wir mit Pilatus zu fragen: Was ist Wahrheit?

Wie man also auf der Vühne nicht absolut wahr sprechen kann, so soll man auch nicht absolut natürlich sprechen. Es ist nicht richtig, wenn der Schauspieler den Monolog des Tell vorträgt, als ob er sagen wolle: „Donnerwetter, bin ich gelaufen! Aber nun bin ich doch noch zur rechten Zeit da; denn durch diese hohle Gasse muß er kommen. Soviel ich weiß, führt kein anderer Weg nach Küßnacht hin. Ein wahres Glück, daß ich nun da bin! Denn hier uollend' ich's. Es paßt mir außerordentlich. Die Gelegenheit ist günstig. Wo könnt' ich mich denn eigentlich gut ver-stecken? Ah, da! dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm."

Coquelin faßt sein Glaubensbekenntniß in dem Satze zusammen: „Der Ausgangspunkt der Schauspielkunst ist die Natur, ihr Ziel das Ideal."

Er sagt ungefähr also dasselbe, was Lessing als das Nesultat seiner ästhe-tischen Untersuchung aufstellt: daß die Schauspielkunst, die starke Elemente der bildenden Künste in sich faßt, wie diese in der Schönheit das höchste Gesetz zu respectiren habe.

Daß die platte Natürlichkeit ohne Mitwirkung der adelnden Kunst nicht blos unschön, sondern unter Umständen auch unwahr auf der Bühne wirkt, weil eben die Vühne ihre ganz besonderen Gesetze der Optik und Akustik hat, beweist Coquelin an einem eigenen Erlebniß.

Coquelin gab Gastrollen in der Provinz. Er spielte eines Abends in Augiers „^vmitui-iörL" die Rolle des zweideutigen Don Annibal, der im zweiten Acte betrunken gemacht wird, damit sich seine Zunge löse. Das Uebermaß des genossenen Weines übt auf Annibal die nicht ungewöhnliche Wirkung. Er schlaft ein und wird bis zum Nctschluß nicht mehr geweckt. Coquelin hatte die Nacht vorher im Eisenbahnwagen zugebracht, am Vormittag eine lange und anstrengende Probe gehabt, und als ihm nun am Abend im Lustspiel die Gelegenheit geboten wurde, den Schlaf zu spielen, meldete sich die wirkliche Müdigkeit, gegen die er bis' her angekämpft hatte, und in dem ruhigen Bewußtsein, daß er bis zum Actschluß nichts mehr zu sagen habe und also auch nicht aufzupassen brauche, schlief er in Wahrheit ein. Ja, es ereignete sich das Ungeheuerliche, er schnarchte!

Was sagten nun die Kritiker und die Kunstkenner? Coquelin habe vorzüglich gespielt, aber in der Schlafscene habe er doch stark übertrieben!

Es ist in anderer Fassung dieselbe Geschichte, die von dem Bauern und dem Illhrmaittsgaukler erzählt wird. Ein Gaukler ahmt das Quieken eines Spanferkels zum allgemeinen Gaudium der das Brettergerüst umstehenden Menge nach. Da meldet sich ein Bauer, der unter seinem Kittel ein wirkliches Ferkel verborgen hält, und sagt, er tonne es noch besser machen. Der Gaukler nimmt die Herausforderung an und quiekt noch einmal. Der Bauer kneift fein Spanferkel in den Schwanz, es quiekt; aber das Publicum verhöhnt den Bauer wegen feiner vollkommen ungenügenden Leistung und jubelt dem Gaukler um so lauter zu.

Der Naturalismus, sagt Coquelin, verlangt, daß man auf der Bühne die wirklichen Ferkel quieken lasse. Und das ist der verhängnihvolle Irrthum, den dieser begeht. Das Schweinchen hat gewiß ganz gut geschrieen, aber ohne Kunst.

Zum Schluß spricht Coquelin noch sehr ausführlich, allzu ausführlich, darüber, daß die verschiedenen Stilarten der dramatischen Dichtung und auch die verschiedenen dichterischen Individualitäten Verschiedenartigkeit in der Darstellung verlangen, daß also die höfische Tragödie anders als das klassische Lustspiel gegeben weiden müsse und das moderne Schauspiel wiederum in einer andern Tunart, daß demnach der Schauspieler die Rollen von Corneille und Racine nicht über denselben Leisten schlagen dürfe wie die Charaktere von Moliöre, Beaumarchais, Augier, Dumas.

Zur Begründung dieses selbstverständlichen Satzes giebt Coquelin eine Charakteristik aller namhaften französischen Bühnendichter, die wir unerwähnt lassen können, denn sie bietet nichts irgendwie Bemerkenswerthes.

Und da, wo Begriffe fehlen, stellt auch bei Coquelin das Wort zur rechten Zeit sich ein. Manchmal wird es sogar ein bischen lächerlich phrasenhaft. Wenn Coquelin gelassen das große Wort ausspricht, daß Victor Hugo der größte Dichter aller Lande und aller Zeiten sei, daß er alle großen Dichter der Vergangenheit und Gegenwart in sich aufgenommen habe, und diese kindliche Behauptung durch den Satz erhärtet: „Er hat in sich Elemente von Homer, Pindar, Anakreon, Horaz, Lucrez. Juvenal, Agrippa d'Aubignö, Ronsard, Regnier, Chönier", dann lächelt man bei dieser haarsträubenden Zusammenstellung doch ein wenig über den Schwadroneur, der mit diesem prahlerischen Trara wohl Gründlingen im Parterre" imponiren mag, der sich aber als geschmackvoller Mann davor hüten sollte, derartige volltönende Unreifheiten drucken zu lassen und dem ernsteren Urtheil zu unterbreiten. Ich möchte wohl wissen, wieviel Coquelin von Pindar, Anakreon, Lucrez und Juvenal gelesen hat. Und ich möchte auch missen, weshalb er sich auf diese wenigen Namen beschränkt hat. Er hätte ganz gut noch hinzusetzen können Milton, Wilhelm Busch, Byron. Dante, Leon Treptow, Calderon und Mannstädt. Die Liste ließe sich in dieser Weise noch recht erheblich verlängern. Aber ich meine, kein Billigdenkender wird sich aus Coquelins gelegentlichen Bummeläußerungen eine Belehrung über das Wesen der Dichter verschaffen wollen. Ueber die Kunst des Schauspielers darf Coquelin mit Fug und Recht mitsprechen, und feine Abhandlung, die manches sehr Hübsche enthält, würde an Bedeutung noch gewonnen haben, wenn er sich weniger aus das dilettirende Aesthetisiren verlegt und noch mehr praktische Weisungen und RathschlSge gegeben hätte, wie er sie aus seinen Erfahrungen geschöpft hat. Freilich ist das Verlangen nach einer solchen praktischen Unterweisung kein geringes, und es ist überhaupt fraglich, ob demselben Genüge geschehen kann. Zur Schauspielkunst gehört, wie zu jeder andern Kunst, vor Allem die natürliche Veranlagung. Unzweifelhaft bedarf diese einer gewissenhaften Schulung, aber auch für diese Schulung muß der Schüler selbst schon am meisten mitbringen. Vom Lehrer kann er auf Verstöße und Fehler aufmerksam gemacht und in Aeußerlichkeiten ausgebildet werden; die höhere Bildung jedoch gewinnt er nur durch eigene Einsicht, durch eigene Anregung und sein eigenes System. Und wie jeder andere Künstler hat auch der Schauspieler immer strebend sich zu bemühen, um schließlich zu der Erkenntniß zu gelangen: „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben."

Quaquara!

Novelle
von
Luigt ^apusng.^)

— Rom. —

!rmer Don Mario! Kaum sahen sie ihn an der Straßenecke auftauchen mit jener ins Rothliche spielenden kegelförmigen schmal: v?i?^U krümpigen Hutröhre und dem bis auf die Füße reichenden, im Winde flatternden Schößenrock: gleich ging es von allen Seiten los: Quaquara! Quaquara! und nicht nur die Jungen, auch die Erwachsenen, die Bummler und Faullenzer auf Piazzo Buglio, ja sogar die feinen Herren vom Casino singen an, ihm den Wachtelschlag entgegenzugrölen, denn sie mußten, daß er dann außer sich gerieth.

Auf den ersten Ruf blieb er stehen, schaute um sich, wiegte den schweren Ebereschenstock in der Hand und nickte drohend mit dem Kopfe. Im Weitergehen nahm er die Leute scharf aufs Korn, um einen jener Frechlinge auf frischer That zu ertappen, die so ganz den Nespect vor ihm vergaßen, vor ihm, dem Sohn und Enkel trefflicher Notare, vor ihm, der hundertmal mehr merth war, als die ganze Casinosippschaft zusammengenommen! Allein es war vergeblich. Von links, von rechts, von hinten, von vorn sang und pfiff es: Quaquara! Quaquara!

„Was regt Ihr Euch auf? Laßt sie schreien!"

,,EH' ich nicht Einen umbringe, geben sie nicht Frieden!"

„Wollt Ihr für nichts und wieder nichts ins Zuchthaus?"

„Die sollen mir hinein!"

-) Autorisirre llcbersetzung von Dr. Wilhelm Porte.

«ZZuaquaral
Er wurde roth wie ein Puter, tobte und fuchtelte herum, Schaum vor dem Munde.
„Gerad' Eure Wuth reizt sie zu rufen."
„Die feigen Hunde! Warum kommt Keiner heran?"
„Quaquara!"
„Ei, Du Söhnchen von einem Dutzend Vätern —" und wären sie ihm nicht: „Mit einem Kinde wollt Ihr anbinden?" rechtzeitig in den Arm gefallen, er hätte dem Barbierjungen, der keck herangesprungen mar, ihm sein Quaquara! unter die Nase zu schmettern, den Hirnkasten eingeschlagen. Mit Mühe zerrten und schleppten sie ihn nach der Apotheke Montemagno, die voller Menschen mar und von Gelächter erdröhnte.
Vito, der Lehrling, trat hervor und sagte mit großem Ernste: „Was schiert es Euch, wenn sie Quaquara! rufen? Seid Ihr darum eine Wachtel?"
Don Mario schoß ihm einen bitterbösen Blick zu.
„Sie rufen doch nicht: Dieb!"
„Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"
„Nun also! Was bedeutet Quaquara? Nichts! Sei's drum Quaquara!"
Die Anwesenden krümmten sich vor Lachen über die Ernsthaftigkeit, womit Vito, unter dem Vormund ihm zuzureden, fortfuhr sein Quaquara! Quaquara! dem Don Mario ins Gesicht zu pusten, ohne daß dieser die Bosheit merkte.
„Seht, wer mir Quaquara! nachriefe, dem gäb' ich jedesmal einen Soldo. Quaquara! Quaquara! Quaquara! Schreit ihr euch die Lunge aus!"
„Und Du indessen, schlechter Bursch, wiederholst mir's in Einein fort!" brüllte zuletzt Don Mario und erhob den Stock.
Doch da legte sich der Apotheker ins Mittel. Er fürchtete für die Fensterscheiben. Er nahm den Wüthenden unterm Arm, führte ihn hinaus und suchte ihn zu begütigen, indem er ihm Recht gab.
„Bieget hier ab, so sieht Euch Niemand."
„Was? ich soll mich verstecken? Den Rüpeln zum Gaudium? Ich bin ein Ehrenmann und eines Ehrenmannes Sohn!"
Ja, das mar richtig. Sie waren stets rechtliche, wackere Leute gewesen, die Majori, Notare vom Vater auf den Sohn, bis zum Jahr 1812, da jene Gottesgeißel, genannt Code Napoleon, aus dem Höllenschlunde emporgestiegen war zur Verzweiflung des Notars Majori, des Erzeugers von Don Mario; er konnte kein Tüttelchen davon begreifen und mußte sein Amt niederlegen.

knigi Papuan« in Rom.
„Was? keine lateinischen Formeln mehr? Die Instrumente ausge-
fertigt im Namen des Königs? Wie kommt S. M. der König in Privat-
abmachungen?"
Nein, mit diesen Dingen wollte er sich nicht bemengen; sein Gewissen
sollte unbeschwert bleiben. So mar in seiner Schreibstube das Werg im
großen kupfernen Tintenfasse eingetrocknet*) und die Kielfedern hart und
brüchig geworden. So hatte das fortwährende Kommen und Gehen auf-
gehört, das ehedem das Haus belebte, da Alle ihn aufsuchten, der die
Ehrlichkeit selbst mar und kein Wort mehr, noch eines weniger hinsetzte,
als die Parteien verlangten. So mar Don Mario, der bis dahin in der
väterlichen Kanzlei Schreiberdienste versehen hatte und alle lateinischen
Formeln auswendig mußte, ohne freilich eine Silbe davon zu verstehen,
gleich seinem nur wenig geschickteren Bruder Don Jgnazio arbeitslos ge-
worden. Und nachdem der Groll über das verwünschte gott- und latein-
lose Gesetzbuch den Notar in die Grube gebracht, schlugen sich die beiden
Brüder mit ihrer kleinen Erbschaft kümmerlich genug, doch voll Stolz aus
ihre ehrliche Armuth durchs Leben und voll zäher Treue gegen die Ver-
gangenheit, sogar in der Kleidung: immer wieder zogen sie die alten sorg-
fältig behüteten Röcke an, ohne sich darum zu bekümmern, daß diese mit
ihrem alterthümlichen Schnitt ihnen ein lächerliches Ansehen gaben.
Don Jgnazio allerdings hatte nicht fehr lange ausgehalten. Als sein
Biberhut ihm ganz unbrauchbar erschien und sein Ueberrock gar zu ver-
fchlissen, erstand er bei Xaverio, dem Tandler, für wenige Sechser einen
alten Cylinder, und dann einen Anzug, zwar auch getragen, aber doch
von weniger vorstntfluthlicher Fa?on. Don Mario dagegen hielt fest an
jener ins Röthliche spielenden kegelförmigen schmalkrämpigen Hutröhre und
jenem vor einem halben SSculum einmal elegant gewesenen Rocke, der.
obgleich ganz verschabt und über und über mit Flicken besetzt, doch nie
das kleinste Schmutzfleckchen zeigte. Diese Röhre und dieser Rock däuchten
ihn wie ein adelig Wappen: um keinen Preis hätte er sie abgelegt.
Dann waren böse Zeiten gekommen: die Mißernten, die Genickkrampf-
epidemie von 1837, die Cholera, die achtundvierziger Revolution, und die
Brüder hatten schlimme Tage und schlimmere Nächte durchgemacht, wo sie
sich die Köpfe zerbrachen, wie sie für den folgenden Tag ein Glas Wein
oder einen Tropfen Oel zur Suppe und zum Salat auftreiben möchten.
„Morgen gehe ich zu dem und dem!" sagte Don Mario, „inzwischen
wollen wir das Haus fegen."
Sie besorgten Alles selber; und während Don Jgnazio für das
Abendessen einen Zwiebelsalat zurechtschnitt, kehrte Don Mario im ver-
*) In Sizilien war eS und ist es zum Theil heute noch in Kanzleien und auf
Remtern üblich, die Feder nicht unmittelbar in die Tinte zu tauchen, sondern an einem
im Tintenfasz liegende» Schwamm zu netzen.

schossenen und geflickten Schlafrocke des Vaters die Stuben aus wie eine Magd — nein, sorgfältiger! Er stäubte die wackeligen Tische, die alten zerschlissenen Ledersessel ab. Dann öffnete er, den Kehrselkasten in der Hand, vorsichtig die Hausthür, ob Niemand um die Wege sei, und trug, in später Nacht, den Müll nach einem verfallenen Hause, das der Nachbarschaft als Mistgrube diente.

Unterwegs las er Steine, Kohlstrünke, Apfelsinen- und Melonenschalen auf, damit auch die Straße sauber werde. Sonst achtete ja kein Mensch darauf; sie waren Alle viel zu bequem und hatten sammt und sonders keinen Sinn für Sauberkeit! Sauberkeit, das mar sein A und O, in und außer dem Hause. Oft hielt er sich bei diesem Geschäfte so lange auf, daß ihn der Bruder zum Nachtessen hereinrufen mußte: „Bist Du denn Straßenfeger?"

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbefohlen!" erwiderte Don Mario. Und mit frischgewaschenen Händen verzehrte er seinen Zwiebelsalat und sein Brot, als mären es die köstlichsten Leckerbissen.

„Weißt Du, dies ist das letzte von Donna Rosas Oel." sagte Don Jgnazio etwa unterm Kauen.

„Morgen oche ich zum Cavaliere."

„Sein Vater war Bauer!"

„Der Großvater Tagelöhner!"

„Und jetzt ist er steinreich!"

„Der Großvater wurde Hausmeier beim Fürsten, da mag er tüchtig eingesackt haben!"

„Wir wollen zu Bett, das Licht geht aus."

Sie mußten selbst am Lichte sparen. Aber im Finstern, im Bette schwätzten sie noch lange fort und kamen vom Hundertsten ins Tausendste.

„Hast Du die Stadtcapelle in der neuen Uniform gesehen?"

„Ja . . . Meier Cola hat Heuer hundert Malter Korn geerntet!"

„Wenn's wahr ist . . . Wohl bekomm's ihm . . ."

„Morgen früh geh' ich zuin Cavaliere wegen dem Oel/'

„Es ist auch kein Wein mehr da."

„Dann geh' ich auch wegen dem Wein . . . ^.vg Uari», Gratia

„kster lloster, czui S8 in Ooelis, 8ln>«tiöOetur Nomen?uum . .

Und sie schliefen ein.

Am Morgen bürstete Don Mario Anzug und Hut sorgfältig aus, kleidete sich eilig an und begann sein Tagemerk damit, daß er in S. Francesco die Messe zu Ehren der Unbefleckten hörte. Die Verse des Sternenkranzhymnus sang er mit den Genossen der Brüderschaft, und wenn Alle riefen: „Hoch lebe Maria, die reine Magd, hoch lebe sie dein Satan

zum Trutz!" schlug er mit dem Fuße wuchtig auf den Boden. Oft indessen konnte er sich nicht enthalten, dem und jenem Nachbarn zuzuflüstern, diese „Brüder von der Unbefleckttheit", wie man sie nannte, seien fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer . . . „sie treiben ihren Spott mit der Jungfrau und dem Herrn!"

„Kehrt vor Eurer eigenen Thür!"

„Ihr vertheidigt sie? Dann seid Ihr ein noch größrer Gauner!"

„Und Ihr ein Vieh!"

Ein Vieh! So nannten sie ihn stets, wenn ihm eine Wahrheit herausfuhr; sie hatten Mitleid mit ihm, denn er mar einfältig und that es nicht aus Tücke. Er erwiderte nichts, blieb jedoch bei seiner Meinung, daß es fast sämmtlich Diebe, Ränkemacher oder Wucherer seien.

Und er drückte die Flasche an sich, die er unterm Ueberrock hatte, um nach der heiligen Messe von barmherzigen Seelen etwas Wein und Oel zu erbitten.

Bescheiden und doch nicht ohne Würde fragte er: „Sind der Herr Cavaliere zu Haus?"

„Nein, aber die gnädige Frau."

„Meldet mich bei denenselben."

Die ganze Dienerschaft mußte allbereits, was es mit ^.nem Besuche Don Marios auf sich habe. Sie ließen ihn im Vorzimmer verziehen oder sagten ohne Weiteres: „Gebt die Flasche nur her, Don Mario."

Und nicht selten geschah es, daß ihn, während draußen die Flasche gefüllt wurde, seine Scheuermuth anfiel: er brauchte nur eine Kleinigkeit im Zimmer zu bemerken, die nicht ganz in Ordnung schien. Dann stieg er auf einen Stuhl, um mit dem Stocke die Spinnennetze aus den Ecken herunterzureißen, oder kam ihm ein Besen in die Hände, so machte er sich daran — wie hätte er widerstehen können? — den Boden zu kehren, einen Bilderrahmen abzustäuben, Papierschnitzel und Fadenendchen aufzuklauben.

„Was macht Ihr denn, Don Mario?"

„Die Reinlichkeit hat unser Hergott anbefohlen! . . . Der gnädigen Frau meinen Dank!"

Donna Rosa, die es gern mit ihm zu thun hatte, ließ ihn übrigens jedes Mal ins Empfangszimmer eintreten und lud ihn zum Sitzen ein.

„Wie geht's, lieber Don Mario?"

„Gut, Gott sei Dank! Und wie befinden sich Em. Gnaden?"

„Wie es den Alten eben geht, lieber Don Mario."

„Alt ist, wer stirbt. Em. Gnaden sind so barmherzig, daß der Herr Ihnen hundert Jahre schenken muß."

Donna Rosa zog die Unterhaltung in die Länge, als kenne sie den Zweck seines Besuches nicht, und Don Mario umklammerte die leere Flasche unterm Ueberrock und wartete auf die Gelegenheit, wo er seine Bitte, ohne zudringlich zu erscheinen, vorbringen könne. Von Zeit zu Zeit

stand er auf: „Vergebung, Ew. Gnaden. . ." und wischte einen Tisch ab; „Vergebung, Em. Gnaden . . ." und bückte sich, eine Wollfaser oder ein Stückchen Zwirn aufzulesen und über den Balcon hinauszuwerfen. Es mar gerade, als verursachten der Staub und die Schnipsel ihm Schmerzen, so rückte er unruhig auf seinem Stuhle hin und her, bis der Schaden ausgebessert war.

„Laßt's gut sein, Don Mario."

„Die Reinlichkeit hat unser Herrgott anbesohlen ... Ich bin gekommen . .

„Euer Bruder ist mit seiner Stelle zufrieden?" unterbrach ihn eines Tages Donna Rosa.

„Aeuszerft zufrieden!"

,.JHr solltet auch königlicher Wagemeister werden. Auf der Bogenmühle fehlt ja einer."

„Und das Addiren, gnädige Frau? Das Addiren? Jgnaz freilich, der versteht's."

Er schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte, als wäre das Addiren die verwickeltste Operation aus der höheren Mathematik.

„Der arme Jgnaz! Er kommt immer so erschöpft von der Mühle heim! Denken Sie nur, eine Stunde Steigens zu Fuß! Ich bin gekommen, um . . ."

Und er zeigte die Flasche.

„Gerne!"

Wer hätte dem guten Don Mario etwas abschlagen können?

Doch wenn man ihn an das verwünschte Addiren erinnerte, dann vermochte selbst eine geschenkte Flasche Wein nicht, ihn fröhlicher Stimmung zu machen. Wie oft nicht hatte er sich damit abgequält! Mit den Zehnern, das war der Haken! Eins plus neun, macht zehn. Gut. Nun aber: Null dahin, Eins im Sinn! Warum Eins im Sinn, wenn es doch Zehne sind? Das wollte ihm nicht eingehn! Und doch war er nicht dumm!

Man mußte ihn nur die alten Notariatsfchriftstücke vorlesen hören mit all den wunderlichen lateinischen Abkürzungen, welche die neumodischen Notare und Advocaten da nicht zu enträthseln wußten. Allerdings plapperte er sie herunter wie ein Papagei, ohne das Geringste davon zu verstehen: aber es brachte ihm doch jedesmal ein halbes Fränkchen ein, und dann gab's ein paar Liter Wein und ein Pfund Lammsfleisch! Wahrlich ein Pfingstschmaus, wenn auch die zwei Brüder, seit Don Jgnazio das Aemtchen hatte, nicht mehr so kümmerlich zu leben brauchten, wie vordem.

Sie mären ganz glücklich gewesen ohne jenes Quaquara, das den Don Mario so in Harnisch jagte. Wo, zum Teufel! hatten sie es nur aufgegabelt?

Er konnte keinen Schritt mehr außer Hause thun, ohne daß er es von einem jener unverschämten Flegel hätte rufen oder zischeln hören.
„Es giebt doch noch ein Unglück!"
Und eines Morgens wandte er sich an den königlichen Nichter, der damals auch die Polizei unter sich hatte. Und der Richter — lachte:
„Sie rufen Euch Quaquara? Laßt sie rufen!"
„Ich belange sie vor Euerm Gericht!" brüllte Don Mario.
„Wen?"
„Alle!"
Das waren zu viele. Man konnte nicht die gesummte Stadt festnehmen.
„Das Einfachste wäre, Ihr legtet diesen Hut und Nock ab, und Ihr sollt sehen, sie lassen Euch in Ruh'!"
„Also ein Ehrenmann kann keine Gerechtigkeit finden," murrte Don Mario und ging würdevoll davon, entschlossen, sie sich mit eigenen Händen zu verschaffen.
Doch gleich das erste Mal gerieth's ihm schlecht, als er dem Leutespützer, so genannt, weil er beim Reden alle Leute ansprühte, eine Maulschelle gab. Der Leutespützer war diesmal wirklich unschuldig und kam so aus dem Häuschen, daß er mit einem guten halben Dutzend schallender Ohrfeigen erwiderte. Dessen hatte sich der arme Don Mario nicht versehen. Er stand sprachlos. „Was? für eine deren fechs?" Er erholte sich kaum vom Schreck.
Das Schlimmste mar, daß der Leutespützer im Kampfeseifer ihm den alten morschen Rock halb zerschlitzte.
Der Nichter steckte den Leutespützer wegen grober Ausschreitung einige Stunden bei und veranstaltete im Casino eine Sammlung, um Don Mario einen neuen Anzug und Cylinderhut zu verehren. Allein dieser wich dem Maßnehmen beharrlich aus, und als man ihm die Kleider, so aufs Ungefähr zugeschnitten, summt der Rühre ins Haus brachte, dankte er höflich und schickte die Sachen zurück.
„Du bist ein Dummkopf gewesen," sagte der Bruder, als er, Abends von der Mühle heinikommend, ihn eifrig an seinem Rocke sticken sah. „Mit dem kannst Du nicht mehr ausgehen."
„Dann bleibe ich zu Haus!" versehte er stolz.
Und er ließ sich draußen nicht mehr blicken.
Er verbrachte nun seine Tage damit, auf der Schwelle der Hausthür zu sitzen und mit den Nachbarinnen zu schwätzen, oder durch die vielen leeren Stuben des baufälligen Hauses zu wandeln. Seit Jahren und Jahren war nichts mehr daran erneuert oder ausgebessert morden. Die Fensterflügel hielten kaum mehr in den Angeln. Zwei Stubenböden waren eingesunken, und man mußte, um von einem Zimmer ins andere

zu kommen, über Bretterstege balanciren. Durch die Decken einiger Stuben troff der Regen herein wie durch ein Sieb.
„Verkauft das halbe Haus!" rieth ihm ein Nachbar. „Es ist doch zu groß für so zwei Spatzen, wie Ihr seid!"
Doch als die Brüder die Sache beim Abendessen besprachen, kamen sie in keine kleinen Nöthe.
Verkauft! Das mar bald gesagt. Aber was? Die alte Notariats-kanzlei. „Oh!" rief Don Mario empört.
Freilich standen die dicken dunkeln Lederbände nicht mehr auf den Regalen an den Wänden herum; die Regierung hatte sie an sich genommen, als gehörten sie ihr und nicht den Notaren, die alle jene Acten aufgesetzt hatten. Allein was wollte dies bedeuten? Diese Bücherbretter, obgleich wurmstichig, aus dem Leim und zu Gestellen dienend für Teller, Tiegel und andern Hausrath, waren sie nicht gleichsam lebendige Zeugen des alten Glanzes? Die Brüder schauten einander an: „Wäre es möglich? . . . Verkauft! Ja; aber was? Die Stube der Großmutter?"
Eine geheimnißvolle, seit siebzig Jahren verschlossene Kammer, deren Schlüssel sogar verschwunden mar. Dort hatte sie ausgehaucht, eine Heilige! Und der Großvater hatte bestimmt, daß zum Zeichen immerwährender Trauer die Stube hinfort verschlossen bleibe, und so war es gehalten worden. Allnächtlich führten die Ratten dort einen infernalischen Reigen auf — was lag daran? Ein Notar Majori hatte gewünscht, daß Niemand die Kammer öffne: Niemand hatte sie mehr geöffnet. Und sie sollten sie ent-weihen? Unmöglich! Darüber waren sie einig.
„Verkauft! . . . Was denn? Das Zimmer mit den Bildnissen?"
An den Wänden hing ein halbes Dutzend eingerahmter Gemälde, dunkel durch Alter und Rauch. Da leuchtete der männliche ernste Kopf des Don Gasparo Majori — 1592 — hervor; rothhaarig, in schwarzer Toga, eine Papierrolle in der Hand. Hier die grauen Augen, der weiße Schnurr- und Kinnbart Don Carlo's — 1690. Daneben die Verrücke und das runde glatte Gesicht Don Paolo's — 1687. Dort der hagere längliche Kopf Don Antonio's — 1805, — in dem riesigen Kragen, eine breite weiße Cravatte um den Hals, auf der stattlichen Weste klunkernde Berlocken. Don Mario mußte eines Jeden Leben, Tod und Wunderthaten auswendig; Don Jgnazio nicht minder.
Und die sollten sie aus ihrem Hause treiben? Wäre es möglich?
Nein, es war nicht möglich!
Sie zogen vor. Alles wanken und zerfallen zu lassen; gleich als wären die Kanzlei, die Stube der Großmutter, das Zimmer mit den Bildnissen Theile von ihrem Körper; gleich als gehörten sie, verkauften sie auch nur eine Spanne breit von jenem Hause, nicht mehr zum Geschlechte der Majori, Notare seit einigen Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn. Alle hatten

sie dll gelebt, dll amtiit, von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf ihren Vater-
Don Antonio Majori.
„Wäre es je möglich?" wiederholten die Brüder mit einer Stimme.
Sie gingen zu Bett und löschten das Licht.
„Wir werden es ohnehin nicht mehr lange treiben, Mario, wir sind alt!"
„Du bist mir um zwei Jahre voraus."
„ . . . Morgen kommt der Notar Patrizio mit einer alten Urkunde,
die sollst Du lesen."
„Dann können wir ein Pfund Fleisch kaufen."
„Xaverio, der Metzger, mogelt beim Wiegen. Ich werde die Augen
aufmachen."
„Ich habe der Base Nina das Nudelholz geliehen."
„Den Wein hole ich beim Scata, Syracuser . . . ?ater nostei-,
Hui 68 in (>'0ßli8 . . ."
,^,vs U»ria, AlÄlia vleua . . ."
Und sie schliefen ein.
Sie wurden alt! . . . Ignaz hatte Recht,
Don Mario dachte bisweilen: „Wer von uns Beiden mag zuerst
drankommen?" Und er wurde traurig und verzagt: „Ich bin der Jüngere.
Aber dann werden die Vettern das Haus erben, unter sich theilen, ver-
kaufen. Was liegt daran? Ignaz und ich sind nicht mehr da, die echten
Majori sind wir. Mit uns stirbt die Welt!"
Er fuhr fort, die wackelige Baracke mit derselben Liebe, derselben
Sorgfalt zu fegen wie ehedem; er entfernte die Spinnweben von Mauern
und Ecken; er stäubte die wenigen wurmstichigen windschiefen Möbel ab;
bald schlug er einen Nagel in eine Stuhllehne, bald in ein Tischbein;
er verklebte die scheibenlosen Fenster mit Oelvapier und trug, nach seiner
Gewohnheit in später Nacht, den Kehricht hinaus.
Und da er jetzt in seiner müßigen Einsamkeit auch bei Tage öfters
schlief, fo blieb >r manche Nächte draußen und kehrte die ganze Gasse
der Länge und Breite nach rein. Wenn am anderen Morgen die Nachbarn
sich verwunderten: „Heut Nacht ist der Engel vorbeigegangen, nicht wahr
Don Mario?" dann Mchelte er zufrieden und erwiderte nichts. Seine
selbstgewählte Gefangenfchaft trug er mit heiterer Ergebung, da er ja den
geliebten Rock und Hut nicht mehr anziehen konnte; und dienten diefe auch
nicht mehr, so waren sie doch jederzeit sauber gebürstet und ohne das
geringste Fleckchen.
Da verlor er eines Tages mit einem Schlage seinen Frieden.
Er hatte aus einem Fensterchen in der Bildeistube hinausgeschaut und
da unten am Ende der Straße das schöne Haus erblickt, das sich der

Reina gebaut, mit dem reich verzierten Portale und den als zusammen-
gerollte Ungeheuer gebildeten Consolen unter den Altanen. Ein schöner Palast, mahrlich wie ein Königsschloß! sagte Don Mario, der nie einen schöneren und reicher geschmückten gesehen hatte.

Aber wie, bemerkte denn der Besitzer jene Büschel von Mauerkraut nicht, die zwischen den Steinschnitzereien des Portalgiebels wucherten und das ganze Haus verunstalteten? Das war ja ein Jammer!

Kaum war Abends Don Jgnazio müde und erschöpft von der Mühle heimgekommen, so sagte Don Mario:

„Höre, Du solltest zu Herrn Reina gehen. Er läßt da zwischen den Steinschnitzereien des Portals unterm Mittelbalcon allerlei Unkraut schießen — es ist peinlich anzusehen."

„Und —?"

„Du solltest ihn darauf aufmerksam machen, wenigstens wenn Du ibm begegnest."

„Gut!"

Don Jgnazio war durch den weiten Weg ganz fertig. Sein Sinn stand auf Anderes: er wollte essen und dann zu Bett.

Aber von da ab hatte auch er keine Ruhe mehr. Abends hatte er noch nicht seinen Stock in die Ecke gestellt, so fragte schon Don Mario:

„Hast Du mit Herrn Reina gesprochen?"

„Nein."

„Geh lieber jetzt gleich hin. Es ist ein Jammer. Dies Unkraut verdirbt die Architectur."

Es that ihm in den Augen weh wie ein Splitter; er begriff nicht, wie Herr Reina eine solche Schändung dulden konnte. Täglich schaute er mehrere Male zum Fensterchen hinaus, mit Gefahr seines Lebens, denn er mußte auf eine Leiter steigen und konnte den Hals brechen, wenn er etwa Herabsiel. Herrgott! was für Unkraut war doch immer da! Es wuchs in die Höhe, bildete Sträucher, die im Winde schwankten. Wäre es ihm wie Haare auf dem Magen gewachsen, er hätte nicht soviel davon aus-
gestanden.

„Hast Du's Herrn Reina gesagt?"

„Ja."

„Was meinte er?"

„Grob ist er geworden!"

Diese Nacht konnte Don Mario kein Auge zuthun. Und kaum hörte er den Bmder schnarchen, so zündete er das Licht wieder an, fuhr in seine Kleider, nahm die Leiter auf die Schulter, die unter dieser Bürde fast zerbrach, und machte sich auf nach dem Hause Reina. Er strich auf der Schattenseite nahe den Mauern hin, um das Mondlicht zu vermeiden, wie ein Einbrecher, der seinen nächtlichen Verrichtungen nachgeht.

Und für einen solchen nahmen ihn auch die Nachtwächter, als sie

auf ihrem Rundgange ihn dll oben am Poltalgiebel fanden, wie er keuchend das Unkraut herausriß, dem Besitzer, der sich nicht darum bekümmerte, zum Trotz.

„Was treibt Ihr da?"

„Ich jäte Unkraut!"

„Steigt herunter!"

„Erst laßt mich zu Ende kommen . . ."

„Herunter! sag' ich . . ."

Auf diefe barfche Weifung mußte der arme Don Mario herunterklettern und die Büschel Mauerkraut stehen lassen, die nun fortfuhren, die schöne Architektur zu verhunzen.

Wenig fehlte, und sie hätten ihn auf die Wache gebracht, zum Lohn dafür, daß er Gutes gethan!

Nach drei Monaten starb er. Jene Unkräuter hatten fortwährend wie ein Alp auf fein Herz gedrückt . . . Armer Don Mar«!

«ine Bibliothek im tteinsten Raum. Die älteste
und zugleich unverwüstlichste aller Bibliotheken der Welt ist aus
den Trümmerstätten Assyriens und Babyloniens in Gestalt von
vielen Tausend Thontäfelchen, die mit Keilinschriften bedeckt
sind, ausgegraben worden. Kaum minder alt waren die über-
aus zahlreichen Bestände von Papyrosrollen, welche die alten
Srlauchikrone, Aegypter an Stelle ihrer Büchersammlungen hatten. Einige
Tausend Jahre später, kurz vor Beginn unserer christlichen
Zeitrechnung, enthielt die Bibliothek des gelehrten Alexandrien nickt weniger als vier-
hunderttausend Bände. Wieder tausend Jahre später füllten sich die klösterlichen
Bibliotheken mit zahlreichen Bänden, und in der Gegenwart besitzt allein die Pariser
Nationalbibliothek zwei und eine halbe Million Bände, das Britische Museum in London
beinahe anderthalb Millionen und die Königliche Bibliothek in Berlin nahezu eine
Million Bände.
Welch eine gewaltige Fülle des Wissens verbirgt sich in diesen unzählbaren
Schaan« von Büchern! Wie niederschmetternd wirkt eS auf uns arme Menschenkinder,
wenn wir bedenken, wie wenig wir selber persönlich von diesem Gesammtwissen der
Menschheit kennen und uns zu eigen gemacht haben! Man kommt sich so klein, so
nichtig vor, wenn man denkt, dag ein ganzes Menschenteben nicht ausreichen würde,
diese Bücher auch nur einmal flüchtig durckzusehen, geschweige denn von ihrem Inhalt
eingehend Kenntnih zu nehmen. Aber selbst ivenn uns Letzteres gelingen würde, wer
sagt uns, dasz wir aus den vielverschlungenen Jrrgängen der verschiedenartigsten
Meinungen, Widersprüche, Wahrheiten und Jrrthümer, die in diesen Bibliotheksschätzen
aufgespeichert sind, uns zurechtzufinden und zu einer richtigen und geläuterten An-
schauung der Dinge gelangen, oder ob uns nicht vielmehr zu Muthe wäre, „als ginge
uns ein Mühlrad im Kopf herum".
ES ist wohl überhaupt fraglich, ob es uns frommen würde, ohne besondere sach-
gemäße Führung und Leitung an ein derartiges Studium zu gehen, wenn wir in
Bezug auf unsere Kenntnifz und gesellschaftliche Stellung nichts weiter beabsichtigen,
als den Standpunkt eines Gebildeten einzunehmen. Wir selber vermögen dies nicht

zu beurtheilen; es gicbt aber Männer, die durch ihre hervorragende, geistige Stellung als Gelehrte und Autoritäten sehr wohl dazu in der Lage sind.
Lenken wir uvs einen itreis von einigen hundert derartigen Tvecialgelehrten
^

Nec»:>sirmn<2 Pfahldorf im Ziiricker Sec,

und Fachmänner», welcher sich mit der Ausgabe zn beschäftige» hat, zu unteisuclien. -wieviel von dem Inhalt jener Millionen Bande nothwenbig in für die Kenntniy unserer Voltslrcise. Die weisen Männer werden nun Auch für Buch prüfen. Zu«

Vcmiyung dc« Hcl,ll»l^i>>iege!«,

nächst werden sie Alles, was in diesen Vücheni als geschehene Thatsache gemeldet ist. auf seine Nichtigkeit prüfen und alles Falsche, soweit es sich als solches nachweisen läht, unnachsichtig ausscheiden. Hierdurch geht schon, fast könnte man darauf wetten, mindestens die Hälfte des Inhalts aller Bücher in die Runwelkammer. Nun wird

weiter untersucht, ob es nöthig ist, daß wir die ganze ungehcuere Menge wahrer Thatsachen kennen lernen müssen. Da zeigt es sich denn, das; dies durchaus nicht der Fall ist und daß wir mit dem hundertsten, ja mit dem zehmausendsten Theile vollkommen im Stande sind, uns ein klares Bild über die Entwickelung des Menschengeschlechts in Geschichte, Cultur, Religion und Wissenschaft zu bilden. Somit wird schließlich dieser Kreis von wissenschaftlichen Autoritäten uns als die Quintessenz, als eine Art Extract der Gesammtfülle menschlicher Kenntnis; ein Material überliefern, das sich in einer verhaltnifzmäszig kleinen Zahl von Bänden drucken läszt.

Nichts ist natürlicher, als das; wir uns, von dem inneren Drange nach Kenntnis; beseelt, sofort daran machen werden, diese Summe geistigen Materials aufzuzeichnen und durch den Druck zu vervielfältigen. Dies ist denn auch geschehen, und es liegt uns gerade gegenwärtig in der soeben vollendeten, aus 16 Pracht bänden bestehenden vierten Auflage von Meyers Conversations-Lexikon eine solche Bibliothek, im kleinsten Raum vor. Jedermann weiß, daß dieses berühmte Werk sich schon seit einem halben Jahrhundert der allgemeinen Gunst erfreut, und daß das Erscheinen einer neuen Auflage von Meyers Eonversations-Lexikon etwa gleichbedeutend Bibliothek des menschlichen Wissens von

Lollss »robic» (Kaff«baum,>

ist mit der Herausgabe einer ganz neuen mindestens hundert Prachtbänden gewöhnlicher Art.

Das Bibliographische Institut in Leipzig, welches dieses Hauptwerk seines Verlages unausgesetzt mit äußerster Sorgfalt hegt und pflegt, hat das große Kunststück oerstanden, diesen gewaltigen Inhalt in 16 Prachtbmwen unterzubringen, deren jeder einige taufend Druckspalten zu je 70 Zeilen enthält. Außerdem enthält das Werk 3600 in den Text eingedruckte Jl» lustrationen und nicht weniger als SSO große, künstlerische Karten und Jllustrationsbeilagen, darunter allein 80 Tafeln in vielfarbigem Aquarelldruck. Dies ist reichlich soviel Inhalt, als etwa hundert Einzelbünde, jeder zu 400 Druckseiten ä 50 Zeilen, nebst 30—40 Textillustrationen und 5—6 iu Schwarz und Farbendruck ausgeführten Tafelbcilagen enthalten würden. Alles ist

ganz neu hergestellt, Text und Bilderschmuck entsprechen dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft und den höchsten Anforderungen der modernen Technik. Der Druck ist scharf, das Pa ier ist fest und holzfrei, der Einband ist gediegen. Dennoch ist der Ladenpreis

eines jeden dieser 16 Bände auf nur 10 Ml. angesetzt, wählend er etwa den 3-4fachen Weich nach gewissenhafter Schätzung befttzt. «. ^ .: «„ -
Diese «Bibliothek im lleinsten Räume", wie wir Meyers 5°"»«i.I»l'ons-Lexikon mit vollem Recht nennen tonnen, ist. wie schon bemerlt. dem deut,chen Volle

Kreis der ersten Autoritäten der Welt nach reiflichster Ueberlegung und Berathung nicht besser zu geben vermag. Diese Antwort hat uns Meyers Conversations» Lezikon sofort nach einer Minute des Nachschlagen» ertheilt. dann haben wir diese „gedruckte Akademie der Künste und Wissenschatten' wieder still bei Seite gestellt auf das bescheidene Bücherbrett, bis unsere nächste Frage von Neuem ihren sprudelnden Born der Kenntniß emporsteigen lieh.
Der glotze Vorzug von Meyers Nonversations-Lexilon. besonders auch wieder in der jetzigen neuen vierten Auflage, besteht darin, daß in dem ganzen Riesenwerk eine überaus wohlthueude Unparteilichkeit und lÄnheitlichInt der Anschauungen herrscht. Kein Zweig des Wissens drangt sich vor mit seinen Lehren, alle ins-

Plo» von ssheibouig.

gesammt Wiegeln in harmonischer Vereinigung und Verbrüderung den heutigen neuesten Stand des menschlichen Wissens ab. Das Werl könnte in d« Spruen aller Culturlimder der Welt übersetzt weiden: es würde alsdann von jeder Nation als ein hohes geistige« Eigenthum verehrt werden.

Line neue Schiller-Biographie.
Schiller. Sein Leben imd seine Werke dargestellt von I. Minor, o. ö. Professor an der Universität in Wien. Erster Band: Schwäbische Hcimatjahre. Berlin, Weidmann.
Es gab eine Zeit, in welcher Schiller unter unseren klassischen Dichtern der am ineisten gelesene und auch der mit Vorliebe biographisch behandelte war; die großen Umrisse seines an überraschenden und anziehenden Ereignissen reichen LebensgangeS waren damals jedem Secundaner geläufig. In den leytvergangenen Jahren scheint nicht nur die Lectüre seiner Werke etwas zurückgetreten zu sein, sondern auch die wissenichaftliche Erforschung und Darstellung seines Entwicklungsganges hielt mit dem eifrigen und vielseitigen Studium, welches vielen seiner Zeilgenossen gewidmet ist, nicht Schritt. Es giebt eine Masse älterer Schillerbiographien, von dem ehrwürdigen Hoff-meister-Viehoff bis zu dem wohlmeinenden Schwab und dem rhetorisch gefärbten Polleske. Aber es gab bis vor kurzer Zeit kein Werk, welches die immer noch wachsende Masse des Quellenmaterials nach neuen Gesichtspunkten verwerthete, welches die persönliche Lebensentwicklung Schillers in Beziehung zu seinen näher und ferner stehenden Zeit-genossen und zugleich seine literarische Entwicklung innerhalb der Literatur seiner Zeit auch nur annähernd so gründlich und klar darstellte, wie es z. B. für Herder durch Haym, für Klopstock durch Muncker, für Lesstng durch Erich Schmidt geschehen ist. Ja wer sich etwa als Lehrer eingehend über Schillers Leben und Werke orientiren wollte, der konnte mit Scham und Unwillen erfüllt werden über die Lückenhaftigkeit und die geringe Uebersichtlichkeit der biographischen Angaben sowie über die Seichtigkeit der oft die urältesten ästhetischen Anschauungen geschmacklos wiederkäuenden Urtheile, die über Schillers Gedichte, Dramen und Prosaschriften in verbreiteten Büchern und in Journal-artikeln zu lesen waren.
Minors Werk hilft diesen Mangeln ab. Es beruht auf den gründlichsten Studien der Quellen; nicht nur Schillers Werke und die Nachrichten über sein Leben, sondern auch die Fäden, die ihn mit den Zeitgenossen persönlich und literarisch verknüpften, sind aufs genaueste durchforscht und die Entwicklung feines Geistes im Zusammenhange mit der politischen und Kulturgeschichte seines Landes und seiner Zeit dargestellt. Der Umstand, daß der Verfasser den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, der ihn vier Jahre lang beschäftigte, gleichzeitig in akademischen Vorlesungen und Uebungen behandelt hat, hat ihm reiche Gelegenheit geboten, alle einzelnen Sätze durchzudenken nnd die Darstellung bei aller Reichhaltigkeit klar und durchsichtig zu gestalten. Dem philologischen Bedürfnis; dienen die höchst ezact gegebenen Literaturnachweise, welche — ohne den Zusammenhang der Lectüre für denjenigen Leser, der nur die Resultate dankbar auf-nehmen will, zu unterbrechen — am Schlüsse des Bandes hinzugefügt sind.
Auch wer über Schiller einigermaßen orientirt zu sein glaubt, wird von neuen Nachweisen oder von den neuen Gesichtspunkten der Behandlung überrascht werden. Mit besonderer Sorgfalt ist z. B. die Grundlage, die Schillers philosophische An-schauungen schon auf der Karlsfchule erhielten, bis in ihre Ursprünge zurück verfolgt; sein mehr psychologischer als physiologischer Standpunkt in der medicinischen Wissenschaft aus seiner Vorbildung erklärt; die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit den damaligen Literaturverhältnissen in Verbindung gebracht, sowie andererseits der Einfluß der dichterischen Vorbilder, die in der Abgeschlossenheit seines JugendlebenS um so mächtiger auf ihn wirkten, sehr klar und vollständig nachgewiesen. Auch die Persönlichkeit des württembergischen Herzogs Karl Eugen und seine Umgebung ist objectiver und unparteiischer geschildert, als eS bisher in irgend einem dem Referenten bekannten Werke geschehen ist. Die Analyse einzelner lyrischer Jugendgedichte (z. B. der „Leichen-fantasie" (S. 181), sowie der .Räuber" verdient volle Anerkennung. Weiter freilich, als bis zu diesem vielbesprochenen, hier aber dock in allseitig neue Beleuchtung gerückten Erstlingsdrama des Dichters wird der Leser für jetzt nickt geführt^ der 591 große Octavseiten stark Band bricht mit Schillers Flucht nach Mannheim ab. Möchte uns die Schilderung der späteren, für unsere Bildung noch weit wichtigeren Entwicklung Schillers aus der Meisterhand dcS Verfassers nicht allzu lange vorenthalten bleiben!
Gleichzeitig mit Minor baben noch zwei andere Forscker es unternommen, die oben geschilderte Lücke in unserer Literatur durch eine eingehende Biographie Schillers auszu»

füllen; schon 1888 erschien der erste Band des „Schiller" von O, Brahm, (Berlin, W. Hertz), in gedrängterer, aber durchweg geistvoller und anregender Darstellung bis zu Schillers Abschied aus Mannheim reichend; und soeben ist auch die zweite Lieferung derSchillerbiogravhie vonWeltrich (Stuttgart, Cotta) ausgegeben worden,die uns bis zu dem gleichen Lebensabschnitt des Dichter« führt, wie der erste Band Minors. Ich halte es für leinen Schaden, daß die schwierige und lohnende Aufgabe zu gleicher Zeit von verschiedenen Arbeitern, von jedem in seiner Weise, in Angriff genommen wird. Mochte nur der Aufwand von selbstloser und hingebender Bemühung — die bei allen sonst vorhandenen Verschiedenheiten in allen diesen drei Schillerbiographien deutlich zu erkennen ist — auch einer entsprechenden Theilnahme der gebildeten deutschen Lesewelt begegnen! <!,-.

Vibliographische Notizen

Geschichte de« griechischen Vxllctz bis zur Zeit Volons. Von Heinrich Welzhofer. Gotha, Fr. A. Perthes.

Bei der jetzt vorhandenen großen Anzahl nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch nemeinfllfzlicher Weile über griechische Geschichte ezistirte für das vorliegende Buch gerade lein bringendes Bedürfnis;. Und »n der Thal ist der Zweck de«selben nicht recht ersichtlich, wenngleich in ihm manche Verhältnisse richtiger und anschaulicher dargestellt sind als in anderen griechischen Geschichten, die für einen weiteren Leserkreis bestimmt sind: denn zu diesen gehört Welzhofcrs Buch. In einem Punkte aber unterscheidet es sich ganz besonders von seinen Vorgängern, allerdings taum zu seinem Vortheil, nämlich in der Stellung der heutigen wissenschaftlichen Forschung gegenüber. Diese muh sich die schärfsten Angriffe und Vorwürfe gefallen lassen. „Ader freilich, die atzende Kritik unseres gegenwärtigen Zeitalters hat Thcseus' strahlendes Bild gänzlich aus den Gedenkblättern der Vergangenheit entfernt, und mit Widerstreben muß sich jetzt der Wiedererzählet der alten Geschichten entschließen, an einem fesselnde» Stoffe mit Stillschweigen vorüberzugehen," heißt es auf Seite 63. Klingt das nicht, als ob es des Historikers Aufgabe wäre, nur interessante Dinge vorzuführen und nicht vielmehr die Ereignisse und Zustände so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit oder der allergrößten Wahrscheinlichkeit nachmale»? Daß Lykurg nicht gelebt habe, daß die ihm zugeschriebene Gesetzgebung durchaus erfunden sei, ist freilich noch nicht erwiesen; trotzdem durfte aber die Forschung, welche zu einem derartigen Nesultate gelangte, nicht „mit einem mitleidigen Lächeln" unbeachtet bei Seite gelassen werben. Unser Zeitalter erhält das Beiwort eines skeptischen, weil es, wie Wclzhofer sehr richtig annimmt, die Ueberlieferung. daß Lykurg

eines natürlichen Todes gestorben, der-
jenigen vorzieht, nach welcher er durch
freiwilligen Hungertod endete. Allem
voran aber steht die Behandlung der home-
rischen Frage. Gerade hier hat die moderne
Kritik sich unleugbare Verdienste erworben:
troy der im Einzelnen von einander so
abweichenden Ansichten der Forscher über
die Entstehung der homerischen Gedichte
ist doch heutzutage wenigstens so viel fest-
gestellt, daß die Ilias und Odyssee in
ihrer jetzigen Gestalt nicht von einem und
demselben Dichter Homer verfaß!, sondern
daß sie allmählich herangewachsen sind.
Nach Welzhoier gewährt natürlich die
homerische Frage, >uelck>e „die Ehrfurcht
gegen den Dichterheros gröblich verletzt
hat", ei» betrübendes Bild: sie wird der-
einst „als ein Hauptzeichen eines einge-
tretenen Verfalles der vordem herrlich auf-
geblühten Alterthumswissenschaft" gedeutet
weiden. Und jener große Gelehrte, welcher
den eisten Anstoß zu der modernen Kritik
der homerischen Gedichte gegeben hat, wird
verdächtigt, daß er sich vom literarischen
Ehrgeiz zu seinem Angriff auf Homer und
dessen Gedichte habe hinreißen lassen. —
Solche Anschauungen, wie die eben dar-
gelegten, sind bisher wohl laum in einem
Werke geäußert worden: sie sind hier um
so gefährlicher, als das Buch für ein
größeres, nicht streng wissenschaftlich ge-
bildetes Publicum berechnet ist, das nur
zu leicht verleitet werde» tonnte, dieser
Herabwürdigung der wahren und echten
Forschung Glauben zu schenken. «b.

Bibliograph!
sche Notizen. 1,29

Sprachvergleichung und Urge» schichte. Linguistisch-Historische Beitrage zur Erforschuiig des indogermanischen Alterthums. Von O. Schräder. Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Jena, Costenoble.

Das in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinende Buch des Jenaer Gelehrten behandelt einen für Freunde der Vorgeschichte der arischen Völkerstämme außerordentlich interessanten Stoff, indem eS, dem Vorgange A. Kuhns und Pictets folgend, die Resultate zusammenzufassen sucht, welche die vergleichende Sprachforschung für die Kulturgeschichte jener Vorzeit geliefert hat. Die große fruchtbringende Entwicklung, welche die Linguistik genommen, machte eine neue Sichtung ihrer Ergebnisse mit Bezug auf ihre kulturgeschichtliche Seite wünschenswerth. DaS Material ist in vier Büchern untergebracht, deren erstes die Geschichte dieser linguisti» schen „Paläontologie" behandelt. Ein zweites Buch handelt von „Methode und Kritik derlinguistisch-historischenForschung." DaS dritte bespricht das Auftreten der Metalle, Gold, Silber u. s. w., und unter Anderem die sagenumwobene Gestalt des Schmiede«, Die eigentliche Vorzeit wird in der vierten Abtheilung erörtert, deren vierzehn Capitcl Alles umfassen, was wir über Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, Thiere und Pflanzen jener jenseits aller Geschichte liegenden Zeit wissen oder muthmaßen können. Obwohl mancher» lei hinzuzufügen wäre, was auf dem weiten Gebiete der zu berücksichtigenden Sprachen dem Verfasser leicht entgehen konnte, so liefert daS Buch doch das bisher beste Bild dieser wissenschaftlichen Besnebungen und wird auch dem Nichtfachmann eine interessante, frische Lectüre sein. Wir wollen eS daher der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums bestens empfehlen. Zu wünschen wäre, daß der Herr Verfasser für „indogermanisch" die Bezeichnung „arisch" wählte.

Kulturbilder aus dem Osten. Von erdinand Schifkorn. 2. Auflage, resden undLeipzig, HeinrichMinden.

Der Verfasser, ein ehemaliger österreichischer Ossizier, bat als MilitLrgeograph die Länder, deren Cultur er in, vorliegenden Buche schildert, auf seinen vieljährigen Wanderungen durch dieselben zu Pferde, zu Wagen, meist jedoch zu Fuß gründlich kennen gelernt und in gleichem Matze Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse der

oberen Zehntausend wie die Denkart und Lebensweise dcS niederen Volkes eingehend zu studiren. Die Bilder, die er von den politischen und culturellen Zuständen in Ungarn und Rumänien entwirft, machen einen recht unerfreulichen Eindruck und sind wohl geeignet, zum Nachdenken über die weitere Entwicklung jener Länder anzuregen; denn wenn auch seine Schilderungen zum Theile sich auf vergangene Epochen beziehen, so haben sie doch der Hauptsache nach auch für deute noch volle Gültigkeit. Die Aufhebung der Leibeigenschast hat durchaus nicht die Lage des Volkes gebessert und nichts an der Thatsache geändert, dah es nur zwei Klassen giebt: den herrschenden, das Volk ausbeutenden Adel, welcher mit dem Firniß blasirter Pariser Bildung die innere Gefühlsrohheit und Uncultur zu übertünchen pflegt, und welchem rafsinirter Genuß und maßlose Verschwendung Lebensbedingungen sind, und eine gedrückte, geknechtete Menschenklasse, die sich den nothdürftigen Lebensunterhalt in täglichem Kampfe mit erlaubten und unerlaubten Mitteln mühsam erkämpfen muß. Bei dem Mangel jedes Sinnes für Wirtschaftlichkeit, Ordnung und Arbeit, bei der zügellosen Leidenschaftlichkeit des magyarischen Adels ist es kein Wunder, daß unglaubliche Mißstände im Rechtswesen und in der Comitatswirthschaft einreißen konnten, und daß das Räuberhandwerk noch immer, nicht nur von armen Csikos, sondern auch von Edelleuten gelegentlich ausgeübt wird. Aus den von Schifkorn gegebenen Schilderungen erkennt man klar, daß dieser verlotterten Wirtschaft einzig nur das von den Magyaren angefeindete deutsche Element allmählich ein Ende machen kann, daß nur von der deutschen Arbeit und deutschen Wirtschaftlichkeit Rettung des Landes zu erwarten ist.

In Rumänien hat bereits die Tätigkeit König Carols segensreiche Früchte getragen; das widerstrebende, angefaulte Bojarenthnm ist in sicherer Zersetzung begriffen, und aus diesem Moder wird unzweifelhaft neues, frisches Leben erblühe». Der Verfasser hat seine Schilderungen in novellistische Form gekleidet, um sie dadurch weiteren Kreisen deS Publicums annehmbarer zn machen; wir dürfen ihm wohl glauben, daß die innere Wahrheit derselben durch die kunstvolle Form nicht beeinträchtigt worden ist; wir haben nur

an einer Stelle — bei dem sentimentalen Schlüsse der Novelle „Der Csitos" — die Empfindung gehabt, als ob hier der Ethnograph zu Gunsten des Novellisten zurückgetreten sei. — Jedenfalls wäre es zweckmäßig gewesen, durch einen Zusatz zu dem Titel des Buches den Charakter desselben genauer zu bezeichne» und das Publicum dadurch zum Erwerbe eines Werkes nachdrücklicher zu veranlassen, das ihm in gleichem Matze Belehrung wie fesselnde Unterhaltung gewährt; wir tonnen das Buch aus vollster Ueberzcugung empfehlen.
0. >V.

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Bon Dr. H. Prühle. Potsdam, A. Stein.

Die hier gesammelten Aufsätze sind theils Bearbeitungen von schon bekanntem Material, theils bringen sie auch manche interessante Thatsachen neu zurKenntniß; selbst so oft besprochene Themata wie die Entstehung und Wirkung von „Hermann und Dorothea" und „Lenore" erscheinen in neuer Beleuchtung. Die eigenen Urtheile des Verfassers freilich (namentlich über Bürger) sind mit Vorsicht aufzunehmen; wenn irgendwo, so gilt wohl hier der Satz: „Wer den Dichter will verstehn, mutz in Dichters Lande gehn!" Angefügt sind Briefe, die derBraunschweigische Offizier Knesebeck 1792—98 aus dem Felde an Gleim geschrieben hat. L.

Im Kampf um die Weltanschannng. Bekenntnisse eines Theologen. Achte Auflage. Freib urg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von I. E. B. Mohr (Paul Sicbuck).

Ein treffliches Buch, geschrieben „um der Wahrheit und um der Liebe willen." Mit einer Einfachheit, Offenheit und Duldsamkeit, wie sie nur solch edlen Bestrebungen entströmen können und um so wohlthuclwer wirken, je seltener sie bei religiösen Erörterungen wirtlich gefunden weiden, behandelt es die Grundfragen unseres Seins; und wenn es auch kaum im Stande sein dürfte, den Ungläubigen zu betehren oder auch nur dem denkenden Gläubigen den eigenen Kampf um die Weltanschauung zu ersparen, so liefert es ihm doch für diesen Kampf gute und ehrliche Schutz- und Trutzwaffen. Mit den grundlegenden Dogmen des Vhrisrenthums ist freilich der Standpunkt des Verfassers kaum mehr vereinbar.
8,

Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Ieit. Von Karl

Schmidt. 4. Auflage, bearbeitet von Omanuel H annal. Bd. 1.2. Halbband. Cüthen, Schettlers Erben.

Mit diesem Halbbande kommt die neue Ausgabe vorläufig zum Abschluß. Das günstige Urtheil, welches über den ersten halbband gefällt wurde (Heft 143), tann hier wiederholt werden; ja dieser Theil dürfte noch mehr Leser finden, da Griechen und Römer uns näher liegen als die orientalischen Völler. Allgemein verständlich und doch gründlich behandelt Hanna! nicht nur die praktische Erziehung, sondern führt uns auch die Ansichten der grofzen Philosophen des Alterthuins über diesen Gegenstand vor. Je brennender heute die Schulfrage geworden ist, desto mehr verdient dieses Werl die Beachtung Aller, Welche sich ein eigenes, wissenschaftlich begründetes Urtheil über die Erziehung bilden wollen. ». ^.

Im wilden Neste«, Eine Künstler» fahrt durch die Prairien und Fclfengebirge der Union. Von Rudolph Gronau. Mit 1 Falbenbilde, ? Lichtdrucken und zahlreichen Textillustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers u. A. Billunschwcig, Oscar Löbbecke.

Der schon durch seine früheren Werte, die ebenfalls Selbstcrlebtes behandeln, wohlbekannte Verfasser, der hier die neue Welt naturgetreu schildert, erschließt uns wirtlich eine ganz neue Welt, indem er uns Einblicke thun läßt in die interessantesten Phasen des Entwicklungsgangs dieses Wunder- und Weidelandes. Manches wird uns anders dargestellt, als wir es bisher gehört haben. Daß uns so mancher Irrthum, in dem wir uns bisher befunden, benommen wird, ist ein hlluptvcrdienst Cronaus, wie es ähnlich schon in seinen früheren Weilen zu Tage getreten ist. Das Buch wird somit von jedem Gebildeten mit Theilnahme und Spannung gelesen weiden. Auch Künstlern bietet sich vieles Neue dann; ist doch der f>rne Westen noch so reich an nicht verbrauchten Sujets, überwältigend in Form und Farbe. Wir empfehlen das Buch als werthvolles Geschenk auch für die reifere Jugend.

Literarische Vlizzen für die denische Frauenwelt. Von Dr. Hermann Stöhn. Leipzig, Gustau Engel.

Im Princip bekennen wir uns zwar nicht zu der Anschauung, daß auf litera-

rischem Gebiet eine Unterscheidung nach den Geschlechtern, also eine besondere Bearbeitung für Frauen nothwendig wäre, aber abgesehen hiervon finden wir, daß das uns vorliegende Werk, welches bereits in dritter Auflage und durch einen zweiten Band vervollständigt erscheint, sehr geschickt zusammengestellt ist. Es bietet Belehrung und Anregung in einer stilistisch schönen Form, trägt zum Verständnis; unserer hervorragendsten Dichter und Schriftsteller bei und erweckt durch die eingestreuten Proben die Lust, sich eingehender mit ihren Werken zu beschäftigen. Bei Beurtheilung unserer neuesten literarischen Richtung geht Stöhn allerdings von einem recht einseitigen Gefichtsvunkt aus; der Aufsatz über „das jüngste Deutschland," bei welcher Gelegenheit er sich auch über Ibsen, Tolstoj, Zola ausspricht, ist jedenfalls der schwächste des ganzen Werkes, 1112.

Die hanswirthschaftliche Nntcrwei» fnng armer Mädchen. Von Kalle und Kampe. Wiesbaden, Bergmann.

Das Buch ist auf Veranlassung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit geschrieben worden, der wiederum auf die Anregung der Kaiserin August« hin eine kurze Beschreibung der schon bestehenden Vorkehrungen zur hauswirthschaftlichen Ausbildung der Mädchen der arbeitenden Klassen verlangte. Da der Gegenstand von hoher Bedeutung für das Familienleben und somit auch für das Gesammtwohl der Arbeiterbevölkcrung ist, so wird das Buch nicht bloß in de,, Kreisen des deutschen Frauenvereins Leser finden.

«ras «oltke. Ein Bild seine« Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel.

DaS Werk, dessen erste Lieferungen wir schon sehr günstig beurtheilen konnten, liegt jeyt abgeschlossen vor. In fesselnder Weise erzählt uns der Verfasser das Leben Moltkes bis zum 70jährigenDienstjubiläum und bringt auch einige neue, zum Theil recht wichtige Mittheilungcn aus dem Munde des Feldmarschalls selbst. Während wir so dem Texte uneingeschränkte« Lob spenden können, sind wir mit den Illustrationen der legten Lieferungen weniger zufrieden. R. 5,

Das Leben MirabeanS. Von Alfred Stern. 2 Bünde. Berlin, Siegfried Cronbach,

Der Verfasser hat mit berufener Feder den Lebensgang eines ManneS dargestellt, der immer, besonders aber in einem Jahre Beachtung für sich beanspruchen

mußte, wo unsere Nachbarn im Westen sich anschickten, eine großartige Centennarfeier der Revolution von 1789 ins Werk zu setzen. Das vorliegende Buch enthält keine flüchtige Tagesliteratur, sondern es ist durchweg wissenschaftlich: die vorgeführten Resultate sind aufgebaut auf den Errungenschaften der Forschung und darüber hinaus namentlich auf der selbständigen Benutzung von Archivalien, gleichzeitigen Tagesberichten, Briefen u. s. w., die vielfach in Paris und anderen Städten sich zerstreut vorfinden. Die Arbeit war demnach wahrlich keine leichte. — Der Inhalt gliedert sich sachgemäß in zwei Theile, von denen der erste das Leben MirabeauS vor der Revolution und demgemäß mehr persönliche Verhältnisse und Familiengeschichte behandelt. Der zweite Band zeigt uns Mirabeau als den Anhänger, ja theilweisen Mitbegründer der sich entwickelnden Revolution, bald aber als den Wortführer und Leiter der Bewegung besonders in dem Zeitpunkte, als er den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung besteigt, eine Erscheinung, die sich den Zeitgenossen mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt hat. Mirabeau erlebte den Augenblick nicht mehr, da die anfangs gemäßigte Bewegung anhub, über Blut und Leichen ihren Weg zu nehmen; man möchte sagen, daß er sich dm Augenblick seines Todes gewählt habe, sagte ein Journalist bei seiner Begräbnißfeier.

Viel Neues, Wahre» und BeherzigenSwertheS wird in diesem Werke nicht bloß dem Laien, sondern vor Allem dem Historiker von Fach mitgetheilt. Allerdings zu voller Klarheit, wie der Verfasser selbst offen eingesteht, können wir bei einem so labyrinthisch verschlungenen Lebensgange nickt geführt worden, abgesehen von dem unlösbaren psychologischen Problem, «wie sich so viel Monstrosität des Menschlichen mit so viel politischem Genius verbinden konnte." — Druck und Ausstattung des Werkes sind gut. V.I.

Lebensbilder. Von Thekla v. Gumpert. Gotha, F. A. Perthes,

Die geschätzte Schriftstellerin, deren Jugendschristen bereits mehreren Generationen Belehrung und Unterhaltung gewährt haben, veröffentlicht diesmal ein Bündchen, in welchem sie sich an die Erwachsenen wendet. Vierzig Jahre lang lag dasselbe als Manuscript in ihrem Schreibtisch. Aufrichtig gestanden hätten

!

n-

Nord und 2üd.

wir gewünscht, baß es niemals aus diesem hervorgesucht worden wäre. Der Ruf der verehrten Verfasserin ist sehr wohl begründet; wozu ihn durch Veo'ssentlichunll eines Jugendwertes gefährden, da, wie die Thatsachen beweisen, sie später selbst zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihr Talent sie auf ein anderes Gebiet hinweist! ml.

„Vin «oderner Tatilina", Roman in drei Büchern aus der Regierungszeit des Czaren Alexander II. vonAlexander Olinda. 3 Bände. Mannheim, F. Nemnich.

Dem Roman wird ein „Geleitsbrief" uorangeschickt, der des Autors Ansichten über russische Zustände berichtet — wir verwahren uns zunächst dagegen, daß unser Stillschweigen hierüber als Zustimmung gelten konnte. Wir haben es hier ausschließlich mit einem dichterischen Product Olindas zu thun, von dem uns der „Geleitsbrief" verstchert, daß seine Schilderungen genau der Wirklichkeit angepaßt sind, die Begebenheiten zum grüßten Theil auf wirtlichen Geschehnissen beruhen. Hierin mag der Hauptwerth des Romans gefunden werden, der außerdem genug „Spannendes" enthält, um jeden der Kolportage-Romantik zugeneigten Geschmack vollauf zu befriedigen. Wir gesteheu dem Autor auch das für den Romanschriftsteller wesentliche Talent, Fäden zu schlingen und zu lösen, willig zu: das ist aber auch Alles, was wir zu seinem Lobe sagen können.

Ans heimatlichem Nodeu. Erzählungen von Hans Grasbergei. Lcip> zig, A. G. Liebeskind.

Die Grasbeiger'schen Novellen lehren uns reife und tüchtige Menschen kennen in einer Umgebung, die durch lebendiges, farbensattes Colorit anmuthet, das der Verfasser, ein treuer, warmblütiger Sohn der Tiroler Berge, überall trefflich darzustellen vermag. Schlimm ist nur, daß die allermeisten dieser Erzählungen eine sehr nahe innere Verwandtschaft aufweisen; fast überall begegnet ein weltfremd oder wcltmüde gewordener Mann zufällig einem naturfiischen, sittlich hochstehenden Mädchen; er verliebt sich sofort, sie liebt ihn wieder, und eine fröhliche Hochzeit ist das Ende. So wirken die Erzählungen, in einer größeren Sammlung vereinigt, etwas monoton; aber eine empfehlenswcrthe Lectüre bleiben sie dennoch.

Hie weiße Frau. Von Franz Lienhllid. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Viel Phantasie, viel Schwung und — Ueberschwänglichteii; viel tief Gedachtes, viel richtig Erkanntes und — viel Excen. tricität enthält das Buch, Alles in Allem Bürgschaft gewährend, daß es einen geistig hochstehenden Autor hat. Aber, warum ist es eigentlich geschrieben? Was verkündet und lehrt es? Wir tonnen diese Fragen nickt unterdrücken, weil es uns bedauerlich erscheint, ein so tüchtiges Talent, wie Fritz Lienhard zweifellos offenbart, sich zwecklosen Aufgaben zuwenden z» sehen. Die ewige Sehnsucht und die ewige Enttäuschung abermals unter Beweis zu stellen, dafür bedarf es solch ernster Gedankenarbeit wahrlich nicht, wie der Verfasser aufgewandt hat.

«Pisode Hoplin«. In spät. Zwei Studien von G. Reuter. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Zwei tüchtige, interessante Arbeiten bergen sich unter den genannten Titeln. Der Autor nennt sie „Studien" und will hierdurch wohl betonen, daß er den Gedanlenwerth seiner Dichtungen als maßgebende Hauptsache betrachtet. So willkürlich ist aber nicht zu schalten im Gebiete der Dichtkunst; die „Studien" sind in ein der novellistischen Form entsprechendes Gewand gehüllt, so daß wir sie ^ auch als Novellen zu beurtheilen haben und so rückhaltslos wir deren psychologische Vertiefung anerkennen, so unumwunden müssen wir die Schwerfälligkeit im Gange der Handlung, besonders in der „Episode hoplins", als die dichterische Wirkung beeinträchtigend hervorheben.

^. N.

Vlobert Vlsmere. Roman aus dem Englischen von Mrs, Humphry Ward. Deutsch von Therese Leo. Berlin, I. H. Schorer.

Der Roman, welcher in England und Amerika den außergewöhnlichsten Erfolg errungen und einen lebhaft« Wieden'treit der Meinungen hervorgerufen hat, verdient in ! der uns vorliegenden tadelfreien Uebersctzung auch in Deutschland mehr bekannt zu werden. Man sollte sich von den dickleibigen zwei Bänden nicht zurückschrecken lassen, — allerdings ist die weitschweifige Ausführlichkeit nicht nach Jedermanns Geschmack, aber wer sich hindurchliest, wird

belohnt durch Charakterschilderungen voll psychologischer Lebenswahrheit: denn das eigentlich Romanhafte des Werks ist an sich schon interessant genug. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung aber liegt in der in demselben enthaltenen religiösen Tendenz. Freilich die Mucker und Frommen im Lande werden über Ketzerei schreien, doch für diejenigen, welche der Ueberzeugung sind, daß die Leuchte der freien Forschung überall eindringen soll, ist eS ein wahres Erbauungsbuch.

Die neue Brüderschaft Jesu, welche Robert ElSmere gegründet hat und in welcher ein von allem Formenwesen befreite«, wahrhaft ideales Christenthum geübt wird, hat zwar durch den Tod ihres Stifters ihre beste Kraft verloren, doch wollen wir mit Mrs. Ward hoffen, daß sie trotzdem noch fortbesteht uud weiter wächst. Denn das, was ein erleuchteter Geist geschaffen, kann »ienials ganz vergehen: die ausgestreute Saat geht doch einmal auf und trägt Früchte, wenn auch erst künftige Generationen die Ernte heimbringen. >»/,,

Sühne. Roman von Wilhelm von Polenz. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

Der Roman ist das Werk eines bisher noch unbekannten Verfassers, für welchen durch diese erste literarische Produktion unser lebhaftes Interesse rege geworden ist. Sr behandelt den Conflict der Liebe eines jungenMannes zu einerverheiratheten Frau, welchen er zu Gunsten der bürgerlichen Moral löst, — eine Lösung, die unsere» Realisten modernsten Schlages nicht zusagen wird, und doch ist der Roman realistisch im besten Sinne, er schildert den Ernst des menschlichen Lebens ohne Schönfärberei und ohne Prüderie, ohne aber in Schlüpfrigkeit auszuarten. Der Inhalt ist in Kurzem folgender: Ein begabter junger Mann aus guter Familie liebt die junge, wunderschöne Frau seines Vormunds, eines höchst achtungSwerthen, etwas beschränkten alten ManneS, der eine hohe Bcamtcnstellung bekleidet. Der junge Mann kämpft machtvoll gegen die unselige Leidenschaft, während die Frau, die zum ersten Male das beglückende Gefühl der Liebe an sich erfährt, in ihrer Weltunenahrenheit und bei der Indolenz ihres Charakters Alles um sich her, alle Fesseln, die sie binden, vergißt und nurvon dem einen drängenden Wunsche beherrscht wird, den Geliebten ganz zn besitzen, ihm allein anzugehören,

Roid unk Süd. llll, lüi.

Alle guten Vorsätze de? Mannes, alle Warnungen von Freunden, die flehentlichen Bitten einer zärtlich . geliebten Mutter werden wirkungslos gegenüber der Leidenschast der Geliebten, sie wird sein Weib, noch che die Scheidung von dem ersten Manne vollzogen ist, und damit wird sie zu seinem Verhängnitz. Die schiefe Lage, in welche er in der Gesellschaft durch sein illegitimes Verhältnitz geräth, macht sich ihm auf die drückendste Art fühlbar, die Mißstimmung wirkt lähmend auf seine Berufsthätigkeit, Geldsorgen und Entbehrungen stellen sich ein, und auf den Liebesrausch folgt die trostloseste Ernüchterung. Der Mann glaubt für das Deficit dieses Lebens keine andere Lösung zu finden als die Selbst-Vernichtung; mit dem frei gewählten Tod büßt er seine Schuld. Auch die Frau sühnt ihre Verirrung mit dem Leben: sie stirbt bei der Geburt ihres Kindes. Neben diesen beiden Helden des Romans schildert der Verfasser noch eine Menge Nebenfiguren, die uns gleich sehr interessiren, weil eine jede von ihnen eine eigenartige Individualität hat; — einen Einwand haben wir aber doch zu machen: Polenz wird oft gar zu lehrhaft, es ist in feinem Buche von allen möglichen Dingen, die zu der Handlung kaum noch im Zusammenhang stehen, die Rede, und wenn wir auch seinen Ausführungen mit voller Antheilnahme folgen, schließlich wird man des trockenen Tones satt. Es sind dies kleine technische Mängel, welche noch eine gewisse Unbehülflichkeit des Anfängers verrathen, die sich bei größerer Routine verlieren werden; wir sind sehr gespannt auf die Weiterentwicklung seines Talents, von dem wir viel Gutes erwarten, und empfehlen den Roman „Sühne" der Beachtung des Publicum?; er überragt daS DurchschnittSmaß unserer Nonianproouctionen um ein Beträchtliches, m 2,

«gneS Bernaner. Historisches Volksschauspiel mit Musik in 5 Acten von Arnold Ott. Stuttgart. Adolf Bonz K Co.

DaS Geschick der schönen unglücklichen Baderstochter von Augsburg — nach neueren Forschungen soll AgneS Bernauer übrigens bloß eine Mags aus Bibe räch gewesen sein, die bei einem Bader in Augsburg in Dienst stand, — hat eine ganze Reihe dramatischer Bearbeitungen erfahren; wir erinnern nur an die Dramen von Törring (1780), Adolf Böttger (1845), Friedrich Hebbel (185ü), Melchior Meyr (»Herzog Albrccht" 1S54),

1«

Otto Ludwig. Es sind, wie man sieht, nicht unbedeutende Rivalen, mit denen Arnold Ott in die Schianken z» traten gewagt hat; und im Ganzen hat ei mit Ehren bestanden. Wir »vollen hier unerörtert lassen, wie viel etwa der Dichter seinen Vorgängern verdankt und inwiefern er, sich selbst unbewufzt, unter dem Vcmne derselben gestanden hat; dagegen müssen wir die auffällige Abhängigkeit von einem gewaltigeren Meister, die sich jedem Leser unwiderstehlich aufdrängen wird, constatiren: es ist lein Geringerer als Goethe, dessen Gleichen Modell zu Agnes Ber»lliier gestanden hat; der Verfasser ist vielleicht der Letzte, der dies deutlich empfunden hat und zugeben möchte, aber dies beweist nur die mächtige Herrschaft, welche tief iu unser Gemüthsleben eingreifende poetische ober künstlerisch hervorragende Muster au» schwächere Geister wider deren Wissen und Willen ausüben. — Sowohl in den 5,'iebesscenen mit Albrecht, als auch besonders in der Kerterscene, erinnert uns Agnes Vcrnlluer beständig an Gretchen. Diese Abhängigkeit Ottos von der Goethcschen Gestalt ist nicht eine allgemeine, sondern erstreckt sich bis auf den Gedankengang, einzelne Wendungen, ja, bis auf Form und Rhythmus: dies gilt ganz besonders von der Kerterscene. Leider müssen wir aus Raunirücksichten darauf verzichten, Veläge beizubringen. — Neben Goethe hat das Voltslied für Agnes Vernauer reichlich herhalte» müssen, und außerdem hat der Dichter für die Liebesscenen im zweiten Act die Mitwirkung der Musi! für nothwendig befunden — kurz, man merkt ihm ein gewisses Mißtrauen in seine eigene Kraft bei der Gestaltung der Titelheldin an.

Selbständiger hat sich Ott bei der Eharatteristit der männlichen Personen gehalten, die mit energischen Strichen gezeichnet sind. Doch bringt der Schluß des Dramas eine» Vruch in den Eharatter Herzog Albrechts. Die allzuplötzlichc Versöhnung desselben mit seinem Vater an der Leiche der grausam hmgemordeten Geliebten erscheint uns nicht nur als eine Abweichung von der historischen, sondern auch als solche von der dramatischen Wahrheit. Wir tonnen an dieselbe nicht glauben, ohne an der wahren Tiefe der Liebe Albrechts zu Agnes und der Größe seines Schmerzes, dem er kurz vorher einen so leidenschaftlichen Ausdruck verliehen, zu zweifeln. Sein Verhältniß zu Agnes ge-

winnt nach diesem Schlüsse für uns den Anschein einer Episode, und der eigentliche Held des Stückes ist Albrecht und der Kern des Dramas die Beziehung zwischen Vater und Sohn, nicht zwischen dem Letzteren und der Geliebten. —

Ein Lob verdienen die lebhaft gehaltenen Vollssccnen, in denen an Stelle des Verses die Prosa eingetreten ist. Die Sprache ist zuweilen kraftvoll, der bildliche Ausdruck oft charakteristisch, wenn auch nicht überall geschmackvoll. 0. >V.

Nie Weiße «ose. (Nach einer Kloftcrsage aus Arnoldstein). Von Ernst Rauscher. Klagenfurt. Druck und Verlag von Ferb. v. Kleinmayr.

Das kleine hübschausgestatteteBüchlciu enthält in glatten, fliehenden Versen die Erzählung einer alten Klostersage. Die Verse sind so zierlich gedrechselt und flüssig, wie nur möglich, aber sie sind öde und leer, das Ganze ohne Saft und Kraft: derartige abgeleierte Epen sollten nun doch einer nbgethanen Epoche angehören.

Reisebilder aus vergangener Zeit von Karl Stielcr. Stuttgart, Verlag von Adolf Vonz und Comp.

Die vollendete Seclenharmonie des verstorbenen Dichters fand in allen seinen Weiten ihren schönen Ausdruck. Wer einmal etwas von ihm gelesen hatte, ergab sich immer wieder gern dem Zauber der einfachen, innigen, zu Herzen gehenden Poesie, der anmuthigen fein abgerundeten Sprache, der liebenswürdigen Heiterkeit und treuherzigen, oft naiven Erzählung. Stieler war ein seinfinniger Poet, davon legen diese köstlichen Genrebilder neues Zeugnih ab, welche uns in die Poesie einer vergangenen Zeit versetzen und eine Fülle von dichterischer Kraft uerrathen und bei aller Anspruchslosigkeit tief empfunden sind. Sie sind so fesselnd geschrieben, daß unser Interesse bis zum Schlüsse in Spannung gehalten wird. 5. «.

„Faustine" Roman von Silvia Andrea. Glarus, I. Vogel.

Die Verfasserin »eiräth ein recht bcachtenswerthes Talent sich psychologisch z« vertiefen; sowohl in Gedachtem als im Gestalten weist ihr Roman Gelungenes auf. Aber der ungemein schleppende Gang der Handlung, der Mangel eines jeden epischen Schwunges, viele Absonderlichkeiten und Trivialitäten in der Entwicklung der Fabel, lassen den dichterischen Wert des Romanes nur gering erscheinen. .^. >v.

Nene Novellen. Von Hans Arnold.
2. Auflage. Stuttgart, Verlag von
Adolf Bouz ii Comp.

Die liebenswürdige Verfasserin wird den Leser nie enttäuschen: die flotte Composition, die lühnc Situationskomik, die frische, lecke Manier und die drolligen Complicationen finden sich auch hier wieder, wie wir sie so oft schon in Hans Arnolds Novellen belacht haben. Leicht hingeworfen entbehren die Novellen doch nicht der formellen Abrundung: die Charaktere find in großen Zügen trefflich slizzirt, die Erzählung ist reich an Abwechselungen und spannend. Wer gerne lacht, dem sei das Büchlein bestens empfohlen. ss.

Vlary und Marietta, eine Novelle vom
Lugllncr See, von Ernst Pasqu«.
Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Diese etwas lang ausgedehnte Erzählung, die einen nicht eben neuen Stoff (vgl. Ottilie Wildermuth, Marie und Maria), diesmal auf hübsch angelegtem landschaftlichem Hintergründe ausführt, dürfte für empfindsame Gemüther einige Anziehung besitzen, Ernsteren und strengeren Naturen ist die Lectüre weniger anzurathen. An der spleenigen Mary dürfte man doch zu großen Anstoß nehmen. Um eines zu verillthen: diese blonde Miß hält ihrem „Lebensretter" Rico vor dem Verhängnis; - vollen heißen Kusse eine wohlgesetzte Rede, die mit den Worten schließt: „Nur einen Ausdruck finde ich für mein Dankgefühl, und alle Mädchcnscheu bei Seite setzend, folge ich nur dem Triebe meines dankbaren Herzens ihn unumwunden kund zu geben!" U.

». «. VnrgerS sämmtliche Gedichte.
Herausgegeben von E d u a r d G r i f e b a ch.
Zwei Bande. Berlin, G. Grotc.

Der erste Band bezeichnet sich als „Hundertjahrs-Iubelausgabe", insofern er die Ausgabe von 1789 genau (mit Kopf- und Schlußstücken, sowie Bürgers Portrait nach Fiorillo) in vorzüglicher Ausstattung reproduciit; hinzugefügt sind nur als „Varianten" die Veränderungen, welche Bürger felust den Gedichten in der dritten Ausgabe zu geben beabsichtigte. Der zweite Band enthält sämmtliche nachgelassenen, in jener Ausgabe nicht enthalten gewesenen Gedichte Bürgers, darunter ein noch nie gedrucktes, aus den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Manuscripten. Der Anhang enthält knappe, aber scharf orientirende Angaben über Entstehungszeit und ersten Druck jedes Ge-

dichtes, sowie über Anlaß und persönliche Beziehungen. Die Chronologie mehrerer Gedichte ist hier neu bestimmt. So liegen uns hier in der That (S. XV. des zweiten Bandes) Bürgers Gedichte in einer Ausgabe für Bibliophilen vor. Aber die großen Verdienste der mit ausführlichem Lebensllbnß des Dichters uüd mit Erläuterungen versehenen Ausgabe von Sauer in Kürschners deutscher Nationalliteratur weiden durch dieselbe nicht verringert.
L.

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Band VII: Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind,

„Glockenspiel" heißt das erste der in diesein Bande gesammelten Gedichte, und mit Recht hat der liebenswürdige Verfasser der ganzen Sammlung denselben Namen gegeben. Denn gar schöne Töne erklingen in dem Büchlein, lieblich und anmuthig in den „Bildern und Idyllen," sowie in den „Liedern," ernster schallend und lange im Gemüthe «achhallend in der zweiten Abtheilung „Nachdenkliches und Beschauliches," heiter bis zur Ausgelassenheit in den beiden letzten Abtheilungen („Mären, Geschichten und Schwante" und „Humor, Burleske und Satire".) Die Gedanken und Empfindungen sind eben so rein, klar und ansprechend wie in Seidels Prosadichtuugen; mannigfaltige Versformen wendet er mit fein gebildetem Gefchmack an. Sollen wir aus dem reichen Inhalt des Büchleins Einzelnes hervorheben, das uns besonders gelungen erscheint, so möchten wir unter den ernsten Gedichten das in Terzinen geschriebene „Auf ewig" S. 68, unter den halb oder ganz humoristischen die allititerirenden Verse auf „die letzte Robbe" S. 261 namhaft machen. U.

Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Act von Adols Herzog.

Meerick. Schauspiel in vier Acten von Adolf Herzog .Dresden, E.Pierfon.

Der kleine Einacter amüsirt durch mouche komische Sccnen, die vielleicht recht bühnentraftig sind und auch nicht ohne eine treffliche Tendenz. Hier und da ist freilich von den dem Bühnendichter erlaubte,! Freiheiten allzuviel Gebrauch gemacht. Die Sprache ist im Ganzen fließend. Desselben Verfassers Schauspiel „Meerick", das sich an Wiltie Collins Roman „Die neue Magdalena" anlehnt, zeugt von größerer Begabung. Leider ist aber hier der Charakter des Titelhelden nicht scharf genug ausgeprägt und hier und da wirken Uebertreibungen, die der Dichter sich hat zu SMlden kommen lassen, recht

— Nord
,d Süd.
geschmacklos. Jedoch der Ausbau des
DramaS ist weit vollendeter wie in dem
vorerwähnten Einacter und mich die übrigen
durchaus nicht bedeutungslosen Personen
des Stückes sind fein durchgeführt und die
Sprache ist eine dem ernsten Inhalt durch-
aus angevaszte.
Es wird uns in dem Schauspiel ein
grofzes Sittengemälde entrollt, das ent-
schieden Interesse einflößen musz. pg.
Märzveilchen. Neue Gedichte von Ernst
Röder. Zweite vermehrte Auflage.
Dresden, E, Piersons Verlag.
Die elegante Ausstattung dieser Ge-
dichtsammlung ließ uns anfänglich auf den
Gedanken kommen, es verberge sich hier,
wie so häufig, unter einer schönen Hülle
ein schlechter Kern. Zu unserer Freude
wurden wir bald anderen Sinnes. Denn
der junge Dichter strebt mit nicht zu
leugnendem Talent und glücklicher Volks-
thümlichkeit nach dem Ziel echten Dichter-
thums. Er wählt einfache, jedoch herzge-
winnende Motive, die er in klangvoll schöner
Sprache dem Leser bietet. Nicht durch
übergeistreiche Wendungen und Formen will
er glänzen, auch betritt er nicht einen de:
eigentlichen Poesie fernliegenden Boden.
Seine Gedichte sind vielmehr dem Leben
entnommen; sie schildern Gedanken und Ge-
fühle die wir Alle schon empfunden haben.
Wenn sie auch selbstverständlich nicht
gleichwerthig sind, so ist doch kaum eines
von ihnen geradezu unbedeutend oder schlecht.
Lii>s«S!»i««i>« IZiioKsr. IjSivrsoKuvs n,«K ^u»«»lil cksr Rscksctio» Vl,rK«n»It«n,
»r»»>Ie» ü„ ?' V, 0«stnje»»Iii, Li» Lss»v,
^1«», 4,, vis)>r„zck»»rllll„ss, Ltuttss^rt, ^. N
I»eirei>d»rK, ?«rü,, Oer krluiÄisiscK« DinIIuss i„
VsutsrKInnl! v.nt«r I,»ii»i^ XIV, u, ck, Vi>I«r>
UeudncKwo^sn. Ait I« L,Kd>IckllMz«ll, (iotko,
rr, I>«r>K>», , , >, i
U»»i«r»vx, li^ Osr Kor,^ von !>io», Lpiscd,
LorNirrsr. I,—«, vsrsint«r 1»»^, i/!t ^vri
Vir». ^, IleKIr» Vv!^ S«Iin.'^ ^ ^
u, l?, ?rr>t„ss,
I.IeKrelkK, I., I«I»„s»«gs, vrri Dr^iiilune«».
Ix>I»»»n», (I»scKicKIs>Ir»mev, vriti» ^uli^»
Il»'i«n, voll 8toxmSIIsr. I^ll^k»»,r»
^II^sm, lioivmididl, VI, lakrz, L»vä !j I
LIuilMN, ^. ünselnor«,
ZIii»on,I»rir, L,, drTlidlulls»» »^« äsr» Orisv:
»Itiel, 5!^^>«r riinr» <i«rc>> ^is vr«r I, Uk»>,
^. <i, U»d«illiuck, ^
?su«U»t, ^ I^««Il»ris, üii» IZieKtuvg. klr«»
Inril, I^ipsg, V, »ieärie!,,
Lsrlill, U, ILs«»oS<I«r
»ou^v!"« ^vi«^lj?«krrcktlmu«t, Mt ««I^kr!»
u. ? ^ddilckui^su im Lsxt, 2v«it» r^rt,,

^uN»ss, ^«n», II»!«,, ?odl«,
«rk»?krr, X , vi« k!i»m«llkv«i>«, Lill« Stllüsvtkn-
«rkurser, V,, vis Hllrm«jll>»ili«t cks» ««»Ii«,
^««its ^uSs^s, I!«r>!», Ii. v,>i«nk»iin.
8vb«>, II, v,, vi« Lsjsninckiiii« 6« ve»k«d«s
lioiedss äurrn VilKrlm i, III, LiU>ck, X«i»
u« rrlw^srt« ^ull. tliiiioksv, Ii. Uickrvdour?,
T'iirrll, U, v»s vsvekolu^isek» ?rol>I»m >« ^»r
Iliunlst Lr»s!xli«, I^«,i«i«»IZ«uäm«i. II. II«?>
— Ilsmlsr ei» kisvi«, Xvsi Vortrj^s I^>ir«k-
lisüjllik?, H, Ilossill»««.
VerlioniIIuiixen ,1er ve«IKrK»rt siir k!rS^»»6r
?,„ »orlln. IZim^ XVII, Zs«, I. »»Ii»
Xellirnrlkt ckr» ullttrn. ckruOcKr» !>r,«kdr«?I»^
Uer„i,?s. voll Horm, Iii«^»I, II Ii»ock 1»^,

^ätlii-lioke IV>inöi-sI«ä88öi'
« SS

Di« Karlsbader ^linera^vässer unä JusIIsnproöucts
>.öbe> ZcKottlänllöi-, Karlsdsl! i/sönmsn
Usdsi-sesiscKs Vspöt8 in 6sn grös8t«n 8tälitsn sllsr WsIttKsII«.

11,894,000 in 1337,
12,720,000 „ 1388,
1S,822,000 „ 1889,
wlV//« ,«a« «?^// ^tt>/> //^,'«// ^« ^?«^« «/^^«.'i'^«^
««ii'iLtt i«e:l)lc:^l. ^ounn/xl..
7«H MI.I.I^«I8

EMPTY

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Francesco Crispi.
Radirnng von Wilhelm Rrauskoxf i» München.

—- preis xr« Puartal lZ hefte) 6 Mark. ——

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd"
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/Z.

Beilagen zu diesem Hefte
«^?'«AA','">6 ««-in Frankfurt a. M. (warner's ^.ke cnro r°m^i,I>
Oar, Mcrseburger „, kei«,,g. cen,xfel„.„swcr,he «Scher und MusikxiicF,,,!

EMPTY

EMPTY

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
Band. â€” Mai WO. â€” Heft ^58.

Breslau
Schlesischc Vnchdrnckerei, ttunst. und VerlagS'Anftalt
rormals S. SchoitlaenSer.

Im Vunde der Dritte-

Novelle,

von

Dslllde Aurz.

— Florenz. —

ls wir uns gestern Abend trennten, Maria, gelobte ich mir, Ihr Haus nicht wieder zu betreten, ehe ich Ihnen einen Theil meines Gebens enthüllt hätte, dessen einzige Mitwisserin Sie sein werden.

Ich hätte schweigen können; nimmt doch so mancher Ehemann Erinnerungen in sein neues Leben hinüber, an denen seine junge Frau keinen Theil hat. — Edle Frauen kennen ja selten ihr eigenes Geschlecht; und es ist vielleicht gut, daß dem so ist! — Aber hier handelt es sich um eine Vergangenheit, die nicht sterben kann, und mit der Sie fernerhin leben sollten.

Auch wäre es umsonst, mich vor Ihnen verschließen zu wollen. Ihr ahnendes Mitempfinden würde mir bald die Wahrheit aus der Seele herauslesen. Als Sie mir gestern die Hand auf die Schulter legten und sagten: „Oskar, erzählen Sie mir von ihm — man kann ja Geister erlösen, wenn man sie herzhaft anspricht" — da war mir's zu Muth, als liege mein Inneres wehr- und Hülflos wie ein nacktes Kindlein vor Ihnen. /

Was ich zu erzählen habe, ist vielleicht kein großes Vergehen; aber eine Verkettung unseliger Umstände hat es zu einem schweren Verschulden gemacht; denn wie man körperliche Constitutionen findet, in denen die geringfügigste Krankheit bösartig wird, so giebt es Schicksale,

in deren Verlauf sich Alles zum Tragischen wendet. Doch ich will unterdrücken, was Sie meinen „finsteren Wahn" nennen, und aus» einem einzelnen Fall keine allgemeinen Schlüsse ziehen.
Haben Sie doch schon so große Wandlungen in mir bewirkt; ich will nun auch versuchen, Ihnen zu glauben, daß das Unglück keine ansteckende Krankheit ist, welche sich von dem Ergriffenen auf seine Nächsten übertragen muß, oder daß wenigstens seine Kraft wie die jedes andern Giftstoffes mit der Zeit erlischt.
Ich war eigentlich von je ein einsamer und freudeloser Mensch gewesen. Obwohl ich in sehr wohlhabendem Hause aufgewachsen war, hatte es mir an Allein gefehlt, was die Kindheit fröhlich macht. Brüder hatte ich nie gehabt, und die einzige Schwester, an der ich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, war mir schon in ihrem dritten Jahre entrissen worden. Meine Eltern hatten keine Zeit, sich mit mir abzugeben; den» die Mutter, die aus adliger Familie stammte und sich ohne Neigung verheirathet hatte, führte ein glänzendes Welt- und Gesellschaftsleben mit Hausbällen und Badereisen; mein Vater, ein strenger und verschlossener Mann, Besitzer eines großen Colonialwaarengeschäfts, berücksichtigte mich nur insofern, als er in mir den künftigen Träger seiner blühenden Firma sah. Er war ein eiserner Charakter und an keinen Widerspruch gewohnt. Sie können sich daher die unliebsamen Auftritte denken, zu denen meine unumwundene Erklärung, daß ich den Kaufmannsstand verabscheue und mich einem gelehrten Beruf widmen wolle, Veranlassung gab. Ich aber hatte meinen Kopf, der den: feinigen an Härte wenig nachgab, auf diesen Entschluß gesetzt und erreichte es auch wirklich, daß ich mit 18 Jahren zur Universität kam; nur bestand mein Vater darauf, daß ich mich den Naturwissenschaften zuwende, denen er allein eine Bedeutung für die Zukunft beimaß. Doch hat er mir die Durchkreuzung feines vielleicht einzigen Wunsches nie vergeben, und es blieb ein tiefer Riß zwischen uns, der keine Zeit hatte, zu heilen; denn mein Vater starb während meines eisten Universitätsjahres und ließ mir so den Stachel eines ungelösten Zwiespalts in der Brust.
Meine Mutter, die noch jung und schön war, vermählte sich bald darauf zum zweiten Mal, und zwar mit einem Manne, für den ich niemals Zuneigung fassen konnte. Dadurch wurde mir die eigene Heimat zur Fremde, sooaß ich, statt meine Ferien zu Hause zu verbringen, mich während der Vacanzwochen ineist mit sehr wenig Geld auf Fußtouren im Gebirge herumtrieb und auf diese Weise ganz Süd-Deutschland mit dem Felleisen auf dem Nucken durchwandert habe.
Ich war ein nichts weniger als liebenswürdiger junger Mensch: die Ecken und Kanten meines Charakters, über die Sie sich so oft beklagen.

waren damals durch das Leben noch nicht im mindesten abgeschliffen, und keiner meiner Mitschüler schloß sich näher an mich an, wie auch ich mich noch zu Niemandem hingezogen gefühlt hatte.

Um diese Zeit lernte ich Konrad kennen. Sie haben sein Bild gesehen, Maria, und zwar von Meisterhand gemalt. Sie selber haben den treffenden Ausspruch gethan, daß Sie sich nach diesem Gemälde besser Konrads Seele als sein Neußeres vorstellen können. Das rührt nicht allein von der Eigenart des Meisters her, sondern dieses Menschenantlitz war in Wahrheit so wunderbar vergeistigt, daß man lange von dem eigenen Reiz seines Lächelns, von dem nur allzutiefen Blick der blauen Äugen und der seltsamen Mischung von frauenhafter Zartheit und männlicher Entschlossenheit im Ausdruck angezogen war, ehe man die seltene plastische Schönheit seiner Züge würdigen konnte. Als ich ihn zuerst sah, mußte ich denken: „So sieht ein Liebling der Menschen und Götter aus!" Und vielleicht der Gedankenverbindung wegen fiel mir auch jener Spruch der Alten ein, wonach die Himmlischen frühe zu sich nehmen, wen sie lieben. Nicht als sei sein Aussehen schwächlich gewesen — er strotzte vielmehr in der frischesten Iugendlraft; aber seine Schönheit hatte etwas von dem Reize frühreifer Kinder an sich, denen abergläubische Wärterinnen ein kurzes Leben prophezeien. Obgleich einige Jahre älter als ich, war er später zur Universität gekommen, denn er war von Hause aus für eine andere Laufbahn bestimmt gewesen. Von seinen äußeren Verhältnissen, über die er sich mit großer Zurückhaltung aussprach, erfuhr man nur so viel, daß er einer altadligen kurländischen Familie angehörte, jüngerer Sohn mar und durch finanzielle Umstände gezwungen, sich ein Brotstudium zu erwählen. Um nicht in russische Dienste treten zu müssen, entschied er sich für die Medicin als den einzigen Beruf, der ihm die Wahl des Aufenthaltes vollständig freiließ: dieser Entschluß, der seinem Unabhängigkeitssinn in meinen Augen alle Ehre machte, mag nicht nur seinen aristokratischen Verwandten als eine Ungeheuerlichkeit erschienen sein, sondern lief auch seinen eigenen Neigungen schnurstracks zuwider; denn wenn je ein Mensch wünschen mußte, sich vor der allzunahen Berührung mit den Wirklichkeiten des Lebens zu verschließen, so war es Konrad. Die Alten zu studiren, die er mit Leidenschaft liebte, Kunst und Poesie zu pflegen, für die er ein tiefes Verständnis; hatte, wäre so recht seine Bestimmung gewesen. Auch fehlte es ihm sehr an der Beobachtungsgabe, die für den ärztlichen Beruf fo nöthig ist, und doch hielten später seine Collegen große Stücke auf ihn; er scheint durch eine Art inneren Erfassens ersetzt zu haben, was ihm an äußerem Scharfblick abging.

Stellen Sie sich nun aber ja keinen Weichling und einseitigen Salon- oder gar Büchermenschen unter ihm vor! Ihn zog im Gegentheil das Derb-Natürliche an; er ging gerne zu Volksbelustigungen, und selbst für Ausbrüche der Nohheit, die mich abstießen, hatte er leicht ein Wort der

Entschuldigung. Auch war er sehr beflissen, bei jeder Gelegenheit seinen Mann zu stellen; und als er sich einst im Hörsaal von einem Commilitonen verletzend behandelt glaubte, stand er nicht an, diesem, einen, bekannten Raufbold und Eisenfresser, eine Herausforderung zu schicken. Ich selbst machte den Cartellträger, und dies war der erste Anlaß, daß wir zwei so verschieden gearteten Menschen einander näher traten. Da ereignete sich jedoch der ungewöhnliche Fall, daß der Herausgeforderte nicht nur das Duell ablehnte und sich zu jeder gewünschten Genugthuung bereit erklärte, sondern auch in Ausdrücken so überschwänglicher Sympathie und Bewunderung von Konrad sprach, den er den vollkommensten und besten aller Menschen nannte, daß ich nicht umhin konnte, eine herzliche Annäherung zwischen den Beiden zu vermitteln. Bald waren sie geschworene Freunde und wären es auch geblieben, wäre nicht leider der flotte Corpsftudent wenige Semester später an einem Rothlauf, der Folge eines unglücklichen Säbelhiebs, in unfern Armen gestorben.
Uns dreien schloß sich noch Freund Neinhold, der Maler, an, derselbe, dem wir Konrads Porträt verdanken, und der damals auf unferer Hochschule einen Cursus der Anatomie mitmachte.
Durch ihn kam ein neues mich beglückendes Element in unfern Verkehr. Meine ersten Erzieher hatten die von mir frühzeitig geäußerte Neigung zur bildenden Kunst fo erfolgreich zu unterdrücken gewußt, daß ich um jene Zeit vom Zeichnen kaum die Anfangsgründe kannte.
Reinhold und Konrad, der auch nach dieser Seite hochbegabte, weckten den Trieb zu diesem und ähnlichem „Zeitverderb" aufs Neue; und wenn mir auch der Genuß des fchaffenden Künstlers verfügt blieb, fo lernte ich doch alle Gegenstände, die mein Auge fesselten, iin Skizzenbuch festhalten und erwarb mir eine Gewandtheit im Zeichnen, die mir später auf meinen Reifen sehr zu Gute kam. So besaß ich nun auf einmal Alles, was mir so lange gefehlt hatte, und der Bund, der damals geschlossen wurde, hat allen Trennungen und allem Wechsel des Lebens getrotzt.
Am nächsten von Allen trat mir Konrad. Er näherte sich mir mit fast weiblicher Hingebung und einer Bewunderung, die meine anmaßliche Spottsucht und mein frühreifer Skeptizismus nicht verdienten. Was mich betrifft, so hatte ich mich auf den ersten Blick in ihn verliebt, und ich erkannte wohl, daß ich mehr zu empfangen, als zu geben hatte. Wenn ich auf ihn blickte, fo war es mir, als habe sich der bessere Theil meines Wesens von mir abgelöst und wandle lächelnd in ungetrübter Harmonie an meiner Seite. Es verging kein Tag, ohne daß wir uns sahen. Ein schmerer Typhus, den ich damals durchmachte und während dessen mich Konrad keine Stunde verließ, brachte uns einander noch näher, und am Schluß des Semesters bezöge» wir eine gemeinsame Wohnung, in der mir für den ganzen Nest unserer Studienzeit die beste Wirtschaft führten.
Ihr Frauen könnt euch keine Vorstellung machen von der Poesie und

Leidenschaftlichkeit einer solchen Jünglingsfreundschaft; bei mir, der ich damals vom weiblichen Geschlecht sehr gering dachte, ersetzte dieses Verhältnis; das, was den Anderen die erste Liebe ist: es vertiefte und bereicherte mein Gemüth, schliff meine Manieren ab und verwandelte meinen ganzen Menschen. Konrad brachte mir zuerst Sinn für Ordnung und häusliches Behagen bei — zwei Dinge, die im Studentenleben sonst keinen Raum haben, — und lehrte mich durch Beispiel und Ermahnung auch meine äußere Erscheinung mehr zu pflegen, als ich es bis dahin für gut befunden hatte. Unsere Unzertrennlichkeit wurde mit der Zeit sprichwörtlich, und mir bildeten das auffallendste Paar auf der ganzen Hochschule: Konrad so jugendlich-blond, so weiblich-zart, so schwärmerisch, wo er sich einmal gehen ließ — ich sein vollendetes Widerspiel, kohlschwarz, von frühreifer Männlichkeit und emstem verschlossenem Wesen, unfähig die Hälfte von dem zu äußern, was ich empfand. Nicht umsonst nannten die Freunde Konrad meine „schönere Hälfte."

Nie hat es eine bessere Ehe gegeben. Keiner vermochte eine Stunde ohne den Andern zu sein, und unser Zusammenleben war für beide Theile ein unerschöpflicher Quell der Anregung. Wir lasen mit einander und tauschten unsre Gedanken über das Gelesene aus, wir entzweiten und versöhnten uns, was immer mit großem Gefühlsaufmand geschah, und vor Schlafengehen holten wir regelmäßig die Rappiere von der Wand und übten uns eine halbe Stunde lang mit vielem Ernst und Eifer im Fechten.

Die tief innere Verschiedenheit unserer Naturen war es, was unserem Zusammensein die größte Würze gab. Wir konnten uns über einen Dichter, den wir gemeinsam, aber mit ganz verschiedenen Gefühlen lasen, so ereifern und erzürnen, daß wir uns gegenseitig zu hassen glaubten, und mitten im heftigsten Zank deckte uns dann oft ein einziges Wort wieder die ganze Verwandtschaft unseres Wesens auf. Damals gestand mir Konrad auch, daß er selbst Gedichte geschrieben und daß er sie einmal in einer schwachen Stunde sogar in den Druck gegeben habe. Niemals habe er sich diese Entweihung seiner Heimlichkeit verzeihen können, sagte er, die schwarzen Buchstaben erschienen ihm noch heute wie lauter Schandpfähle, an denen seine liebsten Gedanken angebunden zur Schau stünden. Diese Blätter sind jetzt in meinen Besitz übergegangen. Er ließ sie mich damals lesen; sie sind an eine Frau gerichtet und zum Theil von ergreifender Schönheit.

Das Merkwürdigste an ihm waren seine Beziehungen zur Frauenwelt. Er brachte dem ganzen Geschlecht einen ritterlichen Minnedienst entgegen, der an ein anderes Zeitalter gemahnte: jede Frau, gleichviel ob jung oder alt, schön oder häßlich, war für ihn ein Gegenstand der Verehrung; wie Ludwig XIV. zog er vor jeder Kuhmagd den Hut. Wenn am Samstag die Wäscherin kam und einen Korb frischgebügelter Hemden brachte, so verhandelte er stehend mit ihr und begleitete sie bis an die Hausthüre,

als Hütte er den Besuch einer Fürstin empfangen. Auch bin ich überzeugt, daß er in seinem ganzen Leben nie einem Weibe ein böses Wort gegeben hat. Unerträglich war es ihm, von einer Magd bedient zu werden, und er nannte es eine Rohheit unserer Civilisation, daß es überhaupt Frauen in dienender Stellung gebe. Nur die Kellnerinnen ließ er gelten, denn den Trunk mit Anmuth zu credenzen, das sei in Wahrheit Frauensache. Aber niemals würde er an ein solches Mädchen ein gewagtes Wort oder einen zudringlichen Scherz gerichtet haben.

Ein alter russischer Diener, eines jener Familienerbstücke, die mit andern feudalen Neberbleibseln allmählich aus der modernen Welt verschwinden, hatte ihn auf die Universität begleitet und bediente ihn und fortan auch mich mit der Ergebenheit eines Sklaven. Der alte Nitrofan war in Wahrheit einmal Leibeigener gewesen; Konrads Großvater hatte ihn niit einem russischen Vesitzthum von wenigen Werft geerbt und ihn nach Verkauf des Gutes mit sich auf den kurländischen Stammsitz genommen. Dort hatte er mit der Zeit das Russische ganz verlernt und war ein noch fanatifcherer Deutscher geworden als seine Gebieter. An Konrad hing er mit einer Schwärmerei, die an Vergötterung grenzte und von der er mit der Zeit einen Theil auch auf mich übertrug. Er war fein „Mädchen für Alles" und machte fo allerdings jede andere Bedienung überflüssig. Er kleidete ihn sogar aus und an, wozu ich anfangs die Augen nicht wenig aufriß, denn ich mar in derlei Dingen fchon seit meinem vierten Jahre gewohnt, mich als selbständiger Mann zu geberden.

Doch um wieder zu dem vorher Gesagten zurückzukehren, muß ich der Billigkeit halber zugeben, daß die Frauen Konrads Sympathie überreichlich vergalten; sein Glück in der Liebe grenzte ans Unglaubliche; freilich weiß ich nicht, wie viel davon auch auf Rechnung des adligen Namens kam, dessen Glanz bis auf den alten Deutschherrenorden zurückreichte. Und doch trotz seiner zahllosen Abenteuer bin ich gewiß, daß er niemals zuerst einer Dame seine Liebe erklärt hat, sondern er kam, sah und wurde besiegt. Ehe er sich's versah, war er in ein leidenschaftliches Verhältnis^ verstrickt, zu den» er nicht einen einzigen Schritt gethan hatte. Die Freunde nannten ihn daher den „Don Juan wider, Willen" und Reinhold der Maler liebte es, den armen Gefesselten in allerlei witzigen Karrikaturen als den von den Nymphen geraubten Hylas darzustellen.

So oft das Verhängniß solchermaßen den armen Konrad ereilte, war es um die Traulichkeit unseres Zusammenseins geschehen. Er ging umher wie ein Nachtwandler, berührte weder Speise noch Trank, nahm an unseren Gesprächen keinen Theil mehr, und es war als weile nur noch sein Körper in unserer Mitte, die Seele aber sei fern in fremde Welten entrückt. Er lebte dann nur noch für die Dame feines Herzens, fchrieb. dichtete und componirte für sie, denn er war auch ausgezeichnet musikalisch, und hätte

am liebsten sein ganzes Ich mit allem Höchsten und Besten, das ihn? eigen war, in einen Strauß gebunden und der Geliebten zu Füßen gelegt. Mit allem Schönen, das in ihm selber lebte, schmückte er ihre Seele aus, dann warf er sich vor der Gottheit nieder, die er selbst geschaffen hatte, und betete an.

Wir Freunde behandelten ihn in diesem Zustand wie einen Kranken und warteten geduldig, daß das Fieber austobe. Die Enttäuschung ließ denn auch meist nicht lange auf sich warten, und nur in besonders hartnäckigen Fällen oder wenn gar ein Heirathsplan in der Ferne auftauchte, traten wir zusammen und öffneten ihm schonend die Augen. Sobald dies gelang, war der Bann gebrochen, dann gab es keine Schwäche mehr für ihn: er würde sich selbst verachtet haben, hätten die Reize einer Frau, die er als unwürdig erkannte, noch ferner Macht über ihn behalten. Wie viel Herzmeh ihm ein solcher Sieg kostete, das wußte freilich nur er allein. Auch mar durch keine Enttäuschung der Welt jemals sein felsenfester Glaube ins Wanken zu bringen, daß das Frauenherz das Heiligste auf Erden sei. Es war, als gehe aus jeder derartigen Verirrung seine Seele reiner und jungfräulicher hervor: seiner nächsten Liebe brachte er den ganzen Schatz seines Herzens unvermindert entgegen.

Nach sast zweijährigem Zusammensein trennten wir uns unter großem Herzeleid; aber ich ließ den Freund in guten Händen zurück. Er hatte sich vor Kurzem verlobt und zwar zu meiner Freude mit einein sehr liebenswürdigen jungen Mädchen aus guter Familie, die eine treffliche Frau für ihn zu werden versprach. Sobald er das letzte Examen hinter sich hatte, sollte Hochzeit gehalten werden; dann wollte er als Assistenzarzt an irgend einer größeren Klinik sich auf die Docentenlaufbahn vorbereiten. Er freute sich schon, mich als Gast im eigenen Haus beherbergen zu können. Wer mir damals vorausgesagt hätte, wie das Alles enden würde!

Beim Abschied gelobten mir, wohin uns auch das Schicksal verschlagen möge, mindestens einmal im Jahr ein Wiedersehen zu veranstalten; unterdessen wollten wir in regem brieflichem Verkehr bleiben, und zwar sollte ein Jeder am ersten des Monats dem Anderen einen treuen Bericht über Alles, was er inzwischen erlebt und erfahren hatte, abstatten. So hofften wir das geistige Band unzerrissen zu erhalten, in das unser Lebensnerv verwachsen mar.

Ich war mittlerweile mündig geworden und sah mich nach so langer Beschränkung plötzlich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Der erste Gebrauch, den ich davon machte, war, das Brotstudium an den Nagel zu hängen und mich in all die Genüsse zu stürzen, die ich mir bisher so ängstlich hatte versagen müssen. Das Leben der Großstadt faßte mich wie mit Polypenarmen und riß mich in einen Wirbel von Aufregungen und Leidenschaften hinein, in dem ich erst zu athmen lernen mußte. Ich wollte alle Formen des Daseins kennen, meine Neugier mar unerschöpflich, ich

wurde in der „großen" wie in der „halben" Welt eingeführt, verkehrte hinter den Coulissen, speculirte an der Börse und bereiste fremde Länder. Bald lagen die friedlichen Unioersitätsjahre tausend Meilen weit hinter mir, und wenn Briefe von Konrad kamen, berührten sie mich wie ein Gruß aus anderen Welten. Ich felbft schrieb mit der Zeit seltener; je mehr sich der Stoff in meinem Leben aufhäufte, desto dürftiger flössen meine Berichte, Auf einmal blieben auch feine Briefe, die ich noch immer regelmäßig am eisten jedes Monats erhalten hatte, aus. Das Letzte, was ich von ihm erfuhr, war, daß er fein Doctorexamen glücklich bestanden habe und im Begriff stehe, sich als Docent an der Universität München niederzulassen. Da seine Braut Vermögen besaß, vermuthete ich, er werde nun mit der Hochzeit, nicht länger zögern, und machte mir über sein Schweigen keine Sorgen.

Ich trieb mich eben in Oberitalien hemm, als der Ruf an mich erging, an einer bedeutenden wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen. Der Plan war fchon lange im Werke gewesen, und ich hatte für den Fall seines Zustandekommens einen Zuschuß aus eigenen Mitteln in Aussicht gestellt. Daß ich den Freund meiner Jugendjahre, meine „schönere Hälfte," mein besseres Ich,' wiedersehen mußte, ehe ich unsere Hemisphäre verließ, das war für mich keine Frage; nur wagte ich meines langen Verftummens wegen mich auf keine schriftliche Erklärung mehr einzulassen und beschloß daher, ihn unerwartet daheim zu überfallen und mir von ihm und der jungen Frau Ablaß für alle begangenen und noch zu begehenden Unterlassungssünden zu holen. Ich zweifelte keinen Augenblick, die beiden mir so lieben Menschen im Herzen völlig unverändert zu finden, denn Helene — so hieß die Braut — hatte mich stets den „Dritten im Bunde" genannt und mich in Scherz und Ernst versichert, daß sie mit voller Anerkennung meiner alteren Rechte in unsere Freundschaft hineinheirathe und daß mir stets der nächste Platz in Konrads Heizen gewahrt bleiben solle.

Auf der ganzen Fahrt malte ich mir ihr trauliches Zufammenfein aus, und je näher ich dem Ziel meiner Reise kam, um so höher stieg meine herzliche Sehnsucht nach den Beiden. Seit Jahren kannte ich Freundschaft, Häuslichkeit, herzinnigen, beglückenden Gedankenaustausch, diese süßen Kleinigkeiten, die aller Größe des Daseins erst den rechten Werth geben, nur noch aus der Erinnerung. Und das alles dachte ich nun an ihren: Herd zu finden, es mit tiefen Zügen einzuschlürfen, dann die Augen zuzudrücken und das liebe Bild in einen fremden Erdtheil mit hinüber zu nehmen. Helenens fchlanke, vielleicht allzu zierliche Gestalt, ihr anmuthiges Entgegenkommen traten mir so leibhaftig vor die Seele, als hätte ich sie erst gestern im weißen Kleid auf der kleinen Terrasse in unferer alten Universitätsstadt stehen sehen. Ich erinnerte mich mit Lächeln, daß ihr Anblick mir damals oft das Herz schneller klopfen ließ und daß ich einem häusigen Zusammentreffen mit ihr geflissentlich ausgewichen war, weil ict>

eine Gefahr für unsere Freundschaft befürchtete. Sie war mir wie eine poetische Wahrheit mitten in der Prosa und Banalität des Lebens aufgegangen, wie eine von Shakespeares Frauengestalten, eine Cordelia oder Jmogen. Aber der tiefste Reiz, den >ihre Erscheinung auf mich übte, war ihre Aehnlichkeit mit Konrad: dieselben gewellten blonden Haare, dasselbe blaue Auge, das klare Profil, nur bei ihr Kinn und Wange noch kindlich gerundet, wo bei ihm schon die männliche Festigkeit und Schärfe hervorzutreten begann. Wer die beiden Arm in Arm still auf der Terrasse stehen oder sich zusammen in Gesellschaft bewegen sah, der mußte eher geneigt sein, sie für ein Zwillingspaar als für Liebende zu halten. Jetzt erwartete ich sie frauenhaft entwickelt und noch schöner zu finden, aber das Leben hatte mir unterdessen einen dreifachen Panzer um die Brust geschmiedet, und ich ging dem Wiedersehen ruhig entgegen, denn ich fühlte die Stärke in mir, mich mit reinem Herzen an fremdem Glück zu sonnen.

Aber unweit vom Ziel geschah es mir, daß ich mich gegen meinen Vorsatz vom Wege ablenken ließ. Ich traf nämlich in Innsbruck zufällig mit einer Gesellschaft von alten Bekannten zusammen, Herren und Damen, die gemeinsam nach dem Oberammergau mallfahrteten, um die Passionsspiele zu sehen, von denen in diesem Sommer wieder einmal alle Zeitungen sprachen.

Da ich Zeit hatte, kam es auf einen Tag früher oder später nicht an, ich folgte also der Aufforderung meiner Freunde, die noch einen leeren Platz im Wagen hatten, und fuhr mit ihnen nach dem Ammergau.

Der Zustrom mar in diesem Jahr so außerordentlich, daß ich an Ort und Stelle keine Unterkunft mehr fand, und nachdem ich geholfen hatte, wenigstens die Damen nothdürftig einzuquartiren, wanderte ich noch spät am Abend zu Fuß nach Partenkirchen. Es mar Sonnabend, am andern Morgen sollten die Spiele ihren Anfang nehmen, und da der Ueberlieferung entgegen, die für diese Tage iminer Regen verspricht, das Wetter uns munderbar begünstigte, so war auch der Fremdenandrang an diesem Abend noch auf das Allerhöchste gestiegen. In den Gasthäusern waren die Speisezimmer zu Schlafstellen umgewandelt, die ganze Gesellschaften auf einmal faßten, und mancher verwöhnte Gast mußte sich auf einem Heuboden behelfen. Diese Unbequemlichkeit schien übrigens die allgemeine Feststimmung nur erhöht zu haben; die gute Laune lag förmlich in der Luft, vor allen Hausthüren standen Gruppen plaudernder lachender Menschen, aus einigen Fenstern, die offen standen, tönte Gesang und lustige „Schnadhüpfln", von ungewohnten Kehlen angestimmt. Die Kühle der deutschen Sommernacht legte sich wohlig um meine von der südlichen Sonne verbrannten Wangen, die bekannten Bergphysiognomien sahen wie stille nächtliche Niesen herüber und erweckten in meiner Seele das friedliche Gefühl, wieder einmal daheim zu sein. Sofort gesellte sich zu dieser wohlthätigen Empfindung als etwas Nothmendiges der Gedanke an Konrad und Helene, und plötzlich mußte

ich zu mir selber sage».- Wie, wenn ich die Beiden hier fände! Kaum hatte mich dieser Gedanke berührt, als ich schon im Wehen der Nachtluft ihre Nähe zu fühlen glaubte, und ich genoß in» Voraus die Freude der Ueberraschung, wenn morgen unter dem ganzen Schwann fremder gleichgültiger Menschen die beiden Gesichter auftauchen würden. Aber vor Allem mußte ich nun an eine Unterkunft denken, und nachdem ich schon von allen Gasthöfen abgewiesen worden war und vergeblich an jede Thüre im Ott geklopft hatte, wandte ich mich einem kleinen, abseits liegenden Bauernhaus zu, wo ich allein noch hoffte eine Nachtherberge zu finden. Der Besitzer kam mir in Hemdärmeln entgegen und theilte mir zu meiner Freude mit, daß bei ihm eine bescheidenes Nachtlager zu haben sei, aber meine Befriedigung sank um ein Beträchtliches, als ich hörte, daß ich mein Zimmer auf die Nacht mit einem Herrn aus München zu theilen habe, der denselben Abend angekommen und schon zur Nuhe gegangen sei.
Ich fügte mich in Geduld, denn ich war von meinen italienischen Wanderungen her an Schlimmeres gewöhnt. Der Bauer leuchtete mir die Treppe hinauf und führte mich auf den Zehenspitzen in das Schlafzimmer.
Ich sah eine geräumige Stube vor mir, die der Länge nach durch einen Vorhang in zwei Hälften" zerschnitten war; obenan, der Thüre gegenüber, stand mein Bett; der Schlaftamerad auf der andern Seite schien schon im Schlumnler zu liegen, denn er regte sich nicht.
Mein Wirth zog sich mit einem leisen Gutenacht zurück; ich stellte mein Licht hinter einen Schirm auf das kleine Tischchen und wollte mich eben möglichst geräuschlos zur Nuhe begeben, als sich nebenan hinter dem Vorhang eine Stimme vernehmen ließ:
„Herr Nachbar, Sie brauchen sich nicht so still zu verhalten, ich schlafe noch nicht."
Der Ton dieser Worte traf mich wie ein elektrischer Schlag, daß ich in die Höhe fuhr und mit deni Schrei „Konrad!" auf den Vorhang zustürzte; aber indem ich rasch die Falten auseinander schieben wollte, gab der nur leicht an zwei Nägeln aufgehängte Stoff nach, fank schwer herunter und bedeckte mich. Ich wehrte mich wie Agamemnon in dem Faltennetz, als eine Hand mir zu Hilfe kam, zwei Arme mich liebreich hervorzogen, und mit lautein Jubel lag Konrad an meinein Halse. Er war es wirklich, aber ihn hatte das unvermuthete Wiedersehen weit mehr überrascht als mich, so daß es lange dauerte, bis ich ein vernünftiges Wort aus ihm herausbrachte.
Als es ihm endlich klar wurde, daß ich keine nächtliche Spukgestalt war, sondern leibhaftig in Fleisch und Bein vor ihm stand, hatte ich so viele Fragen zu beantworten, so viele Anklagen zu entkräften, daß ich lange nicht dazu kam, nach seinen eigenen Schicksalen zu forschen. Er hatte sich unter» dessen nothdürftig angekleidet; wir schoben den herabgesunkenen Vorhang, der

wie ein gefallener Riese den ganzen Boden bedeckte, mit den Füßen auf die Seite und setzten uns dann beide auf meine noch ungebrauchte Lagerstatt. Ich mar stolz darauf, daß sich die Nähe des Freundes gleichsam von selbst meiner Seele mitgetheilt hatte, nur wunderte ich mich, ihn in so junggesellenhafter Einsamkeit zu finden, und meine erste Frage galt seiner Frau.

Sein Gesicht verdüsterte sich, er sah mich befremdet an.

„Ich bin nicht verheirathet," sagte er halb vorwurfsvoll, in einem Ton, als verstehe sich das von selbst.

„Nicht?" sagte ich bestürzt, „und Helene?" — Aber ich stockte, denn in seinem plötzlich entfärbteil Gesicht las ich die Trauerbotschaft, daß ich laut ausrufen mußte: „Ist es möglich? Helene todt?" —

Konrad nickte. „Also hast Du ineinen Brief nicht erhalten!" sagte er, und ich erfuhr nun, was er mir schon vor mehr als sechs Monaten in einem langen Schreiben nach Italien mitgetheilt hatte, daß das schöne Mädchen im letzten Jahr mehrfach gekränkelt habe und plötzlich einige Wochen vor der Hochzeit von einer rasch zehrenden Lungenschwindsucht ergriffen worden sei, die sie in weniger als einem Monat dahinraffte.

Helene todt! Ich konnte es kaum fassen. Das war nun mein eben noch gerühmtes Ahnungsvermögen, das mir ihre liebliche Gegenwart vortäuschte, als sie schon seit sieben Monaten im Grabe moderte. Wo waren nun all die schönen Träume von der Ewigkeit eines beglückenden Verkehrs? Es ward mir zu Muth, als sei plötzlich in mein Dasein eine ungeheure Lücke gerissen worden.

Ich hatte wenig Sinn mehr für das, was er erzählte: wie er, nachdem er sie bis zum letzten Athemzug gepflegt und ihr die Augen zugedrückt hatte, nach München übergesiedelt war, um seine Docentenlaufbahn zu beginnen, und sich nebenbei eine nicht zahlreiche, aber auserlesene Clientel in den höheren Gesellschaftskreisen zu erwerben.

Während er sprach und seine klangreiche Stimme zum Flüstern herabdämpfte, dachte ich nur an Helene. Ich wunderte mich, ihn nach dem ungeheuren Verlust, der ihn verwaist und verarmt zurückließ, so gefaßt zu finden. Zwar sagte er mir, er habe nun der Liebe entsagt und wolle sich ganz der Wissenschaft widmen; doch hätte ich begriffen, daß der Tod eines so seltenen Wesens selbst einen festeren Mann völlig zu Boden gebeugt hätte. Später, als ich gelegentlich mit einem Verwandten Helenens zusammentraf, erfuhr ich etwas, das sich seltsamerweise meiner Beobachtung entzogen hatte, als wir noch zusammen lebten: Konrad hatte sich nicht aus eigener Wahl mit Helenen verlobt, sondern war durch des Mädchens stille Neigung zuerst angezogen und dann durch das Entgegenkommen der Eltern, welche glauben mochten, ein gewisser Stolz der Armuth halte ihn ab, sich der schönen, vielumworbenen Erbin zu nähern, zu dem Schritt gedrängt worden. Helene aber habe später mit dem Scharfblick der Liebe er-

kannt, daß ihr Gefühl nicht mit der gleichen Stärke erwidert wurde, und da sie doch nicht von ihm lassen konnte, sei durch die stillen Kämpfe und das heimliche Seelenleiden ihre ohnehin zarte Gesundheit an der Wurzel angefressen morden. Konrad hatte von dem Allem nie etwas bemerkt und er sah seine Braut sterben ohne zu ahnen, daß er selbst die Ursache ihres raschen Hinmelkens war. Unergründliches Räthsel der Menschenbrust! Von den Vielen, die ihn gefesselt hatten, die Einzige, die es werth mar, — und sie gerade von ihm am wenigsten geliebt!

An jenem Abend nun ahnte ich allerdings noch nichts von der rührenden Passionsgeschichte, die sich in der Stille unverstanden und unbeklagt abgespielt hatte, aber ich ward mir doch bewußt, daß ich Helenen mehr geliebt hatte. Zum ersten Mal stieg eine Art Mißmuth gegen den Freund in mir auf: ich war zurückgestanden, um sein Glück nicht zu hindern, ein Glück, das er doch nicht in vollem Umfang zu schätzen mußte, denn nun schien mir, als müsse selbst die Erinnerung an eine Liebe wie die Helenens auf ewig ein unveräußerlicher Besitz für ein MSnnerherz sein.

Während mir noch in unsere Erinnerungen vertieft waren, hallten eilige Schritte die Straße herauf, und gleich darauf wurde heftig an die Thürs gepocht. Es war ein Kellner aus dem Gasthof zur „Post", der die Meldung brachte, der Herr Baron möchte doch augenblicklich hinüberkommen, die Frau Gräsin habe wieder ihren Anfall, das ganze Haus sei in Alarm, und der Herr Graf lasse tausendmal um Verzeihung bitten, wenn er des Herrn Barons Schlummer störe, aber er wisse sich nicht zu helfen.

Konrad stieß irgend ein Kraftwort aus, was bei ihm ziemlich ungewöhnlich mar, und sagte dann verdrießlich:

„Eine nervöse, halbverrückte Russin. Das ist nun schon zum zweiten Mal heute Abend."

Aber er vollendete doch rasch seinen Anzug und folgte deni Kellner, indem er mich allein meinen Betrachtungen überließ.

Ich überhörte seine Zurückkunft, da ich gegen Morgen in einen tiefen Schlaf siel und erst erwachte, als mir die Sonne breit und behäbig, wie das Gesicht einer dicken lustigen Wirthin, in das Bett schien.

Mein erster Blick siel auf Konrad, der sich völlig angekleidet meinem Bett näherte und mir eine Tasse Thee nebst einer Schale mit feingeschnittenen Citronenscheibchen präsentirte.

Ich rieb mir die Augen, um mich zu überzeugen, ob ich nicht durch den Traumgott wieder in die kleine Universitätsstadt zu meinem lieben „Stubenburschen" versetzt sei, so fremd und doch wohlbekannt berührte mich meine Lage.

Auf dem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und in die Mitte des Zimmers gerückt mar, sang und dampfte Konrads silberner Samovar, sein unzertrennlicher Begleiter, das Geschenk seiner Mutter, das alte trauliche Möbel, das während unserer Studienzeit in den? gemeinsamen Haushalt

die oberste Rolle gespielt hatte. Daneben standen Tassen, ein Körbchen frischer Semmeln, eine Rahmkanne, eine Butter- und eine Honigschale, Alles schön geordnet wie durch eine weibliche Hand, und auch ein Strauß Gebirgsblumen, in ein Wasserglas gestellt, fehlte der Tafel nicht.

Als ich in sein lächelndes, molkenloses Gesicht blickte, wichen alle die unfreundlichen Gedanken, die ich die Nacht über beherbergt hatte, wie Wolken vor der Sonne und ich drängte den Namen Helenens, der mir schon auf den Lippen schwebte, zurück, um die Heiterkeit des Freundes nicht zu trüben.

„Guten Morgen, Alter," sagte ich, indem ich die Tasse und die Citronenscheibchen aus seiner Hand nahm, denn er hatte mich lang schon daran gewöhnt, nach russischer Weise den Thee zu trinken. „Du bist spät nach Hause gekommen. Was macht denn die Nachtwandlerin?"

„Ach," seufzte er mit einer wie mir schien nicht ganz aufrichtigen Bekümmerniß. „Gott mag wissen, wie sie es ausgefunden haben, daß ich hier bin, da habe ich mir eine arge Ruthe gebunden. Diese Russinnen!" fügte er nach einer Pause hinzu, indem er sich selbst mit seiner Tasse an mein Bett setzte. „Sollte man es glauben, daß es nur zum Theile ihr Unwohlsein ist, weshalb sie mich rufen läßt, und zum weitaus größeren Theil Neugierde! Denke Dir, sie kannte meine Familie von früher her und wollte nun gern wissen, wie der ei-äsvant Edelmann sich in einem bürgerlichen Beruf ausnehme. Uebrigens ihre Nerven sind sehr herunter, so daß sie nur halb Komödie zu spielen braucht. Ich werde auf eine ernstliche Kur dringen müssen."

In diesem Augenblick schlug die Glocke, Konrad sah rasch auf meine Uhr, die auf dem Tischchen neben dem Bett lag, und rief erschrocken: „Was, schon so spät! Steh auf, steh auf, Bärenhäuter, wir versäumen sonst den Anfang des Festes."

Er zog mich unter Lachen aus dem Bett, reichte mir selbst die nöthigen Toilettengegenstände und lies geschäftig nach der Thür, um meine frischgewichsten Stiefel herein zu holen.

Ich ließ wie iin Traume Alles mit mir geschehen und wunderte mich nur immer, ob das der Mann sei, den ein unersetzlicher Verlust bis ins Mark des Lebens getroffen hatte! Endlich aber wunderte ich mich auch gar nicht mehr, sondern nahm seinen Arm und wanderte mit ihm in der frischen Morgenluft nach dem Ober-Ammergau hinüber.

Während der Vorstellung faßte mich Konrad plötzlich am Arm und deutete auf einen Sitz in der bedeckten Loge, indem er flüsterte: „Sieh, sieh, dort sitzt sie neben ihrem Mann."

„Wer?" sagte ich verwunden, „wer sitzt dort?" denn ich dachte nicht mehr an sein nächtliches Abenteuer.

„Nun, meine Russin von heute Nacht, die Dame aus der „Post" in Partenkirchen. ' Sieh sie Dir an, sie ist hübsch."

Ich sah eine wie es schien wohlgebaute, aber kleine Dame mit bizarrem, doch nicht ungefälligem Kopfputz, die ihr Gesicht so gewandt hatte, daß ich kaum ein Viertel des Profils nebst Ohr erblicken konnte, und da ich mich durchaus nicht für sie interefsirte, wandte ich meine Aufmerksamkeit sofort wieder dem Schauspiel zu.
Am anderen Morgen legte ich dem Freund die ernstliche Frage vor, was wir nun anzufangen gedächten; ich rieth zu einer Fußtour ins Gebirge von einigen Tagen oder auch Wochen, vorausgesetzt, daß er sich jetzt schon Vacanz machen könne, denn sein Seinester war noch nicht zu Ende, und er hatte sich nur mit der Absicht, zwei, drei Tage fort zu bleiben, von München entfernt.
Er war etwas betreten bei meinem Vorschlag, brachte diesen und jenen Einwand hervor und bekannte am Ende gerade heraus, er könne sich zwar ganz wohl im Voraus Vacanz nehmen, da er doch nur noch wenige Vorlesungen zu halten hätte, aber er habe der „Russin" versprechen müssen, in Partenkirchen zu bleiben und eine gründliche Kur mit ihren Nerven vorzunehmen. Freilich sei es bei einer so verwöhnten Dame schwer, eine eingreifende Veränderung durchzusetzen und noch dazu unter den Augen eines so nachgiebigen Gemahls. Uebrigens, fügte er hinzu, habe er das Versprechen nur gegeben unter der Bedingung, daß ich einwillige, noch einige Zeit in Partenkirchen zu bleiben, denn er habe der Patientin rundweg erklärt, daß er in allen seinen Entschließungen für die nächste Zeit nur von mir abhängig sei.
Er sprach sehr rasch, ohne mich dabei anzusehen, und ich bemerkte, daß er sich ein wenig im Reden verwirrte.
Ich sah, daß er sich ungern losgerissen hätte, was blieb mir also anderes übrig, als Ja zu sagen? Partenkirchen war, abgesehen von der augenblicklichen Fremdenüberschwemmung, kein übler Aufenthalt; am Nachmittag kamen auch meine Innsbrucker Neisegenossen herüber, die sich gleichfalls entschlossen noch eine Woche dazubleiben, ich hatte also für die Stunden, die Konrad seiner Russin widmete, Unterhaltung vollauf in Aussicht. Er schien dies auch zu denken, denn in den nächsten Tagen zog sich die Zeit, die er bei ihr zubrachte, immer mehr in die Länge. Ich holte daher mein Skizzenbuch hervor und unternahm lange einsame Wanderungen in da,« Gebirge, von denen ich stets mit so reicher Ausbeute zurückkam, daß ich mich immer williger in meinen Zwangsaufenthalt fügte. Auf einem dieser Spaziergänge, als ich auf einer steilen Anhöhe im Grase saß und zeichnete, sah ich von weiten, Konrad und seine Dame. Sie waren allein; er schleppte sie mit einiger Mühe den Hügel empor, sie hing mit nachlässiger Grazie an seinem Arm und trotz der affectirten Müdigkeit schwatzte und lachte sie laut, denn der tiefe metallreiche Ton ihrer Stimme mit den slavischen Accenten drang bis zu mir herauf. Ich betrachtete sie mir jetzt genauer, die Gestalt war schlank und geschmeidig, die ganze Erscheinung von tadel-

loser Eleganz; in den Bewegungen siel mir etwas Katzenhaftes auf, das zwar nicht ohne Reiz war, mich aber doch nicht angenehm berührte. Das Gesicht kam mir ganz unbedeutend vor: ein kleines etwas dickes Stumpfnäschen, runde Kinderaugen, die mir aus der Entfernung nicht viel Ausdruck zu haben schienen, nur die stark geschwellten, sehr beweglichen Lippen verliehen dem sonst ziemlich gewöhnlichen Kopf etwas Pikantes. Auch war der Teint von unglaublicher Frische, Weiße und Zartheit und miederlegte siegreich das Äossini'sche Wort von der Iuchtenhaut russischer Damen. Da ich den« Paar nicht begegnen mochte, legte ich mein Gerathe zusammen und entfernte mich still.

Am selben Abend machte ich an Konrad eine seltsame Bemerkung: es kam mir vor, als spreche er seit Kurzem mit einem slavischen Accent. Das berührte mich um so fremdartiger, als ich mich wohl erinnerte, mit welch eifersüchtigem Stolz er sonst sein Deutschthum hütete und sich bei jeder Gelegenheit seines reinen germanischen Blutes rühmte. Nachdem ihm mehrmals die ungewöhnlichsten Sprachwendungen und selbst falsche Satzbildungen entschlüpft, waren, auf denen er mit Vorliebe zu weilen schien, konnte ich es nicht mehr ruhig anhören und machte ihn mit etwas scharfen Worten auf diefe Sonderbarkeit aufmerksam. Er erröthete ein wenig, verbesserte sich aber rasch und sprach von da an wieder das reine und geradezu musterhafte Deutsch, das ich von jeher so sehr an ihm bewundert hatte.

Am anderen Tag, als er sich anschickte, seinen Krankenbesuch zu machen, blieb er einen Augenblick etwas unschlüssig stehen und sagte mit unsicherem Ton:

,,Nillft Du nicht mitkommen? Man hat schon von Dir gehört; ich habe Befehl Dich vorzustellen."

Ich dankte unter dem Vorwand, daß ich eine gestern angefangene Studie nach der Natur, zu vollenden gedächte, und meine Weigerung kam ihm offenbar gar nicht unerwünscht.

Bei seiner Zurückkunft zeigte er sich sehr mittheilsam, es war ihm augenscheinlich ein Bedürfniß, von ihr zu sprechen, er verbreitete sich ausführlich über die Natur ihres Leidens, das mehr dem Seelenleben entfpringe, beklagte sie, daß ihr Schicksal sie an einen Mann geschmiedet habe, der dieses schmiegsame und empfängliche Naturkind nicht mit fester Hand zu lenken misse: er sei überzeugt, wenn der Gemahl ihrem überquellenden Naturell Schranken anzulegen wüßte, so wären sie beide glücklicher.

Er achtete garnicht auf meine kühle Haltung, sondern spann an seinen, Gedankengang fort.

„Die Russin," philosophirte er weiter, „ist doch die vollendetste Vertreterin jener wundersamen, nie genug erforschten Species, ,Weil/ genannt. Alle Fehler, Schwächen, ja Laster, aber auch alle Reize dieses Geschlechts sind in ihr vereinigt und führen zusammen eine pudelnärrische Wirtschaft. Nirgends ein Zusammenhang und doch das Widersprechendste

so selbstverständlich. Die Russin ist heute im Stande, ihren Mann zu verrathen, und morgen, sich für ihn nach Sibirien schicken zu lassen. Sie ist unberechenbar wie der Gott des Zufalls selbst, daher ihr unergründlicher Zauber."

Es schnitt mir ins Herz, den Mann, der Helenens Liebe besessen hatte, so reden zu hören, daher wandte ich mich ab ohne ihm zu antworten.

Nach diesem Ausbruch der Vertraulichkeit wurde Konrad wieder gan> zurückhaltend, er erwähnte seine Russin garnichl mehr, oder wenn er es nicht umgehen konnte, nannte er sie förmlich, bei allen ihren Namen und Titeln. Er zeigte sich überhaupt von da an immer wortkarger oder siel, wenn man ihm seine Schweigsamkeit vorhielt, in eine erzwungene Gesprächigkeit, die mich noch unbehaglicher berührte. Zuweilen stand er am helllichten Tage in den tiefsten Träumereien da, sah bei Tische, statt zu essen, starr auf den Teller, als fei er ein Zauberkessel, worin er die künftigen Geschicke lesen könne; kurz die bekannten Symptome.

Was wollte ich machen? Ich mußte dem Uebel freien Lauf lassen und stellte mich, als merke ich nichts, denn ich wußte aus Erfahrung, daß dieser sanfte und in der Form so nachgiebige Mensch durch jeden Widerspruch zum Eigensinn gereizt wurde. Doch that ich, was ich konnte, um zerstreuend und ablenkend auf sein Gemüth zu wirken. Ich selber ging beständig in einem stillen Ingrimm umher — denn ohne die Dame zu kennen, war ich mit meinem Urtheil fertig über ein Wesen, das mit den, brutalen Rechte der Lebendigen Helenens Bild verdrängte und sie am Ende ganz und gar aus dem Herzen vertrieb, das ihr noch ein Fortbestehen in der Erinnerung schuldete. Freilich für diesen Träumer und Idealisten war jedes Weib, was seine Phantasie aus ihr machte.

Doch war ich weit entfernt, die Sache für gefährlich zu halten.

Aber lang konnte er doch nicht mit einem Geheimniß auf der Seele um mich herumgehen. Ich fah ihm an, wie es eine Zeitlang in ihm kämpfte.

„Ich habe sie ganz verkannt," begann er eines Tages leise, „sie ist so ganz anders, als ich anfangs dachte, voll Gemüth, voll Hingabe, mit einein freien, starken Sinn, so ganz Natur. Der Mann ist es, der sie nicht zur Entfaltung kommen läßt; nur vor Fremden stellt er sich aufmerksam, unter vier Augen behandelt er sie roh und rücksichtslos, ein Stockrusse, ohne europäische Cultur."

Ich war sehr erstaunt, daß derselbe Mann, dessen übermäßige Nachgiebigkeit noch vor Kurzem gerügt worden war, nun auf einmal ein Despot fein sollte. Er war mir zuweilen auf meinen einsamen Spaziergängen begegnet, auch er allein, eine Cigarre rauchend, ein breites gutmiithiges Nussengesicht — entweder ich hatte mich nie auf Phnsiogomieeu verstanden, oder Züge wie diese konnten keine Tnrannsnseele bergen.

In derselben Nacht — ich erinnere mich wieder so deutlich, als lägen

nur Stunden dazivischiM — ermachte ich plötzlich aus einem ganz festen, iraumlosen Schlaf an einem seltsamen, langgezogenen, halb klagenden, halb zärtlichen Ton wie der Klang einer Aeolsharfe.
,Katja — Katja — Katja —" klang es in meinen Ohren mit schmelzendem, schmeichelndem und vorwurfsvollem Ton.
Ich fuhr in die Höhe, die unsinnigsten Gedanken gingen mir durch das schlummerbefangene Hirn. Schwaches Mondlicht floß zu dem halbgeöffneten Fenster herein, daß ich Konrads Gestalt erkennen konnte, der aufgerichtet auf seinem Bette saß.
Ich stand rasch auf, zündete ein Licht an und setzte mich auf einen Stuhl an sein Lager.
„Höre," sagte ich, „es ist endlich Zeit, daß wir ein vernünftiges Wort mit einander reden."
Konrad achtete nicht auf mich, er träumte mit weit offenen, glänzenden Augen vor sich hin und fügte, wie wenn er mit sich selber spräche: „Sie ist sehr gebildet, sie liest den Plato."
Nun sah ich genau, daß es nicht mehr der flüchtige Reiz einer originellen Bekanntschaft war: der arme Junge saß fest in dem Leim.
„Ist sie Dir denn gar so theuer?" fragte ich.
Nun sah er mich mit einem tiefen Blick an und sagte, indem er über das ganze Gesicht erröthete:
„Ich bin ihr eigen mit Leib und Seele!"
Dann, als schäme er sich dieses Geständnisses, verbarg er mädchenhaft seinen Kopf in den Kissen.
Ich löschte wie ein Philosoph mein Licht aus, denn ich sah, daß mein „vernünftiges Wort" nur taube Ohren gefunden hätte und legte mich seufzend zu Bett.
Der Noman spann sich noch eine Weile so fort, ich erinnere mich nicht mehr genau, mit welchen Einzelheiten. Ob Konrads zartfühlende Natur unter dem Zwang des Unrechts und der Lüge Höllenqualen litt, oder ob die Leidenschaft ihn gegen jede andere Stimme taub machte, weiß ich nicht. Ich glaube aber, daß er sich an das Märchen von ihrer Unterdrückung anklammerte, um sich nicht selbst zu verachten.
Auch die Dame sah ich noch mehrere Male an Konrads Arm und mein Eindruck blieb immer derselbe. Es siel mir auf, daß Alle, die nur je ein Wort mit ihr gewechselt hatten, sie die schöne Russin nannten, während ich für meinen Theil nicht begreifen konnte, wie sie zu diesem Beiwort kam.
Ich hielt mich als stiller Beobachter ganz abseits, drang aber unablässig in Konrad, um die baldige Lösung eines Verhältnisses anzubahnen, in dem ich nichts als Heuchelei und inneren Zwiespalt für ihn sah. Er versprach mir auch mehrmals, sich von ihr loszureißen, da sie sich, wie er

sagte, doch nicht zu einem entscheidenden Schritt entschließen könne, aber sein Vorsatz scheiterte stets an ihrem Widerstand.

Einmal hatte ich ihn so weit gebracht, daß er dem Grafen riech, seine Frau nunmehr an einen anderen Ort zu führen; aber ein paar Stunden darauf sagte er mir:

„Ich bin auf eine elementare Naturgewalt gestoßen, die sich meinem Entschluß entgegensetzte. Als sie mich unerschütterlich sah, siel sie zu Boden, leblos, Schaum vor dem Munde. Einen Stein hätte es erbannt, wie nicht mich? Selbst ihr Mann, der russische Bär, wurde geschmeidig und versprach, sich in allen Stücken ihren Wünschen zu fügen. Und. Oskar, lieber Oskar, verachte mich nicht, wir bleiben!"

Da geschah etwas Unerwartetes, aber durchaus Folgerichtiges. Eines schönen Tages erhielt Konrad ein versiegeltes Couvert mit einer beträchtlichen Geldsumme und einein kurzen französischen Billet, worin der Gras für die feiner Frau geleisteten ärztlichen Dienste verbindlich dankte und seine bevorstehende Abreise anzeigte, da Geschäfte seine und der Gräsin schleunigste Rückkehr nach Rußland forderten.

Ich war dabei, als das Briefchen ankam, und ich sah, wie beim Anblick des Geldes sich eine dunkle Gluth über Konrads Schläfen ergoß. Seine erste Bewegung war, die Sendung vor mir zu verbergen; dann warf er sie auf den Tisch, als habe sie ihm die Finger verbrannt. Rüthe und Blässe jagten sich auf seinem Gesicht, er zitterte an allen Gliedern und hatte Thränen in den Augen.

Ich schwieg und sah ihn lange durchdringend an, ohne ein Wort zu reden. Er ertrug ineine Blicke nicht, sondern barg den Kopf in beide Hände und stöhnte tief, als ob er körperliche Schmerzen litte. Wer plötzlich sprang er auf, griff nach feinem Hut und stürzte ohne eine Erklärung hinaus. Ich konnte mir wohl denken, wohin er ging.

Als er wiederkam, war er zwar äußerlich ruhig, aber sein bleiches Gesicht, sein unsteter Blick und ein nervöses Zucken um den Mund verriethen die glühende Beschämung und den Zwiespalt seines Innern.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie die Gräsin die Sache ansehe.

„Sie?" sagte er unmuthig, „was versteht sie davon? Sie ist ein Kind — sie lachte — sie konnte lachen, sie fand es spaßhaft; und dann besteht sie darauf, daß ich ihr nachreisen müsse."

Ich sagte nichts, um den Gedanken, der sich Bahn brechen wollte, nicht durch Uebereilung zurückzudrängen. Es wühlte noch eine Zeitlang in ihm, dann warf er sich plötzlich an meine Brust:

„Oskar, rette mich, ich will Dir's ewig danken! Ich ertrag's nicht länger, ich gehe zu Grund, ich bin nicht für solche Kämpfe geschaffen!"

Ich begriff nun wohl, wie viel er schon gelitten hatte.

„Willst Du niir die Anordnungen überlassen?" fragte ich.
Er nickte.
„Gut," sagte ich, „so laß uns gleich den Anfang machen. Zuvörderst das Geld nimmst Du an; es ist peinlich, aber das soll Deine Buße sein."
„Dazu war ich ohnehin schon entschlossen," antwortete er gedrückt.
„So nimm eine Visitenkarte, stecke sie in ein Couvert, adressire an den Grafen und fort damit! Dann gehe zum Pfarrer von Partenkirchen — er soll ein zuverlässiger Mann sein — und übergieb ihm das Geld für die Ortsarmen, damit Du in Deinen eigenen Augen wieder ehrlich wirst. Und alles Weitere soll meine Sorge sein; in ein paar Stunden bist Du in Sicherheit. Unterdessen schreibe ein Brieflein an Deine Dame, das ich besorgen werde, aber mach's kurz und erweiche Dich nicht!"
Konrad fügte sich in Allem, und der Abend fand uns fchon unterwegs nach Kochel. Beim Ginsteigen in das Gefährt, das ich in Eile aufgetrieben, hatte er Thränen in den Augen, aber je weiter mir uns aus der gefährlichen Nähe entfernten, desto mehr schien sich der Bann zu lockern, der ihn umstrickt hielt. Er wurde allmählich mittheilsam, worin ich ein sehr gutes Zeichen sah, und schließlich bekannte er mir, daß ihn ein dauerndes Zusammenleben mit „ihr" sehr elend machen würde, da es ihrer Empsindungsweise ganz an jenen Schattirungen mangle, die ihm zur Harmonie so nöthig seien.
Als wir in der Frühe des anderen Morgens, von einem Führer begleitet, die schroffe Nenedictenwand erstiegen, gingen ihm schon die Augen auf für die Schönheit der Natur. Dieser Tag, den ich mit ihm in der großartigen Gebirgseinsamkeit verlebte, war einer der genußreichsten meines Lebens. Seine sonnige Geisteswelt brach endlich durch den Nebel, der ihn bisher umfangen gehalten, sein Gemüth öffnete sich mir wieder und die leise Wehmuth, die noch auf ihm lag, machte ihn nur liebenswürdiger. Er entschädigte mich an diesem einen Tag für alle Geduldsproben, die er mir während unseres vierzehntägigen Zusammenseins auferlegt hatte. Von der Russin sprach er gar nicht mehr, als sei das nun abgethan und in seinem Leben ein neuer Abschnitt eröffnet, der wieder einem männlichen Streben gewidmet sein sollte. Ich erkannte nun erst, wie sich in den Jahren unserer Trennung sein geistiger Horizont erweitert hatte, trotz der scheinbaren Enge, in welcher sein Dasein hinfloß; und dabei hatte er sich die ungetrübte Jugendlichkeit der Phantasie und den hoffnungsreichen Idealismus bewahrt, mit denen er mir wieder den Staub der großen Heerstraßen des Lebens wie in einem elftischenden Bad von der Seele spülte.
Während wir oben im Gebirge Rast hielten und uns erquickten, theilte er mir einen Plan mit, der seine Gedanken seit lange beschäftigte. Ein Fall in feiner ärztlichen Praris hatte ihn veranlaßt, sich näher mit

der Wirkung des Schlangengiftes auf den thieiischen Organismus, besonders auf die Herzthätigteit zu befassen, aber der Mangel an Material erlaubte ihm nicht, feine Forfchungen in umfassenderem Matze zu betreiben.

Meine Reise in die Tropen bot mir nun ausgiebige Gelegenheit, seine Wünsche zu befriedigen, und mit Freuden sagte ich ihm meine Unterstützung zu. Mit sinkender Nacht brachte ich ihn wieder nach Kochel hinunter mit dem Stolz des Doctors, der einen Schwerkranken dem Tod entrissen hat.

Aber ach, der Mann denkt und das Weib lenkt! Als wir am nächsten Vormittag in der Umgebung von Kochel umherschwarmten — wir erwarteten eben den Postwagen, der uns auf die Bahnlinie des Starnbergersees bringen sollte — kam ein Fuhrwerk in raschem Trab in der Richtung vom Ammergau her in geringer Entfernung an uns vorüber: zwei weibliche Gestalten saßen darin. Eine von ihnen beugte sich heraus und ließ heftig ein weißes Tüchlein flattern; Konrad wurde roth und bleich, feine Augen füllten sich und traten fast aus ihren Höhlen, so inbrünstig starrte er dem Wagen nach, der eben um die Biegung sauste.

Aber plötzlich verstummte das Nädergerassel, woraus ich schloß, baß das Fuhrwerk stillhalte und der Feind unmittelbar zum Angriff vorrücke.

Ich faßte Konrads Arm und flüsterte ihm rasch zu: „Komm, sei ein Mann, du darfst sie nicht wiedersehen" — aber er hörte mich nicht, sein ganzes Wahrnehmungsvermögen war in die Augen gefahren, mit denen er der verschwundenen Erscheinung nachblickte, und als er meine Berührung fühlte, riß er sich mit einem heftigen Ruck los und rannte schnellfüßig wie ein angefchossener Hirsch in der Richtung des Wagens von dannen.

Vor zorniger Ueberraschung lachte ich laut auf, aber ich fah, daß ich mein Spiel verloren hatte. Ich setzte mich in bitterem Ingrimm auf einen Stein, um des Freundes Rückkehr abzuwarten, und überließ mich meinen mihmuthigen Netrachtungen.

„Alfo das ist ein Mann!" sagte ich zornig zu mir selbst. „Ein hübsches Gesicht fährt auf der Landstraße vorüber — nun gute Nacht Freundschaft, Vernunft und jeder männliche Vorsatz! — man rennt im Straßenstaub schweißtriefend mit lechzender Zunge wie ein Hund hinter deni Wagen her. — Ich möchte wirklich wissen, welcher Tpottvogel uns den Namen des starken Geschlechts aufgetrieben hat."

Eine gute halbe Stunde verging, ehe Konrad gedrückt und befangen wieder vor mir erfchien. Ich konnte ihm wohl ansehen, daß ihn das unerwartete Wiederfinden trotz der neuerwachten Leidenschaft nicht beglückte: aber er hatte nicht mehr die Kraft, die Bande abzufchütteln.

„Sie reist allein," sagte er, „der Graf ist fchon voraus, Petersburg zu. Ich kann sie nicht allein lassen; sie ist so schwach und Hülflos, hülftos wie ein Kind! Was sollte aus ihr werden? Ich muß sie zum mindesten bis nach Dresden begleiten."

„Nun, bei Gott," sagte ich, „wenn sie in der kurzen Zeit das alles fertig gebracht hat — ihren Strohmann abzuschütteln, ihn mit Schnellpost nach Rußland zu befördern und ihr entlaufenes Wild wieder anzufangen, fo ist sie kein schwaches Kind, sondern stärker als zehn Männer Deines Schlages."

Er ließ geduldig Alles über sich ergehen und seufzte nur:

„Ach, was soll ich thun? Was bleibt mir denn Anderes übrig?"

„Dich losreißen!" rief ich mit aufkeimender Hoffnung und faßte ihn an beiden Schultern. „Dich losreihen, mit mir gehen, dahin, wo der Weg der Pflicht, der Ehre, der Vernunft ist."

„Mich losreißen? Ach, sie läßt mich ja nicht," seufzte er hoffnungslos. „Du kennst die Russinnen nicht — sie wäre im Stande, sich unter die Räder meines Wagens zu werfen."

Ich gerieth in einen heftigen, fassungslosen Zorn, als ich ihn so taub für jede Stimme der Vernunft fah, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die er ergeben hinnahm; aber die Thronen standen ihm dabei in den Augen.

Endlich faßte er schüchtern meine Hand und sagte:

„Es sind noch zwei leere Plätze im Wagen; wir können ganz gut alle zusammen fahren."

„Ich danke Dir," sagte ich ironisch. „Ich habe keine Handschellen, um Dich zu binden. Aber ich will Dir wenigstens nicht als Dein Sancho Pansa den Spieß nachtragen."

Ich drehte ihm den Rücken und wollte ihn so im Unmuth verlassen. Aber er kam mir nach, warf sich an meine Brust und bat mich tausendmal um Verzeihung.

Ich habe in allem Recht, gab er zu; ich sei noch zu glimpflich gegen ihn, er gebe sich selbst im Innern viel härtere Namen — aber er sei seiner selbst nicht mehr mächtig.

Als ich ihn so unglücklich sah, that er mir doch wieder leid, und ich versöhnte mich noch mit ihm, ehe wir schieden. Allein in Bezug auf das Zusammenreisen blieb ich unerbittlich. Ich mochte nicht einmal mehr denselben Weg verfolgen, sondern wandte mich, als wir uns zum letzten Male umarmt hatten, wieder dem Gebirge zu und erreichte auf allerlei Umwegen eine Zweigbahn, die mich nach Rosenheim führte.

Von dort fuhr ich nach Wien, dem Sammelplatz meiner Neisegenossen. Aber auf dem ganzen Weg dachte ich nicht an die Expedition, sondern nur an Konrad. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich fo fchnell besiegt gegeben, statt den tollen Streich im Nothfall mit Gewalt zu verhindern.

Doch was hätte es genützt? Man kann ja freilich auch das Wasser durch Kunst den Berg hinauf treiben, aber sobald es frei wird, folgt es

doch seiner Natur und fließt wieder abwärts. Gegen einen Verliebten kämpfen, heißt es mit einem Naturgesetz aufnehmen wollen.
Von meinem Aufenthalt in den Tropen habe ich Ihnen schon so viel erzählt, daß ich diesen Zeitpunkt hier überspringen kann, um so mehr, als ich während meiner fast dreijährigen Abwesenheit nur selten Nachricht von Konrad erhielt und von seinen inneren Schicksalen so viel wie nichts erfuhr. Ich schrieb ihm zwar zu Anfang ziemlich regelmäßig, aber seine Antworten trafen mich meist nicht mehr an Ort und Stelle, wurden mir dann von Etappe zu Etappe nachgeschickt und gingen häufig dabei verloren. Die wenigen Briefe, die ich von ihm erhielt, waren nicht fo frisch vom Herzen weg geschrieben, ich konnte ihnen eine fortwährende leichte Befangenheit anmerken, die ich gewiß nicht mit Unrecht der Erinnerung an unseren seltsamen Abschied beimaß.
Von Natur weit weniger zur Mittheilung geneigt als er, wurde ich bald des einseitigen Verkehrs müde und ließ mich so von den Aufregungen des Tages abziehen, daß schon im zweiten Jahre unserer Trennung der Briefmechfel eingeschlafen war. Im Herzen aber blieb ich völlig unverändert und wußte, daß ich dasselbe von ihm erwarten durfte.
Gleich nach meiner Rückkehr traf ich in Wien mit dem Maler Neinhold zusammen, der inzwischen, wie ich schon in London gehört hatte, eine europäische Berühmtheit geworden war. Meine erste Frage galt Konrad. Neinhold schüttelte den Kopf.
„Ich fürchte, ich fürchte," sagte er, „es steht übel um unfern Freund. Bisher waren seine Leiden doch immer noch heilbar, aber wer will einen Mann vor seiner Frau retten?"
„Vor seiner Frau?" fragte ich erstaunt, „Ist er denn verheirathet?"
„Nur allzusehr", war die lakonische Antwort, mit der sich Neinhold nach seiner eiligen Art aus dem Staub machen wollte: aber ich hielt ihn fest und bestürmte ihn mit Fragen.
„Wer sie ist?" sagte er. „Ein Stück Quecksilber, das ihn nicht zu Athem kommen läßt; eine Sphinx^- die ihn mit ihren Nätheln in den Abgrund stürzen wird, ein Mittelding zwischen Engel und Satan, mit einem Wort: ein Weib. Uebrigens weih ich nichts weiter von ihr, als daß er sie aus Nußland geholt hat. Gott verzeih's ihm! Er hätte klüger gethan, sie dort zu lassen. Ich sollte sie malen gleich nach der Hochzeit, aber es ward mir himmelangst dabei. Sie gab nicht fünf Minuten Nuhe, und dann, weißt Du, hat sie ein Gesicht, bei dem der Pinsel nichts zu fassen bekommt. — Armer Conrad! Er hat schon manchen Sturm bestanden, aber diesem Weibe ist er nicht gewachsen."

Mit diesen Wollen ging er seiner Wege. Ich brauchte natürlich wenig Scharfsinn, um zu erkennen, daß die Dame, die Neinhold beschrieben hatte, jene Russin aus Partenkirchen sein niußte. Das erklärte mir zur Genüge Konrads Schweigen und verstimmte mich tief. Ich zweifelte zwar keinen Augenblick, daß unsere Freundschaft sich auch an dieser Klippe vorüber retten werde, aber es war doch für beide Theile peinlich genug, wenn er mir, seinem alten Vertrauten, jetzt als Gatte derselben Frau entgegentrat, vor der ich ihn so dringend gewarnt hatte.

Doch wollte ich vor Allein die Spannung nicht größer werden lassen, und sobald ich mich unter der Pflege meiner Mutter, die unterdeß zum zweiten Male Wittwe geworden war, ein wenig von meinen Reisestrapazen erholt hatte, fuhr ich nach München, wie es von Anfang an meine Absicht gewesen war. Nur schickte ich diesmal ein Telegramm voraus, um Konrad auf meine Ankunft vorzubereiten.

Außer der Freundschaft war es noch ein eigennütziger Hintergedanke, der mich so rasch zu ihm führte. Ich wollte die reiche wissenschaftliche Ausbeute, die in meinen Tagebüchern und Notizheften aufgespeichert lag, nicht nutzlos verschimmeln lassen und wünschte, daß Konrad, der literarisch gewandte, mir bei Sichtung als Materials und Anordnung des geplanten Buchs behülflich sei. Auch kam ich nicht mit leeren Händen zu ihm: ich hatte mein Versprechen gelöst, denn in einer sorgfältig geschlossenen Kapsel führte ich eine Neihe kleiner mohlverstöpselter Fläschchen und Glasröhren mit mir — eine ganze Mustersammlung von Schlangengift, die zu beschaffen mich keine geringe Mühe gekostet hatte.

Ursprünglich war es mein Wunsch gewesen, die Thiere lebendig mitzubringen; aber die Schwierigkeit der Beförderung auf der langen Reife nöthigte mich, von diesem Vorhaben abzustehen. Ich mußte mich mit dem Inhalt der Giftbläschen begnügen, der häufig nicht einmal direct zu haben war, sondern aus der Wunde gebissener Thiere und Menschen genommen wurde, und ich versprach mir nun manchen interessanten Versuch, um festzustellen, inwiefern durch solche Übertragung die Kraft des Gifts gesteigert oder verringert werde.

Verzeihen Sie die umständliche Abschweifung: sie war nothwendig, um Ihnen zu erklären, warum ich fo fest darauf zählte, den ganzen Herbst und vielleicht auch einen Theil des Winters in Konrads Nähe zu verbringen.

Schon bei der ersten Begrüßung auf dem Bahnhofe verflogen alle Besorgnisse, die ich im Stillen gehegt hatte. Seine Freude über dieses Wiedersehen war unbeschreiblich, und er empfing mich so unbefangen, als habe er mir nie das Geständniß abgelegt, daß Katja nicht die richtige Frau für ihn wäre; er hatte es wohl auch ganz vergessen.

Ich fand ihn breiter, stattlicher geworden, mit einem Anflug von Selbstgefühl, das ihm sehr wohl stand; auch hatte er sich einen Bart wachsen

lassen, der zwar sein wunderbar schön geformtes Kinn verbarg, aber dafür die Männlichkeit der ganzen Erscheinung hob.

„Du mußt für heute Nacht in meiner Iunggesellenwohnuna vorlieb nehmen," sagte er, während er mich am Arm durch die Stratzen führte. — „Wir wohnen schon seit mehreren Wochen auf dem Lande, daher ist es der reine Zufall, daß Dein Telegramm mich hier getroffen hat."

„Morgen früh," sprach er im Weitergehen fort, „fahren wir zusammen an den See hinaus, dort wird Dir dann meine Frau die Honneurs machen. Du hast natürlich schon von ihr gehört; und man wird auch nicht ermangel! haben, sie Dir tüchtig anzuschwärzen. — Sage nicht ,Nein'! ich sehe ee Dir ja an. Auch Du warft ihr früher nicht geneigt; aber wenn Du sie einmal kennst, wirst Du ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen — sie verlangt nicht mehr. Daß sie anders ist als die Frauen hier zu Lande, das lieg: ja auf der Hand, aber muß sie darum minder gut sein? — Ich habe ein Stück wilder Steppemmtur in unsere Civilisation verpflanzt; die Civilisation mag nun zusehen, wie sie mit ihr zurecht kommt, denn dw Natur ist fest entschlossen, sich in nichts zu ändern. Das hat freilich für mich seine Schattenseiten," setzte er hinzu, „denn die Frage liegt nun so, daß, wer sich mit ihr nicht stellen kann, auch auf mich verzichten muß/

Ich machte mir meine eigenen Gedanken während dieser Einleitung.

„Es war eine wahre Verschwörung," fuhr er fort, „als ich sie nach der Scheidung hierherbrachte; und die guten Freunde thaten das Möglichste, um mir und ihr das Leben zu verbittern. Denke Dir, daß selbst der alie Nitrofan, mein Sklave, der noch niemals eine eigene Meinung geäußert hat, rebelliren wollte, als er hörte, ich heirathe eine Landsmännin von ihm. Aber ich drohte ihm mit augenblicklicher Entlassung, wenn er nur ein einziges Wort gegen sie spreche; das hat gewirkt. Jetzt hat die Here ihn natürlich längst so bezaubert, daß er ihr noch williger dient, als mir selbst, und das will viel heißen."

Am Abend, als wir Arm in Arm durch die Straßen schlenderten, legte er mir dann eine umfassende Beichte ab. Ich will, was er mir von seinem LiebeZroman und dem früheren Leben seiner Frau erzählte, hier nicht weiter berühren. Es war eine ziemlich alltägliche Geschichte, die nur durch das hohe und zarte Gemüth, in dein sie sich spiegelte, gereinigt und veredelt erschien. Ueber das Wesentlichste dabei, Katjas Scheidung von ihren, ersten Gatten, ging er ohnehin mit wenigen Worten weg, als berge diese Erinnerung schmerzhafte Punkte. Dagegen verweilte er mit glühender Phantasie auf der Schilderung einer schauerlich süßen Nacht, wo er sich in eisiger Deceinberkälte allein in ihrem verschneiten Garten eingefunden, die Geliebte im leichten Nachtgewand zu dem niedrigen Fenster herausgehoben, und sie in seinen weiten Pelz gewickelt auf den Armen wohl einen halben Werst durch den knietiefen Schnee zu dem Schlitten getragen.

der sie durch unendliche ungebahnte Schneefelder zur nächsten Eisenbahn-station führte.

„Wie kann ich ihr je das Opfer vergelten, das sie mir gebracht hat!" rief er ein Mal über das andere. Er versicherte mir, daß er sich jetzt erst als ganzer Mann fühle, seit er das süßeste und gebrechlichste Geschöpf zu schützen habe; daß er das Leben ohne sie nicht mehr verstehen würde; und am Ende verstummte er ganz und versank in seine Gedanken. Wir gingen schweigend in sehr verschiedener Stimmung auf der einsamen Promenade neben einander her; er drückte mir nur noch von Zeit zu Zeit den Arm und murmelte: „Ich bin so glücklich — ich bin so glücklich."

Ain andern Morgen fuhren wir zusammen über den anmuthigen Starnbergersee. Schon von fern sahen wir auf dem Steg eine zierliche Gestalt im lichten Sommerkleide stehen, die ihr weißes Tüchlein flattern ließ; sie hielt einen rothen Sonnenschirm über dem Kopf und stand in dem durchfallenden Licht wie in einer Aureole. Konrad zitterte vor Freude und Ungeduld, sprang, noch ehe das Schiff ganz gelandet war, von Bord und hob seine Frau in den Annen auf. Als ich ausstieg, führte er sie mir mit strahlendem Gesicht entgegen.

Katja öffnete ihre blauen Kinderaugen so weit, daß die ganze Iris sichtbar wurde, und sagte langsam mit einem tiefen, wohlklingenden Organ, das ihr größter Neiz mar:

„Das also ist mein Feind?"

Auf diese Anrede war ich nicht gefaßt; ich verbeugte mich tief und sagte:

„Ein geschlagener Feind, gnädige Frau, der — wie Sie sehen — zun: Ueberläufer geworden ist."

Konrad blickte von Einem zum Andern und sagte ungeduldig:

„Laßt die Kindereien und gebt euch die Hände. So ist's recht. Nun merke Dir's, Katja, daß Du von heute an keinen bessern Freund hast, als Oskar."

Ich erhielt einen raschen Händedruck, einen halbgeflüsterten Willkomm, bei dem mich ihr Auge aber nur flüchtig aus langen Wimpern hervor streifte, dannn ergriff sie Konrads Arm und schritt mit ihm voran. Und seltsam, mährend sie so leicht und sicher vor mir herging, mußte ich plötzlich an einen Tiger denken, der inir einmal in Bengalen am Rand eines Schilfmoors quer über den Weg geschritten war — ein schlankes, noch ganz junges Thier; Katja hatte dieselben Bewegungen, katzenhaft ge-schmeidig und kraftbemußt.

Sobald ich sie aus der Nähe gesehen hatte, schwand ein gut Theil meiner Voreingenommenheit, und ich begriff auf einmal, daß dieses regel-lose Gesicht einen großen Reiz ausüben könne. Am meisten siel mir der sehr rothe Mund auf, bei dem die Oberlippe weit über die Unterlippe hervortrat, und der dem Gesichtchen einen schmollenden Ausdruck gab.

Angeregt und neugierig folgte ich den Neiden den flachen bewaldeten Hügel hinan, auf dessen halber Höhe ihre Wohnung lag. Es war ein reizendes, kleines, halb im Grün verstecktes Haus mit Veranda nach dem See, im italienischen Villenstil gebaut und von stattlichen Anlagen umgeben, die fast den Namen eines Parks verdienten, den man ihnen im Oertchen gab.

Im Hinansteigen machte Konrad feinem überströmenden Glücksgefühl dadurch Luft, daß er mich bald auf eine Bergfpitze, bald auf einen Wiesenhang oder eine Baumgruppe aufmerkfam machte, von denen er versicherte, daß sie in der Welt nicht ihres Gleichen hätten, und unterstützte seine Behauptungen durch den Ausspruch irgend eines berühmten Malers, der diese Gegend mit einer griechischen Landschaft verglichen haben follte. Ich, dessen Auge schon allzulang durch die satten Farben und die plastischen Formen des Südens verwöhnt war, wußte mit diesem Enthusiasmus für ein Stück Wasser und ein paar grüne Hügel nicht viel anzufangen. Katja warf mir plötzlich wieder einen ihrer rafchen Blicke zu und fagte mit ihrer fremdartigen tiefen Stimme:

„Auch Sie schwärmen nicht für den deutschen Gemüsegarten — ich sehe es Ihnen an. Kennen Sie unsere Steppe?"

Ich verneinte es.

„Sie sollten die Steppe sehen," fuhr sie rasch fort. „Sie würden sie lieben, ich glaube es. Man muß die Steppe gesehen haben, um uns zu verstehen. Gerade so ist das russische Herz — so groß und wild und traurig und an keine Fesseln der Civilisation gebunden. — Ich liebe nicht die Natur, die nützlich ist," setzte sie mit verändertem Ausdruck hinzu.

Ich hörte während ihres Sprechens nur auf die reichen, tiefen Modulationen ihrer Stimme und mußte dabei an das Spiel russischer Glocken denken, wovon ich so oft gehört hatte.

Der Freund aber gerieth in einen fcherzhaften Aerger, nannte es eine moderne Unsitte, der Natur als solcher eine Seele und eine besondere Stimmung zuzuschreiben, berief sich dabei auch auf die Alten, auf iDdysseus und die rauhen Felsen von Ithaka, die doch dem Verschlagenen der lieblichste Anblick der Erde gewesen, und schloß mit der Behauptung, die schönste Gegend sei die, in welcher man glücklich sei.

Da sich hierauf nichts erwidern ließ, schwiegen wir und erreichten so das Haus. Als wir aber auf die weinlaubumhangene kühle Terrasse traten, wo der Frühstückstisch hergerichtet war und unter Farrenkräutern prächtige goldfarbene Pfirsiche und Niesenbirnen prangten, sagte Konrad, indem er lächelnd auf die Fruchtschale deutete:

„Hier ist eine Natur, die nützlich ist und die du dock liebst."

Nun kam auch Nitrofan zum Vorschein, der bei meinem Anblick Freudenthränen weinte und mir beide Hände küßte.

Ich fand den Alten noch ganz wie in unseren Universitätsjahren und sagte es ihm auch, aber er schüttelte den Kopf.
„Es ist ja Alles anders geworden seitdem," seufzte er „da wird der alte Nitrofan keine Ausnahme machen. — Ach, Herr Oskar, daß Sie so lange fortgeblieben sind! Sie waren immer des Herrn Barons Schutzengel."
„Nun, nun, Alter," antwortete ich, „Dein Herr hat sich auch ohne mich unterdessen nichts abgehen lassen."
Der alte Mann schlug die Augen zum Himmel, wie es seine Art war und sagte ergeben:
„Gott weiß, was er thut, er möge Alles zum Besten lenken!"
Das war unter der Thürs; sobald er aber Konrads Blick begegnete, ging er weg von mir und stellte sich hinter den Stuhl seiner Herrin.
Ich hatte später noch oft Gelegenheit zu bemerken, daß Nitrofan sich keineswegs über die Heirath seines Herrn getröstet hatte und daß er seine junge Gebieterin stets mit Mißtrauen betrachtete. Diese Spannung war auch Niemandem im Hause ein Geheimniß, mit Ausnahme von Konrad. Was Katja betrifft, so muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie den alten Mann seine Abneigung niemals entgelten ließ; meistens übersah sie ihn, zuweilen aber zog sie ihn hervor, behandelte ihn mit Vertraulich' keit und erwies ihm alles mögliche Gute — es sollte nicht von ihr gesagt werden, daß sie an einem Mann vorübergegangen wäre, ohne ihre Macht an ihin zu versuchen. Aber an dem Alten waren alle Künste verloren, er nahm das Gute wie das Böse als eine unvermeidliche Schickung hin, diente feiner Herrin mit dem größten Eifer, faßte aber niemals ein Herz zu ihr. Dagegen übertrug er seinen heimlichen Groll, den er sonst nicht äußern durfte, auf die russische Kammerfrau, die Katja mitgebracht hatte — dieselbe, die schon in Partenkirchen ihre Begleiterin gewesen war und die auch zu der Flucht mit Konrad die Hand geboten hatte. Es verging kein Tag, wo man ihn nicht in irgend einem Winkel im Zank mit Varenka finden konnte, in der er den bösen Geist des Hauses sah und die er für Alles büßen ließ, was ihm an der Herrin mißliebig war. Diese Bemerkungen machte ich natürlich erst im Laufe der Zeit, doch schon am ersten Tage siel mir die stumme Ablehnung in Nitrofens Haltung auf.
Bei Tisch wurde Konrad nicht müde, seinen „fliegenden Holländer," wie er mich nannte, erzählen zu hören, ich merkte aber wohl, daß die Fragen, durch die er das Gespräch im Fluß hielt, mehr darauf abzielten, die Neugier seiner jungen Frau anzuregen, als sein eigenes Interesse zu befriedigen. Katja, die sich wie ein Gast im eigenen Hause bedienen oder, besser gesagt, wie ein kleines Vögelchen von Konrad füttern ließ, saß meist schweigsam da und hob nur zuweilen ihre Augen nach mir, als ob sie meine Gesichtslinien studire, senkte sie aber rasch wieder wie in leichter Verwirrung, wenn sie meinem Blick begegnete. Das gab ihr einen Ausdruck von

jugendlich reizender Hülflosigkeit, und ich fühlte mehr als ich es sah, wie Konrad sie mit Entzücken betrachtete. Ich wußte garnicht. was ich aus ihrer Stummheit und ihrem häufigen Erröthen machen sollte, ich dachte nur, sie müsse noch immer einen heimlichen Groll gegen mich haben, und bemühte mich doppelt aufmerksam gegen sie zu sein.

Da überraschte sie mich auf einmal durch die Frage, wie lange ich bei ihnen zu bleiben gedachte.

Schon unterwegs hatte mir Konrad ein halbes Versprechen entrissen, daß ich für die Dauer seines Landaufenthaltes fein Gast bleibe, jetzt rief er rasch:

„Du mußt dafür forgen, daß es diesem Nomaden bei uns recht wohl wird und daß er uns nicht so bald entwischt. Ich habe schon sondirt und weiß, daß er Zeit genug hat."

«Ich hoffe und münfche, daß Sie recht lange bei uns bleiben," fagte Katja mit Betonung, indem sie mir voll und tief in die Augen sah und dabei bis an die Schläfen erröthete. Sie wartete jedoch meine Antwort nicht ab, fondern setzte leise hinzu:

„Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns erst so spät kennen lernen."

Sie meinte meine Weigerung, ihr in Partenkirchen vorgestellt zu werden. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, daß ich von je ein menschenscheuer Vär gewesen, der sich besonders vor Damen fürchte, und berief mich auf Konrad, von dem ich aber nur ein zweifelhaftes Lächeln als Antwort erhielt.

Mein Interesse für sie vermehrte sich mit jedem Augenblick, denn Alles, was sie that und ließ, geschah so unmittelbar von innen heraus, als habe es nie eine gesellschaftliche Convention gegeben.

Sobald die Sonne nicht mehr lästig war, begaben wir uns alle drei an das Ufer hinunter und lösten den kleinen Kahn vom Land, den Konrad seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte und der in goldenen Lettern die Inschrift „Katja" trug. Die hübsche kleine Frau hatte ein knappsitzendes, dunkelblaues Tuchjäckchen angelegt, das ihren Wuchs noch weit vortheilhafter zeichnete, als die helle Sommerkleibung vom Morgen, und eine rothe Feder, die kokett von ihrem kleinen blauen Hütchen nickte, kleidete sie auffallend gut. Sie lächelte zufrieden, denn sie errieth jedenfalls, was ich dachte, und forderte mir, fobald wir abgestoßen waren, die Ruder ab. Aber ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Nuderns war sehr gering, denn sie that nur Hülflose Schläge ins Wasser, die keine andere Folge hatten, als daß das leichte Voot sich mehrmals um sich selber drehte und daß wir alle drei über und über naß wurden. Nun klagte sie, daß sie keine Fortschrille machen könne, wenn ihr Niemand behülflich fei, und ich war ungalant genug, ganz ruhig auf meinem Platz zu bleiben, während Konrad eilig aufstand, uni sich neben sie zu setzen und ihr liebevoll die Arme in die richtige Stellung zu bringen. Das Füßchen wie ein Matrose gegen das Vrelt

gestemmt, auf welchem ich saß, brachte sie nun wirklich mit seiner Hülfe ein paar kunstgerechte Schläge zu Stande, verlor aber bald die Geduld und überließ Konrad allein das Ruder, indem sie sich an meine Seite setzte. Sie mischte sich wenig in die Unterhaltung, ließ ihre weiße unbehandschuhte und unberingte Hand, die von ungewöhnlicher Schönheit war. spielend durch das Wasser gleiten, indem sie sich leicht über den Rand des Schiffchens neigte und spritzte von Zeit zu Zeit ihrem Mann einen Guß Wasser ins Gesicht.

Am jenseitigen Ufer angelangt, gingen wir lange in der prächtigen Waldung spazieren, bis der Abend hereinbrach, einzelne spärliche Leuchtkäfer aufglänzten und helle Sternschnuppen über den Himmel Hinschossen, wobei Katja jedesmal einen Freudenruf ausstieß und mich aufforderte, mir etwas zu wünschen. Sie pflückte Waldblumen, die sie zu einem Niesenstrauß band, suchte in dem feuchten Moos nach Glühwürmchen, von denen sie sich nach und nach einen ganzen Kranz auf ihr Hütchen fetzte und die ihr das Ansehen einer kleinen Feeenkönigin gaben. An unserem Gespräch, welches lauter ernste Gegenstände betraf, nahm sie gar keinen Theil mehr, fondern murmelte etwas von „langweiliger Politik", obgleich mir Konrad eben einen Vortrag über das Verhalten der Athmungsorgane unter dem Einfluß von Schlangengift hielt; aber während einer Pause fragte sie mich plötzlich zu meinen, Erstaunen, warum ich keine Frau habe, und stellte im Lauf des Abends noch mehrere folcher Fragen an mich, mit denen sie unmittelbar auf mein Inneres lossteuerte. Endlich fchmiegte sie sich fröstelnd an ihren Gatten und drängte zum Heimgehen. Auf der Rückfahrt wurde sie erst wieder lebendig, fang, als wir auf der Mitte des Sees waren, unaufgefordert mit fehr angenehmer Stimme einige fremdartige fchwermüthige Weisen mit unverständlichen Worten, die mir Konrad als kleinrussische Volkslieder erklärte, während sie beim Herfahren durch unfer vereintes Bitten nicht zum Singen zu bewegen gewesen war.

Als aber eine große leuchtende Sternschnuppe auffallend langsam und gravitätisch über unsere Häupter hinzog, unterbrach sie sich und fragte hastig, was ich mir nun gewünscht habe.

Ich ließ einen Augenblick die Nuder sinken, sah ihr herzlich ins Gesicht und entgegnete, daß ich mich in diesem Moment viel zu glücklich fühle, um einen Wunsch zu haben.

Da blinzelte sie mich übermüthig an und sagte mit ihrem fremden Accent:

„Wünschten Sie sich auch nicht eine hübsche und liebenswürdige Frau — so eine wie ich bin?"

Konrad zog sie zärtlich an sich heran, während sie so sprach und sagte:

„Du hast Recht, diesem verstockten alten Hagestolzen zur Ehe zu rathen. Es ist der einzige Zustand, der eines Menschen würdig ist."

In dieser Nacht lag ich lange unter den angenehmsten Gedanken wach. Ich mar so froh, nichts von dem allen bestätigt zu finden, was mich Neinholds böse Neben hatten vermuthen lassen. Ich dachte nicht weiter über die kleine Frau nach, ich ließ nur ihr Wesen wie ein starkes fremdartiges, aber liebliches Parfüm auf mich wirken und begriff gar nicht, wie Neinhold, den ich doch fönst als keinen Philister kannte, zu einem so abfälligen Urtheil über sie gekommen war. Ich begann schon im Stillen zu überlegen, ob ich mich nicht dauernd in Konrads Nähe niederlassen sollte, ich bekam seit langer Zeit zum ersten Mal Lust, Hütten zu bauen, der Heimatlose fühlte sich wieder einmal daheim.

Nicht wenig wunderte ich mich daher, als Konrad mich des andern Morgens, nachdem ich kaum aufgestanden und herabgekommen war, bei Seite nahm und mir vertraulich sagte:

„Meine Frau meint. Du habest ein Aber gegen sie noch von Partenkirchen her. Ich bitte Dich, sei recht herzlich mit ihr, um meinetwillen — wenn Du sie einmal besser kennst, wirst Du es schon aus freien Stücken thun."

Was ist leichter als gegen ein liebreizendes Geschöpf liebenswürdig zu fein? Eben darum begriff ich auch nicht, womit ich es gestern konnte versehen haben, versicherte aber, nun gewiß mein Bestes thun zu wollen. Ich kehrte in mein Schlafzimmer zurück und zog aus meinem unterdessen angekommenen Koffer ein prächtiges Tigerfell hervor, das ich kurz vor meiner Abreife in Singapore erstanden hatte und mit dem ich nun bei der schönen Hausfrau Ehre einzulegen hoffte.

Nachdem ich erfahren hatte, daß sie noch mit der Morgentoilette beschäftigt fei, ließ ich mir von dem Kammermädchen die Thüre ihres Schlafgemachs zeigen und breitete das bunte glänzende Fell sorgfältig auf der Schwelle aus, daß der Kopf des Thieres und die ausgestreckten Vorderpfoten der Zimmerthür zugekehrt waren — wie ein Hund, der auf der Schwelle feiner Herrin kauert. Ich freute mich selbst über die sinnreiche Huldigung; beim ersten Schritt aus ihrem Gemach mußte sie den Fuß auf das Fell setzen.

Ich habe nie einen Menschen mit mehr Anmuth ein Geschenk entgegennehmen sehen, als damals Katja; sie zeigte die herzinnige Freude, die den Geber wieder erfreut, und wollte es sich nicht ausreden lassen, daß ich den Tiger selbst erlegt habe, wie sehr ich ihr auch das Gegentheil versicherte. Am Ende richtete sie an Konrad die vorwurfsvolle Frage, warum er nie auf die Tigerjagd gegangen fei.

„Ich habe mir ein lebendiges Tigerkätzchen eingefangen mit fcharfen Krallen, die tüchtig kratzen können," gab er heiter zur Antwort, indem er ihre beiden Hände mit den schönen Nägeln in seiner Nechten gefangen hielt, bis sie sich ihm mit Gewalt entwand.

„Was soll ich nun Ihnen dagegen geben?" sagte sie, wobei mich wieder einer ihrer raschen leuchtenden Blicke traf.

Sie schien sich eine Weile zu besinnen, dann sagte sie:

„Sie sollen durch mich eine Frau bekommen, nicht wahr, Konrad?"

Der Freund stimmte mit Jubel zu, und ich machte in Erinnerung an das gestrige Gespräch zum Scherz die Bedingung, daß diese Frau ihr selber gleichen müsse, was sie sehr gern hörte.

Nun hoffte ich, daß der Friede abgeschlossen sei und daß wir noch mit der Zeit die besten Freunde werden würden. Katja suchte mich fortan auf jede Weise auszuzeichnen, sie nahm auf Spaziergängen nur noch meinen Arm und gebrauchte mich zu tausend kleinen Diensten. Immer sehlte ihr etwas, immer war etwas bei ihr in Unordnung, bald mußte ich ihr ein Tafchentuch holen, bald verlangte sie meinen Rath über ein neues Kleidungsstück, indem sie sich vor mir auf alle möglichen Weisen dravirte; ein anderes Mal ließ sie mich eine lose gewordene Schleife anstecken, dann wieder ihr stets herabhängendes Schuhband knüpfen, denn ihr Anzug war geschmackvoll, aber unordentlich wie ihr ganzes Wesen. Ich gab mich gutmüthig zu Allem her, obwohl ich zuweilen im Stillen über den strengen Dienst seufzte, und Konrad freute sich unendlich über unsere zunehmende Vertraulichkeit. Er wurde nicht müde, mir von dein Eindruck zu erzählen, den ich auf seine Frau gemacht hätte, und hielt sich, wenn wir beisammen waren, möglichst im Hintergrund, damit meine Borzüge, die er ihr unablässig pries, desto mehr hervorträten. In Kurzem hatte sie nur noch Augen für mich, sie befahl mir, sie bei ihrem Bornamen zu nennen und lehrte mich auf Russisch zählen; ich mußte sie im Nudern unterweisen, wo sie behauptete, bei mir mehr Fortschritte zu machen, als bei ihrem Mann, ich mußte mit ihr in den Wald spazieren gehen, ihr Pilze sür den Mittagstisch sammeln helfen, sik die guten von den giftigen unterscheiden lehren, ich mußte sie am Ende auf allen Ausgängen begleiten, da sie sich ganz entsetzlich vor den Kuhheerden fürchtete, die in dortiger Gegend frei weiden — kurz, sie nahm mich so unausgesetzt in Beschlag, daß ich mich hie und da ein wenig meiner Freiheit mehren mußte.

„Sie gehören ja auch mir," konnte sie dann ruhig sagen, „unser Ehevertrag lautet auf Gütergemeinschaft, folglich habe ich Sie mit erheirathet."

Die hübsche Katja war ganz wie die Kinder, die sich nicht allein zu unterhalten wissen und die unbeschäftigt auf tausend Thorheiten verfallen. Zuweilen musterte sie auf der Beranda sitzend die Damen, die sich zur Sommerfrische in dem kleinen Ort aufhielten und gegen Abend häusig hier spazieren gingen; sie schlug mir dann diese oder jene als meine zukünftige Frau vor, ergoß sich in Lobpreisungen über die Persönlichkeit der Erkorenen und machte Miene, augenblicklich die Bekanntschaft zu vermitteln; es blieb jedoch bei der Drohung und ich habe nicht erlebt, daß

während der ganzen Zeit meines Aufenthalts eine andere Dame den Fuß über unsere Schwelle gesetzt hätte.

Nur die Vormittage behielt ich mir zu gemeinsamen Studien mit Konrad frei. Dieser empfand es mitunter selbst, daß er zu viel Zeit mit seiner Liebe vertändelt habe, und oft, wenn mir über der Arbeit saßen, entfuhr ihm plötzlich der Seufzer:

„Ja, Du freilich. Du bist unterdessen ein ganzer Mann geworden, aber ich — bin ich nicht wie der Ritter, den die Amoretten vom Pferd gezogen haben? Schild und Speer verrosten im Gras und er — ei sticht sich Blumen. Ach, es ist so schwer, zwei Herren zu dienen!"

Sobald aber ein Kleid auf dem Corridor knisterte, vergaß er seine besten Vorsätze und war kaum noch im Stande, mir ein halbes Ohr zu leihen.

„Ist sie nicht wie ein frischer Waldquell mitten in der Dürre dieser abgelebten Welt?" konnte er dann ausrufen. „Gestehe nur, daß sie auch einen Stärkeren als mich überwunden hätte!"

Manchmal kam sie unverhofft in unfer Arbeitszimmer hereingerauscht, klagte bitter über unsere Vernachlässigung, zauste ihren Mann bei den Haaren, warf nieine Papiere durcheinander und fuhr endlich wieder wie ein Wirbelwind von bannen. Ich gebrauchte deshalb, sobald ich sie kommen hörte, die Vorsicht, unsere Thür zu verriegeln, und hatte dann oft eine halbe Stunde lang mit ihr zu unterhandeln, ehe sie wieder abzog.

So erfreute ich mich denn doch des Freundes weit weniger, als ich gehofft hatte, und mochte es mir daher nicht nehmen lassen, wie sehr auch Frau Katja schmählte, ihn wenigstens jede Woche einmal nach der Stadt zu begleiten, wo mir am physiologischen Institut gemeinsam erperimentirten.

In Katjas Gegenwart war ein ernstes Gespräch fast unmöglich; nicht als hätte es ihr an der geistigen Beweglichkeit gefehlt, die allen Frauen ihrer Nace eigen ist, aber es war ihr unleidlich, wenn sie selbst nicht der Gegenstand und Mittelpunkt der Unterhaltung war. Sie drängte sich dann dazwischen, schmeichelte und neckte so lange, bis sie die Aufmerksamkeit ganz auf ihre eigene kleine Person gelenkt hatte, und wenn es ihr nicht gelang, so schmollte sie wie ein verzogenes Kind. Bei Spaziergängen konnte es ihr alsdann einfallen, sich plötzlich auf einen Stein zu fetzen und nicht mehr weiter zu wollen, und mehr als einmal mar ich Zeuge, daß Konrad sie auf den Arm nahm und leicht wie sie war den ganzen Weg nach Hause trug zum großen Erstaunen der vorüberziehenden Fuhrleute und Holzfäller. Dann schmiegte sie sich zärtlich an ihn, rieb ihre Wange an der seinigen und brachte einen Laut hervor, nicht unähnlich einer Katze, die schnurrt, wobei sie verstohlen nach mir herüber blinzelte. Konrad hielt sie trunken vor Glück und Liebe in den Armen, sog im Gehen den starken Duft, den ihr Haar und ihre ganze Person ausströmte und der etwas ihr Eigenes zu sein schien, er nannte sie schmeichelnd sein

„Zibettätzchen", sein „Moschusthierchen", und ich sah wohl, daß nur meine Gegenwart ihn abhielt, sie mit Küssen zu ersticken.

Nur einmal geschah es, daß wir auf dem Heimweg aus einem Nachbardorf, in eine eifrige Discussion vertieft, die wilde Schöne wirklich verloren. Sie hatte meinen Arm abgelehnt und wir bemerkten ihr Zurückbleiben erst, als schon weit und breit keine Spur mehr von ihr zu sehen war. Unter lautem Nufen liefen wir den halben Weg wieder zurück, suchten hinter jedem Baum, ob sie sich nicht irgendwo versteckt habe, und vertheilten uns schließlich auf verschiedene Aussichtspunkte, um die Gegend zu durchspähen, aber vergeblich.

Auf einem grünen, auf drei Seiten von Wald umgebenen Wiesenhang trafen wir wieder zufammen, Konrad in höchster Beängstigung und auch ich verstört und aufgeregt. Noch ein paar Schritte weiter nach dem Waldfaum zu lag ein einsamer Bauplatz, den die Maurer und Zimmerleute vor Kurzem verlassen hatten, denn es war Feierabend. Dort stolperten wir zwischen den Steinen und Balken umher und krochen bis in die Kellerräume hinunter, immer Katjas Namen rufend, den uns das Echo vom Waldfaum spottend zurückgab. Wir schickten uns eben an, den Ort zu verlassen, als ich in der Luft über mir ein Gekicher vernahm. Ich sah an denl rohen Gerippe des Hauses hinauf und erblickte in einer Fensteröffnung des ersten Stockwerks ein rothes Kleid: es war Katja, die auf dem unteren Querbalken faß, den Kopf an einen Pfosten gelehnt, die Füßchen sorglos herunterbaumelnd.

Konrad hatte sie zu gleicher Zeit entdeckt, er stieß einen Schrei aus und wollte sich an dem Gemäuer hinaufschwingen, um ihr nachzuklettern, aber ich hielt ihn am Arm zurück, denn ich sah, daß sie schon Miene machte, auf den, schmalen Gebälk zu entfliehen und daß die Verfolgung sie nur zu größerer Waghalsigkeit angespornt hätte.

„Was bist Du denn für eine tolle Kosakin?" rief er, mit geheucheltem Zorn rathlos zu ihr emporstarrend.

Katja lachte.

„Ich bin ein kleines wildes Steppenpferdchen," gab sie zur Antwort, „das jeden abwirft, der es zähmen will, aber wen es lieb hat, dein folgt es auf den bloßen Ruf."

„Nun so folge nur und komm herunter," rief er unruhig, indem er vergebens suchte seiner Stimme einen gebieterischen Klang zu geben.

Sie verschränkte die Arme über der Brust, sah ihn gelassen an und regte sich nicht.

Er machte Miene, nütten unter dem Schutt und Mörtel niederzuknien, aber ich verhinderte es, denn die Scene begann mich zu verdrießen.

„Ich bitte Dich," sagte er angstvoll, „rufe Du sie herunter. Du bist der einzige Mensch, vor dem sie Nespect hat."

Ich rief ihr zu, mir vorsichtig entgegenzukommen, da ich sie holen wolle, und sie gehorchte augenblicklich. Sie ließ sich von dem Balten, auf dem sie gefefsen hatte, herabheben und folglich über das Gerüst leiten, wobei sie sich fest an meinein Arm hielt und lachend in das leere Innere des Hauses hinabdeutete. „Welch liebendes Paar wird einmal in diefem Nestchen Hausen!" rief sie übermüthig mit den Füßen fchleifend. — „Ich habe, während Sie mich suchten, mir hier oben einen kleinen Roman aus-gesponnen. Wollen Sie ihn hören?"
„Wenn mir auf ebenem Boden sind," gab ich trocken zur Antwort.
„Ah. Sie sind schlechter Laune," sagte sie, „so will ich mit Ihnen tanzen, um Sie aufzuheitern."
Und einen Walzer fummend ergriff sie meine beiden Hände und begann im Tact zu tänzeln.
Nun war ich der Thorheit satt, denn ich stellte mir Konrads Ver-zweiflung vor. Ich drückte ihr beide Arme so zusammen, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, hob sie auf und brachte sie ohne Unfall auf das Mauer-werk herab. Als ich zu Boden gesprungen war, ließ sie sich weich in meine Arme gleiten und während ich sie herunterhob, schlang sie mir einen Arn» um den Nacken und streifte mit ihrer Wange die meinige. Ich fetzte sie rafch zu Boden, als hätte ich einen Diebstahl begangen, und vermied es, ihr auf dem Heimweg den Arm zu reichen.
Konrad beschwerte sich sanft, daß sie seinem Nus keine Folge geleistet, da er doch das älteste Recht an ihr Herz besitze, und ich werde nie den Ton vergessen, mit dem Katja zur Antwort gab:
„Ein Herz .verschenkt man nicht, man leiht es nur. Mit wem, sagt euer Schiller, sei kein ewiger Bund zu flechten?"
Konrad antwortete belustigt:
„Mit des Geschickes Mächten; ich denke, mit so hohen Herrschaften wirst Du Dich nicht vergleichen wollen."
„Wer weih," antwortete Katja — „wer weiß?
Dabei funkelte in ihren runden fönst fo kindlichen Augen ein tückisches Feuer und ihre sehr rochen Lippen zogen sich zusammen in einer Weise, die mir mißsiel.
Von diesen: Augenblick plagte mich eine sonderbare Unruhe, ein Miß-trauen gegen das wundersame Geschöpf, das mit der lebhaftesten Anziehung stritt. Auch wenn ich allein war, mußte ich unablässig an sie denken. Der Eindruck, den sie vor Jahren beim ersten Anblick in Partenkirchen auf mich gemacht hatte, wurde mir wieder mit größter Lebendigkeit gegenwärtig; das Bild, das ich von damals her von ihr bewahrte, stellte sich neben das der letzten Tage, jedes schien mir das wahre zu sei» und doch konnte ich die beiden nicht versöhnen. Eine unbestimmte Angst befiel mich, wenn ich Konrad so zufrieden plaudernd an ihrer Seite hingehen sah; es war mir.

als sehe ich einen Nachtwandler sich ruhig am Rand eines Abgrunds bewegen.

In der Nacht, als ich schon zu Bett lag und das Licht gelöscht hatte, überfiel mich die Beklemmung und das ängstigende Vorgefühl eines Unglücks so stark, daß ich aufstehen mußte, um die frische Nachtluft hereinzulassen, und nach Wasser suchte, um mich zu kühlen. Die Flasche war leer, wie überhaupt für meine Bequemlichkeit im Hause ziemlich schlecht gesorgt war, soweit nicht Konrads Auge darüber wachte. Ich tappte mich im Finstern nach der Küche; aber das Wasser, das ich dort fand, war so lau und abgestanden, daß es meine Gluth noch vermehrte, und da die Hausthür, wie ich wohl wußte, verschlossen war, stieg ich zu dem niederen Küchenfenster hinaus und schöpfte an dem wenige Schritte entlegenen Ziehbrunnen einen Eimer Wasser, mit dem ich mir Kopf und Hände kühlte. Etwas erfrischt schlüpfte ich nun um die Ecke des Hanfes, um baarhciuptig die kühle Luft des Parks auf meine überreizten Nerven wirken zu lassen. Ich ging auf den Zehen, um meine Gastfreunde, deren Schlafzimmer nach dieser Seite und gleichfalls zu ebener Erde lag, nicht zu stören, und nicht ein Kiesel knirschte unter meinen Füßen.

Da war mir's, als hörte ich leise ein Fenster klirren. Tauschten mich meine Sinne oder sah ich wirklich eine weiße Gestalt sich hinter den Gardinen des Schlafgemachs bewegen?

Ich entfernte mich eilig den Park hinauf, durchschweifte die entlegensten Gänge und Windungen, bis ich am Ende auf einen Aussichtspunkt in der Höhe gelangte. Dort setzte ich mich auf eine Bank, sah auf den See hinab, der unbeweglich in der Tiefe zu meinen Füßen lag, und dachte an die räthselhafte Frau. Ich konnte mir nicht mehr verhehlen, daß ihren: Benehmen gegen mich eine Absicht zu Grunde lag. Warum gab sie nur, wenn sie mit mir sprach, ihrer Stimme die wunderbaren Modulationen, als ob in jeder Cadenz ein Pfeil auf mich lauerte? Warum lief sie mir nach wie ein Hündchen seinem unfreundlichen Gebieter, während sie Konrads unausgesetzte Bemühungen um sie gering zu achten schien? Warum ließ sie keine geschwisterliche Vertraulichkeit zwischen uns aufkommen? Ich war kein Mensch, der beim ersten Anlaß in Flammen auflodert, und gewiß, wenn ich mir die Frau vorstellte, der ich einmal mein Leben widnien wollte, so gab ich ihr auch nicht einen Zug dieses reizenden Kobolds. Aber so viel mußte ich mir bekennen, daß, wäre sie nicht die Frau meines besten Freundes gewesen, ich eine Tändelei mit ihr schwerlich zurückgewiesen hätte. Als ich nach mehreren Stunden wieder aus den dichten Laubgängen trat, sah ich, daß Konrads Studirzimmer, welches im ersten Stock neben der Veranda lag, erleuchtet war. Dieses Licht hatte ich vorher nicht bemerkt.

Ein Schreck durchfuhr mich. Er hier oben, allein, zu dieser Stunde, vielleicht nach einer Scene mit ihr, wer weiß von was für Gefühlen und Gedanken bestürmt!

Und eine Stimme raunte mir laut und vernehmbar ins Ohr: Fliehe, fliehe, du bringst das Berderben unter dieses Dach!
Es war ein Augenblick des Hellsehens, wie ich es öfters vor einer Gefahr erlebt habe. Der Blitz, der einen Abgrund erhellt. Wäre ich dieser Stimme gefolgt und im selben Augenblick geflohen! Es war der letzte Rettungsweg. den mir das Schicksal aufthat. Der Felsblock, der mir den Freund zerschmettern sollte, wäre wohl früher oder später doch herabgerollt, aber nicht ich hätte ihm den Stoß gegeben.
Ich nahm ein Steinchen und warf es nach dem erleuchteten Fenster hinauf. Alsbald verdunkelte sich die Scheibe, eine Gestalt erschien in dem Rahmen, beugte sich heraus und eine freundliche Stimme fragte:
„Bist Du es, Nachtschwärmer?"
Ich bat ihn herunterzukommen und ein wenig zu plaudern, aber er gab heiter zur Antwort:
„Was fällt Dir ein, um diese Stunde? Lege Dich zu Bett. Ich muß nur noch einen Vortrag für den Semesteranfang ausarbeiten; dann will ich auch schlafen."
Ich blickte nach Katjas Fenstern, da mar Alles dunkel und still. Konrads Stimme hatte heiter und ruhig geklungen, er saß über einer Arbeit und schrieb. Mein Hellsehen erlosch plötzlich, und fröstelnd kroch ich durch das Fenster in mein Gemach zurück.
Gleichwohl sagte ich mir, daß es unter allen Umständen räthlich wäre, meinen Aufenthalt im Hause abzukürzen, nur kannte leider Konrad meine Verhältnisse zu gut, als daß ich von einem Tag zum andern einen halt» baren Vorwand gefunden hätte. Daher beschäftigte ich mich nun ernstlicher mit meiner Niederlassung in München, die schon seit Wochen fest geplant war, — in der Stadt, dachte ich, wo der freie Verkehr von selbst wegfällt, ist auch die Gefahr geringer, daß sich die gewaltthätige Frau zwischen mich und den Freund dränge. ,
Dieser Gedanke schien mir wunder wie weise; ich fuhr gleich nach der Stadt und kam erst zurück, als die Wohnung schon gemiethet war. Aber eine unvorsichtige Vorsicht, vielleicht auch das Gesetz der Trägheit, dem sich Keiner ganz entzieht, hinderte mich, nun auch augenblicklich meine Habseligkeiten wegzuschaffen, und ich ließ mich durch Konrad, den »leine Eile verstimmte, bewegen, noch ein paar Tage zuzugeben.
In der nächsten Nacht trieb mich die Schwüle meines Zimmers aber: mals ins Freie. Es mar schon spät, denn mir hatten am Abend lange auf der Terrasse gesessen, und die fast gefüllte Mondscheibe über den hoben Baumwipfeln neigte sich schon zum Untergang, als ich scheu wie ein Dieb in den Garten herausgeschlichen kam. Aber kaum hatte ich ein paar Schritte auf die kleine Waldung zu gethan, als ich hinter mir ein Geräusch vernahm! es knackte in dem Rosenspalier unter Katjas Fenster, eilige Schritte kamen über den Kiesweg, ich blieb horchend stehen, da erschien eine weiße Ge-

stall hinter den Bäumen hervor, und ehe ich mich dessen versah, stand Katja neben mir. Sie hatte ein dünnes Mäntelchen umgeworfen und ein meißer Schleier lag lose über dem aufgebundenen braunen Haar.
„Ich kann doch nicht dulden, daß mich Jemand an Thorheit überbietet," flüsterte sie. „Ich wußte, daß Sie hier spazieren gehen, und da ich nicht schlafen konnte, wollte ich Ihnen Gesellschaft leisten."
Unwillkürlich flogen meine Blicke zu Konrads Fenster hinauf.
„Er schläft fest," sagte sie und trippelte ungeduldig mit den Füßchen.
„Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe?" fragte ich eisig.
Sie deutete nach der Anhöhe, wo ich die verflossene Nacht gesessen, und zeigte mir dadurch, daß sie mich beobachtet hatte. Wir setzten uns in Bewegung, beide schweigend, denn ich wußte noch nicht, welche Haltung ich annehmen sollte, und sie schien es darauf abgesehen zu haben, mich die ganze Beklemmung nieiner Lage auskosten zu lassen.
„Sie halten mich wohl für sehr abenteuerlich," sagte sie endlich leichthin.
„Ich erlaube mir keine Meinung über das, was Sie thun," gab ich möglichst ungalant zur Antwort.
„Wirklich?" sagte sie, mich scharf anblickend, „Sie sehen aber aus wie ein Prinzenhofmeister, dessen Zögling einen unartigen Streich macht."
Ich war schon wieder ruhig und reichte ihr schweigend den Arm.
Ich erkannte zu meinem Trost, daß ich ihre Nähe weniger zu fürchten hatte, als meine eigene beunruhigte Phantasie, wenn ich fern von ihr mar.
Wir waren nur wenige Schritte gegangen, als sie vom Wege abbog und mich durch Gestrüpp auf eine Lichtung mitten in dem kleinen Wäldchen führte. Ein mächtiger Steinblock, rings von Moos umwachsen, lag dort im Rasen und erinnerte an jene alten Runensteine, die man oft in deutschen Wäldern findet. Dorthin strebte Katja an meinen? Arm.
Sie hielt mir ihr Mondbeschienenes Gesicht zugekehrt und sagte plötzlich:
„Sie, der Sie Alles wissen, sagen Sie mir, warum tödtet man Tag für Tag seine liebsten Gefühle ab und nennt das Civilisation?"
Aber sie wartete ineine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort:
„Hier ist geweihter Boden; Menschen haben hier gebetet und ihre Opfer dargebracht. Was sie thaten, mar damals sittlich und heilig — heute würde es für Frevel gelten. So wechselt die Moral, aber die Natur bleibt ewig dieselbe."
„Es giebt auch eine Moral, die für alle Zeiten dauert, Katja," sagte ich ernst, doch sie hörte nicht auf mich, fondern warf plötzlich ihr Mäntelchen ab, das ich stillschweigend aufhob, schüttelte den Schleier aus den Haaren, daß die braune Mähne frei umher flog, und schwang sich auf den Steinblock.
Dort saß sie, die Augen fest auf den untergehenden Mond geheftet, und begann rythmische, mir unverständliche Worte vor sich hinzumurmeln.
Allmählich wurde ihre Stimme lauter, sie schüttelte den Arm drohend wie

gegen einen unsichtbaren Feind und schrie die letzten Worte mit einem Ausdruck von begeistertem Wahnsinn in die Nacht hinaus.
Ich meinte die Priesterin eines unterdrückten Stammes vor mir zu sehen, die nächtlicherweile auf dem alten Opferplatz die Weihe ihres verbotenen Götzendienstes begeht.
„Was starren Sie mich fo an? Verstehen Sie mich?" fragte sie.
„Wie sollte ich? Ich kann ja nicht Russisch."
„Ach, ich vergaß," flüsterte sie, zu nur herabgeneigt. „Es ist mir immer, als müßten Sie Alles verstehen, was in mir vorgeht. — Die Verse sind von Puschkin, und einer Zigeunerin in den Mund gelegt, die das Recht ihrer freien Liebe mit dein Tode bezahlt. Wenn Sie nur wüßten, wie schön das ist! Auf Deutsch läßt es sich so gar nicht sagen- ,Ich liebe einen Andern und liebend sterbe ich!"
Sie sprang von dem Stein herab, wie vom Schwindel ergriffen, und lehnte sich neben mich. Ich sah sie fest an, um sie mit meinem Blick im Zaume zu halten, und sie senkte schweigend die Stirn.
Aber bald kam der Dämon wieder über sie.
„Was thäten Sie, wenn Ihnen Ihre Frau untreu würde?" fragte sie mich.
„Das weiß ich nicht," gab ich zur Antwort, „ich kann mir den Fall nicht denken, kann mir nicht vorstellen, daß ich mich in meiner Wahl so .vergreifen könnte. Wenn es aber dennoch geschehen sollte —"
„Wenn es dennoch geschehen sollte?" forschte sie.
„Dann wäre es ihre und meine letzte Stunde," sagte ich kalt.
„Wahrhastig, dazu wären Sie im Stande!" entgegnete sie mit einen, Tone, in dem durchaus kein Mißfallen lag.
Sie lehnte sich wie liebkosend gegen meinen Arm. — „Glücklich die Frau, die sich einmal auf diesen Arm stützen wird," sagte sie, und durch ihre Stimme klang es wie ein heimliches Schluchzen.
Aber plötzlich ließ sie meinen Arm wieder fahren und eilte rafch davon in die dunkle Waldung hinein. Fast gleichzeitig versank der Mond hinter den Bäumen und um mich her wurde es finster. Ich folgte ihr und rief sie bei Namen; aber es dauerte geraume Zeit, bis ich sie wiederfand. An ihrem weihen Kleide erkannte ich sie endlich. Sie saß auf einer unter Bäumen versteckten Gartenbant und hatte das Gesicht in den Händen vergraben.
„Ich bin ein unnützes Geschöpf," fagte sie, „das nur auf der Welt ist, um n» glücklich zu sein und Andere unglücklich zu machen. Lassen Sie mich hier, ich verdiene nicht, daß Sie sich Mühe mit mir geben."
„Aber Katja! Liebe Katja, was sind das für Anwandlungen?" sagte ich. „Sie wissen doch selbst, daß Sie zum Glück des besten Menschen unentbehrlich sind/"
„Wollen Sie mir Eins versprechen?" fragte sie. Ich nickte.

„Sie sollen nicht schlecht von mir denken. Wenn Sie mich Dinge thun sehen, die Ihnen mißfallen, so sagen Sie es nur offen. Ich will suchen, es Ihnen recht zu machen. — Ich will werden, wie jene Helene," setzte sie leise hinzu.
Und da ich ihr gerührt die Hand drückte, blieb sie stehen und sagte so vor sich hin:
„Wenn ich nur wüßte, ob Sie je geliebt haben! Aber ich habe ja kein Recht, Sie das zu fragen — vielleicht erzählen Sie es mir von selbst, ein anderes Mal!"
Wir standen schon wieder unter ihrem Fenster, Katja sah hinauf und sagte:
„Er träumt wohl längst von Kaninchen und Schlangen — — Schlangen! — Wer ist nun die Schlange hier im Haus?" setzte sie wie geistesabwesend hinzu.
„Katja," mahnte ich, „Sie wollten ja gut sein —"
„Sie haben Recht," antwortete sie heiter und zog ihren Arm aus dem meinigen. „Gute Nacht, Herr Hofmeister, und verzeihen Sie die aufgedrungene Begleitung."
Ich wollte Konrad wecken, daß er mir die Hausthür öffne, denn es schien mir nicht am Platz, einen Dienstboten zum Zeugen unserer späten Heimkehr zu machen; aber Katja hielt mich zurück.
„Was fällt Ihnen ein?" sagte sie — „Stören Sie ihn nicht, ich kehre durch das Fenster zurück, wie ich gekommen bin."
Ich bat sie, wenigstens meine Dienste als Stallmeister anzunehmen, und bückte mich nieder, um ihr beim Aufsteigen behiilflich zu sein.
„Das lasse ich mir gefallen," rief sie lustig, faßte mit einer Hand den Fensterpfosten, stützte sich mit der anderen auf meine Schulter, und meine Handstäche kaum mit dem Fuße berührend schwang sie sich auf das niedere Gesimse und verschwand im Dunkeln.
Ich wußte weniger als je, was ich aus ihr machen sollte; aber ich war sehr auf meiner Hut, mich in kein Geheimniß mit ihr zu verstricken, und scherzte deshalb am Morgen beim Frühstück in Konrads Gegenwart über unsern nächtlichen Spaziergang.
Er schien damit wohl zufrieden, wie mit Allem, was seine Frau that, und fragte nur sorglich, ob sie auch ein warmes Tuch umgelegt habe. Katja sah mich scharf dabei an, und es zuckte wie Trotz und Haß um ihren Mund. Aber gleich verwischte sie diesen Eindruck wieder, indem sie ihren Rückzug durch das Fenster und meine feierliche Haltung als Stallmeister so possenhaft darstellte, daß Konrad in lautes Lachen ausbrach.
„Ja, ich weiß schon, daß Du Dich auf solche Gymnastik verstehst," sagte er und wollte einen Arm um sie legen, aber sie entschlüpfte ihm zierlich.

Einmal, als wir wieder beisammen saßen, betrachtete er uns lange schweigend, und seine Blicke gingen innig von einem zum andern.
„Ich bin fast allzureich," rief er, „daß ich euch beide besitze — diese Frau und einen solcheit Freund! Und nun besitze ich Euch beide erst wahrhaft, seit Ihr Euch kennt und Euch liebgewonnen habt. Nun hat sich Helenens Traum erfüllt: Der Dritte im Bunde!"
„Wer ist Helene?" fragte Katja obenhin.
Das gab mir einen Stich ins Herz, denn ich mußte daß der Name ihr nicht fremd war, aber Konrad, der den kleinen Mißton nicht beachtete, antwortete bewegt:
„Meine erste Braut. Sie liebte Oskar fast wie mich selbst und wollte ihm Freundin und Schwester sein auf Tod und Leben."
„So will ich halten, was sie versprochen hat," rief Katja und sprang auf. „Wollen Sie Brüderschaft mit mir machen auf Tod und Leben?"
Dabei hielt sie niir mit einer reizenden, schüchternen Geberde die Hand hin; aber von ihrem Auge sprang es wie ein Funke in das meinige über.
Ich reichte ihr die Rechte, Konrad legte die seinige darauf und drückte unsere beiden Hände zusammen.
„Eine größere Freude könntet Ihr mir nicht machen," sagte er ge-
I rührt.
Dann stieß er mich sachte gegen Katja und sagte:
„Küsse sie. Du darfst es."
Ich'besaß nicht die nöthige Unbefangenheit, um diesem Geheiß einfach und natürlich nachzukommen; ich führte nur ihre Hand, die ganz kalt geworden war, an die Lippen. Aber gleichzeitig beugte sich Katja herab und küßte mich nach russischer Sitte auf die Stirne; ich fühlte, daß ihr Mund dabei zitterte.
Bei Tische ließ Konrad Champagner kommen und wir tranken nun feierlich Brüderschaft. Bon dieser Stunde an nannten wir uns Du, was mir anfangs schwer siel; und hätte nicht Konrad jeden Verstoß gerügt, so würde ich mich nie daran gewöhnt haben. Denn Katja gab diesem Du nicht den schwesterlichen Ton, der, wenn er eine Schranke niederreißt, zugleich auch einen Reiz entfernt; es klang in ihrem Munde bewegt und zärtlich wie eine heimliche Schuld. Aber ich wollte mir davon keine Rechenschaft geben, denn ich hatte mir fest vorgenommen, nicht mehr über die Seltsamkeiten ihres Benehmens nachzudenken, sondern die Gefahr, wenn eine da war, dadurch zu bezwingen, daß ich sie übersah.
Auch überstürzten sich von nun an die Ereignisse so, daß mir zum Ueberdenken meiner Lage gar keine Zeit mehr blieb.
Das Eiste war, daß Konrad durch ein Telegramm nach der Stadt gerufen wurde, weil in einer ihm befreundeten Familie ein Kind schwer erkrankt war und man ihn zu der Behandlung beizuziehen wünschte. Ich

wollte ihn wie gewöhnlich auf der Fahrt begleiten, aber er ließ es nicht zu, denn es beunruhigte ihn stets, seine Frau allein zu wissen, und ich konnte nicht auf meinem Wunsch bestehen, ohne Argwohn zu erregen. Auch wollte er spätestens den andern Abend wieder zurück sein. Dennoch, wenn ich auf Katja blickte, die mit einem ganz verschlossenen Gesicht unseren Unterhandlungen zuhörte, so war mir nicht wohl bei der Sache.

Ehe er in das Dampfboot stieg, legte er Katjas Arm in den meinigen und sagte eindringlich zu ihr:

„Ich lasse Oskar als Deinen Vormund zurück, versprich mir, daß Du ihm folgen willst."

„Ich will's, ich habe es ihm schon neulich versprochen," sagte sie weich und sah mit einem langen Blick an mir empor.

„Um so besser," sagte er erleichtert. — „Oskar, ich lege Dir mein Kleinod ans Herz."

Es war aber, als könne er sich nicht von ihr losreißen, denn als schon das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, eilte er noch einmal zurück und drückte sie an sich.

Ich schlug nach Tische, um das t«ts-cVtörs abzukürzen, einen Besuch in der Nachbarschaft vor. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen waren wir zufällig mit einer älteren Dame bekannt geworden, die großes Gefallen an Katja zu haben schien, und uns schon mehrmals die Zusage abgenommen hatte, ihr schönes, eine Stunde entlegenes Anwesen in Augenschein zu nehmen. An dieses Versprechen erinnerte ich nun Katja, und sie mar gleich bereit, wie immer, wenn ich einen Wunsch äußerte. Sie erhob sich sofort, um Hut und Sonnenschirm zu holen, und ein paar Minuten später waren wir schon aus der Wanderung.

Auf dem ganzen Weg sprach ich ihr nur von Konrad und ich legte in meine Worte mehr Wärme, als es sonst meine Art ist. Ich schilderte ihr unser brüderliches Zusammenleben auf der Hochschule, seine Hingebung sür mich, die Nächte, die er während meiner Krankheit an meinem Bett durchwachte, all die unvergeßlichen Stunden der Jugend, die in meiner Seele lebten; sie hörte gelassen zu, ohne mich zu unterbrechen oder aus mich einzugehen; es mar gerade, als glitten meine Worte an ihr herunter und sielen stumpf zu Boden. An dieser kühlen Haltung erlosch das Feuer meiner Beredtsamkeit und ich verstummte.

Die Dame empfing uns mit lebhaften Aeußerungen der Freude. Sie war Wittwe, kinderlos, lebte seit Jahren aus dem Lande, wo ihr, wie sie sagte, selten so angenehme Ueberraschungen zu Theil wurden. Sie küßte Katja auf beide Wangen, nannte sie ihre schöne wilde Steppenblume, bei deren Anblick ihr immer das Herz aufgehe, und nöthigte uns gleich in ihrer kleinen Jasminlaube am Eingang Ersrischungen auf. Auch mir sagte sie sehr viel Schmeichelhaftes, versicherte, sie habe nie ein Paar gesehen, das

so schön zusammen tauge, denn es könnte für dieses zarte Blumengesicht keine glücklichere Folie geben, als meine dunkle Hautfarbe und meine schwarzen Haare, kurz, ich ersah aus ihren Worten, daß sie mich mit Konrad verwechselte, von dem sie die beste Meinung zu haben schien. Dies durfte mich im Grund nicht Wunder nehmen, denn sie hatte bei unseren gemeinsamen Spaziergängen Katja stets an meinem Arm gesehen, mitunter mar sie auch uns beiden allein begegnet. Als wir ihren Jrr-thum aufklärten, zog sich das Gesicht der guten Dame etwas in die Länge, aber Katja benahm sich mit so viel Tact und Würde, sie klagte so natürlich und anmuthig über die häufige Strohwittmenschaft, zu der sie der Beruf ihres Gatten verdamme, behauptete, ich sei der einzige Mensch, auf den sie eifersüchtig sein könnte, da Konrad mehr als einen Bruder, sein anderes Ich in mir sehe — daß die kleine Wolke gleich verschwand und keine Spur zurückließ.

Wir wurden durch das enge Gehöft geführt, bekamen Wiesen, Felder und Stallungen wie auch die schon gefüllten Scheunen zu sehen; da aber Katja keinerlei Interesse für Landwirthschaft zeigte, stiegen wir gemeinsam nach dem höher gelegenen Forst hinauf, der sich viele Stunden weit aus-dehnte. Bei dieser Gelegenheit kehrte Katja eine ganze neue Seite ihres Wesens hervor, sie benahm sich auf das Gesetzteste, sprach mit der würdigen Dame von lauter ernsthaften Gegenständen, wie Kindererziehung und Unsterblichkeit der Seele, ließ sie von ihrem seligen Gemahl und ihrem am Scharlachfieber gestorbenen Söhnchen erzählen, und schlug ihre gefühl-vollsten Saiten an, mit denen sie die gute Dame völlig bezauberte.

Ein rascher Gemitterregen trieb uns ins Haus zurück, als die Sonne sich schon zu neigen begann; ich bat die Hausfrau, von deren musikalischer Begabung ich schon gehört hatte, uns etwas vorzutragen, und sie willfahrte ohne Säumen. Sie spielte ein Beethovensches Stück, während die Schloßen an die Fenster schlugen, und übertäubte mit ihrem mächtigen Anschlag zu-weilen die Stimme des Donners. Als sie geendet hatte, blickte schon wieder die Sonne durch das Fenster, und ich wollte an die Heimkehr mahnen. Aber Katja, die mährend des Spiels kaum an sich halten konnte, denn es war ihr unerträglich als ZuHörerin in: Hintergrund zu stehen, sprang noch ehe der letzte Ton verklungen war, auf, fiel der Spielenden um den Hals und bat sie zum Gesang zu begleiten. Die gute Dame er-klärte sich natürlich mit Vergnügen bereit; es wurden Noten gebracht, Katja sang mehrere Schubertsche Lieder mit weit mehr Kraft und Groß-heit als ich ihr zugetraut hatte. Ueber das Clavier geneigt, lauschte sie mit halboffenem Munde; dann brach' ihre Stimme los, wild und zügellos wie Wasser, das durch die geöffneten Schleusen herunterstürzt, ihre ganze Erscheinung verwandelte sich und zuckte auf wie eine Flamme; ich hatte sie nie so schön und so durchleuchtet gesehen.

Von Fortkommen war nun keine Rede mehr; ein Lied folgte auf

das andere, Katja mar wie berauscht und schien sich am Genuß des eigenen Wesens nicht sättigen zu können.

Die neue Freundin'drang mit herzlicher Gastlichkeit in uns, zum Abendimbiß zu bleiben, und da es unterdessen doch schon spät geworden mar, willigte Katja ein, vorausgesetzt, daß ich damit zufrieden sei — mir blieb natürlich nichts übrig als zuzustimmen.

Schon standen einzelne Sterne am Himmel, als wir endlich aufbrachen. Die gute Dame begleitete uns bis an die Grenze ihrer Besitzungen und hielt uns noch bei ihren Blumenbeeten zurück, um für Katja einen Strauß Georginen und später Rosen zu pflücken. Ich lehnte unterdessen mit der Cigarre im Mund am Gartenthor und starrte gedankenlos in die Luft; dabei übersah ich es, daß Katja sich neben mich gestellt hatte, und in der Zerstreuung blies ich ihr einen vollen Rauchwirbel gerade ins Gesicht. Zur Entschuldigung meiner Ungeschicklichkeit wollte ich die Wölkchen mit der Hand zertheilen, aber Katja ließ es nicht zu. sie hielt meine Hand fest und sog, tief und langsam athmend, den Rauch ein, indem sie mit zurückgebogenem Kopf aus halb gesenkten Wimpern an mir emporsah. In einer Art traumhafter Verzauberung achtete ich nicht auf ihr seltsames Betragen, ja, es kam mir nicht einmal zum Bewußtsein, bis mir späterhin der Sinn dieses Vorgangs klar ward.

Die Landstraße mar schon wieder trocken, und als mir den mit Nadelhölzern vermischten Laubwald betraten, fanden wir zu unserem Erstaunen, daß auch hier der Boden nicht so durchweicht mar, wie wir gefürchtet hatten; der kurze Regen mar durch die dichten Baumwipfel nicht ganz hindurchgedrungen und hing noch zum Theil in dem Gezweig, von dem er langsam niedertropfte.

Katja schürzte ihr Kleidchen hoch herauf und schritt mit den kleinen hohen Stiefelchen muthig voran, indem sie sich fest auf meinen Arm stützte, um nicht auszugleiten. Im Wald war es schon dunkel; phantastisch geformte Bäume standen wie krüppelhafte Riesen am Weg und schienen uns zurückzuscheuchen. ein Bächlein rauschte in der Nähe, die ganze Natur nahm an der Stimmung theil, die Katjas wilder schwermüthiger Gesang heraufbeschworen hatte. Sie selber war bewegt und ernst, sie drückte mir von Zeit zu Zeit den Arm und sah mich mit den berückenden Augen an, als seien mir zwei allein auf der Welt und alle andere Bande von uns abgefallen.

Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben, von ihrer freudlosen Jugend, ihrer traurigen ersten Ehe, der Herzensöde inilten im Taumel großstädtischer Genüsse, von der rastlosen Sehnsucht nach Höherem und Besseren,, selbst nach Schmerzen und Opfern, einer Sehnsucht, die.sie zuerst nach Deutschland getrieben hatte; sie verglich sich einer Undine, die aus ihren kühlen Wasserreichen heraufsteigt, um durch die Liebe eine Seele zu gewinnen, und dabei drückte sie meinen Arm an die Brust, und sah mich mit den

tiefen schimmernden Augen an, als wollte sie sagen: Nun haben mir uns gefunden, nun ist Alles gut.
Auch Konrad nannte sie hin und wieder, aber sie sprach von ihm, wie von einem fernen lieben Freunde, der seit langen Jahren aus unserem Lebenskreis entrückt ist. Und allmählich lagerte es sich wie ein leichter Nebel um meine Erinnerung, daß auch mir das Gestern in einer grauen Ferne vorschwebte; ich wunderte mich nicht mehr über den Ton, in dem sie von ihrem Gatten sprach, ich dachte an ihn wie an den Freund meiner längst entschwundenen Jugendtage und vergaß, daß ihn nur ein paar Meilen von uns trennten, daß meine Hand noch vor wenig Stunden den Druck der seinigen empfangen hatte. So schritten mir beide, von einem unerklärlichen Zauber befangen, immer weiter in den verwünschten Wald hinein.
Plötzlich warf Katja ganz unvermittelt in unser Gespräch die Frage, warum ich damals in Partenkirchen ihrer Bekanntschaft ausgewichen sei, aber sie wartete meine Antwort nicht ab, sondern rief schnell:
„Nein, sage nichts, ich weiß es schon. Du wolltest mich nicht kennen lernen, weil ich Dir mißsiel. Aber jetzt gefalle ich Dir ein klein wenig, nicht?"
Sie sagte diese letzten Woite in so liebenswürdig bittendem Ton, daß ich unwillkürlich ihren Ann fester drückte, was von ihr lebhaft erwidert wurde.
Noch eine Strecke Wegs legten mir schweigend zurück, während sie immer schwerer und schwerer an meinem Arme hing.
„Ich bin so müde, so müde," klagte sie, „und doch ist mir so mohl wie noch nie, ich wollte, dieser Spaziergang nähme nie ein Ende."
Aber noch hatte sie nicht ausgesprochen, als sie mit einem leisen O' zusammenknickte und mich beinah im Sinken init sich riß. Sie hatte mit dem Fuß unvorsichtig an eine Baumwurzel gestoßen und klagte, sie habe sich eine Sehne verzogen und könne nicht mehr auftreten. Ich tröstete sie, daß dieses Nebel von keiner Bedeutung sei und daß der Schmerz in Kurzem von selbst aufhören werde. Ein paar Schritte vom Weg lagen ini Gehölz dicke Baumstämme gefällt und übereinandergemorfen. Dorthin trug ich sie, ließ sie sorgfältig auf den rauhen Sitz nieder, den ich zuvor mit meinem Tuch abtrocknete, und wollte neben ihr stehend abwarten, bis der Schmerz vorüber sei. Aber ihr Kopf sank nach der Seite über, als suche er eine Stütze, daß ich mich zu ihr setzen und sie mit dem Arme aufrichten mußte.
Sie lehnte sich an meine Schulter und schloß die Augen. Ich fragte besorgt, was ihr fehle.
„Nichts," sagte sie, „ich bin so glücklich, ich möchte vergehen, jetzt in diesem Augenblick, o wer so stirbt, der stirbt wohl."
Doch nach einer kleiner Weile schlug sie langsam die dunkeln Wimpern

wieder auf, ein fremdes, sehnsüchtiges Lächeln trat auf ihre Lippen, sie streckte beide Anne nach mir aus, zog meinen Kopf zu sich herunter und flüsterte mit weicher, ganz verwandelter Stimme:
„Oskar, ich gebe Dir jetzt den Kuß zurück, den Du mir vorhin durch den Rauch gabst."
Und ehe ich mich dessen versah, fühlte ich ihre Brust an die meinigc gepreßt, und ihr heißer Athem versengte mich.
Als hätte der Blitz neben mir eingeschlagen, so stieß ich sie weg und fuhr in die Höhe.
Konrads Name war das Einzige, was ich mit gelähmten Lippen zu stammeln vermochte — und ich mag ihn ausgesprochen haben, wie ein frommer Katholik den seines Heiligen in der Stunde der Roth.
Katja blieb sitzen, sie schüttelte nur leise den Kopf, wie über eine unbegreifliche Thorheit, und sagte mit demselben fremdartigen Lächeln:
„Er hört Dich nicht. — Was schadet es ihm, wenn wir glücklich sind?"
Ich bekämpfte alle auf mich einstürmenden Dämonen, und erinnerte sie an das, was wir beide Konrad schuldig waren.
Katja hielt ihre zauberhaften Augen unverwandt auf mich geheftet und fagte leise:
„Oskar, täusche Dich nicht; die Liebe ist zu groß und heilig, als daß sie eines Menschen Eigenthum sein konnte. Soll man ewig das Gestern nachschleppen wie ein Sträfling die Kugel am Fuß? Konrad ist das Gestern; aber in Dir ist das Heute, das Morgen und die ganze Ewigkeit!"
Ich bezwang das Zittern meiner Stimme und hieß sie mit gekünstelter Härte aufstehen und dieser Scene ein Ende machen.
Sie gehorchte, sank aber sogleich wieder zurück und stöhnte: „Mein Fuß! — Du bist grausam, aber darum liebe ich Dich."
Nach mehreren vergeblichen Versuchen, bei denen ich sie nicht unterstützte, gelang es ihr aufzustehen. Sie trat ganz nahe auf mich zu und sagte mich fest anblickend:
„Ich folge Dir, weil Du es haben willst, weil ich Alles thun muß, was Du begehrst; nicht wegen meiner sogenannten Pflicht."
Es mar nicht Härte, sondern Feigheit, daß ich sie nicht einfach auf die Arme nahm und nach Hause trug, wie es Konrad so oft gethan hatte. Ich fürchtete den Kopf zu verlieren, wenn ich ihr Herz wieder an dem meinigen klopfen fühlte.
Von der einen Seite auf meinen Arm, von der andern auf ihren Schirm gestützt, schleppte sie sich, mühsam den Fuß nachziehend, weiter. Ich sah wohl, daß ich sie so nicht bis nach Hause bringen konnte, und in meiner Rathlosigkeit kam mir endlich ein rettender Kedanke.
Beim Eingang des Waldes waren wir an einem einzeln stehenden

Gehöft vorübergekommen, wo Bauer und Bäuerin vor der Hausthür saßen, er eine Pfeife rauchend, sie mit einem säugenden Kind an der Brust. Sie hatten uns mit ländlicher Höflichkeit begrüßt und als Mann und Frau angeredet; Katja mar stehen geblieben^ um ein paar Worte mit den Leuten zu wechseln, und mährend des Gesprächs hörte ich hinter der Stallthüre ein Pferd wiehern.

Dorthin brachte ich sie jetzt zurück. Die Eheleute waren schon zu Bett, aber auf mein Klopfen erschienen Beide am Fenster, ich hörte sie unter einander sprechen und begriff aus ihrem Geflüster nur so viel, daß sie den Unfall der schönen Frau beklagten; aber ganz zuletzt erschien ein halb verschlafener Bauernjunge von etwa vierzehn Jahren, der auf meine Bitte und gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes das Pferd aus dem Stall zog und es an einen rohen Leitermagen spannte, der zum Einheimsen der Ernte dienen mochte.

Ich wollte gegen das schlechte Fuhrwerk Einspruch erheben, aber der Bursch versicherte, daß auf eine halbe Stunde im Umkreis kein besseres zu finden fei, und so mußten wir uns bequemen. Ich hob Katja hinauf, mir setzten uns auf die Latten, Eins dem Andern gegenüber, der Junge ergriff die Zügel, und fort ging es mit einem mark- und beinerschütternden Gerumpel. Erst als wir bergauf fuhren, ließ das Rütteln und Schütteln ein wenig nach.

Ich drückte Katja mein Bedauern über ihre unbequeme Lage aus, aber sie sagte ruhig: v

„Es schadet nichts; eine Frau, die ihren Mann in das Exil nach Sibirien begleitet, hat es nicht einmal so gut."

Wahrhaftig, so auf unseren Latten sitzend, mochten mir das Bild zweier deportirter Verbrecher darstellen.

So brachte ich sie nach Haus. Als sie von mir und dem Diener unterstützt die Thür ihres Zimmers erreicht hatte und ich dort ihren Arm fahren ließ, faßte sie meine beiden Hände, preßte sie zusammen und sah mir fest ins Gesicht.

Ich kehrte ins Freie zurück; das Gemitter, dessen Schwüle mich schon lange beklemmte, hatte sich jetzt entladen und tobte mit seiner ganzen Gewalt in meiner Brust. — —

(schlug folgt,?

Francesco (ürispi.

von

Sigmund Münz.

— Venedig, —

I.

!Iie miederholten Reisen, die der italienische Ministerpräsident, seitdem er am Ruder der Regierung ist, zweimal allein zum Besuche des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh und einmal als Begleiter des Königs Humbert zum Besuche des Kaisers Wilhelm II. in Berlin, nach Deutschland unternommen, haben den Namen des Sicilianers, der die Geschicke Italiens derzeit lenkt, nicht wenig populär auch jenseits der Alpen gemacht. Die Abneigung, die man in Deutschland früher conservativerseits gegen den einstigen italienischen Revolutionär hegte, der nicht nur die innere, sondern auch oft genug die äußere Deutschland wohlwollende Politik früherer Ministerien bekämpfte, hat sich längst in Sympathie für ihn verwandelt — in eine Sympathie, die sich in den Spalten deutscher Zeitungen nicht selten als unbedingte, ja überschmängliche Bewunderung Francesco Crispis äußert.

Gegenstand dieser Skizze kann es nicht sein, das reichbewegte Leben Crispis erschöpfend zu erzählen; aber immerhin mag unsere Darstellung dazu beitragen, durch bestimmtere Hervorhebung einiger Züge aus dem Charakterbilde des italienischen Ministerpräsidenten dem Tadel gegenüber, den man in Deutschland früher dem Revolutionär Crispi angedeihen ließ, wie dem Lobe gegenüber, das man jetzt an dem an der Tripelallianz im Allgemeinen und an dem Bunde mit Deutschland im Besonderen festhaltenden Minister des Aeußeren reichlich austheilt, eine gerechtere

Auffassung herzustellen — eine Auffassung, die dem Schreiber dieser Zeilen nicht von „ira et 8w<1win" eingegeben ist.

Francesco Crispi ist am 4. October 1819 zu Ribera, einem kleinen Orte in der Provinz Girgenti in Sicilien, geboren. Er wuchs auf unter den unmittelbaren Eindrücken der despotischen Regierung der in Neapel residirenden, aber auch über Sicilien herrschenden Bourbonendynastie. Er hatte kaum seine Nechtsstudien an der Universität Palermo vollendet, als er, erst 19 Jahre alt, schon als selbständiger Advocat vor Gericht plaidirte. Es war eine Strafsache, die er bei seinem ersten Plaidoyer vertrat. Der Lumpenkerl, den Crispis frühreifes Talent für die Gesellschaft rettete, ist bis auf den heutigen Tag dem italienischen Ministerpräsidenten nicht aus deni Gedächtnisse entschwunden. Es war ein Individuum aus Corleone bei Palermo, einem Städtchen, das damals wegen der Häufigkeit, mit der sich dort blutige Verbrechen wiederholten, einen traurigen Ruhm genoß. Der von Crispi uertheidigte Bösewicht hatte sich bei Nacht in das Haus eines Greises eingeschlichen, mit der Absicht daselbst zu stehlen. Bei dem von dem Gauner verursachten Geräusch erwachte der Greis. Der Dieb ward verblüfft und fürchtete, der Alte könnte Lärm schlagen, und so kam er auf den Gedanken, diesen zu ermorden. Nachdem er auf den Schädel des unglücklichen Greises losgeschlagen, ergriff er die Flucht und nahm als Beute nur eine elende kleine Summe mit sich. Der junge Advocat Crispi plaidirte zwar auf „schuldig", aber er suchte doch darzuthun, daß das Verbrechen größer gewesen sei, als die Absicht, und daß der Angeklagte ursprünglich nur mit dein Vorhaben gekommen märe, zu stehlen. Es muß ein geschicktes Plaidoyer gewesen sein, denn es überzeugte die Richter. Der erste Client des gegenwärtigen italienischen Cabinetschefs war dem Scharfrichter entronnen und wurde der Galeere übergeben.

Aus dem Aduocaten Crispi ward bald ein Journalist. „I/Orölyo", so hieß das Blatt, dessen Eigenthümer, Administrator und verantwortlicher Redacteur Crispi war. ,,1,'OrstLo", so genannt nach einem kleinen Flusse, der sich in einiger Entfernung von Palermo ins Meer stürzt und dessen Bett nicht selten völlig austrocknet. Crispis Blatt handelte nicht nur über Wissenschaft, Literatur und Theater, fondern auch über Moden und „guten Ton". Nußer Crispi fungirten noch die beiden Brüder Tommaso und Onofrio Abate, von denen der eine heute todt ist, während der zweite als Abate Pascha in egyptischen Diensten steht, als Hauptredacteure. Von Politik durfte das Blatt nichtsprechen. Damals mußte derIournalismus in Sicilien der Maxime huldigen „l'ai'ilin äe voo, cie pi-incir^ nidil". Mit zwanzig Jahren machte Crispi Verse, die er auch gelegentlich veröffentlichte. Er verfluchte die Tyrannen und drohte mit seinen poetischen Vannesblitzen dem Papst, welcher der Verbündete jener Duodezfürsten war, die Italien knechteten.*)

*) Vgl, liovu« Inwi'l^tiomilV, VI, 2. 188!).

Als Secretär des Geheimbundes ..Lonntaw »ßFioto ßiculo-nn^ole-
tnno", der es sich zur Aufgabe machte, eine intimere Verbindung zwischen den neapolitanischen und den sicilischen Revolutionären herzustellen, welchen beiden die bourbonische Dynastie gleich sehr verhaßt war, hatte Crispi Gelegenheit, bereits in jungen Jahren im Interesse der nationalen Ideale, die in seiner Seele gährten, fruchtbar zu wirken.

So hatte er denn, als das große Jahr 1848 heranrückte, bereits eine gewisse politische Vergangenheit hinter sich. Er wurde als Deputirter in das Generalparlament gewählt, das am 25. März in Palermo zu-sammentrat, und da ließ er seine Stimme laut werden für die Absetzung der regierenden Dynastie.

Mit den ihnen zu Gebote stehenden Waffen wurden aber die Bourbonen von Neuem Herren der Insel, und Francesco Crisvi mußte im Jahre 1849, init 42 Gesinnungsgenossen verbannt, ins Exil wandern.

In jener Periode seines Lebens glich er dein Menschensohn, der heute nicht weiß, wo er morgen sein Haupt niederlegen wird. Das sechste Decennium unseres Jahrhunderts ist es, in das die eigentlichsten Wander-jahre des Sicilianers fallen. Wie ein gehetztes Wild durchjagte er West- und Südeuropa. Vertrieben von den Penaten seiner Heimatinsel, die unter dem ihm tiefverhaßten Bourbonenjoche schmachtete, war er lange zu dem Kainsloose eines unstäten und flüchtigen Daseins verdammt, und er hat eine Odyssee erlebt, die, insofern sie sich zum großen Theile an den Gestaden des Mittelmeers abspielte und zehn Jahre dauerte, mit den Irrfahrten des göttlichen Dulders eine besondere Aehnlichkeit hatte. Welcher italienische Patriot — wenn wir von den Piemontesen, die unter einen» freieren Regiment lebten, absehen — hätte auch damals nicht das thränenbenetzte Brot der Verbannung genossen? Und sogar in Piemont, wo doch in den eisten fünfziger Jahren Cauours mächtiger und freier Geist die Ver-hältnisse zu beherrschen anfing, durfte Crisvi nicht bleiben, denn der große Staatsmann mies den sicilischen Revolutionär wegen Netheiligung an dem Mailänder Putsch von Turin aus. Dieser ging nach Malta, aber auch dorthin verfolgte ihn das Argusauge Cavours. Crispi versuchte es mit Paris; aber in Folge des Orsini-Attentats wies ihn die Polizei Napoleons auch von dort aus. Er setzte über den Canal, und wir finden ihn in London unter den Planeten, welche die Sonne Mazzini umkreisten. An der Themse durfte der große Genuese, der Messias der republi-kanischen Verschwörer Italiens, frei seine feurigen Lehren predigen. Die ganze italienische Verbannten-Colonie, Mazzini an ihrer Spitze, war von Haß gegen den Franzosenkaiser erfüllt, und so sehr Crispi auch nach und nach ansing bei aller Verehrung für den Propheten der „Niovins Italic die republikanischen Ideale desselben dem Hauptgedanken der Einigung Italiens zu opfern, und fo sehr er auch lernte, sich für die nationale Mission der savoyischen Dynastie zu erwärmen, so theilte er doch Mazzinis

Opposition gegen die Allianz des Sabaudenkönigs mit dem Korsen. Und knüpfte Crispi auch manche Hoffnung an Victor Emanuels Namen, so mar ihm doch Mazzini der Patriot der Patrioten. In früheren Jahren hatte er sich zwar an den ficilischen Aufständen gegen die Bourbonen betheiligt, dann aber lernte er die Hoffnung aufgeben, daß Sicilien auf eigene Faust mit Erfolg revoltiren könne; er sah bald ein, daß erst die Unabhängigkeit Ober- und Mittel-Italiens die Neapels und Siciliens mit sich bringen werde.

So beschließt er denn, von London nach Sicilien aufzubrechen. Er wirft seinen guten von den Vätern ererbten Namen weg und vertauscht ihn mit dem erotischen Manuel Pareda, um die Heimatinsel, aus der ihn ein Bourbonen-Ukas schnöde verstoßen hat, unter fremdem Namen wieder betreten zu können. Als Manuel Pareda figurirt er dann auf einem Paß der argentinischen Republik, den er sich zu verschaffen wußte, und unl die Mitte Juli 1859 verläßt er London. Der neugebackene Manuel Pareda ist Kaufmann, hat graues Haar, ist glatt rasirt bis auf die englischen Cotelettes, die fein Antlitz zieren, und trägt eine blaue Brille. Manuel Pareda ist ein nüchterner Geselle, hat nur kaufmännische Interessen, führt keine Bücher, keine Journale und ähnliches überflüssiges Zeug im Reisesacke mit sich. Am 25. Juli trifft er in Neapel ein. Seit 11 Jahren hat Crispi die Residenz der Bourbonen, in der er früher dem Berufe des Advocaten obgelegen, nicht gesehen. Er besucht die Orte, die ihm einst die liebsten gewesen. Neapel feiert gerade die Thronbesteigung des neuen Königs Franz II. Crispi nimmt an, der neue Herrscher werde ein seines „großen und frommen Vaters" Ferdinand würdiger Nachfolger sein, und schwört, ehe ihn das Schiff nach Sicilien entführt, dem neuen Tyrannen Haß und Rache. In Sicilien angekommen,- lehrt er die Freunde gute Bomben herstellen, und nachdem er Alles für die Revolution vorbereitet hat, scheidet er von der Insel. „Auf Wiedersehen am 4. Ottober!" das mar das letzte Wort, das ihm die Freunde zuriefen. Der 4. October, der vierzigste Geburtstag Crisvis, das sollte der clios ira« für den bourbonischen Tyrannen sein. Rasch kehrte Crispi nach London zurück. Im Nu verwandelt sich der Argentiner Manuel Pareda in Tobias Glivaie aus Malta, also einen englischen Unterthan. Wie war aber Tobias enttäuscht, da sich die Dinge in Sicilien so ganz anders entwickelten, als er erwartet hatte. Die Freunde waren saumselig, und es kam nicht, wie dies verabredet war, am 4. October 1859 zu dem beabsichtigten Aufstande. Das waren traurige Tage für Crispi, der sein Sicilien so sehr liebte. Am 7. Nov. 1859 schreibt er auf dem Schiffe in sein Tagebuch: „Wir erwachen zwischen der Insel Paittelleria und Sicilien . . . Der Anblick Siciliens, der Gedanke, es verlassen zu müssen, ohne dasjenige, was ich gehofft hatte, für dasselbe gethan zu haben, quält mich entsetzlich. Der Heimatboden

übt eine so mächtige Anziehung auf meinen Geist, daß ich mich in die Wellen werfen und sie schwimmend durchmessen möchte, um die Eide Siciliens zu küssen. Das Exil ist die grausamste Strafe, die man über einen Bürger verhängen kam."

Erst den „Tausend von Marsala" war es unter Führung Garibaldis und bedeutender Mitwirkung Crispis vorbehalten, Sicilien für das italienische Vaterland zu erobern.

Mit 1861 beginnen Crisvis Meisterjahre. Seit dem Tage, an welchem sich das sardinische Parlament in das italienische verwandelte, bis auf den heutigen Tag hat er ununterbrochen in der Kammer gesessen. Zuerst Deputirter des sicilischen Städtchens Castelvetrano, vertauschte er später dieses parlamentarische Mandat mit dem von Tricarico, und nun ist er seit Jahren Vertreter von Palermo. Die Epoche, in der er als parlamentarischer Oppositionsmann in der Kammer saß, umfaßt, wenn man von einer kurzen Unterbrechung im Winter 1877 auf 1878 absieht, während deren er Minister des Innern war, den Zeitraum von 26 Jahren. Der Vertreter der Stadt Palermo saß stets in den Reihen der Linken.

Als parlamentarischer Redner ist Crispi ganz Italiener und praktischer Staatsmann. Schönrednerei ist ihm fremd. So wie er sich als praktischer Charakter während der italienischen Revolution bewährte, so giebt er sich auch in seinen Reden als entschiedener Praktiker; er ergeht sich selten in historischen Reminiscenzen und vollends meidet er schöngeistige oder gar sentimentale Phrasen. Er wurzelt aber ganz im ‚M8orssimßllto uaöiormls". Warf er je einen Rückblick auf die Vergangenheit, fo ist es die Bourbonen-Herrschaft über seine Insel-Heimat, deren er in Verbitterung gedenkt. Nie wird er müde zu betonen, daß Italien Eins ist und daß die Provinzen innerhalb Italiens nur einen localen und historischen, keineswegs aber mehr einen actuellen oder gar privilegirten Factor ausmachen

Crispi glaubt sein demokratisches mit dem monarchischen Bekenntnisse sehr wohl vereinigen zu können. Als die „Tausend" bei Marsala landeten, da stimmte er mit ein in den Ruf „Es lebe Italien und Victor Emanuel", und 19 Jahre später hören wir ihn in einer Ansprache an die demokratische Gesellschaft von Palermo sagen: „Manchem erscheint die Demokratie als Gegensatz zu der Monarchie. Italien aber hat es verstanden, das große Problem zu lösen: die Demokratie mit dem Principal zu vereinigen. Unsere Verfassung hat eine breite demokratische Grundlage, und Ilalien besitzt innerhalb der Monarchie alle Freiheiten, wie sie kaum Republiken zu haben pflegen. Ein Hoch demnach der Demokratie mit dem König." Es hat Crispi allerdings nicht an Gegnern gefehlt, die ihn „einen Mazzinisten aus Ueberzeugung und Monarchisten aus Opportunismus, Interesse und Ehrgeiz" nannten. Und wie sehr er auch in der Kammer den Cato spielte, so kehrte er doch andererseits bei jeder Gelegenheit den

Parteimann hervor, und es bedurfte bei ihm einiger Resignation, wenn er, als ihn die Kammer zum Präsidenten mahlte, von jenem Posten aus, wo sein Vorbild und Gesinnungsgenosse Rattazzi in der Zeit, in der Turin Hauptstadt Italiens mar, so oft gesessen, sagte: „Ich werde stets den Platz im Auge behalten, auf den mich Ihr Vertrauen berufen, und zu vergessen suchen, von wo ich gekommen bin."

Längst mar Crispis Ruf über die Grenzen Italiens hinausgedrungen, als er bei einer im Herbst 1877 unternommenen Reise den maßgebenden Politikern Europas von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat. Sein Name war damals in Aller Munde. Ohne mit einem ofsiciellen Mandat der vaterländischen Regierung ausgestattet zu sein, wanderte er von Hauptstadt zu Hauptstadt. Man sah ihn in Wien, Budapest, Berlin und London. In Berlin wurde er von parlamentarischer, insbesondere aber nationalliberaler Seite außerordentlich gefeiert, und es fehlte nicht an Trinksprüchen auf die Verbrüderung zwischen Deutschland und Italien. Der Traum von damals hat sich seither in der Weise verwirklicht, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien heute als Verbündete über den Frieden in Europa machen oder doch wenigstens zu machen glauben. Crispi aber leitet heute die auswärtigen und die inneren Angelegenheiten seines Landes mit einer für einen Siebzigjährigen seltenen Energie.

Es ist jetzt schon das dritte Jahr, daß Crispi als Cabinetschef Italien regiert — regiert mit einem parlamentarischen Anhange, der ihm bisweilen mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Willfährigkeit ergeben mar. Als Depretis am 31. Juli 1887 von der Schaubühne dieser Welt abtrat, da stellte die öffentliche Meinung Italiens den Sicilianer Crispi als den natürlichen Nachfolger des verstorbenen Ministerpräsidenten hin; denn die Seele des letzten Cabinets Depretis war ohnehin derjenige gewesen, dessen Namen nach Depretis' Tode das neue Cabinet schon trug, ehe es als solches ofsiciell ins Leben getreten war. Die politische Evolution, die sich durch Depretis' Tod ergab, war die Entwicklung von einem, wenn auch ofsiciell anders genannten, Cabinet Crispi-Depretis (Crispi mar Minister des Innern, Depretis Ministerpräsident und gleichzeitig Minister des Aeußern) zu einem wirklichen Cabinet Crispi.

Crispi kam im Jahre 1887 nicht zum ersten Mal auf die Ministerbank. In einer historischen Epoche nämlich, in jenen Wintertagen des Jahres 1878, als der erste König des einigen Italien und der letzte Papstkönig des Kirchenstaats aus dem Leben schieden, da verwaltete er im zweiten Cabinet Depretis durch drei Monate das Nessort des Innern. Die Tüchtigkeit, mit der er damals seinem Amte vorstand, ist den Italienern in lebendiger Erinnerung geblieben. Er schob, als die Cardmäle nach Pius IX. Tode das Conclave abhielten, in weiser Mäßigung die Er> öffnung des Parlaments hinaus, um der Welt zu zeigen, daß die italienische Regierimg das „Garantiegesetz" achte. Er war opportunistisch genug, um

einem Gesetze, das die seinem Standpunkte gegnerische conservative Partei nach gemissen ihm, dem Nationalisten, wenig sympathischen Principien ins Leben gerufen hatte, keine Hindernisse zu bereiten, sobald er selber am Ruder war. Er wollte es verhindern, daß etwa ungestüme Palamentarier in der offenen Kammer unzeitgemäße Interpellationen betreffs des Conclaves an das Cabinet richteten oder gar das Cardinalscollegium durch irgend ein scharfes Wort verletzten.

So brachte man denn dem Sicilianer, als er im Sommer 1887 Cabinetschef wurde, auch conservativerseits einiges Vertrauen entgegen, und dies kam in der Weise zum Ausdrucke, daß, als im October jenes Jahres in Turin ein Banket zu Ehren Crispis stattfand, sich an demselben auch manche Politiker aus der Schule Cavours betheiligten. Der selbstbewußte, um das Vaterland so sehr verdiente Sicilianer wies damals in einer großen Rede nicht mit Unrecht auf seine Vergangenheit hin, von der er sagte, sie zeuge hinlänglich für ihn und er könne damin aus Versprechungen verzichten. Und doch fühlte er, er müsse sich einer gegen ihn vorliegenden latenten Verdächtigung erwehren. Er hatte auf den unter seinem Vorgänger Devretis abgeschlossenen Allianzvertrag Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn, demnach zwei mehr confervativen Mächten, das Siegel seiner Autorität gedrückt; da stieg denn in eifersüchtigen Naturen der Verdacht auf, der Verschwörer von einst, der als junger Mann republikanischen und als parlamentarischer Oppositionsführer, zuletzt als Mitglied der aus den Häuptern der Linken (Cairoli, Zanardelli, Nicotera, Baccarini und Crispi) bestehenden „Pentarchie", wenigstens demokratischen Grundsätzen huldigte, habe nunmehr, auf der Höhe der Macht angekommen, seine alten Ideen abgeschworen. So belehrte er denn seine Zuhörer dahin, daß er Demokrat geblieben sei, Demokrat vom Scheitel bis zur Zehe — erfüllt von dem Bewußtsein, daß der Staat um des Individuums willen nnd nicht das Individuum um des Staates willen da sei, und beseelt von dein Streben, auch den socialen Bedürfnissen der unteren Schichten der Gefellschaft zu dienen. Die Lösung der „socialen Frage" hat er überhaupt nie von seinem demokratischen Programm getrennt. Als er angesichts der bevorstehenden Kaminermahlen am 15. Mai 1886 in der Aula der „8««ist!> lilarmoiiivu, Lollini" zu Palenno vor den Arbeitern dieser Stadt sprach, da apostrophirte er dieselben mit den Worten: „Ihr seid der erlesenste Theil des Volkes, Ihr gebt der nationalen Armee die Kernkraft, Ihr seid die Quelle des Volkswohlstandes"; und er fügte hinzu: „Das achtzehnte Jahrhundert emancipirte das Bürgerthum, das neunzehnte Jahrhundert wird die Volksmassen befreien. Erst wenn dies geschehen, wird Friede in der Gesellschaft und wahre Gleichheit hergestellt sein, und erst dann wird unser Land im Besitze der moralischen Einheit sein, wenn es nur jenen einen Unterschied giebt, der sich auf Verdienst und Talent bezieht. Der Bürgerstand hat bereits Alles erlangt, denn er ist Herrscher in der Welt der politischen

und administrativen Ordnung, und da der nationale Reichthum ihm gehört, allmächtig in der wirthschaftlichen Sphäre. In weniger als einem Jahrhundert ist die Erde von den Fesseln der Feudalwirthschaft und des Fideicomisses befreit morden, und zum Wohl des Bürgerthums bildete sich das Bank- und Börsenwesen aus. Im Besitze von Geld und Boden, hat die „Loi-jcho8iH" die unbestrittene wirthfchaftliche Herrschast, diese aber sichert ihr die politische Herrschaft. Den unteren Volksklassen dagegen fehlt Alles; mit Roth erheben sie sich jetzt aus ihrer Unterdrückung. Die Arbeiter müssen von dem Cklavenjoche erlöst werden, das ihnen ihre Unwissenheit und der Capitalismus auferlegen." Im Interesse der Arbeiter verlangte Crispi — der oppositionelle Deputirte Crispi — Entschädigung der Deputaten für ihre Antheilnahme an den Kammersitzungen. Seine Ausführungen lauteten ungefähr: Wie foll sich der Arbeiter in die Kammer wählen lassen, wenn ihm nicht vom Staate die Mittel gewährt weiden, um während der parlamentarischen Session seine Existenz zu fristen? Materielle, moralische, ökonomische Maßregeln müssen getroffen werden, um die unteren Stände zu emancipiren. Der Staat solle Arbeitshäuser, Schlafstätten, Volksküchen, Genossenfchaftsmaganne (ma^a^ini ooopsi-ativi) errichten, um den unteren Klassen das Leben zu erleichtern. Die in Italien bestehenden Institute dieser Art seien zu unvollkommen. Den geistigen Bedürfnissen der Arbeiterklassen müsse man durch Errichtung von Elementar- und Handwerkerschulen, von Kinderasylen und durch wöchentlichen Unterricht im vaterländischen Katechismus gerecht werden — einem Katechismus, aus dem man Liebe zum Vaterland und die politischen Pflichten und Rechte lerne; denn die Erziehung des Volkes sei einigermaßen vernachlässigt. Die Arbeit müsse man auf das Niveau des Capitals bringen, damit beide einander unterstützen; augenblicklich aber habe das Capital unbegrenzte Macht. Man solle ein neues Gesetz über Arbeiterstrikes und über Schiedsrichter (prodi viri) in diesen Fällen einführen, und letztere möchten sich zu gleichen Thcilen aus Capitalisten und Arbeitern recrutiren.

Der Sicilianer allerdings, der so anläßlich der letzten politischen Wahlen im Jahre 1886 mit einiger Heißblütigkeit Reformen in Menge seinen Wählern in Palermo in Aussicht stellte, empfindet es jetzt, wo er alle Macht besitzt, nicht selten schwer genug, damals einen zu idealen Schwung genommen zu haben, und oft hat er als Ministerpräsident die fatale Aufgabe, die Geister zu bannen, die er als Deputirter heraufbeschworen. Aber gewiß darf man ihm nicht vorwerfen, daß er als Leiter der Regierung nicht manche Reformen bereits durchgeführt habe, für die er früher eingetreten ist. Mit großer Energie ausgestattet, geht er vielleicht trotz feines hohen Alters noch eines Tages daran, etwas zur Linderung des focialen Elends der unteren Klassen in Italien beizutragen.

Wir deuteten bereits oben auf Erispis journalistifche Tätigkeit hin. In den Jahren der Verbannung lebte er größtentheils von der

Feder. In Malta hatte er ein Journal „I^a Statlerw" begründet, in welchem er sich der nationalen Unabhängigkeit Griechenlands annahm, wie er denn überhaupt stets philhellenische Gesinnungen an den Tag legte. In Turin hatte er an dem demokratischen Blatte Ooncoräig," mitgearbeitet, und von Bettelhonoraren mußte er sein Dasein fristen. Er hatte für Cesanas 0»2stta 6i ?«rino", für Cattaneos „1^' ^rolnvi« storico", für den von Cesare Correnti redigirten „ki-oZi-esso" geschrieben. Daraus erklärt es sich, daß der Ministerpräsident auch noch heute den Werth einer guten Presse zu schätzen weiß und weit entfernt davon ist, sich je über den Journalismus abfällig zu äußern. Als Dr. Bottero, der Nestor des italienischen Journalismus, am 29. Dezember 1889 das vierzigjährige Jubiläum als Director der Turiner „6ä2«että 6el?op«Io" beging, da beglückwünschte ihn der Ministerpräsident in einer an den Gefeierten gerichteten Depesche mit folgenden für die Gesinnung Crispis bezeichneten Worten:

„Die Stimme des Vaterlandes, die uns so häusig in feierlichen Augenblicken aus Ihren: Blatte entgegentönte, um die Negierenden zu ermahnen und die Bevölkerung zu leiten, erhebt sich heute freudig, um in Ihnen den Mann zu begrüßen, der mit seltener Ausdauer jene Tugenden geübt hat, die, wenn sie der Journalist besitzt, die Presse zu einer nützlichen und in jedem freien Lande geachteten Einrichtung machen. Ich, der alte Vublicist, fühle mich dadurch geehrt, daß ich einst Ihr Colleze gewesen. Insofern ich aber Politiker bin, gereicht es mir zur Genugthuung, daß Sie meine Absichten zu würdigen wußten. Der Publicist und der Politiker vereinigen sich heute in nur, um Ihnen herzlich zu huldigen.

U.

Publicist und Politiker! Der Staatsmann in Crispi versteht es allerdings, sich der Publicistik für seine Zwecke ausgiebig zn bedienen. Der italienische Ministerpräsident gehört nämlich bei allen Tugenden, die ihm eigen sind, doch nicht zu denjenigen, die ihr Licht gern unter den Scheffel stellen. Da er weiß, welch eine mächtige Waffe in unseren Tagen die Feder ist, so sucht er sich sie auf alle Art dienstbar zu machen und zu dem gefügigen Instrument seines Ruhmes zu gestalten. Nie hat es ein italienischer Staatsmann wie er verstanden, sich Schriftsteller und Presse zu unterwerfen. Nicht nur die römischen Zeitungen, sondern auch die Blätter der Provinzstädte sind ihm großentheils unterthan. Francesco Crispi, der Ministerpräsident, Francesco Crispi, der Minister des Innern, oder dessen UnterstaatssecretSr im Palazzo Braschi, Francesco Crispi, der Minister des Aeuszern, oder dessen UnterstaatssecretSr im Palazzo bell« Consulta, drückt auf den Knopf des wie ein Mechanismus functionirenden neuerrichteten und dem Cabinetschef attachirten Preßapparats (Preßbureaus), und in Turin und Palermo, in Venedig und Neapel kommen sofort einige

Federn in Schwingung, die die Negierung je nach Bedarf vertheidigen oder verherrlichen. Und so sehr überbrücken die mechanischen Erfindungen unserer Tage die räumlichen Entfernungen, daß Crispi im Stande ist, in Rom zu rufen und in Berlin ein Echo zu erwecken, das sich sofort in den Spalten der einen oder der andern Zeitung gedruckt dem Publimm mittheilt. Hatte Cavour einmal einen Theil der Pariser und der Londoner Presse einigermaßen in seiner Macht, so reagirt heute — merkwürdig genug — ein Theil der conservativen deutschen Presse auf die Wünsche des demokratischen Ministerpräsidenten in Rom. Aber da handelt es sich durchaus nicht allein um sachliche Acte der italienischen Negierung, die durch tüchtige Schriftsteller verdolmetscht sein wollen, sondern auch die Person des italienischen Cabinetschefs hat das Bedürfniß, sich in schönen apologetischen und panegyrischen Darstellnngen zu spiegeln, und wie sich die Wahrheit im Allgemeinen, wenn sie sich durch das Medium poetischer Naturen bricht, zu Wahrheit und Dichtung verdünnt, so ist auch über Francesco Crispi neben der Wahrheit, die über ihn gesagt ward, nicht wenig Wahrheit und Dichtung geschrieben worden.

Wie Goethe seinen Eckermann hatte, wie Vismarck seinen Busch hat, so hat Crispi manchen Phonographen, der aber so vielseitig ist, nicht nur Worte und Thaten des Ministerpräsidenten zu wiederholen, sondern auch dasjenige zu sagen, was über Crispi je Gutes gesagt ward.

Zwei Biographen hat schon der italienische Cabinetschef, der persönlich bei seinem König, der ihm herzlich zugethan ist, augenblicklich mehr als je in Gunst steht und sich auch die Stellung eines Diktators des Parlaments glücklich zu erringen verstanden hat, gefunden. Die eine Biographie ist bereits vor jenem Augenblicke erschienen, in dem Crispi in Folge des auf ihn im letzten Herbst verübten Attentats so viel von sich reden machte, die andere bildet gleichsam den Epilog zu dein Attentate. Dieses diente wie das Werkzeug einer ihm günstigen Vorsehung unbewußt den Zwecken der Verherrlichung des italienischen Ministerpräsidenten; der Biograph verherrlicht ihn nun bewußt.

Schon waren die Honigmonde des Cabinets Crispi vorüber und schon hatte sich die parlamentarische Anhängerschaft des Ministerpräsidenten in progressiver Steigerung zerbröckelt — zerbröckelt, weil Crispi aus der Ueberzeugung, seine Persönlichkeit sei eine politische Nothwendigkeit für Italien und geradezu mit der Vorsehung des Landes identisch, die Kraft fchöpfte, sich der Kammer gegenüber auffallend dictatorisch zu geberden —, als ein wahnwitziger Bursche aus Apulien ihn zur Zielscheibe eines Attentats ausersah. Attentate, die von, Standpunkte der Angreifer glücklich verlaufen, begründen die Unsterblichkeit ihrer Opfer, Attentate aber, die wie in Crispis Falle keine Folge haben, lassen eine rosigere Auffassung der Politik des Angegriffenen aufkommen. So fand denn die neueste Biographie, die gleichzeitig ein Panegyrikus auf den berühmten Sicilianer ist, die demselben

nunmehr wohlwollend gestimmten Geister zu einer Glorificirung Crispis gut vorbereitet, und sie erscheint eben in einem Moment, wo sich, wie dies die letzten parlamentarischen Verhandlungen in Montecitorio hinlänglich bezeugen, die italienische Kammer nach einiger vorübergehender selbständiger geistiger Regung dem Chef der Regierung beugt und ihn in den Räumen des Hauses der Volksvertretung so walten läßt, als ob er sich in seinem Cabinet befände.

Die beiden schriftstellerischen Producte, die wir im Auge haben, sind Vincenzo Riccios in Turin erschienenes Werk „I Nerickionali »11» Osmer» nell» XVI. I^islatnrä. ?r«M eck ^.vpunti."*) (Die Südländer, die in der 16. Legislaturperiode in der italienischen Kammer sitzen. Profile und Bemerkungen) — ein Werk, in dem der bekannte römische Publicist in einem 140 Seiten langen und mittlerweile auch in einem Separatabdrucke erschienenen Essay das Leben Crispis behandelt, und eine demnächst in Paris erscheinende Biographie des italienischen Ministerpräsidenten aus der Feder eines anonymen Italieners — eine Biographie, von der uns die „Revue Internationale" in einer Reihe von Heften (10. Nov. bis 15. Jan.,**) bereits ausgiebige Proben gebracht hat.

Riccio ist ein besonnener Schriftsteller, der, wenn er auch mehr lobt als tadelt und mehr mit patriotischer Wärme schildert als mit scharfer Kritik analysirt, doch nicht gerade als ein unsachlicher, unpolitischer Autor angesehen werden darf; vielmehr ist er nicht nur mit Liebe dem Lebenslauf des Menschen Crispi, sondern auch mit einem einigermaßen unabhängigen Urtheil der Entwicklung des Staatsmannes Crispi gefolgt.

Anders der ungenannte französisch schreibende Verfasser der Essays der ,,Kevue Intsrnstionäle". Letzterer ist jedenfalls eine Crispi und dessen Familienkreise nahe stehende Persönlichkeit — mir lassen es dahingestellt, ob ein Mann oder eine Frau —, die an dem Anekdotischen und an dem Sentimentalen mehr Gefallen findet als an den positiven Acten der Politik. Das sind geradezu, um ein vielgebrauchtes Wort anzuwenden, „Enthüllungen", und wenn uns der Verfasser nicht durch seine mitunter schöne Sprache und durch seine entschiedene Vertrautheit mit den persönlichen Schicksalen des Sicilianers für sich gewänne, so wären mir fast geneigt an der Eractheit seiner Darstellung zu zweifeln und dieselbe im Lichte von „Wahrheit und Dichtung" zu schauen. Wenn wir sagen, daß der Ministerpräsident diese Biographie höchstpersönlich inspirirt haben dürfte, so kennzeichnen wir gleichzeitig den Grad der Abhängigkeit des Verfassers von dem Helden des Buches und die Thatsache, daß die Darstellung des Anonymus Anspruch darauf hat, als authentisch zu gelten.

*) Roux K Comp.

**) Unter dem Titel „Al,,„,.ii^,i,- (!ri«i>i, La vis, 8<m <'arkc>t<>r«, rwliti,^,,!, z>ai un Italien.

Sigmund Münz in Venedig
Das ist der Nachtheil, das ist der Vorzug des neugeborenen Kindes, das gleichsam in seiner Naivetät, in seinem liebenswürdigen weiblichen Ton für den Ruhm desjenigen zeugen soll, der heute der Mächtigste ist im Königreiche Italien.
Es giebt Stellen in dieser Biographie, die wohl zunächst Frauen, aber auch Männer nicht ohne Rührung lesen werden. Die ersten Capitel dieser Schrift sind mit sicilianischem Colorit ausgestattet. Der Verfasser ist mit Andacht auf den Spuren der ersten Jugend unseres Helden gewandelt, der sich aus eigener Kraft zu einer so hohen Stufe der Macht emporgeschwungen hat.
In dem ersten Liebesroman, dessen Held und Opfer Crispi mar, bewährte schon der junge Sicilianer den energischen Geist, den man noch heute an dem Siebzigjährigen bewundern muß und der sich in ihm, wie er gewöhnlich Gutes schafft, doch heute gleichzeitig auch zuweilen in der Form herber Rücksichtslosigkeit und starken Machtbemußtseins giebt.
Es mar im Jahre 1837. Crispi war damals kaum 18 Jahre alt und studirte, wie wir dies oben erzählten, Jurisprudenz an der Universität Palermo. In dem Hause, wo er mit seinem Bruder wohnte, residirte auch eine wohlhabende und brave bürgerliche Familie: eine Wittwe mit einein Sohn und vier Töchtern. Eines der Mädchen, Rosina mit Namen, ein entzückend schönes Kind von 16 Jahren, gefiel, wie uns der ungenannte Autor erzählt, dem jungen Francesco dermaßen, daß er es zu Heirathen wünschte.
Um den unmündigen Sohn von seiner, wie er meinte, tollen Liebe zu'curiren, holte ihn der Vater von Palermo ab und brachte ihn ins Elternhaus nach Ribera. Francesco siechte dahin — wir sprechen in der Terminologie des ungenannten Verfassers — und verzehrte sich in Liebe, Ungeduld und ohnmächtigem Schmerz. Von Ribera ging es nach Sciacca, wo Vater Crispi ein Landhaus besaß. Um die Zeit jenes häuslichen Dramas brach die Cholera in Palermo aus, und Tausende starben dahin. Der junge Crispi beschließt, besorgt um das Schicksal der Geliebten, nach der Hauptstadt zu entfliehen. Er stiehlt seinem Vater ein Roß, auf dessen Rücken er den Weg von Sciacca nach Palermo zurücklegt. Es mar der 11. Juli, ein Tag des Entsetzens für die Hauptstadt Siciliens, denn so viele Menschen raffte damals die Epidemie dahin, daß es an Annen fehlte, um die Leichen fortzuschaffen, an Gruben, um sie hineinzuscharren. Crispi stürzt im Angesichte dieses Schauspiels der Trostlosigkeit in das Haus, wo die Geliebte wohnt ... sie lebt, sie und ihre jüngere Schwester. Die Mutter, die beiden anderen Schwestern sind todt, der Bruder liegt in den letzten Zügen . . . Wochen vergingen, ehe die Eltern den verlorenen Sohn wiedersahen. Francesco hatte seine Rosina, der er in ihrer Roth wie ein Engel der Bannherzigkeit erschienen war, zum Traualtar geführt. Es war ein kurzes Eheglück;

nach zwei Jahren schon begrub der 20 jährige Mann seine Gattin und bald darauf das Kind, das sie ihm geboren hatte . . . Nach einiger Zeit verliebte sich der junge Wittmer in seine Schwägerin, Rosinas jüngere Schwester. An dem Widerstande des Vonnundes der Geliebten scheiterte aber Crispis Plan, sie zu heirathenn.

Die Geliebte nahm, da sie keines Andern Gattin sein wollte, den Schleier, und noch heute lebt sie als Nonne zu Palermo. Vor 3 Jahren kam die greise Nonne, die einst das liebliche Mädchen gewesen, nach Rom. Sie traf mit Crispi zusammen, und nie werden diejenigen, die Zeugen dieser Scene gewesen sind, die Begegnung zwischen den beiden Personen vergessen, die sich einst so sehr geliebt hatte.

Romantisch wie unser anonymer Verfasser ist, stattet er den Geist des italienischen Cabinetschefs mit der Blume einer klassischen Bildung aus, die gerade derjenige an ihm vermißt, der ihn sprechen gehört, der seine Reden gelesen hat. Wir wollen, wenn wir an der Klassicität von Crisvis Bildung zweifeln, dem italienischen Ministerpräsidenten keinen Vorwurf daraus machen; im Gegentheil, mir meinen, ein naturwissenschaftlich oder technisch oder auch kaufmännisch gebildeter Geist sei nicht weniger berufen den Staat zu lenken als derjenige, der sich an der Beredsamkeit des Demosthenes oder Cicero berauscht hat, und die Reden eines Palmerston oder Cavour mögen sogar einein Politiker der Zukunft mehr frommen als die Reden der griechischen und römischen Politiker der Vorzeit aber warum soll man denn aus Francesco Crispi mit Gewalt einen literarischen Staatsmann nach dem Vorbilde eines Guizot oder auch nur eines Gladstone construiren? Was uns der Anonymus von den klassischen Studien Crispis berichtet, beweist noch nicht, daß der Sicilianer in die Zahl der literarischen Staatsmänner einzureihen ist. Jahre hindurch habe er, so erzählt unser Gewährsmann, den Plutarch auf dem Arbeitstische Crispis liegen gesehen, und noch jetzt lese der Ministerpräsident gern die klassischen Biographien des antiken Autors. Eine seiner Reisen zu dem Reichskanzler nach Friedrichsruh habe Crispi in Gesellschaft seines alten Freundes Sneton gemacht, aber allen anderen Klassikern ziehe der Sicilianer doch Cicero und Tacitus vor, ja die Reden des Marcus Tullius pflege er sogar mit lauter Stimme zu lesen. Ob Crispi bibelfest ist, erfahren mir nicht; daß er aber klassikerfest, das beweise folgende Thatsache: In Friedrichsruh citirte Fürst Bismarck in seinen Unterhaltungen mit Crispi gern lateinische und griechische Autoren, immer aber übertrumpfte der italienische Gast den Reichskanzler. Das war ein wahrhaft klassisches Duell. Der Fürst, schlug mit Demosthenes und Livius drein, und Crispi erwiderte niit Homer und Horaz. Ein Punkt allerdings, über den sich die beiden Mächtigen nicht zu verständigen wußten, das sei die Aussprache des Griechischen gewesen; Bismarck hält sich, wie jeder gute Deutsche, an Erasmus, Crispi, der

Nachkomme von Albanesen, huldigt einem andern System . . . Wahrheit und Dichtung!

So wollen wir zugeben, daß Crispi klassische Bildung besitzt, aber ist auch damit gesagt, daß sie seinen Geist durchtränkt hat? Wenn die klassische Bildung einen Werth hat ^ man soll nicht genug vor der Ueberschätzung derselben warnen — so ist es doch zunächst ein formaler, ein formaler im schönsten Sinne des Wortes: wir lemen auf Grund unserer klassischen Bildung delicater fühlen, feiner beobachten, uns eleganter ausdrücken; Crispi aber, stets kurz angebunden in seiner Rede, praktisch und positiv in seinem ganzen Wesen, ist ohne alle Kunst, ohne Phantasie, ohne blühenden Ausdruck, ohne dichterischen Schwung. Er spricht nicht im Rausche, umgaukelt von farbenprächtigen Bildern; er spricht auch nicht, wie dies klassischen Rednern eigenthümlich ist, rein menschlich, sondern iminer wie ein Berufspolitiker und Parteiführer und reißt darum nicht mit sich fort wie jene Redner, die von der Tribüne her zu Dichtem der nationalen Größe werden. Was an ihm klassisch, das ist der Revolutionär, dein noch immer so etwas wie ein magnetisches Fluidum von Liebe, Widerspruch, Cäsarismus, Tribunenthum und Volksherrlichkeit durch die Adern rieselt. In mazzinistischen Grundsätzen aufgewachsen, fühlt er sich noch immer wie alle echten Revolutionäre zu den erzürnten Seelen der Vergangenheit hingezogen und schaut noch manchmal im Geiste heroische Größe alter Zeiten und noch heroischere, in fernen Tagen der Zukunft auferstehende Größe.

Fast mären mir auch geneigt anzunehmen, daß sein Name einst in der Geschichte vornehmlich als der eines großen Revolutionärs fortleben werde. Und das sei ihm durchaus nicht als Tadel angerechnet. Die Natur theilt die Begabung für die Arbeiten, die auf Erden zu vollbringen sind, derart an die Menschen aus, daß die Einen berufen sind das Schlechte zu zerstören und die Anderen das Gute aufzubauen. Es giebt Zeiten, in denen es näher liegt, das Faule zu vernichten, als das Gute herzustellen, und dann bedarf es für erster« Mission ausgezeichneter Geister, die, indem sie Kritik üben, negiren, zersetzen, agitiren, wühlen und wühlen, eine edle, ja nicht selten unsterbliche That vollbringen.

Aus dem Ganzen seines Lebens hebt sich das Bild Francesco Crispis, des Revolutionärs, in leuchtenden Farben ab. Weder Italien noch die civilisirte Welt überhaupt soll es ihm vergessen, was er einst in schweren Tagen, unter unsagbaren Mühen und Entbehrungen, gelitten hat im Dienste Mazzinis und Garibaldis und auch in dem selbständigen Bedürfnisse, sein geknechtetes und im Dunkel der Ignoranz dahinsiechendes, von servilen Creaturen einer sich im Abglanze des Gottesgnadenthums sonnenden Monarchie und von einem mit dein Aberglauben des Volkes wuchernden Priesterthum beherrschtes Vaterland erlöst zu sehen. Und ist es denn wirklich wahr,

daß der Ministerpräsident Francesco Crispi, wie ihm dies mancher vorwirft, so ganz den Geist des freiheitsdurstigen Revolutionärs über Bord geworfen hat? Erst am 20. Dezember 1889 sagte er in der Kammer, daß er nie aufhören werde, dem Freihandel zu huldigen; anläßlich der Debatte über die Reorganisation der bisher fast ausschließlich der Botmäßigkeit des Clerus unterstandenen Wohlthätigkeitsanstalten bekundete er seinen festen Willen, die Geistlichkeit wenigstens von Staatswegen von der Leitung der moralischen Institutionen des Landes fernzuhalten und diesen eine humane, bekenntnißlofe, der Welt der Dogmen entrückte Grundlage zu geben. Und soll man es so ganz übersehen, daß er in seiner großen Rede, die er im October 1889 vor seinen sicilianischen Mitbürgem in Palermo hielt, kein Geheimniß aus seinen rationalistischen Ueberzeugungen machte? Ja, das ist Crispis Ruhm und der Ruhm seines Vorgängers Depretis, daß sie, diese alten Mazzinisten, den Muth hatten, aus dem Staate jedes confessionelle und priesterliche Moment zu verbannen, ja sogar die italiensche Monarchie, mit der sie sich als opportunistische Staatsmänner aussöhnten, weil sie durch loyale Fürsten vertreten ist, allem geistlichen Glänze zu entrücken.

Diejenigen, welche die revolutionäre Vergangenheit Crispis beleuchten, heben doch zu wenig hervor, daß der Sicilianer, der aus praktischen Motiven mit Mazzinis republikanischen Grundsätzen brach, doch nur in einem gewissen praktisch- opportunistischen Sinne den Pact des Volkes mit der savoyischen Dynastie verstanden hat. Ein dogmatischer Monarchist, ein fetischistischer Königsanbeter ist er nie gewesen und ist er auch noch heute nicht, schon darum nicht, weil kein Atom von Mysticismus in ihm steckt und er einer jener Menschen ist, die sich in kein Verhältnis; zu dem Uebernatürlichen gesetzt zu haben scheinen. Ein Gladstone, dieser englische Freiheitsschmärmer, ein Castelar, dieser spanische Republikaner, sie wären fähig, der eine die abstracte Freiheit auf einen Thron zu setzen, der andere der abstracten, Republik einen Altar aufzustellen. Crispi unterstützt die concrete in der ihm sympathischen ritterlichen savoyischen Dynastie zufällig und persönlich verkörperte Monarchie, aber die abstracte Monarchie als politischer Religionsbegriff ist ihm frend.

Das ist allerdings nicht allein auf Rechnung des Sicilianers oder des Revolutionärs in Crispi, sondern auf die des Italieners überhaupt zu setzen, der einer sentimentalen eine kluge, kaufmännische Politik vorzieht und nach Kräften darauf losarbeitet, sein Vaterland aus dem Reiche der lateinischen, der christlichen Romantik heraustreten zu lassen, und eher dem radicalen Frankreich und den pyrenäischen Staaten den Ruhm überläßt, sich mit dem Attribut des Lateinerthums zu schmücken und auch darum eine Art von moralischem Protectorat über den Heiligen Stuhl für sich in Anspruch zu nehmen — ein Protectorat, das sich in der Seele gewisser lateinischer Revolutionäre, die gleichzeitig lateinische Christen sind, mit

Voltaire'scher Freigeifterei ganz gut vereinigt. Wiewohl Crispi während der Zeit, die er in der Verbannung lebte, manches Jahr in Paris zu» brachte und sich noch heute trotz der politischen Antipathie der Franzosen gegen den an der Allianz mit Deutschland festhaltenden italienischen Staatsmann mit Liebe an seine französischen Wanderjahre erinnert, wiewohl er auch stets persönliche Beziehungen zu Spaniern unterhielt und als Minister für die Erhebung Spaniens zur Großmacht sehr thätig gewesen ist, so hat es doch Castelar nicht vermocht, ihn in das Netz der Secte der lateinischen Brüder hereinzufangen. Ein Schüler Mazzinis, hatte doch Crispi einen genügend selbständigen Geist, um an dem großen genuesischen Agitator den praktischen Revolutionär genau zu unterscheiden von dem in mittelalterlichen Schwärmereien, in der Idee einer lateinischen Universalherrschaft befangenen Träumer, welche das römische Papstthum verdrängen und in deren Mittelpunkte als neue Päpstin die unfehlbare Göttin Vernunft dastehen sollte.

III.

So sehr auch die Wege, die der Politiker Crispi zeitlebens wandelte, von denjenigen abwichen, auf denen der Staatsmann ging, der ein Menschenalter hindurch die Geschicke Deutschlands lenkte, so mar der Sicilianer gleichwohl stets ein Bewunderer des Fürsten Bismarck. Allerdings war es mehr die äußere als die innere Politik des Reichskanzlers, die Crispi zur Bewunderung derselben einlud. Am 25. October 1887 sprach sich der damals neue Ministerpräsident folgendermaßen über den Schloßherrn von Friedrichsruh aus, dessen Gast er kurz zuvor gewesen war: „Die Geschichte unserer Zeit ist von einem Namen beherrscht. Es ist der Name des deutschen Reichskanzlers, eines Staatsmannes, den ich seit lange bewundere. Persönliche Bande verknüpfen mich mit ihm. Es ist ein Mann, dessen Regierungsprogramm sich durch die wunderbare Coordination der verschiedenen Theile auszeichnet, die doch einen einzigen Zweck verfolgen. Dieser Zweck, scheinbar ein zweifacher, ist doch im Grunde einer: der Friede und die Größe Deutschlands. Fürst Bismarck hat dreißig Jahre gearbeitet: zuerst, um jenen Zweck zu erreichen, dznn, nachdem er ihn erreicht, um ihn nicht preiszugeben. Er mußte, was er wollte, und er wollte mit Kraft. Alle kennen ihn, den großen Patrioten. Ich füge hinzu, daß er ein alter Freund Italiens ist, ein Freund seit der ersten Stunde, daß er unser Freund schon gewesen ist in den Tagen unseres Elends und unserer Knechtschaft. Im Jahre 1857 war er in das Geheimniß dessen gezogen, was die Cavour'sche Politik inmitten so vieler Schwierigkeiten der Reife entgegenführte. Bismarck schwieg jedoch und hieß diejenigen schweigen, denen die Versuchung nahe lag, zu reden, wohl wissend, wie viel Opposition ein unzeitgemäßes Reden erwecken könnte und wie sehr es seinem eigenen Vaterlande frommte, daß sich die Schicksale

Italiens erfüllten — denn die deutsche Einheit bereitete sich gleichzeitig mit der italienischen vor. Ich will mich nicht ausführlicher verbreiten über die jüngsten Unterredungen, die ich mit dem Fürsten hatte. Ich will nur sagen, daß die zwischen uns vorhandene Übereinstimmung der Gedanken und Gefühle fortbestanden hat bei entgegengesetztesten Schicksalen und neuerdings bekräftigt ward, seitdem mir die Politik Italiens anvertraut ist. Man sagte, mir hätten in Friedrichsruh consvirirt. Sage man es immerhin. Mir, dem alten Verschwörer ((.'ospiiatnrs), macht das Wort „sich verschwören" keine Furcht. Ja, wir haben consvirirt, consvirirt für den Frieden, und an unserer Verschwörung mögen darum Alle Theil haben, die dieses höchste Gut lieben. Von den denkwürdigen Worten, die ich in Friedrichsruh zu hören bekam, gestattet mir die Discretion an eines zu erinnern, das in dem Augenblicke des Abschiedes von dem Fürsten Bismarck gesprochen ward: es lautete: ";Wir haben Europa einen Dienst ermiesen'."

Etwas zu viel Gewicht aber legt, wenn wir nicht irren, nicht nur der neueste Biograph Crispis, sondern der italienische Ministerpräsident selber auf die persönliche Freundschaft, die ihn angeblich mit dem Fürsten Bismarck verbindet. Wenn zwei Menschen sich fünf Mal im Leben gesehen haben, immer nur wenige Stunden mit einander zusammengemesen sind, wenn der eine geistig, gesellschaftlich, in Wirklichkeit und seinem persönlichen Bewußtsein nach höher steht als der andere, wenn der eine zu geben glaubt und der andere nimmt, wenn sie nicht Jdeengemeinschaft, sondern Macht und diplomatischer Vortheil zusammenführt — wenn von den beiden der eine in seinem Zusammensein mit dem andern nicht nur das bedeutet, was er reprSsentirt, sondern auch das, was er persönlich ist, der andere aber für den ersteren nur das, was er repräsentirt, sind sie darum Freunde? Hat man je den Fürsten Bismarck sich seiner Freundschaft mit dem Plebejersohn aus Ribera allzuviel öffentlich rühmen gehört? Anders macht es Crispi: Er hatte, als er Präsident der italienischen Kammer war, den Reichskanzler einmal in Gastein, hatte ihn dann ein zweites Mal in Berlin gesehen, besuchte ihn, kaum daß er Depretis' Nachfolge als Cabinetschef angetreten hatte, in Friedrichsruh der Italiener hatte stets über den Gotthard oder den Brenner gehen müssen, um den Lenker des deutschen Reiches zu begrüßen, hatte aber nie einen Gegenbesuch von diesem empfangen, und eines schönen Tages hörte die Welt nun den eben neugebackenen italienischen Ministerpräsidenten auf dem in Turin ihm zu Ehren im Herbst des Jahres 1887 gegebenen Banket sich mit der ihn an Bismarck kettenden Freundschaft brüsten. Das war doch etwas rmrvsrnr-inäßig gehandelt und mußte den Nationalstolz der Italiener, die von Natur tactvoll sind, ein wenig verletzen. Und seither ist kein Neujahrsfest und kein Geburtstag Crispis vergangen, ohne daß der Ministerpräsident dafür gesorgt hätte, daß die ihm von dem Reichskanzler zugeschickten Glückwünsche fettgedruckt

in seinem Leiborgan „l^u liitorma" zu lesen gewesen wären. Auch Kalnoku und Giers wallfahrteten nach Friedrichsruh, aber sie wußten doch, daß sie es aus politischen Motiven thaten und nicht den schönen Augen des Reichskanzlers zu Liebe, sie haben nie dem Lande gegenüber, das sie regieren, aus ihren politischen Beziehungen zu dem Fürsten Bismarcl in einer Weise persönliches Capital herauszuschlagen gesucht, wie Crispi dies wiederholt gethau hat.

Ein geistreicher Italiener bemerkte einmal dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, anspielend auf jene „Megalomanie" des italienischen Cabinetschefs, die ihm unter Anderen auch der einstige Ministercollege Cavours, der lombardische Senator Iacini in einer jüngst vielgenannten Schrift zum Vorwurfe gemacht hat: „In Crispi steckt ein Stück Maure." Sicilien war ja oft genug der Tummelplatz von maurischen Reisigen, die auf deni vulkanischen Eiland mit der Fahne des Propheten gegen das Kreuz Christi auszogen; wie sollte sich nun der Plebejersohn aus Ribera einer so unverfälschten Abstammung berühmen, daß er mit Sicherheit constatiren könnte, ein maurischer Reisiger sei nie und nimmer in romantischer Liebe zu einer sicilischen Christin entbrannt und habe so einen, wenn auch nur unsichtbaren, Platz unter den Ahnenbildern im Atrium des italienischen Cabinetschefs?

Ja, spanischer Grandezza ist Crispi nicht so ganz abhold. Schon als er Präsident der Deputirtenkammer mar, machte man es ihm zum Vorwurfe, daß er, der Demokrat, fo viel Gewicht darauf lege, daß die Huissiers in Montecitorio mehr Glanz, als früher üblich gewesen, in ihren Livreen entfalteten, daß er zu den alten Huissiers neun mit großen schimmernden Halsketten geschmückte Statisten gesellte. Er hält eben einigermaßen darauf, daß die Demokratie in glänzender Toilette und etwas parfümirt auftrete. Als er im October 1889 nach mehrjähriger Abwefenheit von feiner Heimatinfel, die heute in ihm ihren größten Mann verehrt und, wie natürlich, nicht wenig stolz auf ihn ist, in Palermo weilte, da ließ er sich von seinen Landsleuten wie ein Souverän feiern. Großer Empfang, Musik, bengalische Lichter, Kanonensalven, Ansprachen und Toaste — nichts fehlte, um dem demokratifchen Papst der Insel eine schöne Festwoche zu bereiten. Es ist wahr, Crispi sieht in diesen Ovationen mehr eine den von ihm vertretenen demokratischen Principien, als seiner Person, dargebrachte Huldigung. Aber immerhin wirft die Thatsache, daß er an solchem ,,8i,^>wli8mo" Gefallen findet, ein scknefes Licht auf feinen Gefchmack. Es steckt eben noch in ihm ein Stück Tribunenthums, das des goldenen Flitters der Monarchie bedarf, um die Demokratie damit zu decoriren. Aber fo ist ja nicht er allein, sondern eine gewisse italienische und romanische Demokratie überhaupt geartet: sie zieht mit Fahnen und Trompeten gegen die Monarchie aus, hält große Reden und schwärmt für Demagogen, die sich wie Caesaren geben. Diese

Art von Demokratie ist nicht aus den Sphären der Arbeit und des Bürgerthums herausgewachsen, sondern hat sich an gemissen revolutionären Traditionen berauscht, sieht im Geiste Mazzini und Garibaldi und Victor Hugo als auf einem Wolkenwagen durch ein Reich von Idealen dahinziehende Halbgötter und ringt krankhaft darnach, die Fasces der Macht zu erlangen.

Crispi hat nicht nur das alte Volk angetroffen, als er seine Regierung antrat, sondern auch von seinen Vorgängern in der Ministerherrschaft mit dem politischen Erbe, das sie ihm hinterließen, das Leusticium inventarü übernommen. Sie alle hatten mehr die politische Regeneration des Landes, das sich nach außen hin mächtig und einheitlich darbieten sollte, als die moralische Transformation desselben im Auge gehabt; so hat denn die jetzige Regierung unter den Nachroehen alter Sünden zu leiden, diese aber machen sich um so sichtbarer, je theatralischere Bedürfnisse der Cabinetschef zuweilen selber hat.

Wohlthuend aber wirkt die Wärme, mit der Crispi, trotzdem er der Lenker einer äußeren Politik ist, die ein Bundesverhältniß zu der Politik zweier conservativ regierter Reiche unterhält, noch an seinen alten Idealen festhält, und namentlich der reine Cultus, den er Garibaldi widmet. Auch, wenn er auf die 1860 er Expedition nach Sicilien zu sprechen kommt, läßt er seinen eigenen an diesem Heldenzuge so ruhmvoll betheiligten Namen ganz in den Hintergrund treten gegenüber dem von ihm heilig gehaltenen Namen des Schlachtengottes von Caprera.

Mit Recht hebt der neueste Biograph Crispis hervor, welch eine große Rolle der Sicilianer im Jahre 1860 bei dem Zuge der „Tausend von Marsala" spielte; ja er trägt kein Bedenken Crispi den nächsten Platz an der Seite Garibaldis anzuweisen. Wir können es uns nicht versagen, eine auf Garibaldi bezügliche schöne Stelle deni Wortlaute nach wiederzugeben: „In der Epopöe der .Tausend^ ergänzt Crispi Garibaldi. Im Jahre 1860 war der Name Crispis noch dunkel, der Ruhm Garibaldis aber leuchtete mit lebhaftem Glänze. Derjenige, den die Legende als den Heros zweier Welten hinstellte, schien die Gunst des Himmels und der Menschen zu genießen, er hatte die Gabe, die Leute zu bezaubern, die Macht, sie mit sich fortzureißen. Sein Name war wie ein Losungswort. Er personisicirte den Kampf für die Freiheit auf den Schlachtfeldern. Tapfer wie ein Löwe, schön wie ein Halbgott, regte er die Phantasie an, beherrschte er die Geister, nahm er die Herzen gefangen. Gern sah man in Garibaldi den Erlöser der Völker, den Kämpen der Humanität. Die schlichten Menschen stellten ihn so hoch, daß er ihnen in dem Rausche der Begeisterung, den sein Anblick in ihnen erweckte, in seinem Aeußeren eine Aehnlichkeit mit Christus zu haben schien: sie ließen von ihm ihre Kinder segnen und taufen; wenn Nonnen unter die Menge geriethen, da drängten sie sich zu ihm heran, küßten ihm den Saum des Gewandes und warfen

sich ihm zu Füßen, ganz so wie es die frommen Frauen im Angesichte des Jesus von Nazareth machten. Den Menschen seiner Umgebung aber offenbarte sich Garibaldi in der ganzen Größe seines Geistes im Kriege; am Vorabend der Schlacht und während des Kampfes war er — ich citire da ein Wort Crispis — ein Gott. Da mar es, wo sich sein Genie in seiner ganzen Macht zeigte; er war munderbar kaltblütig, er hatte einen unfehlbaren Blick, er entschied mit Blitzeseile, er verfügte über Hülfsquellen ohne Zahl. Aber außerhalb des Krieges — des Krieges, der, wie es ihm einst das Meer gewesen, sein Element war, war Garibaldi ein mittelmäßiger Geist, ein so großes Herz er auch hatte. . . . Er mar kein Politiker, kein Diplomat, kein Parlamentarier." Crispi allerdings hat eine höhere Meinung auch von dem Politiker Garibaldi, und gerade in einer vor mehreren Jahren in Bologna anläßlich der Wiederkehr des Todestages Garibaldis gehaltenen Rede nahm er den Staatsmann in dem dahingeschiedenen Helden in Schutz und zog gegen diejenigen los, die in Garibaldi nur den Matrosen und Soldaten sehen und nicht den Gesetzgeber anerkennen, der dem Feldherrn in ihm fast ebenbürtig gewesen sei. Das zeugt hinlänglich für die Verehrung, die in dem Herzen Crispis noch heute für jenen edlen Ritter der italienischen Demokratie vorhanden ist. Und wer Garibaldis vor zwei Jahren erschienene Memoiren, ein durch seine Schlichtheit und durch die sich darin offenbarende Unbefangenheit des Denkens ausgezeichnetes Werk, gelesen hat, der ist sast geneigt mit Crispi anzuerkennen, daß Garibaldi, wiewohl er in den letzten Jahren seines Lebens manche greisenhafte und kindliche prophetische Proclamation in die Welt hinausschickte', doch auch außerhalb des Kugelregens nüchtern und tüchtig zu denken im Stande war. Auch die gesunde Abneigung Garibaldis gegen das römische Priesterthum, wie wir sie in seinen Memoiren kennen lernten, hat sich auf Crispi vererbt, der in einem gemissen Sinne fein Schüler ist.

Dieser rief nicht ohne Berechtigung die Manen des großen in Caprera ruhenden Meisters an, wenn er jüngst in seiner Rede zu Palermo die schönen Worte äußerte: „Jegliches intellectuelle Princip soll bei uns dieselbe Freiheit wie der Katholicismus genießen. Und hat auch in neuester Zeit der Unfehlbare die Rolle des Kerkermeisters der Italiener in Rom gespielt, so könnte doch Italien nicht ohne einen Selbstmord zu begehen den Kerkermeister der Gewissen spielen. Italien wird für die Vernunft kämpfen, und unser Staat soll den evidenten Ausdruck derselben bilden." Man darf ohne zu übertreiben sagen, daß Crispis parlamentarische Thätigkeit solch ein ununterbrochener Kampf für die Vernunft war. Und dabei mar der Sicilianer unter seinen Parteigenossen am wenigsten maßlos in seinen Angriffen gegen das Papstthum. Ja er hat dieses mit einer gewissen souveränen Eleganz bekämpft.

Crispis parlamentarische Vergangenheit, die neben vielen lichten

Punkten auch manchen dunklen aufweist und uns in dem Sicilianer einen stahlharten wie ehrgeizigen Charakter, eine von principiellen mie persönlichen Neigungen und Abneigungen eingenommene Natur kennen lehrt, ist in Riccios oben citirter Monographie eingehend behandelt. Riccio schenkt gerade dem Devutirten seine Aufmerksamkeit, und durch ihn werden mir einigermaßen mit jenem Crispi vertraut, der auf der parlamentarischen Tribüne, zuerst in? Carignano-Palaste zu Turin und dann im Palazzo vecchio zu Florenz und dann in Montecitorio in Rom, so macker und erfolgreich für die Vernunft gekämpft hat. In einer Rede, die er auf der Piazza Bellini zu Palermo hielt, äußerte er einmal die Motte: „Des Papstes Vaterland ist das Jenseits, und ist der Statthalter Christi nicht mehr ein Priester der Menschenliebe und des Friedens und giebt er sich mit den Dingen dieser Erde ab, dann ist er der schlechteste unter den Fürsten, denn sein Beruf verbietet ihm Rechenschaft über seine Handlungen abzugeben." So mar es denn zunächst der weltliche Herrscher, den Crispi in dein Papste bekämpfte, und es lag ihm viel mehr daran, die in Ketten schmachtende römische Wölfin zu befreien und unter das Dach der italienischen Nationaleinheit zu bringen, als die Burg der Dogmen, in der der Nachfolger Petri hauste, zu erschüttern oder gar zu zerstören. Aber da überzeugte er sich doch bald, daß das Do min iura tsmporale des Papstes kein Luftgebäude sei, sondern auf der granitnen Grundlage einer in ein großartiges System gebrachten Welt von Aberglauben basire, und so sagte er sich, die Liberalen müßten nicht nur die militärischen Ausfälle Garibaldis gegen die von den, Papst beherrschte Siebenhügelstadt, sondern auch die philosophischen Ausfälle Mazzinis gegen die unsichtbare Macht des römischen Glaubens mit ihren Sympathien begleiten. Und nach beiden Richtungen hin mar Crispi unausgesetzt thätig. Er hatte Garibaldi nachhaltig in jenen auf die Befreiung Roms gerichteten Unternehmungen unterstützt, die bei Aspromonte und Mentana einen so tragischen Ausgang fanden. Er darf aber auch mit Recht als einer derjenigen hingestellt werden, die dem italienischen Staat in den Septembertagen des Jahres 1870 das Capitol glücklich eroberten. Und auch noch heute kämpft er mit frischem Geiste gegen die Clericalen, die ihn mehr hassen als irgend einen seiner Vorgänger, weil er mit größerer Entschiedenheit als diese das Banner der Vernunft hochhält im Kampfe gegen die römische Curie. Insofern er der Staatsmann der Vernunft ist, hat er trotz gewisser Schwächen, die er besitzt, ein Anrecht auf die Sympathie aller derjenigen, denen es nicht gleichgiltig ist, ob die Mächtigen den Aberglauben und die sogenannte Legitimität oder die Vernunft und den Fortschritt repräsentiren.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

von

Ludwig Luid.

— Mainz. —

kräftiger sich in dein deutschen Volke der politische Einheit»-
Wl gedanke entwickelte, um so lebhafter wurde auch das Streben, allen deutschen Stämmen die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes, des Strafrechtes, des Handels- und Wechselrechtes und des gerichtlichen Verfahrens zu verschaffen. In der Neichsverfassung vom 28. März 1849 fanden diese Bestrebungen zum ersten Male eine deutliche, ziel- und zmeckbewußte Anerkennung seitens der Körperschaft, welche berufen war, die Wünsche und Forderungen der Deutschen in verfassungsmäßiger Form zum Ausdruck zu bringen. Der Artikel 64 derselben lautete: „Der Neichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Nechtseinheit im deutschen Volke zu begründen." Diese Bestimmung miederholte der Erfurter Verfassungsentwurf wörtlich. Das Scheitern der Einheitsbestrebungen brachte es mit sich, daß das Bedürfniß des deutschen Volkes nach einheitlichem Rechte vorerst nicht befriedigt werden konnte. An Stelle der Neichsgewalt und der Nationalversammlung trat wieder der Bundestag, dem kein Gesetzgebungsrecht zustand; ein übereinstimmendes Recht ließ sich, so lange die verschiedenen deutschen Staaten nur durch das völkerrechtliche Band des Staatenbundes geeinigt waren, lediglich in der Weise zu Stande bringen, daß aus Conferenzen die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten sich über

Gesetze mit bestimmten Inhalte einigten, deren Einführung alsdann durch jeden Staat für sein Gebiet erfolgte. Auf diesem Wege wurde in den Jahren, welche der Begründung des Norddeutschen Bundes vorhergingen, die einheitliche Regelung des Handels- und Wechselrechtes erreicht, ein Erfolg, der nach Lage der damaligen politischen Verhältnisse ein höchst bedeutender genannt weiden muß. Daß die Notwendigkeit einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung auch in den Kreisen des Bundestages nicht verkannt wurde, zeigte die grundsätzliche Einmüthigkeit desselben, als die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmftadt, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg und der beiden Mecklenburg bei der Bundesversammlung den Antrag stellten (17. December 1859), durch einen Ausschuß die Frage erörtern und darüber Bericht erstatten zu lassen, ob und inwieweit die Herbeiführung einer gemeinsamen Civil- und Criminalgesetzgebung wünschenswerth und ausführbar sein werde. Durch die Begründung des Norddeutschen Bundes und die Wiedererstehung des deutschen Reiches wurde die Erreichung der Nechtseinheit, zunächst allerdings nur innerhalb bestimmter Grenzen, in unmittelbare Nähe gerückt. Artikel 4 Ziffer 13 der Verfassungsurkunde bestimmte, daß der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Bundes bezw. des Reiches auch nie gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren unterliege; die gemeinsame Regelung des bürgerlichen Rechtes, soweit dasselbe nicht unter das Obligationenrecht fällt, gehörte hiernach noch nicht zu den Gegenständen, welche dem Bereiche der Neichsgewalt unterstanden. 11m die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung auch auf diesen Theil des bürgerlichen Rechtes auszudehnen, bedurfte es des Erlasses des Gesetzes vom 20. December 1873. Dieses Gesetz, durch dessen Anregung sich die nationalliberale Partei ein dauerndes Verdienst um die deutsche Rechtsentwicklung erworben hat, setzte fest, daß die gemeinsame Gesetzgebung über das gesummte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der Zuständigkeit des Reichs anheimfalle. Hierdurch war endlich die gesetzliche Grundlage geschaffen, auf welcher die Herstellung eines bürgerlichen Gefetzbuches in Angriff genommen werden konnte; und ohne Verzug ließ die Reichsgewalt die Vorarbeiten beginnen, welche die Ausführung des gewaltigen Werkes erheischte. Es handelte sich um bestimmte Vorschläge üb/r einen Plan und die Methode für die Ausarbeitung eines Entwurfes des bürgerlichen Gesetzbuchs. Zu diesem Nehufe berief der Bundesrat!) eine Commission von fünf hervorragenden deutfchen Rechtsgelehrten, der u. A. der jetzige preußische Iuftizminister Dr. von Schelling, sowie der Geheimrath Dr. Goldschmidt angehörten, der berühmte Lehrer des Handelsrechts an der Friedrich-Wilhelms-Universität, vormals Mitglied des Reichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, unstreitig einer der ersten juristischen Denker unserer Zeit, welcher die den römischen Juristen der sogenannten classischen Zeit eigen-

thümliche Gabe logischer Schärfe in seltenem Maße besitzt. Das Gutachten dieser Commission bezeichnete als Gegenstand der Codisication die Schaffung einer festen, gemeinschaftlichen Grundlage für das deutsche bürgerliche Recht, die in einer dem Maße der in der Nation vorhandenen rechtsschöpferischen Kraft entsprechenden Vollkommenheit herzustellen sei. Nur unter dieser Voraussetzung werde ein Werk geschaffen werden können, das den Charakter der Dauerhaftigkeit besitze und vor der Nothmendigkeit baldiger Aenderung bewahre. Die Commission war der Ansicht, daß das Gesetzbuch nicht ohne Rücksicht auf die in Deutschland zur Zeit geltenden großen Rechtssysteme des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes abzufassen sei, sondern daß es darnach streben müsse, eine Versöhnung und Ausgleichung der Grundsätze dieser drei Rechte nach Möglichkeit zu erreichen. Was den Umfang der einheitlichen Rechtsgesetzgebung anlangte, so sprach sich die Commission dahin aus, daß zunächst diejenigen Rechtsgegenstände von ihr auszuscheiden seien, welche mit dem öffentlichen Rechte der Staaten in Zusammenhang stehen oder welche nicht sowohl unter den rechtlichen als vielmehr den polizeilichen Gesichtspunkt sielen. Des Weiteren habe das Gesetzbuch sich nicht mit solchen Rechtsinstituten zu befassen, welche nur in einigen Theilen des Reiches in Geltung sind und sich aus guten Gründen zur allgemeinen Einführung nicht eignen. Endlich wurde von einer einheitlichen Regelung derjenigen Rechtsinstitute abgerathen, welche, als Ueberbleibsel der mittelalterlichen Rechts- und Wirthschaftsordnung, im Absterben begriffen sind. Die Commission hielt es mit Recht nicht für angemessen, die Ausarbeitung und Aufstellung des Entwurfes einer Person zu übertragen, sondern sie empfahl die Berufung einer Commission von praktischen und theoretischen Juristen. Zur Ausarbeitung des Entwurfes hätte die Kraft eines Menschen, und märe er mit der Schaffenskraft des Genies begabt gewesen, nicht ausgereicht; die Bertheilung der Arbeit auf eine größere Personenzahl mar also nicht, wie in jüngster Zeit behauptet wurde, ein Fehler, sondern im Gegentheil eine sehr glückliche Maßregel.

Die Vorschläge der Commission fanden die Zustimmung des Bundesraths, welcher in seiner Sitzung vom 22. Juni 1874 darüber berieth und demnächst eine Commission von elf Mitgliedern zur Aufstellung des Entwurfs berief. Die Mitglieder derselben, welche in der deutschen Rechtsgeschichte sich einen bleibenden Platz gesichert haben, waren: der Präsident des ehemaligen Neichs-Oberhandelsgerichtes zu Leipzig, l)r. Pape, welcher den Vorsitz in der Commission führte; dieser ausgezeichnete, leider' jetzt verstorbene Jurist, unter dessen Leitung das Reichs-Oberhandelsgericht zu Leipzig eine Thätigkeit entwickelte, die getrost der THStigkeit der obersten Gerichtshöfe Frankreichs und Englands an die Seite gestellt werden darf, verstand es, das die höchsten Anforderungen an ihn stellende Amt des Vorsitzenden, trotz seiner Jahre in einer Weise zu führen, für

welche ihm das deutsche Volk dauernden Dank schuldet; wir machen uns keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir behaupten, daß die Nechtsgeschichte dereinst seinen Namen neben dem eines Suarez, des Schöpfers des preußischen Landrechts, nennen wird. Neben Pape wirkten in der Commission Professor Windscheid, der gefeierte Lehrer des römischen Rechts in Leipzig, dessen Pandektenlehrbuch eine Verbreitung in Europa besitzt, wie kaum ein anderes juristisches Lehrbuch; ferner Neichsgerichtsrath Verscheid aus Leipzig und der badische Ministerialrath Gebhard. Die preußische Iuristenwelt war vertreten durch Iohow, Kurlbaum und Plant; die bayerische durch den Oberlandesgerichtspräsidenten Schmitt und den Professor von Roth aus München, einen der ersten Germanisten der Gegenwart; die württembergische durch den Präsidenten von Kübel, und die sächsische außer durch Windscheid durch den Präsidenten von Weber. Im Laufe der Berathungen trat an Stelle des Präsidenten von Kübel, der 1884 starb, Professor von Mandry aus Erlangen.

Diese Commission trat am 17. September 1874 zusammen; sie beschloß zunächst die Ausarbeitung von Theilentwürfen sammt deren Begründung und ernannte hierfür besondere Nedactoren. Nach Vollendung derselben wurde in die Gesammtberathung eingetreten, und Ende December 1887 war die Lesung glücklich beendet, sodaß der Entwurf fammt den Motiven noch vor Beginn des Jahres 1888 dem Reichskanzler überreicht werden konnte. Der Bundesrat!), welchem er vorgelegt wurde, beschloß in der Sitzung vom 31. Januar 1888 ihn sammt der Begründung zu veröffentlichen, um so der wissenschaftlichen und praktischen Kritik Gelegenheit zur Aeußerung zu geben. Daß man nicht nur die Vertreter der Rechtswissenschaft zur kritischen Betrachtung berufen wollte, fondern auch die des praktischen Lebens, ergiebt sich aus der Bemerkung, mit welcher die Commission den Entwurf der Oeffentlichkeit übergab. „Es kann nur willkommen sein," heißt es in derselben, „wenn nicht bloß die Vertreter der Rechtswissenschaft und die zur Rechtspflege Bemfenen, fondern auch die Vertreter wirthschaftlicher Interessen von demselben Kenntnis; nehmen und mit ihren Urtheilen und Vorschlägen zur Verwerthung für die weitere Beschlußfassung über den Entwurf hervortreten."

Die Sorgfalt, mit der sich die Commission die Ausarbeitung hat angelegen sein lassen, ist außerordentlich bedeutend gewesen. Die gedruckten Vorarbeiten umfassen nicht weniger als neunzehn Bände in Folio und geben eine Vorstellung von der Genauigkeit, welche die Commission auf die Ermittelung des geltenden Rechts verwendet hat.

Der Entwurf zerfällt in fünf Bücher mit 2164 Artikeln, steht alfo, was den äußerlichen Umfang anlangt, sowohl hinter dem Allgemeinen Preußischen Landrecht wie hinter dem französischen Civilgesetzbuch wesentlich zurück. Der Grund dafür liegt einfach darin, daß man es nicht für angemessen erachtete, die casuistische, alle Einzelheiten der Rechtsfälle um-

fassende Methode anzuwenden, welche dem Gesetzbuche Napoleons, in noch höherem Maße aber dem Werke des großen Königs eigenthümlich ist.

In dem ersten Buche regelt der Gesetzgeber die Lehren, welche man als allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechtes bezeichnet; in dem zweiten das Recht der Schuldverhältnisse; das dritte behandelt das Sachenrecht, während die beiden letzten das Familien- und Erbrecht zum Gegenstand haben.

Nach dieser Uebersicht über die Entstehungsgeschichte und den äußeren Umfang des Entwurfes heben wir eine Reihe von EigenthNmlichteiten desselben hervor, deren Kenntniß auch den weiteren Kreisen unseres Volkes wichtig und wünschenswert!) erscheinen dürfte.

Was zunächst die Form des Entwurfes betrifft, fo muß mit großer Genugthuung anerkannt weiden, daß er sich bemüht, deutsch zu sprechen, und Fremdwörter, ohne welche die bisherige deutsche Rechtswissenschaft nicht fertig zu werden meinte, vermieden hat. Wir stehen durchaus nicht auf dem Standpunkte des einseitigen Reinigungseifers, welcher jedes Wort, dessen Wurzel nicht nachweisbar germanisch ist, unbedingt verpönt wissen will. Gerade in einer Wissenschaft, welche, wie die deutsche Rechtswissenschaft, in dem in einer fremden Sprache geschriebenen Recht eines fremden Volkes ihre geschichtlich gegebene Grundlage hat, ist es nicht möglich, Fremdwörter zu entbehren; aber darüber dürfte doch kein Zweifel sein, daß ihre Anwendung in der bisherigen deutschen Rechtsspruche jedes Maß übersteigt und daß manche Ausdrucksweise, die sich sogar in Urtheilen und Gerichtsreden findet, eigentlich kaum noch als „deutsch" bezeichnet werden kann. Wir wissen deshalb den Mitgliedern der Commission aufrichtigen Dank dafür, daß sie die Verdeutschung der Rechtssprüche mit Entschiedenheit in die Hand genommen haben, und es ist wahrhaftig kein bedeutungsloser Vorgang, daß unser Volk endlich einmal ein Gesetzbuch erhält, welches auch mit Rücksicht auf die äußere Gestalt ein deutsches genannt werden darf. Es wird nun von Manchen behauptet, daß in Folge dieser Verdeutschung die Sprache des Entwurfes vielfach schwerfällig und unklar geworden sei. Kein Vorwurf kann ungerechtfertigter sein als dieser. Freilich ist zuzugeben, daß die Ausdrucksweise mitunter etwas schleppend und gewunden ist; die einzelnen Artikel sind nicht selten ebenso wie die einzelnen Sätze viel zu laug; allein dieser Fehler hat mit der Ersetzung der Fremdwörter durch deutsche Wörter durchaus nichts gemein. Es wird nicht umgangen werden können, der Verbesserung der Form des Gesetzbuches durch Verkürzung einzelner Gesetzesartikel und Trennung der langathmigen und ermüdenden Sätze in mehrere Untersätze etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher, denn zweifelsohne hängt der Weich eines Gesetzbuches für das Volk zum guten Theile von der Verständlichkeit seiner Sprache ab; der Gesetzgeber sollte doch niemals außer Acht lassen, daß er nicht nur für den Stand der Nechtsgelehrten, sondern für das ganze Volk schreibt und daß jeder Bürger das Recht besitzt. ein Gesetzbuch zu

verlangen, das er auch ohne die Hülfe des Rechtsanwalts zu verstehen vermag.

Wie bereits bemerkt, sah die Commission, welcher die Ausarbeitung des Gesetzbuchs oblag, ihre Aufgabe nicht sowohl darin, ein völlig neues Recht, das mit dem geltenden außerhalb irgend eines Zusammenhanges stehe, zu schaffen, sondern sie suchte die Grundsätze des gemeinen, preußischen und französischen Rechtes, soweit dies anging, mit einander zu versöhnen. Schon dieser Zweck brachte es mit sich, daß das römische Recht in dem Entwürfe in bedeutendem Maße Berücksichtigung erfahren hat. Wenn auch bei der Regelung verschiedener Rechtsinstitute, wie beispielsweise des Verhältnisses zwischen Eltem und Kindern, des Vormundschaftswesens, des gesetzlichen Erbrechtes, der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums u. s. w. der Entwurf die unfern rechtlichen und sittlichen Anschauungen nicht entsprechenden Grundsätze des römischen und französischen Rechts verlassen hat und zu den Ansichten des germanischen Rechts zurückgekehrt ist, so hat er sich doch in vielen anderen Punkten dem römischen Rechte angeschlossen. Hierin erblickt man nun seitens vieler hervorragender Rechtsgelehrten einen schweren Mangel des künstigen Gesetzbuches; insbesondere sind es die Vertreter des deutschen Rechtes an den Hochschulen, die Germanisten, welche ernstlich darüber Klage führen, daß man es abermals unterlassen wolle, dem deutschen Volke ein seinen nationalen Anschauungen und Sitten entstammendes Recht zu geben und das Recht der Siebenhügelstadt aus deutschen Landen endgültig zu beseitigen. Der alte Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus in der Rechtswissenschaft tritt wieder in voller Stärke hervor, und vielleicht erweisen die Einwürfe der Germanisten sich stark genug, um eine Umarbeitung des Entwurfes in germanistischem Sinne herbeizuführeu, noch bevor er dem Bundesrathe und Reichstage zur Beschlußfassung vorgelegt wird. Daß nun in der That der Entwurf vielfach den romanistischen Anforderungen Gefolgschaft leistet, wo es für das Wirtschaftsleben unseres Volkes besser gewesen wäre, ihnen dieselbe zu versagen, kann die unbefangene Betrachtung nicht verkennen. Wir können einen ausführlichen Beweis für diese Behauptung hier nicht antreten, da er ein sehr genaues Eingehen auf Einzelheiten nothmendig machte, welche den nicht juristisch Gebildeten unter unseren Lesern nicht ganz verständlich wären; nur einen Punkt heben wir hervor, dessen befriedigende Regelung für das allgemeine Wohl und insbesondere für die landwirthschaftliche Bevölkerung von ganz besonderem Interesse ist: die Schaffung eines eigenen Erbrechts für landwirthschaftliche Besitzungen.

Das römische Recht kennt für alle Arten Güter nur ein Erbrecht; das bewegliche Eigenthum wird ihm zu Folge nach denselben Grundsätzen vererbt, wie das unbewegliche, das städtische Grundeigenthuin nach denselben wie das ländliche. Im Gegensatze hierzu hat das germanische Recht von

jeher sich zu der Ansicht bekannt, daß mit Rücksicht auf die Erhaltung des ländlichen Grundeigenthums in der Familie und die hiermit in innerstem Zusammenhange stehende Bewahrung eines besitzenden und leistungsfähigen Bauernstandes für bäuerliche Güter ein besonderes Erbrecht, das sogenannte Anerberecht, einzuführen fei. Nach dem Anerberecht wird die Hofstelle und das Gut nicht unter sämmtliche Erben getheilt, sondern ungetheilt auf einen Erben, den „Anerben", vererbt, während die übrigen Erben abgefunden werden. Trotz der Ungunst der Gesetzgebung hat sich dieses Erbrechten stein in manchen Theilen des deutschen Reiches, insbesondere in Hannover, Westfalen und in einigen Gemeinden des badifchen Schwarzwaldes erhalten, und die neueste Gesetzgebung hat sich bemüht, es dem Verständniß der bäuerlichen Bevölkerung näher zu bringen.
Man hatte nun sicher gehofft, das bürgerliche Gesetzbuch werde für das Bedürfnis; des deutschen Bauernstandes nach einem Sondererbrecht Verständniß haben und deshalb eine Vorschrift aufnehmen, welche es demselben ermöglicht, auf die Vererbung seines Besitzthums das geschlossene Erbrecht in Anwendung zu bringen. Die Commission hat indessen dieser Erwartung nicht entsprochen, sondern es ganz dem Ermessen der Landesgesetzgebungen überlassen, ob für die Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes das allgemeine Erbrecht oder ein Sondererbrecht gelten soll.
Wenn nun auch diese Nichtberücksichtigung der deutsch-rechtlichen Grundsätze sehr zu bedauern ist, so muß doch gegenüber den übertriebenen Anforderungen mancher Germanisten hervorgehoben werden, daß ein Gesetzbuch, welches das römische Recht überhaupt nicht oder so gut wie garnicht beachten wollte, in Deutschland einfach unmöglich ist. Es mag zu beklagen sein, daß das römische Recht überhaupt in Deutschland zu der Bedeutung gelangt ist, welche es besitzt; es mag als ein Unglück bezeichnet werden, daß unsere deutschen Bauern ihre Rechtsverhältnisse heute noch nach den Aussprüchen Ulpians und Papinians, nach den Erlassen der römischen Cäsaren beurtheilen und ordnen lassen müssen: das kann aber den Gesetzgeber nicht verhindern, zu der Thatsache Stellung zu nehmen, daß dieses Recht seit Jahrhunderten für einen erheblichen Bestandtheil des deutschen Volkes geltendes Recht ist und sich auch unzweifelhaft in gewissem Umfange eingelebt hat. Keine Gesetzgebung, mag sie noch so schonungslos in der Mißachtung des bestehenden Rechtes vorgehen, hat es bisher vermocht, ihre Normen ohne jede Rücksicht auf die Satzungen des römischen Rechtes aufzubauen. Man blicke auf das Beispiel der französischen Gesetzgebung.
Kein Gesetzbuch kann radicaler und mit geringerer Schonung des bestehenden Rechtes verfahren, als es der coäe civil gethan hat; trotzdem ist dieser cocls, den man ganz selbständig abfassen wollte, zum guten Theile doch nur eine Wiederholung des römischen Rechts, Für manche Theile ist eben das römische Recht so vortrefflich, so fein durchgebildet, daß ein besseres Recht überhaupt nicht gefunden werden kann, und auch der begeistertste

Germanist wird nicht behaupten, daß die Ausbildung des Rechtes der Schuldverhältnisse im germanischen Rechte auch nur entfernt mit derjenigen verglichen werden kann, welche im römischen Rechte niedergelegt ist. Die Klagen ob der mangelnden Berücksichtigung der germanischen Rechts - anschauungen sind deshalb mit Vorsicht aufzunehmen und nur innerhalb gewisser Grenzen gerechtfertigt; ob Anlaß dazu vorhanden ist, mit Rücksicht auf sie zu einer völligen Umarbeitung des Entwurfes zu schreiten, das scheint uns höchst zweifelhaft.

Gehen mir zu einer Hervorhebung der wichtigsten Grundsätze über, von denen sich diese Rechtsreform — die wichtigste, welche das deutsche Volk seit seinem Eintritt in die Geschichte erlebt hat — leiten läßt, so ist zunächst das Verhältniß zu betrachten, das zwischen dein bürgerlichen Gesetzbuche des Reiches und den Landesgesetzen in Zukunft bestehen wird.

Wer, wie der Verfasser, in der möglichsten Ausdehnung der Rechts- einheit sein Rechtsideal erblickt, der wird sich durch die Regelung dieses Verhältnisses seitens des Entwurfs und des Einführungsgesetzes wenig befriedigt finden; denn hiernach sollen die landesrechtlichen Vorschriften bezüglich einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsinstitute in Kraft bleiben; die Landesgesetzgebungen werden ferner ermächtigt, hierüber nach wie vor neue Vorschriften zu erlassen. Dahin gehört beispielsweise das ganze Jagd-, Fischerei-, Wasser-, Berg- und Enteignungsrecht, das Ge- sinderecht, die Haftung des Staates für die Handlungen seiner Beamten, das ganze Gebiet der nicht streitigen Rechtspflege, das Recht der Familien- sideicommisse, das Recht der ehemaligen reichsständischen Familien u. s. m. Würde den Landesgesetzgebungen die Möglichkeit gelassen, all diese Mate> rien zu regeln, so wäre von einer Nechtseinheit auf dein Gebiete des bürgerlichen Lebens keine Rede, und die von so großen Erwartungen be- gleitete Reform würde zu einem Ergebniß sichren, das der aufgewendeten Mhe und Arbeit kaum würdig märe. Die Freunde der deutschen Rechtseinheit werden deshalb ihre volle Kraft einsetzen müssen, um es zu verhüten, daß durch die Ausscheidung einer großen Anzahl der wichtigsten Rechtsstoffe aus dem Bereiche der reichsgesetzlichen Regelung der Par- ticularismus wieder einen Sieg über den Nnitarismus feiere, und es wird namentlich Sache des Reichstags sein, dafür zu sorgen, daß nicht wieder der Fehler begangen werde, den man bei der Regelung des Strafrechts leider gemacht hat. Mit Genugthuung begrüßen wir es, daß in den Gutachten, welche seitens des deutschen Anmaltvereins herausgegeben werden, an einleitender Stelle diesem Gedanken in kraftvollen Worten Ausdruck verliehen wurde, und, ohne die einer Erweiterung des Gebietes der Codisikation entgegenstehenden Schmierigkeiten zu verkennen, darf man Nch doch der Hoffnung hingeben, daß es gelingen werde, die Gefährdung der erst zu begründenden Rechtseinheit siegreich abzuwehren.

Der Entwurf athmet in allen seinen Normen, wie dies auch der Rechtsüberzeugung des deutschen Volkes angemessen ist, den Geist strengster Sittlichkeit. Ein Volk, für das ein Kant den kategorischen Imperativ aufgestellt hat, kann sein bürgerliches Recht unmöglich ohne Berücksichtigung der Gebote der Sittenlehre regeln, wie es das französische Gesetzbuch so vielfach gethan hat. Die Nechtsüberzeugung der Gegenwart kennzeichnet sich im Vergleiche zu den Anschauungen, die am Schlüsse des vorigen Jahrhunderts besonders in der Periode des aufgeklärten Despotismus die herrschenden waren, in vortheilhafter Weise dadurch, daß sie das Recht mit der Sittenlehre wieder in engern Zusammenhang gebracht hat, ohne jedoch eine Grenzvermischung der beiderseitigen Gebiete herbeizuführen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet enthält der Entwurf eine Anzahl von Bestimmungen, die wir nicht anstehen als wahre Triumphe der Sittlichkeit zu bezeichnen. Beispielsweise machen wir auf die Regelung aufmerksam, welche das Rechtsverhältnis; zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Vater erfahren hat.

Bekanntlich hat das französische Gesetzbuch, das leider in vielen deutschen Landen heute noch gilt, den barbarischen und für ein geläutertes Sittlichkeitsbewußtsein geradezu nichtswürdigen Satz aufgestellt, daß das uneheliche Kind keinerlei Rechtsansprüche gegen seinen Vater besitze; I» roclwiclw äo I», paternitö 681 intkräits, sagt der Artikel 349 des c-ocke civil mit jener Rücksichtslosigkeit, welche dem Gesetzbuche des ersten Imperators so vielfach eigen ist. Für diese staatliche Sanctionirung der Pfticht-losigkeit, für diese gesetzliche Aufforderung zur Uebertretung des eisten aller Sittengebote hat unser Volk glücklicherweise kein Verständniß, und wiewohl der genannte Rechtssatz seit fast einem Jahrhundert in. manchen Theilen des Reiches in Geltung steht, so hat er sich doch keineswegs ein Bürgerrecht erworben. Das deutsche Sittlichkeitsbewußtsein empört sich dagegen, daß das Gesetz es dem Manne gestattet, sich der Fürsorge für das von ihm erzeugte Wesen zu entziehen; es wendet sich mit Unwillen von einem Rechte ab, welches die Rechtlosigkeit eines hülstosen Geschöpfes in brutalster Form ausspricht. Indeni der Entwurf sich dazu entschloß, mit dem Grundsatze des französischen Rechtes in dieser Beziehung gründlich zu brechen und zu den ungleich höheren Anschauungen des deutschen Rechtes zurückzukehren, hat er einen Fortschritt erzielt, welcher in sittlicher Hinsicht geradezu unschätzbar ist und seine Wirkung schwerlich verfehlen wird.

Von nicht geringerem Werthe sind unter diesem Gesichtspunkte die Bestimmungen, welche sich ans das Verhältnis; zwischen Elteni und Kindern beziehen. Dem Entwürfe ist die Anschauung, welche in den den Eltern gegenüber den Kindern eingeräumten Befugnissen ein förmliches Recht erblickt, unbekannt; ihm zu Folge ist das Recht der elterlichen Gewalt nur eine in die Rechtsform eingekleidete sittliche Pflicht der Eltern, welche um des Wohles der Kinder willen seitens der Rechtsordnung anerkannt

wird. Deshalb beaufsichtigt der Staat durch seine Organe die Ausübung der väterlichen Gemalt in eingehendster Weise und zögert nicht, wenn die Ausübung das Wohl der Kinder beeinträchtigt, sie dem Inhaber ganz oder theilmeise zu entziehen.

Wie der Entwurf so den Anforderungen der Sittlichkeit iu vollem Umfange Rechnung trägt, so hat er auch nicht unterlassen, den Ansprüchen gerecht zu werden, welche an ein Gesetzbuch des Volkes vom socialen Standpunkt zu stellen sind; freilich ist dies bei Weitem nicht in dem Maße geschehen, wie es zu wünschen wäre. Auch für das bürgerliche Recht gilt der Ausspruch als bindend, welchen Fürst Bismarck seiner Zeit im Reichstage gethan hat, daß jedes Gesetz des Deutschen Reiches mit einem Tropfen socialen Oelss getränkt sein müsse; auch das bürgerliche Recht kann sich nicht dem Gebote entziehen, durch geeignete Normen dem Rechtsschutz des Armen und wirtschaftlich Schwachen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Manche Vorschriften des Entwurfes sind von diesem Gedanken auch voll und ganz durchdrungen. Wenn z. B. das Gesetz bestimmt, daß diejenigen Sachen des Miethers, welche nach den Vorschriften der deutschen (Zivilprozeßordnung nicht gepfändet werden dürfen, auch nicht unter das Zurückbehaltungsrecht des Vermiethers fallen, so beseitigt es eine ebenso widersinnige wie grausame Satzung, welche wahrscheinlich nicht zum Wenigsten für das Wohnungselend in den Großstädten verantwortlich zu machen ist.

Allein bei manchen anderen Bestimmungen hat der Entwurf den socialrechtlichen Bedenken nicht genügend Rechnung getragen. Wenn man z. B. den Grundsatz „Kauf bricht Miethe" angenommen hat, so sind die schweren Folgen, welche derselbe auf die Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen ausüben müßte, wohl kaum in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt morden. Vom socialen Standpunkte muß es überhaupt beklagt werden, daß die Gesetzgebung den Wohnungsmiethsvertrag nicht sorgfältiger geregelt hat, um dem Miether ebenso einen größeren Schutz gegen den Vermiether zu gewähren, wie dies zu Gunsten des Arbeitnehmers gegenüber dem Arbeitgeber bereits geschehen ist. Wir müssen es ferner als einen großen Mangel bezeichnen, daß der Gesetzgeber die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Eigenthum nicht in der Weise beschränkt, daß ein gewisses Maß von Grundeigenthum, die sogenannte Heimstätte in den amerikanischen Gesetzen Homo stescl — dem Eigenthümer nicht zwangsweise entzogen werden darf. Dem stahlharten cocls civil sind solche Bestimmungen zum Schutze der Armen und Schwachen natürlich unbekannt, allein die Gesetzgebung des Staates, welche das Panier der Socialreform entfaltet hat, darf sich ihrer Anerkennung nicht entziehen, ohne nicht mit sich selbst in einen folgenschweren Widerspruch zu gerathen.

Ter großen Gefahr, welche die Rechtseinheit dadurch ausgesetzt sein kann, daß ein sich entwickelndes Gewohnheitsrecht zur Entkräftung der

gemeinsamen Rechtssatzungen führt, einer Gefahr, welche vielleicht bei keinem Volke fo groß ist wie dem deutschen, begegnet der Entwurf durch die Aufnahme des Grundsatzes, daß neben dem Gesetzesrecht für das Gewohnheitsrecht kein Platz übrig bleibt. So sehr auch uon mancher Seite diese Bestimmung bemängelt wurde, so wohl begründet und weise erscheint sie uns. Soll das Reichsrecht in der That zur Anwendung gelangen, soll ein Gesetz die Rechtsverhältnisse der deutschen Stämme regeln, so muß der Möglichkeit vorgebeugt werden, daß sich die bisher geltenden Nestimmungen in der Form von Gewohnheitsrecht fort erhalten und thatsächlich das genieinsame Recht außer Kraft setzen. Jede andere Lösung der Frage hätte die angestrebte Rechtseinheit illusorisch gemacht und der schlimmsten Rechtszersplitterung Thür und Thor geöffnet. In nicht geringerem Maße wird das Interesse der Rechtssicherheit den Gesetzgeber zu dem Ausschluß des Gewohnheitsrechtes veranlassen. Die Ermittlung des Gewohnheitsrechtes ist und bleibt eine höchst schwierige Sache und in Folge dessen haftet demselben stets der Charakter der Unbestimmtheit an. Die nachtheilige Wirkung dieses Umstandes auf das Leben kann nicht übersehen werden. Das erste Erfordern^, dem das Recht zu genügen hat, ist Bestimmtheit und Klarheit; über das, was als Recht gilt, soll Jeder sich zuverlässige Auskunft mühelos verschaffen können, ohne erst weitläufige Untersuchungen anzustellen, ob Dies oder Jenes als Gewohnheitsrecht bereits anerkannt wurde. Die Zulassung des Gewohnheitsrechtes als Rechtsquelle vermehrt die Prozesse und kann deshalb rechtlich und wirtschaftlich nur als nachtheilig bezeichnet weiden.

In den Zeiten einer hochentwickelten staatlichen Gesetzgebung ist die Rolle des Gewohnheitsrechtes überhaupt so gut wie ausgespielt, und dies kann nur der bedauern, welcher, auf dem einseitigen Standpunkte der früheren historischen Schule stehend, das Gewohnheitsrecht als eine dem Gesetzesrecht überlegene Rechtsquelle betrachtet.

Die Gesetzgebungen der Böller huldigen bezüglich der Ordnung der Vornahme von Rechtsgeschäften entweder dem Formenzwang oder der Formfreiheit. Ganz allgemein kennzeichnet sich die frühere Rechtsbildung durch den Formenzwang, durch den formalistischen Charakter.

Nicht die Willensäußerung als solche genügt dem Rechte, um aus ihr Verbindlichkeiten und Berechtigungen entstehen zu lassen, sondern nur die in bestimmter Form erfolgte Willensäußerung ist hierzu im Stande. Je weiter wir in der Rechtsgeschichte zurückgehen, um so reicher entfaltet sich der Formenzwang, theilweise im Gewände des Symbols, und das deutsche Recht weist eine fast unerschöpfliche Ausbildung desselben auf. Die neuere Zeit steht den Formen, diesen „köstlich unschätzbaren Gewichten, die der bedrängte Mensch an seiner Dränger raschen Willen band," nicht freundlich gegenüber. Man hat bemerkt, daß der Formenzwang mit einein zweischneidigen Schwerte zu vergleichen sei, daß er einerseits zwar sich dazu

eigne, die Parteien von Uebereilung zurückzuhalten und zur Besonnenheit und Ueberlegung zu veranlassen, anderseits aber in Händen gewissenloser und mit den Schleichwegen und Schlupfwinkeln des Lebens erfahrener Personen häufig zur Benachtheiligung, der Unerfahrenen führe. Der Entwurf hat sowohl mit Rücksicht hierauf als auch besonders in Erwägung der offenkundigen Bedürfnisse des Verkehrs der Gegenwart den Grundsatz der Formfreiheit sich angeeignet. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem regen Verkehrsleben unserer Zeit, dessen Naschheit sich von Tag zu Tage mehr steigert, mit einem Rechtssysteme nicht gedient ist, das einem ängstlichen Formalismus huldigt, und nachdem auf dem Gebiete des Handelsrechtes die Gesetzgebung sich bereits zu Gunsten der Formfreiheit ausgesprochen hatte, war es schon zur Vermeidung einer bedenklichen Rechtsverwirrung nothmendig, auch für das Gebiet des bürgerlichen Rechtes derselben Geltung zu verschaffen. Daß die Aufstellung des Grundsatzes der Formfreiheit die Gesetzgebung nicht hindert, aus rechtspolitischen Gründen in gemissen Fällen Formzmang vorzuschreiben, ist selbstverständlich; der Entwurf hat dies für eine nicht unerhebliche Anzahl von Rechtsgeschäften gethan; das wichtigste hierher gehörige Beispiel bildet der Bertrag, durch welchen das Eigenthum an einem Grundstücke übertragen mird. Der Bedeutung halber, welche derselbe für die GrundFigenthumsverlMnisse besitzt, hat das Gesetz ihn an die Form der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung geknüpft.

Dieses Beispiel führt uns auf die Darlegung der Grundsätze, welche den Entwurf bei der Ordnung der Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums leiten; die betreffenden Bestimmungen bilden einen der wichtigsten Theile des Gesetzbuches, der für die Landmirthschaft des deutschen Reiches von weitreichendster Bedeutung ist.

Im römischen Rechte hat der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen keinen Einfluß auf die Regelung der Rechtsverhältnisse ausgeübt; der hervorragende Werth, welchen das Grundeigenthum nir Staat und Gesellschaft besitzt, wurde in Rom nicht voll erkannt, und demgemäß hielt man es auch nicht für erforderlich, den Bedürfnissen des Grundeigenthums durch Erlaß besonderer Vorschriften zu entsprechen. Im vollen Gegensatze hierzu hat das deutsche Siecht die Rechtsverhältnisse des unbeweglichen Besitzes stets durch besondere Satzungen geregelt, welche auf der Grundlage der vollen Oeffentlichkeit der Rechtsverhältnisse beruhten, in denen die einzelnen Grundstücke standen. Maßgebend für diese Ausbildung eigener Normen für die Grundstücke war unter Anderm die enge Verknüpfung zwischen dem Genuß politischer Rechte und dem Besitze an Grund und Boden im Mittelalter. Durch die Aufnahme des römischen Rechts wurde das ursprüngliche nationale Recht vielfach verdrängt und dadurch der Grundbesitz und der Realcredit in schwerster Weise geschädigt. Wenn es irgend einen Stand giebt, für welchen die Aufnahme des römischen

Rechtes geradezu ein Unglück bedeutete, so ist es derjenige der Grundbesitzer, dem kaum Schlimmeres widerfahren konnte, als seine Unterwerfung unter die auf dem Boden der altitalischen Volksmirthschaft beruhenden Vorschriften des «orpus juris. Die Gesetzgebung der deutschen Staaten hat darum fast allenthalben an Stelle des römischen Rechtes ein den Grundsätzen der germanischen Anschauung entsprechendes Recht gesetzt; am meisten ist dies seitens der preußischen Gesetzgebung geschehen, an welche sich das Reichsrecht unmittelbar anschließt.

Der Entwurf regelt das Grundeigenthumsrecht nach dem Grundbuchssv stein; er setzt voraus, daß für jeden Bezirk ein Grundbuch vorhanden ist, in welches die Grundstücke des Bezirks und die an ihnen bestehenden Rechte einzutragen, zu buchen sind. Dieser Buchungszrvang gilt grundsätzlich allgemein und für alle Rechte; ein nicht in das Grundbuch eingetragenes Recht ist rechtlich unwirksam. Der Grundeigenthumsverkehr ist nach Maßgabe des Grundsatzes von dem dinglichen Bertrage und nach dem Eintragungsgrundsatze geregelt. Hiemach setzt die Erwerbung eines Rechtes an einem Grundstücke einen Vertrag voraus, bestehend aus der Erklärung, daß man in die Eintragung der Aenderung des Grundbuchs einwillige, sowie der Annahme dieser Erklärung seitens des anderen Theiles und in der Eintragung selbst. Der Inhalt des Grundbuchs hat nicht nur die Vermuthung der Nichtigkeit, sondern auch die des öffentlichen Glaubens für sich, so daß eine Veräußerungsbeschränkung nur dann anerkannt wird, falls sie im Grundbuchs eingetragen ist. Im Zusammenhange hiermit stehen die Grundsätze, von welchen das Hypotheken» recht des Entmurss ausgeht.

In der Hypothek sieht das Gesetz einerseits das Mittel, eine Forderung durch Belastung eines Grundstückes sicher zu stellen, andererseits einen Gegenstand des Vermögensverkehrs, durch welchen sich der Grundbesitz, die für die Bewirthschaftung und Betriebsführung nothmendigen Capitalien verschaffen kann. Die Hypothek kann nur durch Eintragung in das Grundbuch entstehen und sie ist speciell im strengsten Sinne, so daß sie nur eine genau bezeichnete Forderung sowie auch nur ein genau bezeichnetes Grnndstiick erfaßt. Mit dem Unwesen der Generalhypotheken, welches in weiten Gebieten des deutschen Reichs, namentlich in denen des französischen Rechts, noch in üppiger Blüthe steht, und es einer vorsichtigen Hypothekenbank eigentlich unmöglich macht, Geld auf ein Grundstück auszuleihen, hat der Entwurf gründlich gebrochen und dadurch einer gesunden Entwicklung des Grundcredits die Bahn geebnet. Diese durchgreifende Aenderung der Hypothekengesetzgebung wird auf die Verhältnisse der landwirthschaftlichen Bevölkerung einen äußerst segensreichen Einfluß ausüben. Unter der Herrschaft eines guten Hypothekenrechts, welches dem Gläubiger die nothmendige Sicherheit für seine Forderung bietet und dabei doch nicht der Elasticität entbehrt, wird es

dem kleinen und mittleren Grundbesitzer leichter möglich, sein Credit-bediirfniß zu befriedigen, ohne für die Befriedigung wucherische Zinsen zahlen zu müssen.

Die strenge Sittlichkeit, welche wir bereits als eine Eigentümlichkeit des Entwurfs hervorgehoben haben, kommt besonders bei der Regelung des Eherechts und namentlich des Ehescheidungsrechts zum Ausdruck. Die Gesetzgebung huldigt dem Grundsatze, daß die Ehe eine von dem Willen und der Willkür der Einzelnen unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung ist, deren Auflösung nicht aus beliebigen, sondern nur aus solchen Gründen erfolgen darf, welche dem Staate als genügend erscheinen. Eine Bestimmung, welche den Ehegatten das Recht gäbe, sich lediglich auf Grund ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung zu trennen, findet daher in dein deutschen Gesetzbuch keine Stelle. Die Ehe ist eben kein Vertrag, den man durch gegenseitige Willensübereinstimmung wieder lösen kann, sondern sie ist ein ihrem Wesen nach dauerndes Band; sie ist, wie der romische Jurist Modestinus etwas emphatisch gesagt hat, ein Konsortium «mnis vitss, eine cliviui at^us Iiumani juris oninWuuioätio, d. h. eine das ganze Leben umfassende Gemeinschaft, eine Vereinigung nach göttlichem und menschlichem Rechte. Der Entwurf begünstigt die Ehescheidung schon aus diesem Grunde nicht; er hat aber weiter erwogen, daß der Staat ein dringendes Interesse besitzt, darauf hinzuwirken, daß im Volke die Ehe als eine sittliche, dem Einfluß der individuellen Willkür entzogene Ordnung gelte. Deswegen beruht das Scheidungsrecht des Entwurfs auf dem Gedanken, daß nur wegen eines dem einen Ehegatten zur Last fallenden schweren Verschuldens die Scheidung zuzulassen sei. Die Ehe kann in Zukunft wegen Geisteskrankheit eines Ehegatten, wegen körperlicher Gebrechen oder unüberwindlicher Abneigung nicht mehr geschieden werden; das Gesetz kennt nur auf Verschuldung beruhende Ehescheidungsgründe, welche theils absolute, d. h. die Scheidung unbedingt, theils relative, d. h. sie nur unter gemissen Voraussetzungen begründende sind. Absolute sind nur der Ehebruch, die Verübung gewisser Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Lebensnachstcllung und bösliche Verlassung. Im Gegensatz hierzu werden die relativen nicht einzeln genannt, sondern auf einen gemeinsamen Grundsatz zurückgeführt; eine Scheidung kann nämlich nur dann ausgesprochen werden, wenn der eine der Ehegatten durch schwere Verletzung der ehelichen Pflichten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Als Beispiel für solche Verfehlung nennt das Gesetz schwere Mißhandlung des Ehegatten und die Verübung eines entehrenden Verbrechens nach Schließung der Ehe. Auch in diesen Fällen soll aber die sofortige Scheidung regelmäßig nicht ausgesprochen werden, sondern zunächst nur eine Trennung von Tisch und Bett auf die Dauer von höchstens zwei Jahren, und erst nach Ablauf dieser Frist kann der Ehegatte,

welcher das Trennungsurtheil erlangt hat, die endgültige Scheidung begehren. Im Vergleiche zu dem in einem großen Theile des Reiches geltenden Rechte ist durch diese Bestimmungen die Möglichkeit einer Ehescheidung wesentlich erschwert und andererseits das richterliche Ermessen bedeutend erweitert worden, indem in Zukunft der Richter und nicht mehr das Gesetz bestimmt, in welchen Fällen eine die Auflösung der Ehe rechtfertigende Verschuldung vorliegt. Wiewohl man nun mit der Tendenz, das eheliche Band zu befestigen, an sich durchaus übereinstimmen und es als einen großen Fortschritt bezeichnen wird, daß die Ehe nicht mehr auf gleicher Stufe mit einem Viehleihevertrag steht, so erheben sich doch andererseits gegen den Standpunkt des Entwurfs Bedenken, die fomohl vom sittlichen wie vom socialen Gesichtspunkte aus Beachtung verdienen. Wird die Ehescheidung übermäßig beschränkt, so leistet man der Sittlichkeit wahrlich keinen Dienst; man verschuldet die Existenz von Ehen, die in der That nur Scheinehen und deshalb sittlich absolut verwerflich sind, und man befördert fogar indirect Ehebruch und außereheliches Zusammenleben. Der Gesetzgeber begeht einen schweren Fehler, wenn er aus theoretischen Gründen die Macht der menschlichen Natur nicht genügend berücksichtigt, und wir meinen, die Erfahrungen, welche Frankreich mit feinem Verbote der Scheidung gemacht hat, sollten jeden Staat davon abhalten, in dieser Beziehung einseitigen Forderungen nachzukommen. Es ist unbestreitbar, daß zwischen der Erschwerung der Scheidung und der Zunahme der Unsittlichteit ein ursächlicher Zusammenhang besteht, und man sollte sich deshalb wohl hüten, in deni Bestreben, das Beste zu schaffen, das Bessere zun, Feind des Guten zu machen. Unter diesen, Gesichtspunkte dürfte wohl zu erwägen sein, ob es angemessen ist, die jugendliche Frau an den geisteskranken, in, Irrenhause befindlichen Gatten zu ketten, der sich vielleicht durch wüste Ausschweifungen feine Krankheit zugezogen hat; ob es zweckmäßig ist, die brave Frau eines Gewohnheitssäufers von Rechtswegen zu zwingen, die Zärtlichkeiten des viehisch betrunkenen Gatten ebenso bis zu seinem Tode erdulden zu müssen wie seine Schmähungen und Beschimpfungen!

Die Motive des Entwurfs erklären, die Commission habe durchaus nicht verkannt, daß vom social-politischen Standpunkte aus gewichtige Gründe für jede Zulassung der Ehescheidung wegen Geistesstörung geltend gemacht werden könnten; allein gegenüber den ethischen Bedenken und den praktischen Schwierigkeiten empfehle sich die Gestattung derselben nicht. Diese Erklärung kann aber nicht die Annahme eines Grundsatzes rechtfertigen, der in seiner praktischen Anwendung zu Härten und Grausamkeiten führen müßte, für welche die allgemeine Nechtsüberzeugung kein Verständniß besitzt.

Aus den, über das Ehescheidungsrecht des Entwurfs Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß derselbe angelegentlichst bemüht ist, der über-

aus laxen Beurtheilung, welche bezüglich der Ehescheidung nicht nur in einein Theile der Gesellschaft, sondern auch in der Praxis zahlreicher Gerichtshöfe sich eingelebt hat, mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Die Statistik zeigt, daß die Zahl der Ehescheidungsprocesse in steigender Bewegung begriffen ist; in den größeren Städten bilden Ehescheidungsklagen das tägliche Brot der Gerichte. Natürlich kann dies nicht ohne Einfluß auf die Denkmeise des Volkes über die Natur des ehelichen Bandes bleiben, und es ist unbestreitbar, daß die Betrachtung der Ehescheidung als eines anomalen Vorgangs für weite Kreise zu den überwundenen Dingen gehört. Es ist deshalb ein großer Vorzug des neuen Gesetzbuchs, daß seine Normen die Bildung einer richtigeren, der deutschen Gesittung entsprechenden Auffassung befördern, und wiewohl es überaus schwierig ist, über die Wirkungen eines Gesetzes Muthmaßungen aufzustellen, welches mit dem Factor der Liebe zu rechnen hat, so darf man doch mit Zuversicht annehmen, daß das Ehescheidungsrecht des neuen Reiches von günstigsten Folgen begleitet sein wird. Wie ungerecht es ist, wenn man demselben den Vorwurf macht, es behandle die Ehescheidung wie einen Pferdehandel — auf der Freiburger Katholikenversammlung wurde dies behauptet — bedarf hiernach keines weiteres Beweises.

Schon oben wurde kurz erwähnt, daß das Neichsrecht die Rechtsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern in Anlehnung an die tief sittliche Auffassung des älteren germanischen Rechtes geregelt hat. Dieses tritt besonders in der Stellung hervor, welche der Mutter gegenüber den Kindern verliehen ist. Das römische Recht giebt nur dem Vater die Gemalt über die ehelichen Kinder, es kennt weder eine elterliche Gemalt, noch eine mütterliche, vielinehr werden alle Rechte und Befugnisse der Gewalt lediglich und allein durch den Vater ausgeübt. Im Gegensatze zu dieser Regelung, welche in den eigenthümlichen staatlichen und socialen Verhältnissen Roms ihre innere und geschichtliche Erklärung findet, meist die germanische Rechtsüberzeugung auch der Mutter eine Gewalt über die Kinder zu. Für das Gesetzbuch konnte es nun kaum zweifelhaft sein, welcher Ansicht es zu folgen habe. Nachdem es grundsätzlich die volle und uneingeschränkte Handlungs- und Geschäftsfähigkeit der Frauen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts anerkannt hatte, mußte es den Frauen auch da, „wo sie nach den natürlichen Verhältnissen zum Handeln berufen sind", dieses Handeln gestatten. Demgemäß ist die Mutter, was die elterliche Schutzpflicht gegenüber den Kindern anlangt, dem Vater völlig gleichgestellt; während des Lebens des Vaters überwiegt natürlich seine Stellung, sobald er aber gestorben ist, übt die Mutter allein die elterlichen Befugnisse im vollen Umfange aus. Die Anerkennung dieses Grundsatzes bedeutet für weite Theile des Reichsgebietes eine große und wichtige Neuerung; namentlich auch für das Gebiet des preußischen Staates, der es noch im Jahre 1875 ausdrücklich ablehnte, der Mutter die Stellung

zu geben, welche das Reichsrecht ihr nunmehr einräumt. Treffend rechtfertigen die Motive diesen Schritt der Gesetzgebung, der bei manchen Juristen alten Schlages große Bedenken hervorgerufen hat. Es wird bemerkt, daß dem Entwürfe die Emancivation der Frauen durchaus fem liege, daß es sich aber nicht sowohl um die Uebernahme eines öffentlichen Amtes seitens der Mutter handle, als um die Erweiterung ihrer familienrechtlichen Stellung und eine volle Ausgestaltung ihres hausfraulichen und mütterlichen Berufes. „Die Mutter soll nicht aus ihrem natürlichen Berufe herausgehoben, sondern im Gegentheil nur von Schranken befreit werden, welche sie bisher in der Erfüllung des ihr eigenen Berufes beengten."
Die Gesetzesbegründung constatirt dann weiter, daß die Frau an intellectueller Begabung keineswegs hinter dem Manne zurückstehe, ein Zeugniß, mit welchem die deutschen Frauen wohl zufrieden sein können, und daß an ihrer Fähigkeit zur zweckmäßigen Besorgung der Geschäfte der elterlichen Gemalt darum nicht zu zweifeln sei. Es ist nicht zu verkennen, daß hiermit ebenso ein Culturfortschritt von großer Tragweite wie ein Sieg der germanischen Rechtsauffassung über die römische erzielt morden ist, und das deutsche Volk darf sich rückhaltlos freuen, daß nunmehr endlich der Mutter nicht mehr diejenigen Rechte vorenthalten werden, welche ihr nach Natur und Sittenlehre unbedingt gebühren.
Vielleicht ist die Neuerung, welche der Entwurf bei der Ordnung der gesetzlichen Erbfolge einführt, die bedeutendstes unter allen in ihm enthaltenen Neuerungen; das bisher geltende Erbrecht in Deutschland bestimmt die Erbfolge der Verwandten so gut wie ausschließlich nach dem dem römischen Rechte entlehnten sogenannten Gradualsnstem. Dieses läßt die Verwandtschaftsnähe über die Erbfolge entscheiden; die Verwandtschaftsnähe wird aber nach der Zahl der Zeugungen berechnet, welche von dem Erblasser zu dein Erben hinleiten. In: Gegensatze hierzu huldigt der neue Entwurf, unter Anlehnung an das germanische Recht, dem Parentelensystem, welches auf dem Gedanken beruht, daß diejenigen, die mit dem Erblasser die näheren Stammeseltern gemeinsam haben — die Parentel — solchen Verwandten vorgehen, welche durch entferntere Stammeseltern mit jenem verbunden sind, und daß innerhalb der Parentel die entfernteren Verwandten an die Stelle eines weggefallenen näheren treten. Hiernach bilden die Abkömmlinge des Erblassers die erste Parentel, die Eltern desselben mit ihren Abkömmlingen die zweite, die Großeltern mit ihren Abkömmlingen die dritte, alsdann kommen die Urgroßeltern und ihre Abkömmlinge u. s. w. Bon der Durchführung dieses Systems, welches die in den geltenden Erbrechten Deutschlands vorhandenen Gegensätze vermitteln soll, macht das Gesetz nur bei der dritten Parentel im volksmirthschaftlichen Interesse eine Ausnahme, indem es eine Bestimmung getroffen hat, welche die Zersplitterung des Vermögens durch Uebergmig der Vcrlassenschaft an die möglicherweise sehr zahlreichen Enkelkinder ver-

hindern soll. Der Entwurf hat den Kreis der zur gesetzlichen Erbfolge berufenen Personen gegenüber einem Theile des geltenden Rechtes dadurch ausgedehnt, daß er dem Ehegatten ein unmittelbares Erbrecht einräumt und hiermit eine Härte und Ungerechtigkeit beseitigt, die geradezu als eine schreiende bezeichnet werden muß. Ein größerer Widerspruch zwischen dem geltenden und dem natürlichen Rechte als diese Zurücksetzung des Ehegatten hinter die Epigonen entferntesten Grades läßt sich kaum denken; man versagt derjenigen Person, welche dem Verstorbenen am nächsten stand, welche Alles, Freud und Leid, Kummer und Schmerz mit ihm getheilt hat, einen Rechtsanspruch auf seine Verlassenschaft, während man denselben einem entfernten Angehörigen gewährt, der keinerlei Gemeinschaft mit ihm gehabt, sondern vielleicht nur angelegentlichst auf seinen Tod gewartet hat! Indem der Entwurf mit diesem unhaltbaren Mißstande bricht, verschafft er dem wahren Rechte wieder die Geltung, die ihm nur unter Verletzung der obersten Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit versagt werden konnte.

Bezüglich des Pflichttheilsrechtes hat sich der Entwurf nicht denjenigen angeschlossen, welche aus socialvolitischen Gründen die Beseitigung desselben verlangen, weil er der Ansicht ist, daß die Frage der Abschaffung noch nicht spruchreif sei. Pflichttheilsberechtigte Personen sind nicht nur die Abkömmlinge und die Eltern, sondern auch die Ehegatten; nachdem ein gesetzliches Erbrecht der Ehegatten gegeneinander überhaupt anerkannt mar, mußte auch der weitere Schritt gethan und ihnen ein Pffichttheilsansvruch gemährt werden. Von Bedeutung erscheint es, daß das neue Recht die Gründe, aus welchen die Entziehung des Pflichttheils statthaft ist, im Vergleiche zu einem Theile des geltenden Rechtes beschränkt hat. In Fortfall ist gekommen die Enterbung eines Abkömmlings wegen Vennögensbeschädigung der Eltern, wegen Verhinderung des Erblassers an der Errichtung eines Testamentes, wegen Verurtheilung zu schwerer Strafe, wegen schlechten Lebenswandels, sowie wegen Abfalls vom rechten Glauben. Die Beseitigung dieser Bestimmungen beruht theils auf der Erwägung, daß es nicht die Aufgabe des bürgerlichen Rechtes ist, Rechtsnachtheile aufzustellen, welche mit einer Strafe identisch sind, theils darauf, daß die Handlung, wegen deren die Enterbung bisher gestattet war, des Zusammenhangs mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen entbehrt. Was besonders die Enterbung wegen Abfalls vom rechten Glauben anlangt, so hat der Entwurf dem Gedanken Rechnung getragen, daß er nicht den Beruf habe, die glücklicherweise fast durchweg beseitigten Reste der religiösen Unduldsamkeit zu neuem Leben zu erwecken. Auch in der Normirung dieses Gegenstandes liegt ein Fortschritt, der zwar in praktischer Beziehung vielleicht nicht sehr bedeutungsvoll ist, aber seines grundsätzlichen Werthes wegen Beachtung und Aufmerksamkeit wohl verdient.

Auch bei der Regelung des Vormundschaftsrechtes huldigt der Entwurf Grundsätzen, welche im germanischen Rechte ihre Wurzeln haben.

Ueber dem Vormund steht die Obervormundschaft, welche regelmäßig den Gerichten übertragen ist, jedoch durch die Landesgesetze auch anderen Behörden zugewiesen werden kann. Eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Vormundschaft sichert das Gesetz der Familie, indem aus den Mitgliedern derselben der Familienrath gebildet wird und das Gericht in gewissen Fällen vor seiner Entscheidung Angehörige des Mündels hören soll; weiter ist zur Mitwirkung durch die Errichtung des die Vormundschaftsführnng beaufsichtigenden Gemeindemaisenrathes auch die Gemeinde berufen. Der Entwurf geht von dem Gedanken aus, daß der Vormund grundsätzlich der Obervormundschaft gegenüber selbständig dastehe und nach eigenem Ermessen handeln soll; zur Verhütung von Unzuträglichkeiten, die sich aus dieser freien Stellung ergeben könnten, ist feine gesummte Thätigkeit der Aufsicht des Vormundschaftsgerichts unterworfen. In keinem Falle tritt nach dem Gesetzbuche die Vormundschaft unmittelbar kraft Gesetzes ein, sondern stets erst auf Grund einer Anordnung des Vormundschaftsgerichtes; demgemäß beginnt auch das Recht und die Pflicht des Vormunds erst mit seiner Bestellung.

Von der Vormundschaft ist die Pflegschaft fcharf getrennt; sie tritt nur dann ein, wenn es sich uni das Bedürfnis; eines Schutzes für besondere Angelegenheiten einer Person handelt, während die Vormundschaft bei der nothwendigen allgemeinen Fürsorge für Vermögen und Person anzuordnen ist. Diese Unterscheidung mar in dieser Form dem bisherigen Rechte nicht bekannt.

Wenn auch die vorstehenden Erörterungen keineswegs den Anspruch erheben können, alle Grundgedanken des Entwurfs in erschöpfender Weiie darzustellen, so werden sie doch vielleicht auch dem Nichtjuristen einen Begriff von den Grundzügen der großen Codisication zu geben vennögen. Es wird wohl noch eine Anzahl von Jahren verstreichen, bevor der Entwurf zum Gesetze erhoben werden wird. Gleichzeitig mit der Einführung des Gesetzbuchs wird der Erlaß einer Reihe anderer Gesetze erfolgen, welche sich auf die Regelung des Grundbuchmesens, die Zwangsvollstreckung in unbewegliches Vermögen und das Verfahren in nichtstreitigen Sachen des Familien- und Erbrechtes beziehen, deren Ausarbeitung seitens der Commissi«« bereits fertig gestellt ist.

Es wäre verfrüht über die muthmaßlichen Wirkungen, welche das neue Gesetzbuch auf die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des deutschen Volkes ausüben wird, Vermuthungen aufzustellen oder ein abschließendes Urtheil über seinen Werth zu fällen. Das Eine steht fest, daß die einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechts unserer nationalen, Einheit ein neues, unzerstörbares Band verleiht, und daß also die nationale Bedeutung der gewaltigen Nechtsreform kaum überschätzt werden kann. Wer wollte verkennen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen durch die Thutsache mächtig gefördert wird,

daß ein Gesetz vom Ostmall des Reiches bis zur Westmark gilt, daß eine Nonn die Lebensbeziehungen im Wasgau und an der Eider regelt; und wo ist der Deutsche, dessen Herz nicht von freudigem Stolze geschwellt würde, wenn er daran denkt, daß wir nun das köstliche Gut der Rechtseinheit erlangt haben, welches unsern Vätern ein verheißungsvoller, aber unerfüllbarer Traum zu sein schien? Nicht zu der Zeit, da der Gaugraf unter der alten schattigen Linde das Recht sprach, und nicht in den Tagen, in welchen der gewaltige Staufenkaiser auf den lombardischen Gefilden Gerichtstage abhielt, besaßen die Deutschen die Rechtseinheit in dem Umfange, wie sie durch das neue bürgerliche Gesetzbuch verwirklicht werden soll. Wenn wir dies erwägen und uns daran erinnern, daß noch vor einem halben Menschenalter die deutsche Nation keine Verfassung besaß, welche es ermöglicht hätte, für das Ganze verbindliche Rechtsnormen zu erlassen, dann werden wir wohl sagen dürfen, daß der Genius des deutschen Volkes Ursache hat, mit unserer Entwicklung während der letzten Jahrzehnte zufrieden zu sein!

Es sind jetzt zwölf Jahre her, seitdem unser erster Kaiser vor dem versammelten Reichstag ein prächtiges Wort über die Schaffung der deutschen Rechtseinheit sprach. „Die gemeinsame Nechtsentwicklung," so sagte Kaiser Wilhelm, „wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist." Die deutsche Nation wird allezeit dieses Ausspruchs unseres verewigten Herrschers eingedenk bleiben; sie wird in der Arbeit zur Beförderung der Rechtseinheit nicht ruhen noch rasten, bis das Wort Kaiser Wilhelms seiner ganzen Tragweite nach zur Thatsache geworden ist. Es ist ihr nicht leicht gemacht worden, das Gut der Nechtseinheit zu erwerben; sie hat einen Kampf ums Recht bestanden, wie ihn kein anderes Volk zu bestehen hatte; aber gerade deßhalb wissen wir auch das Errungene zu schätzen und werden es behalten, so lange unser Volk überhaupt besteht; es ist und bleibt eine der köstlichsten Früchte, welche an dem Baume der deutschen Einheit unter dem Schirm des Hohenzollernadlers reiften.

Richard Wagner und Friedrich Nietzsche.

von

Lduard ItulKe.

- Wien. —

nter einem wunderlichen Titel hat Friedrich Nietzsche vor Kurzem den musikalischen Kreisen eine Publication vorgelegt*), deren Inhalt den Titel an Wunderlichkeit noch weit übertrifft. Nietzsche, der frühere Anhänger und jetzige Gegner von Richard Wagner erscheint in dieser Schrift als Selbstankläger und Richter, als Kranker und Arzt in einer Person, aber unvermögend sich selbst und Anderen zu helfen. Man kann die Schrift von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Man kann sie ansehen mit Rücksicht auf die von den Wagnerianern ausgehende, von Nietzsche sehr nachdrücklich betonte, Agitation für eine Verdunkelung des Geistes, wie sich diefe in der Strömung unferer Zeit in mancher Hinsicht bemerkbar macht. Man kann sie ferner betrachten im Zusammenhange mit Nietzsches früheren Publicationen und psychologische Betrachtungen darüber anstellen, wie und durch welche Einflüsse aus dem Nietzsche von 1876 der Nietzsche von heute geworden ist. Man kann aber endlich drittens den „Fall Wagner" auch betrachten als eine Kritik des Wagnerschen Kunstwerks und der Wagnerschen Kunsttheorie, ohne Rücksicht darauf, von wem sie ausgeht, ob und wie der Kritiker über denselben Gegenstand sich früher fchon ausgesprochen, kurz derart, als rührte die gegenwärtige Publication gar nicht von einem ehemaligen Wagnerianer, sondern von irgend einem Unbekannten her. Dabei würde einzig zu prüfen fein, wie diese Kritik Stand hält, ob sie Argumente gegen Wagner vor-

5) Der Fall Wagner, Ein Musilantenprolilem, Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, Verlag von (5. G. Naumann.

bringt, die bisher nicht vorgebracht worden sind, und ob sie geeignet sind, den Werth des Wagnerschen Kunstwerks zu schmalem.

Indem ich mir vorbehalte, die fragliche Angelegenheit in einer eigenen Broschüre aus allen diesen verschiedenen Gesichtsvunken zu behandeln, soll hier sveciell die dritte Seite der Frage ins Auge gefaßt werden. Was die beiden anderen Seiten betrifft, so mögen für heute die folgenden kurzen Andeutungen genügen:

Nietzsche selbst bestreitet mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit noch heute in einem Briefe an den Herausgeber des „Kunstwart"*), daß er seine Meinung über Wagner geändert habe, indem er sagt: „Der jüngere Nietzsche ist niemals über den Punkt Wagner mit dein älteren Nietzsche im Widerspruch gewesen." Diese Erklärung ist aber werthlos gegenüber der für Jedermann offenkundigen Thatsache, welche in der Schrift „Der Fall Wagner" vorliegt; das Recht, die Schrift nach dem darin ausgesprochenen Inhalt zu deuten, ist Sache des Lesers und kann durch die nachträgliche einfache Negation von Seiten Nietzsches nicht alterirt werden.

Ich habe den Versuch gemacht, Nietzsches Meinungsänderung auf seine in die Zeit zwischen 1876 und 1878 fallende intensive Beschäftigung mit den Schriften Voltaires zurückzuführen. Bei meiner Vergleichung des Nietzsche von 1876 mit dem Nietzsche von heute ergab sich zu Gunsten Nietzsches, daß er sich von Irrthümern, in die er verstrickt gewesen, befreit habe, zu seinen Ungunsten aber, daß er zwischen seiner neuen Geistesrichtung und seinen veränderten ästhetischen Urtheilen einen Zusammenhang hergestellt, welcher durchaus nicht nothmendig und durch jene Gedankenrichtung in keiner Weise begründet erscheint, indeni er an dem Künstler und sveciell an dem Musiker Wagner Vieles zu tadeln findet, wozu (wie tadelnsmeith es irgend Einem auch erscheinen mag) der freisinnigste Mensch und der größte Bewunderer Voltaires keine Nöthigung in sich fühlt; denn — mit allem Respect vor Voltaire sei es gesagt — so hoch ich in Beziehung auf Freiheit des Geistes, Größe und Fülle der Gedanken, Ehrlichkeit der Gesinnung, Veitheidigung des unterdrückten Rechts, Bekämpfung von Willkür und Gewalt, kurz auf alles das, was ihn als Lichtbringer erscheinen läßt, Voltaire über Wagner stelle, so hoch stelle ich, trotz Zaire, Mahomet, Henriade :c., d. h. als svecifischen Künstler Richard Wagner über Voltaire.

Lassen wir aber jetzt den Nietzsche von 1876 ganz aus dem Spiele; vergessen wir, daß er in früherer Zeit über Wagner geschrieben hat. Wie groß die Widersprüche auch sein mögen, deren er sich im Zusammenhalt mit seinen früheren Anschauungen schuldig gemacht: am Ende hat er ja doch das Recht zu verlangen, daß seine jüngsten Aeußerungen als seine wahrhaftige Meinung betrachtet werden. Wir haben mindestens nicht das Recht, ihn in seinen früheren Zustand zurückzuzwingen. Er ist, gleichviel

*) Der Kunstwllrt, 2. Iahig. 6. Stück, S. 89, eiste Spalte.

wie und warum uud wodurch, zu anderen Anschauungen und zu einem ganz anderen Geschmack gelangt. Was kümmern uns seine Widersprüche! diese mag er mit sich selber abmachen. Erleidet vielleicht hierdurch sein Charakter in den Augen des Einen oder Andern Schaden, so ist es seine Lache, den sich daraus ergebenden Nachtheil zu tragen. Wir haben es streng genommen, jetzt nur mit dein zu thun, was er jetzt sagt. Er hat Wagner einmal gepriesen. Jetzt greift er Wagner an, und man hat nichts zu thun, als seine Angriffe zu prüfen. Wer nun Wagner gegen Nietzsche damit vertheidigen zu können glaubt, was in Nietzsches früheren Schriften sich zum Lobe Wagners findet, der stellt sich auf einen Standpunkt, welchen Nietzsche nicht zuzulassen braucht. Nietzsche ist ein neuer Mensch geworden und nur mit diesem neuen Menschen haben wir es zu thun. Prüfen wir also die neuen Aeußerungen Nietzsches über Wagners Kunst einzig und allein nach der Kraft der in ihnen liegenden Argumente.

Nietzsche findet den Orchesterklang in „Carmen" angenehmer als den Wagnerschen. Das ist sein Geschmack und daran kann ihn Niemand hindern. Bizets „Carmen" übt auf ihn eine verbessernde Wirkung, eine Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, Tugend. Das ist alles sehr schön; dafür mag er sich bei Bizet bedanken. Er spricht davon, wie nachtheilig ihm der Wagnersche Orchesterklang sei; das ist eine Angelegenheit, die seine Nerven betrifft, und es wird Niemandem einfallen, ihn zu zwingen oder auch nur zu überreden, daß er sich dem ihm so nachtheiligen Orchesterklange aussetze; allein er nennt den Wagnerschen Orchesterklang brutal, und — das ist eine andere Sache; denn dieses Prädicat legt Nietzsche dem Wagnerschen Orchesterklang bei als ein objectives und hiermit fällt er ein Urtheil, von welchem er voraussetzt, daß es als ein allgemein gültiges anerkannt werde. Ein solches ist es aber nicht.

Der Orchesterklang im Allgemeinen ist im Laufe der Zeit der Veränderung und Entwicklung unterworfen, und diefe Entwicklung geht parallel mit den Fortschritten in der Mechanik der Instrumente. Mit jedem solchen Fortschritte wird dem Componisten ein neues Mittel für die Farbengebung geboten, daher erscheint die Instrumentation einer jeden Zeit reicher und nüancirter als die der vorhergegangenen Periode. In Beziehung auf den Bau der Streichinstrumente hat man seit lange keine wesentliche Veränderung zu registriren; die Fortschritte beziehen sich hauptsächlich auf die Blasinstrumente und unter diesen besonders auf die Blechbläser. Die neue und ungewohnte, besonders durch die Blechinstrumente modisicirte Klangfarbe kann nun allerdings einen Eindruck hervorbringen, welcher der bis dahin gewohnten Orchesterwirkung gegenüber grell erscheint und aufregend und dergleichen, und es kann Jemand, wenn es ihm beliebt, die Ursache einer solchen Wirkung auch brutal nennen, nur meine er nicht, hiermit etwas Nichtiges und Unumstößliches gesagt zu haben; sonst müßte man consequenterweise Mozarts Orchester dem Orchester Handels gegenüber

ebenfalls brutal nennen. Wie weit der Mozartsche Orchesterklang über den Handels hinausgeht, ist Jedem bekannt, weiß man ja doch, daß Mozart gerade in der Absicht, ihnen ein lebhafteres Colorit zu geben, Werke von Händel neu und zeitgemäß orchestrirt hat. Wo soll denn da aber die Grenze gemacht werden? Bis zu welchem Zeitpunkt soll sich die Befugniß, die Klangfarbe umzubilden, erstrecken und in welchem Momente soll sie erlöschen? Die Klangfarbe ist weniger Sache des Individuums, als der Zeit, in der es lebt, und nicht nur Liszt und Berlioz, sondern auch Meyerbeer und Verdi haben Klangfarben, welche dem Wagnerschen Orchesterklang durchaus verwandt sind. Wer also Wagners Orchesterklang brutal findet, der muß den Orchesterklang der gesammten neueren Musik brutal finden. Das steht ihm nun freilich frei, aber ein Urtheil, welches Jeder annehmen müßte, hat er damit nicht abgegeben. Wendet man ein, daß Bizet auch der neuen Zeit angehört und sein Orchesterklang demungeachtet nicht brutal sei — so ist darüber nicht zu streiten; die Tugend der Enthaltsamkeit ist ja gewiß etwas sehr Schönes, vorausgesetzt, daß sie nicht in einer Schwäche ihre Wurzel habe; deshalb hüte man sich davor, den neueren Componisten einen Vorwurf zu machen darüber, daß sie von Mitteln, die ihnen der Fortschritt der Mechanik zur Verfügung stellt, den ihnen gut dünkenden Gebrauch machen; ebenso, wie man es älteren Comvonisten nicht als Fehler anrechnen darf, daß sie keinen Gebrauch gemacht haben von Mitteln, die sie nicht besaßen. Gerade die Orchestration Wagners ist von jeher selbst von seinen Gegnern als meisterhaft anerkannt worden, sowie auch bei Berlioz und Liszt, auch von Kritikern, welche diesen beiden die musikalische Erfindung absprechen, doch stets die Meisterschaft in der Instrumentation bewundert wurde.

Nietzsche nennt ferner Wagners Orchesterklang künstlich — und das ist er auch; hervorgcmachsen, wie das Gras auf dem Felde, ist er nicht. Auch die Harmonie, auch die Melodie, ja selbst unsere Tonleiter ist künstlich. Nietzsche will aber damit wohl sagen, sveciell das Wagnersche Orchester habe etwas Gekünsteltes. Dementgegen muß aber wieder daran erinnert werden, daß jedes Orchester zu seiner Zeit, d. h. so lange es noch neu und ungewohnt ist, dem gewohnten Orchester gegenüber den Eindruck des Gekünstelten macht, während nachfolgenden Generationen der zu seiner Zeit künstliche Orchesterklang als sehr natürlich, d. h. gewöhnlich erscheint. Zur Zeit Beethovens mag der Orchesterklang in dem 4. Satze der 9. Symphonie sehr künstlich und vielleicht Manchem auch brutal erschienen sein; heute spüren wir bei Beethovens Orchester nichts mehr von solcher Künstlichkeit, und auch das Orchester Wagners klingt uns jetzt, nachdem wir vierzig Jahre mit demselben bekannt sind, nicht mehr ungewohnt.

Nietzsche nennt drittens den Wagnerischen Orchersterklang auch „unschuldig."*) Ich verstehe nicht, was damit gemeint ist. Soll es etwa

*) „Unschuldig" — mit Änführmigszeiche».

das Gegentheil bedeuten? vielleicht: nicht unschuldig? also: unzüchtig? Nietzsche kommt auf den Ausdruck noch einmal zurück und setzt zwischen Klammern dazu: idiotisch; aber auch dies verstehe ich nicht. Stumpfsinnig, blödsinnig, einfältig und dgl. ist Wagners Orchester sicher nicht; auch würde dies, wie mir scheint, mit der Künstlichkeit und Brutalität desselben schwer zu vereinigen sein. Man muß es also Herrn Nietzsche anheimstellen, sich an jenem Orchesterklang zu erfreuen, den er selbst seinem unschuldigen*) Gemüthe entsprechend findet, also an dem Orchesterklang Bizets. Für alle Anderen aber hat er niit dieser „geistreichen" Behauptung nichts gesagt.
Endlich sagt Nietzsche von Wagners Orchester: die Farbe ist Alles, was erklingt sei gleichgültig. Dieser Vorwurf richtet sich aber eigentlich nicht mehr gegen den Orchesterklang, sondern vielmehr gegen die Musik Wagners im Allgemeinen; es soll gesagt sein, daß dieser Musik jeder Inhalt fehle. Wir hätten also in der Wagnerschen Musik das Lichtenbergsche Messer ohne Stiel, welchem die Klinge fehlt, und wer die Sache so ansieht, kann freilich die Frage auswerfen, ob Wagner überhaupt ein Musiker gewesen sei. Bei Lichte besehen ist aber der Ausspruch, was erklingt sei gleichgültig — nichts Anderes, als die alte Leier, Wagner habe keine Melodie, und das ist ein Punkt, über welchen ein Streit zu keinem Ziele sührt. Wenn Jemand beim Erklingen einer Musik sagt, er höre keine Melodie, so kann man ihm mit allen Argumenten der Welt nicht beweisen, daß er sie höre; dem Anderen aber, der sie hört, kann eben so wenig bewiesen werden, daß sie demungeachtet gar nicht vorhanden sei; Nietzsche mag Wagners Musik hundertmal als krank bezeichnen; das sind lauter willkürliche Aussprüche, die keine Beweiskraft haben, und Niemand, dem Wagners Musik gefällt, wird sich durch solche Behauptungen irre machen lassen. Mit allen seinen geistreichen Wendungen wird Nietzsche mich nicht überzeugen, daß Wagner die Musik krank gemacht habe und daß er ein Verderb für die Musik sei.
Die Bezeichnung des Kranken und Krankhaften in der Kunst,.Musik, Poesie :c. trifft, wenn man zu erforschen versucht, was damit eigentlich gesagt werden will, in der Regel jene Producte, die man den klassischen gegenüber romantisch nennt. In diesem Sinne wurde Kleists „Käthchen von Heilbronn" von Goethe krankhaft genannt. Noch genauer trifft man den Sinn jener Bezeichnung damit, daß eine gewisse Strenge der Form, die man bis dahin für unverbrüchlich angesehen, durchbrochen erscheint. In diesem Sinne wäre Philipp Emanuel Bach, der die strenge polyphone Form seines Vaters hie und da durchbricht, krankhaft; dann ist Havdn krankhaft gegenüber Bach und Händel, Mozart und Beethoven mit ihrer

*) Dieser Aufsatz war geschrieben und eingesendet, bevor die Zeitungen die jüngste Nachricht über Nietzsche brachten; dem unglücklichen kranken Manne wird gewiß Niemand seine ThcilnaKme versagen; die kritische Untersuchung der Sache aber van durch die Thcilnahme für die Person nicht beeinträchtigt werden.

Sentimentalität erscheinen krankhaft gegenüber Haydns Kindlichkeit. Schumann ist krankhaft gegenüber Beethoven u. s. w. Immer ist der Nachfolgende der Kranke, während der Vorausgehende, der seinerzeit auch krank gewesen, jetzt völlig gesund erscheint. Wir werden daher solchen allgemeinen Bezeichnungen, wie: klassisch, romantisch, krankhaft, gesund :c. keinen Werth beilegen, denn es sind Begriffe, die sich unaufhörlich verschieben.
Wir können nichts dafür, daß Herrn Nietzsche „Carmen" besser gefällt, als Wagners Musik; wir haben dagegen auch nicht das Mindeste einzureden, denn wir respectiren das Individuum mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinein Geschmack, wir verlangen aber vice ver8» diesen Resvect auch für uns; und für uns hat Wagner nicht nur große, sondern auch schöne Musik gemacht, für uns giebt Wagner in seiner Musik nicht nur den Zustand vor dem Gedanken, er giebt auch die Gedanken selbst; und was die Leidenschaft betrifft, so ist sie nach meiner Meinung bei Ortrud nicht wohlfeiler als bei Elvira, sie ist nicht wohlfeiler bei Elisabeth als bei Pamina, wenn in dem Ausspruche, daß die Leidenschaft bei Wagner wohlfeil sei, überhaupt irgend ein Sinn liegt. Der Contrapunkt kommt in den „Meistersingern" mehr zu Ehren als in irgend einem musikalisch dramatischen Werke der neuen Zeit, und über die großartige Polnvhonie in den „Nibelungen" haben sich Musiker, welche durchaus keine Wagnerianer sind, mit großer Anerkennung ausgesprochen. Es soll hier nicht geleugnet werden, daß in manchen Situationen der Wagnerischen Bühnenwerke nicht nur fcenisch, sondern auch musikalisch eine gewisse Schwüle herrscht, von der der Eine oder Andere sich mehr oder minder gedrückt und beängstigt fühlt; allein es giebt doch anderseits auch wieder Situationen, die von einem derartigen Drucke ganz frei sind. Mit deni Drucke von hundert Atmosphären, welchen nach Nietzsche Wagners Kunst ausübt, muß es, da wir diesen Druck nun schon an die vierzig Jahre so ganz ohne Nachtheil für unsere Gesundheit ertragen, doch nicht gar so arg sein. Nicht was dem Einem nachtheilig ist, ist es auch für jeden Anderen. Wir werden uns also trotz Nietzsche auch fernerhin die agayante Brutalität der Tannhäuserouvertüre, die Biedermännerei des Tannhäusermarsches, das lärmende Nichts in der Holläiiderouvertüre, den Circus Walküre, ja sogar das hvpnotisirende Lohengrinvorspiel gefallen lassen. Was beweist Nietzsche, wenn er sagt: Bizets Carmen schwitzt nicht: Dem Einem macht „Carmen" niehr Vergnügen, dem Anderen der „Tannhäuser;" das ist zu allen Zeiten so gewesen, auch im 18. Jahrhundert, da Kant gegen die hedonistische Auffassung des Schönen kämpfte und Schiller über die Bühne als moralische Anstalt moralische Betrachtungen anstellte.
Für Nietzsche ist Wagner kein Musiker aus Jnstinct. Der Beweis für diese Behauptung soll darin liegen, daß Wagner alle Gesetzlichkeit, allen Stil in der Musik preisgab. Wie aber, wenn Wagner eben einen neuen Stil geschaffen hätte, mußte er da nicht consequenterweise auch eine neue Gesetzlichkeit einführen? und hat es nicht schon Männer gegeben,

welche diese Gesetzlichkeit erkannten und sich zum Dolmetsch derselben machten? Wagner soll die Melodie verleumden? Das hat er durchaus nicht nöthig; diese gelangt auch in seinem Etil zu ihrem Recht. Daß sich die der jeweiligen Situatiou anschmiegende dramatische Musik (Nietzsche nennt sie Theaterrhetorik) von der ihrem eigenen inneren Principe gemäß fortfließenden, absoluten Musik unterscheide mch dieser gegenüber (als absolute Musik betrachtet) den Eindruck der Zerrissenheit mache, ist keine neue Entdeckung. Auch in der Poesie ist der dramatische Stil von dem Stil eines lyrischen Gedichtes verschieden. Wenn also Wagners Musik vom Theatergeschmack abgesehen, also losgelöst von der Aufeinanderfolge der Situationen, welche ja eben diese scheinbare Zerrissenheit erklärt, indem sie das Disparate verbindet, losgelöst von dem Elemente, aus dem sich die dramatisch-melodische Rede immer neu verjüngt, schlechte Musik genannt wird, so wäre dieser Tadel nur dann zutreffend, wenn Wagners Musik den Anspruch machte, durchgängig auch als absolute Musik zu gelten. Daß sie in Beziehung auf einzelne Partien diefen Anspruch mit Recht erheben könnte, ist gewiß (das beweisen heutzutage ja schon die aus den Wagnerschen Werken zusammengestellten Potpourris unserer Militärcapellen); ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie im Großen und Ganzen nur dramatische Musik sein will; daher darf sie auch nur als dramatische Musik, d. h. als der Gefühlsausdruck der jeweiligen Situation beurtheilt werden und als solche ist sie nicht nur gute Musik, sondern gehört mit zu der besten Musik, die jemals gemacht morden ist.

Wer einen Birnbaum tadelt, daß er keine Aepfel trägt, dessen Tadel wäre entschieden ungerecht; und so wäre Nietzsches Vorwurf auch dann unbegründet, wenn sich in Wagners Bühnenwerken in der That nicht eine einzige Stelle fände, die als absolute Musik gelten könnte; bekanntlich ist aber Wagners Praris nicht so streng, wie seine Theorie; berücksichtigt man die Instrumentaleinleitungen, die Einleitung zum dritten Act „Tannhäuser", das Vorspiel zu „Lohengrin" den Brautzug im zweiten Act, die Instrumentaleinleitung zum dritten Act, das Vorspiel zu „Tristan und Isolde", die Meistersingerouveriure, die Einleitung zum dritten Act „Meistersinger", ferner alle jene Situationen, welche vermöge ihrer Beschaffenheit zum Ausdrucke rein musikalischen Gefühlsinhalts Gelegenheit bieten, wie das Finale im zweiten Act „Tmmhäuser", die Pilgerchöre, die Aufzüge der Zünfte im dritten Act „Meistersinger" u. dgl., fo wird man in Wagner auch den instinctiuen und absoluten Musiker nicht verkennen. Wenn Wagner nichts geschrieben hätte, als das Finale des zweiten Acts im „Tannhäuser" oder die Einleitung zum dritten Act der „Meistersinger", so könnte ihni schon die Fähigkeit zum absoluten Musiker nicht abgesprochen werden.

Nietzsche behauptet ferner, Wagners Musik sei niemals wahr.

Diese Behauptung sieht aus, als ob sie etwas sagte; sie sagt aber

nichts, sie ist eine Phrase, die Manchen verblüffen wird, man muß aber das Blendwerk zerstreuen.

Welche Musik ist wahr? welche ist nicht wahr? wann ist Musik wahr? Diese Fragen sind ganz allgemein aufzustellen und zu beantworten. In der Natur hat die Musik kein Vorbild, also liefert sie auch keine directe Nachahmung von wirklichen Dingen. In dem Sinne, wie man etwa von einem Gemälde sagen kann, es sei wahr oder nicht wahr, je nachdem es die Natur des nachgebildeten Gegenstandes mehr oder minder treu abspiegelt, kann in der Musik von Wahrheit oder Unwahrheit nicht die Rede sein; auch in dem Sinne, in welchem ein poetisches Product, wie eine Erzählung, ein Drama, als Nachahmung eines wirklichen oder möglichen Vorganges auf Wahrheit Anspruch machen kann, ist das Prädicat „wahr" in der Musik nicht anwendbar; aber gerade darum, weil die Musik in der Natur kein Vorbild hat, also außer Stande ist, das Abbild irgend eines wirklich vorhandenen Gegenstandes zu bieten, giebt sie in jeder ihrer Aeußerungen nichts Anderes als sich selbst, und in diesem Sinne ist alle Musik durchaus wahr; sie bedeutet nicht dies oder jenes, wie ein Gemälde oder eine Statue, sondern sie ist das, was sie ist, eben so wie die Werke der Architektur. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob ein Musikstück schön befunden wird oder nicht; es ist Musik und als solche wahr. Was meint aber Nietzsche, wenn er sagt, Wagners Musik sei niemals wahr? Vermutlich will er damit sagen, daß in Wagners Musik das rhythmische Princip des Tanzes häufig durchbrochen und hie und da (in der sogenannten Melodie der Rede) durch das poetische Princip, durch die Anlehnung des musikalischen Ausdruckes an die in der jeweiligen Situation ausgedrückte Empfindung ersetzt wird. In „Carmen" ist dies nicht der Fall; da kommt der Tanzrhythmus allerdings mehr zur Geltung. Nun steht es ja Jeden» frei, der einen oder der anderen Art der Rhythmik deruVorzug zu geben, aber diese Vorliebe, die etwas ganz Individuelles ist, hat mit der Wahrheit und Unwahrheit des Objectes nicht den mindesten Zusammenhang, und Nietzsches Verbiet wird uns nicht hindern, Wagners Musik für fo wahr als nur irgend eine andere Musik zu halten.

Wenn Nietzsche ferner Wagner als den Erben Hegels bezeichnet mit dem Vorwurfe, Wagner biete uns die Musik als Idee, so kann ich darin eigentlich keinen Tadel finden, weil mir für meine Person die Musik von Bach und Händel, von Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven eben auch nur so weit als bedeutend gilt, als ich in derselben etwas finde, oder zu finden meine, was über das bloß Spielerische hinausgeht, also — Ideen. Behauptet Nietzsche also, es sei nicht die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die Idee, so erwidere ich: desto besser! Allein es ist doch immer die durch Musik ausgedrückte Idee! Woher weiß es denn Herr Nietzsche, daß Wagner nicht von einem Musikergewissen aus rechnete? Weil Wagner die Wirkung will, und nichts als die Wirkung?

Ja, was wollen dann die anderen Meister? Diese wollten die Wirkung nicht? Wollten sie außer der Wirkung noch etwas Anderes? Wahrlich mir scheint, man könnte Wagner mit größerem Rechte den Vorwurf machen, er habe außer der Kunstwirkung noch manches Andere gewollt, welches nicht gerade sehr zu loben ist, wie z. B. aus Bayreuth eine Art Wallfahrtsort zu machen u. dgl., wofür Nietzsche ja gerade in seiner neuesten*) Publication ein scharfes Auge verräth.

Daß Wagner gegen die Oper vornehm thut, ist richtig, es ist dies eine Sache der Eitelkeit; daß er aber gar kein Dramatiker fei, ist eine colossale Uebertreibung oder besser eine Unwahrheit.

Was ist Wagner denn eigentlich in Nietzsches Augen? Musiker ist er nicht; Dramatiker ist er auch nicht, also — eigentlich gar nichts; aber doch — Nietzsche sagt es uns: Wagner ist Schauspieler, unvergleichlicher Histrio. Wenn ich nicht irre, hat Wagner selbst in seiner Abhandlung über Schauspieler die Veranlassung dazu gegeben, daß Nietzsche diese Behauptung aufstellen konnte. In der That war Wagner ein Nühnenkenner und zwar kannte er die Wirkungen der Bühne fo genau, wie selten Jemand, und insofern darf Wagner auch als Schauspieler bezeichnet werden; aber nur Schauspieler war Wagner keineswegs und sollte er nebenbei auch nur Operncomponist gewesen sein. Man kann als solcher noch immer ein sehr respectabler Künstler sein, und deshalb wird es den besonnenen Freund der Wagnerschen Kunst gar nicht alteriren, wenn Nietzsche der Welt verkündet: Bayreuth ist große Oper! Er antwortet- zugegeben! Nietzsche fügt aber hinzu: „und nicht einmal gute Oper!" und dagegen ist ein Protest wohl gestattet; denn ob eine Oper gut oder schlecht sei, darüber wird wohl Jeder seine Meinung hüben dürfen, so gut, wie Nietzsche die seinige.' Wenn nun Nietzsche aus dieser seiner Behauptung die Consequenz zieht: also verdirbt Wagner selbst für die Oper unseren Geschmack, so ist die Schlußfolge logisch unanfechtbar, aber dem Inhalte nach ganz falsch, denn seine Prämisse ist eine willkürliche, und wenn ich sage: die Oper in Bayreuth ist so gut, wie nur irgend eine, so kann sich Nietzsche auf den Kopf stellen, er wird damit nicht zu beweisen vermögen, daß Wagner unfern Geschmack für die Oper verdorben habe. Wessen Geschmack meint Nietzsche denn eigentlich, wenn er sagt: unfern Geschmack? Ist da mein Geschmack nicht auch dabei? Meinen Geschmack für die Oper hat Wagner nicht verdorben; ich höre den „Freischütz" und die „Zauberflöte", „Dou Juan" und „Fidelio", den „Barbier von Sevilla" und „Robert den Teufel" heute noch eben so gern, wie vor 1876, und selbst für solche Opern, wie „Carmen" habe ich immer noch ein Plätzchen frei, wo folch ein ruschelig Ding zeitweilig hineinschlüpfen kann, wenn es nur nicht prätendirt, für immer in meinem

*) Inzwischen ist dieser neuesten Publication eine noch neuercie, also die allerneueste gefolgt und zwar unter dem irreführenden Titel: „Götzendämmeiung".

Innern Wohnung aufzuschlagen, um sich da etwa neben „Zauberflöte" und „Rheingold" breit zu machen. Nietzsche aber, der doch nur durch die Abwendung von Wagners Theaterrhetorik die Fähigkeit erlangt hat, Bizets Meisterwerk zwanzigmal zu genießen, somit doch wenigstens indirect die Veredlung seines Geschmacks Richard Wagner verdankt, sollte am allerwenigstens darüber Klage führen, daß Wagner den Geschmack verderbe. Doch lassen wir den Geschmack! Ueber den Geschmack soll man nicht streiten — und da unter allen Künsten keine so sehr bloß dem individuellen Geschmack unterworfen ist, wie die Musik, da ihr selbst jene Bestimmtheiten fehlen, welche in den anderen Künsten (Poesie, Malerei :c.) positive Anhaltspunkte zu bieten scheinen, wie z. B. Zusammenhang der Handlung, Motivirung, Zeichnung der Charaktere, Anlehnung an die Natur:c., so wird es Herrn Nietzsche schwer werden, zu bewirken, daß wir unseren Geschmack an Wagners Musik mit dein seinigen vertauschen. Vielleicht ist er glücklicher in seiner Analyse der Wagnerschen Dichtungen. Er sagt: „Wagners Oper ist die Oper der Erlösung. Irgend wer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist sein Problem. Und wie reich er sein Leitmotiv variirt! Welche seltsamen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, daß die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (Der Fall im Tannhäuser.) Oder daß selbst der ewige Jude erlöst wird, seßhaft wird, wenn er sich verheirathet? (Der Fall im fliegenden Holländer.) Oder daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (Der Fall Kundrn.) Oder daß schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (Der Fall in den Meistersingern.) Oder daß auch verheirathete Frauen gern durch einen Ritter erlöst werden? (Der Fall Isoldens.) Oder daß ‚der alte Gott', nachdem er sich moralisch in jedem Betracht compromittirt hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (Der Fall im Ring.) Bewundern wir insonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehen Sie ihn? Ich — hüte mich, ihn zu verstehen . . .

Daß man noch andere Lehren aus den genannten Werken ziehen kann, möchte ich eher beweisen, als bestreiten. Daß man durch ein Wagnersches Ballet zur Verzweiflung gebracht weiden kann — und zur Tugend! (Nochmals der Fall TannlMser.) Daß es von den schlimmsten Folgen fein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (Nochmals der Fall Lohengrin). Daß man nie zu genau wissen foll, mit wem man sich verheirathet. (Zum dritten Mal der Fall Lohengrin). Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommenen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur eine Frage hat: ‚Aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!° Antwort: ‚Das kann ich dir nicht fagen! und was du fragst, das kannst du nie erfahren.' Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Ertlärung des Forfchens und Fragens.

Wagner vertritt damit den christlichen Begriff ,du sollst und mußt glauben.' Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein. Der fliegende Holländer predigt die erhabene Lehre, daß das Weib auch den Unstäten fest macht. Wagnerisch geredet, ,erlöff. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswert!)? Was wird aus dem ewigen Juden, den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloß auf, ewig zu sein; er uerheirathet sich, er geht uns nichts mehr an. Ins Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genies — und das sind ja die ewigen Juden — liegt im Weibe: die anbetenden Weiber sind ihr Verderb. Fast keiner hat Charakter genug, um nicht verdorben — .erlöst zu werden, wenn er sich als Gott behandelt Mit: — er condescendirt alsbald »zum Weibe."

Das wäre nun die summarische Abfertigung, welche Nietzsche den» Dichter Richard Wagner zu Theil werden läßt; man kann in derselben so Manches zwischen den Zeilen lesen; man wird darin aber eher alles Andere finden, als Argumente gegen Wagners Poesie. Es sind Apercus, witzige Einfälle, die man sich, auch wenn man nicht einstimmt, hie und da zun« Amüsement gefallen läßt, die man aber sofort zurückweisen muß, sobald der Witz Miene macht, sich für baren Ernst zu geben.

Ich habe seit 1854 bis zum heutigen Tage den Lohengrin ganz gewiß mehr als zweihundert Mal auf der Bühne darstellen gesehen, und niemals ist es mir in den Sinn gekommen, in dem Verbote des Gralritters eine gegen die Wissenschaft und freie Forschung feindselige Tendenz zu erblicken. Zur Zeit der Loyengrincomposition war Wagner seinen Stoffen gegenüber sicher noch völlig naiv. Das mar noch nicht jene Zeit, in der man ihm der Wissenschaft feindliche Tendenzen zu Gunsten einer Kirche unterschieben darf. Die Empfindungen, die der „Parsifal" in dieser Richtung erweckt, darf man nicht rückwärts auf die Periode Tannhäuser-Lohengrin übertragen. Ja selbst die Art und Weise, wie Nietzsche sich über den „Parsifal" lustig macht und wie er ihn ins Bürgerliche überfetzt: „Parsifal als Candidat der Theologie mit Gymnasialbildung" — ist eine Entstellung und eines Schriftstellers wie Nietzsche nicht würdig. Man kann die außerkünstlerischen Wirkungen eines Werkes für fchädlich halten und dabei doch den künstlerischen Werth zugestehen: ja, die außerkünstlerischen Wirkungen wären gar nicht zu fürchten, wenn das betreffende Werk künstlerisch zu wirken überhaupt gar nicht im Stande wäre. Weil Wagners Geistesrichtung in der Bayreuther Periode gefährlich erscheint, leugnet Nietzsche, daß Wagner ein Künstler, ein Musiker, ein Dramatiker sei, und liefert Analysen von Wagners Dichtungen nach einer Methode, mittels welcher man das größte tragische Genie, es heiße Aeschvlos oder Shakespeare der Lächerlichkeit auszuliefern vermag.

Als der seiner Zeit berühmte Kritiker und Literarhistoriker Julian Schmidt es dein Dichter Friedrich Hebbel ebenso machte und namentlich das „Trauer-

spiel in Sicilien" in ähnlicher Weise analysirte*), da setzte sich Hebbel hin und schrieb jene berühmte „Abfertigung eines ästhetischen Kannezießers"**), welche zur Untergrabung der Reputation des bis dahin allmächtigen Kritikers den stärksten Anstoß gegeben hat, so daß es für Ferdinand Lassalle dann ein Leichtes war, mit seinen „Schölten eines Setzerweibes" den gefährlichen Literaturpascha vollends vom Throne zu stürzen. In dieser „Abfertigung" liefert nun Hebbel ein Beispiel von der kritischen Methode Julian Schmidts, indem er zeigt, wie man im Sinne dieser Methode etwa den „Othello" analysiren müßte. Die Analyse ist die folgende***):

„Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähnrich Iago, eine schöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, ist auf seinen schwarzen General aus den ordinärsten Gründen erbost, weil dieser statt seiner den Cassio zu seinem Lieutenant machte. Er entschließt sich deshalb, den Neger, sein Weib und den ihm vorgezogenen Cassio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntscheckigen Monologen mit, wie sie noch nie unter den, Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewisser Noderich dienen, ein lüderlicher Bursch, der in die Desdemona verschossen ist und vortrefflich zu den Nebligen paßt. Es tritt sogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfasser schon kennt. Nun hetzt Ingo einen auf den anderen, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat besser dafür gesorgt, als der liebe Gott in solchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihn: lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von selbst umfallen, in den Weg gestellt. Es giebt Eifersucht an allen Ecken, und ein Taschentuch spielt, so unglaublich es auch scheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber ist, daß der Neger erst die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, sich selbst ersticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß sich nicht mit einander vermischen sollen."

Diese Persiflage follte sich jeder Kritiker als Warnungszeichen unter Glas und Rahmen aufbewahren und es sich dreimal überlegen, bevor er daran geht, über einen Künstler leichtfertig einen Tadel in die Welt hinauszuschicken, den er motioirt zu haben glaubt, wenn er einen Witz macht. Was soll es z. B. sagen, daß die Wagnerischen Heldinnen keine Kinder bekommen? Hat man jemals bei Donna Anna, Pamina, Fidelio, Agathe etc. an die Kinder gedacht, die sie etwa bekommen werden? Wem gereicht eine Ideen-Association, durch welche Jemand bei Betrachtung eines Kunstwerkes, also im Zustande ästhetischer Contemplation, auf eine solche Bemerkung geführt wird, mehr zur Unehre: dem Beurtheilten oder dem Veurtheiler?

*) Gienzboten, IV. 1850. S. 721—733.

**) Fiiedi. Hebbels sämmtliche Weite, 10. Band, S. 120—152.

***) Hebbels sämmtliche Weile, 10. Band, S. 139, 140.

Weit besser begründet ist Alles, was Nietzsche über den Mangel eines causalen Zusammenhanges und psychologischer Motiviruug in der Nibelungen - trilogie vorbringt. Indessen sind die Einwendungen nicht neu, und wenigstens in Beziehung auf den „Ring des Nibelungen" lange vor Nietzsche in meinem Buche über Richard Wagner*) erhoben und bis ins Kleinste Detail nachgewiesen worden.

Zustimmen kann ich Nietzsche ferner in semer Polemik gegen die allzugroße Bedeutung, welche in Wagners Theorie dem Theater auf Kosten der anderen Künste und Kunstarten beigelegt wird; auch diesen Punkt habe ich weit früher als Nietzsche in dein eben genannten Buche über Wagner**) hervorgehoben, indem ich auf den Dogmatismus hingemiesen, der darin liegt, daß das musikalische Drama für die höchste, ja sogar für die einzig wahrhaft berechtigte Kunstform ausgegeben wird, während ich nicht einzusehen vermag, weshalb eine Fuge von Bach oder eine Erzählung von Kleist***) nicht dieselbe Berechtigung haben sollte. Nietzsche geht aber, wie mir scheint, einen Schritt zu weit, wenn er in dem Theater nur ein Unterhalb der Kunst, nur etwas Vergröbertes, für die Massen Zurechtgebrachtes und Zurechtgelogenes erblickt; auch will mir der Seitenhieb nicht gefallen, der bei Gelegenheit feiner Bemerkungen über die Unbedenklichkeit des Theatermenfchen dem edelsten Dichter des deutschen Volkes, dem Liebling der Nation, Friedrich Schiller versetzt wird.

Was Nietzsche über Wagners Geschmack vorzubringen hat, über das Convulsivifche seines Affectes, über seine überreizte Sensibilität :c., das kann man füglich auf sich beruhen lassen; denn das ist ja eben Geschmackssache. Darin, daß Wagner seinen Geschmack in Principien verkleidet, muß man Nietzsche freilich Recht geben, das darf aber keineswegs dahin ausgedehnt werden, wie es von Nietzsche geschieht, daß Wagner seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princiv verkleidet habe; erst mußte Wagners Unfähigkeit zum organifchen Gestalten in unwiderleglicher Weise nachgewiesen werden; dieser Beweis ist aber bisher weder von Nietzsche noch von einem Anderen geliefert worden. Man kann sich wohl denken, was Nietzsche meint, da er ja von Aizets Musik sagt: Sie ist reich. Sie ist präcis. Sie baut, organisirt, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie". Nun, allerdings, in der Weise Bizets organisirt Wagner nicht; er organisir! anders, er organisirt eben in seiner Weise. Wagner erhebt allerdings seine specielle Methode zu einer allgemeinen Theorie, und — diese Verallgemeinerung braucht man nicht gelten zu lassen; er thut dies aber keineswegs aus Unvermögen, sondern in Folge einer Einseitigkeit, welche

») Richard Wagner, seine Anhänger und seine Gegner, S. 56—140 (Prag, Fieytllg).

**) S. 213—214.

***) S. 230.

ihm die Methode, die er sich aus seiner Praxis abstrahirt hat, in einer Verblendung seines Verstandes als die allein berechtigte, allein seligmachende erscheinen läßt. Einer solchen Gefahr ist aber gerade nur der eigenthümliche Künstler ausgesetzt, der es seiner Natur und seiner Kraft zutrauen darf, mit Erfolg von der geebneten Heerstraße abzuweichen; daß ihr Wagner nicht zu entgehen vermochte, ist für Viele gerade der stärkste Beweis für seine schöpferische Kraft und Originalität. Was uns betrifft, so haben wir ja immer die Freiheit, Wagners Theorie, soweit sie seiner Methode die ausschließliche Berechtigung vindicirt, zu verwerfen; dies hindert uns keineswegs uns an feinen dieser Methode gemäß hervorgebrachten Werken zu erfreuen; hüten wir uns aber vor dem Unrecht, eine irrthümliche, die Theorie betreffende Meinung des Künstlers mit seiner schöpferischen Kraft zu verwechseln und einen bloßen Irrthum seines Verstandes aus einem angeblichen Mangel seines Gestaltungsvermögens abzuleiten. Solche Logik führt auf Irrwege. Glücklicherweise ist sie sofort widerlegt, da sie mit offenkundigen Thatsachen im Widerspruch steht. Auch scheint mir Nietzsches Behauptung, Wagner habe die Anmaßung des Laien und eine immer größere Gleichgültigkeit gegen jede gewissenhafte strenge Schulung gezüchtet, mit dem starren Dogmatismus der Wagnerfchen Theorie nicht im Einklänge. Ein Mann, wie Wagner, der mit dem Bewußtsein der Consequenzen eines solchen Schrittes selber als Gesetzgeber auftritt, verlangt consequenterweise gerade die genaueste Observanz selbst der geringfügigsten seiner Vorschriften; das beweisen auch die häufigen Belehrungen, die sich in seinen Schriften für die Dirigenten und Darsteller feiner Werke finden. Was den Glauben an das Genie betrifft, fo fördert diesen Glauben jedes Genie durch die einfache Thatsache seines Daseins, und insofern hat ihn auch Wagner gefördert. Wenn sich in die Anerkennung des Genies kein Mysticismus einmischt, wenn mit dem Genie kein Götzendienst getrieben wird (in welchem Falle die Anerkennung allerdings einen widerlichen Eindruck macht), so ist der Glaube an das Genie allezeit der Kunst noch weit förderlicher gewesen, als so manche unfruchtbare Netrachtungen der Kritiker und Nesthetiker. Der Wagnercultus in Vanreuth ist nun freilich eine häßliche Erfcheinung, aber diese fällt erstlich weit mehr den Götzendienern zur Last, als dem Gegenstande ihres Dienstes; zweitens würde diese Ausschreitung, auch wenn sie Wagner selbst zur Last siele, nichts gegen die berechtigte Anerkennung beweisen, welche man dem Genie zu zollen sich gedrängt fühlt, weil auch der edelste Grundsatz und das sittlichste Princip in der Maßlosigkeit seiner Anwendung zu unsittlichen und unedlen Consequenzen zu führen vermag. Mit der Formel, welche sich in den „Meistersingern" für den Cultus des Genies finden foll, ist wohl die Stelle gemeint, da Hans Sachs dem Walther von Stolzing die Freiheit seiner Melodie passiren läßt: „Nur mit der Melodei seid Ihr ein wenig frei; doch sag ich nicht, daß es ein Fehler sei; nur ist's nicht leicht zu behalten, und das ärgert unsere Alten." —

Nun hat Wagner mit dieser Lehre, die er dem Nümberger Schuster in den Mund legt, allerdings pro äom« gesprochen, und warum sollte inan ihm diese Vertheidigung seines Standpunktes übel nehmen? Eine Ermunterung jenes Dilettantismus aber, welchen Nietzsche als einen frechen bezeichnet, vennag ich in der behaglichen und harmlosen Aeußerung nicht zu entdecken; überdies muß ich gestehen (dies ist freilich sehr subjectiv), daß für n«ine Empfindung gerade in dieser Production Wagners die größte Wärme liegt, und diese theilt sich bei jedesmaligem wiederholten Schauen und Hören meinem ganzen Wesen so innig mit, daß ich über die zur wirklichen Anschauung gebrachte Emancipation von Zopfthum und Negelkram an Wagners theoretisch ausgesprochene ästhetische Schrullen gar nicht denke.

Gegen die Gefahr, sich von einer solchen momentanen Aufwallung fortreißen zu lassen, ist nun freilich derjenige, der die Einseitigkeit der Wagnerschen Kunfttheorie erkannt hat, ein für allemal geschützt; es scheint mir darum eine ganz besondere Zurückweisung zu verdienen, daß Nietzsche Wagners Aesthetik nicht nur varodirt (das würde ich für meine Person ihm noch verzeihen), sondern derart ins Maßlose übertreibt, als ob sie, mit ihrem natürlichen Maßstabe gemessen, ihre Blößen nicht genügend aufdecken würde, ja daß er dem fanatischen Theoretiker sogar eine Aesthetik unterschiebt, welche dieser als einen Wechselbalg mit gutem Rechte von sich weisen könnte.

Nietzsche denkt sich den Erfolg Wagners personificirt, zum Musikgelehrten verkleidet, und läßt ihn einer Schaar junger Künstler Nachschlüge ertheilen, welche jedem Jesuiten zur Ehre gereichen würden. Es sind im Wesentlichen folgende:

„Meine Freunde, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter schlechte Musik zu machen als gute. Wie, wenn es außerdem noch vortheilhafter wäre? Das Schöne hat seinen Haken? Wozu also Schönheit? Wir kennen die Massen, mir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andere Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Und das Andere, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Cretins, die kleinen Blasirten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklich-Verdauenden, kurz das Volk bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Ueberwältigenden. Das hat Alles einerlei Logik. Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief.

Was das Ahnen machen betrifft, fo nimmt hier unser Begriff ,Stib seinen Ausgangspunkt. Vor Allem kein Gedanke! Nichts ist compromittirender als ein Gedanke! Sondern der Zustand vor dein Gedanken, das Gedränge der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf ^ das Chaos macht ahnen. In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Studiren wir vor Allein die Instrumente. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; was erklingt, ist beinahe gleichgültig. Rafsiniren mir in

diesem Punkte. Seien wir im Klang charakteristisch bis zur Narrheit. Agayiren wir die Nerven, schlagen wir sie todt, handhaben wir Blitz und Donner — das wirft um.

Vor Allem aber wirft die Leidenschaft um. — Verstehen wir uns über die Leidenschaft. Nichts ist wohlfeiler, als die Leidenschaft. Man kann aller Tugenden des Contrapunkts entrathen, man braucht nichts gelernt zu haben — die Leidenschaft kann man immer! Die Schönheit ist schwierig: Hüten wir uns vor der Schönheit! . . . Und gar die Melodie! Verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher, als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, wenn man wieder schöne Melodien liebt! . . .

Wagen wir es, häßlich zu sein! Wälzen wir unverzagt den Schlamm der niedrigsten Harmonie vor uns her.

Einen letzten Nach! Seien wir Idealisten! Wandeln wir über Wolken, haranguiren wir das Unendliche, stellen wir die großenSymbole um uns herum. Lassen wir niemals zu, daß die Musik zur Erholung diene, daß sie Vergnügen mache. Machen wir nie Vergnügen ... wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt ... das ist schlechtes 18. Jahrhundert . . . Nichts dagegen dürfte räthlicher sein, bei Seite gesagt, als eine Dosis Muckerthum. Das giebt Würde. Und wählen wir die Stunde, wo es sich schickt schwarz zu blicken, öffentlich zu seufzen, christlich zu seufzen, das große christliche Mitleiden zur Schau zu stellen. Seien wir vorsichtig. Bekämpfen wir unfern Ehrgeiz, welcher Religionen stiften möchte. Aber Niemand darf zweifeln, daß wir ihn erlösen, daß unsere Musik allein erlöst . . ."

So richtig die Bemerkungen des letzten Absatzes auch in dieser Einkleidung die Wagnersche Geistesrichtung in der Vanreuther Zeit abspiegeln mögen, so sehr müssen uns die vorausgehenden Bemerkungen, welche sich auf Kunst, Schönheit, Häßlichkeit, Klangfarbe und Melodie beziehen als eine Karrikatur erscheinen und zwar eine Karrikatur sowohl der Wagnerschen Kunstpraxis als auch seiner Theorie. Niemals ist es Nichard Wagner (so wenig wie je irgend einem Künstler) eingefallen, das Schöne zu verschmähen und absichtlich etwas Häßliches an dessen Stelle zu setzen; aber freilich — was schön und was häßlich sei, darüber sind die Meinungen verschieden, und es ist durchaus nicht nothwendig daß gerade Nichard Wagner und Friedrich Nietzsche über diesen Punkt übereinstimmen. Jeder Künstler hält das, was er macht, und genau so, wie er es macht, für fchön. Schwierig wäre das Schöne? Wer sagt uns das? Hat Nichard Wagner jemals das gesagt? Nirgends sagt er es. Vielleicht ist es Nietzsches Meinung i dann durfte er sie aber nicht Wagner in den Mund legen. Das Schöne ist in Wahrheit weder fchwierig noch leicht; man hat es, oder man hat es nicht, und es kann von dem, der es nicht hat, mit Ueberivinomig noch so großer Schwierigkeiten nicht hervorgebracht werden. Nun liegt es

aber in dem individuellen Geschmack eines Jeden, wo für ihn das Schöne vorhanden sei. Die Schönheit ist für Jedermann nur da, wo er sie findet. Nietzsche findet die Schönheit in „Carmen"; ein Anderer findet sie in Wagners Werken, nnd ich kenne einen Aesthetiker, Nietzsche kennt ihn auch, der einmal in Wagners Nibelungen ein ganzes Himmelsgewölbe von Schönheit und Güte gefunden hat.

Mit dem „Fall Wagner" sind wir fertig.

Man wird gefunden haben, daß wir Nietzsches Argumente eigentlich nicht widerlegt haben; das wäre aber auch sehr schwer gewesen, denn er hat keine Argumente vorgebracht, sondern Behauptungen, und da genügte es völlig, seinen Behauptungen diejenigen eines anders empfindenden Individuums gegenüberzustellen.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über Nietzsches Aesthetik. Es ist nicht mehr dieselbe, aus deren Boden die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" herausgewachsen ist. Damals hat sich Nietzsche über die Heiterlinge entrüstet; er vertrat die Aesthetik der Trauerlinge. Er ist aus einem Extrem in das andere übergegangen uud steht gegenwärtig durchaus auf dem Standpunkte der Heiterlinge. Einen Vorwurf wird ihm aus diesem Uebertritt nur derjenige machen, der es nicht weiß, wie sehr die menschlichen Meinungen dem Wechsel unterworfen sind; allein von demjenigen, der einen solchen Meinungswandel in sich selbst durchgemacht hat, sollte man billigermeise erwarten dürfen, daß er über den relativen Werth eines jeden positiven Standpunktes mit sich im Klaren sei und die Berechtigung seines früheren Standpunktes wenigstens als eine Möglichkeit anerkenne. Denn wer bürgt ihm dafür, daß sein heutiger Standpunkt nicht ebenso einseitig sei, wie derjenige, den er verlassen hat, und wer garantirt ihm, daß er seine neue Meinung in Zukunft einmal nicht wieder ändern werde? In der That ist Nietzsches heutige Aesthetik ebenso einseitig wie seine frühere es gewesen ist. - Der erste Satz semer neuen Aesthetik lautet: „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen" — man könnte da wohl hinzufügen: wie z. B, Dantes Göttliche Komödie oder Prometheus von Aeschylos, die Oedivus-Trilogie vou Sophokles und dergleichen. Man sieht, zu was für CoNsequenzen jede Einseitigkeit führt. In Wahrheit kann das Schöne ebensogut auf zarten Füßen laufen, wie auch schweren gemessenen Schrittes einherschreiten, wie die Nacheweiber in Schillers Ballade: „Die Kraniche des Ibykus."

Freude und Schmerz sind und bleiben die zwei Grundstimmungen des menschlichen Gemüthes. In den Spiegelungen menschlicher Gemüthszustande durch die Kunst hat die eine Grundstimmung vor der anderen nichts voraus, noch viel weniger ist eine von beiden ausschließlich berechtigt.

Moritz von Vranien.

von

Arthur Rleinschmidt.

— Heidelberg, —

jjonig Wilhelm III. ist wieder genesen und der Zeitpunkt hinausgerückt, an dem die Krone der Niederlande aus der Hand des letzten Oraniers auf die Locken eines Mädchens sinken wird; und doch führt es mich unwillkürlich an die Gruft in der Kirche zu Delft, in das große Todtenhaus, das alle Oranier feit Wilhelm dem Schweiger in ihren Särgen vereinigt; jetzt Tod, einst Leben; jetzt Asche, einst Gluth! Drei Jahrhunderte liegen dort unter dem Steine verschlossen, von dem aber, was die Tobten drunten in ihnen schufen, von ihrem Ringen und Kämpfen fpricht die riesenhafte Gestalt einer in die Posaune des Ruhmes stoßenden Fama, die das Grab behütet. Eine unvergleichliche Familienhistorie wird einst mit König Wilhelm III. erlöschen; in der ganzen Geschichte giebt es für die Oranier nur einen Vergleich: ich meine die Barkiden in Karthago. Beide Dynastien stellten in nicht ermattender Kraft mehrere Generationen hindurch Männer allerersten Ranges; in Karthago Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal, in Holland Wilhelni den Schweiger, Moritz, Friedrich Heinrich und Wilhelm III. von Großbritannien; beide Dynastien hatten gleichsam als Familiensache einen Weltkrieg zu führen, die Barkiden mit Rom, die Oranier mit Spanien; beide standen als monarchische Führer an der Spitze einer kriegerischen Bevölkerung einer kaufmännischen Aristokratie gegenüber, welche selbst ehrlosen Frieden dem Kriege vorzog; während aber Hannibal, der Größte seines großen Geschlechts, unterging, errangen Wilhelm

der Schweiger und sein Haus den Trimnph. Es war ein Weltkrieg, wie ihn einst die Griechen gegen die einbrechenden Perser geführt, ein kleines Völkchen gegen hundertfache Uebernmcht; zwar zerrissen die Kugeln Spaniens ihre Glieder selbst, doch erstritten die Oranier die Freiheit der Niederlande vom Joche Spaniens und die Freiheit des Gewissens ihres Volkes von Rom, gaben ihren Mitbürgern ein unabhängiges Vaterland und eine freie Religion, freien Leib und freie Seele — in Sturm und Drang lernte das 'Volk diese Großthat des Geschlechts, die allen Sprossen gemeinsam war, begreifen und würdigen; es lohnte sie mit vertrauender inniger Liebe, und durch seine ganze Geschichte klingt der Ruf wider, den die Fama an der Gruft zu Delft erschallen läßt: „Orariß Hoven!"

Treten wir jetzt von der Todtengruft an die Wiege eines der größten Söhne des Hauses Oranien-Nassau! Wie sein Vater. Wilhelm der Schweiger, erblickte Moritz von Nassau in der im vorigen Jahrhundert von den Franzosen zerstörten Burg zu Dillenburg das Licht der Welt, und zwar am 14. November 1567; vor Albas Wuth war Wilhelm mit seiner zweiten Gemahlin Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, dorthin geflüchtet, und die Spanier rächten sich für sein Entrinnen, indem sie seinen Erstgeborenen Philipp Wilhelm von der Universität Löwen weg in Haft schleppten. Die Taufe von Moritz fand im Januar 1568 in Dillenburg statt (die Acte fehlt im oranischen Hausarchiv), und als Großneffe des regierenden Kurfürsten von Sachsen erhielt das Kind zu den, großväterlichen Namen Moritz den Namen August, den es aber nie geführt zu haben scheint. Moritz' Jugendeindrücke mögen sehr kuinmervoll gewesen sein, denn die elterliche Ehe war als echtes Product der Politik in hohem Grade unglücklich und durch Annas Untreue für Wilhelm unerträglich. Längst einander fremd, schieden sich die Eltem 1571, der Vater heirathete noch zwei Mal, die Mutter abenteuerte bis zu ihrem frühen Tode. Des schwächlichen Knaben nahm sich des Vaters Bruder, der eifrige Calvinist Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg an; er ließ ihn mit seinen Söhnen erziehen und die Lehrer rühmten an ihm „ein gut iriF«niurn"; nach Sitte der Zeit dachte man sehr bald an den Besuch einer Universität, und Johann, den Moritz in seinen innigen Briefen stets seinen Vater nennt, drang in den Prinzen von Oranien, er solle Moritz mit seinen vier Söhnen und vier Grafen von Berg auf die Rupert» nach Heidelberg schicken, „itzundt die fürnembste Schul in ganz Teutschland, so mit gelehrten Leut und guter Ordnung am meisten versehen ist, auch die Kinder das Französisch daselbsten besser dann sonsten irgenwo in Teutschland üben können". Wilhelm sträubte sich einige Zeit aus Furcht vor zu frühen Verlockungen für den Knaben, aber der Oheim ließ nicht ab, für den Liebling zu bitten, und so konnte dieser mit seinen acht Vettern am 2. Februar 1576 in Heidelberg immatriculirt werden; sein Hofmeister verspürte schon nach Wochen an ihm ein „divinum iiiAgnimn" und erging

sich in Lobesergüssen an den Grafen Johann, der sie beglückt Wilhelm wiederholte. Da die Geldmittel des Vaters gering waren, that der Oheim fast Alles für Moritz, dem auch seine gutherzige Stiefschwester Maria von Nassau ihren Beutel öffnete; Alle wußten ja, wie fleißig und erfolgreich Moritz unter den Augen des frommen Kurfürsten Friedrich III. studirte und wie gut er in: Hause des Kanzlers Dr. Christoph Ehem geborgen war. Als er wiederholt erkrankte, dachte man daran, ihn nach Genf zu senden, doch unterblieb dies. Da starb der Kurfürst. Sein starr lutherischer Sohn Ludwig VI. verfolgte die Reformirten schonungslos; Ehem wurde abgesetzt und seit April 157? im Gefängnisse gehalten; für einen calvinistischen Prinzen ward der Aufenthalt am pfälzischen Hofe unbehaglich und Moritz ging dämm (1578) zu dem Vater nach Breda, im Herbst 1582 aber auf die wenige Jahre zuvor gestiftete Universität zu Lenden; der Vater und die Stande überwachten ihn sorgsam, um so mehr als eine Eni» führung durch die Spanier nicht ausgeschlossen schien, und sein Vater verfügte testamentarisch, so lange sein ältester Sohn in spanischer Haft fei, solle Moritz ini Falle seines Ablebens das Fürstenthum Oranien regieren. Moritz wurde streng caluinistisch erzogen; seine Lieblingsstudien betrafen Kriegswissenschaften und Mathematik. Weit über fein Alter ging die Geistesgegenwart, die er bei dem Attentate Iaureguys auf den Vater, das er mit ansah, bewies <1582). Kanin war sein Vater zum Grafen von Holland ernannt worden, ohne daß eine beschränkte constitutionelle Monarchie unter dem Hause Oranien eingeführt worden wäre, da traf der Dolch G^rards am 10. Juli 1584 den gewaltigen Schweiger, der die Zeitgenossen um über Hauptes Länge überragt hatte. Noch war Philipp Wilhelm, der älteste Sohn, in spanischer Haft; aller Patrioten Auge lichtete sich darum auf den noch nicht siebzehnjährigen Moritz. Freilich war er zu jung und unerfahren, um in die Stelle des Vaters in so kritischen Momenten einrücken zu können, und man stellte ihn nur mit einem Iahrgehalte von 30 000 Gulden an die Spitze des neuen Staatsraths; wenn aber auch dieser den Generalstaaten und den Provinzialbehörden gegenüber machtlos war, so lernte doch Moritz den Gang der Regierungsgeschäfte kennen, und sein Name blieb die Lofung im Kriege gegen Spanien, das den Dolch Görards gedungen hatte.

Die oberste Leitung in den niederländischen Provinzen übernahm für die Königin Elisabeth von England ihr Günstling Graf Leicester, den Moritz und viele Edlen im December 1585 in Vlissingen feierlich begrüßten; sah man doch in der englischen Hülfe die beste Gegenwehr gegen Alexander Farnese, den genialen Feldherm Philipps II. Als Gegengewicht gegen Leicester wurde Moritz ausersehen, und es war besonders das Verdienst des Pensionärs von Rotterdam, Johann van Oldenbarnevelt, daß Moritz noch vor Leicesters Ankunft (10. Nov. 1585) zum Statthalter, Generalcapitän und Admiral der

Provinzen Holland und Seeland proclamirt ward. Bei seiner Jugend blieb er vorerst ein Werkzeug in den Händen der Staaten, an die er sich, durch seine Stiefmutter Louise de Coligny, Oldenbarnevelt u. A. trefflich berathen, enge anschloß; ofsiciell nannte er sich „geborener Prinz von Oranien." Wenn er sich auch seine Würden von Leicester bestätigen ließ, so hielt er sich ihm doch instinctio fern und betheiligte sich, obwohl dem Kriegsstudium niit wahrer Leidenschaft zugethan, nicht an den jämmerlichen Feldzügen des geckenhaften Statthalters, dessen Stellung rasch ins Wanken gerieth; ini Kampfe Leicesters mit den Staaten blieb Moritz im Hintergrunde, wobei er alle Versuche des Grafen, ihn an sich zu ziehen, zurückwies und Oldenbarnevelt, dem nunmehrigen Advocaten von Holland, immer näher trat. Oldenbarnevelt hatte er es zu verdanken, daß Leicester von dem Plane abstehen mußte, ihn Ende 1586 mit sich nach England zu nehmen. Während Leicesters Abwesenheit siel Moritz (24. November) der Vorsitz im Staatsrathe zu, der mit der Landesregierung und Kriegführung betraut wurde; Oldenbarnevelt arbeitete unermüdlich darauf hin. Moritz zu erhöhen. Auf Leicesters Unkosten erweiterten sich seine Befugnisse, das ganze Kriegswefen wurde seiner unmittelbaren Leitung unterstellt, mehr als bisher trat er als „geborener Prinz von Oranien" hervor, und am 5. Juni 158? erfolgte feine Ernennung zum Generalcapitän seitens der Generalstaaten. Als Leicester wieder nach Holland kam, sah er den Boden unter seinen Füßen abgegraben, und Niemand hatte mehr dazu gethan als Oldenbarnevelt. Leicester verließ Holland Ende 1587 für immer, und im April 1588 war seine Abdankungsurkunde in den Händen der Generalstaaten. Diese setzten sich selbst bald factisch an die Stelle des Staatsraths und erklärten sich 1593 für permanent. Moritz leistete Elisabeth bei der Abwehr der Armada (1588) werthvolle Dienste, und sie stellte sich trotz Leicesters Mißerfolgen auf die Seite Hollands gegen Spanien. Mit Aufbietung seiner persönlichen Autorität beschwichtigte Moritz Aufstände der Soldaten; die Belagerung von Gertruidenberg mißlang ihm hingegen völlig, was bei der fchlechten Staatenarmee kein Wunder mar. Wenn er dann die spanischen Besatzungen aus kleinen Festungen Nordbrabants vertrieb, so konnte er sich sagen, daß er der Schöpfer einer weit kleineren, aber zuverlässigen und pünktlich gelöhnten Armee sei. Seit 1584 Generaladmiral, wurde er 1590 auch Statthalter von Utrecht, Overussel und Geldern und vereinigte so in sich den Oberbefehl über die Contingente von fünf Provinzen, während in Friesland sein genialer Vetter, Wilhelni Ludwig von Nassau, als Statthalter gebot uud durch Heranbildung von Elitetruppen wie Europa keine ähnlichen besaß, Moritz den Weg mies, um der erste Feldherr der Zeit zu werden. Er ermunterte Moritz, gleich ihm die Alten zu studiren, führte ihn an das Kaiser Leo dem Thracier zugeschriebene Werk über die Kriegskunst, interessirte ihn für die den Römern nachgeahmte Art des Exercirens und Manüvrirens, und sehr bald fah man

im Haag Schemgefechte der Soldaten nach Gladiatorenart. Wie Orestes und Pylades standen beide Vettern neben einander, getragen von denselben Neigungen, Absichten und Ideen, beseelt von gleichen Gefühlen, und neidlos sah der politisch weit befähigtere ältere Bruder, wie der jüngere Bioritz über ihn emporstieg. Nur in harter Arbeit und mit eisernem Fleiße errang sich Moritz seinen welthistorischen Namen, wurde er der Neuschöpfer der Belagerungswissenschaft, der Organisator der Armee, der Beschützer der geeinigten Republik gegen ihre mächtigen Feinde.

Seit seinem siebzehnten Jahre General, vereinigte er die Beherrschung gelehrter Taktik und augenblicklichen praktischen Verständnisses; die Bücherweisheit verdunkelte ihm nie die Lage, in die ihn plötzlich ein Schlachtfeld versetzte; mit echtem Feldherrnblicke und eherner Ruhe durchschaute er sofort Stärke wie Schwäche der eigenen und der fremden Positionen. Er mar ein gründlich geschulter Mathematiker und liebte den Umgang mit dem gelehrten Soldaten Simon Stevin, dem Begründer des Decimalsystems; Ingenieure, Pioniere, Genietruppen machten in seinem kleinen Heere einen unverhältnißmößigen Procentsatz aus. Bald galt es als unbestritten, daß die bestdurchgebildete Armee die der Generalstaaten und Moritz der glänzendste aller Kriegführer sei. Mit seinem Berather in Militär- und Civilsachen, dem Vetter in Friesland, setzte er den Feldzugsplan fest, täuschte Alexander Farnese über seine Ziele, rückte dann im Mai 1591 über die Velume aus Holland heran und in einem Siegeszuge fielen Zütphen, Deventer, Delfzvl und einige kleinere Plätze in seine Gewalt; als Alexander sich anschickte, die Waal zu überschreiten, gab Moritz die begonnene Belagerung von Steenwyk auf, stürzte sich auf ihn und erzwang feinen Abzug, versäumte aber die Gelegenheit, das feindliche Heer zu vernichten, stand aus Vorsicht von der allgemein erwarteten Belagerung Nvmmegens ab und nahm erst, als Alexander nach Frankreich abgezogen mar, im Herbste Hülst und Nymwegen. Dieser Feldzug führte den jungen Oranier in die Reihe der ersten Generale der Geschichte; in ganz Europa nannte man seinen Namen mit Verehrung. In den folgenden Jahren brachte er Steenwyk, Koeverden, Gertruidenberg, Groningen zu Fall, eroberte alle von den Spaniern besetzten Festungen wieder und befreite von ihnen völlig den Boden der sieben vereinigten Provinzen; als dann der Krieg auf feindlichein Gebiete fortgesetzt ward, erntete Moritz, der nach seinem Wahlspruche endlich aus einem Reise ein Baum geworden, neue Lorbeeren: als er 1597 bei Turnhout ein spanisches Corps nur mit Reiterei besiegte und mit nur zehn Mann eigener Einbuße vernichtete, war dies der erste Sieg in offener Feldschlacht während des ganzen Unabhängigkeitskrieges; und diesem Erfolge schlössen sich neue an, die Eroberung von Rheinberg und der glorreiche Sieg von Nieumpoort (1600). Zu der letz genannten Schlacht freilich hatte der vorsichtige Moritz sich nur auf beständiges Drängen Oldenbarnevelts entschlossen.

Aber weitere Resultate hatte der Feldzug nicht, und Moritz vergaß, in seinein sprichwörtlichen Eigensinn verletzt, dem Advocaten von Holland niemals, in welche Zwangslage er ihn gebracht hatte. Seitdem trat mehr und mehr der Zwiespalt zwischen Moritz und Oldenbarnevelt zu Tage; die frühere Intimität erkaltete, und die Forderungen der Diplomatie der Generalstaaten geriethen in häusigen Conflict mit der Kriegsleitung, die nur sehr ungern französische, deutsche und englische Einmischung gelten ließ. 1601 eroberte Moritz Meurs, wo er sich als Erbe der Grafschaft huldigen ließ, 1602 Grave und 1604 Sluis; doch wurde ihm das Glück untreu, seit ihm in Spinola ein neuer ebenbürtiger Gegner erwachsen mar. Er mußte froh sein, die Grenzen der Republik schirmen und die gewonnenen Positionen im Ganzen behaupten zu können, mar erbittert über die ihm auferlegte Entsagung, löste nur mit Widerwillen die des gleißenden Ruhmes entbehrende Aufgabe und blickte mit Eifersucht auf die kühnen Seefahrer, die den holländischen Namen in fernen Welten zu den Sternen erhoben, vom Nord- zum Südpole eilten, Nowaja Semlja und Patagonien besuchten. Allgemeine Erschöpfung auf spanischer und staatischer Seite veranlaßte 1607 Friedensunterhandlungen, welche trotz allen Widerstandes der von Moritz geleiteten Kriegspartei durch die Autorität Oldenbarnevelts mit dem Abschlüsse des Friedens (zwölfjähriger Bestand, 9. April 1609) endeten.

Moritz war der Schüler Oldenbarnevelts gewesen, der mit Stolz auf seine Resultate schaute; in Beiden hatte sich die nationale Politik der Ehrsucht Leicesters gegenüber verkörpert, aber längst war der Jüngling der Obhut entwachsen, längst fühlte er sich als Oranier, als vollkrSftiger Siegesfürst, und das Joch des Mentors, der manchmal des feinen Taktes entrieth, drückte auf den empfindsamen Schultern. Gab es doch ohnehin wenig so schroffe und reizbar stolze Naturen wie Moritz, den jede Niederlage im Schachspiel tief erbitterte und der schon in den Tagen, da der erste Flaum auf seiner Wange sproßte, ausrief, lieber wolle er sich vom höchsten Thurm im Haag herabstürzen, als Holland unter den seinem Vater gestellten Bedingungen souverän regieren. Und daß sich das junge Oranierblut fühlte, war kein Wunder; neben Heinrich IV. von Frankreich war Moritz während des langen Krieges die berühmteste Gestalt in der Welt geworden. Niemand kam ihn: gleich als Belagerer und Feldherr; die Blüthe aller Nationen strömte herbei, um unter seinen sieghaften Fahnen zu kämpfen; bis nach Asien hin galt er als eine Leuchte unter Europas Fürsten; der Kaiser von Japan schrieb an ihn als an seinen Bruder und erklärte ihm seine Beschämung, die Freundschaft eines so allgefeierten Monarchen so wenig zu verdienen. Und nun mit 42 Jahren sollte er dein Boden, in den: er emporgewachsen, entrissen werden, im Frieden eine wesenlose Rolle spielen, sich von den Generalstaaten lediglich als ihr Diener behandeln, von Oldenbarnevelt vatronisiren lassen! Er

sollte von? Schilde, auf dem feine Truppen ihn der Welt zeigten, Herabfteigen und sich in ein Labyrinth von politischen und religiösen Jntriguen und Zänkereien vergraben? Im directen Gegensatze zu seinem Vater, der ein so großer Diplomat genannt werden mußte, mar Moritz nur Soldat und sah im Frieden für sich so gut wie keine Rolle, wie auch seine Gehälter darin bedeutend reducirt wurden. Krieg und Kriegsruhm war sein Hauptinteresse im Leben, die Schleichpfade der Politik und Diplomatie erschienen ihm zu gewunden und schlüpfrig. Kirchliche Zwiste, die mit den politischen auftauchten, widerten ihn an, er konnte sich in solchem Wirrwarr nicht zurecht finden. Auch hatte er patriotische Bedenken gegen den Frieden, Bedenken, die sein Vetter in Friesland theilte; sie fürchteten, derselbe käme nur Spanien zu Gute, das während dessen Dauer neue Kräfte sammeln würde; und wie beide Nassauer dachten die breiten Massen des Volks, aus denen die giftigsten Libelle gegen Oldenbarnevelt hervorgingen, die ihn als Verräther bezeichnten. Ein tödlicher Haß bemächtigte sich Moritz' gegen Oldenbarnevelt, an dessen reinen Absichten er zweifelte, und wenn auch die Wittwe Wilhelms, Louise de Coligny, ab und zu ausgleichend eingriff, so blieb doch der Haß in Moritz' verschlossenem Gemüthe und fand neue Nahrung durch die auffällige Art, mit der Oldenbarnevelt den aus der Haft Spaniens heimgekehrten älteren Bruder, Philipp Wilhelm von Oranien, in den Vordergrund zu drängen beflissen war; auch vermuthete Moritz, daß es der Advocat gewesen, der 1609 seine Ernennung zum Generalgouverneur der Union vereitelt habe und der seiner Erhebung zum Souverän der Niederlande entschieden zuwider sei. Wer in den Niederlanden den Advocaten haßte, erblickte in Moritz seinen natürlichen Führer. Der drohende Sturm entlud sich aber nicht auf dem politischen, sondern auf kirchlichem Gebiete. Ueber die Prädestinationslehre war in dem vom Calvinismus beherrschten Lande ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Parteien von Arminius und Gomarus befehdeten sich auf Tod und Leben; die milden Arminianer oder Remonstranten verwarfen die schroffe Prädestinationslehre, die starren Gomaristen oder Contraremonstranten klammerten sich daran als an das Fundament des Calvinismus, die Arminianer wollten, daß sich die Kirche dem Staate willig unterordne, die Gomaristen, daß sie vom Staate völlig unabhängig-sei, die Arminianer waren in der Minorität, zählten aber die meisten Bornehmen der Niederlande zu ihren Mitgliedern, die Gomaristen geboten über die großen Massen. Oldenbarnevelt stand zwar aus Seiten der Gomaristen, soweit seine religiösen Ansichten in Betracht kamen, hielt aber strenge auf die Suprematie des Staates über die Kirche und war hierin völlig Arminianer; Moritz sah lange dem Streite theilnahmlos zu; obwohl er den Gomaristen, die meist gegen den Frieden mit Spanien geeifert, gewogen mar, ergriff er vorerst keine Partei und meinte: „Ich bin Soldat und kein Gelehrter; das sind theologische Dinge, die mich nichts angehen;" ja er behauptete,

von der Prädestination wisse er nicht, ob sie blau oder grün sei. Wiederholt ermahnte er die Streitenden zum Frieden und unterließ, Gewalt zur Unterdrückung der Gomaristen im Haag anzuwenden, als Oldenbarnevelt ihn 1616 dazu aufforderte. Moritz blieb indolent, rathlos, ohne Willenskraft und ging noch immer in die Kirche der Arminianer. Von Friesland her kamen beständig die eindringlichsten Ermahnungen, Wilhelm Ludwig von Nassau war leidenschaftlicher Gomarist; er erinnerte Moritz, eingedenk zu sein, daß sein Vater für die reformirte Lehre gefallen, beschwor ihn, sein eigenes Seelenheil nicht zu gefährden, sondern vielmehr für die gefährdete Religion einzutreten. Wir wissen, welchen Einfluß der Vetter auf Moritz auszuüben pflegte, und auch hier entschied derselbe. Moritz gelobte in feierlicher Erneuerung feines Schwures von 1586, die reformirte Religion lebenslang zu beschützen, und ging am 23. Juli 161? mit seinem Vetter und glänzendem Gefolge in die von den Gomaristen gewaltsam in Besitz genommene Klosterkirche im Haag, die seitdem die Prinzenkirche hieß. Hiermit hatte er im Kirchenstreite offen für die Gomaristen Partei genommen; von nun an gebot er in dem einen Lager, dem gegenüber Oldenbarnevelt mit Moritz' Mutter und Bruder Friedrich Heinrich das arminianifche befehligten.

Man mochte erwarten, Moritz werde Gewalt gegen die um Oldenbarneuelts erhabene Gestalt geschürten Staaten von Holland ergreifen; er aber hielt an sich; Oldenbarnevelt hingegen antwortete auf jenen Kirchgang mit der „fcharfen Resolution" der Staaten (4. August), welche die Städte berechtigte, Kriegsvolk anzuwerben, das im Falle eines Aufruhrs nur den Regenten der Garnisonsplätze gehorchen dürfte. Es war eine grausame Ironie gegen Moritz, von ihm gerade die Unterstützung dieser direct gegen ihn gerichteten Maßregel zu verlangen; das hieß ja, seine Absetzung vom Commando der Truppen Hollands selbst unterschreiben. Sein Haß gegen den Aduocaten wuchs; er redete sich ein, dieser müsse ein Verräther und geheimer Agent Spaniens sein, und die allgemeine Verwirrung in der Republik schien ihm Recht geben zu wollen. Wilhelm Ludwig schürte das Feuer in seiner Seele. Oldenbarnevelt wollte durch die „scharfe Resolution" ein eigenes Heer fchaffen l^Vaai-<i'xs>äl)r8), einzig für den Dienst der Staaten von Holland, und an die Spitze desselben Friedrich Heinrich, den Arminianer, stellen; hatte er in letzter Zeit Philipp Wilhelm gegen Moritz bevorzugt, so wollte er nun den jüngsten Bruder ihm gegenüber ausspielen. Wieder währte es geraume Zeit, bis Moritz, von seinem Vetter angetrieben, sich aufraffte, das Netz des großen Gegners zerriß und das ganze System der Waardgelders im Entstehen zertrümmerte.

Dann holte er zum größten Schlage aus; auf Grund einer geheimen Vollmacht der Generalstallten ließ er am 28. August 1618 Oldenbarnevelt und seine Anhänger Ledenberg, Hoogerbeets und Hugo Grotius verhaften und besetzte auf einer Rundreise durch die Provinzen die Beamtung in seinem Sinne.

Im Namen und unter der Autorität der Generalstaaten wurde Oldenbarnevelt und seinen Freunden der Proceß gemacht, der am 13. Mai 1619 mit der Hinrichtung des greisen Rathgebers im Binnenhofe endete. Moritz enthielt sich jedes Eingriffs in den Proceß; daß er den Todesstoß nicht von dem ehrwürdigen Haupte seines Lehrers ablenkte, bleibt ein unauslöschlicher Flecken auf seinem Schilde und verunglimpft die Ehre der Oranier ebenso wie der grauenvolle Tod der großen Brüder de Witt unter Wilhelm III. Begnadigt hätte er ihn gewiß; aber Oldenbarnevelt und seine Familie wandten sich stolz von dem Worte Gnade ab, da sie Recht beanspruchen konnten. Kaltsinnig ließ darum Moritz den Vater der Republik wie einen Verbrecher enden.
Hiermit war die Machtfrage zwischen oligarchischer Regierung und neutralisirender Richtung gelöst. Jetzt kam für Moritz die wunderbare Gelegenheit, der Republik an Stelle ihrer unglückseligen Verfassung ein festes, einheitliches Gefüge zu geben, die Utrechter Union von 1579 zu neuem Leben auszubilden, sich selbst zum Generalstatthalter und General-capitän der Union zu erklären, wenn er nicht ihr Souverän zu werden vorzog. Aber nichts von alledem geschah. Moritz that keinen Schritt zur Erweiterung seiner Macht, bewies von Neuem, daß er kein Staatsmann sei und den Ruf des Schicksals nicht begriff. Hatte er noch bei Oldenbarnevelts Leben den Iülicher Krieg gegen den Erzherzog Leopold tüchtig geführt, fo leitete er dann den Grenzkrieg gegen Spinola, freilich ohne besonderen Erfolg; keine einzige glänzende Waffenthat erinnerte an die frühere Ruhmesperiode, an die Tage von Turnhout und Nieuwpoort, Fortuna hatte ihrem Lieblinge den Rücken gekehrt; Alles verlief im Sande. Moritz gebot nahezu unumschränkt in der Republik, die er mit Oldenbarnevelt aufgebaut hatte, aber die grausame Unterdrückung der Arminianer, die sie in Cchaaren nach Schleswig und anderen Landen trieb, konnte den Parteihaß nicht vertilgen. Seine politische Wirksamkeit reducirte sich, seit er die ihm so lästige Stütze Oldenbarnevelts verloren, auf Null; denn ihm fehlte aller politische Ehrgeiz und politische Sinn. Ungeregelte Lebensweise und Geiz beeinträchtigten seine Popularität; sein barscher, mit den Jahren immer unfreundlicherer Charakter stieß ab; nicht begabt mit dem Talent, Menschen zu beherrschen und an sich zu fesseln, wurde er allmählich einer Nation entfremdet, die ihm doch den heißesten Dank für die endgültige Verteidigung ihrer Heimat gegen jeden Feind schuldete. Zwischen Moritz und der Nation erhob sich der blutige Schatten Oldenbarnevelts; kein Dichterlob erklang zu des Feldherrn Preis, wohl aber feierte die Dichtkunst immer begeisterter den gerichteten Staatsmann, und von Geschlecht zu Geschlecht tönten seine Worte auf dem Gange zum Schaffote fort: „Das also ist der Lohn für 49jährige treue, dem Lande bewiesene Dienste!" Ein Todfeind von Moriv, der unsterbliche Lyriker Iost van den Vondel, dichtete sein ergreifendes Lied an den Stab, auf

den gestützt der Greis das Blutgerüst bestiegen hatte, und entwarf in seinem „Palamedes" ein Schreckensbild von Moritz unter der Maske Agamemnons. Keine Feindschaft vielleicht mar Moritz gefährlicher als die des unversöhnlichen Barden, der nachmals jubelnd seinen Tod begrüßte, keine verdunkelte mehr seine Lichtgestalt bei seinen Landsleuten.
Seit dem Tode seines ältesten Bruders, 1618, dessen Erbe und tatsächlich Prinz von Oranien, folgte Moritz 1620 seinem geliebten Vetter von Friesland auch in der Statthalterschaft von Groningen und Drenthe; aber auch dieser Zuwachs seiner Macht veranlaßte ihn nicht, nach der Krone zu greifen und so seinem Lande und seinem Hause Jahrhunderte der Wirren zu ersparen. Sein Lebensabend mar höchst traurig; ein Freund der Frauen, war er doch nie dazu gekommen, eine zur legitimen Lebensgefährtin zu machen, und mußte über die eigenen natürlichen Söhne hinaus dem jüngeren Bruder Friedrich Heinrich seine Macht vererben, die freilich nirgends glücklicher geborgen sein konnte. Die nie allzu kräftige Gesundheit des Fürsten war gebrochen, er ging mit offenen Augen dem Tode entgegen, beeilte fieberhaft die Verheirathung des Bruders mit der geistvollen Gräsin Amalie zu Solms und übertrug ihm den Befehl über das Heer, seine eigenste Schöpfung. Das Leben ekelte ihn an, wie er feiner Umgebung versicherte; fromm und gefaßt nahm er Abschied von seiner Schwester Emilie, die später ein so trauriges Schicksal in Portugal fand, sowie von seinem Nachfolger und starb am 23. April 1625 im Haag als gläubiger Calvinist, wie er einst vom Hofe zu Dillenburg und Heidelberg nach Holland gekommen war. Man begrub ihn neben dem großen Bater, den er als Kriegsheld weit Übertrossen, als Staatsmann nie erreicht hatte.

I^m Schnee.

Novellette.

von

— Stuttgart. —

fui, welch ein Hundewetter! So lange hatte der Winter nur getändelt, über Nacht einen Frost, in der Frühe einen Nebel oder Reif entsandt, welchen die Mittagssonne wieder auflöste.

„Ist das ein Winter?" fragten die Ungeduldigen, denen die Zobelpelze im Kasten hingen, die Schlitten in der Remise und die Oefen als nutzlose Decorationsstücke in den Zimmern herumstanden. Alle Backfische, welche dem Schlittschuhsport huldigten, waren in Verzweiflung. Wie man sich im Frühling nach Blüthen sehnt, so sehnte man sich jetzt nach Schnee und Eis, und wie man an schwülen Sommertagen, etwa vor einer verabredeten Landpartie, nach dem Wetterglas sieht, so sah man jetzt nach dem Thermometer, das immer nicht sinken wollte, zuweilen sogar stieg.

Weihnacht stand vor der Thüre, grüne Weihnacht. O, du armseliger Winter! — Da brach der Vielgeschmähte plötzlich, als man sich dessen am wenigsten versah, mit dem allergröbsten Geschütz los. Das behagte ihnen nun auch wieder nicht.

Ein bischen zu viel des Guten war's ja auch wohl, so auf einmal.

Das stürmte und tobte, und wie scharfgeschliffene Pfeilspitzen schössen die Eiskrystalle durch die nebeltrübe Luft. Kaum zehn Schritte vor sich konnte man klar sehen, und in wenigen Stunden war der Boden mit einer fußhohen Schneeschicht bedeckt.

Das Unwetter war gegen Abend losgebrochen; noch hatten die Bahnschlitten nicht Zeit gehabt, alle Verkehrswege der kleinen Garnisonstadt zu

ebnen. Wer draußen nicht nothwendig zu thun hatte, blieb zu Haus in der warmen Stube, und so auch der kleine Lieutenant von Zarken.

Doch der hatte draußen noch zu thun. Im Parolebuch stand Regimentsabend mit Vortrag, und den Vortrag, dessen Beginn auf Punkt acht festgesetzt war, hatte der Herr Premierlieutenant von Zarten über den neuen Armeerevoloer, Modell r., zu halten.

Die Uhr zeigt bereits einige Minuten über sieben; der Lieutenant sitzt am Tisch und schreibt; es ist dies just nicht seine Lieblingsbeschäftigung. Auch geht sie ihm nicht eben flott von der Hand, denn zuweilen stockt seine Feder, zuweilen verräth er nicht übel Lust, das Geschriebene wieder zu zerreißen. Und doch ist es nicht das Manuscrivt seines Vortrags, daran er schreibt; nein, das liegt schon fix und fertig im Dienstcouvert auf dem Tifch und der Revolver darauf. Er aber schreibt auf feines, zierliches Postpapier, davon schon mehrere Blätter zerknittert am Boden liegen, und als Vorlage dient ihm ein ähnliches Papier, das von einer feinen, hastigen und doch schwungvollen Damenhand kreuz und quer mit Schnörkeln und Häkchen bedeckt ist und mit einem zarten Duft gegen die Cigarrettenwolken ankämpft, die den Lieutenant, den Tisch, die Lampe und das ganze, behaglich ein-gerichtete Zimmer mit krausen Schleiern umhüllen.

Draußen wüthet der Schneesturm immer toller, und der Zeiger an der Wanduhr rückt gemächlich, stetig immer weiter, und der Mann am Schreibtisch fährt sich wie verzweifelnd mit beiden Händen durch das dichte, krause Haar, dreht fanatisch die dolchscharfen Schnurrbartspitzen, blickt wie träumend bald hinaus in die sturmdurchtobte Nacht, bald hinauf zu der umwölkten Zimmerdecke. Eine Weile scheint's, als ob er seines briefstellerischen Unternehmens ganz vergessen hätte, bis ihn ein Blick auf die eng bekritzelte Vorlage dessen wieder gemahnt.

Die Uhr warnt, sie räuspert sich, ehe sie das Wort ergreift, und in-grimmig fast beugt er sich aufs Neue über das Papier.

Da schlägt die Uhr einmal mit schrillem Klang an und gleichzeitig tritt der Diener ins Zimmer. Er tritt so leise wie nur möglich ein, uud doch erschrickt der Lieutenant über das doppelte Geräusch.

„Ich weih schon," sagte er, „nur noch einen Augenblick!" und indetz der Bursche in strammer Haltung verharrt, taucht jener die Feder noch einmal tief ein und vollendet mit wenigen Sätzen den Brief. Er überliest ihn flüchtig mit wechselndem Gesichtsausdruck, ironisch, schmerzlich, unbefriedigt. Die Linien erweitern, die Schriftzüge dehnen sich gegen den Schluß, trotzdem ist die dritte Seite nur halbvoll. Mit einem Achselzucken faltet er das Papier zusammen, steckt es in ein Couvert, adressirt dieses genau, wie's ihm die Vorlage angiebt. Schon will er den gummirten Rand an die Lippen führen, als er sich eines anderen besinnt. Er legt das Couvert offen in die Lade und beschwert es mit einem wohlriechenden Kissen.

Dann befiehlt er dem Burschen, ein Licht anzuzünden, und verbrennt

sorgfältig die Vorlage sowohl wie die auf dem Boden zerstreuten Papier-
schnitzel.
„So, und nun rasch!" Der Bursche bringt Legen und Mütze, indeß
sich sein Herr die Hände wäscht. Die Kleiderbürste wird abgelehnt.
„Schnell, den Mantel!"
Der Revolver und seine Beschreibung wandern in die äußere, der
geschlossene, von seinem Ballast befreite Brief in die innere Seitentafche.
„Hoch den Kragen und das Rad über die Schulter — so! Pfui,
welch ein Hundewetter!"
Die warme Stube mit den zerflatternden Nauchwölkchen scheint dem
Herrn Lieutenant plötzlich doppelt so gemüthlich, wie sonst: am liebsten
blieb er darin. Einen Augenblick sucht er nach einem Entschuldigungs-
grund — nein, es geht nicht. Er stellt noch ein paar Fragen an den
Diener, liest die Diensteintheilung für den folgenden Tag, bestimmt ihm
die Stunde des Weckens und verläßt das Zimmer.
Nie er aus dem Flur tritt, bläst ihm der Wind eine dichte Schnee»
wolle ins Gesicht, so daß er unwillkürlich die Klinke losläßt. Dröhnend
schlägt die Hausthür wieder ins Schloß. Ist das ein Omen, eine
Warnung? — Unsinn! Er öffnet von Neuem und tritt hinaus.
Wenig fehlt, daß er auf der Schwelle ausgleitet und die Staffel
hinunterstürzt.
Ein Hundewetter! Die Thurmuhr schlägt dreiviertel nach sieben. Wie
seltsam dumpf und heiser sie heute schlägt!
Er hat noch Zeit, den Umweg über den Bahnhof zu machen und
den Brief in den dort befindlichen Schalter zu werfen, damit er mit dem
Nachtzug fortkommt. Der Sturm fcheint nachgelassen zu haben, aber gerade
aus der Richtung hebt er plötzlich mit erneuter Gewalt zu wehen an.
Seltsam! Der Lieutenant überlegt einen Augenblick, ob er nicht doch
lieber gleich den directen Weg zum Casino einschlagen soll, allein er schämt
sich seines Aberglaubens und kämpft muthig gegen den Wind an. Noch
ehe er zwanzig Schritte gemacht hat, ist sein schöner Schnurrbart, der
wohlbeschützte, zu Eis erstarrt.
Nur wenige Menschen begegnen ihm und doch weicht er den wenigen,
die wie Schatten vorüberhuschen und offenbar nur mit sich selbst beschäftigt
sind, scheu aus. Aengstlich nach allen Seiten umspähend, gelangt er zum
Bahnhof, in dessen bedeckter Vorhalle sich noch einige vermummte Gestalten,
den Zug erwartend, herumtreiben. Der Schalter befindet sich glücklicher-
weise auf der andern Seite, wo nur eine Laterne brennt. Unter ihrem
Schein durchgleitend, hat er ihn erreicht. Er zieht den Brief vorsichtig
aus der Tasche, bedeckt ihn mit dem Mantelrad, liest nochmals eingehend
die Adresse und schiebt ihn, zögernd erst, dann plötzlich in die Oeffnung,
welche direct ins Innere des Postbureaus führt. Rasch zurücktretend sieht
er noch durch die überlaufene Scheibe, wie der Beamte den Brief auf-

fängt und zu den andern wirft, die bereits in ein Packet geordnet, zur Expedition bereit auf dem Tisch liegen.
Nun aber ist's hohe Zeit. Er fühlt nach dem Revolver, dem Manu- fcripi — Alles in Ordnung. Jetzt geht er ja vor den, Wind, also munter!
Da tönt ein Pfiff durch die Nacht, der bannt ihn erst auf die Stelle und läßt ihn dann „kurz Kehrt" wenden. Denn er kennt den Pfiff; durch Sturni und Schneegestöber erkennt er deutlich die vier Noten, drei hinauf und eine herunter. Sein Kamerad, Premierlieutenant Herwig ist's, der so zu pfeifen pflegt, und unwillkürlich wiederholt Zarten die Melodie.
Hermig und er waren Jugendfreunde. Obwohl Zarken im Lebensalter um ein Jahr hinter jenem zurückstand, war er im Dienst sein directer Vormann, und selbst das trübte ihre Freundschaft nicht. Sie hatten zusammen auf der Schulbank gesessen, hatten zusammen ihr Offiziersexamen gemacht, und daher datirte Zarkens Vorsprung; er war der Begabtere, jener der Strebsamere.
Als Secondelieutenants hatten sie fchon einmal bei dem gleichen Regiment gedient, dann war Zarten als Premier versetzt morden.
Herwig hatte früh geheirathet, eine reiche Ausländerin; Zarten blieb Junggeselle. Die Entfernung der Garnisonen, der junge Ehestand des Einen, der Leichtsinn des Andern schienen eine Zeit lang das Band der Freundschaft gelockert zu haben. Nach Herwigs Hochzeit, bei der Zarken als Brautführer mitgewirkt, sahen sich die Beiden seltener. Herwig kam rasch in den Ruf eines Othello, der jeden männlichen Besuch, und zumal den des lockeren Iugendkameraden, seinem Hausstand fernhielt.
Das mochte aber doch wohl nur ein übler Scherz gewesen sein; denn als nach wenigen Jahren Zarken und Herwig wieder beim gleichen Regiment standen, blühte ihre Freundschaft herrlicher denn je. Zarken verkehrte fast täglich im Hause des Freundes, und, wie manche meinten, der jungen Frau, die ihn nicht ausstehen konnte, zum Trotz.
Sonderlich hübsch war sie gerade nicht, die junge Fau, aber ercentrisch und verwöhnt über die Maßen; hastig, temperamentvoll, nervös, faul und apathifch, dazwischen auch liebenswürdig nach Laune und immer gemalt- thätig. In dem Fall jedoch schien's der Mann gewonnen zu haben.
Einen Augenblick bereute Zarken seinen Pfiff; aber da tauchte auch schon seines Freundes Gestalt, mit langen Beinen vorwärts strebend, aus dem Nebel auf.
„Ein Hundewetter!" — „Das stimmt." Und sie drückten sich die dickbeschuhten Hände. „Was führt Dich denn hierher?"
„Ich Hab' noch einen Brief aufgegeben." Die kleine Pause, welche dieser Antwort vorherging, war auf Zarkens Seite durch die Ueberlegung ausgefüllt, ob er nicht einen unerwarteten Besuch als Grund seines Hier- seins angeben sollte. Aber es wäre zu dumm gewesen.
„Und ich, ich will mir einen zurückgeben lassen", schrie Herwig. Er sprach für gewöhnlich sehr laut, heute schrie er wegen des Schneesturms.

„Wieso denn?"

„Nun denk Dir, Du weißt ja doch, daß meine Frau verreist ist, zu Besuch bei einer Freundin in N.; dort soll ich sie abholen. Ich schreib' also, nenne ihr Tag und Stunde meines Kommens und werfe den Brief vor einer halben Stunde hier in den Schalter. Darauf will ich ins Casino; ein Cognac bei der Kälte und als Vorbereitung auf Deine Suada, denk' ich, kann nichts schaden. Da bemerk' ich, daß ich mein Taschentuch vergessen habe und das brauch' ich doch, wenn Du rührend wirst. Kehrt und zurückgelaufen, es sind Gott sei Dank nur ein paar Schritte. Jetzt aber füllt mir ein, daß ich Tag und Stunde falsch bestimmt, und hier bin ich wieder, den Brief, der sicher noch im Bureau liegt, von dem Beamten zurückzuverlangen. Glaubst Du, daß er ihn herausgiebt?"

Zarken hat diese Rede schweigend angehört, nur bei den paar launigen Stellen gab er einen Laut von sich, der wie ein Lachen klingen sollte, aber vom Wind verweht, von dem Mantelkragen erstickt, fast wie ein Stöhnen klang.

„Schmerlich," erwidert er nun, „eine Depesche scheint mir das Nichtige."

„Ach was, eine Depesche und um die Zeit! Sie lacht mich ja aus. Nein, ich ärgere mich zu sehr über meine Dummheit, ich muß den Brief wieder haben. Viele sind inzwischen nicht eingeworfen worden; dort auf dem Tisch liegt das ganze Packet. Der Mann ist mir überdies persönlich bekannt. Wenn ich ihm den Fall mittheile, die Adresse nenne oder auch aufschreibe, damit er sie vergleichen kann, so giebt er mir ohne Zweifel den Brief. Ich öffne ihn geschwind, ändere die Zahlen, steck' ihn in ein anderes Couvert, das ich schon adressirt in der Tasche trage, so ist die Sache mit dem doppelten Porto abgemacht. Was meinst Du? Uebrigens, ich darf keine Zeit verlieren."

„Das gilt auch für mich, gut, daß Du mich mahnst. Thu', was Dir recht dünkt. Auf Wiedersehen! Ich will Dich entschuldigen, wenn Du zu spät kommen solltest."

Zarken will fort, aber der Andere hält ihn.

„Unsinn! Wir kommen lange recht, das akademische Viertel ist noch allemal eingehalten morden. Du kannst's ja am Schluß wieder einbringen, wenn Du uns durchaus nichts von Deiner Revolverrede erlassen willst. Jetzt aber matt' auf mich, in zwei Minuten ist Alles geschehen."

Damit ist er schon am Schalter; er klopft an die Scheibe, der Beamte öffnet ihm die Thüre und er tritt ein.

Zarken steht draußen regungslos im Sckmee. In seinem Kopf, den er bis an den Mützenschild hinauf verhüllt hat, entspinnt sich etwa folgender Jdeengang:

„Hermig ist eingetreten, er trägt jetzt dem Beamten sein Gesuch vor. Dieser greift nach dem Packet auf dem Tisch, er läßt die Briefe der Reihe nach durch die Hand gleiten; der zuletzt eingeworfene liegt natürlich

oben. Er liest die Adresse, giebt ihn ihm. Herwig stutzt, sieht näher hin, nimmt den Brief. Was dann? — — ^"

Ehe Zarten das Weitere ausdenkt, kommt's über ihn. daß er fliehen, Alles im Stich lassen, den Revolver gleich praktisch an diesem seinem eigenen Kopf erproben soll. Schon hat er die Waffe erfaßt, da kommt ihm ein anderer Gedanke.

„Herwig muß die Adresse erst niederschreiben, der Postbeamte vergleicht die Handschriften oder er schlägt das Gesuch rund ab. Auch liegt sein, Zarkens Brief nicht zu oberst, er ist durch einen Zufall hinter den andern gerathen. Und wenn auch, der Beamte darf ihn gar nicht ausliefern, er ist durch einen Eid gebunden."

Und Herr von Zarken steht noch immer regungslos im Schnee. Aber er friert nicht mehr, im Gegentheil, er ist in Schweiß gebadet. Trotzdem zieht er den Mantel fester um sich, wie die Thür knarrt und Herwig heraustritt.

„Zwei Minuten auf die Cecunde! Siehst du?" ruft dieser, auf die Uhr deutend.

Wahrhaftig, nur zwei Minuten sind inzwischen verflossen, Iarken findet das ganz unbegreiflich. „Und Alles in Ordnung?"

„Natürlich. Komm nur, wir haben Eile."

Das scheint Herr von Zarten ganz vergessen zu haben; er steht noch immer, wie geistesabwesend, indeß der Andere voranschreitet. Wie er diesen eingeholt hat, stößt er schier keuchend die Frage hervor:

„Und Du hast den Brief richtig bekommen?"

„Ja doch/' erwidert ihm Hermig, der nicht mehr zum Sprechen aufgelegt scheint. Eine gute Weile schreiten sie schweigend nebeneinander her. Zarten, der sonst den Ueberlegenen zu spielen gewöhnt ist, fühlt sich dem Freund gegenüber so sonderbar beklommen; dieser erscheint ihm größer, bedeutender, als er selbst.

„Darf denn der Beamte? Ist es nicht streng verboten?" — fängt Zarken wieder an, aber den Schluß beider Sätze verschlingt der Sturm. Der Andere zuckt nur mit den Schultern.

Schon nähern sie sich dem Easino, dessen erleuchtete Fenster wie Kohlen in die Schneenacht hinausglühen.

Wieder hebt Zarten zu sprechen an, mühsam, als ob es ihn eine schwere Anstrengung koste, was bei dem Wctter kein Wunder ist.

„Und Du hast die Correctur schnell auf dem Bureau vorgenommen?"

„Nein." — „Ja — aber "— „Ich trage den Brief bei mir, es eilt nicht."

„Welchen?" Das hat Zarten glücklicherweise nur gedacht, dennoch erschrickt er, als ob er die Frage laut gestellt hätte.

Nun sind sie im Thorweg, sie schütteln sich den Schnee von Mantel und Mütze, stampfen ihn von den Füßen; da scheint Zarten einen großen

Entschluß gefaßt zu haben. Er tritt auf den Freund zu, faßt ihn am Arm. „Herwig" — ruft er. „Ehe wir" Er stockt, der Entschluß ist wieder aufgegeben.
Hermig steigt schon rüstig die Treppe hinauf, Zarken folgt ihm, langsam, auf jeder Stufe innehaltend, wie gebrochen. Der kurze Marsch hat ihn über Gebühr ermüdet und er friert wieder, friert bis aufs Mark.
Oben ist schon das ganze übrige Ofsiziercorvs versammelt, natürlich wird über das Wetter geschimpft. Der Commandeur ist eben eingetreten, Alle erheben sich, legen die Cigarren bei Seite; der Stabsoffizier macht ihm Rapport.
Man reiht sich um den langen Tisch im Saal. Zarken braucht etwas lange, bis er Degen und Mütze abgelegt hat, endlich kommt er, verbeugt sich, vertheilt eine Anzahl Planskizzen, die seinen Vortrag zu erläutern bestimmt sind, legt den Revolver, ein Modellschloß und sein Manuscript vor sich auf den Tisch, verbeugt sich wieder.
«Ist Ihnen nicht wohl, Herr von Zarken?" fragt der Commandeur. „Sie sehen blaß aus."
„O doch, Herr Oberst, das Wetter," erwidert Zarken und hustet.
Verschiedene Herren der Gesellschaft thun ihm das, wie auf Commando, nach.
„Ein Hundewetter!" bekräftigen sie alle.
Zarken ist in der That todtenbleich, das Manuscript zittert in seiner Hand. Zu seiner Linken sitzt der Commandeur, zur Rechten der etatsmäßige Stabsoffizier, ihm gerade gegenüber sein Freund Hermig, der ihn, gleichfalls etwas bleicher als sonst, mit durchbohrenden Blicken ansieht. So wenigstens deutet sich Zarken das, was vielleicht nur gespannte Erwartung ist.
„Nun, so lassen Sie uns beginnen!" sagt der Commandeur, und sofort begräbt Zarken sein Haupt tief in das Manuscript.
Zuweilen, wenn er an dem Modell etwas zu erklären hat, muß er es trotzdem erheben und jedesmal sühlt er, denn sein Gesicht ist ganz dem Gegenstand zugewendet, Herwigs Blicke starr auf sich gerichtet.
Der fragt ihn indeß ganz unbefangen nach Diesem oder Jenem, das er nicht recht begriffen zu haben scheint, ja einmal bittet er sogar um das Modell. Wie er's ihm hinreicht, berühren sich ihre Hände und Zarken zieht die seine eiligst zurück.
Und er fährt in seinem Vortrag fort immer im gleichen, mechanisch bewegten Tonfall. Offenbar muß er sehr gut memorirt haben, denn obwohl er das Manuscript dicht vors Gesicht hält, oder vielleicht eben deshalb verschwimmen ihm die Zeilen. Und doch stockt er nie, er spricht ruhig, gleichmäßig weiter, etwa so, wie eine gut aufgezogene Uhr tickt.
Sehr unterhaltend ist solche Art des Vortrags, ganz abgesehen vom Thema, für die Zuhörer eben nicht. Auch scheint Zarken die ihm leise von mehreren Kameraden zugeflüsterte Bitte: „Mach's kurz!" ganz überhört oder wieder vergessen zu haben; auch bemerkt er nicht die vielen flehenden Blicke,

die ihm dasselbe sagen wollen. Er macht's garnicht kurz, im Gegentheil, es scheint, als ob er's absichtlich länger machen wolle, denn das Manuscript muß seinem Umfang nach längst abgesprochen sein, und er redet noch immer weiter. Die neue Waffe ist schon nach allen Richtungen theoretisch und soweit dies hier möglich, auch praktisch erklärt. Niemand zweifelt im Geringsten an ihrer Vortrefflichkeit, und er hört nicht auf, sie zu rühmen, ja er fängt sogar an, sich zu wiederholen.

Die Neußerungen spontaner Verschnupfung werden immer lauter und häusiger rings um den langen Tisch; der Commandeur. welcher sich ihrer Ansteckung auch nicht mehr entziehen kann, bittet Herrn von Zarken, seinen höchst interessanten Vortrag mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit zu beschließen. Roch einige Wendungen und falsche Cadenzen und endlich der Schluß: „So wünsche ich denn, daß sich diese Waffe im Ernstfall ebenso trefflich bewähren möge, wie sie sich jetzt fchon bei den Uebungen des Friedens bemährt hat."

Herr von Zarken verbeugt sich> der Commandeur spricht ihm in schmeichelhaften Worten feinen Dank aus.

Der officielle Theil des Abends ist hiermit zu Ende. Nun entsteht ein großer Lärm und vielfacher Platzwechsel; die Ordonnanzen treten in den Saal, Bestellungen werden gemacht, die bei Seite gelegten Eigarren wieder aufgenommen. Eine Weile noch bleibt das Gefpräch auf dem Gegenstand, dann fpringt es auf andere militärische Stoffe über.

Nur einige Streber beschäftigen sich noch mit dem Reuolvermodell und geben sich den Anschein, als ob sie noch nicht genug davon hätten. Unter ihnen hat Zarken eben noch seinen Freund Herwig bemerkt, dann ist er ihm plötzlich entschwunden. Wohin? Vielleicht ins Nebenzimmer. Liest er den Brief dort und welchen? —

Aus diesem Gedankenzirkel vermag sich Zarken nicht mehr zu befreien: er giebt zerstreute Antworten und überhört es, wie der Commandeur auf fein Wohl trinkt. So oft Jemand an ihn herantritt, fährt er zusammen. So eben jetzt, wie die Ordonnanz auf seinen Nachbar, den Stabsoffizier, zukommt und ihm etwas ins Ohr flüstert, worauf dieser den Saal verläßt.

Zarten folgt ihm mit unruhigem Blick, bis er im Nebengemach verschwindet. Nach kurzer Zeit kehrt er übrigens zurück, flüstert mit ernsten, Gesicht dem Commandeur etwas zu und entfernt sich mit diesem aus der Gesellschaft.

Nun merken's auch die Andern, daß etwas los sein muß, und im allgemeinen Lärm betäuben sie die bedrängten Gewissen.

Zwei Rittmeister sind schon vorher aufgebrochen und endlich wird auch Herr von Zarken abberufen.

Endlich! Gott sei Dank! Nun muß sich's entscheiden.

Am Fuß der Treppe erwartet ihn der Stabsoffizier mit einem Ritt-

meister, dem Vorstand des Ehrenraths. Sie geleiten ihn nach seiner Wohnung, sie plaudern eifrig, aber der Wind verschlingt die Worte. Wie er allein ist, ruft er wieder:

„Gott sei Dank! Den Abend will ich nicht vergessen, so lange ich lebe."

Und damit hatte er seinem Gedächtnis; auch in der That nicht zu viel zugemuthet.

Lange noch schimmerte die Lampe aus dem Lieutenantsgemach in die stürmische Nacht hinaus. Herr von Zarten saß am Tisch und schrieb, obwohl das nicht seine Lieblingsbeschäftigung war, er verbrannte auch viel Geschriebenes, dessen Rauch sich mit dem erkalteten Cigarrettendunst vermischte; endlich warf er sich, bekleidet wie er mar, aufs Bett.

Aber viel früher, als er's dem Burschen befohlen hatte, wurde er geweckt. Ein geschlossener Wagen hielt vor dem Haus, darin sah der Rittmeister, der ihm das Geleit gegeben, und noch ein anderer Offizier, der ein polirtes Kästchen, just groß genug für zwei Revolver der neuesten Construction, auf dem Schoß hielt. Herr von Zarten setzte sich zu ihnen, und der Wagen rollte hinaus in die graue Dämmerung. Gleichzeitig rollte von anderer Seite ein anderer Wagen dem gleichen Ziele zu.

Am Rand eines kleinen Gehölzes, zwei Kilometer von der Stadt, hielten beide Wagen; weiter konnten sie nicht vordringen wegen des Schnees. Die Herren stiegen aus; auch die, welche der andere Wagen hergeführt hatte, trugen ein Kästchen bei sich, das einer von ihnen unter dem Mantel verborgen hielt.

Nun wateten die Sechse gemeinsam und doch getrennt durch tiefen Schnee bis zu einer Lichtung. Dort machten sie Halt, als eben der Sturm etwas nachließ und das Frühroth durch die beschneiten Zweige schien. Von dorther vernahm man bald darauf und rasch hintereinander den Knall von zwei Schüssen. Und wieder nach einer Weile fuhren die beiden Wagen, der eine schnell, der andere langsam, zur Stadt zurück.

Die neue Waffe schoß in der That vorzüglich. Herr von Zarken hatte nicht zu viel gesagt; sein Wunsch mar erfüllt, denn an ihm selbst hatte sie sich im Ernstfall aufs Trefflichste bewährt. Premierlieutenant Herwig hatte einen Vormann weniger.

Als die Sonne höher stieg, verzog sich das Unwetter. Schimmernd, blitzend breitete sich die Schneedecke über Stadt und Land.

Nun konnten die Ungeduldigen ihre Pelze umhängen und im Schlitten mit Schellengeklirr dahinfliegen; nun schnallten sich die Backfische begeistert die Stahlschuhe an die zierlichen Füße.

Auch Herr von Zarten hatte das letztere immer so gern gethan; er war ein Künstler im Zirtellauf. Wo blieb er nur heute?

Die Antwort gab ein Blutfleck draußen im Gehölz, auf der Lichtung, im Schnee.

Lin pessimistischer Lisenbahnroman.

lLmile Zola, „1.2, det« liumain«". — ^890.)

von

Clemens 5okal.

— Wien —

I or dem Landhause Emile Zolas zu M»dan, dessen Lage uus die Freund« und Jünger des berühmten Romanciers so oft beschrieben habe», zu Füßen beb llcinen abschüssigen Gartens, den ein Zaun begrenzt, zieht sich das Geleise der Normandiebllhn dahin. Zu jeder Stunde des Tages brausen dort Züge vorbei und dieser gewohnte Anblick, das leise Fensterklirren im Arbeitszimmer, welches ihn begleitet, bildeten seit Jahren eine Mahnung für den Autor der Ilou^on-Allequart. Sie erinnerten ihn immer wieber an einen literarischen Lieblingsplan, dessen Ausführung sich vo» Jahr zu Jahr verschob, — an seine Absicht, dieses eigenthümliche Leben, welches dort unten an ihm Uorübeicilte, in den Nahmen seines großen Wertes aufzunehmen und ausführlich zu schildern. In der Tänimeiungsstunde pflegte Zola auf dem weiteu Ballon seiner Villa in behaglicher Plauderei mit seinem Freunde Paul Alexis besonders gerne sich über diesen seinen Lieblingsplan zu verbreiten.

Eine vorüberkeuchendc Loeomotivc, die rothen Lichter eines Zuges, welche wie fliehende Steine im Abenddunkel entschwanden, führten das Gespräch immer wieder zu jenem künftigen Werte, dessen Bild dem Dichter allmählich zu entstehen begann. Dieses Vild hat uns Alexis vor mehr als acht Jahren in seinen „5?c>wL cl'un umi" über Zola mit den Worten seines Meisters vorgefühlt:

„Was ich schon vor mir sehe, ist inmitten eines weiten Feldes, in tiefer Einsamkeit eines jener kleinen Wächterhäuschen, auf deren Schwelle wir manchmal beim Vorbeibransen des Zuges eine Frau erblicken, die ein grünes Fähnchen halt. Tort, in weltferner Stille und dennoch nur zwei Schritte von jenem gewaltigen Lcbcnsstrom entfernt, der ohne Unterlaß auf- und abwärts feine Wogen dahinwälzt, träume ich mir ein schlichtes T rama, einfach und tief menschlich zugleich, dessen Schluß eine furchtbare Katastrophe bilden kann, — vielleicht ein Zusammenstoß zweier Züge, de» blinde Rachsucht verursacht — dies oder irgend etwas Anderes! Um die Fabel eines Werkes habe ich mich nie besonders gekümmert Aber das, woran mir liegt, was ich lebend und greifbar machen will, das ist der ewig wechselnde Verkehr zwischen dem Ausganaspuntt und der Endstation einer Eisenbahn, ihre ganze eigcnthümliche Bevölkerung: das Dienstpersonal, Stationsvorstandc, Zugführer, Heizer, Maschinisten, Vahnwächter. In meinen Züge» soll alles Mögliche geschehen: man wird dort essen, schlafen, lieben, schließlich auch steiben. Selbst eine Geburt im Waggon soll darin vorkommen. —"

Diese wenigen Worie führen uns Zola besser vor, als manche wortreiche Kriti! es vermöchte. Er ist ganz darin, mit all den Vorzügen seines Talentes, die seinen Namen aller Welt bekannt gemacht, und seinen Schwachen, die zu dieser Popularität

vielleicht ,in noch höherem Grade beigetragen haben. In jenem eisten Augenblick des Entstehens belauscht, hat sein Gedanke fast gar keine Ähnlichkeit damit, was wir gewöhnlich künstlerische Eingebung nennen. Keine unklaren Gestalten, welche die erregte Phantasie mit wachsender Kraft aus ihrem Dunkel hervortreten laßt, kein Bild einer lebendigen Handlung, — nichts, als der scharfe Blick, welcher das moderne Leben in einem seiner vielen TKeile durchdringt, umfaßt, und der Drang, das Geschautc einfach und ungeändert wiederzugeben.

Der angekündigte „Eisenbahnroman" ist nun vor Kurzem erschienen. Seit Langem schon sind Zolas Romane literarische Ereignisse, und selbst die staunenswertbe Regelmäßigkeit, mit welcher die Muse des großen Realisten jahraus jahrein der berühmten Romanfamilie Rougon-Macquart einen Zuwachs beschert, vermag der Sensation, welche diese Erscheinungen immer wieder hervorrufen, keinen Abbruch zu thun. Die allgemeine Spannung, die ihnen vorherzugehen pflegt, war in diesem Falle eine besonders große. Der Titel des neuen Werkes, welcher, wie gewöhnlich, lange vor dessen Erscheinen bekannt geworden war, bildete die Ursache hiefür. Ein „Eisenbahnroman", welcher vom Autor die kräftige Aufschrift erhalten: „Die Bestie im Menschen!" — Was hatte der erwählte Stoff mit dem Gedanken zu thun, welcher aus diesen Tilelworten sprach?

Die Anlwort, welche der nunmehr erschienene Roman darauf bietet, ist eine sehr einfache, wenn sie auch all denen, die mit der Manier des berühmten Realisten vertraut geworden, unerwartet kommen mag. Zola ist diesmal eben von seiner gewohnten Compositionsniethode abgewichen oder er hat darin vielmehr einen Schritt nach vorwärts versucht. Sein Roman sollte das Eisenbahnleben, und nichts als dieses wiedergeben wie ein früheres seiner Werke das Arbeiterleben, andere wieder das Knnstlerleben, das Bauernleben schilderten. Hat nun Zola es diesmal stärker als sonst enipfunden, daß es neben all diesen mannigfachen Lebensbildern noch ein anderes giebt, welches sie alle zusammenfaßt und sich dennoch nicht stückweise aus ihnen zusammensetzen läßt, das Leben überhaupt, das nackte Menschenleben ohne Bauernkittel oder Arbeiterblouse, — hat der Sittenmaler psr exoellsnee eS einmal deutlich gefühlt, daß es noch etwas Anderes zu malen gebe außer den Sitten, — oder schien ihm bloß der erwähnte Stoff zu klein, um den Rahmen eines großen Romans zu füllen, — genug, er wählte ein zweites Thema neben jenem ersten: »eben den lange gehegten Lieblingsplan eines „EisenbahnromanS" trat der allgemeine Gedanke, den der Titel seines neuen Werkes ausspricht.

„Die Bestie im Menschen"! Bei einem Roman Zolas kann uns ein solcher Titel nicht überraschen. Hat doch der Hohepriester des französischen Realismus uns bisher in feinen zahlreichen Werken nur zu ost das Thier im Menschen gezeigt, — das Thier im Allgemeinen, welches frißt. Junge zeugt, und sie in die Welt setzt, — manchmal auch, und mit unverkennbarer Vorliebe, jenes besondere unsaubere Thierchcn, welches nach befriedigtem Hunger sein Ruheplätzchen gerne in einer Pfütze sucht. Tiesmal jedoch hat Zola einen andern Griff ins Thierreich gethan. Er führt uns die wilde Bestie vor, welche im Menschen schlummern soll, daS blutdürstige Raubthier, welches tödtet und zerfleischt, weil seine Natur es dazu treibt. „Es giebt einen Mordtrieb im Menschen, den alle Zivilisation nicht zu bannen vermochte". Das ist der Gedanke, den das Zola'sche Werk durchführen will.

Originalität ist diesem Gedanken jedenfalls nicht abzusprechen. Aber er gehört nicht zu jenen, welche uns sofort überzeugen, wenn wir sie mit klaren Worten ausgesprochen hören. Mit ungläubigem Kopfschütteln wenden wir uns erwartungsvoll dem Werke zu, welches den Beweis für die kühne Behauptung erbringen will.

Mit diesem Beweise ist es nun dem großen Romancier eigenthümlich ergangen.

Die Arbeitsmethode Zolas ist aus den zahlreichen Jndiscretionen seiner Freunde und Jünger seit Langem ziemlich genau bekannt. Gründlichkeit ist der oberste Grundsatz

dieser Methode, welche von den rückhaltslosen Bewunderer» des berühmten Realisten längst als die allein seligmachende erklärt worden ist. Ein Berg von Notizen liegt vor Zola, wenn er daran geht, einen neuen Roman zu schreiben, und diese Notizen selbst sind es, welche später den Roman bilden. Da giebt es Ausschnitte aus Zeitungen, Auszüge aus wissenschaftlichen Werken, Aufzeichnungen über eigene Beobachtungen, Worte aus belauschten Gesprächen, Beschreibungen von gesehenen Landschaften. Alles wird sorgfältig geordnet, und vertheilt, und Alles muß in den Roman hinein, damit das Bild des darin geschilderten Milieus vollständig werde. Diese erprobte Methode arbeitet unter der leitenden Hand des Meisters wie ein gewaltiger Mechanismus und bringt jene großen Gesellschaftsbilder zu Stande, welche wir aus Zolas bisherigen Werken kennen. Aber sie ist auch nicht immer brauchbar — und dies hat Zola in seinem jüngsten Werke übersehen.

Als der grosze Romancier sich diesmal daran machte, einen Roman zu schreiben, der zu gleicher Zeit das Eisenbahnleben und den Mordtrieb im Menschen behandeln sollte, da mag er seine Notizen nach seiner Art vorher hübsch systematisch in zwei Haufen geordnet haben, — ein Haufe für die Eisenbahnen, der zweite für die »Bestialität". Und der Inhalt des letztere» war leider eben so gründlich wie jener des ersten, und Alles daraus ist in den Roman übergegangen. So kommt es, daß Alles, was in diesem Roman geschieht, nur Mord ist oder darauf abzielt. Die versprochene „Geburt im Waggon" ist ausgeblieben, nnd zum Ersatte dasür erhalten wir — drei Morde, welche im Mittelpunkte der Handlung stehen, abgesehen von mehreren nebensächlichen Morden, die nur zur Ausschmückung dienen. Blutige Morde, Giftmorde — eine ganze Musterkarte von Mordarten wird vor uns aufgerollt. Und damit es in keiner Beziehung an Gründlichkeit fehle, werden auch alle möglichen Motive des MordeS erschöpft: Mord aus Habgier, Mord aus Rache, Mord aus Eifersucht — an Vollständigkeit läßt die Zusammenstellung nichts zu wünschen übrig. Die Krone des Ganzen bildet der Mord ohne jedes Motiv, der Mord pur st simple, aus krankhafter Lust am Tödten, und zur Verkörperung dieses schönen Gedankens wurde naturgemäß die Hauptfigur deS Romans erwählt.

So finde» wir, seltsam geuug, den Mord nach derselben Methode geschildert, welche Zola sonst bei der Beschreibung einer Gesellschaftsklasse anwendet. DaS tiefgreifende psychologische Thema von jenen, unheimlichen Jnstincte, der den Menschen zur Blutthat treiben soll, wird mit plumpster Aeußerlichkeit behandelt, und begreiflicherweise vermag uns die Mordtabelle, welche der Roman bietet, nicht von der Wahrheit des Gedankens zu überzeugen, der in seinem Titel ausgesprochen wird.

Aber ein anderes bedauernswerthes Resultat hat sich daraus ergeben. Der „Eisenbahnroman", welcher in Zolas Werke gleichzeitig enthalten ist. hat durch den fremden Gedanken, welcher zum ursprünglichen Lieblingsplan des Autors hinzutrat, an seiner empfindlichsten Stelle Schaden gelitten. Dieser empfindlichste Theil war seit jeher bei allen Werken deS Noma.iciers nichts Anderes als die Handlung, die Fabel des Romans. Der bekannte italienische Schriftsteller Edmondo de Amicis erzählt uns in seinen »Erinnerungen aus Paris und London", wie Zola bei dem Aufbau eines jeden Romans vorgeht.

„Ich kann keine Handlungen erfinden," so äußerte sich der Romancier zu seinem Besucher, „diese Art der Einbildungskraft fehlt mir vollständig. Wenn ich mich an meinen Arbeitstisch setze, um irgend eine Jntrigue, ein Gewebe für meinen Roman zu suchen, so sitze ich tagelang da, zerbreche mir den Kopf und finde nichts. Darum habe ich mich ein für alle Mal entschlossen, mich niemals um die Handlung zu kümmern. Ich lasse meinen Roman von selbst entstehen und beginne an ihm zu arbeiten odne »och genau zn wisse», was darin geschehen soll."

Diese eigenthümliche Methode hat Zola vielfach mit großem Glücke dort angewendet, wo er das alltägliche Leben zn schildern unternahm. Je sorgloser er dort die

Ereignisse häufte und verband, desto natürlicher war die Wirkung. Hier hat ihn sein bewahrtes Mittel im Stiche gelassen. Nur mit dem größten Aufwände an künstlerisch bildender Phantasie war es möglich dem blutigen Stoffe, den er zu behandeln unternahm, ein harmonisches Bild abzuringen. Statt eines solchen bietet uns die Handlung des Zola'schen Werkes ein formloses Gewirr, ähnlich jenen buntbellecksten Bilderbogen, welche den Inhalt einer Schauerballade begleiten.

Roubaud, Sous-Chef der Eisenbahnstation Havre, ist im Auftrag seiner Vorgesetzten nach Paris gekommen. Bei dieser amtlichen Reise begleitet ihn seine junge Frau Ssverine, um ihre Toiletteneinkäufe zu besorgen. Gin Gespräch zwischen Beiden führt zu einer fatalen Entdeckung. Severine ist als Mädchen von ihrem Vormund, dem Gerichtspräsidenten Grandmorin, einem alten Wüstling, verführt worden. Ein unbewachtes Wort verräth dies jetzt ihrem Manne, und der unwillkürlichen Andeutung folgt bald, durch die brutalen Mißhandlungen Roubauds erzwungen, ein volles Gestiindniß. Roubaud kennt jetzt nur ein Mittel, seine besteckte Ehre reinzuwaschen: der Verführer muh seine Schandthat mit dem Tode büßen, und damit die Rache vollständig sei, soll Severine selbst am Morde teilnehmen. Ein Brief der jungen Frau bringt den Präsidenten Grandmorin in denselben Zug, mit welchem das Ehepaar bei Nacht nach Havre zurückkehrt und in derselben Nacht wird sein verstümmelter Leichnam neben dem Bahngeleise gefunden.

Die Untersuchung wird eingeleitet. Trotz aller Geschicklichkeit, mit der es Roubaud gelungen, die Spuren seiner Thäterschaft fast gänzlich zu verwischen, wendet sich doch bald der Verdacht des Untersuchungsrichters wider ihn, als dieser Plötzlich von höherer Seite einen Wink erhält, die dunkle Angelegenheit fallen zu lassen. Wir befinden uns nämlich, wie in allen Rougon-Macquart-Romanen, in den letzten Zeiten des Kaiserthums, und die allgemeine Erbitterung wider den Hof greift begierig nach jedem Anlasse, sich Luft zu machen. Ter Ermordete stand mit den Tuilericn in enger Verbindung, und es ist zu erwarten, daß die Skandalgcschichten aus seinem Leben, welche nun in die Oeffentlichkeit dringen müßten, in den Händen der regierungsfeindlichen Presse zu einer gefährlichen Waffe weiden könnten. So zieht man es denn vor, die Ursachen des geheimnihvollen Verbrechens in ihrem Dunkel zu lassen; Roubaud und Severine sind gerettet.

Aber es giebt eine Person, deren Aussage ihnen in jedem Augenblick Verderbe» bringen kann. Der junge Eifenbahnmaschiuist Jacques Lautier hat die Blutthat gesehen und die Thäter wiedererkannt. Aber Jacques wird nicht sprechen. Sein Schweigen entspringt dem seltsamsten aller Gründe: er hat Mitleid mit den Mördern, weil er sich selbst zum Mörder bestimmt fühlt. Ein dunkler Trieb in seinem Innern, gegen den er seit früher Jugend verzweifelt ankämpft, hat ihm oft schon das Messer in die Hand gebrückt, — ein Augenblick noch nnd er hätte gemordet. Und wen gemordet? Frauen, die er liebt, die er bcgehrenswerth findet, und deren Anblick in ihm mit entsetzlicher Gewalt immer wieder jenen geheimnihvollen Blutdurst erwachen läßt, der wie ein thierischer Inslinct in ihm seines Ausbruchs harrt. Das ist Wahnsinn, er weiß es wohl, und die Gründe, die diesen Wahnsinn in sein Blut gepflanzt, kennt er so genau wie ein Professor der Pathologie. Er ist aus der Familie Rougon, in welcher die Störungen des Gemüths sich fortpflanzen: seine Mutter Gervaise. die unglückliche Heldin des „H,8Loinoir", hat ihn zur Welt gebracht, als sie noch kaum im unreifen Alter von fünfzehn Jahren stand, und er muß nun diesen doppelten Fluch tragen, wie sein Bruder Claude, der Künstler, dessen tragisches Schicksal wir schon aus dem „Oeuvre" kennen. Er könnte sich allerdings zu seinem Tröste sagen, daß seine Schwester, die berüchtigte Nana, lebenslustigen Angedenkens, niemals sonderlich von Geistesstörungen behelligt wurde, aber — wir nehmen es ihm nicht übel, daß er nicht an Nana denken mag.

Jacques Lantier wird die Mörder des Präsidenten Grandmorin nicht anklagen.

Zum Mitleid, zui geheimen Sympathie, die ihn daran hindert, gesellt sich bald ei» mächtigerer Grund: er liebt S«verine. Nicht lange dauert es und er hat ihre Gegenliebe gewonnen, und die Beiden find hinter dem Rücken des betrogenen Ehemcmnel auf das Schönste vereint. Die Sache ändert sich nicht, als Rouvaub um das Verhältnis; erfährt. Dieser Mann, welcher früher nicht gezögert hat, den Male! auf der Eh« feiner Frau mit dem Blute ihres Verführers reinzuwaschen, vermag jetzt nicht dem offenen Ehebruche in feinem Hause entgegenzutreten. Das Bewußtsein seines Verbrechens hat ihm allmählich jeden moralischen Halt geraubt, und er hat nicht einmal die Kraft mehr, eifersüchtig zu sein.
Aber eine andere Eifersucht ist es, welche das Glück der beiden Liebenden mit feindlichen Augen verfolgt. In einem der kleinen einsamen Wächterhäuschen, welch« auf der Bahnstrecke zwischen Havre und Paris liegen, wohnt der Wächter Misard mit seiner Frau Phasie und seiner Tochter, der schönen Flora. Auch hier, fern von aller Welt, vollzieht sich das, was alle Personen des Wertes zu jeder Zeit zu befchiifrigen scheint: es wirb gemordet, Misard vergiftet sein< Frau, um in den Besitz des Geldes zu kommen, welches sie vor ihm verbirgt, einer Erbschaft von tausend Francs, die sie vergraben hat, um sie ihm zu entziehen. Flora hat leine Augen für die düstere That, welche an ihrer Seite geschieht. Das junge Mädchen liebt Jacques, den sie seit ihrer Kindheit lennt. Sie weiß, daß ihre Liebe unerwidert bleibt und lennt ihre glückliche Nebenbuhlerin. Einmal in der Woche bringt der Zug, welcher an ihrem Hause vörübereilt und dessen Maschine Jacques führt, Ssverinen vorbei, welche in Paris an der Seite ihres Geliebten einige ungestörte Stunden verbringen will. Dieser Anblick treibt Flora zur verzweifelten That, und diese That ist, wie zu erwarten war, wieder nichts Andere? als — Mord. Da sie das Glück der Liebenden nicht zu stören vermag, so sollen sie beide sterben. Flora wählt ein kräftiges Mittel für ihre Absicht. Als der Zug, welcher Jacques und Ssverinen trägt, heranbraust, zerrt sie einen mit Steinen beladeneu Wagen, dem fünf Pferde vorgespannt sind, auf das Nahngeleise. Die furchtbare Katastrophe, die nun folgt, wird uns mit höchster Meisterschaft der Schilderung vorgeführt, und als sie vorbei ist, erfahren wir, daß sie eigentlich mich leinen anderen Zweck hatte, als — beschrieben zu werden. Jacques und S«veiine sind dem allgemeinen Unglück, welches viele Menschenleben kostete, »entronnen, und die getäuschte Flora sucht ihren Tod auf „stilgemäße" Art, indem sie sich unter die Räder des nächsten Zuges wirft.
Jacques, welcher eine unbedeutende Verletzung erlitten, wird in ein nahes Landhaus gebracht, welches den Roubcmds gehört. Dort pflegt ihn Söverine, und sobald er genesen, beschäftigen sich die Beiden wieder mit — Mordplänen. Diesmal soll Roubllud aus dem Leben geschafft weiden, damit die Liebenden sich vor der Welt für immer vereinigen können. Das Gefühl Jacques' sträubt sich gegen diese kalt berechnete Mordtyllt. Umsonst führt er vor sich selber alle möglichen Veruunftgründe dafür cm. Der junge Maschinist raisonnirt, als hätte er sich zeitlebens mit Darwinismus beschäftigt, überdies Dostojewskis „Naslolnikow" gelesen und — Beides schlecht verstanden. „Diesen Menschen zu tödten, mein Gott'! hatte er das Recht dazu? Er mußte es sich erst beweisen, dieses Recht zu morden, da« Recht des StarKri gegenüber dem Schwachen, welcher ihm hinderlich ist und von ihm vernichtet wird. In uralten Zeiten, als die Menschen in der Wildniß hausten, wie Wölfe, gehörte- da das begehrte Weib nicht demjenigen aus dem Haufen, welcher es sich mit dem Blute seiner Nebenbuhler errang? Wohlan denn, wenn das Gesetz des Lebens so lautet, so mußte man ihm gehorchen, ohne aller selbsterfundenen Skrupel zu achten!" Ab« diese schöne Schlußleihe wird hinfällig, sobald die Blutthat mit all ihren Schrecken vor Jacques aufsteigt. „Nein, nein! er konnte diesen Mann nicht tödten. Das schien ihm ungeheuerlich, unausführbar, unmöglich. Das civilisirte Wesen in ihm empörte sich dagegen, aller Einfluß der Erziehung, die unzerstörbare Kraft ererbter Ansclxiu-

ungen Km zur Geltung. Man darf nicht tödten, — daS hatte er mit der Mutter» milch eingesogen und Geschlechter hatten es von Geschlechtern überkommen. Kühle Ueberlegung allein führt nicht zum Morde, eS bedarf des Hungers oder des JnstincteS dazu Jenes Recht zu tobten, er fand es nicht in sich, und all sein Denken ver- mochte es ihm nicht zu geben."

In diesem Widerstreite der Gefühle und Gedanken siegen einige Küsse Ssberinens und weibliche Ueberredungskunst. Dem Drangen seiner Geliebten vermag JacqueS nicht zu widerstehen und er entschliefzt sich endlich zum Morde. Noubaud wird durch einen Brief seiner Frau von ,seiner Station ins einsame Landhaus berufen, wo die Beiden zur Nachtzeit sein Kommen erwarten. Aber während er ahnungslos seinem Tode entgegengeht, spielt sich zwischen jenen das Furchtbarste ab, dem die erschreckte Phantasie des Lesers feit Langem entgegenharrt. Jacques hat bisher mit dem Auf» geböte aller Kraft gegen jenen wahnsinnigen Mordtrieb angekämpft, der ihn in Ssve- rinenS Nähe stets erfaßt; jetzt, wo sie in der Nachtstille vor ihm steht, alle Reize der Verführung entfaltend, um ihn in seiner blutigen Absicht nicht erlahmen zu lassen, erwacht eS übermächtig in ihm — er vermag nicht zu widerstehen und stößt ihr das Messer, womit er ihrem Manne den Tod geben sollte, in die Brust.

Ist es der blutdürstige Jnstinct, welcher in dieser Schreckenstat gesiegt hat, jener Naturtrieb, welcher das Raubthier zwingt zu tödten und zu zerfleischen und welcher durch alle Hüllen der Civilisation im Menschen hindurchbricht — ist es endlich die »Bestie im Menschen", welche hier ihre Bande zerreißt? Unstreitig ist dies die Ansicht Zolas, und nicht ohne Grund hat er Jacques Lantier zum Helden seines Werkes er- wählt, nicht ohne Grund hat er ihn kurz vorher jenen schweren Gedankenkampf bestehen lassen, in welchem die natürliche Scheu vor der Blutthat siegreich blieb, um ihn schließlich seinem geheimnißvollen Mordtrieb unterliegen zu lassen.

Aber nirgends ist auch der seltsame Irrweg, auf welchem sich das Werk ZolaS befindet, klarer als an dieser Stelle. Jacques Lantier ist kein Mörder aus Jnstinct: was ihn zum Morde treibt, ist Wahnsinn, eine Gcistesabnorinität, welche der Wissen- schaft wohl bekannt ist, jene krankhafte Ausartung-des Geschlechtstriebes, welche in der Vernichtung des geliebten Wesens ihre Befriedigung sucht. Jnstinct ist Gesundheit und Wahnsinn Krankheit, und die Phantasie eines Romanschriftstellers vermag die Kluft nicht zu überbrücken, welche zwischen beiden liegt.

Nach seiner entsetzlichen That entflieht JacqueS und' wie Roubaud nach seinem Verbrechen, so verfällt auch er nunmehr, von der düsteren Erinnerung gepeinigt, der langsamen inneren Auflösung. Aber es ist begreiflich, daß all die Schrecken des Romans nicht diesen harmlosen Abschluß finden können. Der Verdacht des Mordes an Severine wendet sich wider Roubaud, der bei ihrer Leiche gefunden wird; er gesteht vor dem Gerichte sein früheres Verbrechen und wird auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit oerurtheilt. Nun muß noch für den Helden des Werks in entsprechender Weise ge- sorgt werden. Der Krieg gegen Deutschland ist erklärt worden, und Jacques führt als Maschinist die Locomotive eines Eisenbahnzuges, der, mit Soldaten gestillt, der Grenze zudampft. Ein erbitterter Wortwechsel entspinnt sich zwischen ihm und dem Heizer Pecquenx, dem er seine Geliebte abwendig gemacht hat; von den Worten kommt eS zur That, und in grimmigem Kampfe in einander verschlungen, stürzen die Beiden von der Plattform der Maschine hinab, nnter die Räder des ZugcS, der sie zermalmt. Der Eisenbahnzug, feines Maschinisten und Heizers beraubt, braust ohne lenkende Hand unaufhaltsam dahin, an den Stationen vorbei, wo man ihm entsetzt nachblickt und nichts zu thun vermag, als die telegraphische Kunde von seinem Kommen mit banger Ahnung nach allen Seiten vorauszusenden, immer weiter in die dunkle Nacht hinein, wie ein eisernes Gespenst. Es ist das ganze Leben Frankreichs in jener ver» hängnißvollen Zeit, welches die Schlußworte dieses mächtigen Bildes symbolisch zu sammenfassen:

„Was lag an den Opfern, welche die Maschine auf ihrem Wege zermalmte! Silk sie doch der Zukunft zu, unbekümmert um alles Blut, das sie vergoß! Ohne Führer, von Finsternis; umgeben, wie eine losgelassene Bestie brauste und brauste sie weiter, mit jenem Menschenfleisch beladen, das sie den Kanonen zuführte, mit jenen Soldaten, die, müde und betrunken, Lieder in die Nacht hinausbrüllten."

Die Handlung des Werkes ist nun erschöpft, da Niemand zurückgeblieben ist, der noch morden oder gemordet werden könnte. Nach all dem Blutvergießen fragen wir erstaunt, was diese Griiuel eigentlich mit dem Eisenbahnleben zu thun haben, welches uns zugleich geschildert wird. Es wäre vergeblich, nach einem inneren Zusammenhange zu suchen, obwohl Zola es offenbar manchmal versucht hat, ihn herzustellen. Der armen Bahnwächtersfrau.Phasie, welche ihr Leben entschwinden fühlt und vom Krankenlager in der Nacht die Lichter des Eisenbahnzuges an den Fenstern ihres einsamen Hauses vorübereilen sieht, sind die Worte in den Mund gelegt worden, welche den düsteren Grundgedanken des Werkes wiedergeben:

„O! es ist eine schöne Erfindung, dagegen läßt sich nichts sagen. Man kommt schneller vorwärts, man ist klüger geworden. Aber die wilden Thiere sind wilde Thiere geblieben, und man mag »och bessere Maschinen erfinden, es wird stets wilde Thiere darin geben."

Die Eisenbahn als Symbol des menschlichen Fortschritts, der Mord als das ewig Thierische im Menschen — das ist eine künstliche Antithese, aber keine natürliche Verbindung zwischen den beiden Theilen des Werkes, welche einander fremd bleiben.

Dem berühmten realistischen Romancier ist hier in der That etwas Eigenthümliches widerfahren. Er ist selbst jenem Principe untreu geworden, welches er so oft und nur zu oft mit der Miene eines Entdeckers der Welt als obersten Grundsatz einer neuen Kunstrichtung verkündet hat, dem vielbesprochenen Satze, daß ein Schriftsteller die Personen seines Werkes stets durch ihre Umgebung, durch das „Milieu", in dem sie leben, erklären muß. Ein blutdürstiges Eisenbahnpersonal! Das hat Zola nicht dem Leben nachgebildet.

Und dennoch, ungeachtet all seiner zahlreichen Mängel und Widersprüche, bleibt dieses neueste Werk des französischen Realismus eine mächtige literarische Erscheinung. Mag auch sein aufdringlicher Pessimismus oft unseren Widerspruch herausfordern, — wo er zurücktritt, kommt jene hohe Meisterschaft der Schilderung zur Geltung, welcher wir in Zolas SittengemLlden stets begegnen. Es ist keine bezwingende Weltanschauung, welche uns daraus entgegentritt, aber es ist jedenfalls ein Stück Welt.

nur einigermaßen kennt, der weiß, daß für solch eine Darstellung, wollte sie nicht an verschiedenen Stellen erhebliche Lücken aufweisen, eine große Summe selbständiger Vorarbeit unerläßlich war. Der Verfasser hat diese Bedingung durch wiederholten längeren Aufenthalt in Holland erfüllt; wie die Jnventarisatoren der preußischen Kunstdenkmäler in den preußischen Provinzen ist Dr. Galland in allen Theilen Hollands herumgereist, um die erhaltenen Kunstdenkmäler an Ort und Stelle zu stndiren. Daneben hat er Archive und Bibliotheken eifrig durchforscht, so daß er nicht nur im Stande war, falsche Angaben über die Biographien holländischer Meister zu berichtigen, manche Jrrthümer über die Urheberschaft der verschiedensten Kunstdenkmäler zu beheben, sondern auch eine stattliche Anzahl von Bauwerken, welche der Zeit zum Opfer gefallen sind, durch Reconstruction für die kunstgeschichtliche Betrachtung und Würdigung wiederzugewinnen. Der Natur der Sache nach verweilen wir mit dem kundigen Autor am längsten in den altberühmten Hauptstädten des Landes, in Amsterdam, Haarlem und Lehden ; aber der Verfasser führt uns, wie dies schon vorhin angedeutet wurde, überall

SZogenformen »uS Leydeu und Utrechl,

hin, wo nur irgendwie bemerkenswerthe Zeugen einer schaffeiislustigen, künstlerischen Thätigkeit zu uns reden. Die frische, plastische, von scholastischer Gelehrtthucrei freie Darstellungsweise des Buches läßt das Studium desselben jedem Gebildeten als einen hohen Genuß erscheinen, ungeachtet dessen, daß der Fachmann sich auf jeder Seite über die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Behandlung des Themas wie über die Besonnenheit und Sicherheit des Urtheils des Verfassers herzlich freuen darf. Mit besonderer Sorgfalt hat der Verfasser den Fäden nachgespürt, welche der Einfluß der berühmtesten holländischen Meister nach anderen Ländern, zumal nach Deutschland hin, gesvonnen hat. Die großen Meister, wie Colnn de Nole, H, Vredeman oe Vries, Cornelis Blocmart, Lieven de Key, Hendrik de Keyzer, I. van Kampen, A. Quellinus, Ii, Vcrhulst, die zum Thcil von Galland zum ersten Male ihre richtige Stellung innerhalb der holländischen nnd der internationalen Kunstgeschichte angewiesen erhalten haben, bilden eine feste Phalanx von hervorragenden Spitzen in der Entwicklung der holländischen Kunst, nm welche sich die große Schaar anderer verdienter Künstler leicht gruppiren läßt. Wir können der vielen Vorzüge der in vielen Beziehungen grundlegenden Arbeit Dr. Gallands nicht gedenken, ohne der überaus geschickten und dankenswerthen Auswahl des dem Buche beigegebenen Anschauungsmaterials warmes Lob zu spenden, das zu einem erheblichen Theile überhaupt zum ersten Male durch Drucklegung oen Freunden der holländischen Baukunst zugänglich gemacht wird. Die nebenstehend wiedergegebenen Proben lassen die saubere technische Ausführung der Illustrationen erkennen. So ist das Galland'schc Werk nach jeder Richtung hin eine Zierde der neueren deutschen Kunstlitcratur. * 5 *

Ueber das Studium der Naturformen an kunstgewerblichen Schulen. Von
M. ZNeurer.
Berlin, E. Wasmuth.
In künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen verdient diese kürzlich erschienene gedankenreiche Schrift nachhaltige Beachtung. Der Verfasser geht von einer Schilderung des heutigen kunstgewerblichen Schaffens aus, in welchem er mit Recht fast ausschließlich einen eklektischen Grundzug erkennt. Er verschweigt nicht die schweren Bedenken gegen „den beständigen Stilwechsel unserer modernen Zeit, das Herumprobiren mit den kunst. lerischen Ausdrucksmitteln aller Zeiten und Völker, die ungesunde Hast und Unersättlichkeit der Mode," Da unsere fieberhaft Pulsirende Zeit mit ihren rasch wechselnden Anforderungen ein ebenso rasches Schaffen des Kunsthandwerkers verlange, so bleibe dem Erfinder keine Zeit, seine Phantasie erst durch die Natur für eigenartige Formengebung zu befruchten, und er greife nach dem bequemeren Mittel, seine Schöpfung nach vorhandenen, schon stilisirten und conventionell gültigen Formen auszumünzen. Diesem Zweck kommen nun die vorhandenen und stets „och neu begründeten kunstgewerblichen Museen entgegen, allein sie leiden vielfach durch ein Vorwiegen der historisch-stilistischen und der antiquarischen Seite, und diese Richtung hat sich so allgemein verbreitet, daß sie auch in Privatkreisen als Alterihümelei auftritt, „die schon so weit in Haus und Heim gedrungen ist, daß unsere Zimmer häufig zu unbequemen Trödelbudcn geworden sind". Damit hängt denn die „kritische Herausgabe unzähliger Sammelwerke" zusammen, welche meistentheils nur „Eselsbrücken zur Erfindung des Tagesbedarfs sind, die der Selbständigkeit des Denkens den größten Nachtheil zufügen.". Mit Recht rügt der Verfasser die gedankenlose Benutzung solcher Vorlagen, aus welcher die krankhafte Sucht hervorgegangen, ist durch Ueberladung mit ornamentalen Zuthaten den Eindruck des Werkes zu steigern.

Als Heilmittel gegen das fchablonenmäßige Walten einer äußerlichen Routine empfiehlt der Verfasser eindringlich das Studium der Naturformeu, welches allein nach einem Ausspruch Sempers „das unmittelbar anschauende Denken", die unentbebrliche Grundlage alles wahren künstlerischen Schaffens, zu fördern vermag. Dies Naturstudium ist aber nicht in der oberflächlichen Art gemeint, daß man die Natur ohne Weiteres für einen bestimmten praktischen Zweck auszunützen habe, wie denn das glücklich citirte Wort Violet le Duc's zu beherzigen bleibt: ,,I,s, nsture n'est z>ss eomms Isg ZonK ,zui fout Kilo Isur Portrait, oll« no POZS r,s,s, slls s ci'«utrs besoAQS «ur Iss bi-ä8i vielmehr sollen die Naturformen in ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkannt und dargelegt werden, um den Schülern den Einblick in ihr organisches Weben und Wirken zu eröffnen, sodann aber ihnen an klassischen Kunstwerken zu zeigen, wie die Naturformen für den bestimmten kunstgewerblichen Zweck aufzufassen, umzugestalten, zu stilisircn sind. Es würde uns hier zu weit führen, die Fülle feiner Beobachtungen und treffender Bemerkungen, mit denen der Verfasser das Thema weiter ausführt, genauer wiederzugeben. Jeder Künstler und Kunstfreund wird mit wahrem Vergnügen dieser Darstellung folgen und von der Wärme der Ueberzeugung, mit welcher der Verfasser diese hochwichtige Frage erörtert, sich lebhaft angeregt fühlen. Als nothwendig werden mit Recht geeignete Vorbildersammlungen empfohlen, welche den Weg weiter zu verfolgen haben, auf dem schon Karl Botticher und Jacobsthal vorangegangen sind.

Die speciellen Vorschläge zur Verwirklichung seiner durchaus gesunden und richtigen Ideen haben wir hier nicht weiter zu erörtern; die größte Schwierigkeit wird darin liegen, die genialen „Künstler-Lchrer" zu finden, welche im Stande sind einen solchen Unterricht zu ertheilen. Allein wenn an entscheidender Stelle die richtige Einsicht und der gute Wille herrschen, so werden sich alle diese Hindernisse wohl besiegen lassen. Das, schließlich niiser Kunst.zandwerk daraus den größten Gewinn schöpfen würde, kann keinem Zweifel unterliegen. V. I,üKKe.

Bibliographische Notizen,

Ueber die Einführung der Bolls- fragen 57): Hamburg, Verlagsansralt
wirthschaftslehre in den öffent» und Druckerei A. G.
liehen Bolksschnlunterricht. Von Die sehr beachtenswerthe Schrift wird
Jende. (Deutsche Zeit- und Streit- manchen Gegner bekehren: denn sie weist

nicht nur nach, daß es nothwendig ist, die Jugend zum Verstänbniß unserer staatlichen Hinrichtungen zu bringen, sondern sie giebt auch die Wege an, auf denen dieses Ziel ohne Beeinträchtigung eines andern Lehrgegenstaudes zu erreichen ist. Ja manche, wie Geschichte, Geographie, Rechnen, selbst Religion, würde durch die Verbindung mit der Volkswirtschaftslehre noch gewinnen. N, ^.

Keldzugserinnerungen eines Fünf» unddreitzigers. Von H. Ehrenberg. Rathenow, Max Vabenzien.

In der jüngsten Zeit haben sich die Veröffentlichungen von Tagebüchern aus den letzten Kriegen sehr vermehrt. Da nun viele Kämpfer im Großen und Ganzen dasselbe durchgemacht haben, so bekommt diese Literatur leicht etwas Einförmiges, und «3 wäre daher zu wünschen, daß die Verfasser sich zuerst fragten, ob sie wirtlich etwas Besonderes zu berichten haben, oder ob sie die Kunst der Erzählung in ungewöhnlichem Mafze besitzen. Beide Fragen wären nach unserer Meinung bei dem vorliegenden Buche zu verneinen. K. ^.

Vie Leute aus dem Walde. Roman von Wilhelm Raube. Zweite durchgesehene Auflage. Braunschweig, George Westermann.

Der soeben in zweiten Auflage erschienene Roman besitzt wie alle Weile des Verfassers so viel von seiner Eigenart, daß wir dieselbe hier nur andeutungsweise streifen können; sie läßt sich mit wenigen Worten nicht erschöpfen. Die eigentliche Fabel — das Schicksal der Leute aus dem Winzelwalde — ist wie fast immer bei Raabe so dürftig, daß sie sich beinah der Wiedergabe entzieht. Das Wesentliche bei ihm ist die Kleinmalerei und die ganz subjectiue Art, Welt und Menschen zu sehen; alle seine Helden und Heldinnen sind Originale, die mit den Augen des Verfassers anzusehen wir uns gewöhnen müssen, um sie am Ende lieb zu gewinnen. Raabe schöpft so sehr ans der Fülle, daß sein Gedankenreichthum, sein Ueberfluh an Reflexionen uns zu erdrücken droht; er braucht denkende Leser, die nicht müde weiden, und wer ihm treu bleibt, wirb am Schlüsse sich belohnt fühlen. Raabes Weltanschauung, obgleich pessimistisch, wird von einem wohlthuenden Humor freundlich erhellt; mit unseren Modernen hat er das gemeinsam, dah auch er mit Vorliebe die Mühseligen und Beladenen aufsucht — aber wie unterscheidet sich seine Darstellung

menschlichen Elends von der kühlen Objektivität unserer jüngst deutschen Realisten! Bei ihm merkt man überall sein mitfühlendes Herz, und „modern" ist. er schon deshalb nicht, weil ein romantischer Zug ihm anhaftet, der bisweilen so stark hervortritt, daß feine Schriften dadurch etwas dämmerhllft Uirklares erhalten. — Gin eigenartiges Talent wie dasjenige Wilhelm Raabes bleibt, wie man seine Vorzüge und Schwächen auch beuithcilen mag, immer interessant, wenn auch nicht jedem Geschmückt gleich ansprechend. 2In.

Leichtlebiges Voll. Novellen von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E, Pierson.

Sehr leichtlebiges Volt, diese vier Novellen, welche weder durch ihre saloppe Sprache noch durch einen übertrieben burschikosen Ton noch endlich durch einen starten Zusatz von Frivolität die wahre, innere Lustigkeit und natürliche Grazie ersetzen können. Immerhin sind sie frisch und flott genug geschrieben, um über eine Stunde Elsenbahnfahrt und ähnliche Zustände erträglich hinwegzuhelfen. Sie spielen sämmtlich in Wien, der feschen Kaiserstlldt: daß es aber daselbst Ton ist, Millionärstöchter am Kinn zu fassen, anständige Damen ohne Weiteres im Corridor abzuküssen und sich selbst in der Unterhaltung mit schmückenden Beiworten wie Lump und Esel zu belegen — das glauben wir dem Herrn Verfasser nicht.
8eK.

I« Nanu der Aphrodite. Drei Novellen vonF. Guitmüller. Altona und Leipzig, A. L. Reher.

Der Verfasser beherrscht die Form in hohem Grade und weiß durch gewandte und schwungvolle Sprache seinen im Grunde recht abgebrauchten Stoffen und Figuren einen gewissen Reiz zu verleihen. Ganz unangebracht aber ist das schwülstige Pathos, welches die meisten seiner Dialoge durchzieht und sie unnatürlich und unge^meßbar macht. 80I1.

»ovf und Herz. Roman von Th, Duimchen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Der Roman zerfällt in zwei Theile. Der erste spielt in Madrid — ganz for«mularmäßig mit einem Stiergefecht beginnend —. der zweite in Wiesbaden. Schon in jenem finden sich die beiden

Hauptschablonen, der überaus geistreiche Regierungsreferendar vr Karl Schwarz und die überaus schöne Lnbanerin Donna Manuela de Las Palmas, trennen sich aber ohne rechten Grund, um sich im zweiten Theil noch einmal auf sehr künstliche Weise zu vereinigen. Schließlich stellt es sich sogar heraus — damit uns keine von den üblichen Romanüberraschungen geschenkt werde — das; sie und fast alle anderen „zufällig" zusammengekommenen Personen untereinander ver» wandt sind, natürlich unehelich. Karl, der inzwischen seinen Assessor gemacht hat, und Manuela entpuppen sich als Cousin und Cousine. Durch diese Verwicklung aber wird die Lectüre des Buches anstrengender, als es für die leichte Waare geziemend ist, zu der dasselbe nun einmal trog der eingestreuten schönen und gebildeten Reden zweifellos zu rechnen ist.
8oK,
venrmonv, 6., Lins KiusnkkKrt (InrcK (ZriseKen- !«.nä, LsmKuiL, I,, SrNke,
v»vl>>, ,1, Las Lüks-üsoK«. Lins LrMI>!uve, velbriicl!, Ü!, Li« ätiittssis lies ?erililss erwntert >wrek ckis Strste^i» ?r!«ärieds lies grossen, üit einem ^nksviz über IducvliiSes nnä KI«««, Lsrliv, <i. lisimsr,
L»»er»I!5ene»I»ed, Zl, v, HusüKrblir, Lr«iKInn?, Ssrlin, Sebr, I^uetel,
kvlil», I,,, geäioiits, L?rli„, ?o»t»ne,
«Kleyen, Henriette, „nck IKre kreunae. Li» villi IZ. «otkn, ^n^r, k>«rtds5,
vüsikelllt, Ois L«isanng ä«r äsutsolien ^ngswl, III, Guusse, Ilsrlin, Lsdr, Anstel,
Uamer»«^, Ii,, vsr Kilni? von Lion, LxiscKs vicdtnnz. IHnstr, von L,, v, Roesslsr unä II, vistriods, I^iekrlz, «, 7, U»li>bui8, Verlas» ^,vst»It (vorm, ^, RicKter>,
lkrt, Homo sum! Lin nenes geäic'Ktbucd, IZ»n»KIKe>, illllstiins, ÜMivss, vou K, I'üsi'Isrsr,
Uekt IS—öl, Lkuttgiirt, Siick^, Veri»ks>Insütnt, ÜI»<Ier»v»rtevI»ude. 8. Xun>K«s, V«In« runk' II^-Lg (Scnluss.) Lwti^kit, Hbver Zi Aelnr,«!, ^, Lins?unrt in's Xsus vsntsoKInvä, Aockerne I»el>t,in«. Zlonntksi'drifk u,i>I I_,!tsr!>tnr un,I Kritik, I, Lnnä. «skr Z, Lillnii,
Stuttli«!, (Zrviner ^ I^rsilkor,
^lii»er»«u»enkrun». Das Visver Insslsrlsdsn, grie«K», L , Mn»I», üomiui ». I. ersten I?eri»>I, ^, v,, Units Leihen. 2,ei LriSdlnnMv. «tutt^sit, OsutseK» VsiIä^.^Q»»It.
unl klonen. HeriiUSA, von ?, V, Viviwdsll- >VenäeIstein, ^«Krg, VIII. Ilekl I, «»Uievo^, UIc>>«»K»u»«»»Lr»nß«v, K, von, <Z«sied«le VI« «eedllsen Se, «IlverKedr». «it I!In«r, I.iekernns S—ll, >Visn, V«IKsvindscd»ki-

?Ke,ttsrs i>m Vürtt»m>«rgi>eKs» Uoks. Erster
S»n>i, KS»—17,«, »w«8»rt, V. KsK!K»mmer,
Sommer, I',, ^uk ^«r XV»v>Is,s<:K»kk. lZeäiedis.
Leriin, ?K, IKisIs,
«vbel, U. v,, His Ls?rSnänn? <Isz v»u»rl»v
Uritts ^uö,«s, ^liinokcv, K, Oliendonr^,
Ispnert, V,, V«„Isrn>I« Äk'Ioiivv, Vn« n>«si>
?e»tmexer, L , vis L!»»»»r H^tUllunx »ns ck.
?»I»I»^, I,,, 0i« lirsuv^srsvn»!«, I.'«Ksrs. vom
Uidlio^r, Lursilu ün IZeilin, Zlir einer Tin
Vern»n,»„n«c>> >Ier > e«"»^e>i»N kür krckknnd? i»
Neriin. Lsnll XVil, X«, S, Lsrliv, v, Neiniör.
Volk^ H,, «exokiedt« Oeu«odll>i>äs im ^>S, >l»Iu»
>V»nrecKt, (,, 8onn«»«ev>Ie, Xeuo Oiodravsen.
/IvUkler, K. ?n., ^is IIonsn«,IIern in RnmSnien,

^.<^^^,^^<^^' /
^ <5.v^-^ ,

Juni I)

Inhalt.

kzierzn ein Portrait von Julius Andräsfy.
Radirnng von k. Kühn in Nürnberg.

„Nord und Siid" erscheint am Ansang jedes Monats in Heste» mit je einer Aunftbeilage.
— preis pro HZuartal lZ Heft«) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und postanstalten nehmen jederlei! Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" I
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/2.

n unsere Abonnenten!

,ie bereits erschienenen Bände von
„Nord und Süd
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— S Hefte) bro» schirt 6 Ulark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
im Stil des jetzigen Heft. Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band (April bis Juni I.39O), wie auch zu den früheren Bänden 1—I.H stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l. Mark 50 Pf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Sch ottlaender.

Original! - GinbcrnööecKen

(Bestellzettel umstehend.)

Wefterrzetter.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Panl lindan.
Verlag der Schlesischo Verlagsanstall vorm. S, Schottloender in Breslau.
Expl. Band I.. II., III.. IV.. V.. VI., VII.. VIII..
IX.. X.. XI.. XII., XIII.. XIV.. XV, XVI.. XVII..
XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII.. xxm.. XXIV..
XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII., XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI.. XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI.., XI.I,
XI.II. XI.III.,XI.IV.,XI.V.,XI.VI., XI.VII., XI. vm,
XI.IX.. I.., I.I.. I.II
elegant broschirt zun, preise von °A 6.—
pro Band (— Z hefte)
fein gebunden zum preise von ^ 3.— pro Band.
«zpl. Heft !, 2. z. 4, 5, 6, 7, g, 9, !«, !,, !2, !Z, !4, !S,
IS, 1.7, ,8, !9, 2«, 21., 22, 22, 24, 25, 26, 27, 28. 2?, 5«, ZI., 22, 22,
24, 25, 26, Z7, 28, 29, 4«, 4!, 42, 42, 44, 45, 4«, 47, 48, 49, 20, »!.
S2, 52, 54, 55, 5S, 57, 53, 59, «1, 61., 62, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
7«, 7>, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, LI., 82, 82, 84, «5, 86, 37,
83, 89, 9«, 9>, 92, 92, 94, 92, 9«, 97, 9«, 99, !««, 1.0!, 1,02, 1.02,
!«4, !«5, !«6, !07, !«8, !«9, !!0, !!!, !!2, !!Z, !!4, ÜS, !!6, ,!7,
!!8, !!9, !20, 1,2!, !22, !22, !24, !25, !26, ,27, >23, !29. !Z«, !2!,
!Z2, !22, !Z4, !25, !26, !27, !28, !29, !4«, !4!, !42, !42, !44. !45,
!4S, !47, !43, !49, ^s«, !5!, !52, !52, !54, !55, !5S, !57, !58
zum preise von °^ 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band I.III. (April bis Zum ^390)
Lxpl. do. zu Band I, II., HI. IV, V. VI.
Vll. VIII. IX.. X., XI.. XII, XIII. XIV.. XV,
XVI. XVII, XVIII. XIX., XX. XXI.. XXII.
XXIII. XXIV.. XXV.. XXVI. XXVII.. XXVIII.
XXIX., XXX., XXXI., XXXII, xxxm.. XXXIV.,
XXXV., XXXVI, XXXVII, XXXVIII., XXXIX..
XI.., XI.I, XI.II, XI.III. XI.IV, XI.V., XI.VI,
XI.VII. XI.VIII. XI.IX. I.., I.I., I.II.
zum preise von ^.30 pro Decke.
lvalznung: Name:
Nichtgerollnschtes bitten zu durchstreichen.
Um gefi. recht deutliche Namens» und Wohnungsangabe wird erlucht.
I

'...

Nord und 5Ã¼d.
ine deutsche Monatsschrif
Herausgegeben
von
Paul Lindau.

llll. Band. â€” Zum WO. â€” Heft jSH.
imit einem Portrait in Radirung: Zniius Andrussy.)

Breslau
chlesische Buchdruckerei, Â«unst. und Verlags.Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Im Bunde der Dritte.

Novelle,

von

Moide Kurz.

— Florenz, —

(Schluß.,

arm, Ihre reinen Augen werden auf dieser Beichte ruhen, und die Versuchung ist groß, mich besser zu schildern, als ich bin. Aber ich habe mir geschworen wahrhastig zu sein, soweit es dem Menschen gegeben ist, über ein Gefühl, das einen so bitteren Stachel zurückließ, sich und Anderen die Wahrheit zu sagen. Sie würden es begreiflich finden, daß ich nichts als Empörung und Verachtung gegen diese Frau empfunden hätte, die in dämonischer Selbstsucht das schöne Band zerriß, daß ich ihr mit Abscheu den Rücken gewandt oder sie sogar dem gerechten Zorn ihres Gatten ausgeliefert hätte. Ach, ich zürnte ihr wohl, ich fühlte mich sogar in meinem männlichen Stolz beleidigt, daß sie mich in ihrer Sultanslaune ohne Achtung vor meinen Empfindungen zum Spielzeug ihrer Leidenschaft erkor, aber mit der Verachtung wollte es nicht glücken; denn so oft wir einem rücksichtslosen. Alles verzehrenden Egoismus begegnen, regt sich in uns eine Art Nespect vor so elementarer Ganzheit, der mit dem moralischen Urtheil nichts zu thun hat. Und dann, wer, der vom Weibe geboren ist, hält ungestraft ein so bestrickendes Geschöpf in den Armen und hört aus seinem Munde die Betheuerung der süßesten Leidenschaft? Ich hatte etwas von dein Fieber in den Adern, um dessenwillen ich Konrad einst belächelt und gescholten hatte, nur mar es tausendmal verdammensmerther, da es der Frau meines besten Freundes galt, und je wilder es in mir gährte, mit desto heftigeren Schmähungen überhäufte ich sie in meinem Innern. Ich klagte die Natur an, daß sie ein

Wesen mit solche»! Liebreiz erschaffen habe, ganz ohne Gewissen, ohne sittliches Bewußtsein, ohne Adel der Seele.
Auch täuschte ich mich nicht im mindesten über ihr Gefühl gegen mich. Ich hatte schon andere Frauen dieser Nace gekannt, ich durchschaute hinlänglich dies launische, gemaltthätige Naturell, das unersättlich nach dem Neuen hascht, das von sich stößt, was es besitzt, um zu verfolgen, was ihm entfliehen will, und das aus reinem Vedürfniß nach Aufregung zu einem großen Opfer und einer erhabenen That ebenso fähig ist, wie zu jeder Schlechtigkeit. Traurige, kalte, vamvyrartige Wesen, die nach fremdem Blute dürsten, um für einen Augenblick ihre starren Adern zu erwärmen.
Ich überdachte mein ganzes Benehmen gegen sie von der ersten Stunde an, jedes Wort, jede Bewegung rief ich in mein Gedächtniß zurück, und mußte mich vor mir felbst unschuldig erklären, wenn es nicht eben das Uebermaß meiner Zurückhaltung war, was sie gereizt hatte.
Ihre verführerischen Züge schwebten mir immermährend vor, wie sie in jenem Augenblick ausgesehen hatte, ohne eine Spur von weiblicher Scheu oder gekränktem Stolz. Sollte ich sie einem Raubvogel vergleichen, der gierig herabgestoßen kam, um jetzt mich wie einst Konrad als willenlose Beute davon zu schleppen oder einem Kind, das übersättigt von Süßigkeiten lächelnd und gedankenlos nach dem Herben greift?
Ich schäumte vor Unniuth bei dem Gedanken, daß sie, die diesen Brand entfacht hatte, vielleicht ruhig und heiter in ihren Kissen lag, um wie ein kleines Mädchen von dem versagten Naschwerk zu träumen, das es morgen doch zu erhalten hofft.
Aber mein ärgster Zorn galt Konrad, Konrad, der all meinen Warnungen zum Trotz seinen Hals in diese Schlinge gelegt hatte und nun gar noch mich zum Hüter einer solchen Frau machen mußte.
„Er hat es selbst gewollt!" sagte ich mir in meinem Unmuth, „und was ihm heute erspart bleibt, wird ihm desto sicherer morgen geschehen."
Ermattet, mit brennenden Sohlen ließ ich mich endlich irgendwo im Dunkeln auf einen Ruheplatz nieder, einem gefällten Baumstamm, der unter meiner Last erzitterte, und nun erkannte ich erst den Ort: es war dieselbe Stelle, wo ich vor ein paar Stunden mit Katja gesessen hatte, und neben dem Balken lag noch ihr Rosenstrauß, den sie hier verloren.
„Bin ich denn verhext?" sagte ich zu mir selbst und sprang auf.
„Ist es ein Zauberwald, in dem ich umherirre, zieht sie mich an einem unsichtbaren Faden in ihre Kreise zurück?"
Ich hob den Strauß auf, drückte, ohne es zu wissen, mein Gesicht in die Blumen wie es Katja zuvor gethan hatte, und warf sie gleich darauf mit Abscheu von mir.
„Sei ein Mann," sagte ich unablässig laut zu mir selber, „sei ein Mann — noch etwas Selbstbeherrschung und es wird vorübergehen." — Ich wußte ganz genau, daß ich sie nicht liebte. Ich wehrte mich so lange gegen den

Zauber, bis er mich losließ und bis Vernunft und Freundschaft wieder die Oberhand gemannen. Ich überlegte, wie ich mit möglichst geringem Schaden die Schlinge zerreißen könnte, ohne daß Konrad Verdacht schöpfte. Denn daß ich ihm die Augen nicht öffnen durfte, war mir klar: nicht nur die Rücksicht auf ihn selbst erheischte mein Schweigen, ich hielt mich auch durch die Ritterlichkeit gebunden, die ein Mann von Ehre nur in den äußersten Fällen verletzt. Ich kam mit mir selbst überein, noch seine Zurückkunft abzuwarten, ihm zu sagen: „Hier ist dein Eigenthum, das ich behütet habe," und dann mit dem ersten besten Vormund fort auf Nimmerwiederkehr!
Gegen Morgen stieg ich über das Parkgitter und kehrte durch das immer offene Fenster in mein Schlafgemach zurück, wo ich bei grauendem Tageslicht die Spuren der durchmachten Nacht mit Schwamm und Bürste aus meiner Erscheinung zu tilgen bemüht war.
Um acht Uhr fand ich mich am Ufer ein, um Konrad in Empfang zu nehmen. Katja war nicht erschienen, und Centnerlasten sielen mir vom Herzen, als ich den schwarzen Koloß durch die reine Morgenkühle her-brausen sah. Aber Konrad war nicht unter den Passagieren, nur ein Münchner Künstler stieg aus, der seine Grüße brachte und versicherte, der Freund werde mit dem Vieruhr-Schiff kommen.
Der Tag zog sich endlos hin. Katja kam nicht zum Vorschein und der Diener sagte mir, daß sie ihren verletzten Fuß pflege. Ich trieb mich auf dem Wasser, an dem gegenüberliegenden Ufer umher, krank und verstört im Gemüth, unfähig zu jedem ernstlichen Thun oder Denken. Ich wartete nur mit glühender Sehnsucht auf Konrad wie auf meinen Retter, aber alles mar gegen mich verschmoren — der Freund blieb auch um vier Uhr aus.
Nun wurde meine Unruhe zur Seelenangst; um keinen Preis wollte ich weitere zwölf Stunden allein unter demselben Dach mit Katja verbringen. Ich schlich gegen Abend ungesehen in mein Zimmer zurück, setzte einen Brief an Konrad auf und gab darin für meine Abreise einen so unwahr-scheinlichen Vorwand an, wie ihn nur die völlige Kopflosigkeit ersinnen kann. Dann suchte ich meine Habseligkeiten zusammen und packte meinen Koffer. Diese mechanische Beschäftigung that mir wohl und brachte wieder etwas Ordnung in mein Denken. Ich sing an mir die möglichen Folgen meiner Flucht auszumalen und mich zu fragen, inwieweit Katja die Erklärung, die ich Konrad für meine eilige Abreife gab, unterstützen würde. Dabei mußte ich mir allerdings gestehen, daß von diesem unbändigen Naturell Alles zu fürchten sei. Ich wollte ein paar Zeilen an sie hinterlassen, aber die Furcht, daß sie in fremde Hände fallen könnten, hielt mich ab. Ich hätte gewünscht, daß mich ein Wirbelwind von bannen trüge und mich jeder Entschuldigung überhöbe. Am Ende zerriß ich auch meinen Brief an Konrad wieder und beschloß, ohne Erklärung davonzugehen, meinem Verschwinden den Schein der Zufälligkeit zu geben, selbst aus die Gefahr hin, daß Komad mich ver-

Unglück glaube, und erst von einem entfernten Ort ans meine Abschieds-
zeilen zu schreiben, in denen ich eine Begegnung, ein Abenteuer, irgend
ein Ereigniß, das ich mir unterdessen ausdenken konnte, vorgeschützt hätte.
Mochte er mich alsdann für unzuverlässig, lieblos, ja für halb verrückt
halten, wenn nur der Friede feines Haufes gesichert war. Diefer Plan
fchien mir. je länger ich ihn überlegte, desto besser zu sein und ich sah mich
schon zu Fuße nach der nächsten Bahnstation unterwegs. Um jeden Schein
der Vorbereitung zu vermeiden, packte ich meinen Koffer wieder aus, stecke
nur das Portefeuille mit Geld und Briefen zu mir und suchte das Zimmer
möglichst in die alte Ordnung zu bringen.

Im Eifer meiner Befchäftigung überhörte ich ganz das Oeffnen der
Thüre und fuhr erst auf, als Katjas Stimme sagte:

„Ich follte böse auf Dich sein, Oskar, Du hast mich sehr vernach-
lässigt heute."

Sie stand lächelnd auf der Schwelle in einem weißen Morgenkleid,
das knapp wie ein Handschuh ihre reizende Gestalt umschloß und in einer
langen Schleppe endigte. Ihr welliges Haar war gelöst und zurückgeworfen,
und die fchönen spangengeschmückten Arme blicken entblößt aus weit
offenen Aermeln hervor — die ganze Erscheinung mar größer und majestätischer
als sonst.

Vor Bestürzung wagte ich sie kaum anzublicken, nur das Gefühl ihrer
Nähe drang wieder wie ein starker, aus verschiedenen verwirrenden Düften
gemischter Wohlgeruch auf mich ein.

Sie ließ mir auch keine Zeit zu antworten, denn der zerrissene Brief
auf dem Tisch und der Koffer, den ich in die Mitte des Zimmers gerückt
hatte, uerriethen ihr mein Vorhaben.

Sie stieß einen stöhnenden Laut aus und rief vorwurfsvoll: „Warum
denn, ach warum?" Dann trat sie ein paar Schritte auf mich zu und
wiederholte fast drohend: „Warum?"

Ich faßte Alles zusammen, was an Befonnenheit, Kraft und Würde
in mir lebte, um die Gefahr abzulenken, die mir über dem Haupte hing,
ohne in ihrer Seele einen Stachel zu hinterlassen. Ich zeigte ihr den
Brief, den ich eine halbe Stunde zuvor geschrieben hatte, ich lud — gegen
mein besseres Bewußtsein — einen Theil der Schuld auf meine eigenen
Schultern, indem ich mich anklagte, nicht den rechten Ton gegen sie ge-
funden zu haben, ich fchwor ihr, daß meine Abreise keine Kränkung gegen
sie fei und daß nur die Furcht, mit der Zeit mehr als eine Schwester in
ihr zu sehen, mich treibe, wie ein Dieb aus dem Hause zu fliehen, in dem
ich so glückliche Stunden verbracht hätte.

Sie unterbrach mich ungeduldig und sagte voll Selbstgefühl:

„Ich weiß ja, es ist um seinetwillen — Du brauchtest mir das nich:
zu sagen."

Plötzlich ging ein teuflischer Ausdruck über ihr Gesicht, sie stellte sich vor mich und stieß mit hartem Ton heraus:
„Aber es soll ihm nichts nützen — ich werde ihn hassen — und er wird sterben, denn er liebt mich."
Ich starrte sie an, sie war ganz verwandelt. Was man ihr von Civilisation angelernt hatte, in diesem Augenblick war es von ihr abge-sallen. die echte, unverfälschte Tartarennatur brach hervor. Doch bereute sie gleich, sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt zu haben, die aufgehobenen Arme, von denen die weißen Aermel weit zurücksielen, sanken herunter, die häßliche Spannung ihres Gesichtes löste sich und sie brach in Thränen aus.
„Auch ich werde sterben," setzte sie schluchzend hinzu, um den Eindruck ihrer Worte zu mildern. —
Maria, ich darf wohl sagen, daß ich nie ein schwacher Mensch ge-wesen bin und daß ich manchen Sturm habe an mir vorübertoben sehen, ohne nur mit der Wimper zu zucken, auch deni Zauber der Verführung konnte ich widerstehen, aber nie hat eine Frau vor mir geweint, ohne daß ich mich völlig mehr- und waffenlos Mite. Schon als kleiner Junge, wenn meine Mutter sich außer Stande sah, mich zu bändigen, und am Ende in meiner Gegenwart in Thränen ausbrach, wurde ich geschmeidig wie ein Lamm. Diese Weichheit des Gemüths brachte mich auch jetzt in Gefahr, denn als das schöne verführerische Geschöpf nun weinend auf einen Stuhl sank, faßte mich die Rührung, daß ich am liebsten zu ihr geeilt märe, ihre Hände ergriffen und sie getröstet hätte. Doch ich bezwang meine Aufwallung und hielt mich fem.
„Glauben Sie mir, Katja," sagte ich, (denn das kameradschaftliche Du wagte ich ihr nicht mehr zu geben) „er ist Ihrer Liebe viel, viel würdiger als ich, nie würde ich für Sie gethan haben, was er that." —
„Was liegt daran?" rief sie niit ihrem slavischen Accent, der seit lange in meinem Ohr etwas Berauschendes gewonnen hatte. „Das Wenige, was Du thätest, märe mehr, viel mehr für mich. Du warst es, der mich vom ersten Augenblick anzog. Hättest Du Dich damals mir genähert, so märe Alles gut." —
„Und wie lange würde es dauern?" sagte ich mit einem Ton, der streng sein sollte, aber nur gebrochen aus meiner Kehle kam.
Ich fühlte sofort, daß ich einen Fehler begangen hatte, denn um stark zu bleiben, durfte ich nur mit einer Waffe kämpfen.
Sie erkannte auch gleich ihren Vortheil. „Ewig würde es dauern," sagte sie innig, trocknete die Augen und näherte sich mir. Ich wich zurück bis ans Ende des Zimmers und faßte krampfhaft den Fensterpfosten, als sei hier der Fels meiner Pflicht. Aber ich sah sie lächelnd, sicher, mit leuchtendem Gesicht, wie von einer höheren Macht getrieben auf mich zu-kommen.
„War das Deine Furcht, Du stolzer Mann?" sagte sie ganz aufgelöst

in Weichheit und ergriff eine meiner Hände, die ich ihr nicht entziehen konnte. „Du glaubtest, das könne jemals enden, was ich für Dich empfinde? Oskar, ich will für Dich leben und sterben, will Deine Sklavin fein — aber liebe mich!"

Ich mußte nicht, wie mir geschah, der Ambraduft hüllte mich auf einmal völlig ein, ihre goldenen Spangen blinkten ganz nah vor meinen Augen, ihre Arme schnürten sich fest wie Schlingen um meinen Hals und sie hielt mich mit der Kraft einer Tigerin umklammert.

Ich weiß nicht, was in diesem verfluchten Augenblick mit mir vorging; ich glaubte sie fortzustoßen, mich ihr zu entreißen und schloß sie nur fester an meine Brust. Sie stammelte und lachte durch Thronen: „So flieh doch — verlaß mich jetzt, wenn Du kannst!" — Ich wollte sie entfernen, aber statt dessen beugte ich mich herab, küßte ihr Haar und Gesicht, was sie mit der Heftigkeit einer Wahnsinnigen erwiderte, ich fühlte mich ganz und gar umwunden, erdrückt, in eine Flammenfäule eingehüllt.

Ebenso wenig kann ich sagen, auf welche Weife ich ganz plötzlich wieder zur Besinnung kam. Ich erinnere mich nur, daß es mir mit einem Mal zu Muthe war, als habe eine kalte Hand mich angerührt. Es mochte ein Luftzug fein, der durch das Zimmer fuhr, denn das angelehnte Fenster fchlug, während die Thür, die wohl schlecht eingeklinkt war, sich geöffnet hatte, und ich sah regungslos, noch von Katjas Armen umstrickt, zu, wie sie langsam wieder zuging und am Ende mit leisem Klinken ins Schloß siel.

Ein schrecklicher Gedanke hatte mir mit eisiger Schreckenshand ins Herz gegriffen und mir die Glieder gelähmt; jetzt eilten leise, fliehende Schritte über den Corridor und meine Ahnung wurde zur Gewißheit. Ich dachte nicht einmal daran, daß eines von den Dienstboten gelauscht haben könne, mein Herz sagte mir augenblicklich, daß es Konrad war. Ich schleuderte die Frau, die nichts zu hören noch zu sehen schien, von mir, wie wenn sie eine giftige Schlange wäre, und stürzte dem nach, den ich so schwer beleidigt hatte, meine ganze Seele war nur noch in ihm.

Unter der Hausthüre fand ich Nitrofan mit Konrads Reisetasche, der :nir erzählte, sein Herr sei soeben mit dem Wagen von der Bahnstation herübergekommen, nachdem er die Abfahrt des Dampfboots verfäumt habe. Wohin er so rasch verschwunden sei, wagte ich nicht zu fragen, fondem fuchte von Angst gequält im Hause nach ihm, während der Unglückliche wie ein verwundeter Hirsch in die Felder hinausgeflohen war. Aber irgend eine äußere Rücksicht mochte ihn nach kurzem Lauf ins Haus zurücktreiben. Diesmal muhte er an uns vorbeikommen, Katja eilte ihm entgegen, fragte was geschehen sei, er machte sich von ihr los, stammelte, es sei nichts, garnichts, brachte dann einige verworrene Reden vor von Instrumenten, die er holen müsse, und beschämt über die ungeschickte Lüge, auf die er nicht vorbereitet war, warf er sich zwischen uns durch und stürzte die Treppe hinauf, als fei er selbst der Schuldige.

Katja machte mir ein beruhigendes Zeichen, wie um zu sagen: „Er hat nichts bemerkt" — so wenig hatte sie dieses großmüthige Herz begriffen.
Von den Folterqualen jener Nacht kann ich nicht reden, sie stehen in meiner Seele eingegraben mit einer Narbenschrift, die nie verwittern wird. Alle Schmerzen der verwundeten Liebe und der gekränkten Ehre, ich empfand sie tausendfach für Konrad. Hätte ich ihm mit meinem Blut seine Ruhe wiedergeben können, ich würde es mit Freuden bis auf den letzten Tropfen verspritzt haben.
Die Furcht, er könnte mich für schuldiger halten, als ich in Wirklichkeit war, trieb mich endlich hinauf zu ihm. Wie soll ich dies Gegenüberstehen Aug' in Auge schildern? Er stützte sich auf das Fensterbrett und weinte, weinte so herzzerreißend, wie ich niemals einen Mann weinen sah. Er zürnte mir nicht einmal: das Uebermaß der Leidenschaft, von der er mich für seine Frau ergriffen glaubte, diente mir in seinen Äugen zur Entschuldigung.
„Wie wahnsinnig mußt Du sie lieben," rief er, „daß Du mir das —" er konnte nicht weiter, das Schluchzen riß ihm die Worte entzwei.
Ich beschwor ihn, mir zu glauben, daß nichts geschehen sei, was meine schleunige Entfernung nicht gut machen könnte. Er schenkte mir auch Glauben, aber er sagte:
„Was hilft mir das, wenn sie Dich liebt?"
Und als ich von einer vorübergehenden, mir selbst unbegreiflichen Verwirrung und Verirrung reden wollte, unterbrach er mich und rief:
„Ach nein doch, ich weih ja Alles, ich müßte Dich hassen, wenn Du'sie nicht bis zur Raserei liebtest."
Ich konnte ihn nicht aufklären; mit jedem Wort zu meiner Entlastung hätte ich einen Stein auf die Frau geworfen, die er vergötterte, und wäre in seinen und meinen eigenen Augen niedrig und feige erschienen.
„Ach, ich hätte es ja voraus missen sollen, daß sie sehen und lieben eins ist," sagte er, während ihn ein Schauer schüttelte und seine Thränen niederstürzten wie strömendes Wasser. „Keiner kann ihr widerstehen, Keiner! Ich Hab' es auch nicht gekonnt, habe das Unrecht begangen an ihrem ersten Gatten. Mir widerfährt nur, was ich selbst gethan habe. Aber daß Du das Werkzeug der Rache sein mußtest! Die Frau meiner Liebe und mein einziger Freund!"
Der milde Vorwurf traf mich tiefer, als es die heftigsten Worte vermocht hätten. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte er mich ernsthaft, was nun zwischen uns geschehen solle, sprach zuerst von Secundanten und schlug mir dann, um Aufsehen zu vermeiden, ein amerikanisches Duell vor.
Ich erklärte ihm, daß ich bereit sei, mich von ihm niederschießen zu lassen, wann und wo es ihm beliebe, daß ich mich aber niemals mit ihm

schlagen und noch weniger mich auf das grauenhafte Hazardspiel einlassen würde.

Er drückte mir die Hände und warf sich stumm an meine Brust.

Dann bat er mich, ihn etwas allein zu lassen, damit er seine Gedanken sammeln könne.

Als ich schon an der Thür war, rief er mich noch einmal zurück und sagte gepreßt mit abgewandtem Gesicht und mit augenscheinlicher Ueberwindung: „Gehe zu ihr, ich bitte Dich. Beruhige sie."

Unten wartete ein neuer Sturm auf mich. Katja, die an der Thür gehorcht haben mochte, rannte wie eine Besessene durch alle Zimmer und stürzte eben ins Freie hinaus, um den Vorübergehenden zuzurufen: „Sie werden sich schlagen! Sie werden beide todt sein."

Zum Glück wurde ihr fremder Accent nicht recht verstanden. Ich mußte sie mit Gewalt vor den staunenden Dienstboten in das Haus und in ihre Zimmer zurückführen. Dort wollte ich ihr Fassung und Vernunft anbefehlen, aber sie wälzte sich schluchzend auf dem Divan, raufte sich die Haare und rief unaufhörlich:

„Laß mich, ich will verzweifeln."

Nun schien sie mir häßlich und entblößt von allen Reizen, daß ich meine vorige Trunkenheit nicht mehr begreifen konnte. Wie wenn ein Glühwurm sein Licht verdunkelt, mußte ich denken, und nichts mehr übrig ist, als eine farblose, formlose Raupe.

Ich entfernte mich rafch und ließ sie die fessellose Aufregung, die solchen Naturen ein Genuß ist, allein auskosten.

Als ich wieder zu Konrad kam, fand ich ihn zwar äußerlich ruhiger, aber das Zittern semer Kiefer und der krampfhafte Nuck, der zuweilen seine Gesichtsmuskeln auseinanderschob, verriethen, daß der Schmerz noch immer mit derselben Heftigkeit in ihm tobte.

Ich' führte ihn am Arm in den Garten hinab, damit der Anblick der Natur und die abendliche Kühle heilsam auf ihn einwirkten. Die Dienstboten, die Katjas Geschrei erschreckt hatte, beruhigten sich, als sie uns so zusammen sahen, und ließen uns allein.

Lange gingen wir miteinander im Garten auf und ab, beide mit entblößtem Kopf, keiner sprach ein Wort.

Konrad ließ sich endlich auf eine Gartenbank nieder.

„Wahrhaftig," sagte er mit trübem Lächeln, „unrecht Gut gedeiht nicht. Ich entriß sie dem Grafen, Du nimmst sie mir — es ist nur das Recht der Wiedervergeltung."

„Großer Gott," fuhr er fort, „wenn mir nur die Kraft bleibt, sie freizugeben! Wenn mir nur die fürchterliche, die würdelose Leidenschaft nicht jeden Nest von Männlichkeit nimmt! Ein Herz festhalten wollen, dgs einem nicht mehr gehört, Tag für Tag um einen Tropfen Liebe betteln,

die sich einem entzieht! Diese Schmach, o Gott, lieber gleich eine barmherzige Kugel!"

Ich zitterte, daß er mir vorschlagen könnte, Katja zu Heirathen und mich dadurch zwingen, ihm die ganze Wahrheit zu sagen. Aber offenbar konnte er sich den Gedanken an eine völlige Trennung von ihr noch nicht dauernd vergegenwärtigen, denn er ließ den Gegenstand wieder fallen und sagte hoffnungslos vor sich hin: „Was soll geschehen?"

Ich schlug ihm eine lange Reise mit Katja vor und schwur ihm, daß ich gewiß sei, die neuen Eindrücke würden in den ersten drei Wochen die Erinnerung des Vorgefallenen in ihr verlöschen.

Er schüttelte leise den Kopf und sah mich mit dankbarem, aber traurigem Lächeln an, als wollte er sagen: „Ich verstehe Dich wohl, Du willst mich trösten."

Ich sah keine Möglichkeit, ihn aus seinem Wahn zu reißen.

Der grauende Tag fand uns noch im Garten. Aber Konrads Aufregung legte sich allmählich; die Hoffnung, diese erste und letzte Freundin, die einzige, die uns nie verläßt, und die, tausendmal verscheucht, immer aufs Neue zurückkehrt, nahm ihn wieder in ihre Arme, und der Wunsch, aus seinem Schiffbruch die Trümmer zu retten, gewann die Oberhand.

„Glaubst Du wirklich, daß sie vergessen könnte und Alles werden wie zuvor?" fragte er schüchtern, indem er nach ihren Fenstern spähte, hinter denen es schon lange still war.

Ich betheuerte es ihm.

„Mein Anblick könnte ihr peinlich sein in den nächsten Tagen," sagte er zartfühlend. „Ich möchte ihr ja so gern jeden Schmerz ersparen. Wäre es nicht das Beste, mir reisten gleich in der Frühe zusammen ab?"

Ich stimmte lebhaft zu, und war froh, ihn, jede Möglichkeit eines Aussprechens mit seiner Frau abzuschneiden, denn es stand von ihr zu erwarten, daß sie ihm durch die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit das Herz zerfleischt hätte. In ein paar Tagen aber, wenn ich außer Sicht mar, konnte die Wage lange wieder zu seinen Gunsten umgeschlagen sein.

Ein Brieflein wurde geschrieben, das Nitrofan erst nach unserer Abreise übergeben sollte, dann gingen wir gemeinsam fort, ohne Gepäck, um kein Aufsehen zu erregen. Aber der alte Mann kam mir noch mit verstörter Miene nachgelaufen und ließ sich von mir versprechen, daß ich seinen Herrn keinen Augenblick verlassen wolle, ehe er wieder völlig ruhig geworden sei.

„Solange Sie um ihn sind," sagte er, mich treuherzig anblickend, „ist er beschützt und behütet wie bei seiner Mutter."

Wie tief das Vertrauen des alten Mannes mich beschämte, brauche ich nicht zu sagen.

Es mar noch eine volle Stunde bis zur Abfahrt des Schiffes und mir gingen unterdeß am Ufer auf und ab. Ich sah in der vollen

Tagesbeleuchtung, daß Konrads Gesicht fahl und eingesunken und seine Stirn gefurcht war von den Schmerzen dieser Nacht. Aber keine Spur von Groll herbergte in seiner Seele, nicht gegen sie, noch gegen mich, er schien Alles für das Werk des Fatums zu nehmen.
Eine Uebermschung sollte mir noch zu Theil werden, ehe ich den unglückseligen Ort verließ. Als ich einmal im Gehen flüchtig nach der Terrasse emporsah, lehnte Katja im weißen Morgenkleid an der Rampe mit gelöstem Haar, frisch und lächelnd wie der junge Tag, nickte und winkte mit Hand und Taschentuch, als wäre nichts geschehen. Und doch mußte sie, die von unserem Einverständniß nichts wußte, aus den gestrigen Reden und unserem heimlichen Weggehen einen ernsten Schluß ziehen. Dieser Gleichmut!) setzte selbst mich in Erstaunen. Konrad entfärbte sich, wankte in den Knieen, aber er hing unverwandt mit sehnsüchtigem Blick an ihrer Erscheinung und starrte noch hinauf, als sie schon lange verschwunden war. Klavierspiel und Gesang tönten gleich darauf zu uns herunter.
Was ich je für diese Frau empfunden hatte, verwandelte sich jetzt in bitteren, ingrimmigen, ja — ich muß es nachträglich gestehen — in un< gerechten Haß. Ich dachte und fühlte nur noch in Konrads gequälte Seele hinein, aus der dieses Geschöpf mit unverständiger Kinderhand blutige Fetzen riß. Sonst hätte ich mir sagen müssen, daß sie nur die eine Schuld beging, ihrer Natur zu leben, und daß 'ihre Ehe mit Konrad, alles Glück und Unglück, das er darin gefunden hatte, die Folge eines ungeheuren Mißverständnisses war. Im Grunde hatte sie ihn nie betroaen; konnte sie dafür, wenn er in der tragischen Verblendung seines Liebes-Wahnsinns ihr eine Seele unterschob, die sie nicht besaß, und für Stärke des Gefühls hielt, was nur wechselnde, unersättliche Laune war?
So lernte ich später über sie urtheilen; an jenem Morgen aber, als ich ihr weißes Tüchlein von unserer alten Veranda flattern sah, erblickte ich in ihr nur die Verderben«, die lächelnde Sirene, und ich hätte mögen selbst der beleidigte Gatte sein, um sie in meinen Händen zu zerbrechen.
Bei der Ueberfahrt waren wir die einzigen Passagiere, deßhalb hielt sich der Kapitän verpflichtet uns Gesellschaft zu leisten, und der auferlegte Zwang befreite ein wenig unsere Gemüther, indem er uns abzog.
Ich bemerkte, daß Konrad mich oft lange von der Seite betrachtete, und als der wackere Schiffsmann einmal in die Kohlenräume hinabgestiegen war, sagte er resignirt:
„Wenn ich Dich vor mir sehe, so stark und männlich mit den festen, undurchdringlichen Zügen, so muß ich mir gestehen, daß auch ich als Frau Dir den Vorzug geben würde. Warum kann ich nicht sein wie Du! Sie würde mich fürchten, und Furcht ist schon die halbe Liebe!"
So veredelte sich auch die Eifersucht, als sie mit seiner Seele in Berührung kam. Wohl nie hat ein beleidigter Gatte so zu dem gesprochen.

den er für seinen Rivalen halten mußte. Ich ging nach dem Hinteren Schiffsende hinunter und lehnte mich über den Rand, um meine nassen Augen nicht sehen zu lassen. Aber bald kam er nach, drückte mir theilnehmend die Hand und sagte:
„Wir leiden alle drei das Gleiche."
Und nicht sagen dürfen: „Ich leide nur um Dich!"
Dennoch hoffte ich im Stillen, die unumstößliche Thatsache, daß er sie auf meinem Zimmer gefunden hatte und daß mein gepackter Koffer im Wege stand, müßte sich allmählich seinem Geiste aufdrängen und ihm die Augen öffnen. Ach, ich hatte nicht mit der völligen Blindheit seiner Liebe gerechnet und ich sollte es erfahren, daß auch die frömmste Täuschung zum verderblichen Frevel werden kann.
In München war es meine erste Sorge, alle Anstalten, die ich zu meiner Uebersiedelung getroffen hatte, rückgängig zu machen. Wohl sollte ich nun auf des Freundes wertthütige Mithülfe bei der Anordnung meiner Arbeit verzichten, mancher Punkt, den ich noch mit ihm durchzusprechen gehofft hatte, mußte unerledigt bleiben, aber oas fah ich als meine gerechte Strafe an. Bitterer mar es mir, ihn freundlos und allein zu wissen, da doch seiner Ruhe zu jeder Stunde neue Gefahren drohen konnten. Als ich den Freund auf dem Bahnhof zum letzten Mal an die Brust drückte, sagte ich mir mit Stolz, daß es auch dieser gefährlichen Frau nicht gelingen würde, mir sein Herz zu entreißen, und selbst wenn ihre plötzliche Neigung für mich in Haß umschlagen sollte, blieb ich doch seiner gewiß.
Ich nahm meinen Weg über Landshut, wo mich Geschäfte über eine Woche festhielten. Dort traf mich ein Brief von Konrad, in dem er mir die Beforgung meines Gepäcks meldete und nebenbei mittheilte, sein häusliches Leben beginne allmählich in die alten Geleise zurückzukehren. Die letzten Ereignisse berührte er mit keiner Silbe, aber aus der ganz besonderen Wärme seines Tones schloß ich, daß er mich noch immer für unglücklich hielt. — Im Uebrigen galt das Schreiben einer wissenschaftlichen Frage, die fchon zu häusigen Erörterungen zwischen uns geführt halte. Konrad glaubte nämlich bei unseren gemeinsamen Studien am physiologischen Institut die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Wirkung des Schlangengifts auf den Organismus lahm gelegt werden könne durch Inoculation mit demselben Giftstoff, aber unter verschiedenen Bedingungen; und mit dem ganzen Fanatismus des Entdeckers hatte er mich für diese Ansicht zu gewinnen gesucht. Ich war von Anfang an ungläubig, nmßte aber mit meinen Bedenken zurückhalten, um ihn nicht durch Widerspruch noch mehr zu reizen, und hoffte nur, er werde sich durch den Mißerfolg von der Unhaltbarkeit seiner Theorie überzeugen lassen. Dutzende von Versuchsthieren wurden anj die Experimente gewendet; durch die comvlicirtesten Uebertragungen suchten wir den richtigen Impfstoff zu gewinnen, da der Versuch auf einfache Weise nicht gelang. Doch umsonst, sämmt-

liche Thiere gingen uns unter Vergiftungserscheinungen zu Grund. Ich kannte Konrads Hartnäckigkeit, wenn er sich einen Gegenstand in den Kopf gesetzt hatte, erwartete also nicht, daß er so bald von seinen Versuchen abstehen würde, aber gleichwohl war ich aus verschiedenen Gründen höchlich überrascht, als er mir jetzt in seinem Brief mittheilte, daß die Lösung der Frage bereits gefunden sei. Ich werde bald Weiteres darüber hören, schrieb er, und bat vorerst um die Adresse einer wissenschaftlichen Zeitschrift, deren Redacteur mir befreundet war. Ich entsprach augenblicklich seinen: Wunsch, rieth ihm aber dringend Vorsicht bei der Veröffentlichung an, denn ich war keineswegs von der Unfehlbarkeit seiner Beobachtungen überzeugt und sah von allen Seiten Widerspruch voraus.

Sobald sich meine Angelegenheiten in befriedigender Weise geordnet hatten, setzte ich mich in den Wiener Schnellzug; denn nachdem meine Niederlassung in München vereitelt war, blieb mir kein triftiger Grund mehr, dem Zusammenleben mit meiner Mutter auszuweichen.

Jahre sind verflossen, aber noch sehe ich das Coupö mit den abgenützten rothen Sammetpolstern, in das ich stieg, und den wohlgepflegten ältlichen Herrn mit dem weißen Backenbart und den klugen grauen Augen, der mich nach kurzem Gegenübersitzen in eine Unterhaltung verflocht. Er fuhr von München nach Passau und fchien ein Diplomat oder hoher Beamter zu sein; die Knopflöcher seines zugeknöpften Ueberrocks blickten so vornehm und discret, als hätten sie ein Geheimniß zu verschweigen.

Er brachte nach längerem Gespräch aus mir heraus, daß ich vor Kurzem ein gut Stück Welt gesehen hatte, und stellte verschiedene Fragen bezüglich colonialer Verhältnisse an mich, die ich zu seiner Befriedigung beantworten konnte. Wir tauschten sogar die Visitenkarten aus, was mir sonst auf Reisen nicht so leicht begegnet. Endlich zog er die „Allgemeine Zeitung" aus der Tasche seines Ueberrocks hervor, setzte eine goldene Brille auf und begann zu blättern. Doch mochte er bemerken, daß ich ihm etwas mißgünstig zusah, denn ich hatte einer kleinen Verspätung wegen bei der Abfahrt versäumt, mich mit Gedrucktem zu versehen. Nach kurzem Hinlind Herwenden reichte er mir höflich das Blatt, das er schon gelesen zu haben schien. Ich überflog es rasch, ein Zug des Herzens lenkte meine Augen sogleich auf die Münchner Nachrichten, da sprang mir Konrads Name entgegen, als ob die Lettern aus dem Papier herausstrebten, nur einen Augenblick, dann war es, als stünde die Erde mit einem wirbelnden Nuck still — ich halte die Nachricht von seinem Tode gelesen.

Wie ich aus dem Wiener Zug heraus und wieder auf die Route nach München kam, weiß ich noch heute nicht; ich habe aber eine dunkle Vorstellung, als sei mir der alte Herr an der nächsten größeren Station behülflich gewesen, in den rechten Zug zu gelangen. An alles Weitere erinnere ich mich nur dunkel wie an einen Traum; ich kam erst wieder zu mir, als ich an der Schwelle von Konrads Wohnung stand und die

Klingel zog. Ich hatte unterwegs freilich Zeit gehabt, das verhüngnißvolle Blatt wieder und wieder zu lesen, aber aus der grauenvoll lakonischen Anzeige die eine Herzlähmung als Todesursache nannte war weiter nichts zu unternehmen. Und noch immer hoffte ich; was? hätte ich selbst nicht sagen können, vielleicht eine Verwechselung, ein Mißverständnis;, wie uns vor Kurzem ein Studiengenosse irrthümlicherweise todt gesagt worden war. Ich erwartete fast, den Freund selber auf der Schwelle erscheinen zu sehen, frisch und kraftstrotzend, wie er mich vor wenig Tagen eben diese Treppe hinabgeleitet hatte. Aber als die Thüre langsam und mühselig aufgezogen wurde, stand der alte Nitrofan vor mir mit aschfahlem Gesicht und eingesunkenen glanzlosen Augen, deren Ergebung fast etwas Stumpfsinniges hatte.

„Sie kommen zu spät," sagte er leise, „schon gestern um drei Uhr hat man ihn fortgetragen."

Sein zahnloser Kiefer zitterte fo heftig, daß er lange nicht auf meine Fragen antworten konnte. Ich mußte Geduld haben, ihn zu eiuem Stuhl im Vorzimmer bringen und sich ausweinen lassen, bis ich endlich erfuhr, daß fein Herr, nachdem er am Abend in Gesellschaft gewesen und noch einen Theil der Nacht hindurchgearbeitet hatte, am gestrigen Morgen entseelt im Bette gefunden worden sei. Kein Zeichen von Kampf und Schmerz in Gesicht und Stellung des Todten; der herbeigerufene Arzt fchloß auf eine Herzlähmung. Erst in, Laufe des Tages sprachen Freunde und College«, die ihn noch den Abend zuvor an ihrem Stammtisch in einem Weinlocal gesehen hatten, die Ueberzeugung aus, daß der Verstorbene im Uebereifer feiner Entdeckung die Probe mit dem Impfstoff, die er für völlig gefahrlos erklärte, an sich selbst gemacht habe und einer wissenschaftlichen Hypothese zun, Opfer gefallen fei. Nitrofan, der mir dies nach seiner Art erzählte, fügte langsam und bedeutungsvoll hinzu:

„Kann sein, daß das Schutzmittel nicht gewirkt hat." — Eine Welt voll Zweifel und schrecklicher Ahnungen lag in diesem „Kann sein."

Ich konnte ihn nur durch einen Blick des unaussprechlichsten Entsetzens befragen.

„Könnte auch sein, daß es nicht wirken sollte." fuhr er fort, indem er unwillkürlich feine Stimme dämpfte und diese Worte mit einem Blick begleitete, der mir über ihren Sinn keinen Zweifel mehr ließ. — „Aber wir brauchen nicht leise zu sprechen," setzte er hinzu, „es ist Niemand in der Nähe. Die gnädige Frau ist zwar schon seit gestern benachrichtigt, aber sie läßt sich Zeit" — und ein Blitz des Hasses brach aus den müden, erloschenen Augen.

Es war eine unglückliche Stunde, in der Konrad an den See zurückkehrte, um der Frau, die ihm so großen Schmerz bereitet hatte, seine Verzeihung und seine unwandelbare Liebe zu bringen. Sie hatte eben ihre Migräne, war in einer diabolischen Laune, schlug sogar nach dem

Kammermädchen, das ihr die Nachricht von der Rückkehr ihres Gatten brachte, und wollte ihn um keinen Preis vorlassen. Erst am Abend erhielt er Zutritt, und nach einer Stunde, während welcher man Katja heftige Worte ausstoßen hörte, kam er ganz entstellt und bleich aus ihrem Zimmer und schloß sich in den oberen Räumen ein, wo ihn der alte Nitrofan die ganze Rächt hin» und hergehen und laut stöhnen hörte. Mehrere endlos lange Tage vergingen, ohne daß man die Gatten gemeinsam zu Gesicht bekam, nur hieß es, die Bgronin wolle reisen, aber wohin, wußte nicht einmal Varenka. Endlich, nachdem Konrad seiner Frau einen dicken Vrief geschickt, der, wie es scheint, ohne Antwort blieb, hatte der Unglückliche noch eine letzte lange Unterredung mit ihr. Was zwischen den Beiden verhandelt wurde, erfuhr Niemand, sicher ist nur, daß Konrad noch desselben Tages ganz zerstört und gebrochen mit dem Abenddampfboot nach Starnberg zurückfuhr. Nitrofan, der seinen Gebieter an das Schiff begleitete, erhielt die strenge Weisung, zu Diensten der Dame auf dem Landhaus zu bleiben, aber den alten Mann litt es nicht langer am Ort mit der Todesangst im Herzen.

Wie ein Hund, dessen Herrn das Schiff allein davongetragen hat und der winselnd am Ufer hinrennt, machte er sich mit feinen alten Knochen zu Fuß nach München auf. Unterwegs ließ ihn ein Bauer aufsitzen, der mit Holz zur Stadt fuhr, und als er am andern Morgen vor Konrad erschien, wußte er selbst nicht mehr, ob er recht oder unrecht gethan, mit so verschlossenem Gesicht empfing ihn diefer. Er erlaubte ihm zwar, um feine Perfon zu bleiben, schien jedoch seine Nähe gar nicht zu bemerken und nur nach innen zu blicken, als sei nichts Aeußeres mehr vorhanden. Als Nitrofan am Ende das fchweigende Herumgehen nicht mehr ertragen konnte und seinen vergötterten Gebieter um Verzeihung bat, daß er sich zum ersten Mal seinem Befehl widersetzt habe, gab ihm dieser freundlich die Hand und sagte:

„Bedenke künftig, daß Du mir nur Freude machst, wenn Du Deiner Herrin gehorchst."

Er hielt sich, wenn er daheim war, immer in dem kleinen Zimmerchen auf, das er zum Laboratorium eingerichtet hatte, ohne die anderen Räume zu betreten, und fchlief auch dort auf dem Caiiar^; aber die meiste Zeit brachte er auswärts, wie es scheint im physiologischen Institute, zu, das ihm ganz zur Verfügung stand. Dort machte er die letzten Versuche, von denen er mir berichtet hatte, und der glückliche Erfolg schien ihn in solche Aufregung zu versetzen, daß er selbst dem alten Diener ganz gegen seine Gewohnheit ausführlich von seinen Experimenten erzählte.

Am Abend vor seinem Tod war er ruhig und heiter; er ließ den alten Mann, der gern gesprächig ward, von Kurland und von seinen Kinderjahren erzähle», schrieb dann eine Postkarte an seine Frau, die Nitrofan wie Tags zuvor den Brief an mich zum Schalter tragen mußte, und verließ

erst, als es schon dunkel war, das Haus, indem er den Hausschlüssel zu sich steckte und den alten Mann zu Bett gehen hieß.

Nitrofan, der sonst Nacht sür Nacht die oft späte Heimkehr seines Herrn abgewartet hatte, legte sich diesen Abend völlig arglos zur Ruhe und schlief wie ein Murmelthier. Und am andern Morgen die gräßliche Ueberraschung! Durch die Nachbarn erfuhr er erst im Laufe des Tags, daß das Arbeitszimmer feines Herrn fast die ganze Nacht hindurch erleuchtet gewesen mar. „Ach Herr Oskar, ich habe es immer geahnt" schloß der alte Mann seine Erzählung. „Schon als er auf dem Standesamt seinen Namen unterzeichnete, mußte ich denken: er unterschreibt sein Todesurtheil."

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, niit welchen Gefühlen ich diesen langen Bericht des Alten anhörte: ich hatte kaum den Muth zu fragen, ob man etwas Schriftliches gefunden habe.

„Nichts als ein paar verkohlte Blätter im Ofen, die ebenso gut noch vom Frühjahr her dort liegen können," war die Antwort.

Ich wünschte sie gleichwohl zu sehen, aber sie waren schwarz und zerfielen bei meiner Berührung zu Asche.

Also mar er in der Stille der Nacht ohne ein Wort des Abschieds von uns gegangen und nahm das Geheinmiß seines Entschlusses mit ins Grab, um der Frau, die ihn verrieth, und mir, dem unseligen Urheber seiner Leiden, die Reue zu ersparen! Oder war sein Gehen doch kein freiwilliges? Hatte er in seinem Leid bei der Wissenschaft Trost gesucht und diese andere trügliche Sirene hatte ihn zu Grunde gerichtet? Ich sah voraus, daß auch die Leichenöffnung aus diese angstvolle Frage keine Antwort geben werde; denn wenn es Konrads ernstliche Absicht war, den Schauplatz seiner bitteren Enttäuschungen ohne Aussehen zu verlassen, so kannte er auch die Mittel, um über sein Ende einen unlöslichen Schleier zu breiten.

Ich brach nach dem traurigen Orte auf, wo ich dem Freunde den letzten Besuch abstatten sollte. Seit diesem Wiedersehen in der stillen Halle hinter den hohen Glasscheiben wird kein Anblick auf Erden mich mehr erschüttern können, und es ist mir, als fei meine Seele damals in die Wasser des Stvr getaucht und unverwundbar gemacht worden. Ich erkannte ihn schon von weitem unter all seinen Schlafkameraden. Er lag unentstellt in rührender Schönheit da und glich mehr einem Gebilde der Kunst als einem entseelten menschlichen Leibe. Das weiche Kinn, von dein er vor Kurzem erst den stattlichen Bartmuchs abgenommen hatte, gab seinem Gesicht wieder das jugendlich Mädchenhafte, das ihm früher eigen war, und erinnerte mich an die Zeiten unserer ersten Jugendschwärmerei, wo ihn die Freunde meine schönere Hälfte nannten. Ja, meine schönere und meine bessere Hälfte mar er gewesen, und mit ihm verlor ich, was meinem Leben den echten und ewigen Inhalt gab! Wie sonst ein Mann der geliebten Frau den besten Schatz seines Innern zu Füßen legt, so war ich von nieinen Wanderfahrten jedesmal in Konrads Arme zurückgeeilt, mit der ganzen Ausbeute

neuer Eindrücke und Erfahrungen, die erst, wenn sie von ihm aufgenommen und zurückgegeben waren, für mich ihren bleibenden Stempel bekamen. Das alles war nun zu Ende, und durch messen Schuld?

Ich trat bei ihm ein und stand lange, lange über ihn gebeugt. Die stillen Züge gaben keine Antwort auf meine Frage und schienen sich nur zu freuen wie über einen Kampf, der beendet ist. Der Tod hatte die Linien der Jahre und die Spur der letzten Kämpfe aus seinem Gesicht verwischt und die fleckenlose Weiße des reinsten Marmors darüber gebreitet, die keinen Gedanken an Zerstörung aufkommen ließ. Diese herrlichen Züge festzuhalten, ehe das Messer der Gerichtsärzte sie berührte, war meine erste Sorge, und ich hatte schon nach einem mir bekannten jungen Bildhauer geschickt, um die Maske abzunehmen. Als ich daher von außen ein Geräusch vernahm, meinte ich, es sei der Erwartete, und erschrak nicht wenig, als ich Katjas ängstlich neugieriges Gesicht durch die Scheiben blicken sah. Nachdem sie mich erkannt hatte, trat sie entschlossen in die Halle.

Sie sah aus, als hätte sie geweint, auch war ihr Aeußeres etwas unordentlich; aber zu dem Todten beugte sie sich hinab mit der fühllosen Neugier eines Kindes und sagte:

„Das ist er also — nein, es ist gar nicht schauerlich —" und zu mir gewandt setzte sie wie zur Erklärung hinzu; „ich habe noch nie einen Todten gesehen."

Ich bat sie mit aller Fassung, die ich aufbieten konnte, sie möchte diesen traurigen Ort nun wieder verlassen, der so wenig für ihre Gegenwart geeignet sei; aber sie schüttelte eigensinnig den Kopf und sagte:

„Wenn sein Geist noch nah ist, so wird er sich freuen, daß ich bei ihm bin. Er hat mich lieb gehabt, fehr lieb —"

In den letzten Worten lag etwas wie ein Vorwurf, und sie küßte die Hand des Todten unter Thränen, die, wie ich glaube, aufrichtig waren.

Ich mußte ihr Recht geben; seine Liebe zu ihr war so schrankenlos und übermächtig, daß, hätte noch ein leiser Lebensfunke in diesen erkalteten Organen geglommen, er ihre Nähe als ein Glück empfunden hätte.

Die Ankunft des Bildhauers erlöste mich aus der qualvollen Lage. Katja gab weniger meinen Vorstellungen als dem Bitten und Drängen der Kammerfrau nach, die sie auf dem traurigen Weg begleitet hatte und nun bei den Anstalten zum Einrühren des Gypses — Gott mag wissen warum — in ein fürchterliches Geschrei ausbrach.

Von ihr ließ sich die junge Frau nach dem Ausgang zerren; dort aber blieb sie noch einmal stehen und warf dem Todten wehmüthig lächelnd eine Kußhand zu.

„Ein todter Adonis!" sagte der junge Bildhauer, indem er mit leisen Schritten um die Leiche herumging und sie von allen Seiten betrachtete. „Sie haben Recht, so edle Züge sollen nicht in das Nichts zurück."

Als wir fertig waren, erschienen die Aerzte, und das Ergebniß ihrer

Untersuchung war so, wie ich vermuthet hatte: alle Organe vollkommen gesund, und der Gedanke an ein Herzleiden oder etwas Aehnliches gänzlich ausgeschlossen. Ebenso wenig ließ sich im Körper eine Spur von Gift nachweisen. Nur am linken Arm fand man eine kaum bemerkbare Schwellung, die — vielleicht — von dem Stich einer Hohlnadel herrühren konnte. Aber diese Annahme erhob sich nicht über eine bloße Möglichkeit.

Ich wollte den bittern Trank bis zur Hefe leeren und wohnte auch der Bestattung bei, die den andern Tag unter großem Zudrang und allseitigen Beweisen der wärmsten Theilnahme stattfand. Ich hörte um mich her Ausrufe des Bedauerns für die arme junge Wittwe und fürchtete sogar einen Augenblick, daß sie eine leidenschaftliche Scene am Grabe aufführen könnte. Aber ich that ihr Unrecht: Heuchelei lag ihr fo fern wie irgend eine falsche oder wahre Scham, und sie betrug sich gefaßt und würdig. Sie war die erste, die eine Erdscholle hinunterwarf; wir andern folgten und deckten den Sarg zu, in dem der beste Theil meines Selbst lag, jetzt nur noch ein Haufe Verwesung — vielleicht durch mein Verschulden! Mir war es, als hätte ich mein eigenes Herz ihm nachgeworfen, fo stumm und kalt wurde Alles in mir, und ich hätte gern die wahnsinnigen Schmerzen vom vergangenen Tag zurückbeschmoren, um nur die dumpfe Starrheit zu lösen, die wie der Tod selber auf mir lag.

Nun blieb mir noch die letzte Pflicht: ich sollte im Auftrag der Wittwe die schriftliche Hinterlassenschaft ordnen. Ich wurde in das Studirzimmer geführt, wo feit dem Todestag nichts verändert mar; auf dem Ruhebett waren noch die Umrisse seiner Gestalt eingedrückt, wie man ihn dort gefunden hatte.

Ich ordnete und packte Alles und steckte die fertigen Arbeiten zu mir, in der Absicht, später ihre Herausgabe zu besorgen, was auch seitdem geschehen ist. In selbstquälerischer Gier suchte ich aufs Neue nach irgend einer Enthüllung, einer Zeile von seiner Hand — ich fand nichts. Seine Instrumente lagen alle blank im Kasten, die präparirten Gifte standen wohlverwahrt an ihrem 'gewohnten Platz, nichts, das auf eine Spur führen konnte.

Und doch war er nicht ohne Ankündigung seines Vorhabens aus der Welt gegangen; denn wenn ich es recht überlegte, so war schon in seinem letzten Schreiben an mich dieser Entschluß ausgesprochen, ich hatte ihn nur nicht zu entziffern gewußt. Jetzt, als ich den Brief wieder durchlas, gewann Wort für Wort eine andere Bedeutung, und zwischen den Zeilen ergänzte ich leicht, was er verschwieg. Wo er von seiner Frau mit der alten Innigkeit sprach, schien er zu sagen: „Ich scheide ohne Groll," und der heiße Wunsch für mein Wohlergehen, was sagte er anders als „Ich schaffe Dir Platz, um glücklich zu sein?"

Und er wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn ich recht zu lesen gewußt hätte

Unerwartet stand Katja vor mir. Sie war unhörbar wie eine Katze auf den Teppichen hereingeschlichen; nur an einer Veränderung der Luft merkte ich ihre Nähe. Die Veiderberin war in ihrer Trauer so lieblich wie je. Man sah zwar wohl, daß sie geweint hatte: aber es waren keine Thränen, die ein Auge entstellen, wie ich sie damals weinte. Thronen, die den Schmelz der Jugend wegwischen.
Sie legte den Finger auf den Mund, näherte sich und sagte leise: „Weißt Du, ich glaube, daß er es selbst gethan hat."
Als sie sah, daß sie mir mit dieser Mittheilung nichts Neues sagte, fuhr sie fort:
„Ach, er nahm immer die Dinge so schwer. Soll man sich denn nicht wie zwWen zwei guten Freunden sagen können: ,Ich habe Dich einmal lieb gehabt, nun ist es vorbei, gieb Dich drein?^ Muß man darum gleich sterben?"
Sie weinte ein wenig; aber da ich sie nicht tröstete, hörte sie von selber auf.
„Könnte ich es ungeschehen machen," sagte sie, „o wie gern! Aber was hilft das jetzt?" Und wie sich selbst zur Tröstung fuhr sie fort: „Er hat gelebt und ist eine Zeitlang glücklich gewesen, unendlich glücklich — durch mich. Jetzt ist er todt und hat Ruhe. Ich, ich war niemals glücklich "- Hab' ich denn nicht auch ein Recht auf Olück?"
Ich schwieg zu Allem, was sie sagte, und beeilte mich nur, um fertig zu werden.
Sie fah es und näherte sich schüchtern wie ein Kind, das hofft, man werde ihm nicht ewig zürnen.
„Willst Du schon weggehen?" sagte sie. „Du wirst mich doch nicht allein hier lassen? Ich habe ja keine Seele — selbst Nitrofan haßt mich. Ach, und allein kann ich nicht bleiben! Nimm mich mit Dir, Oskar, ich fürchte mich hier!"
Es war keine Gefahr, daß ihre Blicke, der Druck ihrer Hand und ihr zärtliches Anschmiegen mir noch einmal den Kopf verrückt hätten. Und als meine Strafe auf mich zu nehmen, was er mir als Glück zugedacht hatte, mich für den Rest meines Lebens an Katja zu binden, das ging über nieine Kräfte. Aber ich sah in ihr Konrads Vermächtniß, das ich ehren wollte, und bot ihr meinen Schutz und Rath sowie jeden Dienst an, den sie fordern könne, unter der einen Bedingung, daß ich sie nie wiedersehen müsse.
Als sie meine kalte, vom Entsetzen versteinerte Miene sah, warf sie sich weinend auf das Ruhebett und rief:
„Q Konrad! Konrad! — Du hast mich geliebt und Dich konnte ich opfern!"
Dann überkam sie eine plötzliche Wuth. Sie richtete sich auf und sah mir mit starren Augen bis zur Thüre nach.

„Geh, Heuchler! Der mich die ganze Last allein tragen lassen will! Dein eigenes Gewissen muß es Dir sagen, daß Du doch mitschuldig bist!" rief sie mir nach, als ich mich schon entfernte, und ihre Worte konnten die Last nicht mehr vergrößern, die auf mir lag; sie sprach ja nur aus, was ich selbst empfand.

Wir sind einander nie wieder begegnet; aber ihr eigener Tod, der einige Jahre später erfolgte, hat den Groll gegen sie aus meiner Seele vermischt. Ich lernte sogar mit der Zeit milder von ihr denken als von mir selbst, so geringfügig mein Verschulden auch neben dem ihrigen erscheinen mag, denn was sollen sittliche Forderungen einer Halbwilden gegenüber? Auch starb sie würdiger als sie gelebt hatte; sie erlag einer Epidemie in Moskau, wo sie in einem Hülfscomitö große Hingebung bewies.

Anders verhält es sich mit mir. Ich kann nicht Unzulänglichkeit des Charakters und mangelhafte Erziehung als Entschuldigung in Anspruch nehmen. Ich hätte fliehen müssen, als es noch Zeit war. Freilich kann mein eigenes Gewissen mich nur auf fahrlässige Tödtung verklagen, aber bin ich darum minder fchuldig? Die Alten, die in diesen Dingen feinfühlig waren, pflegten solche Frevel ebenso streng zu sühnen wie absichtlichen Mord. Und in der That, ist es nicht schlimmer, wenn ich aus Versehen statt eines Hirsches mit dem Iagdspieß den eigenen Bruder tödte oder unvorsichtig den Ziegel vom Dach stoße, der meinen besten Freund niederstreckt, als wenn ich einen Todfeind erschlage, der mir nach dem Leben trachtet?

Erzählen will ich noch, daß nach Konrads Tode mehrere seiner College« die Probe mit der Wirkung und Gegenwirkung des Schlangengifts wiederholten. Von zehn geimpften Thieren wurden nur zwei gerettet, und bei diesen blieb es zweifelhaft, ob nicht der Giftstoff durch die Zeit oder durch häusige Übertragung von feiner Wirksamkeit eingebüßt hatte. Die Theorie, die anfangs einiges Aufsehen erregte, gerieth später ganz in Vergessenheit.

Meine Geschichte ist zu Ende. Von Allem, was mich einst .glücklich gemacht hat, ist heute nichts mehr übrig als in einem Ebenholzkästchen, das mich nie verläßt, der Abdruck eines todten Angesichts.

Wie es in meiner Seele so finster ward, daß ich daheim nicht mehr bleiben konnte, und aufs Neue ruhelos durch fremde Länder zog, von Eindrücken zu Eindrücken eilend, wissen Sie. Ich glaubte meine Erinnerung zur Ruhe zu sprechen, indem ich immer neue Schichten darüber häufte, aber ich täuschte mich. Durch allen Lärm der Welt hindurch hörte ich eine leise Stimme, die mich fragte: „Was hast Du mit Deinem Bruder gemacht?"

Ich kam endlich zurück, doch nur, um mich in fieberhafte Thätigkeit

zu stürzen. Ich lernte den Segen einer ernsten und aufopfernden Arbeit kennen; aber immer sieht mir von Zeit zu Zeit ein bleiches Gesicht über die Schulter mit stillen Augen, deren Blick mir wehe und wohl thut.
Ich glaube, es wäre mir leichter gewesen, wenn die Welt mich beschuldigt hätte; ich hätte mich vertheidigen, mich in die Ueberzeugung von meiner Unschuld hineinreden können. So aber trage ich einen stummen Ankläger mit mir herum, vor dem keine Rechtfertigung gilt.
Ich wagte mich an Niemand mehr anzuschließen, wie oft auch gute Menschen mir freundlich die Hand bieten wollten, denn ich glaubte, daß meine Nähe unheilbringend sei. Auch Sie wollte ich fliehen, aber Sie hielten mich zurück und versprachen lächelnd, wie nur Sie lächeln, den Kampf mit meinem bösen Genius aufzunehmen.
Ihr Glaube an mich mar so groß, daß Sie mich niemals nach meiner Vergangenheit" fragten und bereit waren, blindlings Ihre Hand in die meinige zu legen. Das durfte nicht sein — Sie sollten wissen, woher diese Schatten über mich gekommen sind, und wissend mein Urtheil sprechen.
Sie kennen den Gast, der mit uns in dem neuen Hause einziehen wird. Werden Sie seine traurige Nähe ertragen können, ihn an Ihrem Herde sitzen und an unseren Gesprächen Theil haben lassen, bis die letzten Schauer von ihm weichen? Wollen Sie ihn aufnehmen als den Dritten im Bunde? Die Ehre der Erinnerung ist ja das Einzige, was wir unsern armen Todten geben können.
Oder graut Ihnen vor der stillen Gemeinschaft, und werden Sie die Hand zurückstoßen, die Sie erst entsühnen sollen?
Unter diese Beichte schrieb eine feine, aber sichere Frauenhand:
L.bs«1v« ts!

Graf Julius Andrüssy.

von

Gustav Sreinuach.

— Wien. —

^n einer einzigen Thatsache drückt sich die Ausnahme-Stellung aus, welche Graf Julius Andrüssy unter den leitenden Staatsmännern Oesterreich-Ungarns einnahm. In dieser Monarchie, die so viele politische Talente rasch verbraucht, ist der Fall selten, fast nie dagewesen, daß ein Staatsmann, nachdem er die Jnsignien der Macht niedergelegt hat, nach Unten oder nach Oben einen entscheidenden Einfluß ausübt. Felix Schwarzenberg, Buol, Rechberg, Meusdorfs und selbst Beust, sie waren Schatten von dein Tage an, an dem sie die Treppe der Staatskanzlei hinabstiegen. Ihre Autorität mar gebrochen, sie hatten aufgehört im Staatsleben als Factoren zu zählen. Anders Graf Julius Andrüssy. Er mar nicht gegangen worden, er mar, nach seinen eigenen Worten, vom Pferde gestiegen, ehe dieses den Reiter abgeworfen hatte. Auch darin zeigte sich der mächtige politische Jnstinct, welcher sein Genie bildete: er hatte auf der Höhe seines Ruhmes den Abschied genommen. Vergöttert von seinen ungarischen Landsleuten zog er sich ins Privatleben zurück, der Entwickelung der Ereignisse es überlassend, auch seine Gegner zu entwaffnen und- von seiner Größe zu überzeugen. Der 3. Februar des Jahres 1888 bildete den Tag des Triumphes im Leben Andrässys. Als in der sechsten Nachmittagsstunde dieses denkwürdigen Tages der Bündnißvertrag der beiden mitteleuropäischen Mächte vor Aller Augen enthüllt ward, da vereinigte sich mit dem Enthusiasmus der Ungarn die ungetheilte warme Anerkennung der Deutsch-Oesterreicher für die staatsmännifche Thätigkeit Andrüssys. Vergessen war der Groll über die bosnische Politik und der

verabschiedete Leiter der äußeren Politik gewann in den österreichischen
Ländern eine Volksthümlichkeit, welche der active Minister außerhalb
Ungarns nie besessen hatte. Aber auch der Krone gegenüber bewahrte
Graf Andrässy seine Autorität bis an sein Lebensende. Kaiser Franz
Josef hat es sich seit jeher zum Grundsatze gemacht, Fragen der Politik
nur niit seinen Ministern zu discutiren und auch mit diesen bespricht er
nur die Angelegenheiten, zu deren Verwaltung der betreffende Minister
berufen ist. Graf Andrässy bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme.
Obwohl er nicht mehr in den Geschäften stand, wurde sein Nath häufig
eingeholt und in mancher heiklen parlamentarischen Lage ward seine Mit-
wirkung zur Lösung in Anspruch genommen, er war ein Factor im öffent-
lichen Leben Oesterreich-Ungarns geworden und er blieb es, bis das Siech-
thum seine Kraft gebrochen hatte.

Das Geheimniß dieser merkwürdigen Stellung, die Graf Julius
AndräW sich erobert und bewahrt hatte, liegt nicht in seiner Geburt,
nicht in dem Ansehen und den Verbindungen seiner Familie; sie ist auch
nicht allein in seinen Fähigkeiten und in dem Zauber zu suchen, welchen
seine Persönlichkeit ausstrahlte, und dein Niemand sich zu entziehen ver-
mochte, der ihm je nahe getreten war. Die Stärke des Grafen Andiüssn
lag in dem unbegrenzten Vertrauen, welches ihm das ungarische Volk ent-
gegenbrachte. Obwohl einer hohen Adelsfamilie entstammend, war er nicht
durch die Gunst des Herrschers, sondern durch den Wunsch seines Volkes
auf die hohen Posten emporgehoben worden, die er bekleidete. Wenn
Franz Deal, der „Weise der Nation" seinen Liebling als den providentiellen
Staatsmann Ungarns bezeichnete, dann gab er mit diesem Worte nicht
seiner persönlichen Ansicht Ausdruck, sondern dem Urtheile des ganzen
ungarischen Volkes.

Das Jahr 1848 und der an dasselbe sich anschließende Unabhängig-
keitskampf bilden einen Glanzpunkt in der ungarifchen Geschichte. In der
Gesetzgebung des Neuolutionsjahres hatte die Selbständigkeit und staatliche
Unabhängigkeit dieses Landes, um welche dreihundert Jahre hindurch
gestritten worden war, eine klare verfassungsrechtliche Form erhalten und
der Unabhängigkeitskampf galt der Vehauptung der errungenen Freiheit
gegen den Ansturm der Contre - Revolution. Das Jahr 1848 hatte die
rechtlosen Massen des Volkes zu vollberechtigten Bürgern erhoben, es hatte
die Privilegien der bevorrechteten Stände gebrochen, es hatte den Bauern
befreit, den unfreien Unterthanen zum Herrn seines Daseins gemacht.
Darum war das ungarische Volk im Kampfe um seine Freiheit und Unab-
hängigkeit erfüllt von begeisterter Hingebung, darum fand Ludwig Kossuth
selbst dann noch enthusiastische Gefolgschaft, als er sich bereits auf dein
verderblichen Wege der Empörung befand, und darum windet das ungarische
Volk bis zum heutigen Tnge den >vrcmz dankbarer Erinnerung um die

Häupter derjenigen Männer, die an den Ereignissen der großen Zeit theil-
genommen und als Märtyrer gelitten hatten, nachdem der Absolutismus
die junge Freiheit erwürgt und Ungarn in einen Kirchhof verwandelt hatte.
Die Jugend des Grafen Andrässy fiel in die Zeit der mächtigen und
erregten Kämpfe, die sich im Vormärz zwischen der Metternich'schen Regie-
rung und den ungarischen Ständen abspielten. Das imperative Mandat
der Abgeordneten an der Ständetafel verpflanzte diese politischen Kämpfe
in die Comitate, in deren Vertretungstörvern nicht minder heftige Schlachten
geschlagen wurden, als auf dein Preßburger Reichstage. Die Comitate
waren die wirksamsten Bundesgenossen der Neformpartei, der Widerstand,
der in diesen zahlreichen Verwaltungsgebieten systematisch organisirt wurde,
lähmte die Actionen der absoluten Negierung. Ein Matador der Alt-
Eonseruativen, Baron Paul Sennyei ging aus dem Zempliner Comitate
hervor; demselben Boden entsproß Graf Julius Andrilssy, der sich schon
in jungen Jahren mit Begeisterung der fortschrittlichen Partei anschloß,
welche ein freies, von der reaktionären Wiener Negierung unabhängiges,
von einem verantwortlichen Ministerium parlamentarisch regiertes Ungarn
auf ihr Panier geschrieben hatte. Wie Graf AndMy zeitlebens der ent-
schiedene Gegner Sennyeis geblieben ist und einen hervorragenden Antheil
daran hatte, daß der Führer der Altconservatiuen seine politischen Ansichten
nicht verwirklichen konnte, so blieb Graf Andrüssy bis an sein Lebensende
ein treuer Anhänger der freisinnigen Grundsätze, ein überzeugter Vertreter
des streng parlamentarischen Systems und den österreichischen Parteiverhält-
nissen stand er nur deshalb so fremd gegenüber, weil es nicht fassen konnte,
daß eine fo große Partei wie die deutsch-liberale in Oesterreich in klein-
lichen Fractionsinteressen unterging und das große Ziel, ihre führende und
leitende Stellung für sich und für den Staat zu erhalten, aus den Augen
verlor. Die Männer, die im Jahre 1848 eine hervorragende Nolle
spielten, haben mit wenigen, nicht gerade ehrenvollen Ausnahmen sich den
idealen Schwung jener Zeit zu bewahren verstanden und zu diesen Männern
gehörte auch Andrüssy. Aber er war ein Achtvierziger, kein Neunund-
vierziger. Das Jahr 1848 bedeutet in Ungarn den auf dem Boden des
Gesetzes geführten Kampf um die im freiheitlichen Sinne zu reformirende
avitische Verfassung und um die Erhaltung der ungarischen Verfassung; das
Jahr 1849 war die revolutionäre Abwehr der Contre-Revolution. Pro-
vocirt durch die Unehrlichkeit der Wiener Negierung, welche das leitende
magyarische Element durch die aufgestachelten Rumänen, durch die ver-
hetzten Serben, durch die fanatisirten Slovaken und durch die von Iellacic
mobilisirten Kroaten und Grenzer erwürgen lassen wollte, um zur Rettung
der Gesellschaft die neue Verfassung confisciren zu können, artete die Ab-
wehr der Ungarn in Meuterei und Abfall aus, der Bürgerkrieg entzündete
sich und der Debrecziner Reichstag, auf welchem Ludwig Kossuth die
Dictatur ausübte, sprach die Entsetzung der Dynastie Habsburg aus. Graf

Andrüssy bekämpfte die Reaction, welche seinem Vaterlande Verfassung, Freiheit und Selbständigkeit rauben wollte, aber er bekämpfte nicht den König von Ungarn, noch dessen durch die Verfassung gewährleisteten Rechte. Obwohl er an dem Debrecziner Reichstage — dem „Convente der Rebellen", wie ihn die österreichischen Kriegsgerichte nannten, nicht teilgenommen hatte, ward er wegen Hochverraths triegsrechtlich in contumaciam zum Tode verurtheilt und sein Name durch Henkershand an den Galgen genagelt. Korporale und Feldwebel urtheilten damals in Oesterreich wie in Ungarn über staatsrechtliche Fragen ab und auf Grund solcher Urtheile vollzogen Iellacic, Haynau, Windischgrätz, „kraft Rechtens" jene Blutthaten, welche man die Pacification oder die Rettung der Gesellschaft zu nennen liebte. Graf Andrüssy zog es vor, die Martialrichter nicht weiter mit seiner Persönlichkeit zu behelligen. Aus Konstantinopel, wohin ihn eine diplomatische Mission der Revolutionsregierung geführt hatte, begab er sich nach Paris, wo der Voden für ihn sicherer war, als in der Heimat, welches der auf die Bajonette und den Krummstab gestützte Abfolutismus unter sein Joch gedrückt hatte.

Die Jahre des Erils bildeten für Andrüssy die Zeit der Reife. Paris war der Mittelpunkt der ungarischen Einigration, welche der neue Cäsar an der Seine anlockte und die deshalb auf Napoleon ihre Hoffnungen fetzte. Graf Andrüssy lernte das Treiben der Emigranten, die Intriguen und Verschwörungen derselben von der Nähe kennen, er hatte Kenntniß von den Fäden, die zwischen London, Paris, und Turin, zwischen Napoleon Cavour, Mazzini und Kossuth gesponnen wurden, er durchschaute aber auch das frivole Spiel, welches die französifche Politik mit der Noth, der Verbitterung und der glühenden Vaterlandsliebe der ungarischen Erilirten trieb und er gewann die Ueberzeugung, daß Napoleon III. die revolutionäre Propaganda zwar zur Förderung seiner Zwecke, zur Schwächung Oesterreichs ausnützen werde, daß aber Ungarn für feine politische Wiedergeburt von dieser Seite eine directe Unterstützung nicht zu erwarten habe.

Als Graf Andrüssy nach siebenjährigem Aufenthalte im Auslände auf die dringende Verwendung seiner Mutter die Erlaubniß zur Rückkehr nach Ungarn erhielt, war es die klare und nüchterne Neurtheilung der aussichtslosen Lage, in welcher sich die Emigration befand, wodurch er die Aufmerksamkeit Franz Deals im höchsten Maße erregte. Beide Männer stimmten in der Verurtheilung der revolutionären Propaganda, wie in der Ueberzeugung überein, daß Ungarns Zukunft nicht in dem Zerfalle der Monarchie, sondern nur in dem Beständе derselben gesichert sei und daß der Kampf um Ungarns Recht nicht mit jenen Waffen zu führen sei, welche das >Land schon einmal in ein Meer von Blut gestürzt hatten, sondern mit den Waffen des Rechts. Hatte der Charmeur Andrüssy, das Herz des „alten Herrn" im Fluge erobert, so gewann diese Harmonie der beiderseitigen Ansichten dem Grafen Andrüssy das unumschränkte Vertrauen Franz Deals und Franz Deal war damals

der Kopf und der Mund Ungarns, dessen Volk in grenzenloser Verehrung zu seinem Führer aufblickte.

Indessen die Waffen des männertödtenden Krieges gewannen noch zweimal für die Gestaltung der Dinge eine entscheidende Bedeutung. Bei Magenta und Solferino fiel das System der „ererbten Uebelstände", bei Königgrätz wurde das Drei-Grafen«Ministerium geschlagen, dessen geistiges Haupt jener Moriz Eszterhäzy war, zu dessen Entschuldigung nach den Enthüllungen der neuesten Memoiren-Literatur heute vielleicht angenommen werden darf, daß er fchon zu jener Zeit unter der Einwirkung einer Psychose handelte. Der Sturz des Cabinets Belcredi beendete die Verschwörung der feudalen Magnaten gegen die Einrichtung freiheitlicher Verfassungszustände in Oesterreich und Ungarn, der ungarische Ausgleich kam zu Stande. Die Phasen der langwierigen Verhandlungen zu schildern, ist hier nicht der Ort, aber in allen Phasen derselben stand Graf Andrüssy an erster Stelle. War Franz Deal der Feldherr, dann stand ihm Andrüssy als Generalftabschef und zugleich als Diplomat zur Seite, welcher die ertheilten Dispositionen praktisch zur Ausführung brachte, unausgefetzt mit den gegebenen Machtfactoren zu rechnen verstand und den österreichischen Staatsmännern gegenüber mit glänzendem Geschick und siegreicher Gewandtheit als Unterhändler auftrat. Was die Thätigkeit, die Klugheit und das Genie Andrassys für das glückliche Zustandekommen des Ausgleichs bedeutete, hat Niemand rückhaltloser und neidloser anerkannt, als Franz Deal in seiner antiken Grüße. Er war es, auf dessen Vorschlag der Reichstag den Graf Andrüfsy mit der Obliegenheit betraute, bei der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn in Stellvertretung des Palatinus die Krone auf das Haupt des Königs zu fetzen und auf den Vorschlag Deals ward Graf Julius Andrnssy als erster Ministerpräsident Ungarns mit der Bildung des ersten Cabinets betraut.

Die Ministerpräsidentschaft Andriissys schildern, hieße die Geschichte des Wiedererstehens des imgarischen Staates und dessen Reorganisation schreiben. Von Grund auf mußte damals Alles neugebaut weiden; das absolute System hatte einen solchen Haß gegen sich hinterlassen, daß selbst manche gute Einrichtung desselben nicht beibehalten werden konnte. Graf Andrüssy war zwar nicht der Mann der Detailarbeit, allein er war der Mann der großen, intuitiven Conception; stets voll Ideen gab er auf den mannigfachsten Gebieten fruchtbare Anregungen. Sein unmittelbares Werk ist die Umgestaltung Pests; aus einer mittleren Prouinzstadt schuf er eine große, schöne Hauptstadt; er gab seinem Lande eine Capitale, welche für ganz Ungarn einen mächtigen reizvollen Mittel- und Anziehungspunkt bildet, deren Wachsthum und Gedeihen das Herz jedes Ungarn mit Stolz erfüllt. Es galt die Einführung des reinen parlamentarischen Systems, dessen Consolidirung nach Oben wie nach Unten, die Herstellung der Harmonie zwischen dem System der ministeriellen Verantwortlichkeit und dem alten

oft widerhaarigen Municipalismus, welcher aus dem Bewußtsein seine Kraft schöpfte, daß an seinein zähen Widerstände die centralisirende Richtung früherer Regierungen fo oft Schiffbruch gelitten hatte. Wenn der Parlamentarismus in Ungarn bis zum heutigen Tage sich ungebeugt erhalten hat, wahrend er in Oesterreich nach kaum zweijährigem Bestände einem schwächlichen Scheinparlamentarismus weichen mußte, so fällt ein guter Theil des Verdienstes auf Andrässy zurück; allerdings hat es auch die ungarische Nation verstanden, den Parlamentarismus als ein kostbares Kleinod zu bewahren, welches die Opfer werth war, die für dasselbe gebracht werden mußten. Andrüssv, fiel auch die Errichtung und Organisation der ungarischen HonvHarmee anHeim, deren Aufstellung er bereits während der Ausgleichsverhandlungen in der ersten Hälfte des Jahres 1866 angeregt hatte und die er nun als Parlamentsheer in's Leben rief, um den Umtrieben der revolutionären Elemente, welche den staatsrechtlichen Ausgleich nicht annahmen, sondern bekänrpften, einen mächtigen Damm zu fetzen und denselben ihren bedrohlichen Charakter zu entziehen.

In die Zeit seiner Ministerpräsidentschaft fällt auch der gemaltige Verfassungskampf in Oesterreich, der Kampf gegen die Fundamentalartikel, welche die Wiederherstellung des böhmischen Staatsrechtes, die Föderalisirung der Monarchie und die Slavisirung Oesterreichs zum Zwecke hatten. Heute ist es außer Zweifel gestellt, daß Graf Andmssu in diesem verzweifelten Ringen eine weit hervorragendere und ausschlaggebendere Rolle spielte, als der Reichskanzler Graf Beust, dessen Stellung damals schon erschüttert war und dessen Ansehen nicht mehr ausreichte, um den Umsturzbestrebungen Einhalt zu gebieten. Die Cabinetsfrage, die Andrüssv in aller Form der Krone gegenüber aufwarf und welche eine unabsehbare Krise in Ungarn bedeutete, bewirkte den Sturz des Ministeriums Hohenwart und der Fundamentalartikel. Elam-Martinitz und Schaffte, welche den Oesterreichern das „wahre Oesterreicherthum" lehren wollten, erschienen den: Grafen Andrässy als die Vedroher der freiheitlichen Principien, auf welchen das ungarische Staatswesen aufgerichtet war; dein Czechenthum gegenüber aber stand Andrüssn auf dem Standpunkte der streng deakistischen Maxime, welche den Dualismus als unzertrennlich betrachtete mit der Herrschaft des ungarischen Stammes in Ungarn und mit der leitenden Stellung der Deutschen in Oesterreich.

Wir haben bereits auf die erschütterte Stellung des Grafen Aeust hingewiesen; der Reichskanzler besaß, bereits als die Fundamentalartikelkrise ihre Höhe erreicht hatte, nicht mehr das volle Vertrauen der Krone die von ihm gestellte Kabinestfrage hätte die Durchführung des föderalistischen Erperimentes und die Herstellung des böhmischen Staates nicht gehindert. Wenige Wochen nach der Entlassung des Grafen Hohenwart fand sich — wie Graf Beust selbst erzählte — bei ihm der Staatsrat!)

Baron Braun ein, um sich in überaus lebhafter Weise nach dem Gesund-heitszustande des Reichskanzlers zu erkundigen und demselben begreiflich zu machen, daß nach den Aufregungen der letzten Monate die Gesundheit des Ministers erschüttert und diesem eine Erholung willkommen sein dürfte. Als Graf Beust sich trotz dieser verständlichen Andeutung begriffsstutzig zeigte, rückte der Director der kaiserlichen Cabinetskanzlei ganz offen mit dem Zweck seines Vefuches heraus und erklärte dem Reichskanzler: Der Kaiser habe mit der Entlassung des Grafen Hohenwart ein großes Opfer gebracht, man müsse es nun dem Kaiser leicht machen, das Opfer zu tragen und dazu müsse Graf Beust mitwirken. Anscheinend riß also der Stur; Hohenwarts Beust mit sich, in Wirklichkeit war Graf Beust mit dem Fiasco gefalle», welches feine äußere Politik gemacht hatte.
Die Politik der freien Hand, welche Graf Beust in der ersten Delegationssession proclamirt hatte, war im Grunde nichts Anderes, als die Politik der Revanche gegen Preußen, Hand in Hand mit Frankreich. Man ennt heute die Abmachungen Beusts mit Grammont aus dem Jahre 1870, man weiß aber auch, daß Graf Andrässy direct den Herzog von Grammont warnte, auf Zusagen Beusts in diesem Punkte zu bauen, da oie Monarchie gegen den Willen Ungarns keinen Krieg führen werde. Denn die führenden ungarischen Staatsmänner waren, obwohl es in Ungarn sehr lebhafte französische Sympathieen gab, die sich noch steigerten, als nach Sedan in Frankreich die Republik errichtet wurde, nicht nur Gegner jeder Revanche, sondern in ihnen bildete sich schon damals die Uebcrzeugung heraus, daß die beiden mitteleuropäischen Großmächte auf einander ange-wiesen seien, daß man die alte, aus der Rivalität in Deutschland ent-sprungene Feindschaft vergessen müsse und daß durch die gegenseitigen Interessen die Grundlage für einen aufrichtigen und dauerhaften Freund-fchaftsbund gegeben fei. Niemand hat sich dieser Idee mit größerem Feuereifer hingegeben, als einer der vornehmsten Geister und schärfsten Denker Ungarns, Baron Josef Eütvös, welcher den unvergänglichen Ruhm, den er sich durch die Organisation des ungarischen Unterrichts wesens erworben hat, noch erhöht hat, durch den weiten staatsmännischen Blick, den er für die naturgemäße Entwickelung der internationalen Verhält» nisse Deutschlands und Europas in geradezu überraschender Weise bekundet hat. Am 17. August 1870 schreibt der in Carlsbad zur Badecur weilende Unterrichtsminister Baron Eötvös in einem vertraulichen Privatbriefe an den Ministerpräsidenten Grafen Andrässu: „Wenngleich der leicht errungene Sieg der Preußen einige Bedenken einstoßen könnte, kann für uns eine eigentliche Gefahr nur von den Slaven her drohen .... Das deutfche Volk kann noch lange nicht an Eroberungen denken und das hauptsächlich deshalb, weil der jetzige Sieg nicht von Preußen, sondern vom deutschen Volke errungen wurde, und das deutsche Volk wird als solches auf Preußen insofern einwirken, als nunmehr die Idee der

deutschen Einheit an die Stelle Preußens treten wird. Ich gebe zu, daß das deutsche Kaiserthum wieder hergestellt und daß ein Hohenzoller vor unseren Augen in Frankfurt gekrönt werden wird. Allein der jetzige Feldzug hat dargethan, daß Deutschland stark sein kann, ohne daß die Staatsindividualitäten Bayerns, Württembergs, Sachsens u. s. w. verschwinden müßten . . . Ueberdies ist die Lage so, daß Deutschland das ganze Donauthal denn doch nicht occuviren kann; es liegt daher in seinein eigenen Interesse, daß dieses im Besitze einer ihm freundlichen, zum Theile deutschen Macht verbleibe und nicht in den Besitz einer flavischen Macht übergehe. Und gerade weil die preußische Politik von einem Mann geleitet wird, den keine Sentimentalität plagt, haben wir von Preußen, wenn es nur nicht provocirt wird, nichts zu fürchten und darum halte ich die Herstellung freundlicher Beziehungen zu dieser Macht vor allem Anderen für nothmendig." Und am 28. August desselben Jahres schreibt Baron Eötvös wieder aus Carlsbad an den Grafen Andrüssy: „Noch mehr wie stets, seit 1866 ist es jetzt meine Ueberzeugung, daß die einzige Bürgschaft unserer friedlichen Fortentwickelung darin gelegen ist, daß wir mit Preußen auf gutem Fuße stehen. Dies mag auch der Grund sein, warum ich mich oft im Traume mit unseren! Minister des Aeußeren befasse und zwar nicht auf eine angenehme Weise. Mein einziges Vertrauen beruht auf Dir, der Du weder Börsenkurse, noch die Gunst der Journale suchst, sondern nur eine Selbstsucht kennst, diejenige des Vaterlandes."

Man ersieht aus diesen vertraulichen Aeußerungen Eötvös' die Gründe, aus welchen die öffentliche Meinung und die Staatsmänner Ungarns, die vordem dem Grafen Beust in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen des Ausgleichs große Sympathien entgegengebracht hatten, dem Reichskanzler entfremde.t wurden und gegen ihn sogar eine feindselige Haltung einzunehmen begannen. Die in obigen Briefen niedergelegten politischen Ideen, denen Graf AndrAssy vollkommen beistinunte, zeigen, wie zuerst in Ungarn der Gedanke an jenen Allianzvertrag aufkeimte, der neun Jahre später tatsächlich und unter hervorragender Mitwirkung des Grasen Andrüssy geschlossen wurde und heute der Hort des europäischen Friedens geworden ist. Im Geiste dieser von Eötvös vertretenen Politik hatte Graf Andrässy bereits unmittelbar nach dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges gehandelt. In dem großen Kronrathe, der am 18. Juli 1870 in Wien über die Haltung der Monarchie entscheiden sollte, siegte der Standpunkt Andrüssys über jenen Beusts, die Revanche-Politik wurde in dein Augenblicke zurückgewiesen, in welchem sie Aussicht hatte, sich verwirklichen zu können. Eine mächtige Stütze allerdings fand Graf Andrüssy in der erregten Stimmung der öffentlichen Meinung Deutsch-Oesterreichs, deren ungetheilte Wünsche dem Siege der deutschen Waffen gehörte und die sich mit elementarer Macht gegen die Möglichkeit aufbäumte, daß Oesterreich dem stammverwandten Deutschland in der Zeit

der höchsten nationalen Roth in den Rücken fallen solle. Dies war das erste Fiasco, welches die Beust'sche Politik erlebte.

Allein Graf Beust verstand die Zeichen der Zeit nicht zu deuten.

Am 9. November 1870 las der russische Botschafter in Wien dem Grafen Beust die Note Gortschakoffs über die Pontusfrage vor. An den folgenden Tagen wurde die Reichskanzlei auf dem Ballhausplatze von den diplomatischen Vertretern der Mächte förmlich belagert; in London, in Berlin, auf der hohen Pforte wollte man wissen, welche Stellung Oesterreich-Ungarn zu dem von Rußland begangenen, flagranten Nechtsbruche einnehmen werde. Graf Andrässy, vertraulich und ohne Wissen Beust's, von dem Vorgefallenen verständigt, wartete zwei Tage auf eine Mittheilung, endlich eilte er voll Ungeduld nach Wien. Er fand den Reichskanzler ebenso wenig, als ihn die Botsckafter gefunden hatten. Graf Beust war am 10. November, ohne sich um den Rücktritt Rußlands vom Pariser Vertrage viel zu kümmern, nach München gereist, um auf die Haltung der deutschen Südstaaten bei den gerade damals in Versailles schwebenden Verhandlungen über die staatsrechtliche Stellung der Letzteren zum deutschen Reich Einfluß zu nehmen. Die Jntrigue gegen das deutsche Einigungsmerk stand ihm höher, als die Zurückweisung der Insulte, welche Europa soeben von Rußland empfangen hatte, als die Wahrung der großen und wichtigen Interessen der Monarchie, welche durch die russische Action verletzt wurden. Man hat dem Grafen Beust im Kreise der ungarischen Politiker und an viel höherer Stelle diese Leichtfertigkeit in der Behandlung der Pontusfrage nie verziehen, ja es wurde aus dieser Haltung ein viel ernsterer Vorwurf als jener der Leichtfertigkeit gegen den Grafen Beust erhoben. Graf Beust machte zu seiner Entschuldigung geltend, Mßland müsse Preußens vollständig sicher gewesen sein, wenn es in so entschiedener Weise den Pariser Vertrag eigenmächtig außer Kraft zu setzen wagte. Heute ist es klar gestellt, daß Kaiser Wilhelm und Bismarck den Schritt Rußlands als einen Treubruch betrachten und ^daß man in Ct. Petersburg sehr besorgt über die Folgen des Wagnisses war. „Auf dem Berliner Congreß — so erzählte Graf Andrüssy dem Schreiber dieser Zeilen — promenirte ich einmal mit Gartschakoff im Couloir des Sitzungssaales. Gartfchakoff kam aus einzelne Vorkommnisse aus seiner diplomatischen Laufbahn zu sprechen und hob hervor, in welcher Angst er die Zeit nach Absendung der Pontusnote zugebracht habe. Fünf Tage — sagte er — habe ich mich damals eingesperrt und Niemanden empfangen. Unausgesetzt zitterte ich davor, es könnte mir eine Depesche, enthaltend den Protest einer Macht überbracht werden. Wir hatten damals nicht mehr ,als 50000 Mann zur Verfügung. Auf den ersten energischen Protest hätten wir die Note wieder zurückziehen müssen. Erst nach fünf Tagen athmete ich wieder auf, wir hatten gewonnen."

Noch schwieriger gestaltete sich für Beust die Lage, als die freund-

schaftliche Annäherung zwischen dem geeinigten Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie sich thatsächlich vollzogen hatte und als es galt, dieses vielversprechende Verhältnis;, das in der Kaiser-Entrevue zu Salzburg im Hochsommer des Jahres 1871 auch seinen feierlichen äußeren Ausdruck empfing, aufrichtig zu pflegen und ehrlich auszugestalten. In Berlin brachte man begreiflicher Weise dem Grafen Neust wenig Ver> trauen entgegen, auch in Pest war man von feinem guten Willen nichts weniger als überzeugt und felbst in der Wiener Hofburg mußten Bedenken auftauchen, ob Graf Neust der richtige Mann sei, eine Politik zu inauguriren, die mit seiner ganzen Vergangenheit in Widerspruch stand. Graf Neust hatte sich selbst den Noden abgegraben, der Abschluß der inneren Krisis im November 1871 war nur der Anlaß, keineswegs die Ursache seines Sturzes und gradezu albern ist es, wenn in einein großen Pamphlet, welches Geschichte zu schreiben vorgiebt, der Sturz Veusts auf die Intriguen Andrüssus und einiger ungarischer Edeldamen zurückgeführt wird. Graf Neust wurde durch nichts gestürzt, als durch den Sturze seiner Politik.

Nicht ohne Grund haben wir uns mit diesen Krisen und Kämpfen eingehender beschäftigt. Sie zeigten, daß das führende Element in denselben Graf Andrüssy war, er war sonach auch der prädestinirte Mann, dem Beusts Erbschaft mit Naturnotwendigkeit zufallen muhte. Im Spätherbst 1871 übernahm Graf Andrüssn die Leitung der äußeren Angelegenheiten. Eine verheißungsvolle Verlassenschaft war es nicht, die ihm nach dem Grafen Neust blieb. Oestcrreich-Ungarn war ein ifolirter Staat. Mit Deutschland waren eben die ersten Fäden zu einem besseren Verhältniß geknüpft worden, und dem Königreich Italien standen nicht blos die militärischen und officiellen Kreise mit jener Verbitterung gegenüber, welche den Verlust zweier herrlicher Provinzen begreiflicher Weise erzeugen mußte; in Italien aber machte Niemand ein Hehl von den'Zutunftsvlänen, welche man allgemein bezüglich des Trento und des Küstenlandes, mit Einschluß Triests, hegte. Nußland endlich hatte mit der Kündigung des auf das schwarze Meer bezüglichen Theiles der Pariser Congreßacte dargethan, daß die Epoche seiner Sammlung abgeschlossen und daß es gewillt sei, nunmehr wieder activ in Europa aufzutreten. Der Aufstand in der Crivoscie, die omllldinistischen Agitationen in Serbien, die panslavistische Bewegung in Nähmen hatten gezeigt, daß der Rubel bereits auf Reifen gegangen war.

Solcher Gestalt war die Lage, die Graf Andrässy bei seinem Einzüge in die alte Staatskanzlei vorfand und felbst seine bittersten Feinde gestehen zu, daß sich ein fundamentaler Wechsel vollzogen hatte, als Andrüssy acht Jahre später seinen Abschied nahm. Die Zeit, in welcher er als leitender Minister an der Spitze der Monarchie stand, ward die Glanzzeit seines Lebens; sie war aber auch die Periode wieder aufsteigender Macht und des neu errungenen Ansehens der österreich-ungarischen Monarchie.

War das Oesterreich des alten Mettennch gefürchtet, so wurde das dualistische iDesterreich-Ungarn unter Andres y zum Gegenstände der Achtung und der Sympathie und nie war der absolute Einheitsstaat so mächtig, militärisch so kraftvoll organisirt gewesen, als das dualistische Reich, welches sich aus zwei constitutionell regierten Staaten zusammensetzte. Einen ungarischen Staatsmann, der an der Begründung des Dualismus einen so hervorragenden Antheil hatte, wie AndrKssy, mußte gerade diese Entwickelung mit hoher Befriedigung erfüllen, die Zeit, in welcher er die Leitung der äußeren Politik der Monarchie führte, hat die Probe für das dualistische Problem gebildet, sie hat gelehrt, daß die gewichtigsten Bedenken, welche gegen den Dualismus vom Standpunkte der Actionsfähigkeit und der Machtstellung der Monarchie im Treffer geführt wurden, unbegründet waren, Graf Andrassy hat das neue staatsrechtliche Verhältnis;, auf welchem sich Die Monarchie aufbaute, gleichsam Europa-fähig gemacht.

Die Geschichte der Ministerschaft AndMys ist die Geschichte der jüngsten Orientkrise bis zum Berliner Congresse und bis zur Occupatio« Bosniens und der Herzegowina. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Krise in ihren Einzelheiten zu verfolgen. In allen Phasen derselben spielte Graf Andrüssy eine führende Rolle, überall trat gleichmäßig sein Streben hervor, den Frieden zu erhalten, den Ausbruch eines Weltbrandes zu verhindern und bei alledem die Interessen der Monarchie zu wahren, die berechtigten Ansprüche Oesterreich-Ungarns zur Geltung zu bringen, bedrohliche Aspirationen Nußlands zurückzudrängen. Zum ersten Mal fand er Gelegenheit, die russischen Bestrebungen zu durchkreuzen, als er im Jahre 1875 während des Aufstandes in der Herzegowina in Berlin mit den Fürsten Bismarck und Gortschakoff zusammentraf. Letzterer brachte zur Entrevue ein Memoire, von dem Andrüssy äußerte, daß es ihm die Schamröthe ins Gesicht getrieben habe. Andrüssy weigerte sich rundweg, das Memoire als Grundlage einer Verhandlung anzunehmen und dasselbe verschwand von der Vildfläche, an seine Stelle trat die Reform-Note, welche Graf Andrüssn erließ. Nicht besser erging es einem zweiten Memoire Gortschakoffs. Auf der Fahrt nach Neichstadt trafen die beiden Minister zusammen und im Eouvl' begann Gortschakoff seinem College« ein langes Memoire über die russischen Pläne vorzulesen. Eine Weile hörte Andrassy die fein gedrechselten Perioden des Schriftstückes schweigend an; plötzlich nahm er seinem Gegenüber das Memoire aus der Hand und redete ihn an: „Mein Fürst! beantworten Sie mir eine Frage mit Ja oder Nein, dann brauchen wir die lange Auseinandersetzung nicht: Wollen Sie Konstantinopel oder wollen Sie es nicht?" — In Reichstadt kam das Memoire Gortschakoffs nicht mehr zum Vorschein.

Dem russisch-türkischen Kriege im Jahre 1877 gegenüber blieb Me österreichisch-ungarische Monarchie neutraler Zuschauer. Graf Andrassy war — sehr im Gegensatze zu vielen seiner ungarischen Landsleute — der

Ueberzeugung, daß der Auflösungsproceß auf dem Balkan nicht aufzuhalten fei. daß selbst ein bewaffnetes Einschreiten Oesterreichs zu Gunsten des osmanischen Reiches die Decomposition nur verzögern, aber nicht zum Still-stand bringen könnte. Aber er war sich auch von Anfang an darüber klar, daß die neue Ordnung im Orient nicht von Rußland dictirt werden dürfe, fondern von Europa eingerichtet werden müsse. Als vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges auf dem Vallplatze ein russischer Diplomat erschien und die vertrauliche Anfrage verbrachte, ob Oesterreich einer Action Rußlands feindlich entgegentreten werde, lautete die Antwort Andrüssns dahin. Oesterreich-Ungarn fühle nicht den Beruf, Rußland in den Ann zu fallen, aber der Friede werde nicht ohne Oesterreich geschlossen werden. Getreu seinem Vorsatze blieb GrafAndrilssy unbeweglich mährend des ganzen Krieges; er trat auch dann nicht in Action, als das russische Heer bei Pleona in die bedenklichste Lage gekommen war und es nur eines geringen Kraft» aufgebotes bedurft hätte, um Rußland jede Bedingung aufzuerlegen. Graf Andrässy hielt treu zu den Vereinbarungen, die vor der Entreoue in Reichstadt getroffen und daselbst besiegelt morden waren. Der Friede von San Stefano aber, der ein Bruch dieser Abmachungen war, rief überall und so auch in Wien, Entrüstung und Bestürzung hervor. Graf Audrässu entschloß sich von den Delegationen einen Credit von 69 Millionen Gulden zu verlangen. In St. Petersburg war man sich bewußt, daß diese Forderung eine Rüstung gegen Rußland bedeute. Man war sich klar über die bedenkliche Lage der russichsen Armee, welche sich, wenn Oesterreich mobilisirte, in einer Falle befand und man wurde geradezu consternirt, als — wenngleich ohne Verabredung mit Oesterreich — gleichzeitig die englische Flotte in der Vesika-Bai vor Anker ging. Der russische Bot-schafter in Wien erschien beim Grafen Andrässy, um sich Auskunft über die Bedeutung der den Delegationen unterbreiteten Creditvorlage zu erbitten. Graf Andrüssn berief sich trocken darauf, daß er vor Ausbruch des .Krieges Rußland keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß der Friede nicht zwischen Rußland und der Türkei, sondern unter Mitwirkung Europas geschlossen werden würde. Der Friedensschluß von San Stefano bestehe nicht zu Recht; follte Rußland einen einzigen Schritt zur Durchführung dieses Friedens machen, dann würde eine österreichische Armee aus den siebenbürgischen Pässen Hervormarschiren und dem russischen Heere einfach die Rückzugslinie abschneiden. Graf Andiässy behielt Recht, Rußland mußte sich fügen; der Tractat von San Stefano wurde zerrissen, Europa schuf auf dem Berliner Eongreß die neue Ordnung auf der Balkanhalb insel; Rußland hatte einen großen Krieg geführt, aber die Früchte desselben nicht geerntet.

Von dem Berliner Eongresse, auf welchem Andrüssu. neben Nismarck Beaconsfield und Gortschakoff eine so glänzende Rolle gespielt hatte, brachte er das europäische Mandat zur Besetzung und Verwaltung

Bosniens und der Herzegowina heim. Andrllssy war nicht eitel im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und doch krankte es ihn tief, daß er bei seiner Heimkehr so wenig Anerkennung gefunden habe. Manchmal in späteren Jahren sprach er in Worten des Neides über den Triumphzug, der Lord Veaconssield, welcher für England doch nur das kleine Cvvern erworben hatte, bereitet worden war, während er doch der Monarchie ohne Schwertstreich zwei Provinzen errungen habe. In der That war dem fo; Graf Andrässn fand für dieses sein Werk herzlich wenig Anerkennung. In der Hofburg war man verstimmt darüber, daß Bosnien und die Herzegowina der Monarchie nur zur Befetzung und Verwaltung zugewiesen und dem Sultan alle Souverainetätsrechte auf diese Länder gewahrt worden waren. Man hatte die Annexion, den Erwerb dieser Provinzen ohne Vorbehalt erwartet, zumal Nußland durch den General Suwaroff Österreich diese Provinzen fchon i. I. 1877 hatte anbieten lassen, allerdings unter einer Bedingung, welche Andrüssy mit aller Entschiedenheit ablehnte, daß nämlich Nußland Bulgarien als Pfand für die Einhaltung der Verpflichtungen der Türkei gegen ihre christlichen Unterthanen besitzen dürfe. Der Abtretung Bosniens und der Herzegowina fetzten aber die türkischen Congreßbevollmächtigten — von Nußland aufgestachelt — einen so zähen Widerstand entgegen, daß Andrüssn, um zu einem Abschlüsse zu gelangen, nachgab und sich mit dem Occupations-Mandate zufrieden gab, trotz der Völker- und staatsrechtlichen Schwierigkeiten, deren Keime dieses eigenartige VerlMtniß in sich trägt. Die Bevölkerung Österreichs und Ungarns konnte sich für die Occupatio» nicht begeistern. Man befürchtete — und die Folge hat dieser Besorgniß Recht gegeben — daß die Durchführung der Occupatio» große Opfer an Blut und Geld kosten werde. Die Expansionsbestrebungen an sich fanden keinen Anklang, man erblickte in der Occupationspolitik die Wiederaufnahme der alten italienischen Politik Oesterreichs in veränderter, verschlechterter Form, man ahnte einen Rückschlag auf die innere Politik, und in Ungarn gab es Kreise, welche mit einer gewissen Beängstigung die Eingliederung eines dritten absoluten Gebietes in das dualistische Gefüge sahen. In Ungarn führte auch die Occupatio« zu einer Cabinetskrise, in Oesterreich hatte sie mittelbar in ihrem Gefolge eine Umgestaltung des Negierungssystems zu Ungunsten der Deutschen, zu Gunsten der Slaven. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Graf Andrüssy die Befriedigung, daß man sich allseitig mit den vollzogenen Thatsachen abfand und fogar mit Wohlwollen das große Culturwerk verfolgte, welches sich Tag für Tag in den neuen Provinzen der Monarchie vollzieht. Noch stehen wir in der Entwickelung der Dinge und ein abschließendes Urtheil über die bosnische Politik Andrüssys ist zur Stunde nicht möglich. Gewiß ist nur eines: die kriegerische Verwickelung, deren Verhinderung das Ziel der Bestrebungen Andrüssys war, ist auch bis zur Stunde nicht eingetreten, trotz aller

Faßlichkeiten der europäischen Lage dauert der Friede nun im elften Jahre nach seinein Rücktritte aus dem Amte fort.

Die bedeutendste staatsmännische Leistung Andrüssys und die nachhaltigste Frucht seines amtlichen Wirkens ist der Abschluß des Vündßnivertrages mit Deutschland im September 1879. Wie sich auf österreichischer Seite das Bedürfniß nach dieser Allianz herausbildete, haben wir oben dargelegt; die Motivs welche auf deutscher Seite die entscheidenden waren, hat Fürst Bismarck in seiner großen Rede wenige Tage nach der am 3. Februar 1888 erfolgten Veröffentlichung des Bündnißvertrages auseinandergesetzt. Die Veröffentlichung dieses Vertrages hatte eine sensationelle Wirkung auch für Andr6.ssys staatsmännischen Ruf. Selbst in jenen Kreisen der Deutsch-Oesterreicher, in denen man dein Grafen Andrüssy noch immer Groll nachtrug nicht nur wegen seiner bosnischen Politik, sondern auch wegen der Gegnerschaft, die er der Verfassungspartei in Folge ihrer Opposition bethätigt und die er seit den, Experiment Tuffe mehr als einmal bereut hat, — selbst in diesen Kreisen söhnte man sich vollständig mit ihm aus und man feierte rückhaltslos das staatsmännische Genie des Mannes, der als demissionirter Minister diesen festen Wall für den europäischen Frieden geschaffen hatte! Zähneknirschend standen an diesem Tage in Oesterreich seitwärts nur die Czechen und ihre südslavischen Freunde.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, die Bemerkung beizufügen, daß der Bündnißvertrag nicht ganz nach dem Wunsche des Fürsten Bismarck ausgefallen ist. Fürst Vismarck hegte den Wunsch, Oesterreich-Ungarn möge die Verpflichtungen des Allianzvertrages auch für den Fall auf sich nehmen, daß Deutschland von Frankreich allein angegriffen würde. Graf Andrässy widerstrebte dieser Forderung. Er könne, wie er auseinandersetzte, nur solche Verpflichtungen eingehen, deren unbedingte Einhaltung er verbürgen könne. Zwischen Frankreich und Oesterreich - Ungarn bestehe keinerlei divergireudes Interesse und in der Bevölkerung der Monarchie müßte es den größten Nesens erregen, wenn im Falle eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich die österreichische Armee gegen Frankreich mobilisirt werden sollte. Er müßte zweifeln, ob diese Stipulation gerade dann zur Ausführung käme, wenn der on8U8 lwäori» gegeben wäre. Graf Andrüssy beharrte selbst dann bei dieser ablehnenden Haltung, als Fürst Bismarck betonte, die Aufnahme dieser Bestimmung sei ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers Wilhelm, welcher darauf das allergrößte Gewicht lege und von der Einfügimg derselben sei vielleicht das Zustandekommen der Allianz abhängig. Graf Andmssy erklärte sich daraufhin bereit, den Kaifer Franz Josef zu bitten, daß er einen anderen Bevollmächtigten mit den Negociatimien betraue, er selbst weigerte sich, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, bezüglich dessen er von der Unausführbarkeit einer der wesentlichsten Bestimmungen überzeugt sei. Um diesen Punkt drehten sich die Verhandlungen tagelang; Fürst Vismarck drängte, der Tag seiner Abreise

nahte heran. Am Abend vor derselben war im „Hotel Imperial" bis in die anbrechende Nacht verhandelt worden, Graf Andrüssy fuhr nach Schönbrunn, wo er im Stöckelgebäude den Sommer über wohnte. Er war der Ueberzeugung, daß die Verhandlunden über den Bündnißverirag gescheitert seien. Am folgenden Tage, in früher Morgenstunde, erschien Fürst Bismarck im Stöckelgebäude. Noch einmal erhob er seine Forderung, noch einmal wurde die ganze Frage durchdiscutirt. Graf Andrüssy blieb fest, wenn ihm auch innerlich gar bänglich zu Muthe war. Fürst Bismarck wurde endlich nervös, ungeduldig erhob er sich und rief mit starker Stimme: „Wenn Sie durchaus nicht wollen, nun dann — — (hier machte der Reichskanzler eine lange Pause) unterschreibe ich auch so!" Der Prüliminar-vertrag ward unterschrieben, das Bündniß zwischen Deutschland und Oester-reich mar zu Stande gekommen.

Als demissionirter Minister unterfertigte Graf Andrüssn den Allianz-Act, am 7. Oct. 187,9 ward dieser endgiltig ausgefertigt, vom 8. Oct. datirt das kaiserliche Handschreiben, mit welchem das Entlassungsgesuch Andrüssys angenommen wurde. Der Grund seines Rücktrittes war ein einfacher: er wollte gehen, nicht gegangen werden. Noch besaß er das volle Vertrauen seines kaiserlichen Herrn, aber seit seiner Heimkehr aus Berlin fand seine Feinfühligkeit manchen Grund zur Verstimmung. Auch mit den hohen militäri-schen Kreisen stand Graf Andrässn nicht auf dem allerbesten Fuß; er nahm für sich ein selbständiges Urtheil in militärischen Dingen in Anspruch und er trat den Forderungen des Militärs entgegen, wenn er in demselben nicht eine Notwendigkeit, sondern unnütze Wichtigthuerei erblickte. Das so oft gegen ihn ausgebeutete Wort: Man könne Bosnien mit einer Compagnie und einer Musikbande erobern, fiel in einer militärischen Berathung über die Vor-bereitung der Occupation. Graf Andrässy legte das Hauptgewicht auf eine entsprechende administrative Vorbereitung der Occupation und war der Meinung, daß nach einer entsprechenden Präparation die Besetzung mit einer bescheidenen Truppenmacht durchgeführt werden könne. Das ange-führte Wort mar eine absichtliche Uebertreibung Andrüssys, gerichtet gegen die kostspieligen Outrirungen der Generäle, insbesondere des F. Z. M. Philippovich, von dessen Befähigung zur Durchführung der Occupatio« und zur Organisation der neuen Verwaltung Graf Andrüssy nicht sonderlich überzeugt war. Je mehr die Geschichte der Occupation den Anschauungen Andrüssys Recht gab — man erzählt in vertrauten und gut informirten Kreisen gar merkwürdige Dinge über die Führung in diesem Occupations-feldzuge — desto weniger freundliche Gefühle hegte man gegen Andiässy und er konnte häufig genug die Wirkung dieser Feindschaften merken. So faßte er einen unerschütterlichen Entschluß: er schied in der Stunde seines höchsten Glückes und wartete nicht auf feinen letzten Tag.

Und nun noch ein Wort über den Redner Andrüssy. Ein Rhetor, ein Schönredner war Andrüssy so wenig als Fürst Bismarck. Er sprach,

namentlich Anfangs, mit heiserer, fast tonloser Stimme, die Worte rangen sich ihm schwer von den Lippen, die Sätze kamen stoßweise heraus. Selbst wenn er in den Fluß der Rede gerieth, war der Bortrag häusig stockend, in der Form meist zerrissen, er suchte nach dem Ausdrucke, er kämpfte mit dein Worte. Und dennoch führte er eine glänzende polemische Klinge und er verstand es meisterhaft die pathetischesten Ausführungen seiner Gegner mit einein drastischen Bilde oder nnt einem zündenden Witzworte zu zerstören. Die großen ausgearbeiteten Reden Andrüssys — wie die Bertheidigung der Occupatio« und seine letzte Rede, die über das Wehrgesetz — sind Meisterwerke des logischen Aufbaues und der Dialektik, seine glänzendsten Reden sind aber jene, die er im vollen Flusse der Debatte aus dem Stegreife hielt.

Einzelne dieser Worte haben mehr als vorübergehenden Werth erkalten. In der Adreßdebatte des Jahres 1861 sagt Andrüssy: „Das neue Oesterreich glich einer Pyramide, die man auf die Spitze gestellt hatte; darf es da Wunder nehmen, wenn sie nicht aufrecht stehen konnte?" Die auf die Spitze gestellte Pyramide blieb ein geflügeltes Wort mährend des ganzen Ausgleichskampfes-, und heute noch wendet man häusig die Wendung an, mit der Andrüssy ein energisches Einschreiten gegen die Jesuiten ablehnte: „Man soll mit Kanonen nicht auf Spatzen schießen." Das scharf zugeschliffene Mot war überhaupt eine Lieblingswaffe Andrässys. Inmitten der Ausgleichsaction zu Ende 1866 traf er im Pester Nationolcasino mit dem Führer der Conservativen, dem Baron Paul Sennyei zusammen, dessen Partei die größten Anstrengungen machte, sich zu behaupten oder doch eine Coalition mit dem Deakisten zu erzielen. „Aber so sage mir doch," redete Sennyei den Grafen AndrSfsy an, „was ist denn eigentlich Euer Programm?" — „Unser Programm,"— mar die schlagfertige Antwort — „ist einfach, daß Ihr geht und wir kommen!"

Nun ist auch diese bedeutende staatsmännische Gestalt aus unserem öffentlichen Leben verschwunden, das in der Gegenwart so arm ist an großen' Erscheinungen. Andmssy ist vorfrüh von dannen gegangen in dem Augenblicke, wo man erst recht allgemein seine volle Bedeutung erkannt hatte und die Berechtigung der Worte verstand, die Franz Deak sprach: „Ich halte meinen Freund sürmahr durch einen uns durch Gottes Gnade geschenkten providentiellen Mann." Die Sympathie und das Vertrauen, das Andrüssy gerade in so unbeschränkten Maße in seinen letzten Lebensjahren genoß, sind Beweise, wie unrichtig das Wort von dem Undank' der Bölker ist.

Voll Dankes standen zwei Völker an Andrüssys Grab in aufrichtiger Trauer; feine Werke beherrschen die Gegenwart; ihre Spuren werden unsere Zeit lange überdauern.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe Fritz Reuters.

INitgetheilt von

ltarl (Theodor Gaedertz.

— Berlin. —

ach der Festungszeit, nach dem mißlungenen Versuch des erneuten Universitätsstudiums, im Sommer 1841, hatte sich Fritz Reuter, damals einunddreißig Jahre alt, in seiner mecklenburgischen Heimat das stille freundliche Kirchdorf Jabel, welches zum Kloster Malchow gehört, als Ruhepunkt gewählt. Sein Oheim, der dortige Pastor Reuter, ein Biedermann und voll von Humor, nahm den „verlorenen Sohn", von dem der eigene Vater nichts mehr missen zu wollen schien, mit offenen Annen auf; ihm blühten sieben liebliche Töchter, die den trübsinnigen Vetter durch ihre natürliche Laune — denn es waren muntere Mädchen — bald heiter stimmten. Allmählich gewann auch der gestrenge Bürgermeister von Cluvenhagen durch die günstigen Berichte seines „geistlichen" Bruders wieder eine väterliche Theilnahme für Fritz.

Vielleicht in diesen Lebensabschnitt unseres Reuter fällt ein hochdeutsches Scherzgedicht. Das Manuscript trägt von fremder Hand die Notiz: „Nach einem Aufenthalt in Warnemünde mit seinem Vater". Die nnn folgenden Namen zweier junger Damen aus seiner Verwandtschaft geheim zu halten, ist mir zur Pflicht gemacht. In Heinrich Heine'scher Manier erklingt es:

Ihr bösen, bösen Kinder, Aus ist's mit Grünen und Blühen
Was habt Ihr angestiftet! Im Mecklenburger Land,
An Folgen viel gelinder Mit Eurer Augen Glühen
Sind Schwerdt und Dolch und Gift. Habt Ihr die Fluren verbrannt.

Der ganzen Ostsee Fluthen
Die löschen das Feuer nicht.
Das Eurer Augen Gluthen
Bei uns hier angericht't.
Ihr bösen, bösen Kinder,
Was gabt Ihr uns für Dan!!
Wir machten Euch gesünder,
Ihr uns am Herzen trank.
Die Iünglingsherzen alle
Zu Zunder sind verzehrt.
Ach! nicht 'mal auf dem Balle
Sind sie's Verschenken werth.
Und unsre Mädchen sitzen.
Bis taub sie weiden und lahm.
Denn all ihr Blicken und Blitzen
Ist nur Theateikrllm.
Auch meinem alten Vater
Dem habt Ihr's angethan.
In seinem Leben hat er
So leidig nicht gethan.
In unfern Ostseebädern,
Wie an der Müritz Strand.
Riecht's nach verbrannten Federn
Vom großen Herzensbrand.
Ihr bösen, bösen Kinder,
Was habet Ihr vollführt!
Die Heizen, und meins nicht minder.
Sind all' nicht verafsecuri«. >

Sein „nicht versichertes" Herz sollte zehn Jahre später, 1851, ohne Police eine Prämie gewinnen, die höchste, nach seinem eigenen Ausspruch:

„Mit den uns' Herrgott meint bat tru,
Den giwwt hei ene gaudc Fru."

Lange hatte er um Fräulein Luise Kuntze werben müssen. Neben vielen vortrefflichen Eigenschaften hatte ihr Gesang und Claviersviel ihn gefesselt.- andächtig und träumerisch pflegte er zuzuhören. Einst dichtete er zu Beethovens letztem Walzer diese Worte:

Was treibt euch, ihr Wogen,
In ewigen Bogen
Vom Meer auf die Lande,
Vom Land auf das Meer?
Wer hat euch gezogen
Mit liebendem Bande
Zum wohnlichen Strande,
Was eilt ihr so sehr?
„Wir eilen, zu fchauen
Die Berge, die blauen.
Wo lachende Triften
Uns laden zum Grus;;
Wo grünende Auen
Mit wärmeren Lüften
Und würzigen Düften
Uns laden zum Kuß.
Und wenn wir umfangen
Mit holdem Verlangen
Die Mutter des Schönen,
Die (irde alz Braut —
Dann ziehn wir mit bangen,
Mit traurigen Tönen

Hinab zu den Söhnen
Der trauernden Fluth!"
O, war' ich die Welle,
So rauschend, so schnelle,
Tann, Liebchen, dann wüßt' ich,
Wo morgen ich war'!
Mein Liebchen dann grüßt' ich,
Mein Liebchen bann küßt' ich,
Dan» weint' ich nicht mehr.

Als Luising ihm endlich ihr Jawort gab, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden, da legte der nach so vielem, schwerem Unglück nun überglückliche Mann das Geständnis; seiner innigsten Zuneigung und Zuversicht in drei ergreifenden Strophen nieder. Wie einen bösen Traum streift er die bittere Vergangenheit ab, Gegenwart und Zukunft erscheinen ihm hoffnungsvoll an der Seite Luisens, und er betet:

Ich denke Dein, wie eines schönen Bildes,
Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
In Deinem Auge nichts als Holdes, Mildes,
Und ewige Verzeihung in dem Munde.
Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
Mich selbst gestört, entflieht im Hauch; die Wunde
Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
An Deiner Hand hinauf zu neuem Leben.

Ich denke Dein, wie eines frohen Sanges,
Der wie ein Trost zu mir heiüberklingt,
Unwiderstehlich, wie die Lieb' ein banges,
Gequältes Herz zu neuem Hoffen zwingt.
Wenn bei dem Glockenton voll sühen Klanges
Der Sehnsucht Thran' in's feuchte Äuge dringt,
Das Herz mit seliger Vergessenheit umhüllet
Und jede Rache ruht und jede Schmerzen stillet.

Ich denk' an Dich, wie an ein hohes Wort,
Das Gott einst einem Genius versprach,
Als in des Chaos finstern Armen dort
Noch als ein unerschaff'ner Geist ich lag;
Du solltest sein in meiner Brnst der Hort,
Du solltest lösen meines Lebens Frage,
Dich sollte ich auf Erden wiederfinden
Und Deine Liebe mich bom Fehl entsünden.

Ja, diese reine Liebe hat ihm ein neues Leben gegeben, und der Segen des Höchsten ruhete auf dem Ehebunde.

Trotz sehr einfacher und bescheidener Verhältnisse konnte das junge Paar, welches in dein pommerschen Städtchen Treptow an der Tollense seinen häuslichen Herd gründete, einen Gast beherbergen: der hieß Zufriedenheit. Sonntags wurde der beste Freund Fritz Peters auf dem benachbarten Landgut« Thalberg besucht. Reuters „Läuschen un Niemels" erschienen und waren rasch vergriffen, seine Gelegenheitsdichtungen wurden in weiteren Kreisen berühmt, größere poetische Pläne beschäftigten ihn und verhießen Erfolg; —, das Glück heftete sich jetzt endlich, endlich an seine Sohlen!

In diese Zeit gehört ein ernsthaftes Polterabendgedicht, halb hoch-, halb plattdeutsch, für eine der Cousinen aus Iabel, deren neckisches Wesen er stets gern gehabt. Aus voller Seele fließt ihm die Mahnung an Bräutigam und Brant:

Sucht nicht den Himmel über Euch,
Zucht ihn in eigener Vrust,
Sucht ihn nicht in dem Stelnenieich,
Ihr findet seine Lust,
Ihr findet seine Seligkeit,
Und — wenn Euch sonst nichts blieb —
Ihr findet sein tiefes sel'ges Leid
Im Herzen voller Lieb!*)

Das Originalmanuscript aber zeigt, welcher Schelm dem Verfasser oft im Nacken saß. Er hat nämlich die letzte Seite des Papiers, sogar Rand und Ecke, mit allerhand Gedanken angefüllt: mit scheinheiligen als väterlicher Freund, mit übermülhigen als lustiger Vetter. Da lesen wir: „Ich bitte mir auf das Ernstlichste aus, daß meine Autorschaft verschwiegen bleibt, denn ich will dies als das letzte Mal angesehen wissen, daß ich mich zu solchen Dingen verstehe. Verstehen Sie mich, mein Fräulein? Deine Mutter, die würdige Frau, grüße von mir und stiebe, ihr ähnlich zu werden; überhaupt bessre Dich und führe einen ordentlichen Lebenswandel, mein liebes Kind. Verstauche Deine Rede nicht und werde nicht reizend! Wüßte ich, daß Du eine Stelle des Gedichts für reizend erklärtest, würde ich etwas wie Maulschellen empfinden. Dein väterlicher Freund F. R. Katz! höre ich, daß Du gut gespielt hast, und daß Einige vor Aerger etwas schwarz angelaufen sind, will ich von jetzt ab Alles an Dir reizend finden. Reife auf ein paar Tage nach Jubel und ftudire Lining; sie ist das prächtigste Eremplar der Rallögigkeit**). Von ihr nimm den schmachtenden Aufschlag der Augen, das übersinnlich Langweilige; von Mining das zarte Sentimentale; von Dir selbst die weltverachtenoe Resignation: von allem diesen mache ein Rührei und lade sie selbst zu Gaste dazu, dann wird's prächtig, und Du sollst auch einen rechten herzlichen Kuß von mir dafür haben. Dein von Dir ewig geliebter Vetter F. R.

— Kleine prächtige Katz, reich mir die Tatz! gieb mir 'n Schmatz! —

— Ach, Du reizende kleine Katz! Du wirst mal niedlich fein, als Erzieherin; Du mußt rallögen, daß der Kalk von der Wand fällt. Wie werden sich unsere rallögenden, himmelnden, gefühlständelnden, schwärmerischen, ätherischen, supernaturalistischen und transcendentalen Cousinen cm dieser Parodie ihrer selbst erbauen? Oh! Luise grüßt und freut sich über Deinen Vriefstyl, der wirklich fchon einen Beigeschmack von den Redeverstauchungserperimenten, denen Tu Dich hingiebst, erhalten hat, —

5) Diese empfindungsvolle Strophe genüge als Probe, Das Ganze ist — etwas umgeändert, ohne die Partie der „Erzieherin" — in Reuters Polterabendgedichten als Nr. 10 gedruckt: Hanne und Fiten, Gärtnerinnen.

5*) Die Namen Lining und Mining sind fingirt. Rallögigleit läßt sich schwer , übersetzen: die Augen rollen, schwärmerisch, schmachtend, himmelnd drein blicken, wie mon's wohl an ältlichen Gouvernanten schon wahrgenommen hat. Und solch „Unalücksworm" sollte und wollte seine Lieblingsbase weiden und in der kleinen Scene spielen.

Liebes Cousinchen, nichts für ungut; ich bin Dir doch recht gut und wünsche, daß Dir das Ding gefalle, und daß Du Glück damit machst. Lache nur nicht selbst dabei und wasche und kämme Dich vorher!"

Gewiß, das ist nicht sonderlich bedeutend, ist sehr harmlos, kindlich, — aber, ich meine, in hohem Grade charakteristisch für Fritz Reuter. Wohl dem Menschen, der nach solchen Kümmernissen und Demüthigungen, wie er sie durchgemacht, sich die Heiterkeit und Unschuld des Herzens, ein wahres , Kindesgemüth, so zu erhalten weiß!

Er hatte es verschmoren, nie wieder Polterabendscherze zu liefern. Doch als die Familie seines besten Freundes ihn darum bat, konnte er nicht Nein sagen; so entstand im Juni 1857 ein drolliger Dialog in plattdeutscher Mundart.

Die eine der zwei Personen, Fru Möllern, wurde durch Reuters Luising dargestellt*). Auf Thalberg geschah die Festlichkeit zur Verheirathung von Peters' Nichte, Fräulein Minna Nüst, mit dem Oekonom Heinrich Binnier aus Röbel in Mecklenburg. Wir lernen auf humoristische Art durch die beiden Bauerfrauen den Kreis der Reuter'schen Bekanntschaft kennen und begrüßen darunter liebe Gestalten: die Großmütter Peters aus Liepen und Ohl aus Stralsund, Fritz Peters und Frau Marie geb. Ohl, den dicken Justizrath Schröder, der das Geld zur Drucklegung der „Läuschen un Riemels" vorschoß, u. s. w.**)

Es treten also auf: Fru Müllem (Linse Reuter) ut Pommern un Fru Schulten ut Meckelnborz. Entere beginnt:***)

Schulten, Schulten, hur doch mal,
Kumm driest man rinne in den Saal,
Kumm driest man rin, hier deiht Di Keiner wat!
Schulten. Oh Möllern, ne, wo schön is bat!
Ick möt gestahn, ick bün verwunnert,
Ick stach, as wier ick ganz verdutzt,
Wo hett dat Volk sich upgedunnert.
Wo hett dat Volk sich rute putzt!
Möllern. Du red'st, as wenn in Mcckelnborg Du Wesen Kehrst;
Ne, wi dauhn hier up'n Tholbarg sin,
Hier is dat niederträchtig sin.

*) Diese ihre „erste Nolle" weiß Frau Or, Reuter noch jetzt auswendig; ganz zufällig declamirte sie mir einmal die Worte der „Fru Schulten" mit lebhaftem Aus» druck vor.

**) Ueber diese Persönlichkeiten findet der Leser manche Charakterzüge in meinen »Fritz Reuter.Reliquien" (Wismar, Hinstorfs'sche HofbuchlMdlung 1S3S) und „Fritz Reuter-Studien" (ebenda 1890).

***) Fast gleich lautet der Anfang eines späteren Polterabendscherzes, den Reuter für Fräulein Friederike Gesellius, die Tochter seines LieblingslehrerS in Parchtm, 1860 versaht?'; doch^nur die Einleituno, Zwölf Verse, stimmen überein, auch ist die Idee beibehalten, daß zwei Bauernwciber, ebenfalls Fru Möllern und Schulten gcheihen, sich über die Gesellschaft und das Brautpaar belustigend äuszern.

Schulten. Ja, 't is woll ganz entrahmten hier;
Wenn'ck blot man wüßt, wer't all so wiei!
Müllern. I, weck danh'ck kenn'»,
Dei will'ck Di nenn'n.
Des t»um Gxempel, dat is dei Liepcr Großmama,
'ne klaule Fru mit vele Insicht
Un vel Verstand in jede Hinsicht.
Schulten. Na, wer mag denn dit woll wesen?
Kieck blot mal an, mi dücht.
Man lann't up ehren Angesicht
Un in ehr ganzes Wesen lesen,
Dllt sei gor tau leim un gor tau tru.
Möllern.! Ja, dat's 'ne ganze prächt'ge Fru:
Grohmutting Ohl, ut Stralsund bürtig.
Twor's all tau Iohren, doch ümmer hurtig.
Schulten. Ne, tieck doch blot mal desen an,
Wat is't for'n lütten schnackschen Mann!
Möllern. Du meinst den Lütten, den'n Nein un Dwierl (Wirbel)
So dicht tausllmen sitten? dat's cn pracht'gen Zierl!
Dor gah man ortest heran un stral em öwcr,
Dei deiht Di nix, den'n stratt ein Jeder,
Dat is dei Herr Iustizrath Schröder. —
Schab', schad', dei Mann dei hett 'ne Lewer I
Schulten, Ach Gott erbarm! Wat hewt Ii hier
Doch för oll lütt erbärmlich Lür!
Dor füllst nah Meckelnborg mal kamen,
Dor fiun'n sich dägte Kierls tausamen,
Möllern. Oh, gah mi doch mit Inge Riesen!
Hier will'ck Di'» orndlich Nun mal wiesen.
Hei deiht't man nich un reckt sich nich in'n Nur,
Sünst füllst mal seih», dat is noch ein,
Dei is mal nüdlich lang geraden.
Schulten. Ach, wenn hei't man nich öwcl nehmen deiht?!
Möllern. Oh ne, dor dauh Di man nich grämen,
Dei ward uns dat nich öwel nehmen.
Hei weit Bescheid, wat spaßen heit.
Schulten. Un wo's sin Fru, ick mein, wo sei sitt?
Möllern. Sin leiwe Frn, sich, dei is dit,
Nich mit dei gelen Hoar, ne mit dei schwarten:
Dat is sin leiwste Fru Eduarden,
Dat is 'ne Fru, dei malt den Spaß noch mit.
Schulten. Na, nich tau hastig, täuw mal 'n bäting!
Wo is denn dei Fru Iustizrüthing?
Möllern. Dei Fru Iustizräthin? sich, dor, dor sitt s,
'ne klanle Fru mit velen Witz,
Doch uck mit Lewcr sieht behafft,
Tat liggt woll in de! Schröderfchaft.
Schnlten. (läuft auf Fritz Peters zu).
Dllu, Möllern, lumin! kumin hier mal schnell!

Wat's dit för'n lüttes uahrsch Gestell?
(lacht: Hll ha l,a!)
Möllern (lacht auch). Ha ha ha! ja, 't is tau dull!
Schulten. Ne lieck bat Ding so rund un oull
Un mit so'n fründlich Angesicht,
Wenn't Ding man blot nich't Tründeln krigt!
(lacht wieder.)
Möllern. Nimm Di in Acht, dat Ding bat brennt glicl lichterloh!
Frag hier man na, dei weit Bescheid,
Dei weit dat, wo dat Kauhreiu deicht.
Schulten (zu Frau Marie Peters). Ach Gott, dit arme Kreatur,
So lütt un tncndlich von Statur!
Möllern. Ja, Schulten, ja: mißhandeln deiht hei '3,
Un wenn hei jichtens kann, denn schleit hei 's:
. Ja, 't is 'ne böse Oart, dei Peitersü
Schulten. Ja, 't is denn wvll 'ne böse Oart! —
Wer is denn bat dor mit den Boart?
Müllern. Postholler, Kovmann, Oekonom
Un Gaudsbesittcr in 'n Drom,
Den'n kennst Du nich? Dat's Hermann Kaibel.
Schulten. Dat wier dei Deuwel!
Dat 's Hermann Kaibel?
Nu lieck mal Ein!
Den'n heww ick früher uck all seihn,
Un früher seeg hei jünger ut. —
Wer is denn dei, süh dei, dei Gries'?
Möllern. Uem Gotteswillen nich tau lud!
Wenn ich Dich diesen soll erklären,
So mutz ich mit Dich hochdeutsch reren (sie will sagen: reden).
Süh diesen Griesen Dich mal an,
Du stehst nicht vor gemeinem Mann:
Er ist ein Ritter und zwar ohn' Dadel,
Man schade blos — auch ohne Adel;
Sonst hat er ein ganz gut Gesicht,
Und kleine Kinder Iaht er geh»,
Auch Stiefelwichse ißt er nicht*)
Und wird auch heut wohl Spatz versteh».
Un dit un dit's sin leiwc Fru.
Schulten, Kieck mal, wo sründlich ficht s' uns an;
Wo kümmt dei Fru tau so 'nen Mann,
Wo lümmt dei Mann tau so 'ne Fru!
Möllern. Oh, harrst Du em man früher seihn.
Ick segg Di: nüdlich, nobel, fein.
Gesicht un Liew null Rick un Schick,
Ick segg Di, 't was en nobel Ttück.
Ick segg, dat was twoarst all vor Ioahren,
Nu hett hei frielich siehr verloaren!

") Vergl. Reuters Lauschen „De swarten Pocken."

Schulten. Kieck, Möllern, kieck, dor sitt »och Em,
Dei is mal staatschen antauseihu!
Möllern (heimlich). Ach still, ach still, ne, den'n lat gahn,
Dei künn am En» nich Spaß verstahn!
Schulten (laut), I wo, man kann ja doch woll fragen?
Möllern (leise). Je, weck dei käuen 't »ich verdragen.
Schulten (heimlich). Verfliegt?
Möllern (Mternd). Nee!
Schulten (ebenso). Un hei heit?
Möllern (ebenso). Kreisrichtcr Bad.
Ach schad, ach schad!
Dat so'n Mann nich kriegen deiht!
>.laut.) Nu weitst Du hier Bescheid. Doch kieck, dor linke Hand,
Dor sitt en Mann, dei is mi nich bekannt.
Schulten. Wen meinst Du? dcsen hier?
Oh, den'n kenn ick, dei heit Binnier (der Vatcr).
Gun Abend uck! Na, uck en baten hier?
Na, Herr Binnier, Sei kenn'n mi woll nich miehr?
Na, so wat lctt sich uck vergeten,
Ick was dunn noch en lüttes Mäten.
(zu Möllern.) Süh, kieck mal hier! des' Beiden, Möllern,
Dat sünd den Brügam fiene Oellern,
(Ä? poar siehr uterwählte Lühr. —
As 'ck dunn bi ehr in Nabel wier,
Dunn sähr, wat hier dei Vatter is,
Tau sienen Sahn: „Heindrich, mien Sähn,
Du sollst im hin nach Jena zehn
Un sollst Oekonomie doa liehren
Un sollst doa hellischcii studieren,
Un wenn Du damit büst zu Schick,
Denn kumm nach Mcckelnborg zurück
Un dauh uns au« den Drom mal wecken,
Un dauh uns mal en Licht anstecken!"
Un wat hier sie» Frn Mutter is,
Dei fahr tau em: „Mien leiw lütt Heining,
Du gcihst nu in dei Welt alleining;
Du büst nu in dei Joahren endlich,
Wo den Bcrstand man bruken kann.
Un treck Di üiumer propper an
Un ümmer sauber, ümmer rendlich,
Un wasch Di hübsch Gesicht un Knäbel
Un „ahstcn kumm tauriigg nah Nabel;
Denn kannst Du Di 'ne Fru mal nehmen,
Un Baddcr ward sich uck bequemen."
Möllern (zum Braittvaar tretend,. Iln dit is hei, dit is lütt Heining?
Schulten. Dit is hei, ja! dit is hei, Möllern,
Dit is der Sohn von diese Ocllern!
Möllern, Na, hctt hci denn uck brav wat lichrt?
Schulten. Just nich sichr von Bedüden wier't;
Un't hett em just uck gor nich drückt.

Indessen heti't sich doch so schickt,
Tat hei en Praktikus is worren.
Hett hei uck grar nich öwer Biiuker legen,
Hett hei 'ne Pachtung un 'ne Brut doch kregen,
Un siene Hochtied is all morren.
Doch war sien Brut is, wo fei heit,
Dat iS mich gänzlich unbewußten.
Möllern. Dat weit ick, wer dat Wesen deiht:
Süh, dat is 'ne gewisse Nusten,
Un is't nich mal 'ne schmucke Brut?
En bäten spcm'fch blot siiht sei ut;
Du füllst mal seihn, wenn sei't blot man deiht,
Wenn I' blot dat Og tau Höcht mal schlecht.
Denn kieckt s' so still, so fram, so schmächtig.
So säut, so drömig'öwernachtig.
As wenn 'ne Flur doräwer tüht.
Kicck, wenn I' lütt Heining so ansüht —
Schulten. Ja, Möller», dat is woahr,
Dat is en gor tau »üblich Poar.
Möllern. Ja, Heining un Mining, un Mining un Heining,
Un ick bün Deining, un Du büst Mcining:
So mag dat noch heiten vel lange Joahr!
Schulten. Dat wünsch ick Jug uck noch männigen Tag,
Dat lang Ii noch leben taufreden un froh, —
Und Niemand den Spaß verdenken uns mag.
Möllern. Denn Spafz muß sein, sagt Cicero.

Mit diesen hochdeutschen Schlußworten unter Berufung auf die klassische Autorität des alten Römers verbeugten sich die beiden Bäuerinnen.

Man beglückwünschte den Dichter und bestürmte ihn nach wie vor bei jeder fröhlichen Gelegenheit mit Bitten um derartige Gaben seiner Muse. Doch nicht erst bitten ließ er sich bei einem traurigen Ereigniß, das, irre ich nicht, im Jahre 1856 sein liebes Jabel heimsuchte. Eine Feuersbrunst legte Alles in Asche, das ganze Pfarrdorf, welches ihm stets eine freundliche Rückerinnerung gewährt hatte, deren es gerade nicht viele gab aus der Jugendzeit. Dort amtirte ja auch Küster Suhr, der mißingsch redende Schulmeister, uns wohlbekannt aus „Läuschen un Riemels", „Reis' nah Belligen" nnd „Hanne Nüte". Kaum vernahm Fritz Reuter die Schreckenskunde vom Brande, als auch schon sein Hülferuf erscholl „An miene gauden Frünn":

To oft hett Mannig tau mi svraken,
Hei wicr mi gaud un wier mien Fründ,
Wiel ick sien Trnrigkeit harr Kraken
Un em en luftig Lachen günnt.
Hüt kam 'ck tau Jug in arge Trur
Un reck Jug Ken de Snurrerhand,
Denn denkt Jug mal, oll Köster Sur,
Ganz Jabel liggt in Schutt un Brand!

Daglühners all un all de Buren,
De Kirch mitsammt den Kerlenthurm,
De Pieisterie, de Försterie,
Da liggt nu Mens — süh mal, süh! —
Net in de gruge Grund verluren,
Dat liggt uu Allen« in de Asch! —
Nu griev mal Jeder in de Tasch
Un denk doch mal an Küster Suren
Un dm! doch an de Annern all!
Ick red hier nich von Luggeduren,
Doch wat Ein will, dat gew hei oall.^)

Noth zu lindern, war unserem Volksdichter ein Bebürfniß; sein gutes Herz trieb ihn, zu helfen mit Nach und Thai, und möglichst schnell, nach dem Spruch: „Wer rasch giebt, giebt doppelt." Spater, von Eisenach aus, in den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 weckte sein Mahnruf ein Echo im Vaterlande und öffnete die Börsen und Sparbüchsen von Hoch und Niedrig.

Von Eisenach aus! Iohanni 1863 sagte er nämlich seiner norddeutschen Heimat Valet und ließ sich am Fuße der Wartburg nieder. Bei seinem Einzüge stand ihm der Vanquier Seuerus Ziegler als treuer Freund zur Seite. Der private und geschäftliche Verkehr mit demselben rief allerlei ergötzliche Episteln und Verse hervor"*); neu ist das folgende „pecuniäre" Poem, das keines Commentars bedarf und vermuthlich aus der ersten Zeit des Eisenacher Aufenthaltes datirt:

Mein lieber Freund, es erfolgen allhier
Gin Thaler und zwei Groschen
Für meine Frau ihre Filzgaloschen;
Sie danket Dir oielmal dafür.
Ich thue desgleichen für die besorgten Talons
Und vor Allem für die beigelegten Coupons,
Bitte Dich aber, diese fünfzölligen
Sowie die mitfolgenden, nächstens fälligen
Pommercmer in's Praktische zu übersetzen
Und mich mit Silberklang zu ergötzen.
Lcb' wohl, ich grüß' Dich und so weiter —
Mit höchster Achtung
Dein Fritz Reuter.

Ten Zusammenhang mit seinen Freunden in Neubrandenburg ver«

*) Diese Improvisation erhielt ich durch Herrn Bürgermeister tzofrath Brückner-Nenbrandenburg von dem Kammerberrn von Borck auf Mollenbeck bei Malchow mit der Bemcrtmig: „Vorstehendes wurde ungefähr 1856 vmi Fritz Neuter meinem Schwager vor: Kardorff als Bitte vorgetragen^ von diesem sofort nach.Diltat aufgeschrieben und mir gegeben."

»*) Bergt. Gacdeitz: „Neuter-Riliquien." S. 57 folg. ,,Reuter°Studien.' S. 139.

mittelte ein reger Briefwechsel, der, hauptsächlich an die Brüder Präpositus
Franz und Dr. Ernst Boll adressirt, in den „Reuter-Studien" (S. 117
bis 188) zum Abdruck gelangt ist. Auch an die Familie Brückner — der
eine Bruder mar erster Bürgermeister, der andere lebt noch als Medicinal-
rath daselbst — schrieb Reuter bisweilen. Als ihm, beim Abschied aus
der mecklenburgischen Vorderstadt, die Gymnasiasten einen Fackelzug brachten,
hatte der junge Ludwig Brückner, des Medicinalraths Sohn, der bald
darauf die Universität Würzburg bezog und jetzt als Arzt in Neubranden-
burg wirkt, die Ansprache gehalten und zu einem begeisterten Hoch auf
den gefeierten Dichter aufgefordert. An dessen Vater richtete Reuter aus
Eisenach den 31. August 1363 die nachstehenden Zeilen:

Mein lieber guter Doctor,

Es würde doch von einer grenzenlosen Undankbarkeit zeugen, wenn
ich mich nicht einmal nach Ihrem und der Ihrigen Wohlbesinden er-
kundigte. Daß Sie nach Berlin gereist sind, habe ich erfahren, aber'
Ihre übrigen Schritte — wahrscheinlich weil sie etwas sehr lang sind
— sind meinen Augen verborgen geblieben.

Uns geht es hier sehr gut, und an den mannigsaltigsten Unter-
haltungen fehlt es uns hier nicht, denn Zeit und Ort sind für allerlei
Vereine, Versammlungen wie geschaffen; es ist hier ein mahrer «uuünxu8
von Fremden, weit über 25 000 besuchen alljährlich die Wartburg, und
der ganze Zug dieser Völkerwanderung muß an meinem Hause vorbei und
giebt ab und an seinen Zoll in Gestalt eines braven Mecklenburgers
oder Holsteiners oder Pommern an meiner Gartenpforte ab. — Ja
mein lieber guter Doctor, an Langeweile leiden wir hier nicht, und ein
Glück ist es, daß für den Winter eine ruhigere Zeit eintritt, sonst würde
aus dem Arbeiten nicht viel werden. Von den vielen Leuten, die mich
hier besucht haben, erwähne ich nur die, die für Sie Interesse haben
können: Advokat Raspe und Frau, Müller-Stargard mit Tochter und
Fräulein Schmidt, Snbrector Keil nebst Frau und dann vor Allen den
alten guten Spitz Gentzen*) mit Frau, der aber auf mich einen sehr
traurigen Eindruck gemacht hat; er war in seiner herzlichen Weise froh
und heiter, nahm auch in reger Weise Theil an Natur und Kunst auf der
Wartburg, aber körperlich war er entschieden bedeutend leidend. — Er hat
auf mich einen mohlthuenden, aber sehr elegischen Eindruck gemacht. —
Drei meiner alten Leidensgenossen habe ich hier auch schon bei mir gesehen:
einen Archidiakonus Müller aus Coburg, einen Lehrer an der Militär-
schule in Woolwich, Namens Schlutter, und dann meinen alten Capthein

*) Gentzen, mit dem Cerevisnamen Spitz, war Kroszherzoglicher Bibliothekar in
Neustrelitz, mit Brückners Schwager Boll befreundet und so auch mit Reuter bekannt
geworden.

Schultz« mit seinem Bruder*). Sie können sich in Ihrer wohlwollenden Art und Weise wohl denken, wie erquickend dieser Besuch für einen alten Menschen, wie ich bin, gewesen ist. — Ein sehr bekannter Philologe, Professor Ullrich aus Hamburg**), kam mit seiner Frau und brachte Grüße und Einladung von Friedrich Rückert aus Neuseß bei Coburg, und der erste größere Ausflug, den wir machen, soll zu ihm und Reinhard sein***).

*) Vergl. Gaedertz: „Reuter-Reliquien". S. 59—61. Herr Generalsuperintendeni I>. Müller in Coburg theilt mir u. a. mit: „Schriftliches besitze ich von Reuter keine Zeile? selbst das Blatt, das er mir für das Stammbuch schrieb, und einen harmlose» Scherz enthielt, ist in jener entsetzlichen Untersuchungszeit wohl als ein staatsgefährlicher Gegenstand zu den Kriminalakten gewandert. In Jena waren wir Beide Mitglieder der Germania, und ich verkehrte gern mit dem treuherzigen Genossen ohne alles Falsch, geschmückt mit reichen, geistigen Gaben und schönen Kenntnissen. Er war wohl bewandert in der Geschichte, las mit Vorliebe Sophokles, beschäftigte sich mit deutscher Literatur, und, wenn ihn ein gewisser Geist des Leichtsinns dazu kommen ließ, verweilte er für einige Zeit am Zeichentisch. Bei seinen Kneipereien im engeren Sinne, an denen mein nur Mecklenburger <Königk ?c.) theilnahmen, und die in Cospeda sich oft auf mehrere Tage ausdehnten, war ich niemals zugegen; aber an den allgemeinen Kneipabende« schloß er sich gern an mich an und nannte mich auch wohl, wenn ich ihm eine milde Strafpredigt gehalten hatte, seinen Mentor; ein intimes Verhältnitz bestand zwischen uns nicht. Keiner der Kommilitonen hat geahnt, dah Reuter später eine so ungewöhnliche Bedeutung erlangen und seinem Namen einen so schönen, weithin tönenden Klang verleihen werde. Er hat wohl oft auf der Kneipe Anekdoten in plattdeutscher Mundart, ähnlich den späteren „Lauschen", erzählt. Die Zeit der Demagogenhetze, gegen die sein Buch eine gerechte Verurtheilung bleiben wird, hat auch uns auseinander gebracht. — Im Jahre 1863 machte ich einen Ausflug nach Eisenach. Als ich aus dem Eisenbahnwagen laut den Namen eines Bekannten rief, der mich^erwartete, schrie eine Stimme: „DaS ist der Coburger Müller!" und „Du bist Fritz Reuter!" rief ich hocherfreut, und wir lagen in den Armen. Wir hatten uns 32 Jahre nicht gesehen. Wir verlebten einen schönen Abend und schieden in Hoffnung, uns bald in Coburg zu sehen. Nach einigen Monaten besuchte er mich ..."

**) Die Wittwc des Professors Franz Wolfgang Ullrich berichtet an mich: „Mein Mann und ich wurden durch das Borlesen von ReuterS Frsnzosentid durch den verstorbenen Landsyndikus Langfeld aus Rostock am Heiligen Damm 1860 mit dem Dichter bekannt, den mein Mann als solchen sehr hoch stellte, so daß er auf einer Heimreise von Salzburg im Sommer 1863 mit mir den Umweg über Eisenach machte, eigens um Reuter kennen zu lernen. In seiner am Fuße der Wartburg belegenen Wohnung trafen wir ihn nicht und traten in der Dämmerung den Rückweg ins Hotel an. Plötzlich sah mein Mann von einer einsamen Stelle einen Herrn kommen und sagte zu mir: „Das mutz Reuter fein!" Er ging auf ihn zu und redete ihn an: „Sie sind Fritz Reuter!" „Ja", lautete die Antwort, und, nachdem mein Mann sich zu erkennen gegeben, lagen sich Beide in den Armen; denn Langfeld hatte seinem Freunde schon viel von ihm erzählt. Nun verbrachten wir am andern Morgen noch mehrere höchst angenehme Stunden in seinem Heim und schieden sehr befriedigt, um uns hier nie wiederzusehen. Wir sprachen n. a. von Kräpelin, von dem Reuter sagte: „Er illustrirt meine Werke," d. h. durch sein treffliches, anschauliches Vorlesen."

***) Vergl. über Rückert und Reinhard „Reuter-Reliquien" S. 103—111, 13« u. ö., „Reuter-Studien" S. 141 folg.

Aber nun genug von uns, nun von Ihnen! Zu diesem „Ihnen" rechne ich außer „Ihnen" noch Ihre Frau und die Herren Jungs, sowie auch die Bollen- und Krullenfamilie*). Wie geht's? Hoffentlich sehr gut, sonst hätte mein alter Pastor wohl schon früher etwas Näheres berichtet. — —

Hier bin ich schon wieder unterbrochen; es kam der Herr Ober-bürgermeister Nöse Hieselbst und der Dichter Hans Köster, welcher letzterer mit feiner Frau, der bekannten Sängerin Köster, uns heute Nachmittag zu einem Spaziergange abholen wollen. —

Den ersten aus der Krull'schen Familie erwarten mir mit Freude, es wird wohl Ihr Ludwig sein; er solle, sagen Sie ihm, mit Sack und Pack in das Hotel Reuter einrücken und soll hier bei uns einer recht herzlichen Aufnahme gewiß sein.

Diesen Brief habe ich vorläufig auch an meinen alten Pastor und Onkel Ernst geschrieben, Sie theilen den Inhalt wohl freundlichst mit.

Mit meinen freundlichsten Grüßen schließe ich als Ihr und der Ihrigen freundschaftlichster

Fritz Reuter.

Wie sehr auch unser Dichter Neubrandenburg liebte, wo er die frucht-barsten Jahre seines Schaffens, die glücklichsten seines Lebens genossen und nicht nur treue, sondern vortheilhaft und entscheidend auf ihn einwirkende Männer gefunden hatte, eine andere Stadt mar und blieb ihm nicht minder an's Herz gewachsen durch die Eindrücke aus der Knabenzeit, durch die Gräber seiner Eltern, nämlich sein Geburtsort Stavenhagen. ?ietns «iMeiu« lex est«, sagte er sich; mit pietätvoller Hand pflanzte er dort die Eiche zum Andenken an Vater und Mutter, schilderte mit Scherz lind Emst in „Schurr-Murr" die Zustände und Persönlichkeiten Stavenhagens, bereicherte die Volksbibliothek mit Büchern. Aber mehr noch: fein edler Sinn bethätigte sich durch eine ansehnliche Schenkung zur Begründung eines Krankenhauses. Ein solches war der Lieblingsplan seines schon 1845 verstorbenen Vaters gewesen, der ein Menschenalter hindurch die Stadt vermaltet hatte zum Segen der Einwohner. Jetzt, iin Jahre 1867, ver-wirklichte sich der Herzenswunsch des weiland Bürgermeisters Reuter, und der Sohn hielt es für Pflicht und Ehrensache, als Einer der Ersten und „Nächsten dazu" das Seine beizutragen. Dieser schöne Charakterzug unseres Fritz Reuter kam bisher noch nicht zu allgemeiner Kenntnis;. Er zeigt sich in reinen, erwärmenden Strahlen aus dem folgenden, inhaltsreichen Briefe**)

*) Die Familien Boll und Krull in Neubrandenburg waren mit Brückner ver-schwägert.

**) Denselben erhielt ich, Dank der Vermitteln»« Gotthilf Weissteins, von dem trefflichen Schauspieler Moriz Moritz, einem Neffen des Adressaten und Mecklenburger von Geburt. Als Letzterer, in Erfurt gasrircnd, einst einen Abstecher nach Villa Reuter in Eisenach machte, hiefz es: der Dichter wäre nicht zu svrechen. „Sagen Sie, ein Neffe

an seinen alten Schulkameraden, den praktischen Arzt Dr. Michel Liebmann zu Stavenhagen:

Mein lieber treuer Bruder,

Weiß Gott! mit wahrem Schauder setze ich mich täglich an den Schreibtisch, um eine fast erbrückende Correspondenz abzuwickeln, aber heute Morgen ist es anders, heute Morgen ist es eine Freude für mich. Wie ich aus den mecklenburgischen Zeitungen ersehen habe, habt Ihr Steinhäger einen langersehnten Wunsch meines verstorbenen Vaters, die Errichtung eines Krankenhauses, der Erfüllung nahe gebracht, und da wollte ich doch auch gerne mein Scherstein beisteuern. — Der gütige Gott hat meine Schriftstellerei reichlich gesegnet, so daß ich nach menschlichem Ermessen wohl ohne Sorge in die Zukunft fchauen kann, und nun läuft mir da gestern ein hübsches Goldsischlein in mein Netz, und das, denke ich, soll Euch für das Krankenhaus zu Gute kommen. Mir ist nämlich die große Ehre geworden, daß mir die deutsche Nation durch das Comitö der Tiedge-Stiftung in Dresden einen Ehrenpreis vonlOO Tucaten übermittelt hat*) (vicls die Anlage, die ich mir sobald als möglich zurückerbitte). Und

des Or, Liebmann aus Stavenhagen überbrächte Grüße!" Und siehe da, Fritz Reuter empfing den Besuch auf's Herzlichste, erkundigte sich eingehend nach dem Ontel, freute sich an dem Talent des jugendlichen Mimen und rief lebhaft aus: „Süd, süh, dat is jo prächtig! Sie tonnen noch ein zweiter Dawison werden!"

*) Die Anregung war durch den bekannten Romanschriftsteller und Kiitiker I>r. Gustav Kühne geschehen. Dieser 18^8 verstorbene Veteran des „jungen Teutschland" begründete seinen Antrag folgendermaßen: „Eine poetische Erscheinung, die wir krönen, muß, wo nicht eine unantastbare, doch eine cultur» und literargeschichtlich bedeutsame, eine in die Entwickelung deutschen Schriftthums epochemachend eingreifende sein. Ich sehe eine solche in Fritz Reuters Werken, gleich fehl in denen gebundener wie ungebundener Rede. Es liegt in Reuter nicht mehr ein Werdender vor, der noch irren kann, vielmehr ein in seiner Art und Weise Fertiger, der mit der Sammlung seiner Werke in Versen und Prosa (10 Bände) feinen Abschluß gefunden hat. Seine poetischen Erzählungen in gebundener Rede zählen zu den besten Epen deutscher Dichtung. Seine Scenen aus dem Leben des Volles, seine Romane voll classischer Schilderung des ihm speciell heimischen Stammes sind von allgemein deutscher Gültigkeit, nach Inhalt und Form gleich meisterhaft. Unter den „Olle Kamellen" dürfte namentlich das dreibändige Werl „Ut minc Stromtid" den komischen Meisterstücken Jean Pauls, wo nicht den Meisterwerken aller Zeiten und Völker in demselben Genre, an die Seite zu setzen sein. Gestalten wie Onkel Grasig, Karl Hawermann und viele Andere sind mit den» ganzen Gewicht des sittlichen Ernstes zugleich Musterbilder deutscher Kcrnkraft und Gediegenheit. — Daß Reuter das Plattdeutsch seiner mecklenburgischen Heimat schreibt, kann und darf kein Umstand fein, den allgemein deutschen Werth seiner Säöpfungen zu verkennen, macht vielmehr seine Erscheinung in der Literatur der Gegenwart zu einem seltenen Ereigniß, zu einem Unikum. Das Plattdeutsch seiner Mundart ist unserer Voreltern Sprache, deren Zurückdrängen leider nicht ohne Beseitigung der sittlichen Volkskraft möglich wurde. In Fritz Ncutcrs Plattdeutsch stecken und erhalten sich die starken Tugenden unserer Altvorderen, ihre Ehrbarkeit, schlichte Trene und Standhaftigkeit, verbunden mit dem Kern echt gesunden Humors, dieser Geistes- und Herzensgabe tüchtiger und ungcschmintter

für diese Summe habe ich für meine liebe Baterstadt die einliegenden 250 Nthlr. preuß. Cour, zu dem oben angeführten Zweck bestimmt, der Nest wird in ähnlicher Weise verwendet werden; ich halte es nämlich für Unrecht, eine solche ehrenvolle Gabe für Fleisch und Brod und Hosen und Röcke zu verwenden, wenn man's nicht gerade hochnothig hat. Nicht weil Dein und Deines Schmiegersohnes Name*) in dem betreffenden Zeitungs-Artikel genannt wurde, sondern weil ich seit langen, langen Jahre« Dein treues, ehrenvolles Wirken in Deinem Berufe und Deine Wahrheitstreue. Sprachforscher der Grimmschen Schule sollte es gelüsten, in dem verdrängten Plattdeutsch, das sich > aus der Mitte Deutschlands an die Nord- und Ostseeküften geflüchtet hat, den verlorenen Zusammenhang mit dem Deutsch unseres Mittelalters, dem Deutsch der Hohenstaufenzeit und des Nibelungenliedes, wieder aufzusuchen. — Fritz ReuterS Leben, das er in „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid" u. a. erzählt hat, weist einen geprüften, gediegenen Charakter auf. In der Zeit burschenschaftlicher Jugendschwiirmereien und ihrer Verfolgungen zur Festung verurtheilt, bis ihn König Friedrich Wilhelm des IV. von Preußen Amnestie 1840 ehrenhaft freigab, lebte er seitdem im Mecklenburgischen, bald als Lehrer, bald als Mann der landwirthschaftlichen Praxis, in stetem Verkehr mit dem Volke, sodah seine Schilderungen deutscher Natur in der That naturwüchsig werden konnten. Seit Jahr und Tag hat er, einfach und still bürgerlich, in Elsenach seinen Wohnsitz. Der Erfolg seiner Schriften ist in ganz Niederdeutschland ein entschieden durchdringender, bedeutsamer." — Diesem Gesuch vom 1». März 1865 gab das Comits der Tiedge-Stiftung zwei Jahre später Folge und ertheilte dem Dichter speciell für die „Stromtid" den Preis als einen Beitrag zu der wohlverdienten Anerkennung, die dem bezeichneten Werke geworden. Reuter antwortete am 24. März 1867: „Mit der lebhaftesten Freude und dem wärmsten Danke habe ich die Ehre und die dieselbe begleitende Gabe von Einhundert Ducaten, die mir von dem deutschen Volke durch die Vermittelung des Comits der Tiedge-Stiftung geworden ist, in Empfang genommen. Die Ehre werde ich zeitlebens im warmen Herzen pflegen, und auch die Gabe soll nicht für den profanen Gebrauch des gewöhnlichen Lebens verausgabt werden; ich habe dieselbe dem größten Thcile nach als Beisteuer zur Errichtung eines Krankenhauses in meiner kleinen und armen Vaterstadt Stavenhagen in Mecklenburg eingesandt. Ich hoffe, das Comits wird einer solchen Verwendung seine Beistimmung nicht versagen . . ." Gütige Mittheilung der Herren Oberbürgermeister Slubel und Regierungsrath von Seidlitz in Dresden.

*) Der jetzt in Berlin lebende Sanitätsrath Dr. Reß, Gatte von Anna Liebmann. Ihr Vater war von Jugend auf mit Fritz Reuter befreundet gewesen, hatte mit ihm auf derselben Schulbank in Friesland gesessen und sich nachmals in Stavendagen als junger praktischer Arzt niedergelassen. Zur Zeit, da Fritz Reuter von einer Festung zur anderen geschleppt wurde, tröstete Liebmaim den armen Vater, und wenn letzterer in seinem strengen Sinn bitter und hart sich über seinen Sohn äußerte, dann war Liebmann derjenige, welcher den unglücklichen Freund warm in Schutz nahm: «er hat viel mit dem alten Manne durchgesprochen," meldet mir eine Verwandte. Dr. Liebmann ist der Doctor So und So (im 3. Theil der Stromtid, 43. Capitel), welcher dem Notar Slus'uhr schriftlich bezeugt, daß die von Bräsig verabreichten Hiebe ihm nicht geschadet haben. Ein ähnliches Attest soll er wirklich einem „durchgeprügelten Stemhäger" ausgestellt haben. Seine Tochter ist „de lütt Akzesser", auch „de lütte Anna", Luise Hawermcmns Freundin, aus der Stromtid, wo eS Cap. 34 heißt: „De Vader von de lütte Anna was en Dokter, un en Titel hadd hei gor nich; ämer hei hadd wat Beteres, hei hadd en Hart för de Armanth".

Liebe und Freundschaft für mich kenne, sende ich diese Gabe an Dich. — Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Roth und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr, als manchem durch feinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen.

Nun kommen sie. Viele, ach sehr Viele! es sind die bravsten Leute und aufrichtigsten Freunde darunter; aber damals, als es Noch that, da hatte ich wirklich keinen, der mir so treu zur Seite stand, wie Du.

Nun grüße mir Deine liebe Anna von ihrem alten Onkel und von dessen Frau, streich' ihr in deren Namen das schöne Haar von der weißen, hohen Stirn und dann geh' zu den Meinigen, grüß' sie ebenso warm und dann zu dem ehrenhaften, lieben Pastor Niederhöfei und dank' ihm für feine Treue in meinem Namen.

So, nun, Ihr lieben Steinhäger Kinder, genießt es in Gesundheit — hätte ich beinahe gesagt, wenn's nicht für schwere kranke Tage gesandt wäre.

Dein alter Freund

Eisenach, d. 24. März 1867. Fritz Reuter.

Der betreffende § des Tiedge-Instituts lautet, wie mir nachträglich von Freundes Hand gemeldet wird, wörtlich: „Nach dem Ermessen des Comit^ soll eine von ihm zu bestimmende Summe von Zeit zu Zeit, je nachdem es es für angemessen findet, demjenigen dichterischen Werke zuerkannt und an dessen Verfasser verabreicht weiden, welches unter den in den letztverflossenen fünf Jahren im Druck erschienenen als ein vorzügliches, von allgemein anzuerkennendem Werthe in Beförderung der höheren geistigen Interessen der Menschheit, sei es in gebundener oder ungebundener Rede in deutscher Sprache, anerkannt wird." — Gott Lob! Etwas Aehnliches, knapp daran Heranreichendes hätte ich nun erreicht; aber abschreiben kann ich noch immer nicht, so viele Mühe sich mein alter Vater dabei gegeben hat. Sieh blos die obige Schweinerei an*)!

Dieser Brief ist ein Beispiel für viele, wie treu und theilnehmend unser großer Humorist und Volksschriftsteller seiner norddeutschen Heimat und seinen Landsleuten auch in der Ferne anhing; wohl erfaßte ihn mitunter eine Sehnsucht, und er besuchte mehrmals die beiden ihm gleich lieben Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Aber dann zog es ihn doch wieder eigentümlich hin nach dem waldumrauschten Thal am Fuße der Wartburg, durch das er mit Lust weite Spaziergänge und Ausfahrten unternahm über die Hügel und Höhen. Am 18. Mai 1866 schrieb er einem Freunde, der ihn für eine Bekannte um fein Autograph gebeten: „Recht gern will ich der Dame in ihrem Wunsche gefällig fein, und wär's auch nur des Robinson wegen, der mir in meiner Jugend die erste

*) Ein Tintenklecks. Im Allgemeinen sind Reuters Briefe sehr sauber geschrieben, wie ei denn überhaupt eine leichte und leserliche Handschrift hatte.

literarische Freude gemacht hat. Meine Frau, sowie ich grüßen Sie und die Ihrigen und erinnern uns noch oft an die Stunden, die wir mit Ihnen durchplaudert haben. Ob wir uns wohl noch einmal wiedersehen? Ja, wenn Sie uns hier einmal besuchen, etwa auf einer Thüringer Wald-Neise. Bis dahin, vals!"

Die entzückende Landschaft bei Eisenach lockte und ließ ihn nicht, obgleich er anfangs eine Rückkehr nach Neubrandenburg beabsichtigt hatte. Unter den Wipfeln der Eichen und Buchen schritt er so gern auf und ab, seine Brust dehnte sich, und er jubelte, wenn die Sonne durch das grüne Laub lachte, wenn Vogelgezwitscher klang durch die Stille des Forstes. Da warf er an dem nämlichen Maientage einige Strophen für die Verehrerin auf ein Blättchen Papier; das kleine Stimmungslied möge hier zum Beschluß stehen:

Oh gräune Wald, oh Vogelfang!
Un wier bat Hart ok noch so krank,
Fäuhlt't sich von «tle Welt verlaten:
Din helle Klang, bin frische Athen,
De trösten, heilen, richten wedder,
Wat lag in Angst un Bangen nedder.

öchliemanns Troja und sein Angreifer.

von

Moriz tzaernep.

— Wien. —

nsere Zeit ist reich an eigenthümlichen und weltbekannten Streitfällen auf dein Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Streitfällen, in denen man einst seltsame Irrungen der Generation, welcher wir angehören, belächeln wird. Sie tauchen auf wie Blasen unter dem Wasser, die eine Welle emporwerfen und dann in der Luft zerrinnen. Die Unruhe an der Oberfläche, die sie bewirken, dauert manchmal länger, manchmal kürzer. Ein obscurer Autor tritt auf und behauptet, die berühmtesten Werke eines kürzlich dahingegangenen Dichters verfaßt zu haben. Ein Anderer ergreift die Feder, um zu beweisen, daß wir die herrlichsten Dramen der Welt irrthümlich unter den« Namen Shakespeares bewundern. Ein Dritter, ein Astronom, sucht den Weg zu den Gestirnen des Nachruhms dadurch, daß er sich kreuzigen laßt für den von ihm vertretenen Zusammenhang der Erdbeben, Orcane und schlagenden Wetter mit den Constellationen der Himmelskörper. Und ein Vierter erklärt die Trümmer einer glorreich wieder erstandenen uralten Fürstenburg, wohl der berühmtesten, die jemals auf Erden gestanden, für die Ueberreste eines großartigen Leichenverbrennungsofens. Wo irgend Etwas rauschenden Beifall, allgemeines Interesse oder auch nur, wie die abgedachten tellurischen Phänomene, Aufregung und Lärm hervorgerufen hat, da sehen wir den Mann stehen, der aus vollen Kräften schreit: „Das ist nicht so, wie ihr glaubt. Mich müßt ihr hören!" Und nie fehlt es an Gläubigen, die wissensdurstig an seinen Lippen hängen und das Wort des Mannes als Evangelium verehren.

Wir wollen nicht noch andere Zeit- und Streitfragen berühren, die den vorigen allenfalls angereiht werden könnten, und schweigen darum von den Theorien Richard Wagners und Gustau Jägers, von Vegetarianismus und Antisemitismus. Mag sein, daß alle diese Probleine am Ende ihr Gutes haben. Man muß immer froh sein, wenn eines derselben von der Nildfläche verschwindet und sich der Nutzen überblicken läßt, den es etwa gestiftet haben mag. In dieser angenehmen Lage sind wir heute gegenüber der Hypothese Ernst Böttichers, des erbittertsten und hartnäckigsten Gegners Schliemanns und seiner Mitarbeiter. Wie ein Krieg, wenn auch die Entscheidungsschlacht schon geschlagen ist, erst durch die- Einnahme der feindlichen Hauptstadt sein Ende erreicht, so hat im letzten Monat des abgelaufenen Jahres die für Böslicher lange schon verlorene Fehde unter den Mauern Ilions ihren endgültigen Abschluß gefunden.

Die Frage nach der Bedeutung des Hügels von Hissarlik ist definitiv erledigt. Die Arbeiten an demselben sind aber neuerdings in Fluß gekommen, ob sie gleich in das Bett nicht einlenken werden, welches Bötticher ihnen vorzuschreiben beflissen war. Virchom ist jüngst abermals nach der Troas gereist, um seinem alten Freunde Schliemann als Zeuge zu dienen. Sogar jenseits des Oceans interessirt man sich jetzt wieder so lebhaft für trojanische Angelegenheiten, daß ein Forscher aus Amerika bei der Wiederaufnahme der Ausgrabungen zugegen sein will. Bölticher selbst wird natürlich, so lange er athmet, nicht ablassen, seine vermeintlichen Entdeckungen zu vertheidigen. Schon wissen die Nedactionen verschiedener Fachblätter von den Einwendungen zu erzählen, welche er theils fertig zur Hand hat und allerorten anbietet, theils eifrig vorbereitet. Möge es darum auch an dieser Stelle gestattet sein, auf den Streitfall und das Streitobject zurückzukommen.

Das Land der Griechen wurde von den älteren Generationen, die sich in dem idealen Sinne Schillers und Goethes an althellenische Geistesgröße anlehnten, nur, wie von der im nordischen Tauris schmachtenden Iphigenie, „mit der Seele gesucht." Lord Byron mar der erste Enthusiast, dem seine philhellenische Schwärmerei auch andere als bloß geistige Flügel verlieh. Auf den damals noch recht unwirthlichen Pfaden der Levante lernte er Hellas und Kleinasien kennen und ließ seine Werke gleichsam durchdringen von dem eigenthümlichen Reiz dieser Länder und der wehmuthvollen Schönheit ihrer Nuinenstätten. Seither hat dilettantische Begeisterung, Eifer der Forschung oder bloße Wanderlust und Neugier Taufende und Abertausende hinabgeführt in die Gewässer des östlichen Mittelmeers, zu den altbeiühmten Hafenorten und Trümmerfeldern klassischer Gestade. An den erinnerungsreichen Hügeln der troischen Ebene, an den Zyklopischen Mauern von Tiryns und den räthselhaften Bauten von Mykenä sind sie vorübergegangen oder haben andachtsvoll in ihrem Schatten gesessen. Man hat ausgegraben, gezeichnet und gemessen, beschrieben und phantasirt. Bilder und Abgüsse verbreiteten die Funde in alle Museen und Bibliotheken.

Eine deutsche und eine französische Schule der Archäologie wurden in Athen errichtet. Die klassische Altertumswissenschaft feierte in unferem Jahrhundert eine Reihe der glänzendsten Triumphe auf griechischem und kleinasiatischem Boden. Wahre Schätze der Vau- und Bildkunst wurden in Olympia, Pergamos, Samothrake, Gjölbaschi und an hundert anderen Orten gehoben. Fast will jedes folgende Jahrzehnt den Ruhm des früheren verdunkeln, und der Stolz unserer Väter und Lehrer, die Entdeckungen von Aegina, Xanthus, Halikarnaß und Phigalia scheinen uns bereits in weiter Ferne zu liegen.

Trotz dieses regen, von zahllosen Kräften in aller Welt geförderten Wirkens und Schaffens erscheint ein Mann in unserer Zeit wieder vorbildlich, wie es einst in verwandtem Sinne Lord Byron gewesen. Zuerst, im Zeitalter unserer Klassiker, hatte man das literarische Hellas erobert. Aber man erkannte bald, daß diese Errungenschaft in der Luft fchwebe, wenn ihr nicht die Erforschung der physischen Heimat des altgrichischen Geistes und die Hebung der Schätze, die hier noch im Boden schlummerten, auf dem Fuße folge. Auch diese zweite Eroberung gelang. Aber noch immer blieb etwas Dazugehöriges, diesmal nicht in räumlicher, sondern in zeitlicher Ferne unberührt liegen. Die Urgeschichte Griechenlands hat bei den Schülern Winckelmanns nicht jene Pflege gefunden, die ihr, als dein Mutterschoße der späteren hellenischen Cultur, gebührte. Uno dieses Gebiet ist die Domäne Schliemanns geworden. Hier ist er als Pfadfinder bahnbrechend aufgetreten, als Erster mit der Fackel der Wissenschaft hinabgestiegen in dunkle Räume, die vor ihm nur der Schimmer der Sage und des Mythos trügerisch erhellte. Die Griechen haben etwas aus ihrer Urzeit gerettet und treu bewahrt, was ihnen keine spätere Blüthe zu bieten vermocht hätte: die Lieder Homers, unvergänglich schöne Erzählungen von den gemeinsamen Heerzügen ihrer Volksstämme und den wundersamen Schicksalen ihrer alten Könige. Diese Gesänge haben zu allen Zeiten die fühlende Menschenbrust hingerissen; keine Seele aber haben sie zu höherem Schwung entfaltet als diejenige Heinrich Schliemanns. Im Rausche der Begeisterung mit unsicherer, aber kühner Hand hat er den Schleier von der griechischen Vorwelt hinweggerissen und uns Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka und eine Reihe anderer durch die Heldensage geweihter Stätten zu beiden Seiten des ägäischen Meeres und der Dardanellen in ihrer wirklichen Urgestalt enthüllt.

Richts ist natürlicher, als daß bei solchen Untersuchungen nicht alle Zweifel im ersten Anlauf gelöst werden konnten. Die Städte des Alterthums sind weder an einem Tage erbaut noch mit einem Spatenstich ausgegraben worden. Troja ist zwar im Vergleich zu Rom nur ein Maulwurfshaufen; aber die Geschichte seiner Aufdeckung hat ihre Phasen und Irrthümer zu verzeichnen, wie jede große archäologische Arbeit im Terrain. Die Bücher „Ilios" (Stadt und Land der Trojaner 1881) und „Troja"

(Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen u. s. w. 1884) enthalten starke Verschiedenheiten in der Darlegung der Thatsachen, worunter namentlich hervorzuheben ist, daß nach ersterem Buch die „verbrannte Stadt", das schätzereiche homerische Ilios, in der dritten Schicht von unten auf zu suchen sei, während nach dem Buche „Troja" diese Schicht eine spätere, ruhmlose Ansiedelung bedeuten soll und die zweite Stadt mit einem oder vielmehr zwei ganz anderen Grundplänen als das eigentliche Troja anzusehen wäre. Die Schätze der ersten Ausgrabung sind jedoch, wie es scheint, trotzdem in der ruhmlosen dritten Stadt gefunden worden. Es lebten eben Tapfere sowohl als Reiche nicht nur vor, sondern auch nach dem Zeitalter Agamemnons und Priamus', aber sie schlummern in Vergessenheit, weil ihnen kein Lied zu Theil geworden ist. Das eigentliche Troja des gleichnamigen Buches hat zwei Bauperioden erlebt, welche solche Aenderungen im Grundriß mit sich brachten, daß man den Effect derselben als zwei verschiedene Anlagen bezeichnen muß. Hält man das Mauerwerk dieser Perioden und der darüberliegenden „drillen Stadt" nicht genügend auseinander, so entsteht ein räthselhaftes Gesammtbilb von Grundfesten, das man am besten in Burnoufs Plan (im Buche „Ilios") überblickt, und auf welches Bötticher in gutem Glauben seine Irrlehre aufgebaut hat.
Wir kommen nun zu dem unglücklichen Gegner Schliemanns, den wir nicht unbedeutend finden können, da wir ihn als eine typische Erscheinung in dem gesteigerten Geistesleben unserer Tage auffassen müssen.
Herr Ernst Bötticher, Hauptmann a. D. der preußischen Artillerie, veröffentlichte zuerst im „Ausland", Jahrgang 1883, Nr. 51 und 52, eine Abhandlung unter dem Titel „Schliemanns Troja, eine Feuernetropole der Urzeit". Hier entwickelte er die neue Idee, Hissarlik sei nie eine Wohnstätte gewesen, sondern habe stets zur systematischen Vollziehung des Leichenbrandes und zur Beisetzung der Urnen gedient. Diesen Gedanken hat der Genannte seither in zahllosen Zeitungsartikeln, Sendschreiben, zuletzt sogar in eigenen Büchern, unermüdlich wiederholt und vor das Forum der Öffentlichkeit gebracht. Er hatte immer den Plan Burnoufs aus Schliemanns „Ilios" vor Augen, wo an Stelle einer später entdeckten großen Halle eine Menge kleiner Zimmerchen und zellenartiger Räume gezeichnet war. Unterschiede zwischen der zweiten und dritten Schicht wollte er nicht anerkennen und behauptete, daß man in der zweiten Schicht durch Entfernung des kleinen Zellengemäuers, d. h. der Unterabtheilungen, größere Räume — die bewußte Halle, ursprünglich von Schliemann für einen Tempel gehalten — hergestellt habe. Die Zellen denkt er sich zum Zweck der Leichenverbrennung errichtet, allmählich gefüllt und erfetzt durch neue, welche über den alten angelegt waren. So seien die verschiedenen Schutt- und Mauerschichten der angeblichen sieben Städte entstanden. „Hissarlik," schreibt er, „ist ein Conglomerat von Aschengräbern, eine vollständige Nekropole, planmäßig angelegt und so lange benutzt, bis die

von selbst entstehende Kegelgestalt mit dein Wachsthum des Hügels den Raum wegnahm. . . . Neben den Aschenurnen lagen in den Brandzellen zahlreiche Cultusgefäße, Wirtel, Idole, Schmuck und allerlei Geräth von Stein, Bronze und Eisen. Alles das sind Todtenbeigaben. Selbst Schliemanns ^Schätze' sind nichts anderes!"

Von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß alle primitiven Neber-reste menschlicher Kunstfertigkeit, die in prähistorischen Culturschichten gefunden werden, aus Gräbern stammen und daß alle in Gräbern gefundenen Beigaben Erzeugnisse einer eigenen für den Todtencultus arbeitenden Industrie seien, entdeckt Bötticher an allen Ecken und Enden der Welt Ana» logien zu den Funden von Hissarlik, welche ihm beweisen, daß dieser Platz kein Wohnort, sondern nur eine Begräbnißstätte sein könne. Er kann ohne Zweifel auf diesem Wege noch viel Verwirrung in das Studiuni der prä» historischen Funde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen.

Indessen ist auf der angeblichen Verbrennungsstätte Hissarlik ein guter Theil seiner wissenschaftlichen Reputation in Rauch aufgegangen. Durch die Behauptung, Schliemanns Architekten hätten einen Theil des vorhandenen Mauerwerkes abbrechen lassen, um durch die Entfernung der Zwischenwände Räume von mehr Ansehen herzustellen, fühlte sich Dörpfeld mit Recht in seiner Ehre getränkt und antwortete zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" Jahrgang 1884, Nr. 294. Allein Bötticher fuhr fort, den eben geschilderten Plan der zweiten Stadt als ein Phantasiegemälde Dörpfelds zu bezeichnen. Er bezichtigte Schliemann und seine Mitarbeiter absichtlicher Fälschungen, hervorgegangen aus der Verlegenheit, die Ruinen von Hissarlik mit der von Homer beschriebenen Stadt Troja zu identificiren. Diese Verlegenheit gesteht Schliemann im Buche „Troja" selbst ein. Sie war die Quelle der Grabungen von 1882, durch welche eine für den altberühmten Herrschersitz passenden Grundanlage wirklich gefunden wurde. Und im Uebrigen hat Schliemann den einzig richtigen Weg eingeschlagen, die von Homer als groß, anmuthig, blühend, wohlgebaut und wohlbewohnt geschilderte Stadt nicht allein in dem Burghügel zu suchen, sondern anzunehmen, daß Hissarlik mit seinen 3000 Quadratmetern Bodenfläche nur die Akropolis oder Herrscherburg der von den Griechen nach zehnjähriger Belagerung eroberten und zerstörten Stadt gewesen sei.

Im Anfange war Bötticher das Opfer verhängnihvoller Mißverständnisse, an denen Schliemann selbst nicht ganz unschuldig gewesen. Später, als der Streit zum vollen Ausbruch gekommen war, und als seine durch ungerechte Anschuldigungen gereizten Gegner natürlich nicht allzu zart mil ihm umgingen, klammerte er sich mit aller Kraft an seine Einwendungen und Hypothesen. Die Lontroverse wurde immer bitterer. Sie erreichte ihren Höhepunkt im abgelaufenen Jahre. Auf dem Wiener Congreß der deutschen und der österreichischen Anthropologen wurde die Discusfion der

Frage einfach abgelehnt und Böttichers Theorie von Virchom als „furchtbarer Unsinn" bezeichnet. Auf dem ungefähr gleichzeitigen Congreß für vorgeschichtliche Anthropologie zu Paris wurde sie jedoch wieder abgehandelt, und Schliemann vertheidigte persönlich sein Troja gegen S. Reinach, den Vertreter der Bötticher'schen Ideen. Da Worte und Schriften nicht mehr zum Ziele führten, entschloß sich Schliemann, die Frage durch Experten an Ort und Stelle in Gegenwart der Betheiligten prüfen zu lassen, und so fanden sich gegen Ende des Jahres 1889 Schliemann, Dörpfeld, Bötticher und die Herren Major Steffen und Professor Georg Niemann, die beiden Letzteren als Vertrauensmänner der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und Wien, am Fuße des Burghügels von Hissarlik zusammen. Hier wurden nun, wie die kürzlich zur Veröffentlichung gelangten Protocolle beweisen, alle Streitpunkte auf das Genaueste geprüft, und Bötticher sah sich gezwungen, die gegen Dörpfeld erhobene Beschuldigung der mala ticles in aller Form zurückzunehmen. Seine Feuernekropolentheorie gab er nicht auf; aber die einzige Stütze, die sie zu besitzen schien, hat er ihr selbst entziehen müssen.

So endete der jüngste Kampf um Troja. Zehn Jahre lang haben die Griechen der Sage nach Priams Feste belagert, bis sie durch eine phantastische Idee Mord und Brand in ihre Mauern trugen. Sechs Jahre hindurch hat sich Schliemanns Gegner abgemüht, mittels eines Werkzeuges seiner Erfindung, das fast ebenso abenteuerlich war, als das trojanische Pferd, die Art an die Wurzel der Schliemann'schen Entdeckungen zu legen und das wiedererstandene Jlion vom Erdboden verschwinden zu machen. Aber der Ausgang des Kampfes war ein anderer. Während in der Ilms Achilleus den gefallenen tapfersten Vertheidiger der Stadt an feinen Siegesmagen bindet und dreimal um den Grabhügel seines Freundes Patroklos schleift, hat sich in unseren Tagen das Umgekehrte ereignet. Bötticher ist auf den Trümmern seiner vermeintlichen Beweisgründe hingesunken, und Schliemann hat ihn gezwungen, dem Dr. Dörpfeld, den mir wohl den Patroklos des großen Ausgrabungshelden nennen dürfen, Genugthuung zu geben.

Hauptmann Bötticher gehört in die Klasse jener unglücklichen Entdecker, welche den archimedischen Punkt gefunden zu haben glauben, von dem aus sich eine ganze Welt von Thatsachen in Bewegung und neue Ordnung bringen läßt. Diese Männer wollen sich mit einem kühnen Anlauf auf die Schultern einer Anzahl mühegebeugter Vorarbeiter schwingen und gleichen doch nur dem Erfinder eines neuen Luftschiffes, der seinen Ideen so blindlings vertraut, daß er durch sie den Tod findet. Der Gedanke, welcher sie im Flug emportragen soll zu hohem Ansehen in^er Wissenschaft, gewinnt allmählich eine furchtbare Gewalt über sie und stürzt sie ins Verderben. Doch darf eine gerechte Erwägung nicht verkennen, daß unsere Zeit auch ein wenig Schuld trägt an solchen Verirrungen. Der Menschengeist neigt in der Gegenwart mehr denn je zur Kritik und zur Skepsis hin.

Die Massen sind zu selbständige!« Denken erwacht, und das macht sich nach jeder Richtung hin fühlbar. Neben dem Ueberwuchern des blinden Autoritätsglaubens, an dein unsere Zeit in Folge anderer Umstände krankt, darf man wohl nichts so sehr beklagen, als daß es jetzt so leicht ist, durch hartnäckige Negation mühsam errungener Forschungsergebnisse, durch die Aufstellung kühner neuer Hypothesen Aufsehen und Lärm zu erregen. Man gewinnt damit zwar nicht jene Kreise, welche zur Wahrung und Mehrung der menschlichen Erkenntnisse berufen sind, wohl aber die breitere Schichte, welche im Besitze allgemeiner Bildung und regen Geistes daö Richteramt in wissenschaftlichen Fragen unbefugt ausübt. Das große Medium dieser falschen Reformatoren ist die Tagesliteratur. Hier findet jeder neue Gedanke Hörer, jeder auch einen Anhang. Unsere Zeit glaubt einen Theil ihrer Aufgabe zu erfüllen, wenn sie den Zunftzwang auf allen Gebieten beseitigt und gläubig an den Lippen derer hängt, die sie für Märtyrer und «erkannte Propheten hält. Es steht ja außer Zweifel, daß das Cliquenwesen auch auf Universitäten und in wissenschaftlichen Akademien mitunter recht schädigend auftritt, und daß es manchem verdienten Manne schwer gemacht wird, sich in Fachkreisen Geltung zu verschaffen. Das berühmteste Beispiel eines solchen Forschers ist Schliemann selbst. Denn man weiß, wie lange es gebraucht hat, bis das Eis der kühlen Ablehnung, die er von vielen Seiten erfuhr, gebrochen wurde und bis man den Werth des Mannes und feiner Entdeckungen würdigen lernte. Aber fein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hnpnotisirendes Wiederholen und Bariiren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und „Sendschreiben", wie sie Bütticher so unerschöpflich producitte, sondern durch beharrliches Weiterstieben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimüthig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken — das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen, und die harte Zucht seiner Jugend ist ihm auch auf dem neuen Felde, das er am Lebensabend betrat, nicht erspart geblieben. Noch ist lange nicht das letzte Wort über seine Entdeckungen gesprochen; ja die Arbeiten einiger jüngerer Forscher, die aus der deutschen Schule zu Athen hervorgegangen sind, bezeichnen erst den Anfang einer methodischen Zurechtlegung und wissenschaftlichen Bewältigung des von ihm gewonnenen und zuerst behandelten Materials. In wenigen Jahren wird man auf Schliemanns Bücher nicht mehr zurückzugreifen brauchen; sie werden bestäubt in den Bibliotheken stehen, wie jetzt etwa die Werke Winckelmanns. Dennoch wird sich die Anerkennung seines Verdienstes fortwährend steigern und sein Name als der eines Altmeisters auf neuem Forschungsgebiete stets mit Ehrfurcht genannt werden.

Ueber Mord in der Dichtung und in Wahrheit.
oubaud ist seit zwei Jahren mit Severinen glücklich verheirathet.
Severine, die zwar keine blendende Schönheit, aber doch sehr
lulbsä, ist, mit vollem schwarzem Haar und schwärmerischen grün-
bläulichen Augen, mit einem unschuldsvollen, sanften, sympathischen Ge-
sichtchen, ist ihrem Manne an Bildung weit überlegen. Sie ist mit der
Tochter ihres Vormunds in dessen Hause aufgewachsen und hat eine aus-
gezeichnete Erziehung genossen. Dieser Vormund ist ein großer Herr.
Grandmorin zählt gegenwärtig etwa fünfundsechzig Jahre und hat vor
Kurzem seine glänzende juristische Laufbahn als erster Gerichtspräsident
von Rouen abgeschlossen. Er ist Mitglied des Verwaltungsraths der West-
bahn, Mitglied des Generalraths, Eomthur der Ehrenlegion und mehrfacher
Millionär.

5) Der gedrängten kritischen Anzeige dcS neuesten Romans von Emile Zola aus
der Feder unseres Mitarbeiters Clemens Sokal lassen wir hier noch eine ausführliche
und eingehende Studie über denselben Gegenstand auf dem Fuße folgen, die sich nicht
blos mit diesem neuesten Romane, sondern mit dem Zola'schen Gesammtwerke befaßt,
den Zusammenhang der ,,Lets Kuminns" mit den übrigen Romanen des Cyklus
,Soußr>n-Aä«iusi-t." näher prüft und namentlich auch das psgchiatrische Moment ms
Auge faßt und erörtert. Nach der Anlage dieser Abhandlung erschien eine vollständige
Angabe des Inhalts, die kein Verbindungsglied vermissen läßt, geboten. Tab dadurch
in dem ersten berichtenden Theile unseres Aufsatzes zwischen diesem und der kritischen
Anzeige Sokals eine allerdings rein äußerliche Uebercinstimmung entstanden ist, werden
unsere Leser antig nachsehen. D. Red.

Gelegentlich des Romans
I^s, Lete Krirnain«^ von Lmile Sola.*)
von
Paul Lindsu.
— Berlin. —

Paul kindau in Berlin.
Präsident Grandmorin besitzt in der Normandie, unweit Ronen, in Doinville Grundeigenthum. Das Schloß von Doinville hat er seiner Schwester überlassen, einer vornehmen liebenswürdigen Frau. Er selbs: hat sich nur — am Ende des Parks, den die neue Bahn durchschneidet, — ein kleines Gartenhaus, La Eroir-de-Maufras, zu seiner eigenen Benutzung vorbehalten. Zu diesem Häuschen kann er, ohne zu stören und ungestört, auf einem besonderen abgelegenen Wege gelangen. Und bei seinen gelegentlichen Ausflügen von Paris nach Rouen kommt und geht er da oft ein und aus, ohne daß seine Schwester und die übrigen Schloßbeivohner auch nur Kenntniß davon erlangen.
Die nächste Bahnstation von Doinville ist Barentin; und da hatte Roubaud den Präsidenten mit dessen Tochter Bertha und dem Mündel Severine oft ein- und aussteigen sehen. Roubaud, der früher gedient, es bis zum Feldwebel gebracht und alsdann als civilversorgungsberechtigt eine bescheidene Subalternstellung an der Bahn bekommen hatte, war schließlich in Barentin als Packmeister angestellt worden. Jedesmal, wenn er Severinen auf dem Bahnhof begegnete, hatte sein Herz mächtig geschlagen. An eine Verbindung mit dem hübschen, jungen, vornehmen Mädchen, dem Mündel des Präsidenten, hatte er in seinen kühnsten 'Träumen nicht 51t denken gewagt.
Und doch! das nie Erwartete sollte zur Wahrheit werden. Roubaud, der glänzende Militairpapiere und vorzügliche Zeugnisse als Beamter besaß, hatte dem Präsidenten gefallen. Und der Präsident gab ihm sein Mündel, gab Severinen noch eine Mitgift von zehntausend Franken und vermachte ihr testamentarisch das kleine stille Gartenhaus Eroir-de-Maufras. Aber damit nicht genug. Er sorgte durch seinen großen Einfluß als Verwaltungsrath der Westbahn auch dafür, daß Roubaud gleich nach der Vermahlung zum Bahnhofsinspector befördert und nach Havre versetzt wurde.
In dieser Stellung hat sich Roubaud als tüchtiger, pflichteifriger Beamter durchaus bemährt. Vor einiger Zeit indessen hat er einen kleinen unangenehmen Auftritt niit dem Unterpräfecten gehabt. Alles Recht ist zwar auf seiner Seite, aber der Unterpräfect setzt es doch durch, daß Roubaud nach Paris berufen wird und wegen seines ungebührlichen Benehmens einen Rüffel bekommt. Hätte er nicht den Präsidenten Grandmorm hinter sich, so würde man ihn vielleicht sogar vor die Thür gesetzt haben. So aber verläuft die Sache noch ziemlich glimpflich für ihn.
Roubaud hat seine Frau, die allerhand zu besorgen hat, mit nach Paris genommen. Die Beiden haben ihrem hohen Gönner ihren pflichtschuldigen Besuch gemacht, und der Präsident ist, wie immer, sehr gnadig gewesen. Er hat Severinen sogar eingeladen, seine Schwester in Doinville doch wieder einmal zu besuchen. Severine hat in ihrer Ehe schon zwei solche Einladungen erhalten und dankend angenommen. Diesmal aber lehnt sie unter allerhand Vormänden ab; und als ihr Roubaud zuredet.

zupft sie ihn am Rock. Der Präsident hat nun nicht weiter auf der Einladung bestanden und das junge Paar verabschiedet. Vor der Thür haben sie sich getrennt. Severine ist zum „Nou Hlarclis" gelaufen, Roubaud hat auch noch einige Besorgungen gemacht und dann für ein imvrouisirtes bescheidenes Mahl allerlei eingekauft. Sie haben sich um drei Uhr bei Frau Victoire Pecqueur, der alten Frau eines trunksüchtigen Heizers, die im fünften Stockwerk eines zur Bahn gehörigen Gebäudes hart an der Bahn wohnt, verabredet. Frau Victoire ist Severinens Amme gewesen. Roubaud ist rechtzeitig zur Stelle, und richtet nun in dem kleinen Stübchen Alles gemüthlich zum Mahle her und wartet. Er wartet lange und vergeblich. Severine scheint mit ihren Besorgungen gar nicht fertig zu werden. — Endlich, endlich kommt sie!

Roubaud, ein strammer leidenschaftlicher Gesell mit kurzgeschorenen rothen Haaren und einem blonden Vollbart, eine sinnliche eifersüchtige Natur, hat schon in seinem Kopf allerhand beunruhigende Gedanken hin- und hergewälzt. Aber Severinens Anmuth, ihr lustiges Geplauder, ihre natürliche Sanftmuth entwaffnen ihn schnell. Die Leutchen verzehren ihren Imbiß mit gutem Appetit und in bester Laune. Und nach der eingenommenen Mahlzeit wird Roubaud sogar sehr zärtlich. Aber Severine wehrt ihm, und sie führen einen neckischen Krieg auf. Wie zum Waffenstillstand reicht ihm Severine die Hand. Er streichelt sie und hält sie fest in seiner knochigen, starken Arbeiterfaust. Lächelnd betrachtet er die weißen zarten Finger. Sein Blick fällt auch zufällig auf den kleinen Rubinring, den sie mit ihrem Trauring zusammen trägt, und Severine bemerkt es. Räch einer Pause sagt sie:

„Ein Geschenk von ihm, als ich sechzehn Jahre alt wurde."

Roubaud hebt langsam den Kopf und blickt sie erstaunt an.

„Von wem? Von» Präsidenten?"

Es überläuft sie, und sie antwortet nicht.

„Aber Du hast mir doch immer gesagt, Du hättest den Ring von Deiner Mutter geerbt?" forscht Roubaud.

„Aber Du irrst Dich, mein Herz, das habe ich Dir nie gesagt."

Roubaud erbleicht. Sein Gesicht verzerrt sich.

„Das hast Du mir nie gesagt? Aber Du hast es mir zwanzigmal gesagt. Es ist ja gar nichts dabei, daß der Präsident Dir den Ring geschenkt hat. Wir verdanken ihm ohnehin so viel! Weswegen hast Du mir denn etwas vorgelogen?"

„Du irrst, ich habe nie von meiner Mutter gesprochen."

Die alberne eigensinnige Lüge reißt Roubaud mit einem Zuge die Binde von den Augen. Das Gefühl der Schande, der Eifersucht macht ihn wahnwitzig. Er erräth Alles.

„Der Hund hat Dich verführt!" schreit er.

Er packt Teuerinen. Er will von ^ ihr ^ein Geständnis) erpressen.

Und da sie leugnet, schmettert er sie mit einem fürchterlichen Faustschlage zu Boden, mißhandelt sie in viehischer Weise, schleift sie an den Haaren durch's Zimmer, bis sie endlich röchelnd zugesteht, was er längst errathen hat. Der Präsident ist ein alter Lüstling, und sein Mündel ist als sechzehnjähriges Mädchen, wie viele Andere, ein Opfer der greisenhaften Verirrung geworden.
Sobald nun Roubaud seinem bestialischen Drange, das unglückliche Weib zu mißhandeln, genügt hat, überlegt er sich, was er jetzt anfangen soll. Er ist rathlos. Alles, was er empfindet und denkt, ballt sich zusammen in dem einen Gefühle: Rache! Der Alte muß sterben! Und die mitschuldige Severine soll auch Mitschuldige an dem Morde werden. Er zwingt Severinen, an den Präsidenten einen Brief zu schreiben, in dem sie ihn auffordert, mit dem Abendzuge, den Roubaud und sie benutzen werden, mitzufahren, sich in Paris auf den: Bahnhofe nicht zu zeigen, sondern erst in Rouen. Und der alte Sünder geht in die Falle.
Auf dem Bahnhofe in Rouen ist großes Gedränge. Es ist in der Nähe irgendwo eine Volksbelustigung. Roubaud findet aber doch Gelegenheit, seinem College«, dem Bahnhofsinspector, die Hand zu drücken. Er trifft auf dem Perron den Präsidenten. Die Drei plaudern gemüthlich miteinander, bis zum letzten Zeichen des Einsteigens, und da Roubauds vom Coupö des Präsidenten durch einige Wagen getrennt sind, fordert er sie auf, doch mit ihm einzusteigen. Das geschieht. Und Niemand hat's bemerkt . . .
An der nächsten Station in Barentin blickt Roubaud, als der Zug hält, gemüthlich aus dem Fenster des Coupc s, das er früher innegehabt hatte, und drückt seinem dortigen Collegen wiederum die Hand. Und der Zug saust weiter, auf Havre zu. Das Coupö des Präsidenten ist jetzt leer.
Was sich da auf dem Wege zwischen Rouen und Barentin ereignet hat, ist in einem Augenblicke von einem Zeugen gesehen morden, — von einem Locomotivführer, der zufällig auf dem Walle des Bahnkörpers gestanden hat, als der Zug vorüberfliegt. Und das schnell erfassende Auge des Locomotivführers glaubt ein schreckliches Schauspiel erblickt zu haben: einen Mann der einem Andern, den er über das Kissen gestreckt hat, mit einem Messer einen Stich versetzt, während etwas Schwarzes, vielleicht eine Frau, vielleicht ein Gepäckstück, über den Füßen des Opfers liegt.
Dieser einzige Zeuge ist Jaques Lantier, ein guter, aber unglücklicher, von einem schrecklichen Uebel besessener Mensch. Jaques Lantier stammt aus einer Säuferfamilie, und die Trunksucht der Eltern hat auf die Kinder, auf Jacques' Geschwister und auf ihn selbst, erblich weitergewirkt. Ter Vater ist ein Lump gewesen, die Mutter Gervaise, ursprünglich eine gute brave Frau, durch das Elend gleichfalls dem Alcoholismus anheimgefallen und in schrecklicher sittlicher Verkommenheit zu Grunde gegangen. Das Schicksal der beiden Brüder Jacques' ist tragisch. Jaques' Halb-

schmester, die Tochter seiner Mutter, die sich nach dem Tode seines Vaters zum zweiten Mal verheirathet hat, Nana, ist eine berüchtigte Pariser Dirne. Von Kindheit an hat Jacques in sich einen unerklärlichen und unüberwindlichen Trieb verspürt, Blut zu vergießen. Seine guten Instincte haben ihn zu dem furchtbaren Kampfe, den er in sich auszukämpfen hat, gestählt. Er hat den, oft mit unerhörter Gemalt auftretenden Drange, einen Menschen zu tödten, sieghaft widerstanden. Es packt ihn plötzlich mit brutaler Gewalt. Er hat die Empfindung, als habe er ein schweres Unrecht, das in unvordenklicher Zeit an ihm begangen ist, eine ihm zugefügte uralte Schmach, zu rächen, und als müsse er dem ersten besten Opfer, das sich ihm darbietet, das Messer in die Kehle stechen. Er ist dann vollständig von Sinnen. Sobald ihm die Besinnung wiederkehrt, schaudert er vor sich und diesem Dämon, der in ihm arbeitet, zusammen. Er wird tief unglücklich, ein starkes Fieber durchschüttelt ihn, er verfällt in Weinkrämpfe. Er schämt sich.

Die beständige Angst vor dem Eintreten dieser Krisen vergiftet sein ganzes Dasein. Er hat allmählich die Wahrnehmung gemacht, daß dieser fürchterliche Mordtrieb sich besonders dann in ihm meldet, wenn er ein junges schönes Mädchen sieht, und wenn sein Blick auf den weißen Hals des Weibes fällt. Dann sucht sein Auge unwillkürlich schon die Stelle, die sein Messer treffen soll. Dieses grausame verhängnißvolle Leiden hat ihn menschenscheu gemacht und ihn, der auf der Polytechnischen Schule eine vortreffliche Bildung als Ingenieur erhalten hat, und der zu einer viel glänzenderen Laufbahn bestimmt erscheint, zur Wahl seines Berufes als Locomotioführer bestimmt. Da ist er mit seiner Maschine allein, in unausgesetzter Aufregung, in dem beständigen Gefühl der ungeheuren Verantwortlichkeit, die auf ihn lastet. Da allein, auf der Plattform, von der starken stoßenden Bewegung des eisernen Kolosses durchschüttert, fühlt er sich am wohlsten, wenn der scharfe Wind ihm das Gesicht zerschneidet, und der Regen ihn wie mit einer stählernen Geißel peitscht.

Iaques fährt die Strecke Paris-Havre und zurück. Mit seiner Maschine, der „Lison", deren Eigenthümlichkeiten er ganz genau kennt, unterhält er ein fast zärtliches menschliches Verhältnih. Er verkehrt mit ihr wie mit einem geliebten Weibe, betrachtet sie schmunzelnd, putzt sie selbst. Er sehnt sich nach ihr, wenn er von ihr fern ist.

Ein sehr herzliches und gemüthliches Verhältniß besteht auch zwischen Iaques und dem Heizer Pecqueur, einem grundbraoen, aber namenlos verbummelten Kerl. Pecqueur ist übrigens ein ausgezeichneter Arbeiter. Er trinkt zwar auch im Dienste über den Durst, aber im Halbdusel thut er doch immer das Nichtige, und wenn ihn Lantier gehörig anschnauzt, wird er ganz verständig. Pecqueur hat zwei Frauen, an jeder Endstation eine: die legitime Frau, Victoire, in Paris, eine alte, gute Person, die dafür sorgt, daß ihr Mann recht sauber zur „andern" kommt, damit sie sich

nicht vor dieser zu schämen habe, und diese andere in Havre, eine gewisse Philomene, eine reizlose, widerwärtige alte Schachtel mit einem unersättlichen Zärtlichkeitsdrange, die wegen ihrer leichtsinnigen Streiche von ihrem Bruder allwöchentlich wenigstens einmal eine gehörige Tracht Prügel bekommt, trotz ihrer vorgerückten Jahre.

Der Locomotiuführer Jacques Lantier, der Heizer Pecqueur und die Maschine „Lison" bilden eine sonderbare Ehe zu Dreien.

Auf der letzten Fahrt ist nun der „Lison" ein kleines Unglück zugestoßen, das eine Reparatur ilölhig macht. Die Maschine muß vierundzwanzig Stunden in Havre rasten. Und Lantier benutzt den unvorhergesehenen Urlaub, um einer Anverwandten, die zugleich seine Pathin. gewesen ist, und bei der er einige Jahre seiner frühen Kindheit zugebracht hat, seinen Besuch zu machen.

„Tante Phasie" — wie sie gewöhnlich genannt wird —, früher ein fchönes üppiges Weib, hat in erster Ehe zwei Töchter gehabt, Flora und Louise, und sich nach dem Tode ihres Mannes zum zweiten Mal mit dem Bahnwärter Misard verheirathet, einem hinfälligen, erbärmlichen, kleinen engbrüstigen Gefellen, beständig hüstelnd und kränkelnd. Misard hat sein Närterhaus unmittelbar an der Bahn, in der Nähe des verlassenen Gartenhauses Croir-de-Maufras. In einiger Entfernung davon ist ein Uebergang über den Schienenweg, und die Schließung und 3)effnung der Barrieren hat Mifard ebenfalls zu besorgen. Seine älteste Stieftochter, Flora, ein sprödes, hünenhaft starkes Naturkind, hilft ihm in seinem Dienste. Die jüngere Schwester Floras, Louise, ist unter tragischen Verhältnissen gestorben. Eines Tages ist sie in einem fürchterlichen Zustande, wie in einem Anfall hitzigen Fiebers über das ihr Angethane, fast leblos vor der Höhle des Kärrners Cabuche zusammengebrochen und in den Armen dieses Halbwilden, ihres besten und trenesten Freundes, gestorben. Cabuche ist ein roher unbeholfener Tölpel, der seine Steine karrt und wie ein wildes Thier haust. Sein verstrolchtes Aussehen, seine riesige Stack machen ihn zu einem gefürchteten Wesen, In Wahrheit aber ist dieser schreckliche Patron ein herzensguter, warm fühlender Mensch, der Niemand ein Leid anthut, der die kleine Louise in rührender und zärtlicher Freundschaft geliebt hat, der auch Flora wie eine Schwester liebt, täppisch, schwerfällig, rührend. Cabuche ist unter dem Verdachte, Louisen ermordet zu haben, sogar gefänglich eingezogen gewesen. Aber seine völlige Unschuld hat sich herausgestellt, und man hat ihn laufen lassen. Die letzten Worte des stechenden, kaum dein Kindesalter entwachsenen Mädchens lassen darauf schließen, daß ihr von dem Präsidenten Grandmorin, der sie als Aushülfemädchen bei feiner Schwester untergebracht hatte, Gewalt angethan worden ist. Aber der Präsident ist ein einflußreicher Mann, und das Gerede über die dunkle Sache wird unterdrückt.

Als nun Jacques seine Tante in dem Wärterhäuschen, das bei jedem

vorüberfahrenden Zuge von Grund auf erschüttert wird, nach langer Zeit wiedersieht, ist er erstaunt, wie die einst so blühende kräftige Frau zusammengebrochen ist und elend dahinsiecht. Sie verläßt kaum noch den großen Stuhl und kann sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Sie raunt auch ihrem geliebten Neffen die Lösung des Geheimnisses zu: ihr Mann, der alte, kleine, schleichende Misard, vergiftet sie,, um ihr die tausend Franken abzunehmen, die sie geerbt hat. Aber diese tausend Franken hat sie versteckt, und Misard wird sie nie bekommen. Sie giebt ihm das Geld nicht, mag er sie immerhin vergiften. Jacques ist auf's Aeuherste bestürzt. Er versucht die Tante zu beruhigen, ihr ihre Furcht auszureden, aber sie bleibt dabei.
Er verläßt das unheimliche dumpfe Stübchen, um frische Luft zu schöpfen. Er nimmt den Weg nach dem Park von Croix-de-Maufras.
Es dunkelt schon. Da trifft er in der Nähe des Gartenhauses mit Flora zusammen, die damit beschäftigt ist, Waschleinen, die da im Garten verfaulen, abzunehmen, und die, um die Arbeit zu vereinfachen, die starken Verknotungen mit einer großen Scheere durchschneidet. Flora, die jetzt ein Mädchen in der Vollreife ist, in ihrer Art schön, hat ihren Vetter Jacques schon als kleines Kind lieb gehabt, und in der Einsamkeit, in der sie ihr Dasein verbringt, hat sich diese Liebe zu einer sonderbaren Schwärmerei verstärkt. Jedesmal, wenn der Zug vorüberkommt, den Jacques führt, steht sie entweder am Häuschen oder an der Barriere und winkt ihm.
Aber er sieht sie wohl kaum und hat seit langer langer Zeit nie mit ihr ein Wort gewechselt. Jetzt, da er dicht neben ihr sitzt und aus ihren abgerissenen Worten erkennt, was das Mädchen für ihn fühlt, als er aus ihren großen feurigen Augen die Bestätigung seiner Ahnung herausliest, kommt es plötzlich über ihn. Er schließt das stolze wilde Mädchen an sich. Die angeborene Scham stellt der Bewerbung einen ungewollten Widerstand entgegen. Er schließt sie fester an sich. Ihr Mieder öffnet sich ein wenig, und in dem Halbdunkel leuchtet der weiße Hals ihm entgegen . . .
Da packt es ihn wieder, das Schreckliche! Seine Hand tastet nach der Scheere, die da nebe» ihm glänzt. Schon will er sie zum tödtlichen Streich erheben. Zum Glück gewinnt aber noch einmal seine starke Willenskraft die Herrschaft über das Böse in ihm. Er schleudert die Scheere weg, stößt das Mädchen von sich und stürzt davon.
Lange, lange Zeit hatte er es nicht empfunden! Er hatte schon an Genesung geglaubt. Aber da mar er wieder, der entsetzliche Morddrang, und stärker als je!
In besinnungsloser Verzweiflung läuft Lantier durch die Einöde.
Er wirft sich auf den Bauch und zuckt und schluchzt und schreit. Dann schleppt er sich weiter, tief traurig. Und als er so in seinen planlosen Wanderungen an dem Walle angelangt ist, der den Bahnkörper einschließt,

setzt er sich nieder und bleibt stumm, stumpf, gedankenlos sitzen. Von sern
hört er das dumpfe Rollen des Pariser Zuges. Der Zug kommt heran.
Es ist inzwischen dunkel geworden. Er blickt durch die Scheiben in die
hellbeleuchteten Coupes. So schnell auch der Zug vorübersaust, sein
geübtes Auge unterscheidet deutlich die verschiedenen Gruppen der Reisenden.
Und in dem einen Coup6 erster Klasse sieht er den Mord. Er traul
seinen Augen nicht. Er selbst hat eben morden wollen. Ist es nun eine
Täuschung seiner überreizten Sinne, oder hat er wirklich den erhobenen
Arm und das blitzende Messer in der geballten Faust, hat er wirklich
einen niedergeworfenen Mann, über dessen Füßen etwas Schwarzes lag,
erblickt? Er vermag sich nicht Rechenschaft davon abzulegen. Er bleibt
noch eine Weile sitzen, schlendert dann langsam weiter und kehrt schließlich
in das Wärterhäuschen zurück.
Als er die Thür aufmacht, sieht er Misard, der mit einer Laterne
die Winkel ableuchtet. Misard sucht nach dem verborgenen Gelde. Er
ist sehr betroffen, als er Jacques' ansichtig wird.
„Ich hole mir meine Laterne," sagt er. „Auf der Bahn liegt eine
Leiche."
Er hat sie beim Schließen der Barriere gefunden. Jacques schaudert.
Also nicht Einbildung, also Wahrheit! Sie begeben sich eilends nach der
Stelle, an der der Leichnam liegt. Es wird nach allen Richtungen hin
telegraphirt. Der Präsident Grandmorin wird als der Ermordete
recognoscirt. Offenbar liegt ein Raubmord vor, denn man weiß, daß
der Präsident zehntausend Franken mitgenommen, die er seiner Schwester
zu zahlen hatte. Außerdem fehlt sein Portemonnaie und seine Uhr. Ta-
gegen steckt der schöne Brillantring noch am Finger. Grandmorin ist durch
einen sürchterlichen Schnitt am Halse getödtet worden.
Dieser Eifenbahnmord macht gewaltiges Aufsehen. Mit auffälliger
Vordringlichkeit macht sich der Bahnhofsinspector Roubaud mit demselben
zu schaffen. Er ist freilich auf demselben Zuge gewesen, auf dem der
Präsident ermordet morden ist. Aber der ruhige tüchtige Beamte, der dem
Präsidenten Alles zu verdanken hat: seine Frau, seine Stellung, und der
außerdem sein Alibi glänzend nachweisen kann, wird in keiner Weise
beargwöhnt. Der Bcchnhofsinfpector in Rouen hat gesehen, wie sich Hen
und Frau Roubaud mit dem Ermordeten in freundlichster Weise auf dem
Perron unterhalten haben. Der Präsident hat ein Cour>6 allein gehabt.
Roubaud hatte in einem ganz andern Wagen weiter hinten gesessen. In
deni Wagen sind sogar bis Rouen verschiedene andere Passagiere mit ihm
zusammen gewesen. An der nächsten Station, Barentin, hat er durch das
Fenster des Couvös, in dem er sich in Paris schon befand, seinem
College«, dem Bahnhofsinspector, die Hand gedrückt. Es liegt mit einem
Worte nicht der geringste Grund vor, irgendwelchen Verdacht gegen
Roubaud zu hegen. Zum Ueberfluß wird Jacques Lantier, der Einzige,

der den Mord gesehen hat, noch befragt, ob er wohl aussagen könne, wie die Gestalt des Mörder gewesen sei? ob sie mit Roubaud übereinstimme? Und Lantier erklärt sich außer Stande, die Frage zu beantworten. Keine Spur sührt zu dem Urheber des Verbrechens.

Wiederum wird die Fabel von dem „großen Unbekannten" verbreitet, von dem „langen schwarzen" Manne, der im letzten Augenblicke in Rouen in das Couvö gestiegen sei, und zwar in das Couvö des Präsidenten, und den man nachher nicht wiedergesehen habe. Und wiederum vergeblich wird nach diesem furchtbaren Verbrecher, der unentdeckt schon so viel Unthaten begangen hat, gefahndet. Die Zeitungen machen sich lustig darüber und benutzen auch dieses Ereigniß, wie alle Ereignisse, zum Angriff gegen die wurmstichige Negierung. Der Mörder bleibt unentdeckt.

Aber Roubaud und Severine werden von einer tödtlichen Unruhe gepeinigt. Sie müssen diesen Jacques Lantier, den Einzigen, der den Mord gesehen hat, für sich gewinnen. Und der Bahnhofsinspector und der Locomotivführer, die sich früher ganz oberflächlich gekannt hatten, treten durch Roubauds unablässige Bemühungen einander näher. Lantier muß, wenn er in Havre ist, bei ihnen frühstücken, den Abend mit ihnen verbringen. Severine liebäugelt mit ihm. Kurz und gut, die Beiden über» bieten sich in Aufmerksamkeiten sür Jacques.

Jacques hat die Wahrheit denn auch längst durchschaut, und Severine weiß es, daß Jacques diese Wahrheit durchschaut hat. Es bleibt etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen, das unbedingt einmal ausgesprochen werden muß, und das nur ausgesprochen werden kann unter den Bedingungen der innigsten Innigkeit. Roubaud macht es Jacques sehr beguem, mit Severinen zu tändeln. Und der hübsche Locomotivführer mit dem kleinen Schnurrbärtchen und dem runden Kopfe, mit den seltsam flackernden Augen mit Goldtupfen, der Mann, der Alles weiß und nichts sagt, gefällt Severinen gerade so gut, wie die anmuthige, sanfte, blauäugige und schwarzhaarige Severine dem Locomotivführer. Er wagt es nur nicht, ihr ganz nahe zu treten. Immer schnürt ihm die Angst, daß er von seinem Leiden wieder befallen werde, die Kehle zusammen und kühlt seine verliebte Leidenschaft.

Noch eine andere Persönlichkeit kennt jetzt die Mörder des Präsidenten Grandmorin: ein höchster Justizbeamter, Herr Camy - Lamotte, dessen Stellung etwa der unseres Staatssecretärs iin Justizministerium entsprechen dürfte. Dieser hat nämlich unter den Papieren des Ennordeten jenen Brief Severinens aufgefunden, den diese unter dem Dictat ihres Mannes an den Präsidenten gerichtet hatte, um ihn zu veranlassen, am Tage der Ermordung denselben Zug zu benutzen, auf dem Roubaud und Severine sich befanden. Und wiederum wird Severine durch die unerklärliche treibende Gemalt des nichtentdeckten Verbrechens vor der Persönlichkeit Camy-Lamottes durch eine innere Stimme gewarnt und dennoch gleichzeitig

zu ihm hingehetzt. Jener Brief hat die schuldigen Ehegatten längst beun» ruhigt, und sie ahnen, daß Eamy-Lamotte denselben besitzt. Darüber muß sie sich Gewißheit verschaffen. Sie sucht einen Vorwand und findet ihn, um den hohen Beamten aufzusuchen. Sie macht durch ihr rührendes mildes Wesen auf den alten diplomatischen Herrn einen sehr uortheilhaften Eindruck. Er weiß sie in geschickter Weise dazu zu veranlassen, in seiner Gegenwart einige Zeilen zu schreiben, und auf den ersten Blick überzeugt er sich, daß Severine in der That jenen anonymen Lockbrief geschrieben hat. Er durchschaut den wahren Zusammenhang ganz richtig. Er weiß, daß Severine das Mündel des Präsidenten gewesen ist, er weiß, daß der Präsident sie verheirathet hat, er kennt die Ausschweifungen des Ermordelen, und er macht den natürlichen Schluß, daß der Präsident der Rache des beleidigten Ehegatten als Opfer gefallen ist. Die hübsche, sanfte Severine thut ihm leid. Aber er hat auch viel triftigere Gründe, um die Schuldigen zu schonen. In Frankreich gährt es, die Opposition gegen die Regierung wächst. Die Handlung spielt im Jahre 1869.

Ein jeder Skandal, der die Regierung compromittiren könnte, muß. wenn irgend möglich, vermieden werden. Die Ermordung des Präsidenten ist fast zu einer politischen Frage geworden. Die Enthüllung des lasterhaften Wandels dieses hochgestellten Mannes würde der Regierung neue und sehr schwere Unannehmlichkeiten bereiten. Inzwischen sind Wochen vergangen, ohne daß es den Behörden gelungen märe, die Schuldigen aufzufinden. Die Sache ist schon am Einschlafen. Wozu sie wieder aufrütteln? wozu böses Blut inachen? wozu der Regierung die unnützen und vielleicht verhängnisvollen Scherereien bereiten? Der Staatssecretär hat soeben eine Unterredung mit dem Untersuchungsrichter, Denizet, gehabt und sich überzeugt, daß sich dieser auf vollkommen falfcher Fährte befindet. Sein Entschluß ist gefaßt. Er legt Severinens Schreiben, von dessen Vorhandensein er allein Kenntniß hat, und das die Beiden dem Schaffot überliefern könnte, bei Seite, er läßt den Untersuchungsrichter in seinem Wahn und bemerkt nebenher, daß es vielleicht gut märe, von der Sache nicht mehr zu viel Aufheben zu machen. Der Unterfuchungsrichter, ein Streber, der schon längst nach Paris berufen und mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion ausgezeichnet werden möchte, faßt die Andeutungen ganz richtig auf, und der Staatssecretär giebt ihm schmunzelnd zu verstehen, daß die Beförderungen, auf die Denizet vollen Anspruch habe, gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

Camy-Lamotte entläßt also Severinen mit der beruhigenden Versicherung, daß der Proceß zu den Acten gelegt werden würde, da man einstweilen die Hoffnung aufgeben müsse, den Verbrechern auf die Spur zu kommen.

Severine ist glücklich! Sie giebt sich übrigens nicht einen Augenblick der Täuschung darüber hin, daß Camy-Lamotte in ehrlichem Irrthum

befangen sei. Sie weiß, daß er sie schont, aber ihr weiblicher Jnstinct sagt ihr wohl auch, daß er sie schonen muß. Und so ist denn alle Welt zusrieden gestellt. Eamy-Lamotte hat dem Staate einen großen Dienst erwiesen dadurch, daß er eine ärgerliche Affaire mundtodt gemacht hat; Denizet darf auf seine Berufung nach Paris und auf seine Decoration rechnen; und Severine wie Noubaud sind von der fürchterlichen Angst, daß der Brief an's Tageslicht kommen werde, befreit.

Severine erwacht wie zu neuem Leben. Sie fühlt sich in dem Bewußtsein, daß ihre Schuld nicht an's Tageslicht kommt, wie gereinigt. Und innige Dankbarkeit und Sympathie hegt sie für den verschwiegenen Locomotivführer Jacques Lantier. Zu diesem fühlt sie sich immer mehr hingezogen. Er liebt sie aufrichtig und wahr. Von ihrem Gatten wendet sie sich allmählich ab.

Noubaud ist im Dienste nach wie vor die Pünktlichkeit und Ordnung selbst. Aber es ist doch eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Der Tag, an dem er die Wahrheit über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten erfahren, hat seine Liebe getödtet und damit seinen sittlichen Halt gebrochen. Das gemeinsam verübte Verbrechen hat die Verbrecher nicht aneinander gefesselt, es hat sie im Gegentheil für ewig voneinander getrennt. Aber sie leben zusammen, anscheinend ganz wie früher. Noubaud, der früher alle Stunden, die nicht durch den Dienst in Anspruch genommen waren, in seiner gemüthlichen Häuslichkeit zubrachte, hält es jetzt mit der mitschuldigen Severine allein nicht mehr aus. Er verbringt nun die Hälfte seiner freien Stunden und mehr im Caföhause, und zwar bezeichnender Weise gerade in dem Caföhause, in dem der Polizeibeamte, der nach den Mördern zu fahnden hat, regelmäßiger Stammgast ist. Es ist ihm geradezu ein Bedürfniß, diesen aufzusuchen und mit ihm beständig zu verkehren. Und das Kartenspiel bietet die beste Gelegenheit dazu. Der Polizeibeamte ist ein Gewohnheitsspieler, und Noubaud macht eine Partie nach der andern mit ihm, und tagein, tagaus. Schließlich kommt er kaum noch nach Hause. Er schläft auf dem Sessel im Bureau in den Stunden seiner Dienstzeit, während deren er nicht durch den Dienst selbst in Anspruch «enommen ist; und sobald die Tienststunden vorüber sind, treibt es ihn in's Cafi'', und er spielt und spielt mit dem Polizeibeamten. Was in seinem Hause vorgeht, kümmert ihn nicht mehr. Er ahnt, daß sich da Tinge ereignen, die ihm nicht angenehm sein können — Dinge, die ihn, den eifersüchtigen, jähzornigen Mann, noch vor Kurzem zur Naserei gebracht haben würden. Jetzt schließt er die Augen und will nichts sehen.

In der That ist die Intimität zwischen Severinen und Jacques lantier. die lange Zeit eine keusche geblieben war, zum ehebrecherischen Verhnltniß geworden. Noubaud legt den Leutchen keinerlei Hindernih in den Weg. Er denkt ja nur noch an seine Karten. Wenn er da halb

verstiert an dem kleinen Marmortische sitzt, dem Polizeibeamten gegenüber, trinkt, raucht und spielt, dann denkt er wenigstens nicht mehr an den Mord. Er wird faul, schwerfällig, er setzt Fett an, er versumpft vollkommen.

Severine dagegen bewahrt ihr mädchenhaftes, reizendes Wesen. Sie ist glücklich in ihrer Liebe zu Jacques. Sie hat nicht die geringsten Gewissensbisse. Ihr Mann wird ihr widerwärtig und verächtlich dadurch, daß er sie frei schalten und walten läßt. Jeden Freitag fährt sie mit dem Zuge, den Lantier führt, unter dem Vorwande, daß sie einen Arzt zu consultiren habe, nach Paris und Abends von Paris nach Havre zurück. Die Beiden verbringen dann vereint und ungestört in Paris selige Schäferstunden. Die ersten Male hat Severine ihrem Manne gegenüber den Vormund der ärztlichen Consultation angeführt; mit der Zeit hält sie es aber nicht mehr für nöthig. Sie fährt nun ohne nähere Angabe von Gründen nach Paris. Roubaud fragt sie auch nicht; er drückt dem Locomotivführer gemüthlich die Hand, als ob er nichts wüßte, und schlendert, sobald es ihm der Dienst gestattet, an diesen Freitagen, wie an allen anderen Tagen, in's Caf5 und spielt.

Er wird beim Spiel von andauerndem Unglück verfolgt. Er spielt höher und höher, verliert größere Summen. Er hat alle seine Ersparnisse bereits verspielt und ist jetzt schon dem Polizeibeamten eine größere Summe schuldig. Er weih nicht ein noch aus. Da stößt ihn die selbstverschuldete Roth noch tiefer in den Abgrund des Verbrechens hinab und macht auo ihm, dem Mörder aus Leidenschaft, nachträglich einen Raubmörder. Um auf falsche Spuren zu leiten und an einen Raubmord glauben zu lassen, hatte Roubaud dem Präsidenten, bevor er die Leiche aus dem Wagen gestürzt, das haare Geld, das dieser bei sich trug, zehntausend Franken in Scheinen, das Portemonnaie mit etwa dreihundert Franken und die goldene Uhr abgenommen. Der Gedanke, daß er jemals an diese abgenommenen Werthsachen, die nicht geraubt sein sollten, die Hand legen werde, war ihm niemals gekommen. Er hatte es hoch und theuer verschworen, daß er eber verhungern werde, als auch nur einen Sou des dem Ermordeten gehörigen Eigenthums anzutasten. Die auf der Uhr eingravirte Zahl ist den Behörden bekannt geworden, und nach dieser Uhr hat man lange vergeblich gefahndet. Roubaud hat sie mit dem Portemonnaie und der Brieftasche des Präsidenten in seinem Wohnzimmer unter der Diele versteckt.

In einer eiskalten Decembernacht wird Severine durch ein merkwürdiges Geräusch geweckt. Es knackt unheimlich im Wohnzimmer. Sie glaubt, daß man bei ihr einbrechen will. Es ist drei Uhr Morgens. Roubaud ist noch nicht heimgekehrt. Vor Furcht bebend, wagt sie es dennoch, aufzustehen und öffnet behutsam die Thür. Sie bleibt starr stehen. Sie sieht, wie Roubaud am Boden kauert, das Stück Diele entfernt hat und aus dem Versteck etwas nimmt.

„Was machst Du denn da?" fragt sie.
Roubaud findet keine andere Antwort, als daß er sich erhebt und seiner Frau, die nur mit dem Hemd bekleidet ist und vor Kälte zittert, eine Ohrfeige giebt.
„Wenn ich ein Paar Schuhe brauche, hast Du natürlich kein Geld. Wenn Du aber verloren hast, dann findest Du schon, was Du brauchst!"
„Laß mich zufrieden!" giebt er zur Antwort. „Bekümmre Dich nicht um meine Sachen. Frage ich Dich denn, was Du am Freitag in Paris thust?"
Mit dem Hacken stampft er die Diele wieder fest, wendet ihr den Rücken und kehrt ins Cafü zurück.
Am andern Morgen in aller Frühe — es war wieder einer der Liebes-Freitage — wüthet ein mächtiger Schneesturm. Lantier steht auf feiner Maschine und ist sehr beunruhigt.' Die Schneeverwehungen, die telegraphisch gemeldet sind, lassen ihn befürchten, daß er seine „Lison" schmerlich bis Paris bringen werde. Er muß aber abdampfen. Das Unwetter wird immer stärker, und an einer der ersten Stationen hinter Havre erbittet er eine zweite Maschine. Sie kann ihm jedoch nicht gestellt werden. Er dampft weiter. Aber schließlich werden die Schneemassen so ungeheuer, daß die Maschine nicht mehr durchdringen kann. Der Zug bleibt in den weißen flockigen Bergen stecken, und zwar vor dem langen Tunnel, unmittelbar an dem Wärterhause Misaros. Telegraphisch werden Hülfsmannschaften zur Freilegung der Bahn heranbeordert. Aber es vergehen Stunden um Stunden. Die Reisenden haben sich in das kleine Wärterhäuschen geflüchtet. Sie hocken in der Küche. Es ist kalt. Sie haben nichts zu essen. Sie mettern und fluchen.
Severine, der das benachbarte Gartenhaus Croir-de-Maufras testamentarisch vermacht morden ist, wird von Misards mit Auszeichnung-ernpfangeii und in die Prunkstube genommen. Flora, das wilde Mädchen, wirft auf Severinen lodernde Blicke der Eifersucht. Es ist ihr ja längst aufgefallen, daß an jedem Freitage Severine mit Lantier nach Paris gefahren ist. Jeden Freitag hat sie an der Barriere gestanden, auf den verhaßten Anblick gewartet und sich mit dem Gedanken, daß der geliebte Jacques mit dieser Person alsbald in Paris vergnügte Stunden verbringen werde, zu Tode gepeinigt. Jacques selber hat nun die Pause, in der er zur Thatlosigkeit gezwungen ist, dazu benutzt, um die Locomotive gleichfalls zu verlassen und zu sehen, wie Severine untergebracht ist. Er findet sie allein im Zimmer. Sie tauschen zärtliche Worte. Er schließt sie an sich und küßt sie lange. Als er den Kopf aufhebt, sieht er Flora entsetzt und bebend vor sich stehen. Nun hat sie es gesehen! Und ihr unglückliches, mildes, jungfräuliches Herz ist gebrochen. Von diesem Augenblicke an weiß sie, daß sie nur noch eine Lebensaufgabe zu erfüllen

hat: sich an Jacques, der ihre Liebe nicht erwidert, und an dessen Buhle zu rächen. Die Beiden müssen sterben!

Nach einigen Stunden ist die Bahn wieder freigelegt. Aber bei dem Ausschaufeln der Locomotive hat die „Lison" am Cylinder einige Stöße bekommen. Jacques wie der Heizer Pecqueur schütteln traurig den Kopf. Es ist nicht mehr die gute alte Maschine. Sie wird die Folgen der starken Erkältung nicht verwinden. Jacques bringt den Zug mühselig nach Paris. Erst um drei Viertel elf Abends läuft er an der Station ein.

Noubaud hat natürlich Kenntniß von der Schneeverwehung und der Verspätung von zwölf Stunden erhalten und weiß, daß er Severinen heute nicht erwarten darf. Victoire, Severinens Amme, die Pariser Frau des Heizers, liegt seit einiger Zeit im Spital krank darnieder. Ter gutmüthige Pecqueur, der ganz genau weiß, wie es um Lantier und Severinen steht, und dem es nicht schwer wird, bei seinen zahlreichen Bekanntschaften in Paris ein anderes Unterkommen zu finden, stellt den Beiden seine Wohnung im fünften Stock zur Verfügung. Und in demselben Zimmer, in dem Severine durch ein unbedachtes Wort ihre Beziehungen zum Präsidenten verrathen hat, in dem die Ermordung des Präsidenten geplant worden ist, verbringt sie nun mit ihrem Geliebten Lantier die Nacht.

Jacques löscht die Lampe. Er will Severinens weißen Hals nicht sehen. Nur im Dunkeln fühlt er sich ruhig. Und in der finstern Nacht, hart aneinander geschmiegt, erzählt Severine in leisem Flüsterton dem Geliebten, der zwar Alles ahnt, aber das Nähere noch nicht kennt, den Mord in allen seinen furchtbaren Einzelheiten: wie sie den Brief geschrieben hat, wie sie in Nouen den Präsidenten auf dem Perron getroffen haben, wie sie im letzten Augenblick in das Couvö des Präsidenten geschlüpft sind, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hätte, wie plötzlich Noubaud das neue scharfe Messer, das sie ihm an demselben Tage geschenkt hatte, gezogen, den Präsidenten rücklings auf das Kissen gedrückt, mit ihm gerungen, wie sie selbst, um dem Kampfe ein schnelleres Ende zu machen, sich auf die zappelnden Beine geworfen und den Widerstand des Greises gebrochen, und wie Noubaud dann den tödtlichen Streich geführt habe; und wie sie alsdann die Leiche auf den Bahnkörper gestoßen, das Coup6 geschlossen und während des rasenden Fluges in der Dunkelheit, unmittelbar vor der Station Barentin, sich auf den Trittbrettern an den verschiedenen Waggons entlang getappt haben, bis sie zu ihrem Coup>!> gelangt seien, das sich inzwischen in Nouen glücklicherweise entleert habe. Alles das haucht sie ihm in kaum hörbarein Geflüster zu, in tiefer Finsternis;, di?meil eine Treppe tiefer junge Leute, die bei einem andern Beamten sich zum Lämmerhiivfen versammelt haben, beim ,Aavierspiel fröhlich tanzen.

Nun ist Severine ganz glücklich! Nun giebt es nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihr und ihrem Geliebten. Nun liebt sie ihn zärtlicher.

leidenschaftlicher denn je. Liebt sie doch überhaupt zum ersten Male. Und je mehr sie ihn liebt, desto mehr haßt sie ihren Mann, desto gründlicher verachtet sie ihn, — den Elenden, der ihre strafbare Liebe duldet, der spielt und das genommene Geld nachträglich zum geraubten macht.
Als Jacques am Morgen nach dieser Schreckensnacht des Geständnisses erwacht, und als er Severinen schlummernd neben sich sieht, überfällt ihn wieder ganz plötzlich und schrecklich die fürchterliche Mordlust. Er springt aus dem Bett. Er wagt nicht, sich nach Severinen noch einmal umzusehen. Er kleidet sich in aller Eile an. Er stürzt davon. Irgend Jemand muß er morden, die erste beste Person, die ihm begegnet! Er läuft verschiedenen Frauen nach. Durch einen glücklichen Zufall wird sein grausiges Vorhaben vereitelt. Langsam kommt er wieder zur Besinnung und kehrt zu Severinen zurück. Severine ist sehr beunruhigt. Sie hat gemeint. Sie fürchtet, daß das Geständniß Jacques ihr entfremden möchte, und sie bedarf seiner und seiner Liebe. Jacques beruhigt sie.
„Ach, wenn ich frei wäre, wenn mein Mann nicht mehr da märe, wie würden wir da Alles schnell vergessen!"
„Wir können ihn doch nicht tödten," sagt Jacques, der laut gedacht hat.
Sie sieht ihn starr an, und er zittert, daß er das gesagt hat. Er hat ja nie daran gedacht. Aber da er doch nun einmal tödlen will, tödten muß, warum soll er nicht gerade ihn tödten, den Menschen, der Allen im Wege ist? Und als er sie endlich verlassen muß, um seinen dienstlichen Verpflichtungen nachzugehen, umschlingt sie ihn, küßt ihn und sagt:
„Mein geliebtes Herz, Du mußt mich sehr lieb haben. Und wir werden auch noch glücklich werden."
Roubaud hat inzwischen immer größere Verluste erlitten. Er hat zunächst das Portemonnaie des Präsidenten genommen mit den dreihundert Franken. Aber das kleine Hinterzimmer des Caf5s ist mit der Zeit zu einer richtigen Spielhölle geworden. Es wird um verhältnißmäßig hohe Summen gespielt. Noubaud verliert immer, und der Polizeibeamte, der den Mörder sucht, gewinnt. Und noch einmal erwischt Severine ihren Mann, als er in !der Nacht die Diele aufhebt und von dem Gelde des Präfidenten den ersten Schein nimmt. Und als sie iihn einen gemeinen Dieb nennt, sagt er ganz ruhig:
„Du willst Deine Hälfte haben? Schön, Du sollst sie bekommen. Dann halt aber das Maul."
Severine überschüttet den Räuber mit Schmähungen. Die Berührung des geraubten Geldes flößt ihr Entsetzen ein. Als sie aber wieder in ihr Bett gekrochen ist und sich die Schändlichkeit ihres Gatten recht zu Gemüthe führt, sagt sie sich, daß sie, wenn sie die Hälfte nähme, wenigstens Roubaud daran verhindere, das ganze Geld zu verjuchhcien. Und nun steht sie selbst

auf, lockert die Diele und — erstarrt. Es ist Alles weggenommen! Nur die Uhr ist liegen geblieben. In äußerster Empörung nimmt sie wenigstens diese und giebt sie Jacques; denn bei ihm ist sie am besten aufgehoben, und sonst wird sie Roubaud auch noch nehnien und verkaufen. Jacques weigert sich zwar zunächst, aber er nimmt sie schließlich doch. Und als die Beiden in zärtlicher Stellung, Severine ans Jacques Knieen, darüber klagen, wie freudlos ihre Gegenwart ist, und wie glücklich ihre Zukunft sein könnte, tritt Roubaud unversehens ein. Severine ist keineswegs betroffen, daß sie in der verfänglichen Situation überrascht wird. Sie springt auf und schreit ihm in's Gesicht: „Spitzbube! Räuber!" und sie wiederholt diese Schimpfworte beständig. Roubaud zuckt die Achseln, nimmt sein Dienstbuch, das er vergessen hat, und begnügt sich mit der Antwort: ‚Halt's Maul!" Er geht ruhig wieder ab. Und in das verstohlene Geflüster der beiden Liebenden drängt sich wieder mit dämonischer Kraft die Frage: Weshalb sollte man den elenden Menschen, der unserm Glück iin Wege steht, nicht beseitigen?

Seit jenem Tage verkehren Severine und Jacques ohne sich irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Und das, was zunächst als ein gelegentlicher Einfall, ohne daß auch nur die Möglichkeit der Verwirklichung in Betracht gezogen wäre, sich geregt hatte, erstarkt allmählich zum ruhigen Vorsatze. Die sanfte Severine, die so aussieht, als ob sie kein Wässerchen trüben könne, und die in ihrer grenzenlosen Verworfenheit eine wunderliche Naivetät bewahrt hat, stiftet instinctiv den Geliebten zur Ermordung ihres Ehegemahls an, und schließlich wird die Sache, die für die Beiden alles Grausige und Schreckliche verloren hat, mit nüchternster Objektivität erörtert, und die Mittel und Wege, das schauderhafte Verbrechen auszuführen, werden ruhig erwogen. Die Ermordung Roubauds bildet fortan ‚den Hauptgegenstand ihres Gespächs, auch an jenen Freitagen, an denen Severine gewohnheitsmäßig ihren Geliebten nach Paris begleitet, obwohl sie ihre Liebe vor Roubaud zu verstecken schon längst keine Veranlassung mehr hat.

Flora steht nach wie vor an jedem Freitage an der Barriere, sieht Lantier auf der Locomotive und im ersten Waggon am Coupöfenster Severinen, die sich regelmäßig herausbeugt, um einen Blick auf das ihr gehörige Gartenhaus zu werfen. Und wenn sie die Beiden vorstbersausen sieht, schnürt sich ihr die Kehle zusammen, und sie wird halb wahnsinnig vor Eifersucht, Haß und Rache. Sie kann es nicht länger ertragen! Die Beiden müssen sterben! Aber wie sterben? Das wilde Mädchen von der Bahn sucht nicht lange. Wenn der Zug entgleist, dann wird der Lokomotivführer das erste Opfer sein, und Severine, die immer im ersten Wagen sitzt, wird auch nicht lebend davon kommen. Daß, Andere, Unschuldige, bei dem Rachemerk mit zu Grunde gehen — was kümmert es Flora!

Und an diesem Freitag ist das unbändige Mädchen vollends verzweifelt. Ihre Mutter ist gestorben, die arme Tante Phasie. Dem hüstelnden

Schleicher Misard ist die Vernichtung endlich gelungen. Er hat seiner Frau, der armen Tante Phasie, da sie längst keine Speise, die Misard berührt, mehr zu sich genommen hat, das Gift auf anderm Wege beigebracht. Die Unglückliche ist gestorben, ohne das Geheimnis;, wo sie ihre tausend Franken verborgen hat, verrathen zu haben. Die Leichenstarre ist eingetreten, bevor die Augen haben geschlossen werden können, und schrecklich und unheimlich starrt das gebrochene Auge in die Leere.

Heute, ja heute muffen die Beiden sterben! Flora überlegt sich, wie sie den Zug am sichersten zum Entgleisen bringen könne. Sie will eine Schiene ausreißen. Aber als sie zur That zu schreiten sich anschickt, wird sie doch unschlüssig. Sie steht wieder an der Barriere. In wenigen Minuten muß der Zug vorbeisausen. Da kommt der Kärrner Cabuche des Weges. Fünf kräftige Pferde vermögen kaum den Karren, auf den zwei gewaltige Steinblöcke geladen sind, von der Stelle zu bringen. Als der Kärrner an Flora vorüberkommt, sagt er:

„Was hast Du denn? Du machst so ein merkwürdiges Gesicht."

„Meine Mutter ist gestorben," antwortet Flora.

Cabuche spricht in ungelenker, herzlicher Weise sein Beileid aus. Er möchte die Todte wohl sehen. Sie meist nach dem Hause und beruhigt Cabuche, der Bedenken trägt, den Wagen allein zu lassen. Sie selbst wird Alles überwachen. Cabuche begiebt sich zur Tobten. Flora führt langsam die Pferde auf den Bahnkörper. Sie hört das dumpfe Rollen des Zuges. Mit ihrer Riesenkraft hält sie die Pferde zurück. Der Zug braust heran. Die Pferde, von Angst gepeitscht, wollen über den Schienenstrang hinweg. Der Zugführer pfeift. Die Locomotive stößt ihren Nothschrei aus. Cabuche eilt herbei. Flora steinmt sich mit aller Macht gegen die Pferde. Die Locomotive prallt gegen die kolossalen Steinquadern. Ein fürchterlicher Ruck. Ein wüster Knäuel von Wagen, die sich überturkeln. Die Locomotive ist aus die Seite geschleudert. Sie pafft noch einigemal, die Räder drehen sich. Dann ist Alles aus. Man hört Wimmern und Schreien. Die Pferdeleichen liegen auf der Bahn. Ein Dutzend Todte, dreißig bis vierzig Schwervermundete. Ein entsetzliches Eisenbahnunglück! Der Heizer Pecqueur ist weit meggeschleudert und nicht beschädigt worden. Jacques wird lebend, aber besinnungslos unter der Locomotive hervorgezogen. Er hat keine äußerlichen Verletzungen. Severine, die sich zufälligerweise im letzten Coupö befunden hat, ist ganz heiler Haut davongekommen ...

Aus den nahegelegenen Städten kommen die Hülfsmannschaften. Die Leichen werden fortgeschafft, die Verwundeten möglichst gut untergebracht. Jacques, der noch immer die Besinnung nicht wiedergefunden hat, wird nach Croix-de-Maufras getragen, und Severine pflegt ihn. Er allein hat gesehen, wie das Unglück geschehen ist. Und Flora hat in einem fürchterlichen Augenblicke den entsetzten Blick Lantiers aufgefangen. Die Rasende hat nicht erreicht, was sie gewollt hat. Sie geht heroisch zum

Tode. Sie schleicht nach deni Tunnel und wartet, nachdem der Betrieb wieder hergestellt ist, auf den nächsten Zug. Ruhig legt sie einige Kleinigkeiten, die sie noch bei sich hat, ait die Seite. Da sieht sie in der Ferne das rothe Auge der Locomotive. Sie hört das unheimliche Donnern des Zuges im Tunnel. Sie springt auf den Schienenstrang, und mit vorgebeugtem Oberleib rennt sie gegen den eisernen Koloß an, hüpft auf, so daß sie mit ihrem Schädel die rothe Laterne zertrümmert und das Licht löscht, und wird zermalmt. Ihre Leiche, die bald aufgefunden wird, wird neben der der Mutter gebettet, die aus ihren offenen Augen schauerlich ihr zerfleischtes Kind anstarrt. Flora hat sich selbst gerichtet.

Jacques, der von Severinen liebevoll gepflegt wird, hat keine inneren Verletzungen erlitten, wie man zuerst befürchtet hatte. Tie starke Erschütterung hat ihn nur auf einige Tage stumpfsinnig gemacht. Allmählich kehrt ihm das Bewußtsein wieder. Und das erste Wort, das Severine ihm zutuschelt, ist: „Sei unbesorgt, mein Schatz, die Uhr habe ich in Sicherheit gebracht." Sie hat aus der Tasche des Bewußtlosen die verhängnißvolle Uhr genommen und sie in eines ihrer Taschentücher eingenäht.

Jacques gesundet nach einiger Zeit vollständig und steht im Begriff, seinen Dienst wieder aufzunehmen. Und hier in diesem Zimmer von Croir-de-Maufras, dem Schauplatze von Severinens Besudelung durch einen lasterhaften Greis, verabreden die Beiden, wie sie den Mörder des Präsidenten ermorden können. Alles wird weislich überlegt, und es wird ein Plan ausgeheckt, der die Ermordung Noubauds sichert und die Spuren verwischt. In diesem ganz entlegenen Hause kann die Leiche laiige Zeit unbemerkt liegen bleiben, und es wird nicht schwer werden, Roubaud unter dem Vormunde, daß sich für das längst verkäufliche Haus endlich ein Käufer gefunden habe, zu einer bestimmten Stunde herbeizulocken, zu überfallen und niederzumachen. Hier ist in der That die völlige Vereinsamung. Flora und Tante Phasie sind todt, und in den: einsamen Wärterhause sucht Misard unablässig und vergeblich nach dem versteckten Gelds.

Das einzige menschliche Wesen, das sich von Zeit zu Zeit sehen läßt, ist der Kärrner Cabuche, der große, schwerfällige Rüpel, der aus^ schaut wie ein müsler Verbrecher und in Wahrheit ein ungeschlachtes herzensgutes großes Kind ist. Cabuche hat sich in seiner dummen täppischen Weise in Severinen verliebt, und er nimmt von Zeit zu Zeit kleine werthlose Gegenstände, die Severine berührt hat, heinilich weg, schleppt sie in seine Höhle und freut sich darüber. Er schleicht um das Hans in der Hoffnung, ab und zu hinter den beleuchteten Scheiben die Silhouette Severinens zu erspähen.

Der Mordplan ist nun völlig ausgereist. Lantier verabschiedet sich von Misard und Cabuche und begiebt sich nach Rouen in ein kleines Hotel wo man ihn gut kennt. Dort sagt er, er sühle sich noch abgespannt, und er zieht sich gleich nach der Mahlzeit in sein im Erdgeschoß gelegenes

Zimmer zurück. Sobald er die Thür hinter sich geschlossen hat, öffnet er das Fenster, springt hinaus, lehnt die Laden an und macht sich auf den Weg nach Croir-de-Maufras. Zwischen neun und zehn Abends kommt er dort an. Er schleicht sich in das Haus auf dem bezeichneten Wege, und als er in das Zimmer tritt, springt ihm Severine, die sich schon völlig entkleidet hat, tändelnd und zärtlich entgegen . . . Ihn überläuft's!
„Weshalb hast Du Dich denn ausgezogen?" fragt er.
Sie setzt ihm ganz ruhig auseinander, daß das das Richtige wäre. Er solle sich auch entkleiden, dann würden keine Blutspritzen an die Kleider kommen. Sie erörtert alle Einzelheiten der Ermordung mit diabolischer Ruhe, und er sieht sie mit erstauntem Schrecken von oben bis unten an. Der sanfte Ausdruck ihres Gesichts ist derselbe geblieben. Ihre ruhigen, klaren, jungfräulichen Augen strahlen ihn zärtlich an. Er schaudert noch einmal zusammen. Da wird das Haus erschüttert. Der Zug saust vorüber — der Zug mit dem Unglücklichen, der in Barentin aussteigen, nach kurzer Frist die Schwelle dieses Hauses ahnungslos überschreiten und das einsame Haus nicht lebend wieder verlassen soll. Jacques hat Severinen befohlen, sich wieber in's Bett zu legen und sich bis oben zuzudecken. Er will sie so nicht sehen. Schon regt es sich wieder in ihm mit unheimlicher Gewalt. Das Messer liegt da unter der Lampe — dasselbe Messer, mit dem Noubaud den Präsidenten getödtet hat. Die offene Klinge blitzt unter^der Lampe . . .
Severine erhebt sich. Roubaud muß bald kommen.
„Leg Dich nieder!" herrscht Jacques seine Geliebte an.
Sie lächelt ihn zärtlich verlangend an. „Komm, mein Geliebter!"
Sie will ihm Muth machen durch ihre Liebe. Sie schlingt die Arme um ihn. Er fühlt sie warm an seiner Brust. Er will sie von sich stoßen, er vermag es nicht. Er reiht sich los und greift nach dem Messer.
„Aber Jacques — mein Gott! Warum? warum?" schreit Severine entsetzt auf und taumelt zurück. Er beißt die Zähne aufeinander, sagt kein Wort, stürzt hinter ihr her, stößt sie auf's Bett. Sie ist wehrlos. Ihr Hemd ist zerrissen.
„Aber warum? Mein Gott! warum?"
Er schlägt sie mit der Faust nieder, und das Messer nagelt ihr die Frage in der Gurgel fest.Z
Regungslos, ohne Bewußtsein, bleibt Jacques eine Weile stehen. Er weiß nicht, ob sie geschrieen hat. Er weiß nichts.'
Dann stürzt er davon, in die dunkle Nacht und rempelt heinahe Cabuche an, der sich in der Nähe des Hauses herumtreibt. Cabuche ist blödsinnig thöricht und wundert sich eigentlich über nichts. Aber die Sache kommt ihm doch nicht geheuer vor. Die Hausthür ist offen geblieben. Er horcht eine Weile; Alles still; dann tritt er ein. Die Thür zum Zimmer steht offen, und da sieht er Severinen in.ihrem Blute schwimmen.

Der stumpfsinnig gute Mensch ist von tiefster Trauer erfüllt. Es jammert ihn, sie so entblößt daliegen zu, sehen. Er hebt sie in seinen Armen auf, bettet sie, deckt sie züchtig zu und befleckt sich dabei über und über,mit dem Blute, das ihrer klaffenden Wunde entströmt. Es ist genau derselbe tiefe Schnitt am Halse, der dem Leben des Präsidenten ein Ende gemacht hat. Und so finden ihn Roubaud, der zur bezeichneten Stunde eingetroffen und Misard, dem er unterwegs begegnet ist.

Cabuche mit seinen blutbefleckten Kleidern wird zuerst verhaftet. Und in dem jämmerlichen Loch, in dem er haust, findet man allerhand Kleinigkeiten, die Severinen gehört haben, und als wichtigsten Fund die Uhr des Präsidenten, eingenäht in ein Taschentuch Severinens. Cabuche erklärt der Wahrheit gemäß, daß er das Taschentuch an sich genommen, well es ihm Freude gemacht habe, etwas von Severinen zu besitzen. Er habe gar nicht gemußt, daß eine Uhr darin sei, und er wisse auch nicht, wie sie da hineingekommen sein könne; er wisse gar nichts. Diese albernen Ausflüchte können dem scharfsinnigen Untersuchungsrichter Denizet natürlich nicht genügen.

Die beiden Ermordungen des Präsidenten und Severinens sind unter gang gleichen Bedingungen erfolgt. Es ist offenbar derselbe Mörder. Und dieser wüste Verbrecher ist kein Anderer als Cabuche. Cabuche ist zum Morde angestiftet morden durch Roubaud, der sich seit einiger Zeit durch sein Verhalten sehr verdächtig gemacht hat. Roubaud hat riesige Summen im Spiel verloren. Der Polizeibeamte, der das überwacht hat, giebt sehr interessante Aufschlüsse darüber. Roubaud ist durch das Spiel vollkommen verdorben, er hat Schulden gemacht und hat seine Frau ennordet, um in den Besitz ihres Vermögens, des Grundbesitzes von Croir-de-Maufras, z» gelangen. Dieser geniale Indizienbeweis wird in glänzendster Weise vom Untersuchungsrichter Denizet geführt.

Cabuche antwortet ein für allemal: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Sie geht mich nichts an. Ich kenne den Inspektor Roubaud gar nicht. Laßt mich zufrieden." Man nennt das sein „System".

Roubaud, der lange Zeit geleugnet hat, ist des ewigen Ouerulirens müde und macht eines Tages dem Untersuchungsrichter ein unifassendes Geständniß. Dieser lächelt fein und findet es sehr geschickt, daß Roubaud den Raubmord zu einem Mord aus Eifersucht machen will. Er zollt dem Verhalten der beiden Angeklagten, die andauernd sich „so stellen", als ob sie sich nicht kennen, eine gewisse schmunzelnde Anerkennung. Es sind schlaue Burschen! Aber es findet sich auch ein Zeuge, der gehört hat, wie die Beiden miteinander Verabredungen getroffen haben — ein ehrlicher und unverfänglicher Zeuge, der gewiß seine Aussage im besten Glauben mach:, wenn auch thalsächlich die beiden Beschuldigten niemals die geringste Berührung miteinander gehabt haben.

Und als die Sachen nun so weit gediehen sind, als Denizet dem

Staatssekretär Camn -Lamotte umfassenden Bericht erstattet und auf die zweifelnde Zmischenfrage des Staatssecretärs, ob er denn seiner Sache auch ganz gewiß sei, mit vollster sittlicher Ueberzeugung antwortet, daß das Verbrechen der Beiden: die Ermordung des Präsidenten und der Severine durch Cabuche und die Anstiftung zum Morde durch Roubaud, über jeden Zweifel festgestellt sei, lächelt der Staatssecretär freundlich und verabschiedet den Untersuchungsrichter in Gnaden. Nachdem dieser die Thür geschlossen hat, nimmt er aus einem geheimen Fache seines Pultes Severinens Schreiben und verbrennt es.

So ist denn die Sache spruchreif, und vor den Geschworenen von Rouen stehen Cabuche und Roubaud als des Doppelmordes beziehentlich der Anstiftung dazu beschuldigt. Das steche Leugnen des Cabuche und dessen ungeberdiges Verhalten, das die echte Verbrechernatur überall verrät!), die Darstellung Roubauds, daß er allerdings den Präsidenten aus Rache getSdtet, an der Ermordung seiner Frau aber keinerlei Antheil habe, sowie die fortgesetzte Betheuerung der Beiden, daß sie sich gar nicht kennen — Alles das vermag den niederschmetternden und geschickt aufgebauten Schuldbeweifen gegenüber nicht Stand zu halten. Sie werden Beide, unter Zubilligung mildernder Umstände, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Lantier selbst ist als Zeuge gehört worden. Auf Severinens Mörder ist nie der Schimmer eines Verdachtes gefallen. Jacques wird auch nicht von Gewissensbissen gequält. Was er gethan hat, hat er thun müssen. Und die Ermordung Severinens scheint ihn von seinem grauenhaften Leiden befreit zu haben. Er lebt zurückgezogen von aller Welt. Seine alte liebe Maschine ist durch das Eisenbahnunglück bei Croipde-Maufras zerstört worden, und mit der neuen kann er sich nicht recht befreunden. Auch das Verhältnis) zwischen ihm und Pecqueux, das früher ein so herzlich gemüthliches gewesen war, hat sich verändert. Pecqueur' illegitime Frau in Havre hat, wie dieser längst bemerkt, ihre begehrlichen Arme nach dem schmucken Locomotivführer ausgestreckt. Und aus Langmeile, und auch gewissermaßen aus Neugier, um zu versuchen, ob die Mordlust in ihm wirklich getödtet sei, läßt sich Jacques mit der reizlosen alten Philomene ein. Und Pecqueur weiß Alles . . .

Weltbewegende Ereignisse haben sich inzwischen zugetragen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist erklärt. Lantier hat einen riesigen Zug voll trunkener, johlender und singender Soldaten zu führen. Pecqueur ist heute wieder einmal trunken, und sogar noch trunkener als gewöhnlich; wie ein Wahnsinniger schleudert er Schaufel um Schaufel Kohlen in die Gluth.

„Genug!" sagt Lautier.

Pecqueur brummt etwas in den Bart und heizt weiter. Er schaufelt und schaufelt. Lantier wird es unbehaglich zu Muthe. Der Mensch ist heute vollständig unzurechnungsfähig, er hat seinen bösen Blick, und wenn

er betrunken ist, weiß er nicht, was er thut. Ter Führer wiederholt seinen Befehl, das sinnlose Feuern endlich einzustellen. Pecqueur kümmert sich nicht darum. Da packt Lantier den Heizer bei der Faust, und nun setzt sich Pecqueur zur Wehr.

„Tu Hund hast mir mein Weib genommen!" schreit der Trunkene in sinnloser Wuth.

Die Beiden packen sich, und auf der Plattform, während des rasenden Fluges, der die gestattete Maximalgeschwindigkeit langst überschreitet, bei überheiztem Kessel, ringen die Beiden, und Pecqueux'drängt den Locomotiu-führer an den Rand und will ihn hinabstürzen. Lantier zerrt ihn nach sich. Die Beiden kollern herunter, werden überfahren, und führerlos faust der Zug mit den nichtsahnenden Soldaten davon.

Schreckensstari sehen die Beamten den Zug an den Stationen vorüber-sausen. Man telegraphirt nach allen Richtungen. Die Kessel sind noch mit Wasser reichlich versehen, und die Gluth dauert an. Die elektrischen Klingeln läuten. Der Geisterzug saust in die Nacht.

„Was kommt auf die Opfer an, die die Maschine unterwegs zer-malmt. Läuft sie nicht selbst in das Ungewisse, das da kommt? Sorglos um das vergossene Blut, ohne Führer, inmitten der Nacht, wie ein blindes, taubes, wildes Thier, das man in Tod und Verderben los-gelassen hat, rollt es, rollt es davon, beladen mit Kanonenfutter, mit jenen Soldaten, die vor Ermattung fchon stumpfsinnig geworden, die trunken sind und Schelmenlieder singen! . . ."

Das ist der Inhalt des neuesten Romans von Emile Zola, ,.I^l Let6 Kumlune", — wenn wir recht zählen, des siebzehnten Romans jenes großartig angelegten und durchgeführten Cnklus „Die Rougon-Macquart", Social- und Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich", des Lebenswerkes des Dichters, an dem er seit nunmehr zwei Jahrzehnten mit gewaltigem Talent, mit erstaunlichen: Fleiß und ungebrochener Kraft unausgesetzt arbeitet.

Jeder dieser siebzehn Romane bildet zwar ein selbstständiges und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber jeder einzelne fügt sich zugleich nach einem festen, schon beim Beginn der Riesenarbeit fertigen Plane als ein organisches Glied in die große Kette ein.

In dem Gesammtwerke will Zola schildern, wie sich die Mitglieder einer und derselben Familie in den verschiedenen Geschlechtern unter den Einflüssen der allgemeinen sittlichen, ökonomischen, religiösen und politischen Verhältnisse des Kaiserreichs, unter den verschiedenen individuellen Bedingungen der Erziehung, der Umgebung und vor Allem unter der Einwirkung des naturgeschichtüchen Gesetzes der Vererbung verschiedenartig entwickeln.

Die Stcnnmmutter, aus dem Bauernstande, ist nervös, hysterisch

sinnlich und einfältig, und alle ihre Abkommen zeigen gemisse krankhafte Erscheinungen, Uebertreibungen nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Die Stammmutter verheirathet sich legitim mit einem hartherzigen, habsüchtigen Bauern, und fast alle Kinder und Enkel dieser Abstammung zeichnen sich aus durch Mangel an Herzensgüte und rücksichtsloses Streber-thum. Als Wittwe hat diese Stammmutter ein Liebesverhältnis; mit einein verwegenen, aber nicht schlechten Menschen, der als Wilderer in ständiger Auflehnung gegen das Gesetz lebt, und die Sprossen aus dieser Ver-bindung besitzen als entscheidende Charattereigenthümlichkeit ein Gemisch von Herzensgüte, GewalttlMigkeit, Rohheit.

Aus der Mischung des Blutes dieser Adelaide Fouque, der Stamm-mutter, mit dem Bauern Rougon stammen die kühl berechnenden Streber, und schon im zweiten Geschlechte begegnen wir unter diesen Abkommen einem Minister.

In den Kindern und Kindeskindern der Adelaide Fouque mit dem Wilderer Macqart wüthet die erbliche Trunksucht verhängnißoolI weiter, und da zeigen sich neben der Herzensgüte und den edlen Eigenschaften die sich nur selten ungehindert entwickeln können, die Laster und Verbrechen, als deren schrecklichsten Vertretern im dritten Geschlecht wir der zügel-losesten Ausschweifung und dem entsetzlichsten Laster in Nana und der tragischen angeerbten Mordlust in Jacques Lantier, dem Helden des neuesten Romans, begegnen.

Der grundlegende Roman des Cyklus ist naturgemäß der erste: „l^a I'orwns äes London", in dessen Mittelpunkte Adelaide Fouque mit ihren beiden Männern, dem gesetzmäßigen und dem erwählten, dem Bauern Rougon und dem Wilderer Macquart, steht. Aus diesen Verbindungen gehen hervor: Pierre Rougon, ein ehrgeiziger, rücksichtsloser Bauer, der später Oelhändler wird und sich mit der verschlagenen Felicia Puech ver-mählt; und Antoine und Ursule Macquart. Antoine ist ein fauler, ver-luderter Korbflechter, der sich mit Iosesine Gavaudon, einer rohen, aber gutmüthigen, der Trunksucht ergebenen Person, vermählt. Ursule, die von ihrer Mutter die Schwächlichkeit geerbt hat, ist ein zartes, sentimentales, gutes Wesen, das sich mit dem fleißigen und soliden Hutmacher Mouret verehelicht. Hier kommt also das zwar Schwächliche, aber Gute, zum Guten, und die Sprossen dieser Verbindung, die Mourets, sind die erfreulichsten Früchte, die dieser Stammbaum trägt.

Das zweite Geschlecht stellt die tyelden zu folgenden Romanen: „8ou Vxoe-IIencs Nu^öne London", „I^a Onrös", ,.l^ OoiMists 6o ?1ll83au,8", „I^s Venti-6 cle ?aii8", ,,I/H,880N!M0i,r'' und ,,Hns ?a?s 6'amov.r". Aus der Ehe von Pierre Rougon und Felicitö sind fünf Kinder hervorgegangen. Die drei Söhne haben sstudirt. Der älteste, Eugene, ist Jurist, wird imperialistischer Streber und Minister. Der zweite, Pascal, wird Mediciner und bleibt außerhalb der Familie, die

er mit naturwissenschaftlicher Objektivität studirt. Der dritte, Aristide' bummelt als Student, macht kein Examen, wird voin Gelbfieber und von der Speculationswuth befallen und bringt es auch zu einein großen Schwindelvermögen, das ihm gestattet, seiner Genußsucht zu fröhnen. In erster Ehe hat sich dieser Gründer Aristide mit Angela Sicardot verheirathet, in zweiter Ehe mit einer leichtsinnigen und lasterhaften Person aus guter Familie, mit Renöe, die mit ihrem eigenen Stiefsohn ein strafbares Verhältniß anfängt und an einer Gehirnkrankheit stirbt. Die beiden Mädchen, Sidonie und Martha, verheirathen sich, — am glücklichsten Martha mit ihrem Verwandten, Francis Mouret, einem soliden Kaufmann.

Aus dem Macquart'schen Blute stammen im zweiten Geschlecht: erstens aus der Ehe Antoines mit Josefinen drei Kinder: Lisa, Gervaise und Jean; zweitens aus der Ehe der Ursule Macquart mit Momet ebenfalls drei Kinder: Franyois, Helene und Silvvre.

Lisa Macquart, ein hübsches, braves, gutes Mädchen, heirathet einen ordentlichen Mann, den Schweinemetzger Quenu. Gervaise, ein gulmüthiges, aber sinnliches Frauenzimmer, verbindet sich zuerst niit dem Gerber Lantier, einem elenden Lump, und alsdann mit dem Dachdecker Coupeau, der ursprünglich ein anständiger Mensch ist, aber nach einem Unfall, der ihn brodlos macht, verbummelt und Säufer wird. Auch Gervaise ist, wie ihre Mutter Josesine, der Trunksucht ergeben. Der Bruder Jean, der Schreiner wird, spielt keine besondere Rolle in dem Cyclus.

Die Kinder von Ursule Macquart und dein Hutmacher Mouret sind: Franyois, ein rechtschaffener Kaufmann, der später schmachsinnig wird, Helene, ein gutes, mohlgebildetes Mädchen, und Silvöre, ein Träumer, Idealist und Halbwisser. Franyois heirathet seine Halbcousine Martha Nougon, ein Mädchen von erotisch-mystischer Veranlagung, aber nicht schlimm, vielleicht die liebenswürdigste des ganzen Rougon'schen Schlages. Helene vermählt sich mit dem Fabrikanten Grandjean.

Dem dritten Geschlecht begegnen mir in den Romanen: „la ?imte <1e 1'nbbü Nourst", „^ot-Louills", LonKeur äes l)uiues", ,^,<i, ^«ie ds vivrs", „(Zerrninal", „I/Oenvi-e", „1^» ?srrc. „I^s Rövs" und „I.a Lets Kurngive". Da sind also zunächst die beiden Kinder des Aristide Rougon und der Angela: Maxime, der verächtliche, hinfällige, entnervte kleine Stutzer des Kaiserreichs, der „potit-erove^, der mit seiner Stiefmutter Neme strafbare Beziehungen hat, und Clotilde. Dann aus der Mischung des Blutes der Rougon und der Macquart, aus der Ehe zwischen Franyois Mouret und Martha Rougon, drei Kinder: Octave, der Großkaufmann, der in seiner Ehe mit Madame Hödouin in „kot-Lmiills^ seine Laufbahn beginnt und als der Besitzer des mächtigen Modemagazins bcmkeur äos äaruss" in der zweiten Ehe mit der liebenswürdigen und guten Tenise Baudu den Gipfel seiner Vaufbahn erklimmt; Serge, in dem sich der mystische Sinn der Mutter

fortgeerbt hat, der Geistlicher wird, und D<>sir6e. Aus der Ehe der Helene Mouret mit dem Fabrikanten Grandjean stammt Jeanne. Aus der Ehe der braven Lisa Macquart mit dem Schweinemetzger Ouenu ist Pauline, die sympathische Heldin der ,,,Ioi« >.le vivrs", hervorgegangen.

Am interessantesten sind die Sprossen der Gervaise. Aus ihrer Ehe mit dem elenden Lantier stammen: Claude, ein halbes Genie, der Maler eines großartigen Bildes, das nie fertig wird, der sich unter den deutlichen Anzeichen des Irrsinns, der verhängnißvollen Vererbung der Macquart'schen Trunksucht, das Leben nimmt, der Held des Romans „I/0«nvrs"; Etienne, eitel, großartig, gewaltthätig, der Held von „Vei-inirml^, der aus Leidenschaft einmal einen Menschen tödtet, der Grubenarbeiter, den das sociale Elend zum Aufständischen macht; und Jacques, ebenfalls ein guter Mensch, in tragischer Weise durch die Trunksucht seiner Eltern und Großeltern erblich belastet und periodisch von Mordmahnsinn befallen, der Held der ‚Mts Knm»ine". Die Tochter der Gervaise Macquart und des Coupeau ist die schreckliche Dirne Nana.

Eine genealogische Tafel der Familie Rougon-Macquart mag diese sehr verwickelten und weitverzweigten Familienverhältnisse veranschaulichen:

Adele,!»« Aouque
zeugt
in der t?he „,ji aus,eieheliit, mit
Rougon. Macc, uart,
Pierre Antoine, Ursule.
(Felicitö Puech.) lJoseiinc Gavandon.) (Mouret,)
lZ-vg'-nc. Pascal. Artslide, Sidonie, Martha, Lisa, Gervaise, Jean, Frorst«, Helene. Silvc-re,
l l. Angela (Aransoi! (Quenu, > (1. Lantier.) <Martba!«ovgonXGrandjean)(Miette)
Sicardot,) Mouret) <2, Coupeau,) ^' ^ „ >—<^—"—'
(2. RenSe,) ,siebe diesen,^^-^^—^ „ „„^'°^ 2""" J'°»ne,
^ Paulinc, Ii Slande, (l,Mme,H^dou,n,>
1) Marime. I) lZlotltde, I) «>lienne. (2,DeniseBaudu)
1) JacqueS,
2) Nana,

Die eingeklammerten Rainen sind die der Galten bezw. Geliebten, und die Zahlen vor den Name» der Kinder geben an, von welchem Gatten diese abstammen,

Zola hatte diesen Stammbaum bereits im Jahre 1878 dem Noman ck'äwour" beigegeben und in seiner Vorrede darauf hingemiesen, daß der Entwurf seines Gesammtmerkes von vornherein in den festesten Linien umgrenzt morden sei, und daß er diesen Stammbaum schon jetzt veröffentliche, damit man nicht etwa glaube, daß er ihn nach Abschluß seines Werkes erst künstlich zurechtgemacht habe. Die Mittheilung dieser Abstammungstafel mag der Eitelkeit des Dichters geschmeichelt haben. Es mag ihm ein besonderes Vergnügen gewesen sein, zu betonen und nachzuweisen, daß das Hauptmerk seines arbeitsamen Lebens ein durchaus einheitliches ist. und daß alle Umrißlinien mit Bestimmtheit und Schärfe vorher gezogen sind. In Wahrheit aber hat das nicht viel zu bedeuten.

Ob der Plan zu den Rougon-Macquart-Romanen von vornherein fest-

gestanden, ob er sich wahrend der Arbeit erst herausgebildet, ob er diese oder jene Veränderung erfahren hat, das ist schließlich ganz gleichgültig. Wir haben nur ein Interesse daran, wie die einzelnen Romane selbst ausfallen, und wie sie sich in den Gesammtplan schicklich einfügen.
Es fällt uns daher auch gar nicht ein, Emile Zola deswegen zu chicaniren, daß er im Jahre 1889 etwas Anderes macht, als er es im Jahre 1870 vorhergesehen hatte. Es ist uns vollkommen gleichgültig, aus der früher mitgetheilten Stammtafel zu ersehen, daß Zola ursprünglich der Gervaise aus ihrer Verbindung niit Lantier nur zwei Söhne gegeben hat, während in „1^ Lew bnwainL" ein dritter, früher noch nicht genannter Sohn der Gervaise, Jacques, auftritt.
Das pedantische Festhalten an dem einmal gefaßten ursprünglichen Plane wäre eine Kinderei und eine Thorheit. Uns genügt es vollauf, daß dieser Jacques nach seiner ganzen physischen und psychischen Beschaffenheit sehr wohl die Frucht der guten, lüderlichen Gervaise und des trunksüchtigen Lantier sein kann.
Es ist unzweifelhaft richtig, daß es keine kritische Gemalt giebt, die den Dichter in der Wahl seines Stoffes beschränken darf.
Der diesmal von Zola gewählte Stoff macht nun die Schilderung der sittlichen Entartung, der Scheußlichkeiten und Widerwärtigkeiten geradezu nothwendig. Zola geht aber in seiner sonderbaren Vorliebe für das Häßliche und Abstoßende über den Zwang des Nothwendigen sogar noch hinaus und gefällt sich in überflüssigen und entbehrlichen Unsauberkeiten.
In dieser Beziehung sind einige Einzelheiten sehr charakteristisch: Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers, hat einen kleinen Posten an der Bahn. Er hätte sie ganz gut als Aufwaschfrau oder dergleichen beschäftigen können. Aber nein, er giebt ihr den unangenehmsten Posten, der denkbar ist. Misard, der seine Frau tödtet, wählt dazu den unappetitlichsten Weg. Die Zärtlichkeiten, die der Dichter selbst in das tiefe Dunkel der Nacht verlegt, werden von ihm mit hellsehendem Auge so deutlich geschildert, als ob die volle Sonne darauf schiene. Mit Wohlgefallen werden die Ausschweifungen des alten Sünders in abscheulicher Breite besprochen. Und wenn Zola die Wahl bleibt zwischen dem statthaften und dem cynischen Ausdruck, so kann man darauf wetten, daß er sich für den garstigen entscheidet.
Der Begriff, daß es eine Keuschheit für Ohren, Augen und andere Sinne giebt, scheint Zola niemals aufgegangen zu sein. In dieser Beziehung ist er nicht der Mann unserer Cultur, will es nicht sein. Wenn man das Schamgefühl als eine Frage des Längengrades hat bezeichnen dürfen, so ist er auch nicht der Mann unseres Welttheils. Er hat in dieser Beziehung nicht die Anschauungen unseres Landes, auch nicht seines eigenen Landes. Er hat eine von allen Bedingungen unseres Daseins und unseres Klimas

losgelöste, von jeder Rücksicht befreite Auffassung, die vielleicht bei irgendwelchen wilden Völkerschaften zu Hause sein mag.

Ich habe mich allmählich zu der Meinung bekehrt, daß dem großen Schriftsteller, dessen vornehme und edle Gesinnung von Niemand angezweifelt werden darf, die Erkenntniß des Schicklichen, das Unterscheidungsvermögen zwischen dem, was man sagen darf und was man verschweigen soll, überhaupt fehlt. Denn die Widerwärtigkeit und Gemeinheit seiner Ausdrucksweise hat durchaus nichts Lüsternes, nichts Schlüpfriges, sie hat eine gewisse ehrliche Selbstverständlichkeit: sie wandelt in paradiesischer Nacktheit ohne Feigenblatt daher. Als ich durch Zolas erste Romane die Bekanntschaft mit diesem eigenthümlichen Mann machte, hielt ich diese häßliche Sonderbarkeit für gewollte und berechnete Zote. Allmählich aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Spekulation auf die uneingestandene Freude an der Gemeinheit, die den großen Haufen beherrschen mag, dem bedeutenden Manne fernliegt. Seinem schriftstellerischen Schaffen fehlt einfach der große ästhetische Regulator, der Geschmack. Der Sinn für das Wohlanständige und für das Unanständige ist ihm vollkommen versagt. Diese Klappe functionirt nicht in dem sonst so wunderbar organisirten Gehirn des großen Schriftstellers.

Das ist tief beklagenswerth, ja. es ist ein Unglück, und Zola hat dadurch um so mehr Unheil angerichtet, als sein mächtiges Talent ihn befähigt hat. Schule zu bilden. Er vor Allem, ja vielleicht er allein, hat es verschuldet, daß der Ton unserer gesummten zeitgenössischen Literatur, nicht nur in Frankreich, in betrübender Weise herabgedrückt worden ist. Und nicht nur in Frankreich, auch anderwärts sehen mir prahlhänsige Jünger dieser neuen Schule erstehen, die die Vornehmheit und den Adel im Ausdruck als geschniegelt und affig begeifern. Das Niedrigste und Derbste, ja nur das Gemeine soll wahr, soll echt und kräftig sein. Die Sauberkeit des Ausdrucks ist Ziererei, Feigheit, Lüge. Unsere jüngere Literatur renommirt mit deni schmutzigen Hemd.

Aber noch schlimmer als der Einfluß, den Zola durch die Bedeutung seiner schriftstellerischen Individualität auf die jüngeren Berufsgenossen geübt hat, ist sein Einfluß auf das Publikum selbst. Er mehr als jeder Andere hat uns an das Häßliche und Widerwärtige gewöhnt. Er hat es dahin gebracht, daß die Leser das Gemeine, das Zola als Selbstverständliches schreibt, auch wie etwas Selbstverständliches hinnehmen. Der Aufschrei der Entrüstung über das Unerträgliche, Geschmackmidrige und Schauderhafte, den früher jeder Roman Zolas hervorrief, ist allmählich verstummt. Der Leser scheint kaum noch zu merken, was er sich von diesem Schriftsteller bieten, welche Ungeheuerlichkeiten er sich ruhig erzählen läßt!

In dem Drama „Die Macht der Finsternis;" von Leo Tolstoi, das mit den Werken Zolas die Eigenschaften der Großartigkeit und der Abscheulichkeit gemein hat, sagt der alte Akim, der ein ähnliches Geschäft

verrichtet, wie Severinens Amme in Zolas neuestem Roman, der die Mistgruben reinigt: „Das ist richtig, Anfangs stößt der Geruch auf, Gewöhnt man sich dran, dann macht's nichts aus. Ganz wie Branntwcm-schlemve! Nämlich . . . ganz genau so!"

Und ganz genau so verhält es sich mit den Miasmen, die aus den Zöllschen Werken aussteigen, die zunächst Ekel und Uebelkeit hervorgerufen haben, an die man sich aber auch gewöhnt hat, hat gewöhnen müssen, wenn man die Hervorbringungen eines der merkwürdigsten Schriftsteller unserer Zeit nicht einfach ignoriren will.

Zola hat eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, in die'er Beziehung seine Macht erwiesen zu haben. Der Unflath, der früher in elenden, talentlosen Machwerken zur Erbauung junger und alter Lüstlinge von anonymen Pressen hergestellt und heimlich und versiegelt in einen beschränkten Kreis des Publikums eingeschmuggelt wurde, ist durch Zola literatur- und salonfähig geworden. Er macht sich breit und erhebt keck und schamlos die Stirn in den Werken eines der größten Erzähler, die die Literatur überhaupt kennt. Ein erstes und vornehmstes Verlagsgeschäst vertreibt diese Werke und überschwemmt damit den Weltmarkt. Unwillkürlich denkt man an die herrlichen Worte des sterbenden Valentin:

„Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich grob,
Dann geht sie auch bei Tage bloß
llnd ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht."

Die Vorzüge dieses neuesten Romans in der Erfindung, in d^ Gestaltung und Anordnung des Stofflichen, in der Charakteristik und in der Schilderung gebieten den tiessten Respect vor dem Können dieses ausgezeichneten Mannes.

In der künstlerischen Composition ist dieser Roman, dessen Titel: L«)te Kulliäine'- wohl am einfachsten und treffendsten ganz wörtlich mit „Die menschliche Bestie" zu übersetzen ist, vielleicht der vollendetste, den Zola geschrieben hat.

In den früheren Werken Zolas störten immer unangenehme Längen und allzu breite Schilderungen des Ueberflüssigen. Vieles mar geradezu langweilig. Diesmal ist Zola viel knapper als gewöhnlich, und bis auf verhältnißmäßig wenige Seiten, die die Eisenbahnstrecke zwischen Paris und Havre zu verschiedenen Malen mit einer lästigen Anhäufung von topographischen Einzelheiten schildern — bis auf diese Schwerfälligkeiten, die

die Schnellflüssigkeit der Handlung hemmen, rücken die Ereignisse stetig, wenn auch ohne Ueberstürzung, vor, und nicht einen Augenblick ermattet die Theilnahme des Lesers an dieser veihängnißvollen Fortbewegung.
Die scharfsinnig erdachte Geschichte ist in ihren vielfach verschlungenen und verwickelten Fäden so klar und verständlich wie nur möglich. Alles ist am rechten Flecke richtig angebracht und richtig gesagt.
Durch den wahrhaft kunstgerechten Aufbau weiß Zola uns beständig zu fesseln, ohne jemals zu den niedrigen Mitteln des Handwerks, zur wohlfeilen Hervorrufung der sogenannten „Spannung" zu greifen.
Ganz meisterlich ist in dieser Beziehung der Bericht eingefügt, durch den mir das Hauptuerbrechen, die Ermordung des Präsidenten, in allen seinen Einzelheiten kennen lernen. Daß der Mord geplant wird, erfahren wir gleich auf den ersten Seiten. Wir erfahren auch, daß der Anschlag gelingt. Wir sehen die Folgen. Wir kennen Alles, nur nicht die Mord» scene selbst. Und doch haben wir dasselbe Interesse daran, die Wahrheit darüber bis in's Geringfügigste zu erfahren, wie der Untersuchungsrichter, der vergeblich nach den Mördern fahndet.
Diese Wahrheit erfahren wir aber erst viel später, und zwar unter den eigenthümlichsten und richtigsten Bedingungen: im vertraulichen Austausche der am Mord betheiligten Severine mit ihrem Geliebten. Wir belauschen diese Unterhaltung, die im Dunkel im leisesten Flüstertone zwischen der Mörderin und ihrem Buhlen in zärtlicher Umschlingung geführt wird. Es ist wahrhaft genial, diesen Bericht über das Hauptsächliche gerade an diese Stelle des Romans und unter diese unheimlichen Bedingungen verlegt zu haben.
Bis zur letzten Seite weiß Zola das Interesse an den Vorgängen und Persönlichkeiten rege zu erhalten, und niemals wendet er gewaltsame Mittel an. Er verschmäht plumpe Überraschungen. Alles ist einfach, natürlich, erwartet. Und doch ist in diesem Erwarteten immer wieder etwas Neues. Mit einem Wort: als künstlerische Composition erscheint mir dieser Roman als ein Werk ersten Ranges.
Es giebt keinen Schriftsteller, ja, es hat vielleicht nie einen Schriftsteller gegeben, der so gut zu schildern weiß wie Zola. Aber gerade in seiner Eigenschaft als Maler mit der Feder hat er auch den Fehler seiner Vorzüge: er sieht vielleicht allzu scharf, und er besitzt vielleicht in zu hohem Grade die Gabe, das Erfaßte in den schärfste» Farben und mit übertriebener Deutlichkeit zu zeichnen. Und. der Lockung, feine Kunstfertigkeit als schildernder Mikroskopist zu zeigen, vermag er nicht zu widerstehen. Seine früheren Romane leiden daher unter der pedantischen Genauigkeit und der verwirrenden Anhäufung von allen möglichen Einzelheiten. Dadurch wird die Perspective des Bildes gestört, und es verliert an

plastischer Wirkung. Der Hintergrund darf eben nicht mit derselben minutiösen Kleinmalerei behandelt werden, wie die Hauptfiguren.

Dieser Fehler, den Zola zwar noch nicht ganz abgelegt hat, tritt in dem neuesten Romane doch viel weniger störend hervor. Die wichtigsten Figuren und Ereignisse heben sich scharf und in hellein Lichte ab. Ganz und gar hat sich Zola freilich auch diesmal von der gerügten Schwäche, technische, topographische und sonstige Angaben auszukramen, noch nicht loszusagen vermocht, und für die Genauigkeit und Richtigkeit dieser Einzelheiten, die Manche bewundern, habe ich, ehrlich gesagt, nicht viel übrig. Derartige sä K«<? erworbene Specialkenntnisse sind doch nur Leimruthen für Gimpel. Gerade bei diesen Angaben verfällt Zola auch in den einzigen Fehler, der ihm als Schriftsteller zum Vorwurf gemacht werden kann: in den Fehler der Wiederholung. Die Strecke von Paris nach Havre wird uns wohl zehnmal geschildert. Mit allen an der Handlung betheiligten Personen müssen mir darauf hin- und Herrutschen, an den verschiedenen Stationen anhalten und beständig den Kopf zum Wagenfenster hinausstecken und uns umsehen. Wir lernen aber die Gegend deswegen doch nicht besser kennen, als irgend eine beliebige andere uns gleichgültige Bahnstrecke, die wir im Zuge durchsausen. Eine scharfe und genaue Borstellung gewinnen mir doch nur von dem kleinen Flecke zwischen Rouen und Barentin: da, wo der Zug einen mächtigen Tunnel durchfährt, wo sich unweit der Barriere ein schräg an den Bahnkörper angebautes einsames Wärterhäuschen und dann ein Park mit einem verödeten Gartenhause, das von der Bahn aus sichtbar ist, befinden. Wir brauchen eigentlich auch gar nichts Anderes zu kennen, als diese paar Kilometer der langen Strecke, und der seitenlangen Schilderungen hätte es dazu nicht bedurft. Der Weg ist uns im Uebrigen vollkommen gleichgültig. Wir denken doch immer nur an das alte Haus im Park und dessen nächste Umgebung.

Das aber ist gewiß eine richtige dichterische Empfindung — und man braucht nicht einmal ein Dichter zu sein, um dergleichen schon empfunden zu haben —, daß gerade ein Haus wie dieses zum Schauplatze eines unheimlichen Vorganges wie gemacht ist. Jedermann, der vom Fenster des Eisenbahnmagens aus in einer unbekannten Gegend irgendwo so ein einsames Haus hat liegen sehen, wird schon eine derartige eigenthümliche Empfindung gehabt und sich gesagt haben: Was mag sich wohl in diesem Hause schon abgespielt haben? Gewiß etwas Sonderbares, vielleicht etwas Tragisches und Schreckliches . . .

Es ist geistvoll und gut, daß Zola diese Empfindung, die sich aller Welt bemächtigt, aufgegriffen und dichterisch vermerthet hat, daß er gerade ein solches Haus, an dem wir vorüberrasen, das wir nur auf 'einen Augenblick flüchtig erspähen, jund das sich dennoch unserer Phantasie mit sonderlicher Gewalt aufdrängt — und so stark aufdrängt, daß wir immer

wieder daran zurückdenken müssen —, zum Schauplatz einer blutigeil Katastrophe gewählt hat.

Da Zola seinen neuesten Roman auf der Eisenbahn spielen läßt, hat er sich mit dem technischen Apparate der Bahn natürlich vertraut gemacht. In dieser Beziehung ist er sicher Autodidakt, und als solcher hat er auch den von Gutzkow als das bezeichnende Merkmal für den Selbstlehrer angeführten Drang, die eben erworbenen Kenntnisse sofort an den Mann zu bringen — eine wahre Hast, um Gottes willen nur Alles gleich wieder loszuwerden, damit nichts verloren geht!

Alles, was Zola von den Fachmännern, die mit dem Eisenbahnwesen vertraut sind, erfahren und was er in sein Notizbuch notirt hat, — Alles das muß er den Lesern miederholen. Da darf kein Wortchen verschwiegen bleiben.

Nun ist es freilich ganz richtig, daß man, wenn man als Roman-schriftsteller von Sachen spricht, um die man sich bisher nicht sonderlich hat zu kümmern brauchen, sich genau unterrichten und keine falschen und thörichten Angaben machen soll. Aber diese schriftstellerische Gewissenhaftigkeit ist doch etwas Anderes, als das protzenhafte Prunken mit der Kenntniß aller möglichen Einzelheiten, die den Gebildeten nicht weiter interessiren, und ohne deren Kenntniß er sein ganzes Leben lang gut auskommen kann! Das hat etwas Großspuriges, und es ist dabei ein gar billiges Vergnügen! Ein kluger, verstcindnißvoller und gewissenhafter Mann, ein Mann wie Zola, kann sich in einigen Stunden, oder doch in einigen Tagen, alles erforderliche Material, um in einer Specialität wie ein eitler Pfau sein Rad zu schlagen, ohne sonderliche Anstrengung zu eigen machen.

Alle großen Meister der Schriftstellerei stimmen indessen darin überein, daß gerade diese Sucht, Alles zu sagen, was man weiß, eine grobe Unart ist, die sich der feinergebildete Schriftsteller niemals zu Schulden kommen lassen darf. Die Uebereinstimmung in den Ausprüchen der großen Dichter ist in diesem Falle eine so merkwürdige, daß ich mich versucht fühle, diese Warnungen hier zusammenzustellen:

Bo Itaire sagt:

,,I.S seerst, ä'sullu)'er est, eelui de tout äirs."

Goethe:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben . . .
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Schiller:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er auSsvricht/
WaS einweise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils."

Die Wichtigthuerei mit fachmännischen Kenntnissen, die Ueberlastung der Schilderung mit allerlei gleichgültigem Krimskrams sind allerdings bedauerliche FeKler, aber sie wiegen nicht schwer iin Verhältniß zu den

erstaunlichen Eigenschaften, die Zola in der Beschreibung bewährt. Tie Fehler stören nur das Einzelne, die Vorzüge aber heben das Ganze.
Die Schilderung des Hauptsächlichen ist bei Zola geradezu bewunderns-wert!) und von einer Anschaulichkeit sondergleichen. Man sieht die Menschen, die er vorführt, leibhaftig vor sich, man bewegt sich in den Räumlichkeiten, die er darstellt, und die Handlungen, die er erzählt, vollziehen sich vor unseren Augen. Und immer, wenn er das Wichtige schildert, genügen ihm wenige feste, starke Striche, und er verwickelt sich dann nie in überflüssige Ausführlichkeiten. Für die Bilder, die er von seinen im Vordergrunde stehenden dichterischen Geschöpfen entwirft, genügen ihm wenige Züge. Aber diese sind so fest, so deutlich, daß wir diese Menschen selbst nach der flüchtigen Begegnung auf den ersten Blick wiedererkennen, deren charakteristische Physiognomie und eigenartiges Wesen nie wieder vergessen.
Da ist der Bahnhofsinspector Roubaud mit seiner gedrungenen vier-schrötigen Gestalt, mit seinen vollen rothen Haaren und seinem blonden Bart, mit den großen kräftigen Händen, denen man den früheren Bahn-arbeiter anmerkt. Und wie sich der Elende im Laufe der Begebenheiten verändert! Wie der muskulöse starke Mann nach dem Verbrechen Fell ansetzt, schwerfällig wird, aufgedunsen!
Da ist der hübsche Locomotivführer Lantier mit seinem runden Kopf dem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen, mit den merkwürdigen braunen schmermüthigen Augen, die kleine Goldpünktchen in der Iris zeigen, und dem unsicher flackernden, mitunter angstvoll flehenden scheuen Blick.
Und die beiden Heldinnen Severine und Flora! Severine, die durch die Verbrechen, an denen sie stark betheiligt ist, wie traumhaft und unbetheiligt taumelt, die hübsche junge Frau mit ihrem Madonnengesichtchen, mit ihren sanften grünblauen Augen und dem üppigen schwarzen Haar. Zola scheint ein besonderes Gefallen daran zu haben, das Haupthaar als einen „Helm" zu bezeichnen. Jedesmal, wenn er das Aeußere der Einen oder Andern mit einigen Worten schildert, läßt er Severinen in ihrem „schwarzen Haarhelm" und Flora in ihrem „blonden Haarhelm" erscheinen. Das Bild kehrt wohl ein Dutzendmal in dem Romane wieder.
Die ungeberdige und ungestüme Flora, ein rauhes Naturkind in der Vollblüthe, ist eine Art ländlicher Brünhild, ein Heldenmädchen, großartig in ihrer Jungfräulichkeit, großartig in ihrer unerwiderten Liebe und fürchterlich in ihrer Rache. Man sieht das Mädchen mit den kräftigen schlanken Gliedern und den: festen weißen Fleisch, mit dein flachsblonden üppigen Haar, wie eine Gestalt aus der nordischen Sagenwelt, die durch eine geheimnißvolle Laune der Natur in unserer Gegenwart Fleisch und Blut gewonnen hat, leibhaftig vor sich stehen.
Meisterlich ist auch das Ehepaar Misard: der kleine verkümmertk nichtswürdige Schleicher, der hüstelnde Schwächling, der giftige Wurm, der langsam mordet, und die starrköpfige Frau Phasie, die die tausend Franken,

die sie geerbt hat, um keinen Preis ihrem habsüchtigen Mann geben will, und die sich deshalb in ihrem blödsinnigen Banerntrotz mit ruhigem Bewußtsein hinmorden läßt.

Und eben so wahr und eben so plastisch sind alle anderen Gestalten des Zola'schen Romans.

Die Schilderung des Räumlichen bleibt hinter der des Figürlichen nicht zurück. Wir kennen das hohe alte Haus am Pariser Bahnhofe, das die Eisenbahndirection für ihre Beamten gepachtet hat. Wir kennen das Zimmer im obersten Stockwerk, das Severinens Amme, die Frau des Locomotivheizers Pecqueur, dem jungen Ehegatten zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Es ist das richtige Pariser Proletarierstübchen, eng, mit wenig Möbeln, sauber, dürftig, überheizt. Und es ist der rechte Ort für den ersten Ueberfall, für die Mißhandlung Severinens durch Noubaud, für das nächtliche Geständriiß, das Severine ihrem Geliebten ablegt.

Wir kennen auch das Wärterhäuschen, in dem Misard mit seiner sterbenden Gattin und der ungeberdigen Flora haust, und das jedesmal, wenn der Zug vorüberdonnert, so durchschüttelt wird, daß die Möbel wackeln und die Gläser klirren.

Wir kennen vor Allein das unheimliche und unbehagliche Landhaus, das unweit von Misards Wohnung, ebenfalls hart am Bahnkörper, liegt, im Grün, das Landhaus des Präsidenten, wie verhext, grausig. Und es giebt keinen geeigneteren Schauplatz für all die Schandthaten, die sich da abspielen. Da ist Severine vom Präsidenten verführt worden, da wird zwischen Severinen und dem verunglückten Locomotivführer Lantier Alles verabredet, um den überflüssigen und uninteressanten Maun, den Mörder des Präsidenten, gewaltsam zu beseitigen; und ,da überfällt bei der geplanten Ausführung dieses Verbrechens den unglücklichen Lantier die angeerbte Mordlnst, und er bohrt das Messer in Severinens Hals.

Eben so richtig und scharf sind die Dienstwohnungen im Bahnhofsgebäude zu Havre geschildert: die ewig graue und unerquickliche des Bahnhofsinspectors, die auf den Perron geht, mit der verstimmenden Aussicht auf das trostlose Zinkdach, das den freien Blick absperrt, und die nach der Stadtseite zu gelegenen freundlichen Stuben mit dem Blick auf das lustige Leben der Hafenstadt. Alles das sehen wir vor uns, wir befinden uns in Räumen, die uns sogleich vertraute sind.

Die Schilderung des Landschaftlichen ist eben so bedeutend, wie die des Interieurs. Vor Allem ragt da das Bild des Schneesturms unter sackgrauem Himmel hervor.

Die größte Meisterschaft aber bekundet Zola in der Erzählung der Begebenheiten. Jede Scene ist in der Darstellung ein untadeliges Meisterwerk. So gleich die rohe Mißhandlung zu Anfang des Buches. Man sieht die noch arglose junge Frau, die sich durch ein unbedachtes Wort verräth, unter dem unerwarteten gewaltigen Faustschlage ihres Mannes

zusammenbrechen. Der Anprall des Zuges gegen den mit schweren Quadersteinen beladenen Karren, die Entgleisung, das Eisenbahnunglück, der mit mahrhaft homerischer Einfachheit und Größe geschilderte Selbstmord Floras, die Ermordung Severinens durch Jacques, der furchtbare Zweikampf zwischen dem eifersüchtigen besoffenen Heizer und dem Locomotivführer auf der Maschine, das Herunterkollern der Beiden, ihre Zerfleischung, das Dahinsausen des führerlosen Zuges in das Ungewisse, wahrscheinlich in die Vernichtung, während die trunkenen, nichtsahnenden Soldaten johlen und schreien ^ jede Scene, jeder einzelne Vorgang, kann man sagen, ist ein fertiges herrliches Bild von schärfsten Umrißlinien und in den sattesten Farven. In dieser Kunst ist Zola vielleicht der größte Meister.

Auch die Charakteristik ist durchaus echt und bedeutend. Die Figuren, die Zola vorführt, sind innerlich eben so wahr wie äußerlich. Sie sehen nicht bloß aus wie lebende Menschen, sie leben wirklich, und sie entwickeln sich mit grausamer Folgerichtigkeit.

Der ehrliche Arbeiter Roubaud, der ein guter Beamter ist, wird durch ein ideales Motiv, durch Liebe und Eifersucht, zum Mörder. Und nun wird er durch die Schmerkraft des Verbrechens, obgleich er unter dessen Folgen einstweilen nicht zu leiden hat, allmählich wirklich ein ganz gemeiner Verbrecher. Um sich zu betäuben, spielt er zunächst; um die Verluste zu decken, mild er alsdann zum Dieb und macht das ideale Verbrechen zu einem nachträglichen gemeinen Raubmord. Er, der durch die Leidenschaft für seine Frau auf die Verbrecherbahn gedrängt ist, duldet es mit der Zeit, daß seine Frau einen Geliebten hat, und drückt ein Auge zu. Alles Ehrgefühl, aller Sinn für das Anständige wird durch das erste unheilvolle Verbrechen, das bei allem Schrecken an sich doch eine gewisse Größe und Reinheit hatte, zu Schanden gemacht und ausgetilgt. Er wird stunrpf, sein Gemissen peinigt ihn nicht mehr. Er wird feit, und als elender Lump endigt er sein abscheuliches Dasein im Zuchthause.

Am interessantesten ist wohl Severine. Das anmuthige, sanfte, von Hause aus gutgeartete Mädchen ist durch die Ausschweifungen des alten Sünders verführt worden. Sie ist damals ein Kind gewesen und ist ein Kind geblieben. Sie hat es geschehen lassen, ohne zu missen und ohne sich etwas dabei zu denken. Sie ist in der That entehrt, aber jungfräulich im Gemüthe geblieben. Zola verweilt bei der Schilderung dieses Gegensatzes mit besonderer liebevoller Bedächtigkeit. Es reizt den tiefsinnigen Mann, wie schon in Roubaud ganz besonders in der Gestalt dieser Severine die corrumpirende Gewalt der objectiven That zu zeigen. Subjectiv ist Severine noch gut geblieben, aber das an ihr verübte Verbrechen des Präsidenten hat in ihr schon sittlich verheerend gewirkt. Sie ist noch eine gute Frau, die ihren Mann glücklich macht, ohne ihn gerade zu lieben, die ohne Leidenschaft pflichtgemäß gewährt, was dieser in seiner Leidenschaft wild begehrt. Sie ist eine nüchterne, alltägliche, simple Ehefrau von an-

muthigem Aeußern. Sie schaudert noch bei dem Gedanken, an dem Verbrechen, das Roubaud plant, theilzunehmen. Sie wird zunächst durch die überlegene Körperkraft ihres Mannes dazu gezwungen. Bei der Mordscene selbst aber leistet sie ohne Grauen, ja ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie etwas Schlimmes thut, ihrem mordenden Manne Beihülfe und unterstützt ihn dabei, den Widerstand des Opfers zu überwinden. Sie wirft sich auf die strampelnden Beine des Präsidenten, um ihren Mann die Rache vollenden zu lassen. Aber selbst diese schreckliche That scheint ihr Inneres eigentlich noch nicht ergriffen zu haben. Sie hat sich noch immer eine gewisse Reinheit des Gemüths und ihre freundliche Ruhe und Milde bewahrt. Da wird sie, die früher ohne ihr Wissen und Willen Besudelte, öie ohne ihren Willen an der Mordthat Betheiligte, nun mit Bewußtsein zur schuldigen Gattin, zur Ehebrecherin, und nun gebiert diese böse That fortzeugend das Böse. Jetzt wird ihre Seele vollends vergiftet. Sie liebt ihren Buhlen leidenschaftlich, sie liebt zum ersten Mal in ihrem Leben. Und nun, nachdem die Angst vor ihrem Manne in dem Bewußtsein, einen Beschützer zu haben, allmählich schwindet, haßt sie den rohen Gesellen, dessen sittlichen Niedergang sie still beobachtet, und sie selbst wird von Roubaud angesteckt: sie will ihren Antheil an dem Mordgelde haben, und es erfüllt sie mit tiefster Entrüstung, daß ihr Mann Alles gestohlen hat; und zu dem Haß und der Empörung gesellt sich die tiefste Verachtung vor dem Elenden, der es weiß, daß sie mit dem Geliebten geheime Zusammenkünfte hat, und es ruhig duldet. Sie denkt daran, wie glücklich sie wohl sein könnte ohne ihn. Und ganz langsam und unmerklich, ohne daß sie sich selbst davon Rechenschaft ablegt, wird sie aus einer passiven zur activen Verbrecherin. Sie stiftet ihren Galan dazu an, ihren Mann zu tödten, erst schüchtern und behutsam, allmählich ohne Scheu und mit vollster cvnischer Offenheit. Sie selbst trifft vorsorglich alle Maßregeln, um den Mord zu gutem Gelingen zu sichren. Sie lockt ihren Mann in die Falle. Sie will sogar eine Art von Generalprobe des Mordes machen, damit Lantier den tödtlichen Streich sicher führe. Sie hat auch Alles ersonnen, um die Spuren zu vermischen. Kurz und gut: sie wird zur ruhigen, vorsorgenden, überlegenden Mörderin. Dabei bewahrt sie immer ihren lächelnden und sanften Ausdruck, den madonnenhaften Aufschlag ihrer Taubenaugen, ihr stilles, hausmütterlich liebes Wesen. Und als sie unter dem Messer Lantiers tödtlich getroffen zusammenbricht, schwebt auf ihren halboffenen Lippen die Frage: Warum?

Der ruhigen Severine steht die wilde Flora gegenüber, wie ein nordisches Hünenmeib: wehrhaft in ihrer versagenden Jungfräulichkeit und schrecklich in ihrer Rache. Sie liebt Lantier. Lantier liebt eine Andere. Die Beiden, der Geliebte und ihre Nebenbuhlerin, müssen sterben. Und deswegen muß der Zug entgleisen. Ob da so und soviel andere Menschen mit zu Grunde gehen, ist ihr vollkommen gleichgültig. Diese gräßliche

und großartige jugendliche Schreckensgestalt meist vielleicht die bedeutendsten Züge auf. Als das Unglück, das sie angerichtet hat, in seiner ganzen Entsetzlichkeit ihr vor die Augen tritt, regt sich in dieser starken Brust nicht einmal ein Gefühl des Bedauerns darüber. Sie ist nur zum Tode betrübt, daß ihr Zweck, die Beiden zu tödten, verfehlt ist. Deshalb tödtet sie sich mit der einfachen Größe, die dem ganzen Wesen dieses herrlichen und entsetzlichen Mädchens aufgeprägt ist.

Jacques ist von anständigem Wollen. Aber unter dem Verhängnis; vollen Fluche des Ererbten wird er wider Willen zum Verbrecher. Seine ganze Willenskraft verwendet er darauf, sich im letzten Augenblick noch von dem Ungeheuren, zu dein er sich wie mit Peitschenhieben hingetrieben fühlt, abzulenken. Immer kmnpft er dagegen an und kasteit sich. Ter Umgang mit Severinen aber erschlafft seine sittliche Kraft. Als das Fürchterliche sich endlich erfüllt, als er das geliebte Weib, das sich an ihn schmiegt, niedergestochen hat, stürmt er sinnlos davon. Langsam dämmert in ihm das Bewußtsein des Geschehenen auf. Er fühlt keine Gewissensbisse bei dem Gedanken an das Scheußliche. Er empfindet etwas wie eine Befreiung, wie die Erfüllung des Unvermeidlichen, das doch einmal geschehen inußte. Bis zu dem Augenblick seines strafbaren Liebesverhältnisses ist sein unglückliches Dasein frei von verbrecherischen Thaten gewesen. Aber wie Noubaud, wie Severine, so wird nun auch er durch das Schmergewicht des Verbrechens in den sittlichen Morast hinabgezogen. Mit einer reizlosen alten Vettel fängt er ein dummes, sinnloses Verhältniß an, eigentlich aus Neugier, uin zu probiren. ob das alte ererbte Uebel ihn wieder befallen werde. Er denkt gar nicht daran, daß er seinein armen treuen Freunde, den: Heizer Pecqueux, den Todesstoß damit versetzt. Auch in ihm hat sich die Empfindung für das Sittliche völlig abgestumpft. Ohne irgendwelche Regung des Gewissens wird er meineidig und läßt es geschehen, daß ein Unschuldiger an seiner Statt zu ewigem Kerker verurtheilt wird. Als die Locomotive den Körper des bejammernsmerthen Mannes zermalmt, ist die Seele längst getödtet.

Eben so erschütternd wahr sind auch die anderen Exemplare der menschlichen Bestie: der rohe, aber herzensgute, trunksüchtige Heiner Pecqueux, der seinen Locomotivführer rührend liebt und furchtbar haizl, als er erfährt, daß dieser ihm seine Geliebte abspänstig gemacht hat, der ihn tödtet und sich mit ihm. Und Cabuche, dieser gutgeartete Caliban. eine Gestalt, wie aus Tolstois „Macht der Finsternis;", ein unglückliches Wesen, das an der Blödheit und Verdummung zu Grunde geht, obgleich es nichts Arges verbrochen hat. Dieser Kärrner ist ein grundedler Mewch mit zarten Regungen und Empfindungen. Aber er kann sie nicht aus drücken. Er ist einfach zu dumm dazu. Er liebt die geschändete kleine Tochter des Bahnwärters, Floras Schwester, wie ein edler Freund, er bewacht sie wie ein großer Hund. Dumm und täppisch verliebt er sich

auch in Severinen, und wie ein schwärmerischer Jüngling eignet er sich heimlich kleine Sachen an, die Seoerinens Hand berührt hat, schleppt diese in seine Höhle und erfreut sich daran. Es ist ein idealer Mensch, aber er ist vollkommen ungeschlacht. Und da man ihn an der Leiche Seoerinens blutbedeckt findet, da er im Besitze der Uhr des Präsidenten betroffen wird, wird er als Doppelmörder, als eine wahre Bestie in Menschengestalt verurtheilt. Und doch ist er der einzige Edle der ganzen Sippschaft. Die Verurtheilung läßt ihn schließlich ziemlich gleichgültig. Er fühlt, daß er unfähig ist, sich zu verantworten, und er ist daran gewöhnt, nicht recht verstanden zu werden. Mag man nun mit ihm anfangen was man wolle! Ob er da ist oder da, ist ihm einerlei. Ob er seine Steine karrt oder im Zuchthause Wolle spinnt, der Unterschied ist nicht groß. Dieser Cabuche ist wohl das traurigste und mitleiderweckendste Exemplar des menschlichen Thieres.

Neben den hervorragenden Eigenschaften, die Emile Zola in diesem Roman in der Composition, in der Schilderung und in der Charakteristik bewährt, müssen noch einige bedeutende Momente in der Ausführung erwähnt werden.

Es ist durchaus richtig beobachtet und unübertrefflich durchgeführt, wie die Schuldigen von dem unwiderstehlichen Drange der Selbftdenunciation befallen weiden.

Die Beiden, die das Verbrechen an dem Präsidenten begangen haben, Roubaud und Severine, werden zunächst in keiner Weise behelligt und von keinem Menschen verdächtigt. Aber sie drängen sich instinctin heran. Sie fühlen ein herrisches Bedürfnis sich auffällig zu machen, sie schieben sich gewaltsam in den Kreis hinein, in den sie allerdings gehören, außerhalb dessen sie aber bisher gestanden haben.

Das zeichnet Zola in einem Dutzend kleiner Züge, vor Allem in der auffälligen und verdächtigen Absichtlichkeit, mit der die beiden Mörder die Freundschaft des Locomotivführers Lantier zu gewinnen suchen, der beim Vorübersausen des Zuges das Verbrechen mit einem Blick gesehen hat, selbstverständlich ohne die Urheber irgendwie zu erkennen. Jacques denkt zunächst natürlich auch gar nicht an den Bahnhofsinspector und an dessen Frau, er kann gar nicht an sie denken; aber von diesen selbst wird ihm der Verdacht aufgenöthigt. Allmählich ahnt er es, und schließlich weiß er es. Und als er es weiß, hat auch Severine das Bewußtsein, daß sie durchschaut ist; und nun fühlt sie sich gedrungen, es ihm einzugestehen und sich Schweigen von ihm geloben zu lassen. Bis dahin kennen sich die Beiden noch wenig; von Stund ab sind sie aneinander gekettet. Sie wird seine Geliebte, und da erzählt sie ihm Alles haarklein.

Ebenso drängt sich Severine an den hohen Beamten heran, der das compromittirende Schreiben aufgefunden, das sie, von ihrem Manne genöthigt,

an den Präsidenten gerichtet hatte. Sie könnte ihrem gefährlichsten Gegner so leicht aus dem Wege gehen! Aber nein! Sie sucht den Löwen in seiner Höhle auf. Sie weiß, der Staatssecretär besitzt ein Stück Papier, das mit ihren Schriftzügen bedeckt ist, und sie schreibt auf seinen Wunsch etwas nieder. Sie weiß auch, weshalb das geschieht. Sie weiß ganz genau, daß ihre Handschrift mit der auf dem einzigen und beweiskräftigsten corpus äslicti verglichen werden soll. Sie muß sich beschuldigen, sie kann nicht anders! Anstatt zu fliehen, fühlt sie sich zu dem Manne, der die furchtbare Waffe gegen sie in Händen hat, hingezogen; und es ist ein wahres Wunder, daß sie sich in dem selbstgelegten Garn nicht verfängt. Sie kann von besonderm Glück sagen, daß sie durch ihre einschmeichelnde Sanftmuth und ihr liebes Wesen diesen hohen Beamten für sich gewinnt, und daß dieser, der aus Staatsräson den Proceß begraben sehen will, von dem verfänglichen Schreiben keinen Gebrauch macht und sogar die Anweisung giebt, den ganzen Proceß in den Acten zu begraben.

Und der Mörder, der Bahnhofsinspector Roubaud — wen sucht er nach dem Morde auf? mit wem verkehrt er fast ausschließlich? Mit demselben Polizisten, der auf ihn, den Mörder, fahndet! Mit diesem spielt er stundenlang täglich Karten, und in die Taschen des Polizisten wandert allmählich auf dem Wege des Spiels die dem ermordeten Präsidenten abgenommene Bcmrschaft.

Schon in diesein einen Zuge bekundet sich die grausame bitterböse Satire, die dieses Buch ganz durchtränkt.

Schärfer als in diesen, Roman ist die französische Criminaljustiz niemals gegeißelt worden, die in der That durch die frivole Schaulust des Publikums, durch die sachwidrige Behandlung der Criminalfälle in der Presse, durch die rhetorische Prunksucht der Staatsanwälte und Ber- theidiger, ein widriges Zerrbild geworden ist. Der Typus des „inter- essanten Verbrechers", besonders des interessanten Mörders, darf auf dem Repertoire der Pariser Lebrmelt niemals allzu lange fehlen. Ein schöner, blutiger Mordproceß, womöglich mit einem leidenschaftlichen Helden oder einer mahnsinnig verliebten Heldin, gehört zu den ausgesuchtesten Belusti- gungen der eleganten Pariser Welt und darf mit den Premiören von Dumas und Sardou wetteifern.

Gegen das unwürdig Theatralische des französischen Schwurgerichts, gegen diese künstlichen mi«««.su-8c><)ne, gegen das frevelhafte Herausputzen des Verbrechers zu einem ersten Helden und Liebhaber, gegen die Ent- würdigung der Richter, des Staatsanwalts, des Vertheidigers, der Ge- schworenen und Zeugen zu bezahlten Gauklern, deren Leistungen der öffent- lichen Kritik, unterliegen, schleudert Zola.seine schärfsten Pfeile mit der ruhigen Treffsicherheit des unbetheiligten Satirikers. Nirgends verräth sich die bebende Entrüstung über diesen schnöden Mißbrauch, In dieser

nüchternen Objectivität der Schilderung liegt aber gerade die blutigste Ironie, die giftigste Satire.

Mit guter Absicht wählt Zola bei seinem Berichte über die Verhandlungen vor den Geschworenen ganz dieselben Ausdrücke, deren sich die Kritik bei der Würdigung der künstlerischen Darbietungen auf der Schaubühne bedient: Der Präsident führte seine Rolle mit großem Geschick und würdiger Haltung durch . . . Die Haltung der Angeklagten entsprach den Erwartungen . . . Der Vertheidiger ritz die entzückte Zuhörerschaft zu begeistertem Beifall hin . . . Frau 3. F. als Zeugin hatte einen großen Erfolg des Geschmacks und der Vornehmheit u. s. w.

In der That machen alle an diesen Verhandlungen Betheiligten mehr oder minder den Eindruck von Schauspielern, die ihre Rollen wohleinstudirt und memorirt haben: und auch das Publikum benimmt sich gerade wie im Theater und giebt seine unverhohlenen Sympathien und Antipathien in der theaterüblichen Weise, durch Zischen und Beifall, kund. Der Ausgang des Processes selbst wird ebenfalls genau so behandelt, wie der Erfolg oder Mißerfolg eines Stückes.

Wird hier der äußere Apparat in boshaftester Weife verhöhnt, fo ist die Satire, die die Sache selbst, das Wesen des vor den Geschworenen verhandelten Processes trifft, womöglich noch unerbittlicher.

Aus dieser Zola'schen Darlegung können alle gewissenhaften Nichter eine ernste Lehre ziehen. Hier wird durch Zufall und durch Absicht das Wahre und Thatsächliche der Begebenheiten in verhängnißvoller Weife entstellt und gefälscht. Die zufällige Entstellung entsteht durch das seltsame Zusammenwirken von Thatsachen, die als Indicien von dem sindigen Untersuchungsrichter in scharfsinniger Weife combinirt und gruppirt werden, fo daß sie auf einmal ein fürchterliches Ganzes bilden, das die Unschuldigen mit centnerschmerer Schuld belastung bedrückt. Der Spürsinn des Untersuchungsrichters wird vor Allein geschärft durch den nichtgenannten im Verborgenen wirkenden Hauptmitarbeiter an diesen Verhandlungen, durch das Streberthum. Der Untersuchungsrichter will nach Paris versetzt und will mit dem rothen Bändchen im Knopfloch geschmückt werden. Er muß auf alle Fälle mit diesem Processe eine Glanzleistung vollbringen, er muß die vollste Zufriedenheit feines hohen Chefs erlangen.

Auch dieser, der Staatssecretär Camn-Lamotte, wird in seinem Verhalten nicht durch das Sachliche, sondern wiederum durch das im Geheimen treibende Streberthum bestimmt. Der Proceß, an dem der Präsident, eine in Tuilerienkreisen angesehene Persönlichkeit, tragisch betheiligt ist, macht der Regierung viel Scherereien. Es ist ihr unbequem, wenn über das Vorleben dieses Präsidenten gehässige Mittheilungen an den Tag kommen. Auch der Staatssecretär will nach oben hin keinen Anstoß geben, und deswegen äußert sich bei ihm das Streberthum in einer Art von diplomatisirender Opportunitätspolitik. Er bedeutet also zunächst, als es

sich nur um die Ermordung des Präsidenten handelt, dem Untersuchungsrichter, daß es am zweckdienlichsten sei, die Sache, die schon soviel böses Blut gemacht habe, ruhig einschlafen zu lassen. Und der Untersuchungsrichter versteht den Wink vollkommen. Der Staatssecretär macht daher von dem Hauptschuldbeweis, den er in Händen hat, keinen Gebrauch. Und als durch die Ermordung Severinens, die Verhaftung des Cabuche und des Bahnhofsinspectors die fatale Geschichte wieder aufgewühlt wird, als wiederum die Ermordung des Präsidenten zum Gegenstande der erneuten gerichtlichen Untersuchung gemacht werden muß, vernichtet der Staatssecretär jenen Brief Severinens, der ihre und Roubauds Schuld beurkundet, mit kühler Gewissenlosigkeit, nachdem er festgestellt hat, daß der Untersuchungsrichter auf falscher Fährte ist, und daß dieser gleichwohl genügendes Material zusammengetragen und künstlich zusammengestellt hat, um die Verurtheilung des vorgeblichen Doppelmörders Eabuche und des der Anstiftung beschuldigten Bahnhofsinspectors Roubaud zu erwirken. Es ist in der That viel angenehmer, wenn das Publikum glaubt, Roubaud habe aus Geldgier und Habsucht den Präsidenten, der Severinen mit einer ansehnlichen Erbschaft bedacht hatte, und dann Severinen selbst durch den milden Cabuche ermorden lassen. Wird diese Habsucht Roubauds als Motiv zur Ermordung angenommen, so liegt keine Veranlassung vor, in dem anrüchigen Vorleben des Präsidenten herumzustöbern. Wird hingegen die leidenschaftliche Liebeseifersucht als Motiv zum Morde enthüllt, so muß nothwendiger Weise über die Beziehungen Severinens zum Präsidenten und bei diesem Anlaß über die sittlichen Ausschweifungen des Greises umständlich verhandelt werden. Und das würde der Opposition die gewünschte Gelegenheit geben, die Sittenlosigkeit, die unter den höchsten Beamten und Würdenträgern des Kaiserreichs herrscht, zum Gegenstande ihrer erneuten und heftigen Angriffe zu machen. Aus diesem Grunde ist es also zweckmäßiger, den Untersuchungsrichter in seinem geistvollen Jrrthum zu belassen! Daß ein armer unbeholfener Tölpel, der gute Cabuche, dadurch zu Grunde geht, ist in Berücksichtigung der allgemeinen Wohlfahrt nicht weiter in Betracht zu ziehen. So ist denn in dem ganzen kunstvoll genestelten Gewebe, das der Untersuchungsrichter zusammcngebastelt hat, auch nicht eine Masche solide. Es ist eine unentwirrbare Verknotung von Lug und Trug. Und lediglich dem blinden Zusall ist es zu verdanken, daß die Justiz in einem der Aufgegriffenen wirlich einen der Verbrecher gefaßt hat. Auf Roubaud. den Mörder des Präsidenten, hat sie die Hand gelegt. Aber Roubaud steht nicht etwa unter der Beschuldigung, den Präsidenten ermordet zu haben; er ist vielmehr beschuldigt, zum Morde des Präsidenten und Severinens angestiftet zu haben. Nach dieser Richtung hin will der Untersuchungsrichter in den zahllosen Verhören, die er mit Roubaud anstellt, ein Geständnis; erpressen. Er will durchaus von Roubaud hören, daß dieser den Kärrner Cabuche überredet habe, den Präsidenten und

Severinen zu ermorden. Vergeblich versichert Roubaud, daß er den Cabuche überhaupt nicht kenne. Die Wahrheit wird ihm nicht geglaubt. Immer wieder und wieder wird er vom Untersuchungsrichter dahin bearbeitet, zu bekennen, daß er in Gemeinsamkeit mit Cabuche gehandelt habe. Und als die Geschichte den Bahnhofsinspector schließlich zu langweilen anfängt, als er von all dem unnützen Gefrage mürbe gemacht ist, entschließt er sich eines Tages dazu, die Wahrheit in ihrem vollen Umfange einzugestehen. Er erklärt: „Ja, ich habe den Präsidenten ermordet. Er hat die Kindheit meiner Frau besudelt. Die Leidenschaft der Eifersucht hat mich zu dem Verbrechen getrieben." Und da umspielt die scharf geschnittenen Lippen des Untersuchungsrichters ein kluges und seines Lächeln. Er findet es sehr geistreich, daß der des Verbrechens überführte Roubaud durch diese Angabe den gemeinen Raubmord zu einem Morde aus Eifersucht machen wolle — zu einem jener beliebten Fälle, die vor den sensitiven Geschworenen Frankreichs immer eine milde Beurtheilung finden. Aber der kluge Mann läßt sich durch die Schlauheit des abgefeimten Verbrechers nicht beirren. Er weiß ja ganz genau, wie die Sachen liegen. Er weiß, daß der Spieler und Verschwender Roubaud in den Vollgenuß der Erbschaft hat gelangen wollen, und er weiß, daß zu diesem BeHufe der Präsident und Severine haben als Opfer fallen müssen. Daran ist nun einmal nichts mehr zu ändern. Das sogenannte Geständniß Roubauds paßt nicht in die Construction des Untersuchungsrichters. Es wird daher auch gar kein Gewicht darauf gelegt, und Roubaud wird nicht der Ermordung des Präsidenten, sondem der Anstiftung zum Morde des Präsidenten und Severinens angeklagt. Der vollkommen unbetheiligte Cabuche, der nie gelogen, der immer einfach der Wahrheit gemäß erklärt hat: „Ich weiß von der ganzen Sache nichts. Ich kenne den Jnspector nicht. Ich habe keinen Mord begangen," — der bleibt der brutale Doppelmörder. Das hat die Untersuchung über allen Zweifel festgestellt. Und es findet sich sogar ein 'vertrauenswerther Zeuge, der im besten Glauben aussagt, daß er gehört hat, wie Roubaud und Cabuche, die sich thatsächlich vor der Ermordung Severinens nie gesehen und nie gesprochen haben, einige Tage vor diesem Verbrechen Heimlichkeiten miteinander gehabt und wahrscheinlich Verabredungen getroffen hätten.

In dieser fratzenhaften Gestalt, in dieser Verdrehung alles dessen, was richtig ist, in dieser Versilzung von Zufälligkeiten, die in grausigster Weise entstellt sind, kommt nun dieser Rattenkönig von Mordproceß endlich in dem schwülen, menschenüberfüllten Schmurgerichtssaale zu Rouen zur Verhandlung. Nichts als Lug und Trug!

Und das Schlimmste ist, daß alle an den Verhandlungen betheiligten Factoren, der Staatsanwalt und auch die Vertheidiger, die Richter und die Geschworenen, durch den Jrrthum des Untersuchungsrichters vom Pfade der Wahrheit abgedrängt, in besten: Glauben handeln. Der durch das

Streberthum gestärkte Scharfsinn des Untersuchungsrichters hat das Unheil ausgebrütet. Der Staatssecretär hat es aus hochpolitischen Gründen geschehen lassen. Und so steht denn auf diesem Untergrunde von Falschheit das stattliche Gebäude da, befestigt und bewehrt vom Staatsanwalt und mit oratorifchen Flunkerkunststückchen äußerlich glänzend, aber innerlich schwach angegriffen von den Vertheidigern. Die Geschworenen geben ihm durch ihr Urtheil die feste Basis. Und Alles Lug und Trug!

Auf einen Augenblick indessen — und das ist einer der schönsten Momente der Zola'schen Dichtung — dringt in diesen Wust und in diese Nacht der göttliche Lichtstrahl des Wahren. Freilich nur auf einen Augenblick.

Der Mörder Severinens, Jacques, steht als Zeuge vor den Geschworenen. Er blickt zur Anklagebank hinüber. Den Bahnhofsinspector Roubaud, den er als den Mörder des Präsidenten kennt, begrüßt er mit einem flüchtigen Lächeln. Den unschuldigen Cabuche, an dessen Stelle er auf der Anklagebank sitzen sollte, streift er mit gleichgültigem Blick. Er beantwortet die Fragen des Präsidenten sachlich und gut, und Alles, was er sagt, wird durch die Angeklagten gebilligt.

Während dieses Verhörs ereignet sich nun etwas Seltsames, Unerklärliches . . .

„Auf einmal erhob sich zwischen diesen drei Männern etwas unsagbar Trauriges. Todtenstille ging durch den ganzen Saal. Eine rauschende Bewegung, man wußte nicht, von wannen sie gekommen mar, packte auf einen Augenblick die Geschworenen bei der Gurgel. Das mar die Wahrheit, die dahinschmebte, stumm."

Schon vor Beendigung dieses neuesten Werkes war allerorten angekündigt, daß der nächste Roman Zolas ein Eisenbahn- und ein Mordroman sein werde. Beides ist in gewissem Sinne richtig und auch nicht richtig.

Ein Eisenöahnroman ist Lels Kmnsiris" sicherlich insofern, als alle handelnden Personen Eisenbahnbeamte sind, als der Ort der Handlung die Eisenbahn selbst ist: das Bahnhofsgebäude, der Bahnhof, das Wärterhaus, der Tunnel, der Waggon und die Locomotive, und als alle wichtigen Begebenheiten mit der Eisenbahn in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Der erste Mord wird auf der Eisenbahn begangen. Durch ein auf den Bahnkörper geführtes Hinderniß wird ein Eisenbahnunglück herbeigeführt. Die Locomotive tödtet Flora, den Locomotivführer und den Heizer, und der führerlose Zug, der ins Ungewisse rennt, symbolisirt zum Schlüsse das in die Vernichtung rasende unglückliche Vaterland, gerade wie die schreckliche Auflösung Nanas in dem Augenblick, da der Boulevard-Janhagel „5 L^i-Iin!" schreit, das Ergebniß der sittlichen Fäulniß des

Kaiserreichs snmbolisirt. Man ist also vollberechtigt, in diesem Sinne den Roman einen Eisenbahnroman zu nennen.

Diese Bezeichnung wäre jedoch völlig ungeeignet, wenn man an einen solchen Eisenbahnroman das gewiß nicht unberechtigte Verlangen stellen wollte, daß in ihm die Eisenbahn selbst als großer Culturfactor das eigentlich bedeutende, das wesentliche Moment zu bilden habe. Davon ist hier gar nicht die Rede. Die universale Wichtigkeit der modernen Locomotion wird in unser m Romane nicht einmal gestreift.

All die mächtigen Fragen: welche Bedeutung die durch die Eisenbahn herbeigeführte Annäherung der Menschen aneinander für die Cultur gewonnen hat, der erleichterte Verkehr, die Befruchtung des Unfruchtbaren und Wüsten, die Belebung des Tobten, mit einem Worte: die völlige Umwandlung des gesummten Verkehrs der Menschen miteinander und die durch diese radicale Veränderung der Verkehrsbedingungen herbeigeführte Umwandlung der Menschheit selbst — diese großartigen Fragen werden hier nicht einmal aufgeworfen.

Zola hat für seine Zwecke die Eisenbahn eben nur rein äußerlich benutzt, als eine Umhüllung, als eine eigenartige Verpackung für die Handlung und für die Ereignisse.

Vor Allem und im Wesentlichen ist auch „I.a Löw Kumsins" nichts Anderes, als ein Roman des verhängnißvollen Fluches der Erblichkeit.

Jacques Lantier, der eigentliche Held des Romans, stammt, wie wir missen, aus dem Blute des Wilderers Macquart. Seine Großeltern auf väterlicher und mütterlicher Seite sind Säufer gewesen, sein Vater ist ein verkommener Strolch, seine Mutter ebenfalls trunksüchtig und verludert. In der Großmutter Josefine indessen und auch in der Mutter Gervaise steckt bei aller Rohheit doch eine starke Herzensgüte, die erblich weiterwirkt. Aus dieser Ehe sind, wie schon erwähnt, drei Söhne hervorgegangen: Claude, der Held des Romans nimmt sich als unglücklicher, unbefriedigter Künstler in einem Anfall mahnsinniger Schmermuth das Leben; Etienne, der Held des Bergmerkromans ,,6ermmsl", ein guter, süchtiger Mensch, aber jähzornig, erschlägt seinen Nebenbuhler und wird Revolutionär; und endlich Jacques, der Held unseres Romans, in dem sich die Vererbung der Trunksucht der Vorfahren als unüberwindliche Mordlust inmitten edler Jnstincte regt. Jacques muß morden. Eine unbezähmbare Macht arbeitet in ihm, altes Unrecht, das an ihm begangen ist — er weiß nicht, wann, er weiß nicht, wo, er weiß nicht, von wem —, zu rächen, einen Schimpf, den man ihm angethan hat, mit Blut reinzuwaschen. Dieses Unbewußte, das ihm die Mordwaffe in die Hand zwängt, ist eben eine tragische Aeußerung der im Kinde unbewußt nachwirkenden Rohheit und Trunksucht der Vorfahren, ererbtes Leiden.

Zola hat diesen Typus des Mordsüchtigen nicht erfunden. Er hat

die nachweisbare Anregung dazu in dem vielumstrittenen Werke Lombrosos: „Der Verbrecher" und in einer Anfang der siebziger Jahre von den Zeitungen gebrachten Criminalgeschichte gefunden.
Diese, die auch in unsere bekannte Sammlung interessanter Criminalfälle, in den „Neuen Pitaval", Aufnahme gefunden hat, hat offenbar Zola vor Allem bei der Gestaltung seines Helden vorgeschwebt.
Der Held jener französischen Criminalgeschichte heißt Eusebius Pieydagnelle, dessen angebliche Schlußrede vor dem Schwurgericht im „Neuen Pitaval" vollständig mitgetheilt wird. Dieser Mörder, der als eine pathologische Merkwürdigkeit bezeichnet wird, erzählt, wie er schon als Kind ein besonderes Vergnügen daran gefunden habe, bei einem benachbarten Metzger zuzusehen, wenn geschlachtet wurde. Tie blutigen Hände der Fleischer, die langen Messer bereiteten ihm eine unsagbare Freude, der Geruch des frischen Blutes erregte sein Entzücken. Und so wurde er denn Metzger aus Passion. Er trank mit besonderm Wohlbehagen frisches Blut, und wenn er sicher war, daß es Niemand bemerkte, verwundete er heimlich Thiers und sog das hervorströmende Blut aus.
Er wurde in seineni Handmerk sehr geschickt, und „ich fühlte es als das Süßeste, wie das Thier unter dem Messer zitterte. Das fliehende Leben schlängelt sich der Klinge entlang und in die Hand herein, die das tödtliche Werkzeug hält . . . Der mächtige Anprall des wuchtig mit dem Schlägel geführten Kopfschlages, unter welchem der Ochse zusammenbrach, klang in meinen Ohren wie Sphärenmusik."
Am 15. Juni 1860 — so wird weiter berichtet — wurde nun ein Mord begangen. Man sand die Tochter eines Wirths mit einem Messer an den Küchentisch angeheftet. Der Mörder war dieser Eusebius, und er erzählt darüber wie folgt:
„Sie mar ein braves, zuvorkommendes, liebes Mädchen. Es mar bereits els Uhr vorüber, als ich an dem Gasthofe anlangte. Ich wunderte mich, durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen Licht schimmern zu sehen. Ich dachte an Lurotte — das ist der Name des Opsers —, aber nur in freundlicher Absicht. Die Thür stand halb offen, und ich trat ein. Lurotte schlief neben dem großen Heerd. Sie war über einen langen Tisch in der Mitte der Küche gebeugt. Ihre Stim lag auf ihren wie zum Gebet gefalteten Händen. Ihre weißen Anne hoben sich von dem rothen Tischtuche ab. Ihr Hals war entblößt, und ihr schmerer, hochgesteckter Chignon ließ den üppigen unteren Haaren Raum, die lose auf den breiten Nacken herabwallten. Das flackernde Licht beleuchtete die üppigen Formen der schönen Schläferin in malerischer Weise. Lurotte mar allein. Ich näherte mich ihr. Alles war still. Ich hörte nur ihre gleichmäßigen Athemzüge und das Ticken der Uhr. Was sich nun meiner Sinne bemächtigte, ist so seltsam, daß ich nicht weiß, wie ich es in Worte kleiden soll. Sie können es nicht begreifen, wie mir zu Muthe war,

Sie müßten denn zuvor verrückt werden, so wie ich es auch war in jener Nacht. Als ich das schöne Mädchen ansah, dachte ich zuerst daran sie zu küssen. Ich beugte mich nieder, um meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken. Aber ich hielt inne. Ich schaute den prächtigen Nacken an. Meine Pulse fingen an zu schlagen, meine Phantasie fing an zu arbeiten. Ich wähnte am Halse von Lurotte zwei lächelnde Lippen zu sehen, welche mir verlockende Küsse zusandten. Ich beugte mich tiefer, und siehe, die Lippen öffneten sich immer weiter. Aber hinter ihnen sah ich nicht weiße Zähne, sondern perlendes, schäumendes Blut quoll hervor. Das Alles sah ich, und der Schmeiß trat mir, auf die Stirn. Neben dem Mädchen lag ein langes scharfes Küchenmesser. Bei meinem Eintreten hatte ich es nicht gesehen, aber jetzt siel ein Lichtstrahl auf die Klinge, und sie blinkte mir einladend entgegen. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht. Ich schloß die Augen, aber ich sah eben so deutlich. Es zog mich mit magnetischer Gemalt hin zu dem Messer. Ich ergriff es. Aber Gott weiß, ich wollte der Schläferin nichts anhaben. Und dennoch erhob ich den Arm und stieß . . . Nun wollte ich fort. Ich konnte jedoch die Thür nicht finden. Das Blut schoß mir so gewaltig nach dem Kopfe und hämmerte so an den Schläfen, daß ich wankte und mich festhalten mußte, um nicht nieder zu stürzen. Endlich ergriff ich die Klinke der Thür. Ich eilte fort in die freie Luft, da wurde mir wieder wohl. Ich stürmte nach Hause."

Die ganze hier geschilderte Scene stimmt in allem Wesentlichen, mitunter sogar im Wortlaute, überein mit der Ermordung Severinens durch Lantier. Auch bei Lautier bricht die unbezähmbare Mordlust aus in dem Augenblick, da er küssen will. Auch er greift, ohne es zu wollen, durch eine geheime wie „magnetische Gewalt" getrieben, nach dem Messer, das unter der Lampe „einladend blinkt", und er stößt zu, ohne Severinen ein Leid anthun zu wollen. Er muß zustoßen.

Dieser Eusebius Pieydagnelle hat in derselben Weise noch eine Reihe anderer Morde begangen. Er bezeichnet sich als eine Tödtungsnmschine und sagt: „Ich tödtete niemals aus Haß, sondern ich mußte tödten." Und auch viele andere Züge, die Eusebius von sich erzählt, stimmen mit denen Lantiers vollkommen überein. Wie Eusebius meidet Lantier den Umgang nlit Menschen. Eusebius zieht sich in den Wald zurück, Lantier vereinsamt sich auf seiner Maschine. Immer ist es der Anblick des Messers, der Scheere, also eines spitzigen, schneidenden, blitzenden Instrumentes, niemals einer andern Mordwaffe, der den mahnsinnigen Blutdurst in ihm erweckt. Und auch Eusebius hat ganz dasselbe dunkle Gefühl, das Lantier beherrscht. Als er eines seiner Opfer zusammenbrechen sieht, sagt er: „Ich hatte die Empfindung, mich an ihm gerächt zu haben."

Diese Mordgeschichte, die der Herausgeber des „Neuen Pitaval", Dr. A. Bollert, in die Sammlung der bemerkenswerthesten Criminalgeschichten aller Länder aus alter und neuer Zeit eingefügt hat, ist sicherlich

sehr merkwürdig und in höchstem Grade interessant. Im Vorworte bezeichnet der Herausgeber die Rede des Mörders Eusebius Pieydagnelle als einzig in ihrer Art, und er sögt hinzu: „Leider haben mir uns vergeblich bemüht, die Acten über diesen Proceß zu erhalten. Es ist uns nur möglich gewesen, die für einen Geisteskranken gewiß sehr wohldurchdachte und mohlstilisirte Rede zu bekommen." Ich bin der Ansicht, daß sich der Herausgeber des „Neuen Pitaval" einfach hat mvstisiciren lassen und die geistvolle Erfindung eines französischen Schriftstellers irriger Weise als einen wahrheitsgetreuen Bericht hingenommen hat. Die Autorität der Glaubwürdigkeit, die der „Neue Pitaval" mit Recht in Anspruch nimmt, würde es wohl erheischen, daß die Sache ganz klar gestellt, daß entweder der Jrrthum, der dieser dichterischen Erfindung den Charakter der wahren Begebenheit verliehen hat, eingestanden oder das Nähere und Authentische über die Thaten dieses räthselh asten Verbrechers nachträglich noch mitgetheitt werde.

Für unfern Zweck ist es übrigens gleichgültig, ob der mordluftige Eusebius in Wahrheit oder nur in der Phantasie eines Dichters gelebt hat. Als feststehend darf uns gelten, daß Zola diese von den französischen Blättern gebrachte Geschichte ganz genau gekannt und aus ihr die hauptsächliche Anregung und in dem mordlustigen Eusebius das Vorbild zu seinem Jacques Lantier gefunden hat. Denn die Uebereinstimmung zwischen den beiden ist unverkennbar und bis in die kleinen Züge hinein eine so vollkommene, daß von einer zufälligen geistigen Begegnung füglich kaum die Rede sein kann.

Dieser Eusebius ist aber natürlich nicht das einzige Modell für Jacques Lantier gewesen. Auch das Bild eines wahren Verbrechers in Fleisch und Blut hat dem Dichter bei der Gestaltung seines Lantier vor Augen gestanden.

Jener irre Mordgeselle, von dem der berühmte Psychiater Legrand du Saulle in seinem Werke: „Ds l'Lpilepsis" spricht, und dessen auch in Lombrosos Werk*) über den „Verbrecher" Erwähnung gethan wird, heißt Thouviot.**) Er ist der Enkel eines Apovlektikers, der Sohn eines Selbstmörders und einer öffentlichen Dirne.

Vergegenwärtigen wir uns nun auf einen Augenblick, wie sich Jacques nach jener Schreckensnacht benimmt, in der Severine ihm die Ermordung des Präsidenten in allen Einzelheiten erzählt. Als er die schlafende Geliebte am andern Morgen beim Sonnenlichte erblickt, überfällt ihn wieder die unbezmingliche Mordlust. Er kleidet sich in aller Eile an und läuft auf die Straße. Er muß morden, er weiß noch gar nicht, wen.

*) Deutsche Bearbeitung von Dr. Frankel. Hamburg, I. F, Richter, 1837.

**) Dies ist der wahre Name des irren Verbrechers, nicht Thouriot, wie er irrthümlich in dem Werke Lombrosos genannt wird.

Er schleicht allen weiblichen Personen, die ihm zufällig in den Weg laufen, nach. Schon greift er nach der Mordwaffe. Lediglich !durch zufällige, von seinem Willen unabhängige Umstände wird er daran verhindert, seine entsetzliche Lust zu befriedigen.

Und hören wir jetzt, was Legrand du Saulle über Thouviot zu berichten hat:*) „Thouviot klagt über Anfälle von Betäubung und einen Zustand, in welchem er den Drang verspürt, irgendwen umbringen zu inüssen. Wahrend dieser Anfälle läßt es ihn nicht ruhig. Er muß irgendwelche Gewaltthat begehen. Während eines solchen Anfalls verläßt er einmal feinen Laden, tauft ein Messer, verbringt die Nacht mit einer Buhlerin, überlegt am Morgen, ob er sie umbringe, geht dann mit dem Messer in der Tasche sott, irgendwen zu tödten. Im Laufe des Tages schreibt er in einem Gasthofe, er werde Jemand umbringen, er wisse noch nicht, wen, ob die Magd oder die Wirthin. Die Magd bedient ihn, er tödtet sie. Im Gefängniß ist er ruhig."**)

Zola, der das Aufsehen erregende Werk Lombrosos unzweifelhaft studirt hat, darf also dem Vorwurf, daß er die Schöpfung eines andern Dichters, jenen fabelhaften Mörder Eufebius, für seine Charakterstudie benutzt hat, durch den Hinweis aus Lombroso begegnen und sich darauf berufen, daß ihm für feine Gestalt des Lantier nicht nur ein erfundener, sondern auch ein wirklicher Mensch, der epileptische Mörder Thouviot, Modell gesessen habe.

Den Grad von Glaubwürdigkeit, den Lombroso in seinen wissenschaftlichen Feststellungen und Folgerungen zu beanspruchen hat, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern. Darüber mag die Kritik der psychiatrischen

*) Siehe Lombroso, deutsche Bearbeitung, Seite 500.

**) Ueber dieses Verbrechen finden wir in dem soeben erschienenen Werte „Ann Nu»«« eiiminsl" vonMace, dem früheren Director der Criminalabtheilung inParis, einige nähere Angaben, die wir ergänzend nachtragen. Am 12. Juni 1874, Nachmittags zwei Uhr, trat der siebenundzwanzigjährige Thouviot, der, beiläufig bemerkt, eine sehr gute Gymnasilllbilbung genossen, in die Restauration des Herrn Gautier, 7 Rue Elijas, und bestellte ein Frühstück. Während des Frühstücks schrieb er in sein Notizbuch die folgenden Zeilen: „Seit dem Jahre 1866 werde ich von der Idee, ein Verbrechen zu begehen, verfolgt. Jetzt ist der Augenblick dazu da. Ich mutz mir endlich Ruhe verschaffen. Mir gegenüber am Kllssentisch befinden sich zwei Personen. Welche von beiden soll ich tobten: die Kellnerin oder die Mithin? Mir ist es einerlei. Die Eine oder die Andere mutz sterben. Ich werde diejenige tödten, die mir die Rechnung bringt." Darauf verlangte er seine Rechnung. Die Kellnerin Marie Cotard übergab ihm dieselbe. Er erhob sich, und ohne ein Wort zu sagen, stich er ein langes Dolchmesser in das Herz der Unglücklichen. Bei der Verhaftung fragte ihn der Polizeicommissar: „Hatten Sie Ihr Messer denn schon geöffnet?" Und Thouviot antwortete: „Natürlich! Mit diesem Dolch habe ich ja den Bleistift gespitzt, um meine fixen Ideen aufzuschreiben." Die Sachverständigen sprachen in ihrem Gutachten -sich dahin aus, tmh Thouviot im Sinne des Gesetzes unzurechnungsfähig fei. Er wurde in das Irrenhaus von Bicötrc ge> bracht, und am 25. Juni 1881 wurde er dort in feiner Zelle erhängt gefunden.

Fachgelehrten das Urtheil abgeben. Für uns hat das jedenfalls sehr interessante Werk: „Der Verbrecher" oder, wie der italienische Titel in wörtlicher Uebersetzung lauten würde: „Der verbrecherische Mensch", nur insofern eine besondere Bedeutung, als es nachweislich Zola als Hauptquelle für feine psychiatrische Studie gedient hat. Wir haben uns also nicht um die Frage zu kümmern, ob die Lombrofo'fchen Forschungen als unbedingt zuverlässige und in den Schlüssen folgerichtige wissenfchaftliche Thatsachen gelten dürfen oder nicht. Uns genügt es, aus der Vergleichung zwischen den von Zola geschilderten Vorgängen mit den von Lombroso gemachten Mittheilungen zu erweisen, daß der französische Dichter den italienischen Psychiater als maßgebende Autorität anerkannt und sich dessen Lehren und Beispiele zu eigen gemacht hat.

Daß übrigens der angeborene, durch Vererbung überkommene Mordtrieb in Wahrheit vorhanden ist, darf nach den übereinstimmenden Untersuchungen der psychiatrischen Fachgelehrten als eine tragische Wahrheit gelten. Ich selbst habe in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldors mehrere von diesem Mordwahnsinn befallene verbrecherische Irrsinnige kennen gelernt: den unglücklichen Wilhelm Mercker, der in einem epileptischen Anfalle eine Frau, bei der er ein Zimmer miethen wollte, und die er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah, ohne irgend welche Veranlassung niedergeschlagen und sich darauf in einem Briefe an die Frau selbst mit seinem vollen Namen als den Mörder bezeichnet, den Küfer Heise, der sich niitten in der Nacht von seinem Lager erhoben und ohne Weiteres dem ihm befreundeten Schlafgenossen mit einem Nasirmesser die Kehle durchschnitten hat.

Und vielleicht ist,auch der Mörder des Briefträgers Cossäth, Sobbe, zu diesem vom Mordwahn befallenen Unglücklichen zu rechnen. Denn in dem Leben dieses Mannes, der einer guten bürgerlichen Familie entstammt — seine Geschwister sind geachtele Leute in wohlgeordneten Verhältnissen, er selbst hat nie irgend eine böse oder gewaltthätige Neigung verrathen, hat eine gute Erziehung genossen, hat sich als Soldat musterhaft gehalten, hat überhaupt vorzügliche Führungsatteste und niemals Noth gelitten —, sieht die fürchterliche Thnt, die Sobbe dem Scharfrichter überliefert hat, ohne irgendwelche Verbindung mit feinen fonstigen Handlungen völlig isolirt da.

Der Untersuchungsrichter Hollmann, der während seiner langjährigen Amtsführung mit den berüchtigtsten Verbrechern der letzten Jahrzehnte eingehend zu schaffen gehabt hat, dem alle Spielarten der Verbrecherklasse bekannt waren, den nichts mehr überraschte, sagte mir: in seiner Praris sei ihm ein Verbrecher wie dieser Sobbe nie begegnet. Sobbe sei ihm ein vollkommenes psychologisches Nälhsel geblieben. Hollmann fügte hinzu: „Ich war von den Verhören, die ich mit Sobbe anzustellen hatte, geradezu erschüttert. All die charakteristischen Merkmale der Mörder, theatralisches Prahlen, Eitelkeit, Nohheit, Jähzorn, Heuchelei, fehlten bei diesen: merk-

würdigsten Exemplare des Verbrecherthums. Er hat mich — auch das möchte ich als ein Unicum bezeichnen — während der langen Verhöre nicht ein einziges Mal auch nur in einer Geringfügigkeit zu beschwindeln und zu belügen versucht. Er hat stets die vollste Wahrheit gesagt. Nur einmal sagte er mir: „Ich bitte Sie, mir zu gestatten, diese Frage nicht zu beantworten, da ich sonst einen Namen nennen müßte, den ich durch die Betheiligung an meinem Proceß nicht compromittiren möchte. Die betreffende Persönlichkeit hat mit meiner Sache übrigens nicht das Geringste zu schassen, und die wahrheitsgemäße Beantwortung Ihrer Frage würde die klare Sache absolut nicht klarer machen. Ich bitte Sie also, darauf zu verzichten." Er benahm sich vom ersten Augenblick, da ich mit ihm zu thun hatte, bis ztt dem Augenblick, da er auf's Schaffst stieg, würdig, männlich, einfach. Er empfand die tiefste Reue. Er sehnte sich nach der Vollstreckung seiner Strafe wie nach einer Erlösung. Aber er bewahrte eine geradezu erstaunliche Festigkeit und Ruhe in der Haltung. Ich wußte, welches fürchterliche Verbrechen dieser Mann begangen hatte. Er erzählte es mir in allen seinen grauenhaften Einzelheiten. Und trotz alledem konnte ich mich eines Gefühls der Sympathie nicht erwehren. Ich habe niemals einen Verbrecher so bedauert wie diesen."

Ganz denselben Eindruck habe auch ich von meiner Begegnung und Unterredung mit Sobbe gewonnen. Wenn man diesen jungen hübschen, etwas über mittelgroßen Mann mit seinen treuen guten Augen, seinem kleinen koketten Schnurrbart, seinem gepflegten Aeußern, vor sich sah und ihn hörte, wie er sich mit einein leichten Anfluge Harzer Dialekts in der Sprache der Gebildeten einfach und klar ausdrückte, so mußte es Jedermann vollkommen unfaßbar erscheinen, wie dieser ruhige stille Mensch eines so fürchterlichen Verbrechens sich hatte schuldig machen können. Von seinen Anverwandten, von seinen Freunden, von Allen, die mit ihm in Verkehr getreten sind, ist denn auch ausgesagt worden, daß Sobbe sich niemals irgendwelche Rohheit oder Gefühllosigkeit habe zu Schulden kommen lassen. Er war seines freundlichen Wesens wegen allgemein beliebt.

Und auf einmal taucht in diesem Manne der Mordgedanke auf!

Er liest auf der Eisenbahn zufällig einen Bericht über den Briefträgermörder Francesconi in Wien. Er liest nur den Bericht über das Verbrechen, nicht über die Gerichtsverhandlung, und er bekümmert sich um den Verlauf der Sache so wenig, daß er erst später im Gefängniß erfährt, welches Loos Francesconi ereilt hat. Aber diese Geschichte regt ihn fürchterlich auf. Er beschäftigt sich unausgesetzt mit ihr. Eine Geldeinzahlung machen, in der Nähe des Postamts eine Wohnung miethen, den nichtsahnenden pflichtgetreuen Beamten in der Ausübung seines Berufs in die Mordhöhle locken und ihn niederschlagen — „ich wurde den Gedanken nicht mehr los," sagte er in der öffentlichen Verhandlung. Und dieser bis dahin so harmlose Mensch, der niemals irgend Jemand etwas zu Leide gethan hat,

verübt nun mit kalt berechnender Grausamkeit das furchtbare Verbrechen!
Er verübt das Verbrechen in der unvorsichtigsten Weise: in einer kleinen Berliner Wohnung, ohne den Riegel vor die Zimmerthür zu schieben, und während sich im Nebengemach die Wirthin aufhält. Er erschlägt den unglück-lichen Cossäth. Das Abnehmen des Geldes gehört zum Programm.
Aber obgleich er reichlich Zeit hat, sein Opfer zu berauben, nimmt er nur die wenigen Briefe mit geringen Beträgen, die der Beamte in der vorderen Tasche hat, ohne sich die Mühe zu geben, die Tasche ab-zuschnallen, und die namhaften Summen, die in dem andern Behälter der Tasche stecken, sich anzueignen. Nach vollbrachter That läuft er wie ein Irrer durch die Straßen, von der Adalbertstraße nach dem Schlesischen Bahnhof, von da nach dem Potsdamer Bahnhof . . . Dann kehrt er nach Magdeburg, von wo er gekommen war, zurück.
Vierundzwanzig Stunden lang bleibt das Verbrechen überhaupt unent-deckt, alsdann macht es das gewaltigste Aufsehen. Sobbe verweilt volle acht Tage in Magdeburg bei den Seinigen. Er unternimmt nicht den geringsten Fluchtversuch, obgleich er täglich in den Zeitungen liest, wie die Polizei auf den Mörder des Briefträgers fahndet. Ja, er rührt sich nicht vom Flecke, als sein Name bereits als der des Mordes Verdächtige in den Zeitungen genannt morden ist! Er läßt thatlos, stumpf, noch volle achtund-vierzig Stunden vergehen, bis ihn die Polizei abführt.
In der öffentlichen Verhandlung erklärte er auf eine Anfrage des Vorsitzenden, er habe niemals an Flucht gedacht. „Ich konnte ja doch nicht vom Flecke," fügte er charakteristisch hinzu
Zur Erklärung dieses Verbrechens sind also weder stichhaltige subjective noch objective Gründe anzuführen. Sobbe war durchaus keine gemeine Verbrechernatur, und die Habsucht kann nicht als genügendes Motiv für diesen Mord angeführt werden. Sobbe lebte keineswegs in schlechten Verhältnissen. Er hatte sogar bemittelte Verwandte, mit denen er auf bestem Fuße stand, und er selbst hatte sein bescheidenes anständiges Aus-kommen. Er gerieth auch in offenbare Verlegenheit, als die Frage an ihn gestellt wurde, weshalb er das Verbrechen begangen habe. Schließlich kam er iminer wieder daraus zurück: „Ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, und ich wurde es nicht wieder los." Der Morddrang hatte sich, mit anderen Worten, Sobbes mit unwiderstehlicher Gewalt be-mächtigt; und wenn der Ausdruck für die von ihm verübte blutige That statthaft wäre, so würde man sagen können: der Mord sei bei ihm zur firen Idee geworden.
Es war allerdings eine Art Wahnsinn, eine jener ganz abnormen, verbrecherischen Handlungen, wie sie besonders von geisteskranken Epileptikern begangen werden. Wenn nun auch wissenschaftlich feststeht, daß die von epileptischem Irrsinn Befallenen nicht immer die äußerlich wahrnehmbaren Convulsionen zu haben brauchen, so erscheint bei Sobbe die Annahme, daß

hier verborgene Epilepsie vorliege, doch wenig gerechtfertigt, da er, aus guter Famile stammend, erblich in keiner Weise belastet war, körperlich mohlgebildet, keine Anomalie des Schädels und keine andern krankhaften Symptome darbot, da er, mit einem Worte, den Eindruck eines durchaus normalen und gesunden Menschen machte, in dessen Dasein eben nur diese eine unerklärliche schreckliche That die Gesetze seines psychischen und physischen Organismus durchbrochen hat.

Der Held des Zola'schen Romans, Jacques Lantier, hingegen gehört entschieden zu der Gattung jener traurigen Kranken, die an epileptischem Wahnsinn leiden. Bei diesem liegt zunächst die tragisch bedeutungsvolle erbliche Belastung vor. Seine Eltern und Großeltern sind Trunkenbolde und lüderlich gewesen. Welche Nolle aber die erbliche Belastung bei Kindern von abnormen sittlichen Anlagen ausweist, hat Lombroso in seinem vielberufenen Werke durch statistische Untersuchungen festgestellt.

Unter solchen Kindern mit verbrecherischen Neigungen konnte bei 46 Procent die erbliche Belastung nachgewiesen werden! Der große Einfluß der erblichen Belastung auf die Hervorbringung abnormer sittlicher Anlagen ist also unbestreitbar, wiewohl derselbe nicht so weit geht, daß er die Entstehung eines normalen sittlichen Charakters geradezu unmöglich mache. Denn unter 42 Kindern mit erblicher Belastung waren zwölf, also zwischen 26 und 27 Procent, gutgeartet.

Unter den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, steht aber die Trunksucht obenan. Sie scheint in den späteren Geschlechtern am verheerendsten weiterzuwirken. Die Kinder von Gewohnheitssäufern sind fast niemals normal, und gerade die Epilepsie ist eines der gewöhnlichsten Vermächtnisse der elterlichen Trunksucht.

Gerade in der Epilepsie bricht nun das Thierische im Menschen am erkennbarsten hervor, zeigt sich die ,.döts Iminaws" in ihrer unverhülltesten Gestalt. Gomers zählt in seiner Schrift über Epilepsie (London, 1860) die seltsamen Handlungen der Epileptiker auf und sagt dann: „Man sollte meinen, es seien das instinctmäßige Aeußerungen des Thierartigen, das verborgen in uns schlummert."

Die krankhafte Anlage des Lokomotivführers Jacques wird auch in der Zola'schen Schilderung durch äußerliche Symptome angezeigt. Zola macht zwar nur wenige Andeutungen darüber, aber diese genügen dem aufmerksamen Leser und Kenner, den Charakter der Krankheit, von der Lantier befallen ist, sehr wohl zu erkennen. Das unruhige flackernde Auge, der Kopfschmerz, der den Anfällen vorherzugehen pflegt, dann plötzlich das Schwinden des Bewußtseins, der blendende rothe Feuerschein im höchsten Stadium und endlich nach der überstanden«« Krisis die furchtbaren körperlichen und seelischen Schmerzen — Jacques wirft sich auf den Boden, schlägt um sich und heult, als er Flora hat ermorden wollen —, oder auch die völlige Apathie und Stumpfheit, wie sie sich seiner nach

der Ermordung Severinens bemächtigt — Alles das sind Krankheitserscheinungen, die genau so bei den Epileptikern vielfach beobachtet worden sind.

Und das ganze Wesen der verbrecherischen Veranlagung Lantiers, die Unfähigkeit, der zwecklosen und von ihm selbst verabscheuten Schandthat Widerstand entgegenzusetzen, findet keine bessere Erklärung als in der Epilepsie. „Bei Gehirnen, die durch aus frühster Kindheit herrühende Entwickelungsschäden zur Epilepsie beanlagt sind," sagt der schon mehrfach angeführte Psychiater, „ist stets ein Io«u8 minori« reFisteiitiÄß vorhanden, an welchem sich eine jener tausend krankhaften Neigungen, wie sie bei Jedem von uns vorkommen, einnistet. Eine solche entwickelt sich zu irgend einer schlimmen Stunde, wenn sie auf günstigen Boden fällt, und wenn man es unterläßt, sie zu bekämpfen."

Diese Gemüthsverkehrtheiten können in ihrer Fortentwicklung die furchtbarsten Verhältnisse annehmen und fehl wohl, wie bei Lantier, bis zum unwiderstehlichen Mordtrieb ausarten. Im Mailänder Gefängnitz wurde vor einigen Jahren ein gutmüthiger Wärter, dem keiner der Ge> fangen«» übel wollte, erschlagen. Der Mörder sagte aus, er habe weder aus Haß noch aus einein sonstigen Grunde die That verübt, aber er habe Jemand tödten müssen. Ein anderer Epileptiker begegnete einem Händler, den er nach seinem Namen fragte, und den er auf die Antwort, er heiße Weiß, mit den Worten tüdtete: „Ich weide Dich schwarz machen!" Ohne alle Veranlassung, blos aus plötzlicher Mordlust.

Zola steht ganz auf dem Standpunkte Lmnbrosos: daß im Menschen eine Bestie schlummere, die nur durch die stärkere Gewalt der Erziehung unschädlich gemacht werde, die aber, wenn eine krankhafte Veranlagung, wie namentlich die Epilepsie, die Widerstandskraft bricht, sich entfesselt und in ihrer vollen Bestialität sich offenbart. Lombroso sagt: „Welchen andern Schluß kann man aus diesen Dingen — aus den von ihm angeführten Beispielen — ziehen, als den, daß sogar die scheußlichsten Verbrechen einem physiologischen, auf thierischem Trieb beruhenden Zustande entspringen, der sich beim Menschen infolge der Erziehung oder aus Furcht vor Strafe zwar abstumpft, aber unter den» Einfluß von Krankheit, von Liebesrausch und dergleichen mehr plötzlich wieder hervorbrechen kann?"

Bei Lantier ist es eben die Liebesleidenschaft, die die Epilepsie hervorruft, und diese öffnet den Käsig, um das wilde Thier loszulassen. Wollust und Mord Hausen im Wahnsinn in grausiger Nachbarschaft dicht beieinander.

„Die Epilepsie," sagt Voisin, „verdirbt den Charakter, tödtet das sittliche Gefühl, fchmächt den Verstand, ruft Verstimmungen, Verblendung, Illusionen hervor." Und Zerstörungssucht ist eine fast allen Epileptischen anhaftende Eigenschaft. „Sie haben," fagt Lombroso, ein wahres Bedürfnis;, leblose Gegenstände zu zerstören, noch mehr aber, lebende

Wesen zu vernichten; daher der Hang, zu verwunden und zu morden."
Und weiter: „Die Anfälle bilden durch ihr plötzliches Auftreten, durch das Uebermaß an unmotivirter Grausamkeit, vor den Augen des aufmerksamen Beobachters ein Momentbild von dem eigentlichen Zustande des Epileptischen, eine Caricatur des Verbrechens. Auch die Abstumpfung der Sinne, die Vorübergehende Betäubung, welche den Anfällen folgen und sie begleiten, find nichts, als der gewöhnliche und oft angeborene Zustand der Epileptischen."

Alles das stimmt mit der Art und Weise, wie Lantier Severinen mordet, vollkommen überein, und es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß Zola die psychiatrische Unterlage für seine Composition dem Werke Lombrosos verdankt. Wir finden sogar die besondere Art der Krankheit Lantiers in dem Lombroso'schen Buche unter dem Capitel der „epileptoiden Verbrecher" scharf bezeichnet: als „Schwindel mit Liebes« wuth und Blutgier" (Seite 510 der deutschen Bearbeitung).

Indessen muß noch ein wichtiges Moment erwähnt werden, das dem epileptischen Anfall Jacques Lantiers, als er Severinen den Todesstreich versetzt, die verhängnißvollste Wendung giebt. Jacques hat früher auch den gewaltfamsten Anfallen des Mordtriebs trotzen können. Durch den ehebrecherischen Umgang mit Severinen aber ist er sittlich deprauirt. Er hat den Einflüsterungen des halb satanischen, halb engelhaften Wesens Gehör geschenkt. Er hat sich mit dem Gedanken, das fluchwürdigste aller Verbrechen, den vorbedachten Mord, zu begehen, vertraut gemacht. Er will Roubaud ermorden — nicht, weil ihn sein erblich überkommener Mordtrieb dazu zwingt; er will ihn mit kühler Ueberlegung, in der Freiheit des Willens morden. Er, der bisher aus Angst vor den Lockungen der ererbten Mordlust menschenscheu und zurückgezogen gelebt hat, beschäftigt sich in seinen fast täglichen langen und vertrauten Zusammenkünften mit der Geliebten seit langer Zeit ausschließlich mit Mordgedanken. Er athmet nur noch in der Mordatmosphäre. Auf dem Boden dieser sittlichen Depravation kann sich die ererbte Mordlust, als sie plötzlich wieder aufsteigt, frei tummeln und ohne Widerstand ausrasen. Es ist also nicht ausschließlich erbliche Belastung, es ist auch sittliche Verkommenheit, die die Faust Lantiers mit dem blitzenden Messer bewaffnet. Allerdings hängt auch diese sittliche Verkommenheit wiederum mit der erblichen Belastung zusammen, insofem diese die sittliche Widerstandskraft fchwächt und schließlich bricht.

In Jacques Lantier wird also jenes Exemplar des menschlichen Thieres dargestellt, in dem die unglückliche Vererbung die Bändigung des Bestialischen durch Erziehung, durch Furcht vor Strafe und dergleichen, unmöglich macht. Bei drei anderen Exemplaren dieses menschlichen Thieres, die Zola vorführt, ist es immer dieselbe Leidenschaft, die Liebe, und zwar die gemißhandelte, gekränkte Liebe, die die furchtbare Bestie entfesselt. Roubaud tödtet den Präsidenten, der feine Frau, die er für rein

gehalten, besudelt hat. Die Unthat des Präsidenten trifft ihn bis in's tiefste Herz. Sie vernichtet sein Seelenleben. Und Vernichtung gegen Vernichtung! Er muß sich rächen. Der Schändliche, der ihn um das Glück seines Lebens betrogen hat, muß von seiner Hand sterben. Hier erhält die Tödtung, wenn sie auch mit satanischer Ruhe und Schlauheit ausgeführt wird, doch noch durch die Gewalt einer edlen Leidenschaft etwas Versöhnlicheres. Roubaud hat bis zum Morde des Präsidenten nie etwas Böses gethan.

Ebenso verhält es sich mit den beiden Anderen, mit dem Heizer Pecqueur, der den Locomotivführer nwrdet, weil dieser ihm seine Geliebte weggenommen hat, und mit Flora, die durch das von ihr absichtlich herbeigeführte Eisenbahnunglück so und soviel Unglückliche tödtet, weil sie Jacques, der ihre Liebe verschmäht, und Severinen, die von Jacques geliebt wird, aus dem Dasein schaffen will.

Es ist verwunderlich, daß Zola dreimal dasselbe Motiv zum Morde gewählt hat, das in den drei Fällen nur durch die Verschiedenartigkeit der Individualitäten verschiedenartig schillert. Die drei Fälle sind gleichmäßig in ihren Motiven der leidenschaftlichen Aufwallung. Am elementarsten und rohsten wirkt das Verbrechen bei dem Heizer Pecqueur, mit größerer Berechnung wird es verübt von Roubaud und in einer Art von grausigem, nichts bedenkendem Heroismus von Flora.

Aber um das halbe Dutzend voll zu machen, läßt Zola außer den vier genannten noch zwei „betes Kuniäir>s8" auftreten: die sanfte Severine und den dürren Misard.

In Severinen wird das reißende Thier langsam geweckt. Sie gewöhnt sich an das Unmenschliche. Sie wird wider Willen an dem ersten Morde betheiligt, und in ihrem beschränkten Egoismus scheint sie aus dem ihr gegebenen Beispiele die Lehre genommen zu haben, daß es kein einfacheres und radikaleres Mittel giebt, einen unbequemen Menschen zu beseitigen, als den Mord. Sie sieht in der ungestörten Gemeinsamkeit mit dem Geliebten das Glück ihres Lebens und sieht als Hinderniß für diese Vereinigung mit dem Geliebten den Mann. Dieses Hinderniß nmß beseitigt werden, und von ihrem Manne selbst hat sie gelernt, wie man so etwas macht. Hier ist es also die Genußsucht, der wüste Egoismus in sanfter Form, der langsam den Riegel des Zwingers aufschiebt, der bei den Krankhaften und Leidenschaftlichen mit einem Schlage zurückgestoßen wird, um das milde Thier entspringen zu lassen.

Bei Misard ist es das niedrigste Motiv, die Habsucht, die unerbittlich, langsam, heimtückisch und feige mordet. Wem Lantier, Roubaud, Pecqueur, Flora und auch Severine mit den milden Thieren aus dem Katzengeschlecht eine gewisse Verwandtschaft aufweisen, den Löwen, Leoparden, Tigern und Hyänen beizugesellen sind, so gehört dieser Misard zu den widerwärtigen Kriechthieren; wie die Schlange umringelt er sein Opfer,

begeifert es mit seinem bösen Speichel, erdrosselt und vergiftet es. Hier wird das Scheußliche durch nichts gemildert, nieder durch den unverschuldeten Fluch, wie bei Lantier, noch durch den Adel des Motivs, wie bei Roubaud, Pecqueux und Flora, noch durch das Versöhnliche der Erscheinung, wie bei Severinen.

Wenn man sich diese Summe menschentödtender Ungeheuer, die Zola hier vereinigt hat, vergegenwärtigt, die Zahl der Opfer, die eines unnatürlichen Todes sterben — es sind der Präsident Grandmorin, Severine, Frau Misard, Flora, Jacques, Pecqueux, dann die Ungenannten, die bei dein durch Flora begangenen Eisenbahnverbrechen ihr Leben verlieren, und endlich die trunkenen Soldaten, die auf dem führerlosen Zuge in den Schrecken des Ungewissen und der Nacht gejagt werden — wenn man diesen schauerlichen Zug Tödtender und Getödteter vor dem geistigen Auge noch einmal vorüberziehen läßt, so wird man Zola die Berechtigung, sein neuestes Werk einen Mordroman zu nennen, gewiß nicht bestreiten wollen.

Und dennoch, trotz aller in der „Löte liumsins" geschilderten Blutthaten und Verstümmelungen märe diese Bezeichnung nicht vollkommen zutreffend! Denn ebensowenig wie Zola in diesem Roman, dessen handelnde Personen allesammt mit der Eisenbahn unmittelbar zu schaffen haben, und dessen Hauptereignisse sich auf der Eisenbahn vollziehen, das eigentliche Wesen der Eisenbahn und deren Bedeutung in dem Culturgetriebe unserer Zeit auch nur berührt, ebensowenig hat er auch das große sittliche und pathologische Problem des Mordes zu erörtern, zu ergründen und darzulegen versucht. Die von ihm geschilderten Mordthaten gehören zwar nicht zu den seltenen Ausnahmen, aber sie können keineswegs als typische gelten.

Wenn mir hier von Mordthaten sprechen, so haben wir immer nur die gewaltsame, unmittelbare Tödtung des Menschen durch Menschenhand im Sinne. Wir scheiden daher das Verbrechen Misards, der heimtückisch, langsam, durch Beibringung'von Gift den Tod seiner Frau herbeiführt, das Verbrechen Floras, die sich nicht unmittelbar auf ihre Opfer stürzt, fondern zu deren beabsichtigter Vernichtung sich einer Mittelsgemalt bedient, die in der Hoffnung, die Verhaßten zu tödten, ein Eisenbahnverbrechen verübt, und endlich das Verbrechen Severinens, die bei dem einen Morde nur Beihülfe leistet und zu dem andern Morde nur anstiften will, aber nicht selbst mordet — wir scheiden diese Fälle als nicht zur Kategorie des gewaltsamen und unmittelbaren Mordes gehörig zunächst aus unserer Erörterung aus. Diese Drei haben ihre Hände nicht mit Blut besteckt. Wirkliche Mörder, die ihren Opfern von Angesicht zu Angesicht gegen> übertreten, diese packen, mit ihnen handgemein werden und sie umbringen, sind Jzcques Lantier, der Severinen, Roubaud, der den Präsidenten ersticht, und Pecqueux, der Jacques Lantier von der Locomotive stürzt.

Jacques Lantier verübt die Thal in einem Anfall von Unzurechnungsfähigkeit, unter der unbezähmbaren Gemalt einer angeerbten krankhaften Veranlagung. Er würde, wenn seine That in ihrer vollen Wahrheit an's Licht der Sonne käme, von den irdischen Richten? niemals dem Schaffst überliefert, sondern in's Irrenhaus geschickt werden.

So bleiben als gewaltsame zurechnungsfähige Menschentödter nur noch Roubaud und Pecqueux übrig. Beide handeln bei ihrer Blutthat unter der mächtigen Beeinflussung einer blinden rasenden Leidenschaft, die auch diesen Verbrechern sehr wahrscheinlich bei der Bemessung der Strafe mildernde Umstände erwirken würde. Beide sind von denen, an denen sie sich mit der Absicht zu tobten vergreifen, in ihren heiligsten Gefühlen tödtlich getroffen worden. Beide handeln in wahnwitziger Eifersucht und aus Rache für erlittene Schmach. Gemeine Mörder sind auch sie nicht.

Und so fehlt denn in der That diesem mit mörderischen Gräuelthaten angefüllten Buch der echte, der typische, wenn der Ausdruck gestattet ist: der normale Mörder.

Das aber ist der Raubmörder! Bei diesem ist stets die Habgier die treibende Gemalt zu seiner ruchlosen That. Es gelüstet ihn, gerade wie den Dieb, sich fremdes Eigenthum auf unrechtmäßige Weise anzueignen. Von dem Diebe aber unterscheidet er sich vollkommen bei der Wahl der Mittel, die er zur Ausübung des Verbrechens anwendet.

Der Dieb sucht sich das fremde Eigenthum je nach seiner verbrecherischen Neigung unter einfachen oder erschwerten Umständen zu eigen zu machen. Der Eine nimmt, wenn er sich unbelauscht wähnt, was ihm gerade erreichbar ist: Kleidungsstücke aus Wirtschaften oder Privatwohnungen, zu denen er sich unter irgend einem Vormund, als Bettler oder Ausrichter einer Bestellung, ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln Zutritt verschafft; er entwendet Werthgegenstände aus öffentlichen Verkaufsläden, oder, wenn er die besondere Geschicklichkeit dazu besitzt, auch aus den Taschen von Personen, an die er sich in geschickter Weise herandrängt. Ein Anderer verschmäht diesen einfachsten Weg. Es würde ihin nicht verkommen, unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Werthgegenstand vom Tische zu nehmen und in die Tasche zu stecken. Ihn reizt die Ausführung des Verbrechens nur unter erschwerenden Verhältnissen. Er muß „knacken". Nur mit Anwendung von Dietrichen und Brecheisen gelangt er zu dem, was sein begehrlicher Sinn heischt. Das zu entwendende Gut scheint für ihn nur dann wirklichen Werth zu haben, wenn er es sich mühsam aus geschlossenen Räumen, zu denen er sich nur gewaltsam und am liebsten im Dunkel der Nacht den Weg bahnt, und im Steigerungssalle noch aus besonders verschlossenen Behältern, die gewissermaßen ihm zum Trotz construirt worden sind, greifen kann. Beim Einbrecher ist die Schmierigkeit der Ausführung, verbunden mit der steten Angst vor dem Ertavvtmerden, die eigentliche Würze des Verbrechens.

In einer Unterredung mit einem vielbestraften, in der Criminalwelt sehr bekannten Einbrecher sprach sich dieser mir gegenüber in überaus charakteristischer Weise über die unbeschreiblichen Sensationen, die er bei der Ausübung seiner gewaltsamen nächtlichen Unthaten empfand, mit einer Beredsamkeit aus, die ich nicht wiederzugeben vermag. Seine Augen funkelten, als er mir erzählte, wie ihm zu Mmhe sei, wenn er am Tage das Haus, in das er in einer der folgenden Nächte eindringen wolle, von außen besichtigt habe, wie er sich nach den Gardinen u. f. m. die Bestimmung der einzelnen Räume zurechtgelegt und nun seinen Operationsplan ausgearbeitet habe, wie er dann in^ der Nacht auf Schritt und Tritt auf Unerwartetes, Unvorbereitetes, seltsam Aufregendes gestoßen sei, welche unsagbare Erregung ihn erfaßt habe, wenn er endlich auf seinem Operationsfelde sich befunden und sich nun mit schleichenden Schritten vorsichtig an die Arbeit gemacht, wie er bei jedem verdächtigen Geräusch, bei jedem Knarren der Diele den Athem angehalten, das Hämmern seiner Pulse und das stürmische Schlagen seines Herzens gefühlt, und welches Gefühl von Befriedigung und Stolz ihn nach gethaner Arbeit ergriffen habe. Ein Verliebter, der in glücklicher Erinnerung ein Liebesabenteuer erzählt, konnte das Bild, das der Verbrecher von feiner Unthat gab, nicht mit sinnlicheren Farben schildern.

Der gemeine Dieb wird vom Einbrecher vielleicht noch mehr verachtet, als vom ehrlichen Manne. Denn der gemeine Dieb bedarf nur der Geschicklichkeit und Schlauheit, die unter den Eigenschaften der Verbrecher von diesen selbst als geringmerthig betrachtet werden, mährend der Einbrecher verwegen bis zur Tollkühnheit sein und gewöhnlich auch besondere Körperstärke besitzen muß, also männliche Eigenschaften, die auch unter den Verkommensten dieser Menschenklasse einen gewissen Respect gebieten. Aber dieser Wagemuth bemährt sich bei den Einbrechern nur in dem Angriff auf das Object. Die Stärksten und Frechsten unter ihnen nehmen Reißaus, sobald sie bei ihrem Unternehmen gestört werden. Vor dem kleinen kläffenden Hündchen, vor dem schwachen Mädchen laufen sie sinnlos davon und lassen die schon zusammengeraffte Beute im Stich. Sie denken nicht daran, ein lebendes Hinderniß gemaltthätig zu beseitigen. Einbrecher, die zu Mördern werden, gehören zu den großen Seltenheiten. Es kommt fast niemals vor, daß diese oft mit herkulischer Kraft ausgestatteten Gesellen, die spielend eine schwere Thür aus den Angeln heben, wenn sie bei der Ausübung der That ertappt werden, auf den Störenfried losgehen und diesen zu Boden schlagen. So lange ihnen irgendwie die Möglichkeit zum Entweichen geboten ist, ergreifen sie die Flucht, und ist ihnen der Weg dazu versperrt, so lassen sie sich ruhig abfassen. Sie haben es eben nur auf das leblose Eigenthum abgesehen, und schlägt ihr Unternehmen fehl, so bescheiden sie sich und sehen der Bestrafung ruhig entgegen. Das ist die Regel.

Ganz anders der Raubmörder. Dieser denkt gar nicht daran, daß er dem Lebenden Geld und Gut abnehmen könne. Bei ihm stellt sich die Ausführung des geplanten Verbrechens vielmehr immer so dar, daß er zunächst tödten müsse, um alsdann zu rauben. Das Wort „Raubmörder" ist deswegen auch nicht ganz logisch gebildet. Richtiger würde das Wort „Mordräuber" den Begriff decken.

Daher erklärt es sich denn auch, daß, wie die Criminalstatistik aller Länder als unumstößliche Thatsache festgestellt hat, der Raubmörder gewöhnlich zu den noch nicht bestraften Individuen gehört. Ist er schon bestrast, so hat er die Vorstrafe gewöhnlich durch Rohheiten, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Aufsässigkeit u. s. w. erwirkt, fast niemals aber durch Veruntreuung oder durch Diebstahl.

An dem Tage, da sich im Hirn des typischen Raubmörders der fürchterliche Vorsatz befestigt, sich fremdes Gut anzueignen, sagt er sich sogleich: Du mußt einen Menschen tödten, um ihn berauben zu können. Er setzt als selbstverständlich voraus, daß seine That dem Beschädigten unbedingt bekannt werden müsse, während der Dieb und Einbrecher umgekehrt immer von der Voraussetzung ausgehen, daß der Beschädigte nichts erfahre. Und weil der Raubmörder mit Wissen des Beschädigten zu seinem Ziele gelangen will, muß er dessen Widerstand niederschlagen und den Mund, der das Verbrechen bezeugen könnte, für ewig stumm machen. Deswegen muß er morden.

So, wie hier geschildert, tritt uns die widrige Mißgestalt des Mörders als Urheber der bei weitem überwiegenden Mehrzahl von Capitalverbrechen, die vor den Geschworenen zur Verhandlung kommen, entgegen. Auch die beiden in der letzten Schmurgerichtsperiode (April 1890) von den Berliner Geschworenen verurtheilten Mörder Beo und Kuhnisch decken sich vollkommen mit diesem Bilde.

Vielleicht am schärfsten ausgeprägt sind die für den gemeinen Mord charakteristischen Merkmale in Heinrich Schunicht, der des Mordes schuldig befunden, zum Tode verurtheilt und in den ersten Monaten des Jahres 1836 in Berlin hingerichtet worden ist.

Dieser Schunicht hatte eine mittlere Bildung genossen und war ein tüchtiger Arbeiter gewesen. Durch sein Geschick und seinen Fleiß hatte er es Anfang der siebziger Jahre zu wirklichem Wohlstand gebracht. Er war Tischlermeister und hatte sich besonders auf die Billardtischlerei geworfen. Zur Zeit seines geschäftlichen Gedeihens beschäftigte er über ein Dutzend Gesellen in seiner Werkstatt. Noch heute findet man in vielen Berliner Wirtschaften Billards mit der Finna „P. H. Schunicht".

Durch die Ungunst der Verhältnisse und auch durch eigenes Verschulden ging das Geschäft zurück. Schunicht wurde faul, trieb sich in den Schänken umher, verpraßte sein Geld in schlechtester Gesellschaft, und das Ende vom Liede war. daß er das einträgliche, früher so gute Geschäft

völlig aufgeben mußte und nun sittlich immer tiefer und tiefer sank. Seine Frau wurde geisteskrank und nach Dalldorf in die Irrenanstalt gebracht. Schunicht trieb sich meist beschäftigungslos herum, in Noth und Elend. Eine Unredlichkeit hat er sich mährend dieser Zeit nicht zu Schulden kommen lassen. Er hat weder betrogen, noch gestohlen. Er ist, wie die meisten Mörder, bis zu der Verurtheilung wegen des furchtbarsten Verbrechens unbestraft geblieben. Von Zeit zu Zeit arbeitete er, der frühere Meister, als Geselle bei einem fremden Meister; und wenn er dann ein paar Groschen bei Seite gelegt hatte, verfiel er wieder in seinen leichtsinnigen Lebensmandel, bis wiederum das Elend über ihn hereinbrach.
So stand es auch um ihn im Frühling 1885. An einem schönen, warmen, sonnigen Vormittage, am 18. Mai — er hatte die Nacht vorher im Freien zugebracht —, hatte er nach planlosen Wanderungen durch die Stadt sich neben dem Schiller-Denkmal auf dem Gensdarmenmarkt auf eine Bank niedergelassen und zermarterte sein Gehirn mit dem Gedanken, was er nun mit sich anfangen solle. Er hatte keinen Pfennig Geld. Alles, was er an Wäsche und Kleidung besaß, trug er auf dem Leibe. Er hatte keine Wohnung. Seinem elenden Dasein selbst ein Ende zu machen, daran dachte er nicht. Wie weiterleben, das war die Frage.
Da kommt ganz zufällig eine alte Bekannte des Wegs daher. Es ist die von ihrem Ehemanne geschiedene Johanne Weber, die bei einer unverheiratheten Dame als Wirthschafterin und Köchin dient, und die ihr Fräulein, das sich in die Sommerfrische begeben, soeben zur Bahn begleitet hat. Johanne Weber ist eine ältere Person, sehr gutmüthig und zärtlichen Neigungen noch immer zugänglich. Sie hat vor etwa einem Jahre in intimen Beziehungen zu Schunicht gestanden. Schunicht weiß, daß sie sich in den langen Jahren ihrer Dienstzeit einige hundert Mark gespart und diese Summe in der Sparkasse angelegt hat.
In dem Augenblick, als Johanne ihren Freund begrüßt, fährt Schunicht freudig zusammen. Nun bietet sich ihm ja das, was er sucht. Mit dem Gelds der Johanne Weber kann er schon eine Weile weiterleben. Und in demselben Augenblicke reift auch bei ihm der Mordgedanke zum festen Entschluß.
Auf die Fragen des Vorsitzenden des Schwurgerichts: „Haben Sie denn nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht möglich sein würde, sich von Frau Weber das Geld zu verschaffen, ohne zur äußersten Gewaltthat zu schreiten? Frau Weber soll ja sehr gutmüthig gewesen sein und soll für Sie eine sehr starke Neigung besessen haben. Würde sie Ihnen das Geld nicht auf längere Zeit geliehen haben? Würden Sie es ihr nicht unter Vorspiegelungen haben ablocken können?" — auf diese Fragen antwortete Schunicht: „Sie würde es mir wohl gegeben haben, wenn ich sie dämm gebeten hätte."
„Und warum haben Sie sie nicht darum gebeten?"

Paul Lindau in Berlin.
„Daran habe ich nicht gedacht," lautete die charakteristische Antwort.
„Also Sie haben gleich den Entschluß gefaßt, die Weber zu tobten?"
„Ja."
„Und es ist Ihnen gar nicht eingefallen, daß Sie ohne zu tödten zu Ihrem Ziele gelangen konnten?"
Schunicht schwieg eine Weile und sagte dann: „Ich habe es mir nicht weiter überlegt. Ich habe mir nur gedacht, daß ich die Frau todtschlagen müßte, um das Geld zu haben."
Das ist in der That bei diesen gräßlichen menschlichen Abnormitäten sozusagen der normale Jdeengang.
Arglos läßt sich die schon zum Morde auserkorene Johanne Weber neben Schunicht nieder. Schunicht hört nun, daß der Zufall sein bestialisches Vorhaben in besonderer Weise begünstigt. Johanne Weber ist, allein in der Wohnung, die Schunicht längst kennt. Das Fräulein wird erst in einigen Wochen zurückkehren, und lange, lange Zeit kann das Verbrechen unentdeckt bleiben.
Die Beiden begeben sich also nach der Wohnung des Fräuleins, bei dem Johanne Weber dient. Schunicht trennt sich vor der Thür von seiner Geliebten, und sie verabreden sich für den Abend.
Als die Dunkelheit hereingebrochen ist, betritt er das Haus, nimmt die ihm wohlbekannte Hintertreppe und trifft ohne irgendwie auffällig zu werden, mit der Weber zusammen.
Sie bereitet ihm eine kräftige Mahlzeit, und Schunicht nimmt sich vor, die Weber nach dem Essen zu tödten. Aber sie erzählt zufällig, daß sie noch eine kleine Rechnung an die Wäscherin zu zahlen habe, die am andern Morgen die Wäsche bringen und das Geld holen werde. Ohne irgendwie Verdacht zu erwecken, stellt Schunicht fest, daß außer dieser Wäscherin in den nächsten Wochen voraussichtlich kein Mensch anklingeln werde. Diese Mittheilung veranlaßt Schunicht die Ausführung des Mordes zu verschieben, bis die Wäscherin gekommen sein wird. Diese kommt in der That am andern Morgen um neun. Johanne Weber bezahlt die Rechnung, und die Wäscherin geht. Die Beiden verbringen den ganzen Tag in ungestörter Gemütlichkeit miteinander. Kurz vor sechs Uhr essen sie zu Abend. Johanne Weber hat noch einige Flaschen Bier aus einem benachbarten Keller geholt.
Da gleich nach der Mahlzeit kurz nach sechs — „da mar es mir," erzählt Schunicht, „als ob mir Jemand auf die Schulter klopfte und mir ins Ohr flüsterte: Jetzt greif an!"
Diese Empfindung ist eine so starke, daß er sich umsieht, und daß es der Weber auffällt. Sie fragt ihn: „Was hast Du denn eigentlich?"
„Und darauf faßte ich an," fetzte Schunicht hinzu.
Er hat den Mordgedanken in seinem Gehirn so unablässig hin- und

hergewälzt, daß schließlich die gereizten Gehirnfasern die.Täuschung einer Stimme und einer Berührung hervorrufen.
Da umklammert er also mit seinen starken Fäusten die Unglückliche, die ihn beherbergt, ihm zu essen und zu trinken giebt, von der er nur Beweise ihrer Zuneigung empfängt. Und diese versieht sich der Gemalt» that so wenig, daß sie zunächst an einen etwas rohen Scherz glaubt, an einen Zärtlichkeitsbewsis, und lächelnd ihm sagt: „Du thust mir weh." Er schließt die knochige Faust fester und fester, und in wenigen Minuten ist das grausige Verbrechen vollbracht.
Als er sich überzeugt hat, daß die Weber todt ist, trägt er sie auf das Bett, bedeckt sie mit Kissen und breitet das Betttuch darüber, sorgsam und bedächtig, so daß das Bett unberührt erscheint. Dann erbricht er die Kommode, sucht und findet das Sparkassenbuch und die Baarschaft, 75 Mark, und geht seiner Wege . . .
Als er vor dem Hause angelangt ist, fällt ihm auf einmal ein, daß der kleine Kanarienvogel im Bauer verhungern müsse, wenn, wie er vor-ausgesetzt hatte, daß Verschwinden der Weber bei den Hausgenossen nicht in Kürze bemerkt werden sollte; denn in diesem Falle dürfte ja die Wohnung voraussichtlich auf lange Zeit nicht wieder geöffnet werden.
Und derselbe Mensch, der eben einen Menschen ermordet hat, kehrt um, öffnet mit dem mitgenommenen Schlüssel die Küchenthür, streut von den Ueberresten des Mahles Brosamen umher, macht die Thür des Käfigs auf und lehnt das Fenster an, so daß der zahme Vogel, wenn er in der Wohnung nichts mehr findet, wo anders seine Nahrung suchen kann.
Diese Fürsorge des Mörders für das Leben, des kleinen Thieres ist freilich seltsam und verdient hervorgehoben zu werden. Man darf aber nicht in falscher Sentimentalität so weit gehen, darin etwas besonders Rührendes zu erblicken. Derartige psychologische Widersprüche begleiten sehr oft die grausigsten Verbrechen. Es sind in dieser Beziehung andere merkwürdige Fälle bekannt. An demselben Tage, an dem Lacenaire. einer der fürchterlichsten Mörder aller Zeiten, die Chardon tödtete, wagte er sein eigenes Leben, um eine Katze zu retten, die eben vom Dache stürzen wollte. Ein anderer Mörder gab dem Säugling, dessen Mutter er eben ermordet hatte, die Flasche. — Sind das wirklich edle Regungen, die inmitten der grenzenlosen Verderbniß des Ganzen unangetastet geblieben sind? Oder sind es renommistische Komödiantereien, wie sie bei fast allen großen Verbrechern beobachtet werden können? Es ist schwer zu sagen. Denn einem Menschen wie Schunicht, der nach begangenem Morde die Wohnung säuberlich in Ordnung bringt, die Ermordete bettet und zudeckt, das Gesangbuch aufschlägt u. s. w. — einem solchen Menschen ist auch sehr wohl zuzutrauen, daß er den Vogel vor dem Hungertode bewahrt hat, um sich zu einem Verbrecher der interessanteren Art herauszustafsiren. Mit der Frage, die uns beschäftigt, hat es auch nichts weiter zu schaffen.

Paul Lindau in Berlin.

Wir haben in Schunicht nur ein Exemplar jenes typischen Mörders schildern wollen, in dem sich zugleich mit der Begehrlichkeit nach fremdem Gut bei dem Gedanken an die Befriedigung seiner Habgier als erstes Mittel, das bei der Ausführung zur Anwendung zu kommen hat, die Tödtung des zu Beraubenden darstellt, — den Verbrecher, dem, wie Schunicht mit vollkommener Wahrhaftigkeit ausgesagt hat, überhaupt gar nicht der Gedanke beikommt, sich das begehrte fremde Eigenthum auf eine andere Weise, durch Bitten, Ueberlistung oder sonstwie zu verschaffen. Die gutmüthige Weber würde ihrem Freunde Schunicht unzweifelhaft aus der Verlegenheit geholfen haben, wenn er sie darum gebeten hätte. An dieses Nächstliegende und Einfachste hat er aber in der verhängnißvollen Einseitigkeit des echten Mörders überhaupt nicht gedacht. Er hat das Geld haben wollen, und um es zu bekommen, hat er kein anderes Mittel finden können als den Mord.

Diese typische Mördergestalt, die in der Wirklichkeit mit geringfügigen Abweichungen im Einzelnen sich bei den Capitalverbrechen aller Orten und aller Zeiten inimer wieder darstellt, hätte in einer Dichtung, welche sich mit der Lösung des blutigen und psychologischen Problems des Mordes befaßt, nicht umgangen werden dürfen. Sie fehlt aber in dem Zola'schen Romane, und deswegen ist im Hauptsächlichen die Bezeichnung dieser Dichtung als eines Mordromans ebensowenig zutreffend, wie die eines Eisenbahnromans.

Daß dieses Zola'sche Werk in denjenigen Theilen, die sich mit den schrecklichsten menschlichen Verbrechen befassen, mit „Raskolnikow" („Verbrechen und Strafe") von Fedor Dlistojewskij und in den auf die Eisenbahn bezüglichen Theilen mit „I^e ?r»in 17" von Jules Claretie viele übereinstimmende Züge aufweist, ist unbestreitbar. Diese Uebereinstimmungen aber sind doch rein äußerlicher Art. In allem Wesentlichen ist der Roman Emile Zolas, zu dem der Dichter von mancher Seite her durch wirkliche Begebenheiten und schriftstellerische Erfindungen allerdings Anregungen empfangen haben mag, eine durchaus selbftständige, eigene, ehrliche Arbeit.

Und eine großartige dabei, die in der Technik, in der Composition, in der Schilderung und Charakteristik unter den erzählenden Dichtungen Vielleicht eine höchste Stufe einnimmt, und deren mächtige Vorzüge das Bedauern, daß die Wahl des blutigen, schauderhaften Stoffes dem Dichter die Nothwendigkeit auferlegt hat, sich fast ausschließlich mit dem Grausigsten und Häßlichsten zu beschäftigen, und daß Zolas rauhe, rücksichtslose Wahrheitsliebe das Widerwärtige und Abscheuliche niemals mildernd dämpft, nur zu einein um so lebhafteren machen.

Ambrogios Beichte.
Erzählendes Gedicht.
von
Otto Koyuette.
— Darmstadt.

!?om Alosterthurm erscholl dieKunde
Des Glockentons in's Thal hinab,
Daß einem Mönch in früher Stunde
Man dort ein letzt' Geleite gab.
Alt war der Bruder, achtzig Jahre,
Wohl drüber auch, und in dem Zug,
Der singend heut des Greises Bahre
Zum dunklen Gruftgewölbe trug,
war Veiner, der gewußt zu sagen
wie lang' Ambrogio hier gewohnt,
Noch wagte man, ihn drum zu fragen.
Der Abt sogar ließ ihn verschont,
Und wie er einst ihn vorgefunden,
Oa er die Schwelle selbst betrat,
Seit zwanzig Zahre hingeschwunden,
Gönnt' er dem Alten, seinen Pfad
In schweigsam ernster Ruh zu gehen,
Kurz war der weg nur, den er nahm,
So Tag für Tag, wenn im Erstehen
Vie Sonne zur Kapelle kam,
wo sie ein schönes Bild erhellte
Des heiligen Sebastian,
Dem er sich im Gebet gesellte.
Ein halbes Menschenalter sah'n
Die Morgenstrahlen hier den Alten
Stumm hingebeugt auf seinen Anien
Die BUßerandacht schmerzlich halten,
Die doch nicht Trost zu geben schien.
Ja selbst, als schon sein Aug' erblindet,
versagt er Führung und Geleit,
Da Fuß und Hand von selbst sich findet
Zur Stätte seit so langer Zeit.
Und als er eines Abends fehlte
Zur Hora in der Brüder Schaar,
ward aufgefunden der Entseelte
vor Sankt Sebastians Altar,
Zu Grabe ward ihm heut gesungen
Ein kied von ewigem vergeh«.
Und als der letzte Ton verklungen
ward's still, als wäre nichts geschehn.
Da trat ein Bruder auf die Schwelle
Des Abts, und legt' in seine Hand
Was man in des verstorbnen Zelle
Geschrieben und verschlossen fand,
vergilbte Blätter, blaß auch waren
Die Federzüge, da versenkt
In Blindheit schon seit so viel Jahren

Vie Augen, ss die Hand gelenkt.
Der Abt empfing, was dem verwesen
Entgangen, und zur selben Stund'
Begann entziffernd er zu lesen
Der Schrift geheimnißvollen Fund:
wer's immer sei, den man zur würde
Des Hauxt's im Kloster sich erkor,
Ihm legt der Schuld und (ZZualen Bürde
Der Mönch Ambrogio beichtend vor.
Entsühnen konnte mich im keben
Kein Spruch, kein priesterlich Gebot,
So schwieg ich. Doch den Schleier heben
von meinem Glend soll der Tod.
— Venedig war's, wo ich geboren,
wo ich zur Kunst erzogen ward.
Der ich mich früh schon zugeschworen,
Gemälde schuf ich vieler Art,
Und stand in meinen Mannesjahren
Den ersten Meistern zugesellt,
Umgeben von Bewund'rerschaaren.
Stets war die Werkstatt wohlbestellt.
Für Schmuck der Kirchen und Altäre,
Und für des Reichthums gold'nes Haus,
Daß Schmuck und Schönheit es verkläre.
Ging Bild um Bild von ihr hinaus.
Reich ward ich selbst, und die Genossen
Bestaunten meines Hauses Pracht,
wenn ich's der Festcslust erschlossen
In mancher schwelgerischen Nacht,
vermählt nicht war ich. Doch zu krönen
Ein Fest, bot immer sich die Hand,
wie ich sie sucht' im Kreis der Schönen,
In Sinnenrausch und Unbestcmd.
Denn reich an Schönheit war Venedig,
Die unbekümmert, nnbcdroht
von Fesseln, jeder Schranke ledig,
Der Kunst sich und dem Leben bot.
Ich aber war der Frauen Kenner,
wie zum Genuß, so für die Kunst,
Und galt ich viel im Kreis der Männer,
Fand bei den Frau'n ich gleiche Gunst.
So ging's, daß ich Madonnen malte,
Leichtfert gen Sinn s und rücksichtslos,
Und warf den Preis, den man mir zahllc,
Dein Urbild lachend in den Schooß.
Da trat, von Eypcrn hergekommen,
Einst in mein Haus ein fremder Gast,
Für Kunst im Innersten erglommen,
Ein Jüngling, noch ein Knabe fast.
Der trug mir vor sein heiß Begehren,
Als Schüler ihn, von diesem Tag,
In meiner Werkstatt zu belehren,
Was Färb' und Griffel schön vermag.
Ein Brief auch sollt' ihn mir empfehlen.
Die Hand, die nicht geringe wog,
Erkannt' ich, da Venedigs Kehlen
Den schönsten Eypermein sie zog.
So las ich. Doch nicht gar erbaulich

Erschien mir, was der Freund bewies,
wenn für den Knaben er vertraulich
Ein pflichtgcbot mich finden hieß.
Aus leichtem Bund, gelöst seit lange.
Fast der Erinnerung entflohn
Im wechselvollen Zeitengange,
war mir entsprossen einst ein Sohn,
Das war nun Baldo, den der Alte,
Der würdiger als ich empfand,
Daß ich die Zukunft ihm gestalte,
Auf seinem Schiff mir zugesandt.
Doch Argwohn, daß der Knud' im Bunde,
Auf Rechte pochend, mir genaht,
Trieb mich, nicht in der ersten Stunde
Schon zu erfüllen, was er bat.
Ich forscht' ihn aus in strenger Weise
Nach Haus und Herkunft, Heimatsort,
Und seinem früh'ren kebenskreise.
Er bot mir ruhig wort um wort,
Bescheiden, doch mit freiem Tone:
Die Eltern Hab' er nicht gekannt,
Sie starben früh. Zum Tagelohne
ward er erzogen auf dem Land.
Doch wenn im Weinberg ihm die Stunden,
Im Dienst bei Signor Loredan'
In heißer Arbeit hingeschwunden,
Dann trieb's ihn, was die Augen scch'n
Zu fesseln hastig durch die Hände.
So zeichnet er, noch unbelchrt,
Auf Kufen, Fässer und auf wände
Zuerst was Herz und Sinn begehrt.
Lei solchem Thun ward er gefunden
von kovadan, dem er gefiel.
Sein Werk schien mehr ihm zu bekunden
Als hingeworfnes Knabcnspiel.
Sein Gönner ward er und sein leirer
Für kehr' und ersten Unterricht.
So schrieb der Freund auch, was er rr»eiter
Erforschte, Baldo wüßt' es nicht.

Es mochte sein. Doch eine Probe
verlangt' ich erst von seiner Hand.
Und kargt' ich gleich mit meinem kobe,
Doch sah ich, wie er sie bestand.
5o ward mein Haus ihm denn erschlossen,
Vie Werkstatt und der Schüler «reis,
wo bald er unter den Genossen
Sich regt' in freudevollem Fleiß.
Doch wenn zuerst ich für den Knaben
von innerm Antheil nichts gespürt,
So fühlt' ich bald durch seine Gaben
Mich rein und wundersam berührt,
vaß Andre schnell er überflügelt,
Zur Arbeit immerdar bereit,
Daß jeder Trieb in ihm gezügelt
Durch seines Wesens Lauterkeit,
Zch staunt' es an; doch was nicht minder
An ihm belebend zu mir sprach,
Vie Schönheit war's, die noch geschwinder
Nein Künstlerauge ganz bestach.
Venn niemals hatt' ich noch gefunden
vollendet so die Wohlgestalt
Ver Jugend, so in Eins verbunden
Was je für schön und reizend galt.
Und so nicht ließ ich mir entgehen,
Ver edlen Form jedweden Zug
Mit Färb' und Griffel abzusehen,
Und nie that sich die Hand genug.
Ven Künstler hat er so gewonnen,
Ven Freund gewann er auch sich bald,
Dem er, bevor ein Jahr verronnen,
In Allem unentbehrlich galt.
Und überrascht mußt' ich erkennen,
Daß ich es als ein Glück empfand,
E'n Leben dauernd mein zu nennen,
Mit dem Natur mich nah verband,
wie nah mir — ob es Baldo wußte?
vielleicht daß er's geahnt, vielleicht
Daß er's von Andern hören mußte,
wenn ihn ein Flüfterwort erreicht.
Man sprach's, und schon nicht mehr bei Seite,
Beneidete mich gar um ihn,
wenn stolz ich in des Sohns Geleite
Bei mancher Festlichkeit erschien.
Doch zwischen uns — den Schleier heben?
wozu? Wir gingen gleichen Pfad/
ver Schüler blieb, durch Kunst und Leben
vereint, des Meisters Kamerad.
Und zwar in allem Guten, keise,
So fühlt' ich, wirkt' auf meinen Sinn
Die Reinheit seiner Iugendweise,
Und lächelnd gab ich ihr mich hin,
Erfreut, betrachtend zu erfahren,
wie hoch des Jünglings Ziel gespannt,
Venn Baldo ward mit zwanzig Iahren
Als Künstler rühmlich schon genannt,
Va ward ein Auftrag mir. Es sollte

Ein heiliger Sebastian sein.
Als ein Gelübd', im Kloster wollte
Ihm den Altar ein Frommer weih'n,
Ich war erfreut, denn wer von Allen
Besaß ein Vorbild, so wie meins?
Und Baldo war, mir zu Gefallen
Im Vieris» der Kunst auch mit mir Eins.
Nun ward gemalt! — Voch eh vollendet
Mein schönstes Werk — weh mir! Es kam
ver Tag, da mein Geschick, gewendet
Durch eigne Schuld, mir Alles nahml
Bei einer Festfahrt voll Gepränge
Sah ich erstaunt auf dem Kanal
Im Barkenwimmelnden Gedränge
Ein schönes Weib znm ersten mal.
Auch sie sah mit erstaunten Mienen
Zuerst Venedigs laute Pracht,
Denn gestern erst war sie erschienen
von Rom. Bei ihrem Anblick wacht
In mir die ganze Glut der Sinnen
Von Neuem auf, und nur bedacht
Bin ich, dies Weib mir zu gewinnen,
Das Alles mich vergessen macht.
Ein Dämon, strahlend und entzückend,
So hatt' ihr Auge mich erfaßt,
Und hielt im Banne mich berückend.
So stürzt ich mich in wilder Hast,
Mit jeder Huldigung verschwenden,
In ihren Sauberkreis hinein,
Mein werden war ein fürstlich Spenden;
Und so — Giovanna wurde mein,
von diesen Tagen schien verloren
Die Werkstatt mir. In miiß'gem Thun
Trieb ich es gleich dem jüngsten Thoren.
Mein Sankt Sebastian mochte ruhn,
Da ganz Giovanna mich erfüllte.
Doch wenn ich diesmal meine Spur

Btto Roquette in Darmstadt.
Und Wege mehr als sonst verhüllte,
Geschah's um Baldo's willen nur,
Zu bergen ihm der Thorheit Kunde.
Wir sahn uns selten. Line Frag',
Ein Grüßen nur von flücht'gem Munde,
Mußt' ihm genügen sllr den Tag,
Nun kam's, daß ich mich rüsten sollte
Iu einer Fahrt auf's feste Land.
Ein Nobile zu Parma wollte
Gemälde dort auf Deck' und Wand
von mir in seiner Villa sehen,
Ich konnte Niemand dort vertraun,
Und kurz, ich mußte selber gehen,
Zu prüfen, messen, zu beschau«.
Zur Seit nicht gern Doch wenig Tage
Nur, wünscht' und hofft' ich, fern zu sein.
Doch von Geschäft und Festesplage
Ging's nicht so schnell mich zu befrein.
Mehr als die Woche war vergangen,
Als wieder Glockentöne mir
Durch's Abendgrau Venedigs klangen,
Mein erster Weg — zu ihr! Zu ihr!
Giovanna soll die erste Stunde
Beherrschen meiner Wiederkehr!
Seit Iahren stand mit mir im Bunde
Mein altvcrtrauter Gondolier',
Andrea, kundig und verschwiegen.
Ein Seichen nur — so wüßt' er gleich
Mit Bark' und Ruder einzubiegen
In s dunkelnde Kanalbereich.
So, durch gewundnc Wasserstraßen
Führt' er mich lautlos, eilend fort.
Bis wir der Brücke Thor durchmaßen
Zum Ländeplatz. Hier war der Vrtl
Hoch in Giovanna's Fenster oben
Fiel noch ein fahler Tagesschein,
Indes; von Dämmerung schon umwoben
Der enge Platz. In's Hans hinein
Beflügelt eilt' ich. Doch die Stufen
Nur leis betrat ich, um mit Lust
Der Ueberraschung Freuderufen
Zu wecken in Giovanna's Brust.
Da, wie der Vorhang des Gemaches,
Das ich geschmückt ihr schön und reich,
Ich fassen will, dringt an mein waches
Gehör ein Ton, Geflüster gleich —
So war sie nicht allein? Und lauschend
Beug' ich mich vor. Mein Bhr vernimmt
Ein Kosen, Liebesworte tauschend,
Ein heimlich Lachen —I wuthergrimmt
Reiß' ich den Vorhang auf, gewahre
Im Umriß nur und Dämmerlicht,
wie eines Hauptes Lockenhaare
Sie kosend drückt an ihr Gesicht.
Ein Nebenbuhler! Wahnsinntrunken
^ Stürz' ich hervor im Augenblick,
l Und sicher trifft, wie Blitzesfunken
Mein Dolch den Frevler in's Genick
Bis an das Heft. Ein Schrei! Und stöhnend

Bäumt sich ein Körper auf — es faßt
Mein Messer seine Brust, und dröhnend
Sinkt auf den Teppich seine Last.
Ein Angstruf von Giovanna's Munde,
. wie Höllensxott und Teufelshohn:
„Zu Hülfe! Mörder! weh der Stunde!
Ermordet Haft Du Deinen Sohn!
Triff mich zugleich, die ihn verlockte,
Seitdem Du fern! Er wußte nichts
von — Dir zu mir!" Mein Athem stockte.
Und, wie vom Spruch des Hochgerichts
verdammt, sank ich zu Baldo nieder.
Noch schien in ihm das warme Blut
Zu pulsen durch die jungen Glieder,
Und noch zu hoffen hatt' ich Muth.
Mit Hand und Fuß zurücke stieß ich
^ Das buhlerisch verworfne Weib,
Und taumelnd das Gemach verließ ich,
Im Arme meines Sohnes keib.
Andrea harrte. Schnell verständigt
Schafft' in die Bark' er mich und ihn,
Den ich, von Todesangst gebändigt,
Erschüttert hielt auf meinen Knieen
wie endlos, trotz Andreas Eile,
war mir der Weg nach Haus! Ich trng
Auf's kager Baldo, Kurzer weile
Belebt' er sich. Die Augen schlug
Er auf zu mir — wie mit Erschrecken,
Und sank zurück. Nichts ward versäumt
Lein Leben wieder mir zu wecken,
Umsonst! Sein Traum war ausgeträumt.
Ein Märchen hatten wir ersonnen
von Ueberfall dnrch Räuberhand,
wer hätte je verdacht gewonnen,
Daß ich — ich selbst zerriß das Band?
Andrea schwieg. Sie mochten suchen
Und forschen jetzt. — Ich aber lag

verzweifelnd und mit Selbstverfluchcn
An Baldes Lager Nacht und Tag,
Nun wüßt' ich erst, was ich verloren,
Uun fühlt' ich erst, was ich besaß,
Als ich, was ich mir selbst beschworen,
Aus des Entseelten Zügen las!
Und nun ich grausam, wahnvergessen
Mein eignes Leben mit zerstört,
So wollt ich, gleich der Schuld gemessen,
Auch meine Sühnung unerhört.
Gericht! Gesetz! welch' eine Buße
Könnt' es mir bieten, als den Tod?
Die größ're ward im Todesgruße
Des Sterbenden mir zum Gebot I
Drum nach des Jünglings Grab - Be-
stattung
Ging ich an Sankt Sebastians Bild,
Bekämpfend Schauder und Ermattung,
Es zu vollenden streng gewillt.
Des Sohnes Bild, den ich vernichtet I
Sein Antlitz, das mein Herz geweckt I
Die Augen, starr auf mich gerichtet,
Erstaunend, vorwurfsvoll, erschreckt!
Es gab, ich sühlt' es, kein vergeben,
Nicht Reue, keines Trostes Macht,
vaß um sein blühend Iugendlebcn
Mit Mörderhand ich ihn gebracht.
Und jeden Pfeil, den Leib durchdringend
Des heil'gcn Märtyrers — ich fühlt'
Ihn selber, Todesschmerzen bringend,
In eigner Brust, von Vual durchwühlt!
So malt' ich fort — in jedem Striche
Des Pinsels mir ein Martertod,
Dem keine sühne sich vergliche,
Die je ein schuldig lZerz bedroht!
Und als mein Büßerwerk vollendet
Bis dahin, sühlt' ich auch die Kraft,
Die reichlich sonst der Kunst gespendet,
Für immer meinem Sein erschlafft.
Bewundernd mochten sie nun sagen,
Daß mir das Größeste gelang!
Aus meiner Werkstatt ließ ich tragen,
Das Bild zu feinem Wandelgang.
Ich aber schon im Stillen hatte
verkauft mein t??aus und all' mein Gut.
Es suchte fern der kebenssatte
Den Vrt, wo alles Leben ruht —
Nacht war es, als mit letztem Gruße
Andrea mich zu Lande fuhr,
Dann zog, ein Pilger, ich zu Fuße
Dahin auf meines Bilde? Spur.
Vor eurem Kloster hielt ich inne,
wo den Altar man ihm geweiht.
Bot volle tiand euch zum Gewinne,
Für eures Brdcns Harnes Kleid.
Und so, vom Leben abgeschieden,
verwehte meines Namens Spur.
Nicht Gnade sucht' ich, noch den Friede»,

Die ew'ge Marter sucht' ich nur!
Und lag ich täglich im Gebete
vor Sankt Sebastian — es war
Der kzcil'ge nicht, zu dem ich flehte,
Mein Sohn war's, dessen Augenxaar
Ich mir zum Strafgericht erwählte,
Durch dreißig Jahre, Tag für Tag,
Und deren Vorwurf schärfer quälte.
Als jeder Biißung Geißelschlag I
öcnn nicht Verzeihung sollt' es geben,
Nicht Gnad' entquellen diesem Blick,
Den der verfluchte für das Leben
Sich selbst geweckt, als sein Geschick!
So sollt' es sein I So trag' ich's, reichte
Dies krbe» auch noch Jahr um Jahr I
Der Tod erst leg' in dieser Beichte
Ambrogios Schuld den Brüdern dar I —
So las der Abt, Als in der Zelle
Verschluß er drauf die Schrift gelegt,
Zu Sankt Sebastians Kapelle
Lenkt' er die Schritte, tief bewegt.
Und Abends, als im Dunkel lagen
! Gemäuer, Wald und Bcrgeshang,
! Kam durch die kuft zu Thal getragen
I Noch einer Seelenmesse Klang.
Norc> ,„w Slid. llll, IS».

Rilfahrt. Aon C. von Gonzenbach. Mit 203 Jllustrutionen in Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt.

„Der ,Gwalior' der P.- und O.-Gesellschaft dampfte bei schönem Wetter langsam aus dem Hafen, und ehe die Sonne im Westen unterging, war die egyptische Küste unseren Augen entschwunden. Doch unvergessliche Erinnerungen begleiteten uns: mir hatten den Strom befahren, von dessen Ufern die Schöpfer der abendländischen Cultur ihre Gedanken, ihre Lehren, ihre Muster geholt und dessen Wasser einst den Geseggeber beschützt, dessen zehn Gebote noch heute die Grundlage der Gesetzgebungen aller civilisirten Völker bilden. Von der Geburtsstätte der menschlichen Gesellschaft, ihren blauen Wassern und goldenen Wüsten, ihren stummen Tempeln uud flüsternden Palmen blieb uns ein sonniges Bild tief ins Herz eingegraben, das seinen Zauber über manchen frostigen Winterabend erwärmend ausgießen wird."

Mit diesen Worten schließt Herr von Gonzenbach das Werk, in welchem er seine Erlebnisse und Erfahrungen auf einer langen Nilfahrt aufgezeichnet hat. ES sind Tagebuchblätter sehr ausführlicher Art, die er uns vorlegt. Sie reichen vom 17. November 1887 bis zum 23. April 188«: über jeden einzelnen Tag während des halben Jahres wird getreulich Bericht erstattet. Allein das geschriebene Wort ist eigentlich nickt die Hauptsache. Der Verfasser bemerkt in einem kurzen Vorwort, daß sein Tagebuch die Zeichnungen begleite, welche der Künstler Rafaello Mainella auf einer gemeinschaftlichen Reise zwischen Alexandrien und Wadi Halfa an Ort und Stelle angefertigt und welche durch ihre Treue und Originalität einem größeren Kreis von Egyptenreisenden eme

willkommene Gabe sein dürften: nur in diesem Sinne habe er es gewagt, vor ein
größeres Publikum zu treten. In der That giebt das Buch, wie es nunmehr vorliegt,
in Wort und Bild einen sehr anziehenden und" lehrreichen Einblick in die Wunder deS
egyptischen und nubischen Landes.
Das Nilgebiet ist für die culturelle EntWickelung der Mittelmeervölker von jenen
grauen Zeiten an, in welche da« Licht der modernen Geschichtsforschung nur gerade
noch vorzudringen vermag, viele Jahrhunderte hindurch von der weitreichendsten Bedeutung
gewesen. Unter der Herrschaft glorreicher Pharaonen ist in Religion und Sitte, Kunst
und Wissenschaft eine sehr eigenthümliche und in sich abgeschlossene Cultur empor-

gewachsen, die in friedlichem Verkehr oder kriegerischem Zusammensiofz mit fremden
Nationen ihren Samen ausstreute. Die griechische Cultur hat svätcrhin das Empfangene
reichlich zurückerstattet! es genügt, auf die 2i>eltstellung hinzuweisen, zu welcher griechische
Bildung die Stadt Alexandrien hinanführte. Auch unsere Zeit ist an der Arbeit, daö
Nilthal für ihre Cultur zu gewinnen. In Unteregypte» kommt den Europäern schon
jetzt beinahe eine dominirende Rolle zu. Die Erschließung des Sudaus für die abend-
lä.idische (Zivilisation ist freilich durch die Siege der Mahdisten auf eine noch nicht ab-
sehbare Zukunft hinausgeschoben. Allein das Interesse an dem merkwürdigen llferlande
des gewaltigen Stromes, welches die antiquariM und anibrovologische Forschung
der modernen Zeit so ausgiebig beschäftigt bat und noch beschäftigt, is: Hein vielleicht
lebhafter als je zuvor.

Wir besteigen mit Gonzew
buch und Mlliiiella in Vene
dig das Schiff, welches sie nact,
Aleiandricn hinüberträgt. Wir
folgen ihnen in Kairo auf das
Segelschiff oder, wie man dort
zu Laube sagt, „die Tahabie"

^'
^
^.
'^?^

mit den! stolzen Namen „Sesostris", welches für Monate hinaus ihre schwimmende Wohnung zu bilden bestimmt ist. Die Reisenden habe» Muße für ihre Fahrt; sie ziehen deshalb das Segelschiff dem Danwfboot, auf welchem die Reise sich binnen vier Wochen zurücklegen laßt, vor, um gemächlich genießen und lernen zu tonnen. Häufig genug muh sich bei widrigem Winde die Mannschaft an das Schlepptau, »den Liban" spannen, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen.

Hör unseren Augen aber entrollt sich eiu großartiges Schauspiel mit stets wechselnder und stets gleich reizvoller Scenerie: bald nimmt das gegenwärtige buute Leben unseren Sinn gefangen, bald steigen uralte Zeiten, die uns gewaltige Denkmäler ihres Daseins hinterlassen haben, vor uns auf und regen unsere Phantasie zu erhöhter Thatigkeit an. Wir lernen die Räume des „Sesoslris" und alle einzelnen Mitglieder seiner Vemannnng kennen; wir lassen die landschaftliche Eigenart, die von den mächtigen Flnthen des Nils getränkte Ebene auf uns wirken: nur weiden uns an dem imposanten Anblick der Katarakte; wir streichen dnrch die Gassen Kairos und lassen das bnute Treiben an uns vorüberrauschen; wir besuchen die Bazorc uud nehmen Theil an der zu Ehre» des Geburtsfestes des Propheten veranstalteten Messe; wir machen die Bekanntschaft von allerhand Voltswpen, Arabern, Kopten, Nubiern, Sudanesen, von vornehmen Würdenträgern uud geringem Voll, von Mannen: und Frauen; wir sehen Einiges von den Sitten und Gewohnheiten dieser fremden Welt vor uns; und wir staunen vor Allem über das uns von der Vorzeit überkommene Testament, über die Pyramiden, die Ruinen von Lnksor und Karnak, den Felsentempcl von Abu Simbal, die Schätze des Museums von Bulllk.

lind Ã¼berall arbeiten sich Beschreibung und bildliche Darstellung in die HÃ¤nde. Die Schilderung des Herrn von Ganzen-dach ist einfach und lichtvoll. Und die Zeichnungen Mainellas, von welchen wir unseren Lesern einige Proben beifÃ¼gen, geben in charakteristischer Ausfassung alles Wichtige und Interessante wieder, was den Reisenden auf ihrer Fahrt begegnet ist.
So darf das mit Geschmack uns
Opulenz ausgestattete Buch gegrÃ¼ndeten Anspruch auf die Theilnahme aller Derer erheben, welche dem Lande der Pharaonen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden geneigt sind. Â».

Zlickcrrodroerkmner,

Nord und öiid.

Badische Geschichte von Friedrich von ZVeech.

Karlsruhe, A. Bielefelds Hofbuchhandlung 189«.

Eine Darstellung der Geschichte Badens darf auch außerhalb des Landes in weitereu Kreisen auf Theilnahme rechnen, schon weil hier in den dreißiger und vierziger Jahren zum ersten Male mit Entschiedenheit bei uns in Deutschland jene Richtung aus ein liberales konstitutionelles Verfassungslei en sich verwirklicht hat, welche damals das kleine Land in den Augen aller politisch frei Dei '-nden zu einem Hort wissenschaftlicher Bestrebungen machte. Diese uns immer noch lebhaft berührenden Dinge sind in jüngster Zeit bekanntlich nicht immer ohne Parteilichkeit und Voreingenommenheit geschildert worden. Um so mehr erfreut eine Darstellung, die neben quellenmäßiger Treue durch hohe Objektivität des Urtheils, durch echt historischen Sinn sich auszeichnet.

Wenn irgend Jemand zu einer solchen Arbeit berufen war, so war es ohne Frage Friedrich von Weech, der als Archivdirector in Karlsruhe aus den Quellen des urkundlichen Materials schöpfen konnte und zugleich durch Specialarbeiten auf diesem Gebiete sich hervorgethan hat. Muß es daher von vornherein als unzweifelhaft bezeichnet werden, daß man bei ihm stets gesicherten historischen Boden unter den Füßen hat. so gehörte andererseits sein großes Talent klarer, anschaulich lebensvoller Darstellung dazu, um den nicht überall dankbaren Stoff in anziehender Erzählung fesselnd zu entrollen. Denn selbstverständlich mußte er den Leser in die graue Vorzeit hinaufführen, um die ersten Spuren des Zähringer Herrfchergeschlechtes aus dem Dunkel der Zeiten hervortreten zu lassen.

Die älteste Geschichte der Markgrcnsckaft Baden bis zur Thcilung der Linien, also bis 1535, behandelt das erste Buch. Im zweiten folgt die Geschichte der Markgrafschan Baden-Baden, im dritten die der Markgrafschaft Baden-Durlach bis zum Jahre 1771, wo beide Lande wieder vereinigt wurden. Im vierten Buch wird dieser neue Abschnitt bis zum Jahre 1806 geführt, wo Baden zum Großherzogthum erhoben wurde. Tas fünfte Buch führt sodann die Darstellung bis zur Gründung des neuen Deutschen Reiches.

In den Frühepochen der Geschichte hatte der Verfasser mit einer gewissen Svröoigkeit des Stoffes zu kämpfen; aber indem er die dynastische Geschichte eines Sondergebietes mit den allgemeinen deutschen Verhältnissen in Verbindung setzt, weiß er das Interesse des Lesers stets wach zu erhalten. Dennoch wird das heutige Publikum vorzüglich durch diejenige Epoche gefesselt werden, welche die ersten parlamentarischen Kämpfe der Neuzeit schildert in denen überall der Gedanke der Einheit des Gesannni-Vaterlandes zu Tage tritt. Mit steigendein Interesse erkennt man aus'» Neue den tüchtigen politischen Sinn der Bevölkerung und ihre rege Theilnahme an der Förderung eines Culturlebeiis, das alsbald vorbildlich werden sollte. Am kräftigsten datte sicti dasselbe gegen die schon früh zu Tage tretenden und stets erneuerten Angriffe der römischen Curie auf das Versassungsleben bewährt, und es gereicht dem badischen Lande zu hohem Ruhm, daß. obwohl seine Einwohnerzahl zu mehr als zwei Dritteln kalholisÄ in. bis jetzt in den Kammern stets eine starke liberale Majorität den iiltramontcmeü Ucberziffern sich entgegengesetzt hat. Erst bei den jüngsten Wahlen für den Reichstag hat das Celitrum, Dank unserem bedenklichen Wahlgesetz, eine Majorität erlangt, die aber hoffentlich für die badischcn Kammern sich nicht durchsetzen wird. Bezeichnend für den klerikalen Geist war der Umstand, daß der Erzbischof von Freiburg, dieser Hockburg des Ultramontanismus, schon beim Regierungsantritt des jetzigen GrvßhcrzogS (1852) sich weigerte, die Abhaltung von SeelenSmtern bei den Trauerfeierlichkeitcn mr den verstorbenen Großherzog Leopold zu gestatten. Wenn die Regierung im Kampf gegen die römischen Anmaßungen nicht immer entschieden genug blieb, da doch jeder Staatsmann sich sagen muß, daß gegen die Curie nicht Nachgiebigkeit, sondern strenges Festhalten an den Gesetzen und Machtbefugnissen des Staates allein zum Siege führt, so darf doch im Ganzen nickt verkannt werden, daß die badische Regierung, unterster von einer zwar katholischen, aber nie ultramontanen, sondern stets liberalen, jedem Fortschritt zugethanen Volksvertretung, die Würde des Staates und daS Wobl seiner Bewohner aufreckt gehalten hat. So erfreut sich denn dnS badische Land seit einem halben Jahrhundert des Ruhmes, das; Regierung und Volk Hand in Hand gehen und

die politische sowie die culturelle Entwickelung des schönen reich gesegneten Landes auf's Gedeihlichste zu fördern bestrebt sind.

Mit warmer Theilncchme verfolgt man in der klaren, anziehenden, von objectivem, echt historischen Geiste getragenen Darstellungen des Verfassers dies Bild eines ruhigen, stetigen, unaufhaltsamen Fortschreitens, und auch der ferner stehende Leser wird diese Geschichte eines Landes, das nach allen Seiten als ein Muster freiheitlicher Gesinnung und hoher Culturentfaltung dasteht, mit Befriedigung sich zu eigen machen.

Die Uebersüllnng der höheren Be» rnfSarten. Von Kefer stein. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 53) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A, G.

Verfasser zählt die ziemlich bekannten Gründe für die Ueberfüllung auf und macht dann Vorschläge zur Abhülfe. Von den legieren scheint uns nur einer Erfolg zu versprechen, nämlich die Verminderung der Gymnasien und Realgymnasien und Vermehrung der höheren Bürgerschulen. Dabei ist vorausgesetzt, dasz die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur Abiturienten verliehen wird und daß der Uebergang von einer höheren Bürgerschule zum Gymnasium ohne Schwierigkeit stattfinden kann.

R. 5.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von GustavKarpeles. Berlin, ff. Fontane.

Mit dem Fleisz und der Gewissenhaftigkeit, die diesem Schriftsteller eigen ii't, hat Karpeles hier Alles zusammengetragen, was sich auf Goethes Vcrhältniß zu Polen bezieht, seine persönliche Bekanntschaft mit Polen von Bedeutung wie Mickiewicz und Odyniec, seine Kenntnifz slawischer Dichtungen, seinen Verkehr mit der polnischen Aristokratie in deutschen Badeörtern, seine Beziehungen zu der entzückenden Szymanowska, nnd andrerseits die Arbeiten der Polen über ihn, also Uebersetzungen seiner Werke, Beziehungen zwischen den Werken der aufstrebenden volnisclien Nomantik und dem grofzen deutschen Dichter, das Verhältnis Brodzinskis, des Vorläufers der polnischen Romantik nnd der großen Romantiker selber, Slowackis und Krasinökis — alles wird erschöpfend, mit voller Kenntnifz alles vorhandenen Materials dargestellt. Die Arbeit ist aus einem vor Jahre» in der Nationalzeitung veröffentlichten verhältnifzmüfzig kurzen Vortrag hervorgegangen und

bat sich durch langes Studium zu dem Buche erweitert, das uns vorliegt und das wir als einen höchst werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur begrüßen. rl.

Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Ein kurze Dar-

stellung und Entwicklung bis auf das XIX. Jahrhundert von N. Ratajew, Lehrer am Priesterseminar zu Odessa. Aus dem russischen übertragen von Hr. Alexis Markom. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wir haben bisher in deutscher Sprache nichts über diesen Gegenstand besessen, darum ist unS dieses Büchlein sehr willkommen. Es zerlegt den großen Zeitraum von neun Jahrhunderten in drei große Perioden: in die Zeit deS byzantinischen Eingusses, die Zeit des lateinischen, polnischen Eingusses und in die Zeit der Selbständigkeit der russischen Predigt. Aus dem Ganzen geht einleuchtend hervor, daß die Predigt in Rußland stets einer der wichtigsten Bildungsfactorcn war. Wo ! das Volk nicht lesen und schreiben kann, gewinnt die Stelle des Geistlichen eine doppelte Bedeutung. Die Geistlichkeit war es denn auch, die kurz nach der Christi«- ! nisirung des Landes den Glanben und die Sittlichkeit förderte, die zur Zeit des Mongolcnjochs den Vaierlandssinn aufrecht erhielt, und die bis in die jüngsten Tage hinein bildend auf das Volk einwirkte. Zahlreiche Proben unterstützen die Ausführungen des Verfassers und geben auch dem minder Eingeweihten ein hinreichend klares Bild von der Entwickelung der Predigt in der russischen Kirche. rl.

Erinnerungen eines Schleswi«»Hol» steinerS von Rudolph Schleiden. Neue Folge 1841—1848. Wiesbaden, I. F. Bcrgmann.

Ten Jugenderinncrnngen eines Schleswig-Holstciners läßt der bejahrte Verfasser

Erinnerungen aus den Jahren 1841—48 folgen. Wenn jene uns einen Einblick in das Leben einer hervorragenden Familie thun ließen, so 'führen diese in die politischen Bewegungen der vierziger Jahre hinein, und zwar in Bewegungen, welche mit der Entwicklung der deutschen Frage in engster Beziehung stehen. Als Amtssecretar in Reinbeck, dann als Auscultant im königlichen General-Zollkammer- und Commerz-Collcgium, und schließlich als Committirter dieser Behörde, d. h, etwa als vortragender Rath, hatte Schleiden die beste Gelegenheit, die einzelnen Phasen der schleswig-holsteinschen Frage genau zu beobachten und die handelnden Persönlichkeiten kennen zu lernen. Der Historiker dieser ereignißreicken Zeit findet hier ei» werthvolles, weil zuverlässiges und teilweise urkundliches Material. Wenn die Darstellung der hohen Politik häufig unterbrochen wird durch Reiseschilderungen, kunstkritische Ausführungen oder Erzählung unbedeutender persönlicher Erlebnisse, so mag man das einem Memoirenschreiber zu Gute halten, namentlich dann, wenn er in einem so gefälligen, aiimuthigen Tone zu plaudern weiß. s>r,

Kritz Reuter-Studien. Bon Karl Theodor Gaedertz, Wismar, Hinstor f f' s ch e H ofbuchhanolung, Verlagsconto.

Die hier vereinigten 6 Aufsätze bringen, zum Thcil auf Grund bisher noch nicht veröffentlichter Briese des Dichters, > manche interessante Mitthcilungcn, welche uns das Bild des warmherzige», gemüthvollen Menschen, als'welchen das deutsche Volk ihn kennt, »och tiefer in's Herz zu , prägen geeignet sind, und welche auch auf die Genesis einzelner Werke, wie „Kein Hüsung" ein Helles Licht werfe». Außer mehreren unbekannten Briefen sind auch eine Auzahl noch nicht zur Veröffentlichung gelangter Gedichte Reuters hier zum erste« Male abgedruckt, die freilich nur zum Theile poetischen Werth und echte humoristische Kraft besitzen, vielmehr meistens nur von literaturhistorischem oder rein persönlichem Interesse sind. Die „Reuterstudien" sind jedenfalls als eine werthvolle Ergänzung zu den Werke» von Wilbrandt und Glagcm. die in maiichen Punkten durch des Verfassers Angaben corrigirt werde», zu bezeichnen, und liefern einem späteren Biographen manches schcitzenSwerthe Material.

Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von Heinz Tovote. Berlin,

Ad. Zoberbier.
Das Sujet des Romans ist das oft
behandelte Motiv, daß eine Verlorene trotz
des Schmuges, aus dem sie hervorgegangen,
und trotzdem ihre undeschiiytc Jugend die
Beute des ersten Besten geworden ist, sich eine
gemisse Keuschheit der <?eele bewahrt bat,
eine Noblesse der Gesinnungen und Kaum-
sächlich die Fähigkeit wahrhaft zu lieben
und deni Geliebten die Treue zu bewahren.
Der Zwiespalt zwischen ihrer Denkungs-
art und ihrem Lebenswandel ergiebt auch
den Couflict, an dem sie zu Grunde geht.
Ein junger Aristokrat, ohne jedes Vor-
urtheil seines Standes, der National-
ökonomie studirt hat und sich mit socialiiri-
schen 'Weltbeglückungstheorien beschäftigt,
lernt ein schönes Mädchen kennen, auf
welche Alles paßt, was wir oben gesagt
haben. Seiner erwachende» Leidenschaft
für sie kommt die ihrige nur allzu willig
entgegen, und „im Liebcsrausch" gelangt
er zu dem Entschlüsse, sie zu seinem an-
getrauten Weibe zn machen, obgleich er von
ihrer Vergangenheit genug kennr, um davor
zurückzuschrecken. Mit Hintansetzung aller
Rücksichten wird sie seine Frau. Nun be-
ginnt leise das Zcrstörungswerk der ge-
heimen Mächte, die ein anf solcher Bans
geschaffenes Glück nicht dulden wollen. Der
Widerstand, welchen die Gesellschaft dem
jungen Paare entgegensetzt, wirft schon
einen Schatten auf ihr Glück, aber noch
ist ihre Liebe groß genug, um sich darüber
hinwegsetzen zu können; da erhebt sich
drohend zwischen ihnen beiden das Gespenst
der Bergangenheit. Ein junger Maler,
der die schöne Frau heimlich liebt, hat ein
Bild von ihr in sehr naturalistischer Auf»
fassung entworfen: sie hat keine Ahnung
davon, es ist nur eiu Produet seiner
Phantasie, aber der Gatte, welcher das
Bild zufällig zu Gesicht bekommt, beschuldigt
sie in der Raserei der Eifersucht, dem
Maler Modell gesessen zu habe», und wirft
ihr vor, in plötzlicher Erinnerung ihrer
Vergangenheit, daß sie mit ihm die Ehe
gebrochen habe. Die ahnungslose Frau
geräth durch diesen schmählichen Verdacht
in einen ZustandwahnsinnigerVerzweiftung.
in welchem sie ein hohnvolles Geständnis
ihrer Schuld macht und aus seinem Hause
flieht. Bei dieser Flucht holt sie sich eine
Krankheit und stirbt, indem sie einem
Kinde das Leben schenkt.
Der Verfasser überläßt es dem Tode
die Lösung z» übernehmen, — glaubt er.

Bibliographi
fche Notizen, Hl,?
dag derartige Eonflicte im Leben unlösbar
sind? öl!,
^. ,1« lüudernntis, Diotionsirs in-
tsr nätio nal <Ie» eorivsins äu
jour. i'Iorsn(?e, I.,,uis Nicolai.
Leipzig F. A. Brockhaus.
Mehr als viele Andere war der Graf
Gubernatis zu einem biograpbischenWürter-
bnck der Neuzeit vorbereitet, da er bereits
cine Reihe derartiger Arbeiten glücklich
ausgeführt hat und viele Jahre hindurch
als Kritiker der Anov», L,»t«Ig>iia thätig
mar. Sein Werk hat in der Anlage Aehn-
lichkeit mit Vapereaus 1>i«tic>»»ire cl<zs
Hontemsiorsi, daS aber bereits zum
großen Theile veraltet ist, während wir
hier die Fortführung bis auf die Gegen-
wart erhalten. Auch ist der Kreis bedeutend
weiter gezogen und es haben in dem Lexicon
neben den eigentlichen Literaten auch alle
Gelehrten von irgend welcher Bedeutung
Platz gefunden. Dabei ist besonders die
große Unparteilichkeit des Italieners gegen-
über den anderen Nationen hervorzuheben.
Das auffallende Mißverhältnis;, das in
einer der Lieferungen Italien nur durch
1t, England durck 27, dagegen Frankreich
durck 133 und Deutschland sogar durch
MO Namen vertreten ist, erklärt sich aller-
dings aus dem Ilmstande, daß dieses Heft
im Wesentlichen den Buchstaben II enthält.
In den übrigen Theilen steht Frankreich
in erster Linie, dann solgt Deutschland
und mit ziemlich gleicher Summe Italien.
Die Titel der Bücker, deren Aufzahlung
meistens auf Mittbeilungen ihrer Verfasser
beruht, scheinen im Ganzen correct wieder-
gegeben zu sein, abgesehen von manchen
Druckfehlern, die bei einem derartigen
Werke unvermeidlich sind. Die Anschaffung
dieses brauchbaren Nachschlagewerkes, das
bis ^ vorliegt und vollendet etwa 30 Frcs.
kosten wird, ist durchaus zu empfehlen,
? . . . r.
Jone. Noman von Doris Freiiu von
Spättgen. Leipzig, E. Pierson.
Die Marlitt ist todt. aber das Recept,
nach dem sie ihre Romane favricirt hat, ist
erhalten geblieben und es scheint sich, wenn
es von ihren jüngeren Schwestern in Apoll
auf seine Wirksamkeit geprüft wird, immer
noch zu bewähren. Ter Geschmack der Zeit
ist ein anderer geworden, und doch, würden
Bücher, ivie der uns vorliegende Nomon
nicht noch massenlmft gelesen, so würden
sie nicht massenlmft geschrieben werde».
Allerdings sind derartige Prodncte wohl
hauptsächlich für junge Mädchen berechnet;

dem Bedürfnis; nach Zeitvertreib gewähren sie auch Befriedigung, während ihnen jeder bildende Werth abzusprechen ist. Auch ist ihre Harmlosigkeit nicht so ganz unbedingt: denn sie regen die jugendlich unreife Phantasie dazu an. sich Ideale zu schaffen, die in ihrer Edelmuth triefenden Langweiligkeit nie und nirgends im Leben zu finden sind. A-,

Bogelbeere«. Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Prüll. — Die Kämpfe der Deutschen in Oester, reich um ihre nationale Existenz. Bon Karl Prüll. Dritte vermehrte Auflage. — Sturmvögel. Sechszig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder von Karl Prül l. Zweite vermehrte Auflage. — Berlin, Verlag von Hans Lüstenüder.

Karl Prüll ist ein eigenartiger Schriftsteller; er kann mit dem bekannten Franzosen sagen: Mein Glas ist klein, aber ich trinke aus meinem Glase. Als Politiker hat er sein Sondergebiet in der Vertretung des Deutschthums in Oesterreich, als Dichter ist er in der novellistischen Skizze ganz er selbst, ganz ohne Muster.

Die „Vogelbeeren" sind eine hübsche Sammlung solcher novellistischer Skizzen, moderne Gedanken in origineller Form, Plaudereien, Anregungen, die vom kleinsten ausgehend, die wichtigsten, ernstesten Fragen behandeln, welche in Schriftthum und Gesellschaft erürtert werden. Jeder Frage weiß Prüll eine neue Seite abzugewinnen und in seiner Art für seine Anschauung überzeugend zu sprechen. Es tritt uns aus Prülls Büchern — was heut leider so selten ist — eine Persünlichkeit entgegen, eine kräftige, männliche Persönlichkeit,

Dieselbe Männlichkeit spricht aus den politischen Flugschriften. Die „Kämpfe der Deutschen" sind eine Geschichte unseres Volksstammes in Oesterreich von ibren ersten Ansiedelungen und Staatenbildungen bis in die letzten Tage der schmachvollen Bedrängung und Gefährdung des nationalen Gedankens in Ungarn, Mähren, Böhmen, Siebenbürgen, Krain.

Prüll ist ein Parteimann und er will für die Sache der Deutschen werben. Er wendet sich mehr noch,. als an seine Stammesgenosscn in Oesterreich, an die Reichsdeutschen; diese müssen, meint er, mit sorgsamem Auge die weiteren Geschicke j der Vielgeprüften verfolgen, nichi nur von

453- Nsrd
nd siio.
natürlicher, sondern auch von der realvolitischen Erwägung geleitet, daß. wenn erst der deutsche Bannwald in Oesterreich niedergehauen ist, die Lawine des Slaventhums dann über unsere Grenzen hereinbrechen mufz.

Aon demselben Geist sind die Dichtungen durchdrungen, die unter dem Titel „Sturmvögel" gesammelt sind, und die allerdings mehr ein rhetorisches als ein liederartiges Gepräge tragen. rl,

Uebersetzung des Bibliographischen BnreauS z« Berlin. Band I.
Madame Sevigns vonGaston Boissier, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Varl Seefeld. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe, Mit einem Porträt der Madame de Ssvigne. — Band. II
Bier Novellen von Emile Zola, übersetzt von Wilhelm Lilien thal. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. — Berlin, CommisssonS - Verlag von F. Fontane.

Der Anfang dieser Uebersctzungsserie ist vielversprechend. Madame de Sövigne ist ein Theil der in Paris bei Hachctte K Co. erscheinenden Sammlung von Ztndien über die großen französischen Schriftsteller, an welcher die ersten Kräfte Frankreichs mitarbeiten. Madame de Sevigiw gehört zu den Autvren, die in Teutschland zwar viel genannt werden, deren Wesen und Werke aber mir Wenige kennen, Tic vorliegende Studie ist keine Lebensbeschreibung im hergebrachten Sinne. Die nackten Thatschen ans den Lebensschicksalen der berühmten Frau werden knrz abgethan und der Hanvtwerth auf eine Cbarakterisirnng ihrer bedeutenden Persönlichkeit und ihrer Werke gelegt.

Der zweite Band der Uebersctzungsserie des Bibliographischen Bureaus macht n»s mit vier sehr interessanten kleineren Arbeiten des grofzeu Erzählers bekannt. Es ist sehr schade, das; der Uebersctzer nichts über die Zeit der Entstehung der dargebotenen Novellen mitthcilt; wer sich kür die Entwickelung eines groszen Dichters interessirt, wird diesen Mangel sehr empiindcn. Man dars annehmen, daß sie aus Zolas jüngeren Jahren stammen, denn sie zeigen zwar die außerordentliclic Krafl der Darstellung, die ihm eigen ist, zugleich aber auch ein gewisses Suchen nach entlegenen gewagten Stoffen und Problemen. Tie Uebersetzung des zweiten

Bändchens ist vortrefflich! Band I. leidei an mancher Holprigkeit. rl.

Wahrheit. Novelle von Karl Frenzes. Berlin, Verlag von Gebrüder Paeiel, 18S0,

Es macht fast den Eindruck, als od der geistvolle Essayist, der stimmungsreick Schöpfer historischer und socialer Romane die vorliegende Erzählung in tendenzioicr Absicht geschrieben habe. Seitdem das totale Mißverstehen des französischen und nordischen Naturalismus in Deutschland eine Reihe widerwärtiger literarischer Auswüchse getrieben, hat Frenze! wiederhol! vom ästhetischen Standpunkt aus sein Miß fallen gegen die radicalc Umsturzbewegung in der Literatur kundgegeben.

Jndeni er nun in der Erzählung, die I uns hier beschäftigt, die Frage betmndelt, ! ob es für den Menschen unter allen Umständen ersprießlich sei, der Wahrheit, die oft mit seinem größten Unglück identisö ist. in's Angc zu sehen, ist die Anuabim wohl nicht ganz unberechtigt, daß er den ^ nordischen Wahrheitsapostel» — namentlich Björnson — die ihrem fanatischen Wahlheitsdrange zu Liebe alle anderen Rücksichten über Bord werfen, ein literarisch« Prodmt hat entgegenstellen wollen, dessen ethischer Gehalt den Anforderungen cmä, des strengsten Sittenrichters Genüge leistet, ohne daß die Postulate der Aesthetik. wi; sie bisher galt und noch immer gilt, außer Acht gelassen würden. Subjectiv ha: natürlich sein Standpunkt dieselbe Bereck' tigung, wie der gegnerische, nnd objccti? ein Urtheil in dieser Sache zu füllen, i>! Niemand im Stande, am allerwenigsten ir, unserer Epoche, in der die beiden Richtungen noch um den orrang in der Literatur streiten. Jedenfalls hat Karl Frenze, in seiner Novelle eine werthvolle mi? I fesselnde Dichtung geschaffen, die, von der > eben angedeuteten Tendenz abgesehen, a»ck den verwöhntesten literarischen Geschmack zn befriedigen geeignet ist. Die Fabel einfach und erscheint auch für die Wenk- ! schätzung der Erzählung ziemlich nebeusü^ lich. DaS Hauptgewicht hat der Dichicr auf die Entwickelung der psychologisc«» Borgänge gelegt. Die Charakterzeicbnui« des Pastors, der mit seiner verstorbenen Gattin in unglücklicher Ehe gelebt hat nn> nun nach ihrcni Tode in unsäglich dauernder Pein nach Wahrheit und Kwl> heit über ihre von ihm nur geahnte Schul! trachtet, zeugt von schnrssichtigster Bert achtung, und die Qualen seiner Seelc^

kämpfe sind ebenso ergreifend wie folgerichtig geschildert, sodaß der Leser, obmobl der Charakter des Mannes nicht eben sympathisch ist, doch zn wärmstem Mitgefühl für ihn genöthigt wird. Die Figur ker Tochter ist vielleicht im ersten Tbeil der Geschichte ein wenig zn skizzenhaft behandelt, sodafz man anfangs bei der Lectüre sich von ihr ein den Intentionen des Autors nicht entsprechendes Bild macht, aber mit dem Moment, wo sie aus ihrer anfänglichen Passivität heraustritt nnd eine bedeutsamere Rolle in der EntWickelung der Handlung zu spielen beginnt, ändert sich dies mit einem Schlage, nnd je schärfer und klarer ihre Physiognomie wird, desto wärmere Thcilnadme gewinnt man für sie nnd ihr Geschick. Der Abschlug des Buches bestätigt die Ueberzeugung, die man während der Lectüre gewonnen hat, daß es kein Erzeugmß der Sensation suchenden und lediglich für Unterhaltung sorgenden heutigen Roman-Mbrication, fondern ein echtes Dichterwerk ist. Der Antor verschmäht die landläufige Zuspitzung zu einer Bcrlobung, die das Entzücken der romanleseiiden höheren Töckter und ihrer vorsorglichen Pflegerinnen hervorzurufen pflegt, Cr lägt das Geschick seines Liebespaares offen, was nach Lage der Sache für den feiner empfindenden Leser der einzig richtige Abschluß ist: und wenn er auch dadurch vielleicht beim Gros des Lesepublikums die Popu-j laritöt seiner Dichtung verwirkt hat, so wird er doch bei der maßgebenden Minorität um so größeren Beifall finden.

t',

Russische Dichtungen, übersetzt von SophieBehr. Berlin, B. Be h r's Verlag (E. Bock) 18«>.

Eine vortreffliche Auswahl mit vortrefflichen Nachbildungen. Eine vortreffliche Auswahl, da die Uebersetzerin neue Männer vorführt, die in einem gemissen Gegensatz zu den in Dentschland bekannten russischen Dichtern stehen. Wir kennen zumeist die russischen Prosaschriitsteller, deren Werke als der Spiegel der politischen und socialen Bewegung gelten. Sophie Vehr führt uns eine Anzahl echter Lyriker vor, von welchen einzelne, wie der früh verstorbene Nadson, der vielseitige A. Mnikow und der innige W, Nikitin wohl verdienen, dem westlichen Europa bekannt zn werden. Sophie Behr hat sich durch Uebertragungen von Werken der russischen Literatur schon große Verdienste erworben: das vorliegende Buch er-

scheint uns in jeder Hinsicht als ihre werth-
vollste Leistung. rl.
trt Hl»! limrt I» ,Ieut»kI,e« Nkrxe«. Volks-
von Kok, Ssrlin, Vorlag von Uono.
Ukrllver I?N»«ter. NorauM, voi ZI. Revmouck,
^ »Ott l, Iwrlm, Vi°, I':,„U,'
b^. Koils X„cKk, ^
Lkerd«, 1K,, ScKv«r2. «'eis«, roik, Line KtKiK
>Ie>> I'»tnoti«mv?, Uskt I. Ni>IIs, L, 8«rwn. I
Kiilon, N, v, Xeu« >ov«IIs„. Berlin, ^VältKer
Nliltn,,- reiinner 1K«!. Ni« St, I'etsisIvrcK«
lliiltvcr» IllxriiturkiiKrer. ^>,,K, III: jZoKöno
lllsrntu, ,v«v l»SS. ^KtK, IV: I^KU«-
s«I,Kis vov I8Z4—I»»», ^,drk. V: ?ro»st.
von IS84-ZW9, ^,Ktd, VI:
It>«,Io?,s von I8S», I-sii>?is,', Vsrlsz
<i<„!,'sIKorns »ÜgsW, Rnioa„'I!>dIi«tK«>r. VI.
^»Ki^, ösvck l?>. Skuttgart, »>. Dngsldorn,
Helene, v,, Snej»!» ?r«gsn vor ?veidu»cksrt
I., "uilRckkelck. °"
^Knrr»t»>«;i>>>»<>>, >l, v,, WisrloKt«,. LriiiK»
krl«, K, v,, ^gr»mor ScKrscIlsnktsx» „,I«or>
Ir»,,u», I. XvjscKsn RN>« un>I Ilster, II,>iv»
Kursor Xnv«!!«», IZorlin, Vsdr. ?»«ke>.